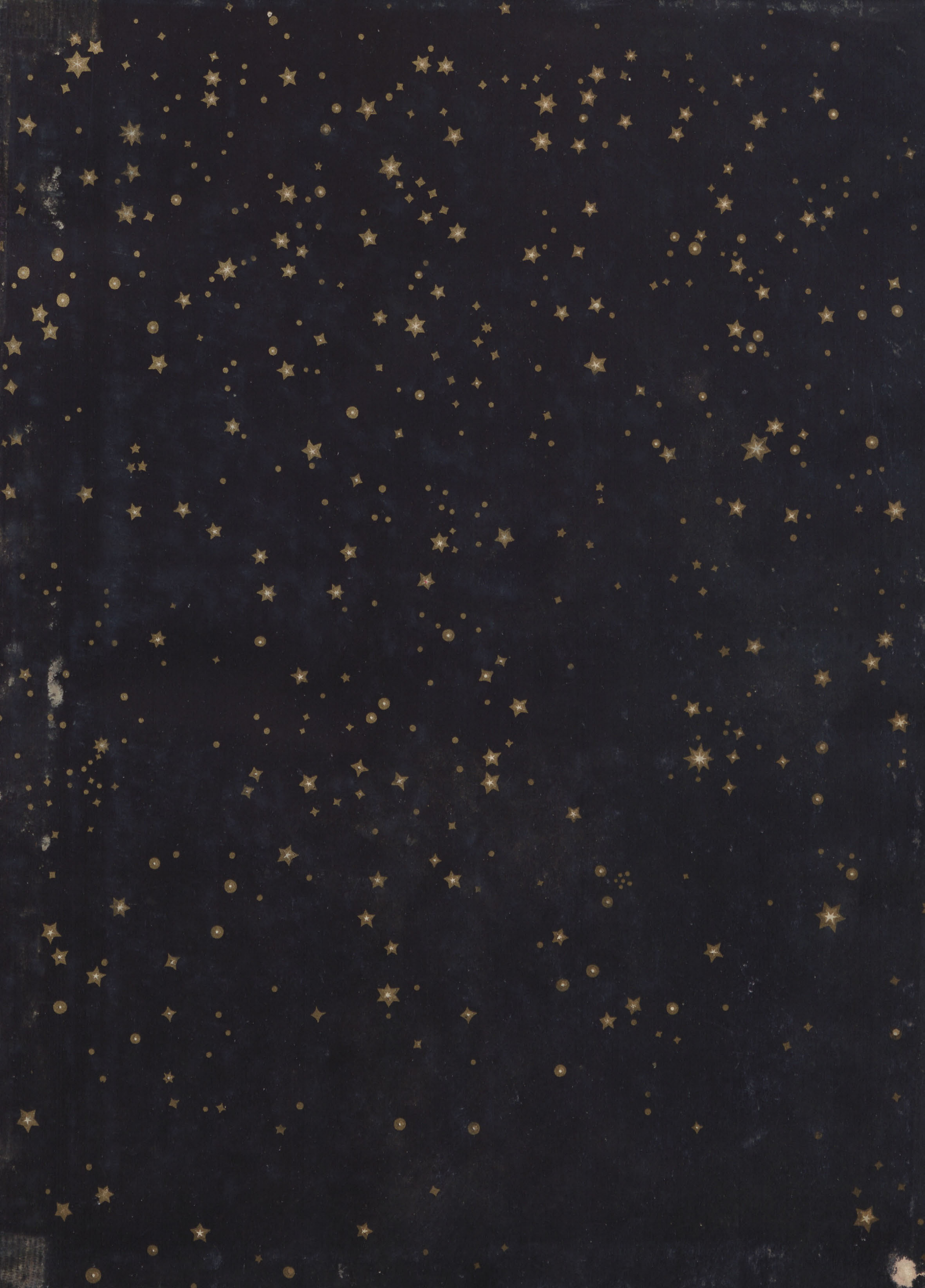
FRANZ VON STUCK

WELTGESCHICHTE

ULLSTEIN & Co. BERLIN



23. 8. 1916.

~~Leſeſaal~~ ~~IV, 263.~~ I 3078 q

Stadt-
bücherei
Elbing

REINH. KÜHN
BERL

Ullſteins

Weltgeſchichte

Herausgegeben von

Prof. Dr. v. Pflugk-Harttung

Weltgeſchichte

Die Entwicklung der Menſchheit in Staat und Geſellſchaft, in Kultur und Geiſtesleben

Herausgegeben von

Dr. J. von Pflugk-Harttung
Univerſitäts-Profeſſor a. D., Archiv-Rat am
Königlichen Geheimen Staats-Archiv in Berlin

unter Mitwirkung von

Dr. J. Beloch, Univerſitäts-Profeſſor in Rom; **Dr. E. Bezold**, Univerſitäts-Profeſſor in Heidelberg; **Dr. K. Brandi**, Univerſitäts-Profeſſor in Göttingen; **D. Dr. Th. Brieger**, Univerſitäts-Profeſſor in Leipzig; **Dr. C. Brockelmann**, Univerſitäts-Profeſſor in Königsberg; **Dr. A. Brückner**, Univerſitäts-Profeſſor in Berlin; **Dr. A. Conrady**, Univerſitäts-Profeſſor in Leipzig; **Dr. P. Darmſtädter**, Univerſitäts-Profeſſor in Göttingen; **Dr. W. Friedensburg**, Univerſitäts-Profeſſor a. D., Königlicher Archiv-Direktor in Stettin; **Dr. K. Haebler**, Profeſſor, Oberbibliothekar in Berlin; **Dr. E. Haeckel**, Univerſitäts-Profeſſor in Jena; **Dr. W. Hauſenſtein** in München; **Dr. K. Th. v. Heigel**, Univerſ.-Prof., Präſident der Kgl. bayr. Akademie der Wiſſenſchaften in München; **Dr. E. Heyck**, Univerſ.-Prof. a. D. in Berlin, **Dr. M. Hoernes**, Univerſitäts-Profeſſor, Kuſtos am k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum in Wien; **Dr. G. Kaufmann**, Univerſ.-Prof. in Breslau; **Dr. LL. D. K. Lamprecht**, Univerſitäts-Prof. in Leipzig; **Dr. K. J. Neumann**, Univerſitäts-Prof. in Straßburg; **Dr. W. Oncken**, weil. Univerſitäts-Prof. in Gießen; **Dr. M. Philippſon**, Univerſitäts-Profeſſor a. D. in Berlin; **Dr. R. Stübe**, Gymnaſial-Oberlehrer in Leipzig; **Dr. H. Ulmann**, Univerſitäts-Prof. in Greifswald; **Dr. H. v. Zwiedineck-Südenhorſt**, weil. Univerſitäts-Profeſſor in Graz.

[Bd. 4]

Berlin
Verlag von Ullſtein & Co

1926 : 1472

Published November 1. 1907. Privilege of copyright in
the United States of America, reserved under the Act
approved March 3, 1905 by Ullstein & Co, Berlin

Stadt-
bücherei
Elbing

57129

[Bd. 4.]

Geſchichte der Neuzeit

1. Das religiöſe Zeitalter 1500–1650

J. von Pflugk-Harttung:

Entdeckungs- und Kolonialgeſchichte

K. Brandi:

Renaiſſance

Th. Brieger:

Reformation

H. von Zwiedineck-Südenhorſt:

Gegenreformation in Deutſchland

M. Philippſon:

Gegenreformation in Süd- und Weſteuropa

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
54

Leitung der illuſtrativen Ausſtattung
Kunſtmaler Carl Langhammer, Berlin

Stadt-
bücherei
Elbing

~~BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU~~

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.

I. Entdeckungs- und Kolonialgeſchichte (J. von Pflugk-Harttung)

Seite

1. Das Weltbild im Altertum und Mittelalter 3-13

Weſen der Koloniſation. Völkerverſchiebungen. Der Trieb zur Entdeckung. Aegypter und Phönizier. Die Beteiligung der Griechen und Römer. Normanniſche Unternehmungen. Die Araber. Italieniſche Handelsrepubliken. Der Kaufmann als Entdecker. Marco Polos Reiſen.

2. Der Seeweg nach Indien 14-21

Europäiſche Bedürfniſſe. Prinz Heinrich der Seefahrer. Martin Behaim. Kap der guten Hoffnung. Vasco da Gama. Die erſten Indienfahrer. Blüte Portugals.

3. Die Entdeckung Amerikas 22-30

Kolumbus. Das Sendſchreiben Toscanellis. Erſte Reiſe. Vertrag von Tordeſillas. Die zweite und dritte Reiſe. Mißwirtſchaft der Spanier auf Hiſpaniola. Vierte Reiſe und Ende des Entdeckers. „Amerika".

4. Die Portugieſen als Koloniſatoren 31-35

Die Eroberungen in Oſtindien. Konquiſtadoren. Albuquerque. Beſitz in Aſien und Afrika. Niedergang.

5. Das Kolonialreich der Spanier 36-51

Die kleinen Entdecker. Cortez und die Azteken. Pizarro und die Inkas. Die Weltumſegelung des Magelhaens und ihr Ergebnis. Die ſpaniſchen Kolonialländer. Verwaltung und wirtſchaftliche Ausbeutung.

6. Die Entdeckungen im Norden 52-60

John und Sebaſtian Cabot. Problem der nordöſtlichen und nordweſtlichen Durchfahrt. Fahrten nördlich von Aſien. Entdeckung von Novaja Semlja und Spitzbergen. Barentz. Fahrten nördlich von Amerika. Davis, Hudſon, Baffin.

7. Hollands Größe und Niedergang 61-73

Nationalwohlſtand der Niederländer. Handelsfreiheit. Verdrängung der Portugieſen aus ihren Kolonien. Die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft. Zuſammenſtöße mit den Engländern. Erfolge in Japan und China. Beſiedelung des Kaplandes: Boeren. Tasman, der Entdecker Auſtraliens. Gründung von Neu-Amſterdam (New-York). Auflöſung der weſtindiſchen, Verfall der oſtindiſchen Kompagnie.

8. Frankreich im Oſten und Weſten 74-83

Die Franzoſen als Kolonialvolk. Richelieu und Colbert. Madagaskar und Senegambien. Oſtindien, Dupleix. Die Antillen. Bukaniers und Flibuſtier. Nordamerika und der Krieg mit England. Friede von 1763.

9. England wird Weltmacht 84-100

Volkscharakter. Engliſche Abenteurer: Drake und Raleigh. Die engliſch-oſtindiſche Kompagnie. Cromwells Navigationsakte. Oſtindien. Lord Clive und Warren Haſtings. Philippinen, Siam. Engliſche Erfolge in Afrika und Weſtindien. Honduras, Guayana. Siedelungen in Nordamerika. Cook. Auſtralien.

10. Dänen, Schweden, Ruſſen 101-102

Däniſche und ſchwediſche Verſuche. Die Ruſſen in Nordaſien. Die Beringſtraße.

11. Italiener und Deutſche 103-110

Venedig und Genua. Die Hanſa und die oberdeutſchen Reichsſtädte. Venezuela, das erſte deutſche Kolonialunternehmen. Welſer und Fugger. Flotten- und Kolonialbeſtrebungen des Großen Kurfürſten. Rückſchritte und Ende der brandenburgiſchen Unternehmungen.

12. Ergebniſſe der Koloniſation 111-115

Zeitabſchnitte und Arten der Kolonien. Kolonie und Mutterland. Entdecker und Eroberer. Wirtſchaftliche und wiſſenſchaftliche Folgen. Nutzen für Weiße und Farbige. Europa als Beherrſcherin der Welt.

II. Renaiſſance (K. Brandi.)

1. Mittelmeerkultur und Zuſammenhang mit der alten Welt, Sizilien und Seeſtädte 120-124

Die Mittelmeerländer. Süditalien. Der Staat Friedrichs II. Piſa, Genua, Venedig.

2. Abendländiſche Kultur und mittelalterliche Weltanſchauung in Italien. Dante 125-132

Frankreichs geiſtige Vorherrſchaft. Italieniſches Städteweſen. Der heilige Franziskus. Bettelorden. Guelfen und Ghibellinen. Dante als Dichter und Denker. Die italieniſche Frührenaiſſance.

Seite

3. Höfiſche und bürgerliche Kultur. Nationale Kunſtſprache und gelehrter Humanismus 133-141
Boccaccio. Petrarca. Die bürgerliche Geſellſchaft. Das Volgare. Die Wiedererweckung des klaſſiſchen Altertums. Florentiner Humaniſten.

4. Formen der Herrſchaft. Bürger, Signoren, Tyrannen, Condottieri . . . 141-148
Politiſche Geſtaltung der italieniſchen Stadtſtaaten. Piſa und Lucca. Die Scaliger in Verona und die Carrara in Padua. Florenz. Mailand und die Visconti. Die Macht der Condottieri.

5. Das Quattrocento. Künſtler, Gelehrte, Dichter und Heilige 148-159
Florenz als Mittelpunkt der Frührenaiſſance. Maſaccio, Donatello, Brunelleſco, Ghiberti. Mantegna im Venezianiſchen, Lionardo in der Lombardei. Antike Einflüſſe. Leone Battiſta Alberti. Das Griechiſche. Anfänge des Humanismus. Antike Aufklärung und mittelalterliches Kirchentum. Die Medici und ihre Kultur. Pazziverſchwörung. Savonarola.

6. Das Fürſtentum der Päpſte 159-168
Weltliche Intereſſen des Papſttums. Nikolaus V., der erſte Renaiſſancepapſt. Enea Silvio, Papſt Pius II. Poggio Bracciolini. Lorenzo Valla. Bau der ſixtiniſchen Kapelle. Nepotenwirtſchaft. Die Borgias. Die Höfe Italiens. Papſt Julius II.

7. Die Hochrenaiſſance 168-178
Raffael, Lionardo, Fra Bartolomeo, Michelangelo. Florenz. Vorherrſchaft Roms. Bramante. Leo X. Das Medicäiſche Papſttum. Macchiavelli. Niedergang Roms. Erbauung der Peterskirche. Kirchliche Stärkung des Papſttums.

8. Die kleinen Höfe und die Lebenskunſt. Kultur Venedigs 178-184
Höfiſche Kultur und Geſelligkeit. Graf Caſtiglione. Taſſo. Venezianiſche Renaiſſance: Malerei. Literatur.

9. Literariſcher Rückblick 185-187
Humanismus. Die ſpätere Wiſſenſchaft und Erkenntnis.

III. Reformation (Th. Brieger)

1. Die geiſtliche Weltmacht des Mittelalters 191-199
Der Kern ihres Weſens. Der Papſt als irdiſcher Gott. Die Prieſter- und Sakramentskirche. Die Weltherrſchaft der Papſtkirche.

2. Vergebliches Sturmlaufen wider die Zwingherrſchaft des Papſttums . . . 200-223
Die Bekämpfung des päpſtlichen Abſolutismus. Die antihierarchiſche Bewegung Wiclifs und der Huſiten. Die neue Wirtſchaftsordnung und die höhere ſtädtiſche Bildung. Die Renaiſſance und der Humanismus. Renaiſſance und römiſche Kirche; ihr gegenſeitiges Verhältnis. Die Laienfrömmigkeit am Ende des Mittelalters, ihre Bedeutung für die Zeit. Die Lage des Papſttums unmittelbar vor der Reformation.

3. Der Angriff auf den Ablaß 224-240
Leo X. und der Mainzer Ablaß. Der Ablaß zur Zeit Luthers. Luthers Theſen (31. Oktober 1517). Die Aufnahme der Theſen und ihre erſten Folgen. Leo X. und Friedrich der Weiſe. Das Zwiſchenſpiel der Kaiſerwahl und der päpſtliche Bannſtrahl.

4. Der Reformator 240-267
Luthers Eltern. Luther im Kloſter. Die Eroberung einer neuen religiöſen Welt. Das reformatoriſche Prinzip: das Ende des Mittelalters. Das Erwachen des reformatoriſchen Bewußtſeins in Luther. Die Abſage an das antichriſtliche Papſttum und die Eröffnung des Angriffes. Die Reformvorſchläge der Schrift „An den Adel". Die Befreiung der Gewiſſen: die Zerſtörung der Papſtkirche. Die Befreiung des Staates aus der Prieſtergewalt. Die Zerſtörung der Sakramentskirche. Das neue Lebensideal: Die Zurückgabe des Menſchen an das Diesſeits. Der Sieg der individuellen Frömmigkeit und des Rechtes perſönlicher Eigenart. Die Verewigung des Bruches mit dem Antichriſt: das Flammengericht von Wittenberg.

5. Das deutſche Volk, Kaiſer und Reich 267-285
Die Zeit und das Volk Luthers. Die Erhebung der deutſchen Nation. Die Gegner und die Mitſtreiter Luthers. Der deutſche Humanismus und die Reformation. Die verſchiedene Stellung der Humaniſten zur Reformation. Erasmus, Melanchthon, Hutten. Der nationale Gedanke. Deutſchland und Karl V. Karl V. und Luther auf dem Reichstage zu Worms.

6. Der unaufhaltſame Fortgang der evangeliſchen Bewegung (1521-1524) . . 285-296
Der Reformator in Kampf und Arbeit auf der Wartburg. Die Haltung der deutſchen Fürſten. Die Ausbreitung und Befeſtigung des evangeliſchen Glaubens in Deutſchland. Erſter Rückſchlag. Der Anfang der Spaltung der Nation.

7. Die Revolution von 1525 und die Reformation 297-322
Die Bauernerhebungen des ausgehenden Mittelalters. Die vornehmſten Anſtöße zum Bauernkriege. Das allgemeine Programm der Bauern und die weitergehenden Abſichten im Süden. Die theokratiſche Revolution in Mitteldeutſchland. Luther und die Bauern. Der Verlauf des Krieges. Seine Folgen.

Seite

8. Karl V., die Mächte und das Reich von 1525-1532 322-351

Die auswärtigen Verhältniſſe. Frankreich und der Papſt. Der Speierer Reichstag von 1526. Die Errichtung evangeliſcher Landeskirchen auf reichsrechtlicher Grundlage. Karl V. im Krieg mit dem Papſt und mit Frankreich. Die Plünderung Roms (1527). Der Rückſchlag der Machtſtellung Karls auf Deutſchland. Der Speierer Reichstag von 1529 und die Proteſtation. Ulrich Zwingli. Die Eigenart ſeiner Reformation. Der Glaubenskampf in der Schweiz bis 1529. Die Weltpolitik Zwinglis. Politik und Religion auf der Zuſammenkunft zu Marburg. Die Bedrängnis der deutſchen Proteſtanten. Der Sturz Zwinglis und der Schmalkaldiſche Bund. Die ſteigende Not Karls V. und der Nürnberger Religionsfriede von 1532.

9. Der neue Aufſchwung der Reformation in Deutſchland. Ihr Zug durch Europa (1532-1545) 351-373

Die Fortſchritte des Proteſtantismus im Reiche. Spanien und Italien. Die Anfänge einer Reſtauration des Katholizismus. Weſteuropa und der Calvinismus. Die kirchliche Umwälzung in England.

10. Die Kataſtrophe des Schmalkaldiſchen Krieges und das Konzil von Trient 373-390

Die Wendung zum Kriege und Karls Bündnis mit dem Papſt. Die deutſchen Helfer Karls. Herzog Moritz von Sachſen. Die Kriegserklärung von Kaiſer und Papſt. Der Krieg von 1546—1547. Die Niederwerfung des Schmalkaldiſchen Bundes und ihre nächſten Folgen. Das Konzil und der Papſt.

11. Karl V. auf der Höhe ſeiner Macht. Sein Sturz. Das Abkommen der deutſchen Parteien untereinander (1547-1555) 390-406

Das proviſoriſche Religionsgeſetz des Kaiſers, das „Interim“ von 1548. Der Widerſtand gegen die Glaubens-Diktatur des Kaiſers. Die Fürſtenrevolution. Von Paſſau nach Augsburg. Kurfürſt Moritz. Die Ohnmacht des Kaiſers. Der Friede von Augsburg (1555). Seine prinzipielle Bedeutung und ſeine Mängel.

12. Das Ergebnis 407-412

IV. Gegenreformation in Deutſchland (H. von Zwiedineck-Südenhorſt)

1. Geiſtiger Antrieb zur Gegenreformation 417-422

Germaniſches und romaniſches Chriſtentum. Ignatius von Loyola. Gründung und Verfaſſung der Geſellſchaft Jeſu. Jeſuiten und Papſttum. Siegeszug des Jeſuitenordens durch Europa.

2. Vorbedingungen des dreißigjährigen Krieges 423-428

Wirtſchaftliche Wandlungen. Münzverſchlechterung. Landesherrliche Geſetzgebung und Feſtigung der Territorialgewalt. Veränderungen in der Kriegführung; Landsknechtsweſen.

3. Folgen des Religionsfriedens in Deutſchland 429-432

Der geiſtliche Vorbehalt. Der Jülich-Cleveſche Erbfolgeſtreit. Beginn der Gegenreformation in Oeſterreich. Maximilian I. von Bayern. Donauwörther Händel und Gründung der proteſtantiſchen Union.

4. Union und Liga 433-435

Chriſtian von Anhalt. Kölner Erbfolgeſtreit. Ziele der Union. Die katholiſche Liga. Kriegsgefahr.

5. Die ſtändiſche Bewegung in Oeſterreich 436-443

Kaiſer Matthias. Ungarn und Böhmen. Vertrag von Xanten. Ferdinands Königswahl. Fenſterſturz zu Prag. Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz. Die außerdeutſchen Verbündeten. Vorſtoß der proteſtantiſchen Böhmen unter Matthias von Thurn. Die öſterreichiſchen Proteſtanten.

6. Der böhmiſche Krieg 444-448

Wahl Ferdinands zum deutſchen Kaiſer. Die Böhmen wählen Friedrich V. zum König. Bethlen Gabor. Die Machtmittel der Böhmen, der Union und der Habsburger. Vormarſch Maximilians gegen Böhmen. Schlacht am weißen Berge (1620).

7. Die deutſchen Condottieri 449-468

Böhmen den Katholiken zurückgewonnen, die Pfalz durch die Spanier beſetzt; Süddeutſchland kaiſerlich. Graf Mansfeld und andere evangeliſche Heerführer. Condottierekrieg. Schlacht bei Wimpfen. Friede mit Bethlen Gabor. Bayern erhält die pfälziſche Kur. Wallenſteins Emporkommen. Einmiſchung des Auslandes. Hervortreten Guſtav Adolfs. Chriſtian von Dänemark. Wallenſtein kaiſerlicher General-Oberfeldhauptmann. Sein Heer und ſeine Kriegführung. Roßlau und Lutter am Barenberge. Mansfeld †. Ernſt Johann von Weimar †. Wallenſtein und der kaiſerliche Hof.

8. Fremde Einflüſſe 469-478

Aufkommen der Söldnerheere. Norddeutſchland dem Kaiſer unterworfen. Mißſtimmung gegen Wallenſtein. Wallenſtein, kaiſerlicher Admiral und Herzog von Mecklenburg. Maximilian von Bayern. Friede von Lübeck. Wallenſtein belagert vergeblich Stralſund. Erlöſchen des Hauſes Gonzaga. Richelieus italieniſche Politik. Reſtitutionsedikt; Kurfürſtentag zu Regensburg. Richelieus Umtriebe. Abſetzung Wallenſteins.

9. Guſtav Adolf 479-492

Guſtav Adolf als nationaler Fürſt. Beſetzung Pommerns durch den Schwedenkönig und Verhandlungen mit Brandenburg und Sachſen. Tilly erobert Magdeburg. Schlacht bei Breitenfeld. Verhandlungen Wallenſteins mit Guſtav Adolf. Wallenſtein und der Kaiſer. Schlacht am Lech, Tod Tillys. Wallenſtein kaiſerlicher Generaliſſimus. Lager bei Fürth und Nürnberg. Schlacht bei Lützen (1632).

Seite

10. Wallenſteins Fall 493-498

Entſchädigung der Armeen. Wallenſteins Pläne und Unternehmungen. Umtriebe gegen Wallenſtein; das kaiſerliche Abſetzungsdekret. Ermordung Wallenſteins (1634).

11. Der ſchwediſch-franzöſiſche Krieg 499-506

Friedensbeſtrebungen. Vertrag von Leitmeritz. Prager Friede. Beitritt Brandenburgs. Wiederausbruch des Krieges mit Schweden. Richelieus Anteil. Vertrag von Saint Germain en Laye (1635). Bernhard von Weimar im Dienſte Frankreichs. Ferdinand III. Krieg in den Rheingegenden. Die pommerſche Frage. Erneute Friedensverhandlungen. Lutheraner und Calviniſten. Die Schweden unter Wrangel. Banérs Tod; Torſtenſon Befehlshaber. Der Kaiſer macht Friedensvorſchläge. Schlacht bei Leipzig.

12. Der Weſtfäliſche Friede 507-517

Friedenskongreß in Münſter und Osnabrück. Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 1648 Friedensſchluß. Frankreichs Sieg. Mazarin und Ludwig XIV. Gebietsveränderungen. Die Konfeſſionen. Sieg des Territorialgedankens. Wirtſchaftliche Folgen. Elend im Reiche. Entvölkerung und Hungersnot. Aufſchwung des Nationalgefühls. Literatur, Dichtkunſt, Architektur und Kunſthandwerk.

V. Gegenreformation in Süd- und Weſteuropa (M. Philippſon)

1. Die Gegenreformation in Südeuropa und den Niederlanden 521-553

Philipp II. und das ſpaniſche Reich. Aufblühen Englands. Philipp II. vermählt ſich mit Maria der „Katholiſchen“. Die engliſche Gegenreformation. Der franzöſiſch-ſpaniſche Krieg. Tod Marias. Die Inquiſition in Italien und Spanien. Philipp beginnt den Kampf mit den Niederländern. Margarete von Parma. Wilhelm von Oranien. Sturz Granvellas. Der „Kompromiß“. Die Geuſen. Bilderſturm. Alba wird Statthalter: „Blutrat“. Hinrichtung Egmonts und Hornes. Philipp und der Islam. Seeſchlacht bei Lepanto. Die Don Carlos-Tragödie. Zunehmende Bedrückung der Niederländer. Erfolge der Waſſergeuſen. Abfall der Niederlande. Alba abberufen. Holland und Seeland unabhängig. Pazifikation von Gent. Don Juan d'Auſtrias Statthalterſchaft und Tod.

2. Der Sieg der Reformation in Großbritannien 554-564

Eliſabeth von England. Die Grundſätze ihrer Politik. Burleigh und Leiceſter. Schottiſche Gegenreformation. Der „Covenant“. Maria Stuart als Königin. Ihre Flucht nach England. Eliſabeths Bruch mit der katholiſchen Kirche. England evangeliſch. Sein Handel und Wohlſtand.

3. Die religiöſen Bürgerkriege in Frankreich 565-572

Die Hugenotten unter Heinrich II., Franz II., Katharina von Medici und Karl IX. Die Bartholomäusnacht. Heinrich III. Friede von Beaulieu. Heinrich von Navarra. Die Ligue.

4. Ende Philipps II. 573-593

Alexander Farneſe Statthalter der Niederlande. Philipp erwirbt Portugal. Sein Eingreifen in die franzöſiſchen Parteikämpfe. Eroberung von Antwerpen. Kampf mit Niederländern und Engländern. Hinrichtung Maria Stuarts. Untergang der ſpaniſchen Armada. Die letzten Valois. Heinrich IV. (Bourbon) König von Frankreich. Seine Kämpfe mit der Ligue. Philipps Mißerfolge im Alter. Spaniens Kunſt und Literatur. Seine wirtſchaftliche Erſchöpfung. Friede mit Frankreich. Philipps Tod.

5. Stuarts und Bourbons 594-609

Das Zeitalter Eliſabeths. Die engliſche Nationalliteratur. William Shakeſpeare. Jakob I. (Stuart), König von England. Frankreich unter Heinrich IV. Edikt von Nantes. Heinrich IV. als Selbſtherrſcher. Sein Miniſter Sully. Finanzen und Verwaltung. Wirtſchaftliche Blüte, Kunſt und Wiſſenſchaft in Frankreich. Philipp III. und der Niedergang Spaniens. Kampf mit den Niederländern und Waffenſtillſtand. Auswärtige Politik Heinrichs IV., ſeine Ermordung.

6. Italien in der Zeit der Gegenreformation 610-613

Folgen der Inquiſition. Verfall in Literatur und Kunſt. Die Epigonen der Renaiſſance. Papſttum und Jeſuiten. Die kleinen Staaten (Toskana und Venedig). Spaniſcher Einfluß.

7. Richelieu 614-629

Maria von Medici. Letzte Einberufung der Generalſtände. Anfänge Ludwigs XIII. Richelieus Politik. Moritz von Oranien und Olden-Barneveld. Blüte der Niederlande in Handel und Kunſt. Niederlage der Hugenotten und des franzöſiſchen Hochadels. Richelieus Erfolge. Seine auswärtige Politik. Philipp IV. von Spanien und Olivares. Friedrich Heinrich von Oranien. Frankreichs Anteil am dreißigjährigen Kriege. Das Elſaß wird franzöſiſch. Frankreichs Uebergewicht in Europa. Verſchwörung gegen Richelieu. Ergebniſſe ſeiner Verwaltung. Das Verhältnis von Staat und Kirche. Keime der großen Revolution. Pariſer Salons, Kultur und Geſellſchaft. Richelieus Tod.

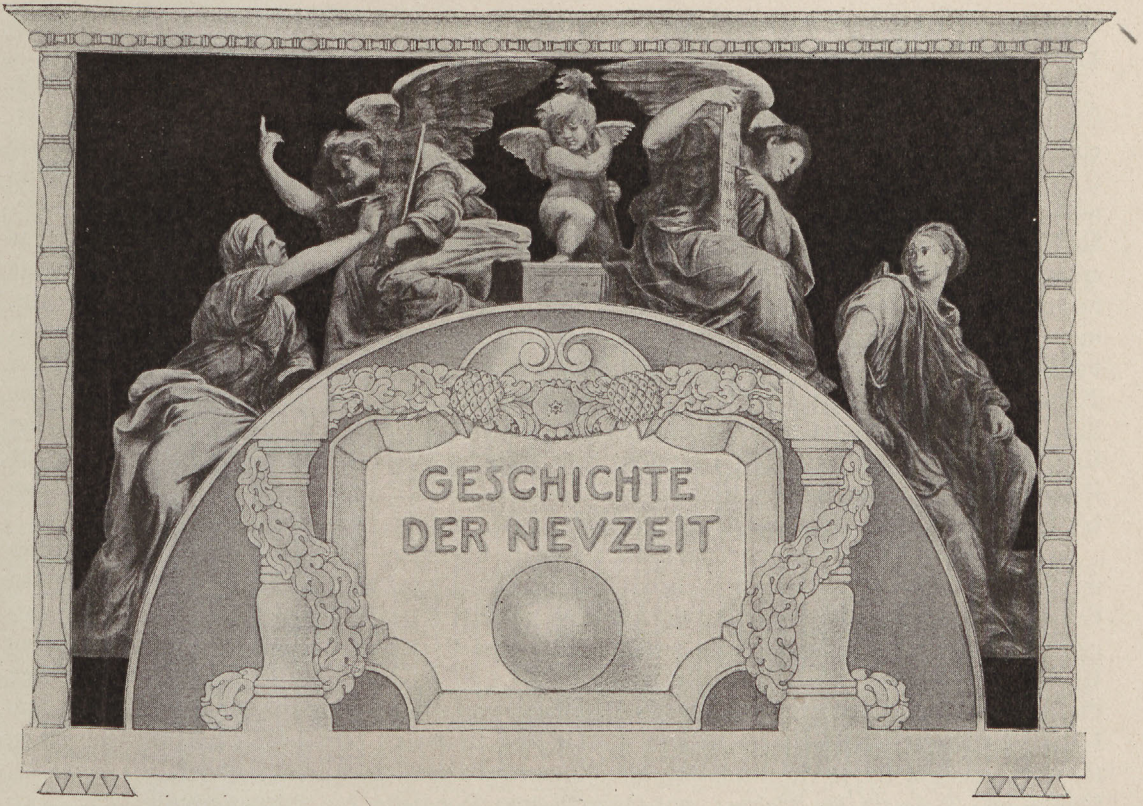
Zeittafel.

Regiſter.

Verzeichnis der Tafeln und Beilagen.

Seite
Brief des Columbus über die Entdeckung Amerikas aus dem Jahre 1493 . . . 24
Karte der Südſpitze von Amerika nach einer in Liſſabon befindlichen, 1571 angefertigten Zeichnung des portugieſiſchen Geographen Vaz-Dourado . . 32
Mexikaniſche Altertümer aus der Zeit der Azteken 40
Peruaniſche Altertümer aus der Zeit der Inka 48
Seeſchlacht zwiſchen Engländern und Holländern Juni 1666. Gemälde von W. van der Velde d. J. (1633—1707) im Rijksmuſeum zu Amſterdam 64
Vergleichende Überſichtskarte zur Entdeckungs- und Kolonial-Geſchichte 72
Schiffe aus dem 14., 15., 16. und 17. Jahrhundert 88
Groß-Friedrichsburg, der Hauptort der brandenburgiſchen Kolonie an der Guinea-Küſte. Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1688 104
Illuſtration zu Dantes Göttlicher Komödie (Inferno XVIII. Geſang). Farbig übermalte Silberſtiftzeichnung von Sandro Botticelli (1446—1510) im Kgl. Kupferſtichkabinett zu Berlin 128
Der Triumph der Venus. Darſtellung des Monats Mai aus dem Fresken-Zyklus von Baldaſſar Coſſa und Coſimo Tura im Palazzo Schifanoja zu Ferrara ~~144~~ 136
Handzeichnungen von Leonardo da Vinci 168
Aus der Renaiſſancezeit: Die Hochzeit zu Kana. Von Paolo Veroneſe (1528—1588). Königliche Gemäldegalerie zu Dresden 184
Fakſimile einer Seite (Kommentar zu den Sprüchen Salomonis) aus Gutenbergs 42zeiliger lateiniſcher Bibel (entſtanden um 1453—1456). Nach einem Exemplar im Britiſchen Muſeum zu London 216
Luthers 95 Theſen. Nach einem im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin aufbewahrten Drucke aus dem Jahre 1517 224
Ablaßbrief aus dem Jahre 1455, gedruckt von Gutenberg auf ſeiner erſten Preſſe 232
Luthers Paſſional Chriſti und Antichriſti, mit Holzſchnitten von Lukas Cranach dem Älteren 248
Erasmus von Rotterdam. Gemälde von Hans Holbein d. J. (1497—1543) im Louvre zu Paris 256
Martin Luther, farbige Zeichnung von Lukas Cranach dem Älteren (1472—1553) im Kgl. Kupferſtichkabinett zu Berlin 264
Geleitbrief Kaiſer Karls V. für Luther zur Reiſe nach Worms 1521 280
Zwei Seiten aus Luthers Überſetzung des alten Teſtaments (Pſalter), in Luthers eigener Niederſchrift, mit ſeinen Korrekturen verſehen. Original in der Kgl. Bibliothek zu Berlin 288
Philipp Melanchthon. Kupferſtich von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1526 . . 296
Angebliches Porträt des Ulrich Zwingli. Nach einem dem Hans Holbein zugeſchriebenen Gemälde in den Uffizien zu Florenz 328
Der heilige Georg ſprengt über den erſchlagenen Drachen. Sinnbild des über die Papſtkirche ſiegenden Proteſtantismus. Holzſchnitt, mit Gold gehöht, nach Lukas Cranach. Original in der Sammlung Mitchell 352

Seite
Johann Calvin. Nach einer Zeichnung von Louiſe Henry geb. Claude 360
Vergleichende Überſichtskarte von Mitteleuropa zur Zeit der Reformation und im Jahre 1650 400
Ignatius von Loyola heilt Beſeſſene. Gemälde von Peter Paul Rubens (1577—1640) im Hofmuſeum zu Wien 424
Kriegsleute à la mode. Satiriſches Flugblatt auf die Modetorheiten der Kriegsleute vom Jahre 1629 432
Reitertreffen in der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Gemälde von Ph. Wouvermann (1619—1668) in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden 440
Die drei Bettler aus Böhmerland. Zeitgenöſſiſches Flugblatt auf die Ereigniſſe des Jahres 1620 448
Lagerſzene aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Ph. Wouvermann (1619—1668) in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden 456
Der Tod des Kredits. Flugblatt auf den wirtſchaftlichen Niedergang während des dreißigjährigen Krieges 464
Brief Wallenſteins an Georg Wilhelm, Kurfürſten von Brandenburg, 25. Juni 1627. Original im Kgl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin 472
Guſtav Adolf, König von Schweden. Nach einer Farbenſkizze des A. van Dyck in der Kgl. Pinakothek zu München 480
Raubanfall in der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Gemälde des Sebaſtian Vrancx in der Herzoglichen Gemäldegalerie zu Braunſchweig 488
König Guſtav Adolf von Schweden in der Schlacht bei Lützen. Gemälde von Jan Aſſelyn (1610—1652) in der Herzoglichen Gemäldeſammlung zu Braunſchweig 492
Die beiden letzten Seiten der Pilſener Schlüſſe mit den Unterſchriften von Wallenſteins Offizieren 496
Lagerſzene aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Gemälde von Bourdon in der Kgl. Gemäldegalerie zu Kaſſel 504
Feſt der Amſterdamer Schützen zur Feier des weſtfäliſchen Friedens (1648). Gemälde von Govaert Flinck (1615—1660) im Rijksmuſeum zu Amſterdam 512
Soldatenrauferei bei Teilung der Beute. Gemälde von W. C. Duyſter (1599—1635) in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden 552
Geſchütze aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert 568
König Heinrich IV. von Frankreich und ſeine Gattin Maria von Medici. (Abſchied des Königs zum Kriege gegen Deutſchland.) Gemälde von Peter Paul Rubens (1577—1640) im Louvre zu Paris 600
Übergabe von Breda an die Spanier 1625. Gemälde von Diego Velasquez (1599—1660) im Pradomuſeum zu Madrid 608
Kulturbild aus dem niederländiſchen Bauernleben: Der Eiertanz. Gemälde von Pieter Aertſen (1568—1575) im Rijksmuſeum zu Amſterdam . . . . 615 614.
Emanuel Armand du Pleſſis, Kardinal von Richelieu. Gemälde von Philippe de Champaigne (1602—1674) in der Nationalgalerie zu London . . . 624



DAS RELIGIÖSE ZEITALTER 1500-1650

Das Mittelalter erſcheint als eine ahnungsvolle Kindheit des abendländiſchen Menſchengeſchlechtes, welche gipfelt in einer alles überſchattenden, alles durchwirkenden Weltkirche. Dieſe Kirche war das Bindeglied zwiſchen Himmel und Erde, ſie vermittelte das ſündige und vergängliche Diesſeits mit dem Jenſeits der Ewigkeit: ſie ſtellte die große Anſtalt des Heils dar, gewiſſermaßen das Reich Gottes auf Erden. Bildete die Kirche die Gemeinſchaft der chriſtlich-abendländiſchen Menſchheit, ſo der Stand die Grundlage des Einzelweſens: es beſaß ſeine Daſeinsgültigkeit erſt im Stande und durch den Stand, dem es angehörte.

Aber dauernd erträgt die Menſchheit keine Unnatur und einſeitigen Überſpannungen: die Kirche und der Stand erlagen den hereinbrechenden Neuſtrömungen: Der Laie, der Menſch als ſolcher beſtieg ſiegesgewiß den Thron. Das ſelbſtändig religiöſe Denken und Empfinden erwachte, die Wiſſenſchaft erſchütterte den Bibelglauben, in den Städten erwuchs ein kraftbewußtes Bürgertum, die Einwirkung des Altertums erzeugte eine neue Kulturwelt, und der Nationalſtaat mit dem Fürſtentume erzwang ſich ſein politiſches Sonderleben.

Eine hohe Entfaltung hatte das Weſen des Mittelalters in Frankreich erreicht. Hier gediehen Rittertum und Mönchsweſen zur Vollendung, hier entſtanden die geiſtigen Gipfelungen der Kirche: Myſtik, Scholaſtik und Gotik. Doch daneben erwuchſen unmittelalterliche Gebilde im Nationalſtaat, dem römiſchen Rechte und der Laienkultur. Der franzöſiſche Nationalſtaat begann ſich ſchon im 9. Jahrhundert zu regen, ſeit dem 12. nahm er beſtimmte Geſtalt an im Königtume. Eine wichtige Kräftigung erhielt die Staatsgewalt durch das römiſche Recht. Hatten die Gloſſatoren alles wüſt zuſammengetragen und verſchmolzen, deſſen ſie habhaft wurden, ſo erhob ſich dagegen in Frankreich eine philologiſche Strömung, welche das Recht in ſeiner quellenmäßigen Reinheit zu erfaſſen ſuchte. Und dieſes Recht war Laienrecht, welches den Papſt nicht kannte, von der Macht des weltlichen Herrſchers aber die höchſten Begriffe hatte. Dazu kam das Rittertum mit ſeinem Laienliede in der Volksſprache, ſeiner Verherrlichung der weltlichen Liebe, der Frau Minne.

Aber das eigentliche Land der Wiederbelebung, der Renaiſſance, iſt doch Italien geworden. Es erzeugte das Papſttum und die Kräfte, welche es zermürbten und die Neuzeit einleiteten: eine Revolution der Geiſter, langſamer und weniger gewalttätig als die franzöſiſche, aber um ſo reicher und allumfaſſender. Die Renaiſſance bildete gleichſam die letzte Prachtblüte der italieniſchen Weltkultur, das letzte ſtrahlende Aufflammen einer zweitauſendjährigen Geiſtesleuchte. Noch beſaß das Altertum gewiſſermaßen Leben auf ſeinem heimatlichen Boden, noch redeten rings erhabene Bildſäulen und Bautrümmer in unvergleichlich größerer Menge und Schönheit als heute. Das römiſche Recht war nie ganz erloſchen und die römiſche Literatur nie ganz vergeſſen, nicht die antike Philoſophie, Geſchichte und Dichtkunſt. Erleichterte doch die italieniſche Sprache, der Mutter Latein Lieblingstochter, Verſtändnis und Erkenntnis. Man ſchuf ſich ein Ideal der Vorzeit, faßte es als Wirklichkeit und erachtete die Rückkehr zum Urſprünglichen als ſittliche Pflicht, als heiliges Vermächtnis, überzeugt von der ſieghaften Gewalt, von der Erhabenheit, der Unvergänglichkeit des menſchlichen Geiſtes. Der Menſch wurde zum Mittelpunkte der Welt und ihrer unzähligen Äußerungen. Überall ſtrebte man nach Vollendung, nach dem Höchſten. Man konnte es, denn eine Hauptgrundlage war und wurde erreicht: der äußere Wohlſtand.

Dem beängſtigenden Mangel des Mittelalters an Edelmetall, der notgedrungen zur Naturalwirtſchaft geführt hatte, entwand Italien ſich zuerſt. Es bildete das natürliche Bindeglied zwiſchen den beiden großen Handels- und Kulturgebieten des Abend- und Morgenlandes, und ſeine aufgeweckte und regſame Bevölkerung verſtand früh, zumal ſeit den Kreuzzügen, dieſen günſtigen Umſtand auszunutzen. Italiens Kaufleute und Bankiers beherrſchten eine Zeitlang den europäiſchen Geldverkehr. Der geſteigerte Beſitz erweckte Selbſtvertrauen, Bürgerſtolz und ſchöpferiſche Leiſtungskraft. Mit Dante und Petrarca begann ſich die Dichtkunſt aus den Feſſeln des Mittelalters zu löſen, mit Villani tat es die Geſchichte, mit Laurentius Valla die hiſtoriſche Kritik, mit Cimabue, Giotto und Maſaccio die Malerei, mit Ghiberti und Donatello die Bildhauerkunſt. Die Baukunſt ſtand ſchon im 12. Jahrhundert unter antiken Einflüſſen, um ſchließlich in Brunellesco, Bramante und Michelangelo ihre glänzenſten Vertreter zu finden. Ein Vielwiſſer, Pico von Mirandola, vertraut mit der griechiſchen, lateiniſchen, hebräiſchen, chaldäiſchen und arabiſchen Sprache, verſuchte die Religion mit der platoniſchen und ariſtoteliſchen Philoſophie zu verſchmelzen. Im Kriegsweſen verdrängte die Feuerwaffe den Panzer und das Schwert, das Fußvolk die Reiterei, der geworbene Soldat den Lehnsreiter; langſam hielt das Maſſenheer ſeinen Einzug. Die Condottieri erdachten eine neue Kriegskunſt, und einer der erlauchteſten Geiſter und bedeutendſten Maler, Leonardo da Vinci, brütete über Feſtungs- und Stadtverteidigungsplänen. Es dämmerte die Ahnung von den großen Zuſammenhängen des Wirtſchaftslebens, des modernen Geldweſens und der modernen Staatskunſt, welche in Ceſare Borgia ihren verführeriſchen, rückſichtsloſeſten Vertreter und in Machiavelli ihren geiſtesſtarken, unbedenklichen Lehrer fand.

Das Bürgertum der Städte war unter dem biſchöflichen Krummſtabe geborgen und erſtarkte zumal in Nord- und Mittelitalien, welche immer Stadtländer geweſen ſind. Hier umſchloß die gleiche ſchützende Mauer Bürger, Geiſtlichkeit und Adel, ſie dadurch gewaltſam ausgleichend und demokratiſierend. Aber der Gegenſätze und der widerſtrebenden Anſprüche und Leidenſchaften waren zu viele, das Daſein des einen Gemeinweſens wurde zu oft durch die Macht des Nachbarn bedroht: es galt deshalb, das Ganze zuſammenzuhalten und wirkungsfähig zu machen. Das konnte gewöhnlich nur durch einen Herrn, einen Signore, geſchehen, der ſich leicht zum Dauergebieter, ſogar zum Erbfürſten aufſchwang. In letztem Grunde war auch dies nichts weiter als die Geltendmachung der Perſon. Alle Städte Italiens ſind der „Tyrannei“ verfallen, außer Venedig und Genua.

Ein Sturm der Geiſter war einhergebrauſt; er hatte die dumpf brütende Luft des Mittelalters zerteilt und die Welt gereinigt von den Schlacken eines Jahrtauſends. Die Schranken der Kirche und des Standes waren zertrümmert zugunſten einer unermeßlichen Schrankenloſigkeit. Nicht mehr durch Buße und Gebet wollte die Perſönlichkeit gottähnlich werden, ſondern durch den überwältigenden Erfolg. So entſtand eine Lebensfülle ſondergleichen im Guten und Böſen, im Erhabenen und Gemeinen: eine verfeinerte Geſelligkeit, eine Blüte in Kunſt, Wiſſenſchaft, Dichtung und Allgemeinbildung, ein harmoniſcher Zuſammenklang, der ſich dreiſt dem Altertum an die Seite ſtellte. Aber neben dem vornehm verfeinerten Genuſſe frönte das Geſchlecht allen Leidenſchaften, einer Selbſtſucht, Sittenloſigkeit und Verworfenheit ohnegleichen. Raffiniert und wild ergab man ſich jedem Laſter, einer entfeſſelten Sinnlichkeit, einer unerſättlichen Frauenliebe, welche die Bande der Ehe zerſprengte; gierig haſchte man nach Geld, nach Ruhm, nach Glanz, nach Herrſchaft. Wahre Verbrechenskünſtler entſtanden, welche frevelten aus teufliſcher Luſt am Frevel. Nie hat es eine gleiche Zeit geſteigerter Menſchen gegeben.

Vorahnend erwuchſen die Italiener zu Bahnbrechern des Fernverkehrs, weil ſie die Geographie und das Reiſen in hohem Grade wiſſenſchaftlich betrieben. Aber gerade hier fand die Schrankenloſigkeit ihre Schranke an der Lage des Landes im Binnenbecken des Mittelmeers. So konnte ein kleines, wenig begabtes, rauhes Volk, deſſen Küſte aber der Ozean beſpülte, in den Vordergrund treten: das der Portugieſen, dem ſich bald das benachbarte Spanien anſchloß. Beide arbeiteten durchaus mit der Technik der Renaiſſance, vielfach auch mit Italienern an Bord. Die Entdeckungen begannen, denen eine Zeit der Ferneroberungen und der Koloniſation folgen konnte. Wunderlich paarten ſich Vergangenheit und Gegenwart in jenen Abenteurergeſtalten, welche auszogen, um mit furchtbarem Wagemute und zermalmender Kraft unendliche Gebiete und märchenhafte Schätze für die Kronen von Portugal und Kaſtilien zu erwerben. Wie weiland die fränkiſchen Eroberer, führten ſie in der einen Fauſt das Kreuz, in der anderen das Schwert; ſie fochten nicht nur für irdiſchen Reichtum, ſondern auch für das Heil ihrer Seele und wollten dem Chriſtengott möglichſt viele Anhänger darbringen. Erſt als ihre Kraft erlahmte, und ihre nördlicheren, kühleren Nebenbuhler, die Holländer und Engländer, auf dem Plane erſchienen, ſchied das mittelalterliche Beiwerk aus, und rein moderne Handels- und politiſche Beſtrebungen gelangten zur Herrſchaft. Hatte die italieniſche Renaiſſance die Schranken des Denkens und Wollens über den Haufen geworfen, ſo verloren im Entdecker- und Kolonialweſen die Entfernungen, die Gefahren der Natur und die Waffen der Nichteuropäer ihre Schreckniſſe.

Die großen Wandlungen im Menſchheitsleben fallen oft mit dem Auftreten neuer Völker zuſammen. Das Mittelalter eröffneten die Völkerwanderung und der Neuſemitismus, das große Vordringen der Araber und der ihnen folgenden Orientvölker: für die Neuzeit wurde die enge Berührung mit den Überſeeländern und -Völkern von ungeahnter Wichtigkeit. Hier fand man großartige, eigenartige Kulturgebiete, teilweiſe eine Entwickelung, welche die der Heimat übertraf. Die Völker-, Pflanzen-, Tier- und Steinkunde, die Literatur- und Kunſtkenntniſſe erweiterten ſich in gewaltiger Fülle. Die ganze Lebensweiſe veränderte ſich durch die Gewöhnung an fremde Erzeugniſſe, durch die Einführung ausländiſcher Gewächſe und Tiere; der geſteigerte Abſatz ſteigerte die Warenherſtellung und damit das Zuſammendrängen größerer Menſchenmengen an den Induſtrie- und Handelsorten. Dies hob wieder die Städte gegenüber dem Lande, der Zuſtrom fremden Edelmetalls verdrängte die Naturalwirtſchaft; das weite Meer wurde ein befreundetes Element, das nicht mehr trennend, ſondern verbindend wirkte. Der Handel, der menſchliche Verkehr, wuchs an Ausdehnung und Bedeutung. Im Gegenſatze zu dem einſchnürenden Zinsverbote der mittelalterlichen Kirche erprobte ſich die Werbekraft des Bargeldes, das moderne Bank-, Kredit- und Spekulationsweſen ſetzten ein.

Am wenigſten hat die italieniſche Renaiſſance auf dem Gebiete der Kirche geleiſtet. Ariſtoteliſche Philoſophie und Freigeiſterei entzogen der Religion ihren Gehalt, Malerei und Bildwerke geſtalteten ſie zu einem Kultus der Schönheit, die Baukunſt verlieh ihr Räume heiterer Lebensfreude. Der mittelalterliche Katholizismus blieb, aber die Glut des Empfindens erloſch, und das Bekenntnis wurde zu einer äußerlichen Lebensform.

Hier trat nun Deutſchland ein mit ſeiner tieferen Innerlichkeit, ſeiner Gründlichkeit und Schwerfälligkeit. Politiſch befand das Reich ſich völlig im Zerfall. Das Kaiſertum erlahmte, die Orts- und Landesgewalten ſtrebten empor, ſo daß die Träger der Krone ſchließlich ihr Heil nur noch in einer Hausmacht ſahen, alſo auch zu Landesfürſten wurden. Noch einmal ſetzte man ſeine Hoffnungen auf Kaiſer Max, ſah ſich aber bitter getäuſcht. Mehr Habsburger als Deutſcher, fahrig und ungründlich, hinterließ er das Reich zerrüttet, aber ſein Haus mit dem Anſpruche auf die Weltherrſchaft. Überall gärte es, und rangen die Kräfte: das römiſche Recht begann das überwucherte deutſche Recht zurückzudrängen, die größeren Fürſten griffen gierig um ſich, einige Hanſa- und

Reichsſtädte, wie Augsburg, Nürnberg, Lübeck und Hamburg, entfalteten ein glänzendes Sonderdaſein, während das Land immer ſchwerer unter den veränderten Wirtſchaftsverhältniſſen litt. Mit Wohlſtand und Bildung kam dem Bürgertume die Erkenntnis von der Jämmerlichkeit der Zuſtände. Unwillig begannen die Reichsritter und Bauern ſich zu regen. In dieſe wirtſchaftliche und politiſche Gährung drangen die geiſtigen und geiſtlichen Strömungen ein, um ſo mehr als die Seelen furchtbar litten unter dem Drucke einer Kirche, die viel forderte aber wenig gewährte, die ſich ſelber verloren hatte und weiter verkor. Die Prieſter faßten vielfach ihren Beruf als Geſchäft, die Mönche den ihrigen als Verſorgungsanſtalt auf, die Biſchöfe betrachteten ſich als große Herren, und die Päpſte waren reine Renaiſſanceheiden. Alle fühlten ſich von ihren Rechten durchdrungen, aber nicht von ihren Pflichten. Sittenloſigkeit, Unwiſſenheit, Habſucht, Trägheit, Hochmut und Überhebung machten ſich breit. Kein Wunder, daß die Angriffe gegen „Mönche und Pfaffen" faſt zum guten Ton in den Kreiſen der Gebildeten wurden. Von Süden her drang der Geiſt der italieniſchen Renaiſſance über die Alpen, von Weſten, zumal von Paris, kam die exakte Forſchung über den Rhein. Die Vertreter der antik-gelehrten Richtung, die Humaniſten, erhoben das Haupt; ihre Hörſäle füllten ſich in dem Maße, wie die Kloſterſchulen ſich leerten. 1348 wurde die erſte deutſche Univerſität begründet. Von größter Wichtigkeit wurde die Erfindung des Buchdruckes, welche eine ungezählte Vermehrung der Schriften und zugleich eine vielſeitige Wirkſamkeit der neuen Lehren ermöglichte. Ihr ſtemmten ſich die Vertreter des Überlieferten: „die Dunkelmänner" entgegen, es kam zu heftigen literariſchen Fehden, welche von der Gelehrtenſtube in das Volk drangen. Einerſeits begann das Deutſchtum ſich bewußt gegen Römlinge und Latein geltend zu machen, anderſeits fand letzteres in Reuchlin, Erasmus und Hutten beredte gelehrte Vertreter, von denen erſtere die Heilige Schrift in ihren Urſprachen bekannt machten, um damit das Schlachtfeld für den entſcheidenden Kampf zu ebnen.

Von altersher hatte es Sonderſtrömungen in der Kirche gegeben. Wiclef, Hus und Savonarola hatten auf die reine urſprüngliche Lehre hingewieſen. Zunächſt noch unterdrückt, durchflatterten ihre Gedanken die Geiſter bis der leidenſchaftliche, überzeugungstreue Luther ſie aufnahm und weiter bildete. Er wurde dadurch der Schöpfer der religiöſen Renaiſſance: der Reformation. Sie bedeutet den Höhepunkt der Geſamtbewegung, weil ſie ſich nicht gegen einzelne Äußerungen des Mittelalters, ſondern gegen deſſen Weſen richtete, weil ſie die Vernichtung der mittelalterlichen Papſtkirche erſtrebte. Der Erfolg des armen Auguſtinermönches bedeutete zugleich den endgültigen Zuſammenbruch des Alten, den eigentlichen Beginn der Neuzeit. Begründet in kühnem Idealismus, richtete die Reformation die geängſtigte Seele empor und verlieh dem Menſchen wieder jene ſittliche Kraft des Chriſtentums, die ſich opfert für ihren Glauben, für eine empfindungsvolle Gedankenwelt. Durch die Übertragung der Bibel in die Volksſprache machte Luther die Religion aus einer theologiſchen Zunftangelegenheit zur Sache der Maſſe: er erſchütterte die Geiſter und rührte das Herz. Aber dieſelbe Macht, welche ihn emporführte, zwang ihn wieder hinab. Eine felſenfeſte Überzeugung machte ihn unduldſam und herrſchſüchtig. Führte die Renaiſſance zum Skeptizismus, ſo die Reformation zum Fanatismus. An Stelle der einen allein ſeligmachenden Kirche traten deren zwei, das Untertanenverhältnis wurde noch ſchroffer ausgeprägt, die Fürſtenmacht geſteigert und damit die abſolute Monarchie beſchleunigt. 1534 erſchien in England jene Parlamentsakte, welche den König Heinrich VIII. als Haupt der Kirche und eine Verweigerung des Suprematseides für Hochverrat erklärte. Immerhin der entſcheidende Schritt, die Erſchütterung des Papſttums war getan, der Bann war gebrochen und die Bahn zum Fortſchritte eröffnet. Auf der anderen Seite raffte ſich der gefährdete Katholizismus wieder auf, lernte vom Feinde und verjüngte ſich aus ſich ſelber auf dem Tridentiner Konzile, im Papſttum und im Jeſuitenorden.

Wurzelte die Reformation im Kampfe mit der herrſchenden Kirche, ſo die ſie begleitende Philoſophie in Verneinung der chriſtlichen, in der der mittelalterlichen Scholaſtik. Sie ging aus von der Wiederbelebung der Alten in der Urſprache, denen ſie antike philoſophiſche Syſteme entnahm, bis hin zum Pantheismus, der Einheit von Gott und Welt. Nur langſam wagte ſie ſich an eine wirklich umgeſtaltende Behandlungsweiſe und damit an die Neubegründung der Wiſſenſchaft. Dieſe entſtand in England, wo Baco von Verulam (1561—1626) erklärte, daß die Erkenntnis aller Erſcheinungen des Natur- und Menſchenlebens auf Erfahrung beruhen müſſe; er wurde hierdurch der Begründer des Empirismus, den Locke dann ausgebildet hat. Sein Landsmann Herbert von Cherbury wandte ſich dem religiöſen Naturalismus, der Freidenkerei, zu, indem er eine „natürliche Religion" verlangte, während Thomas Hobbes (1588—1679) alles Geiſtige in der Philoſophie leugnete und nur das Körperliche, ſinnlich Wahrnehmbare gelten ließ, alſo zum Materialismus drängte. Im Gegenſatze zu den Engländern ſchuf der ſcharfſinnige Franzoſe Descartes (Carteſius 1596—1650) ein auf freies Denken (Spekulation) gegründetes Syſtem, den philoſophiſchen Idealismus. Vom Selbſtbewußtſein ſchloß er auf das Denkvermögen, auf die Seele, und aus dem Begriffe von Gott auf deſſen Daſein.

Dieſelbe Zeit gebar auch den Gedanken des wirtſchaftlichen Umſturzes, deſſen Wirkung freilich viel langſamer in die Erſcheinung trat. Schon 1516, drei Jahre vor Luthers Theſen, war das Werk erſchienen, das den modernen Sozialismus und Kommunismus eingeleitet hat. Es war die Utopia des großen Engländers Thomas More (Morus), der das Bild eines demokratiſch-kommuniſtiſchen Idealſtaates zeichnete. Er wurde damit der Schöpfer der ſog. „utopiſchen" Schriften, welche ſich von Campanellas „Sonnenſtaat" (um 1620) bis auf unſere Tage fortgeſetzt haben. Campanella wollte ſchon Güter- und Weibergemeinſchaft, damit Sonderintereſſe und Selbſtſucht beſeitigt würden. Doch dauerte es bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, daß neben die Utopien die Theorien traten, welche dann die entſcheidenden Umwälzungen, den modernen Sozialismus geſchaffen haben.

Weſentlich verſchieden von dieſer ſtaatlich-wirtſchaftlichen Richtung war der chriſtliche Sozialismus, welcher ſchon während des Mittelalters unklar vorkommend, durch die Reformation neu angeregt wurde und in der Sekte der Wiedertäufer zum Ausdruck gelangte. Im Glauben eines unmittelbaren Verkehres mit Gott leugneten ſie Geſetz, Staat und Obrigkeit und gelangten zum Kommunismus, zumal durch Thomas Münzer, den Führer einer gegen die weltlichen und geiſtlichen Gewalten gerichteten Volksbewegung. Großen Erfolg hatten die Wiedertäufer nur in Mähren, wo ſie ſeit 1536 ein tiefgreifendes gemeinwirtſchaftliches Syſtem aufrichteten, welches ſich bis in den Dreißigjährigen Krieg gehalten hat und erſt durch die Habsburger gewaltſam vernichtet wurde.

Ebenfalls für die Naturwiſſenſchaften wurde die Zeit entſcheidend, zunächſt für die Sternkunde. Bereits um die Mitte des Jahrhunderts erkannte der deutſche Kardinal Nikolaus von Cuſa, daß die Erde nicht feſtſtehe, ſondern ſich bewege. Dieſer Gedanke wurde von Regiomontanus, Beheim, italieniſchen Gelehrten und anderen gepflegt, bis er in dem Frauenberger Domherrn Copernicus einen glänzenden Vertreter fand. Copernicus lehrte die Kugelgeſtalt der Erde und der Welt und die kreisförmige regelmäßige Bewegung der Erde und aller Planeten um die Sonne, wobei jene ſich noch täglich um ihre Achſe drehe. Der Eindruck dieſer Darlegungen war einem „Erdbeben vergleichbar". Die Grundlagen des Glaubens und Wiſſens ſchienen erſchüttert zu ſein, weshalb auch Luther und Melanchthon ſich gegen ſie erklärten. Aber rüſtig wurde fortgearbeitet. Tycho de Brahe (1546—1601), der eine Berichtigung ſämtlicher Elemente unternahm, ſchwang ſich zum Reformator der Beobachtungskunſt empor. Ihn übertraf ſein Schüler Johann Kepler (1571—1630), der Begründer der neueren Aſtronomie. Mathematiker, Phyſiker und Optiker zugleich, erkannte er die Bahnen der Planeten als Ellipſen, in deren einem Brennpunkt die Sonne ſtehe. Kepler brachte das ganze Planetenſyſtem in Einklang, ordnete und bezeichnete die Kenntniſſe von den Verhältniſſen der Geſtirne untereinander, erfaßte die Bewegung der Erdachſe nach Art eines Kreiſels und verbeſſerte den Kalender durch die Rudolfiniſchen Tafeln. Ziemlich gleichzeitig erſtand in Galilei (1564—1642) der größte Naturforſcher ſeiner Zeit, der die Geſetze der Pendelſchwingungen, des freien Falls der Körper erkannte und als Aſtronom unermüdlich forſchte. Seine und Keplers Ergebniſſe fanden anfangs nur geringe Beachtung. Ihre volle Bedeutung erlangten ſie erſt durch den Engländer Newton, der im Gravitationsgeſetze die größte aller phyſikaliſchen Entdeckungen machte: die der gegenſeitigen Anziehung der Geſtirne und deren Zentralbewegung. Man hat geſagt: „Kepler ſchrieb ein Geſetzbuch, Newton den Geiſt der Geſetze."

Die meiſten dieſer Männer erwieſen ſich auch bahnbrechend auf dem Gebiete der Phyſik; für ältere Zeit namentlich Regiomontanus und Leonardo da Vinci. 1544 entdeckte der Nürnberger

Hartmann die Inklination der Magnetnadel, der Niederländer Stevin ſtellte die Lehre vom Gleichgewichte der Körper wieder auf vernünftige Grundlagen, ein anderer Niederländer erfand das Mikroſkop und ein dritter das (holländiſche) Fernrohr. Die große Zeit der Phyſik begann dann im 17. Jahrhunderte. Da entwickelte William Gilberts 1603 die Geſetze des Magnetismus und erhob Galilei die Phyſik zu einer eigenen, weitwirkenden Wiſſenſchaft. Seine Anſichten vom Luftdrucke brachten 1644 Torricelli auf den Gedanken des Barometers.

Eng mit beiden Wiſſenſchaften hing die Mathematik zuſammen, welche ebenfalls glänzende Vertreter fand, bis im 17. Jahrhundert die Logarithmen und die Infiniteſimalrechnung erdacht wurden.

Die Chemie betrieb man bis zum 16. Jahrhunderte weſentlich nur für Metallverwandlungen. Schließlich aber ſpaltete ſie ſich in zwei Richtungen und wurde der Heilkunde dienſtbar gemacht. Paracelſus (1493—1541) befreite dieſe aus den Feſſeln des Galenus, führte neue, ſelbſtändige Lehren ein und begründete den Satz der Alchimiſten von den Grundbeſtandteilen der Körper. Leider verfiel die Medizin und mit ihr die Chemie in Geheimmittelweſen. Dennoch wurde manches Neue gefunden. Libavius entdeckte das Zinnchlorid, ſtellte künſtliche Edelſteine her, färbte Gold und Glas. Helmont (1577—1644) fand den Unterſchied zwiſchen luftartigen Stoffen und der gewöhnlichen Luft, und führte für jene die Bezeichnung Gas ein. Die techniſchen Gewerbe zogen mehr und mehr Nutzen aus dieſen wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen und begannen dadurch einen Umfang anzunehmen, den man früher kaum geahnt hatte.

Die politiſche Entwicklung dieſer Epoche wurde im Anfang beherrſcht durch den Weltkampf zwiſchen dem Nationalſtaat Frankreich und der habsburgiſchen Weltmacht. Das gewaltige Ringen eröffnete Frankreich, welches ſeit langem die Vorherrſchaft in Europa erſtrebte und ſie auf italieniſchem Boden geltend zu machen ſuchte. Ihm trat erſt Aragon, dann Kaiſer Maximilian entgegen, deſſen Heiratspolitik die deutſch-habsburgiſchen Länder mit den iberiſchen verband und Frankreich gebietlich umklammerte. In immer erneuten Kriegen hat ſein Sohn Karl V. den Gegner zu erdroſſeln verſucht, doch vergebens: Frankreich behauptete ſich, und mit Karls Abdankung 1556 zerfiel die habsburgiſche Monarchie endgültig in eine ſpaniſche und eine deutſche Hälfte. Letztere war vollauf mit den Türken und inneren Wirren beſchäftigt und überließ ihrer ſtärkeren ſpaniſchen Schweſter die Fortſetzung des Weltkampfes. Sie blieb auch jetzt noch höchſt gefährlich für Frankreich, weil die ſpaniſchen Nebengebiete: die Niederlande, die Freigrafſchaft, Mailand und Neapel die Umklammerung fortſetzten, und Karls Nachfolger Philipp II. ein unermüdlicher, weitzettelnder Politiker war. Aber es gelang Frankreich, auch dieſe Gefahr zu überwinden; und als Heinrich IV. 1589 den verheißungsvollen Thron beſtieg, da dämmerte der Welttag des Hauſes Bourbon. Es gewann die heiß umſtrittene Vormachtſtellung, während Deutſchland hinabſank und Spanien ſeine Machtfülle verlor.

Spanien verſtand nicht, neue Werte im Innern zu ſchaffen und vergeudete ſeine Kräfte nutzlos nach außen. Ein kurzſichtiger, unduldſamer, bleierner Katholizismus verbündete ſich mit einer gewalttätigen Kabinetsregierung, um das ſelbſtändige Leben, die Triebkraft der Nation zu ertöten. Zwar ſandte Amerika alljährlich ſeine Schätze über das Meer, doch ſie dienten nicht zum Segen des Volkes, ſondern zerrannen und verſchwanden, nur Stolz und Trägheit befördernd und ſchließlich Private und Staat verarmend. Dadurch geſtaltete ſich die Verbindung mit den anders gearteten Niederlanden immer unnatürlicher. Statt dem Wandel Rechnung zu tragen, ſuchte die Krone auch hier mit Befehlen und Waffen zu wirken, trieb aber die reichen und gewerbtätigen Provinzen dadurch zum Aufſtande und ſchließlich zum Abfalle, unterſtützt von dem ſtamm- und glaubensverwandten England. Dieſe Tatſache bedeutete eine tiefgreifende Umgeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe: das romaniſch-katholiſche Spanien trat zurück, und die germaniſch-evangeliſchen Mächte: Holland und England wurden gebietend.

Noch unglücklicher als Spanien iſt es Deutſchland ergangen. Seine kulturelle Großtat, die Reformation, wurde ihm politiſch zum Verhängnis. Nicht Glaubenseinheit, ſondern Zwieſpalt ſind die Folgen von Luthers Auftreten geworden. Deutſchland vermochte auch nicht, dieſen Zwieſpalt weſentlich mit ſich ſelber auszufechten, wie die Franzoſen in den Hugenottenkämpfen, ſondern geriet in den Dreißigjährigen Krieg hinein, der faſt zu ſeiner Vernichtung geführt hat. Die geiſtige Weltbewegung geſtaltete ſich zu einem Weltkriege, der in den deutſchen Gauen ausgefochten wurde. Schweden und Franzoſen, Spanier, Italiener, Dänen, Kroaten und Ungarn durchzogen die blühenden Gefilde und wandelten ſie in eine trümmerrauchende, leichenſtarrende Wüſtenei. Als Reich und Staatsweſen hatte Deutſchland ſo gut wie aufgehört.

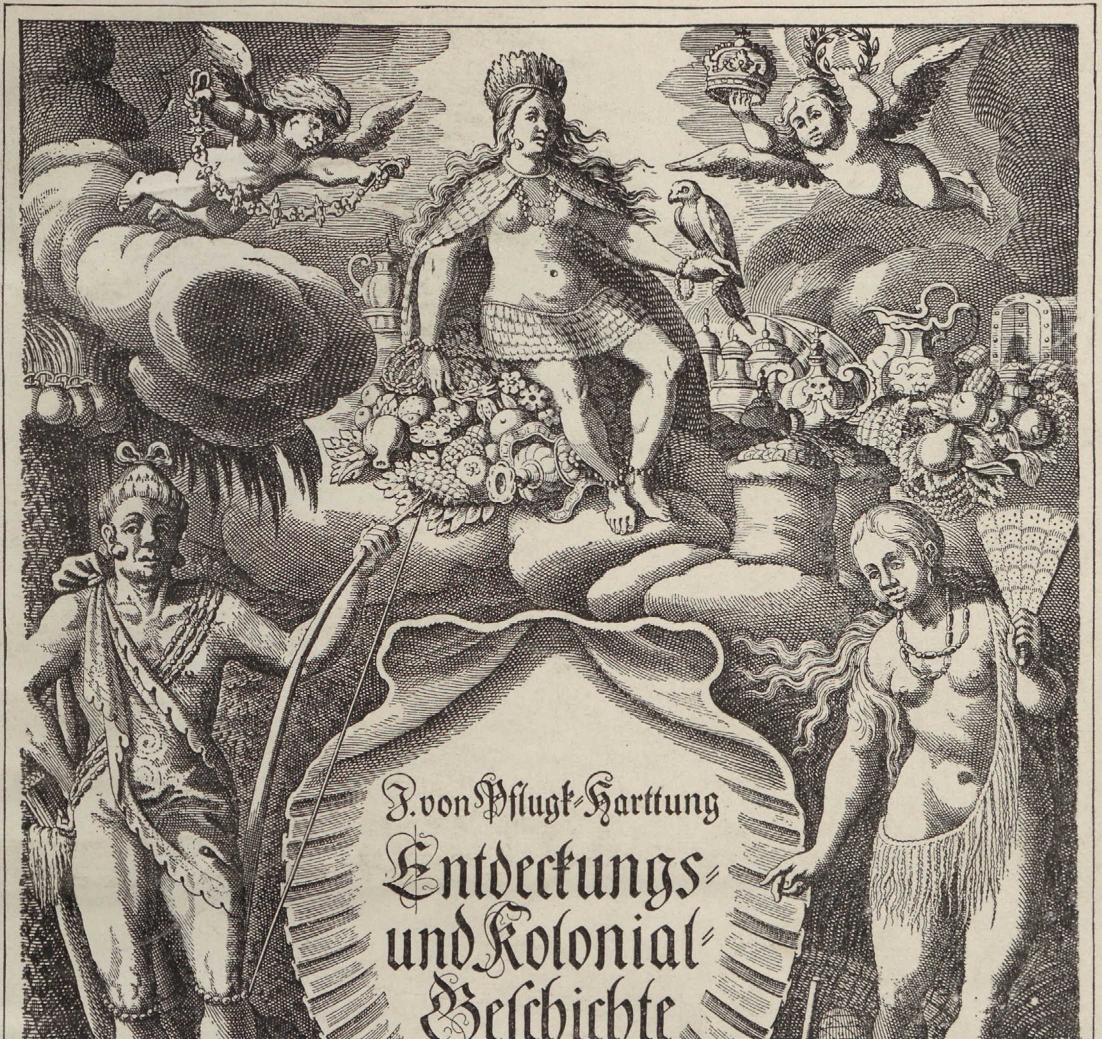
Überblicken wir die Geſamtheit unſeres Zeitraumes, ſo erkennen wir gewaltige Verſchiebungen. Anfangs befanden ſich Italien, Deutſchland und Frankreich im Vordergrunde der Ereigniſſe: Italien als Land der Renaiſſance mit kleinen, aber kraftbewußten Staatengebilden, Deutſchland mit bürgerſtolzen Reichs- und Hanſaſtädten, mit ſeiner Fürſtenmacht, ſeiner habsburgiſchen Weltpolitik, Frankreich als Nationalſtaat, als Träger eines ſtarken Königs, eines blühenden Volks- und Rittertums. Ganz anders am Ende der 150 Jahre. Da waren Italien und weit mehr noch Deutſchland verarmt und entgeiſtigt, da ſiechte Spanien der Erſtarrung entgegen, während das Schwergewicht Europas auf Frankreich, Holland und England beruhte. Inzwiſchen waren die Türken vorgedrungen, wurden aber zur See bei Lepanto endgültig beſiegt und in Ungarn wenigſtens vorläufig abgedämmt.

Zu den äußeren Wandlungen geſellten ſich innere. Europa bildete zwei Hauptgruppen: die abſolutiſtiſche, dargeſtellt hauptſächlich durch Frankreich, Spanien und Deutſchland, und eine volkstümliche, welche durch die Niederlande, England und die Schweiz vertreten wurde. Dort diente der Glaube zur Stärkung des Thrones, hier hatte der Proteſtantismus das Selbſtgefühl und das Selbſtvertrauen der Bürger geweckt. An die Stelle des vaterlandsloſen Renaiſſancemenſchen war der Staatsbürger getreten, welcher ſtand und fiel mit ſeinem Vaterlande.

Dennoch vermochte man die Bande des Mittelalters nur langſam zu überwinden und nur ſchwer die kirchliche in eine Laiendenkweiſe umzuprägen. Das krönende Ereignis des Zeitalters: die Reformation, war eine religiöſe Bewegung. In ſeinem erſten Briefe rief der Entdecker Columbus aus: „Es frohlocke Chriſtus auf Erden, wie er im Himmel frohlocket, wenn er ſieht, daß die vorher verlorenen Seelen ſo vieler Völker gerettet werden.“ Denſelben Geiſt atmeten die Wundertaten der Conquiſtadoren. In der Batholomäusnacht ſchlachteten Katholiken ihre hugenottiſchen Mitbürger zur Ehre Gottes, wie ſie ihn verſtanden, und Königin Eliſabeth von England befahl die Hinrichtung der Maria Stuart für die gerechte Sache des Evangeliums der wahren Religion Chriſti und für den Frieden des Reiches. Ein tiefer Riß trennte die Kulturvölker des Abendlandes nach dem Bekenntniſſe in zwei Heerlager, die ſich mißtrauiſch und haßerfüllt gegenüberſtanden, die Hand am Schwerte. Das war noch durchaus mittelalterlich empfunden. Auch Lutheraner und Reformierte fühlten ſich nur zu oft nicht als Brüder, ſondern als Feinde; innerhalb des gleichen Bekenntniſſes wurden Abweichungen erbarmungslos verfolgt, und das calviniſtiſche Genf ſah noch Scheiterhaufen und Hexenverbrennungen. In Italien verherrlichten Maler und Baumeiſter die katholiſche Kirche, diesſeits der Alpen wirkten Dürer, Holbein und Cranach in evangeliſchem Geiſte. Der Abfall der Niederlande bildete eine bewußt evangeliſche Tat gegen fremde katholiſche Zwingherrſchaft, England wurde durch religiöſe Gründe auf die Seite ſeiner Handelsnebenbuhler geführt, und noch das letzte, entſcheidende Ereignis: der 30jährige Krieg, bedeutet ein Ringen der Konfeſſionen und führte die Völker weſentlich nach ihrem Glauben auf die eine oder die andere Seite. In Krieg und Politik verſchmolzen ſich religiöſe und ſtaatliche Geſichtspunkte. Das erſte Land, welches ſich dieſem Zwitterweſen entwand und bekenntnisloſe Politik trieb, war Frankreich, und der es tat, war der römiſche Kardinal Richelieu.

So bilden die $1^{1}/_{2}$ Jahrhunderte, welche uns beſchäftigen, zwar ſchon einen Teil der Neuzeit, doch mehr im Sinne des Werdens als des Gewordenen. Die bezeichnendſten Geſtalten ſind noch nicht Männer der Staatskunſt oder des Schwertes, ſondern es ſind die kirchlichen Geiſteshelden: Luther und Loyola. Maßgebend iſt das Bekenntnis.

J. von Pflugk-Harttung.


J. von Pflugk-Harttung
Entdeckungs- und Kolonial-Geſchichte
AMERICA
Nova Hispania
Guiana
PERU
Chili

Titelblatt entnommen aus Johann Ludwig Gottfried „Historia Antipodum oder Neue Welt", Frankfurt 1655.

Entdeckungs- und Kolonial-Geſchichte

von

Prof. Dr. J. von Pflugk-Harttung

Archivrat am Geh. Staats-Archiv in Berlin

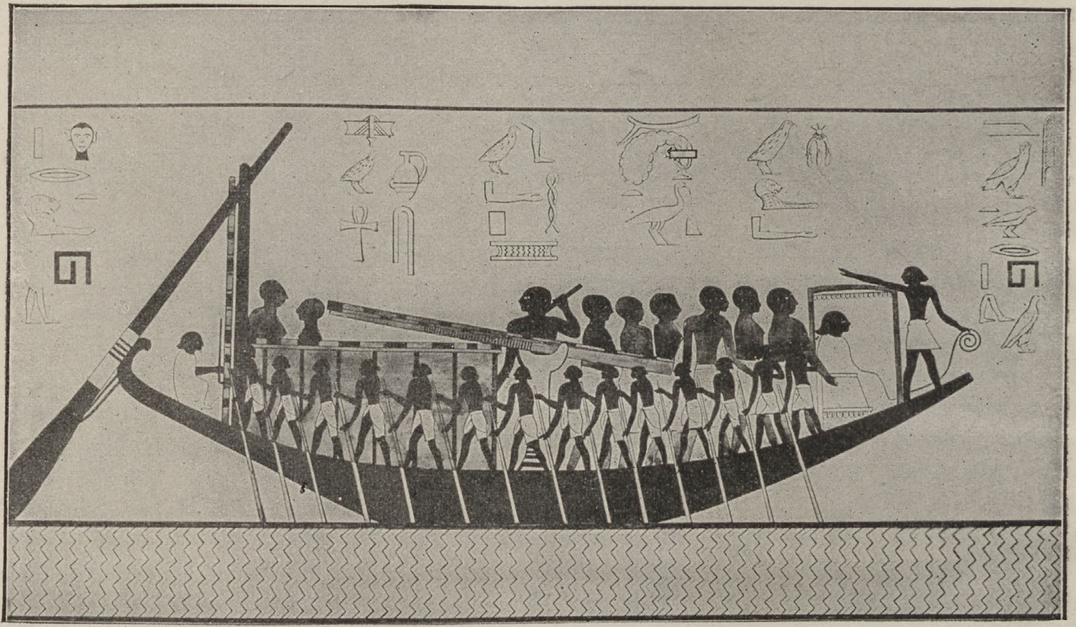
Vignette aus J. Hevelii „Machina coelestis“ 1673.

1. Das Weltbild im Altertum und Mittelalter

Das Zeitalter der Entdeckungen beginnt mit dem portugieſiſchen Prinzen: Heinrich dem Seefahrer und dem ſpaniſchen Geſchwaderführer Columbus. Es bildet eine der bezeichnendſten Äußerungen der Neuzeit. Die Menſchheit wollte hinaus aus den Feſſeln des Mittelalters. Zügelloſe Abenteurerluſt und gewaltige Unternehmungskraft, die reinſten und die gemeinſten Regungen des Herzens, trieb ſie vorwärts in die ungemeſſene, ahnungsſchwangere Meeresweite. Der äußere Sporn war die Habſucht; der große Grundgedanke: die Auffindung des Seeweges nach dem reichen Indien. Ihn hat man ruhelos geſucht in allen Richtungen: ſüdlich von Afrika, ſüdlich und nördlich von Amerika und nördlich von Aſien. Als man ihn gefunden, wurde der Entdecker zum Eroberer. In den Kämpfen der Iberer gegen die Mauren hatte ſich ein Geſchlecht furchtbarer Helden ausgebildet, das in der Geſtalt des Cid eine unſterbliche Verklärung und in den neu entdeckten Gebieten ein Feld großartigſter Betätigung fand. Durch die Überlegenheit des Europäers und die unendlichen Möglichkeiten erhielt es eine eigenartige Prägung, eine beſtimmte Verkörperung im Konquiſtadorentume. Die Konquiſtadoren ſind reine Renaiſſancemenſchen mit grellem Lichte und blutigem Schatten. Durch ſie wurde der Anfang der Neuzeit auch der Beginn einer ihrer bezeichnendſten Äußerungen: der Beziehung der Europäer zu Nichteuropäern, des Übergewichtes der Europäer über alle anderen Völker; es war der Beginn der Koloniſation. Ihre Geſchichte geſtaltete ſich zum hohen Liede ſchrankenloſen Vermögens, zu dem der rückſichtsloſeſten Selbſtſucht.

Der Trieb, die Nachbarländer und ſchließlich den Erdball kennen zu lernen, ſie planmäßig zu erkunden und ſich nutzbar zu machen, iſt ein Gebilde höherer Kulturentwickelung. So mußten Jahrtauſende vergehen, bis die Menſchheit reif genug war, eine Entdecker- und Beſiedelungszeit zu erzeugen. Das ſchließt natürlich Völkerwanderungen nicht aus, die durch Naturumwälzungen, unglückliche Kriege, Nahrungsmangel und andere Ereigniſſe veranlaßt wurden. Schon in uralter Zeit haben Beziehungen zwiſchen Babylon und Indien beſtanden, die Arier verſtreuten ſich von Schottland bis zum Ganges, der Rigveda weiß von Zügen über die wilden Päſſe der afghaniſchen Berge; ja die Bevölkerung der polyneſiſchen Inſelwelt hängt vermutlich mit den Indianern Amerikas verwandtſchaftlich zuſammen. Später haben die Eskimos weite Wanderungen von Oſtaſien bis zur grönländiſchen Küſte ausgeführt in einem kalten, unwirtlichen Klima. Aber als Entdeckerfahrten können dieſe Völkerverſchiebungen nicht gelten.

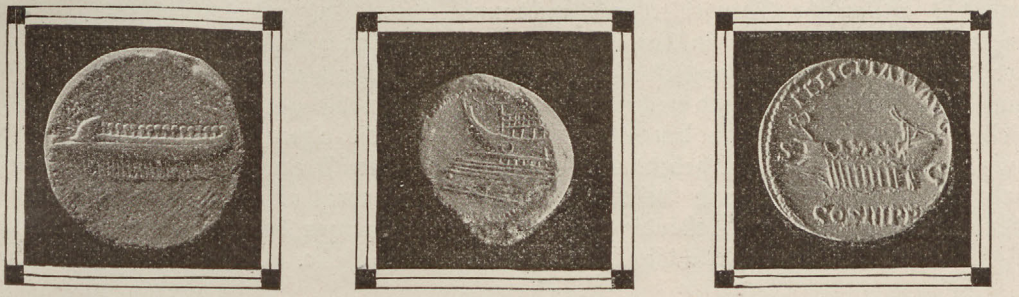
Die wichtigſten antiken Kulturvölker kennzeichnet das Selbſtbewußtſein geiſtiger und kultureller Überlegenheit, das ſie mit Geringſchätzung auf die unentwickelteren Nachbarn blicken ließ, die ſie als Stammler, als Barbaren, als minderwertige Menſchen anſahen. Der Drang zu ihrer Erforſchung blieb deshalb gering. Andere hochentwickelte Völker, wie die Inder, wandten ſich mehr dem Überſinnlichen zu, als der Wirklichkeit der Dinge, ſo daß ſie nicht einmal die eigene Geſchichte der Aufzeichnung wert erachteten. Hinzu geſellte ſich das geringe Fortſchreiten der Technik. Es liegt im Weſen der Entdeckungsfahrten, daß ſie hauptſächlich auf die See angewieſen ſind. Das Schiffsweſen entwickelte ſich aber im Altertum nur langſam; manche Völker hatten ſogar eine Abneigung gegen das Meer. Der Argonautenzug galt ſchon für ein Unternehmen von gewaltiger Kühnheit; die Odyſſee beruht auf der Grundanſchauung des Meeres als feindlicher Macht. Die Ägypter waren nach Herodots Zeugnis ſchlechte Matroſen; das Buch Hiob, mit der Schilderung des Meerungeheuers, zeigt die ganze Abneigung des Juden gegen die wogende Flut. Auch die Griechen entfernten ſich nicht gern weit von der Küſte. Die Hochſeefahrt befand ſich erſt in den Anfängen, und im Winter ſuchten die Schiffe ſelbſt im Mittelmeer den Hafen. Noch Juvenal ſpricht ſtellenweiſe von Seereiſen als von Entſetzlichem, und die Apoſtelgeſchichte ſchildert die Schrecken und Gefahren des Waſſers. Das Mittelalter war die Zeit der großen Feſtlandwirren, und wieder überwog hier das Intereſſe am Überſinnlichen derartig, daß die Erforſchung der Erde faſt als Gottesläſterung erſchien. Die Bibel galt als oberſte Autorität. So blieben die Entdeckungsreiſen Einzelunternehmungen, ohne tiefere und nachhaltige Wirkung.



Altägyptiſches Schiff um 2000 v. Chriſtus.

Wandmalerei aus dem Grabe des Hauptmanns Nevothvh in Beni Haſſan. Nach Roſellini „Egitta e Nubia“.

Wie eine urfrühe Kultur ſich an den geſegneten Geſtaden des öſtlichen Mittelmeers entwickelte, ſo brachte ſie naturgemäß auch urfrühen Beſuch ſeiner leicht erreichbaren lockenden Inſelwelt und ſeiner vielgeſtaltigen Küſten. Das erſte Volk, welches Seefahrt planmäßig betrieb, war das der Ägypter, voran deren allgewaltige Könige. Demgemäß ſchildern die Mauern des Tempels der Hatſchepſu bei Luxor in Freskendarſtellung die Reiſe nach dem Weihrauchlande Punt, wohl der Somaliküſte. König Necho begann ſogar ſchon die Anlage eines Suezkanals und ſetzte eine Umſegelung Afrikas durch phönikiſche Seeleute ins Werk. Dabei wurde beobachtet, daß unter einer gewiſſen Breite (nach Überſchreitung des Äquators) die Sonne am Nordhimmel ſtand: eine Tatſache, die man vorher für unmöglich gehalten hatte. Wie Necho ſchon Phöniker in ſeine Dienſte zog, ſo waren dieſe überhaupt das älteſte wirkliche Handelsvolk, deſſen Söhne der ſemitiſche Drang nach Erwerb durch die Säulen des Herkules



Phönikiſches Schiff. Münze von Sidon.

Griechiſches Schiff. Münze von Samos.

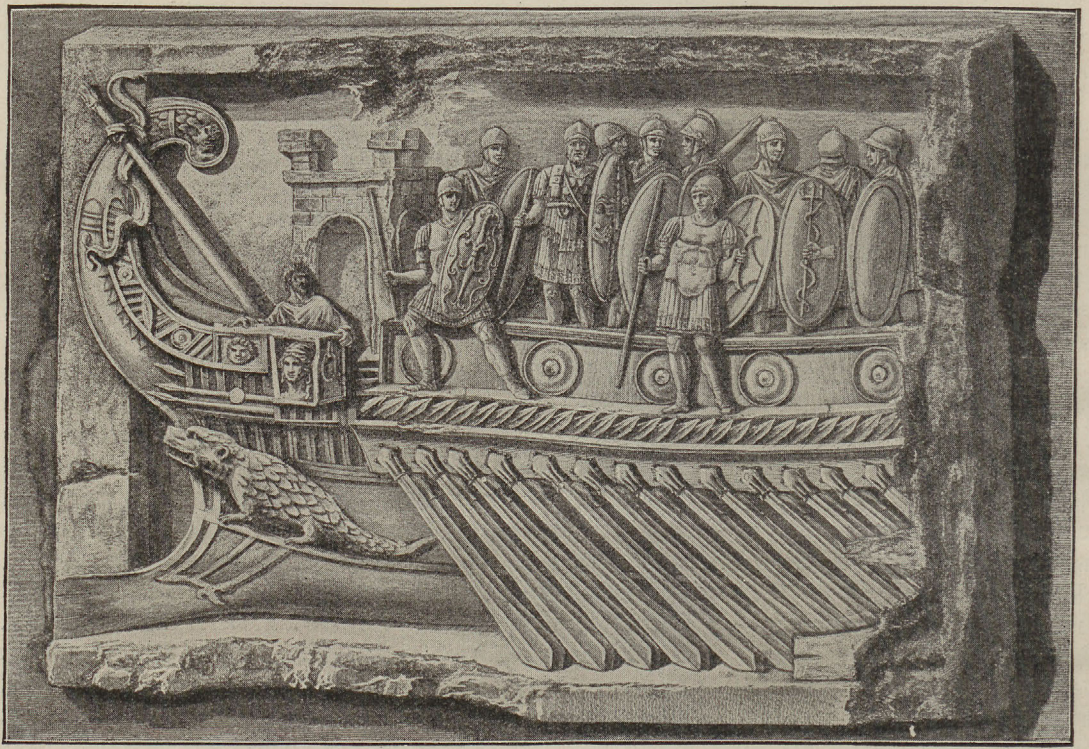
Römiſches Schiff. Münze zur Zeit Hadrians.

Darſtellungen alter Schiffstypen auf antiken Münzen. Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

trieb bis nach Cornwal, um von dort Zinn, bis zur frieſiſchen Küſte, um Bernſtein zu holen. Als die phönikiſche Siedelung Karthago dann eine bedeutende Seemacht bildete, tat ſie manches für die Erforſchung der Erde. So ſoll Hanno um 450 v. Chr. eine Reiſe nach Weſtafrika unternommen haben; der Bericht darüber wurde an einem der großen Tempel der Stadt zur öffentlichen Kenntnis gebracht. Hanno ſichtete an der Weſtküſte Afrikas einen hohen Berg, den er den „Götterwagen“ nannte, und der irrtümlich für den Kamerunpik gehalten wurde, wahrſcheinlich aber Sierra Leone iſt.

Die große Koloniſationszeit der Griechen hat für die Erforſchung der Erde nur wenig geleiſtet: es war mehr eine wirtſchaftspolitiſche Bewegung, eine Ausdehnung des helleniſchen Einfluſſes nach Weſten und Oſten, die dem übervölkerten, nur ſtellenweiſe fruchtbaren Mutterlande Raum ſchaffen ſollte. In den Kolonien hingegen entwickelte ſich zum Teil ein reges Forſcherleben. Maſſilia, das heutige Marſeille, bewohnte ſchon frühzeitig eine bewegliche, wißbegierige Bevölkerung. In der zweiten Hälfte des 4. vorchriſtlichen Jahrhunderts unternahm dort Pytheas eine berühmt gewordene Reiſe, die ihn in den hohen Norden führte, bis zum ſagenhaften Thule. Er ſah Eisberge und wahrſcheinlich das Nordlicht, vielleicht ſogar die Mitternachtsſonne — wo ſein äußerſtes Thule aber lag, iſt noch nicht ermittelt. Nach ſeiner Heimkehr genoß er das Los ſo vieler Entdecker: ungläubige Ohren zu finden. Zu derſelben Zeit trat die europäiſche Kulturwelt in nähere Verbindung mit dem bis dahin faſt unbekannten äußerſten Oſten. Alexander von Makedonien führte griechiſche Waffen und griechiſche Geiſtesmacht bis über die Grenze Indiens ins Fünfſtromland. Die Wunderwelt der braunen Menſchen, der Tropenpflanzen, der ſüdlichen Tiere trat ſeinem Blick entgegen, und mit Erſtaunen beſah daheim in ſtiller Arbeitsklauſe der Philoſoph Ariſtoteles die Probeſtücke, die ihm ſein großer Schüler eingeſandt hatte. Die kluge Politik des Königs, ſeine Söldner in den eroberten Ländern anzuſiedeln, ſicherte eine dauerhafte Verbindung zwiſchen der griechiſch-makedoniſchen Heimat und jenen Grenzſtationen. Alexanders Admiral Nearchus befuhr als einer der erſten Europäer das ſüdliche Meer und gelangte von der Mündung des Indus bis zu der des Schat-el-Arab. Dieſe Fahrt hat anſcheinend die Weſtländer zuerſt mit dem eigenartigen Wechſelſpiel der Halbjahrwinde oder Monſume etwas vertraut gemacht.

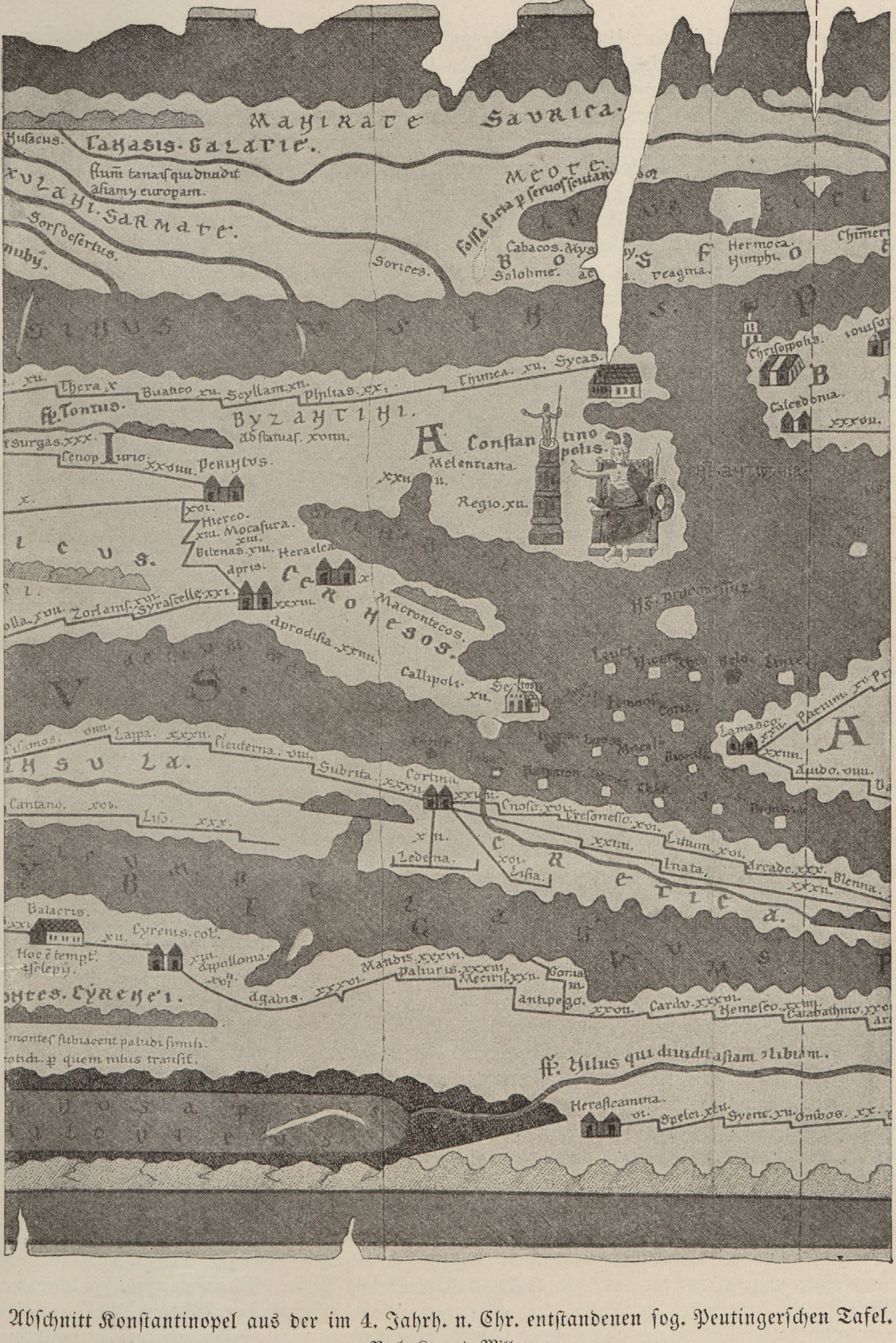
Die Stadt, welche dem großen König ihre Gründung verdankt und ſeinen Namen noch heute trägt, Alexandria, wurde bald die eifrigſte Förderin geographiſcher Beſtrebungen. Hier blühten Handel und Wiſſenſchaft, und eine unruhige, nach Abenteuern und aufregenden Erlebniſſen dürſtende Bevölkerung mag immer wieder neue Männer für ſchweifende Fahrten geliefert haben. Gaumenkitzelnde Gewürze, weiche Seidengewänder waren den verwöhnten Menſchen allgemach unentbehrlich geworden, und ein großer Teil des Handels mit dieſen Orientwaren ging über Alexandrien. Von hier wurden die Reiſen nach Taprobane ausgerüſtet, der Zimtinſel Ceylon, von hier gingen Handelsunternehmungen ſelbſt nach Serica, wie damals das ſüdliche China genannt wurde. Zur Zeit des Antoninus Pius fand Verkehr nach der Yangtſe-Mündung ſtatt, ja der Name des Kaiſers hat ſich in chineſiſchen Quellen als „An-tu-nu“ erhalten. Auch die Nilquellen, die ſonderbaren Erzeugniſſe des Sudan, reizten, und das afrikaniſche Seengebiet war nicht unbekannt. Das mittelafrikaniſche Mondgebirge hat noch jahrhundertelang in den Köpfen der Geographen geſpukt. Alexandrien wurde auch der Mittelpunkt einer wiſſenſchaftlichen Behandlung von Himmel und Erde. Strabo, der etwa um Chriſti Geburt lebte, und nach ihm Ptolemäos faßten die geographiſchen Kenntniſſe ihrer Zeit zuſammen, fügten zu den Ergebniſſen früherer die eigenen Forſchungen und wurden auf Jahrhunderte die maßgebenden Autoritäten in allen Fragen vom Weſen der Geſtirne und von der Gliederung und Beſiedelung der ſeit Pythagoras als kugelförmig erkannten Erde. Bei einem ſo kriegeriſchen, beſtändig auf Sicherung der Grenzen bedachten und kulturell tätigen Volke wie den Römern ſpielte die Erdkunde keine geringe Rolle. Selbſt die Kunſt des Kartenzeichnens iſt ſchon vor Ptolemäos und noch mehr durch ihn ſelbſt zu einer ziemlichen Vollkommenheit gebracht worden. Aber der Verfall der Kaiſerzeit verkümmerte auch die geographiſche Wiſſenſchaft. Selbſtändige Forſchungsreiſen wurden nur noch ſelten unternommen; man begnügte ſich, mit einem grenzenloſen Autoritätsglauben, und die Schriftſteller und Kartographen machten ſich ihre Arbeit leicht, indem ſie die Werke ihrer Vorgänger immer wieder nachſchrieben und nachzeichneten. Es war eine Zeit geiſtiger Trägheit und Oberflächlichkeit, aus der die ſog. Tabula Peutingeriana erhalten geblieben iſt; vielleicht der Wandſchmuck eines römiſchen Amtszimmers: ein rohes, fehlerhaftes Dutzendmachwerk.



Römiſches Kriegsſchiff. Relief vom Fortuna-Tempel zu Praeneſte in Italien.

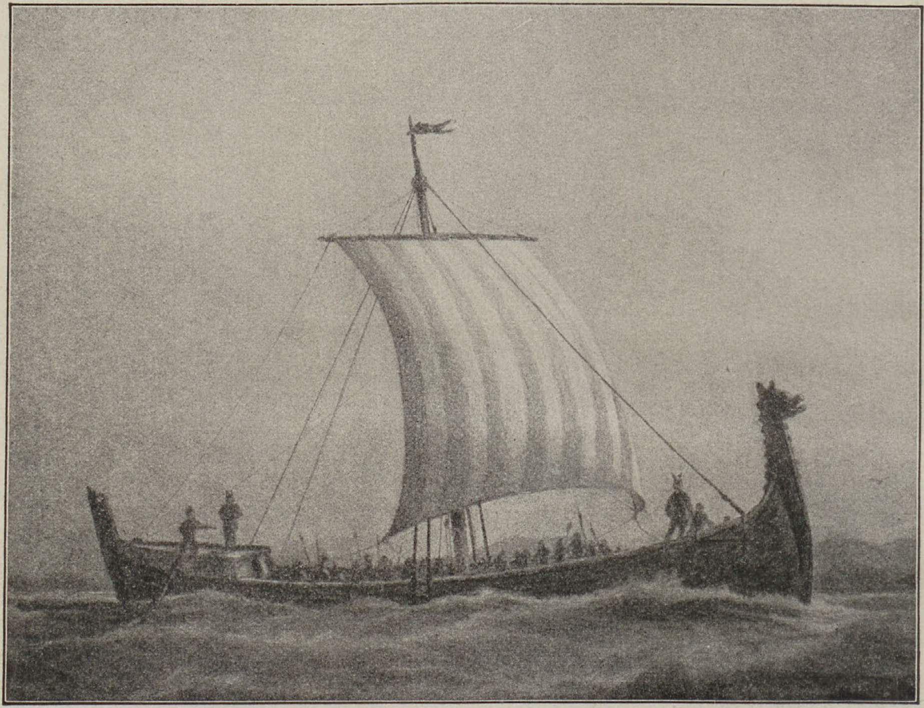
Das Schiff ſtellt einen Zweiruderer, eine ſogenannte Biremis dar. Die beiden Reihen der Ruderbänke ſind im Innern des Schiffes übereinander angebracht. Am Bug und Schiffsſchnabel finden ſich mannigfache Verzierungen: das Bild einer Schutzgöttin, ein Meduſenhaupt und ein krokodilartiges Gebilde; dieſes letztere diente entweder zum Abſchrecken oder ſollte den Namen des Schiffes andeuten.

Während im frühen Mittelalter die Welt nach Oſten hin leidlich bekannt war und im Weſten der Ozean der Forſchung eine Grenze zu ſetzen ſchien, machte man nur geringe Verſuche, den Süden und Norden aufzuklären. In den Tropen ſtellte die furchtbare Hitze, die der Italiener noch heute fürchtet, allen Wagniſſen ſtarke Hinderniſſe entgegen. Man ſtieß jenſeits der atlantiſchen Küſte Marokkos auf die Sandwüſte der Sahara und meinte deshalb: in dieſen


Mayirate Savrica.
Lahasis. Galatie.
flum tanais qui diuidit asiam y europam.
Sorsdesertus.
Meote.
fossa facta p seruos scutarios
Cabacos. Mysi
Solohme.
reagina.
Hermoca.
Humphi.
Chimeri
Sorices.
Chrisopolis.
Calcedonia.
Thera x
Buatico xii.
Scyllam. xii.
Phileas. xx.
Thimea. xii. Sycas.
fl. Tontus.
Byzantini
ab statuas. xviiii.
Surgas. xxx.
Cenop
Perintus.
A Constantino polis
Melentiana
Regio. xii.
Hiereo.
Mocasura.
Bitenas. xii.
Heraclea
apris.
Cerohesos.
Syrascelle. xxi.
Zorlams.
Macrontecos.
aprodisia. xxiiii.
Callipoli.
Sestos
Hs. pruponttis
Lamasco
Parium
Abido. viii.
Lappa. xxxii.
Eleuterna. viii.
Subrita.
Cortina.
Cnoso. xvi.
Presonesso. xvi.
Litium. xvi.
Inata.
Arcade. xxx.
Blenna.
Ledena.
Lisia.
Lisó. xxx.
Cantano. xvi.
Creta.
Balacris.
Cyrenis. col.
Hoc ē tempt. asclepy.
apollonia.
agabis.
Mandis. xxxvi.
Paliuris. xxxiii.
Mecirisi. xxii.
Gonia
antipego.
Cardu. xxxvi.
Hemeseo. xxiii.
Catabathmo.
montes Cyrenei.
montes subiacent paludi simili.
p quem nilus transit.
fl. Nilus qui diuidit asiam et libiam.
Herasticamina.
Spelei. xiii.
Syene. xii.
Ombos. xx.

Abſchnitt Konſtantinopel aus der im 4. Jahrh. n. Chr. entſtandenen ſog. Peutingerſchen Tafel.
Nach Konrad Miller.

Breitengraden herrſche nur Unfruchtbarkeit und Öde, und über Mauretanien hinaus könnten Menſchen nicht leben. Anders im Norden, da drohten Nebel, Kälte, Urwald und ein wildes dunkeles Meer mit ſtarker Ebbe und Flut. Dennoch überſchritten die Römer den Kanal und gelangten bis in die Moor- und Berggründe des ſchottiſchen Hochlandes. Noch weiter nach Norden, wohl bis Island, kamen iriſch-ſchottiſche Mönche. Sie wurden überholt von den Normannen, einem knorrigen Reckenvolke, das die ſkandinaviſchen und däniſchen Geſtade bewohnte. Jeder Gefahr Hohn ſprechend, ſteuerten ſie auf ihren Drachenſchiffen bis in den Ozean. Die zitternden Bewohner ſämtlicher Küſten Weſteuropas, ſelbſt die der mauretaniſchen, italieniſchen und griechiſchen, ſahen ihre hohen Geſtalten mit dem blonden Flatterhaar und den blitzenden blauen Augen. Im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts ließen ſie ſich bei der Mündung der Loire, der Rhone, Somme und auf Walcheren nieder. Die Angelſachſen rangen mit ihnen einen verzweifelten Kampf, der durch die Abtretung der nördlichen Landhälfte an däniſche Heerkönige nicht beendet wurde. In Dublin begründete der Stamm Ivars ein Reich, in den iriſchen Waterford, Cork und Limmerik entſtanden norwegiſche Staaten, auf den Orkneys herrſchte ein norwegiſcher Jarl, auf den Hebriden mußten die Kelten vor den Germanen weichen, die Farörer traten unter norwegiſche Hoheit, die Inſel Man wurde tributpflichtig, ſelbſt die Eisblöcke, welche Island und Grönland umſtarrten, vermochten die Wikinger nicht abzuſchrecken. Island erhielt ſeit 874 normanniſche Bevölkerung, aus der ein glücklicher Freiſtaat mit blühender Kultur erwuchs. Erich der Rote beſiedelte um 982 die vom Golfſtrom erwärmte Weſtküſte Grönlands, wo ſich ein germaniſches Reich bis tief ins Mittelalter erhalten zu haben ſcheint. Eriks Sohn Leif erreichte die Neue Welt, wie es ſcheint beim heutigen Neu-Schottland; ſeine Nachfolger beſiedelten um das Jahr 1000 die Kanadiſche Küſte, ſind aber bald nachher verſchollen und untergegangen. Ja, der Abenteurer- und Forſchungstrieb hat 1266 zu einer richtigen Polarfahrt bis in das Gebiet der Melville-Bai geführt; ſonſt ſind die Wagemutigen weſtwärts bis an das Baffinsland und in den Lancaſterſund, alſo bis zum 76. Breitengrade vorgedrungen. Die unwirtliche Oſtküſte Grönlands kannten ſie bis hinaus über den Polarkreis.

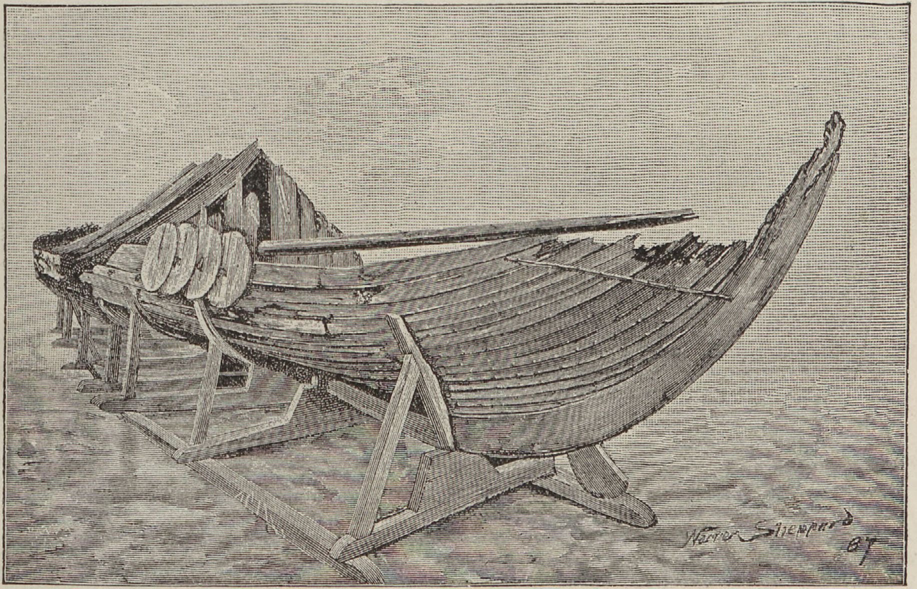


Wikinger-Schiff
in voller Fahrt.

Nach L. Arenhold „Die hiſtoriſche
Entwicklung der Schiffstypen“.

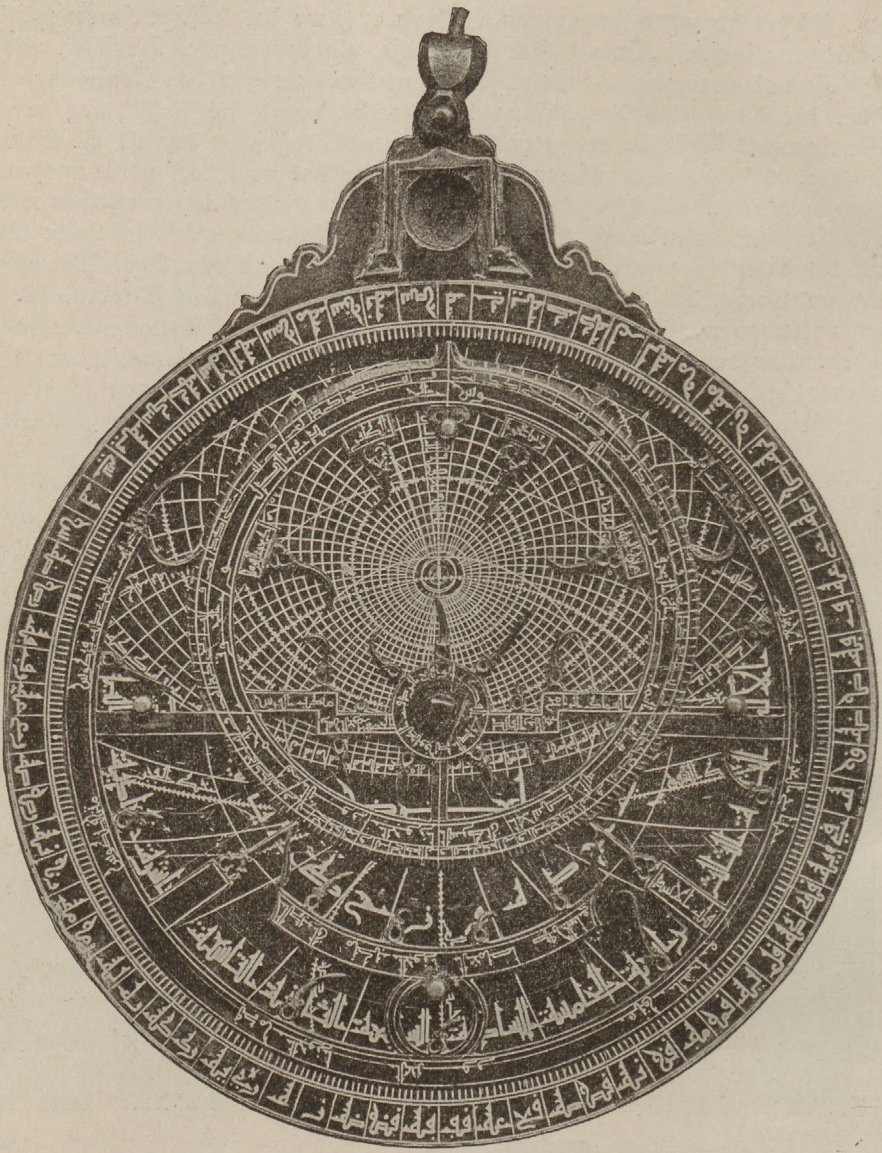
Andere Unternehmungen gingen von England aus, wo das kräftige Herrenvolk der Angelſachſen Betätigung ſuchte. König Alfred der Große, ein bedeutender Herrſcher, mit Sinn für Volkswirtſchaft und Geographie, veranlaßte Fernreiſen. Er zog den Normannen Othere an ſeinen Hof, der durch eine Umſchiffung des Nordkaps und die Feſtſtellung der Halbinſelnatur Skandinaviens Aufſehen erregt hatte. Sicher iſt, daß ſchon damals die Erzeugniſſe des hohen Nordens in den Kulturgebieten bekannt waren: hat man doch vorübergehend die Entſtehung des Spitzbogens aus den gegeneinander geſtellten Walfiſchrippen erklären wollen.

Um dieſe Zeit treten auch die Araber in die Erſcheinung. Die Lehre Mohammeds hatte dem bis dahin in engen Grenzen lebenden Volke einen gewaltigen Drang ins Weite, einen Zug ins Große, das Ideal der Welteroberung gegeben. Das Streben, die Erde dem Islam zu unterwerfen, führte mit Notwendigkeit auch zu dem Verlangen, ihre Oberfläche zu erforſchen. Wie die Araber in Philoſophie, Medizin, Naturkunde, Kenntnis der alten Griechen Hervorragendes geleiſtetet haben, ſo brachten ſie auch neue Anregungen in die Aſtronomie und Geographie. Sie ließen ſich an der Oſtküſte Afrikas nieder und gründeten wichtige Niederlaſſungen in Mombaſſa, Melinde und an vielen anderen Stätten. Der religiöſe Eroberungstrieb führte ſie bis nach Hinterindien, den Sundainſeln, dem Malaiiſchen Archipel. Noch heute ſehen wir, daß der Islam ſeiner einfachen unmyſtiſchen Art, ſeiner geſundheitlichen Vorſchriften halber in den Tropen die Hinneigung der Naturvölker findet, deren Bedürfniſſen er trefflich entſpricht.



Ein ausgegrabenes Wikinger-Schiff. Nach Clowes „The royal Navy“ London 1897.

Die Araber beſaßen eine gewiſſe nautiſche Begabung, ſie waren ebenſo tüchtige Lotſen wie dreiſte Seeräuber und verſtanden ſelbſt mit komplizierten techniſchen Geräten umzugehen. Der alte Nomadengeiſt, die Freude am Umherſchweifen äußerte ſich nicht nur in ihren Eroberungszügen; auch Geſchlechter von hervorragenden Forſchungsreiſenden entſtanden, welche neu gewonnene Länder und ihre Grenzen wiſſenſchaftlich beſtimmten. Der größte und berühmteſte unter ihnen war Ibn Batuta, der 1304, alſo gegen den Schluß des arabiſchen Aufſchwunges, zu Tanger geboren, faſt die ganze damalige Kulturwelt des Islam bis an ihre äußerſten Grenzen, ſelbſt noch weit darüber hinaus, bereiſte und in China ſo zu Hauſe war wie in Timbuktu. Seine Schriften werden noch heute von den europäiſchen Gelehrten geſchätzt. Aber ſchließlich war doch der Austauſch zwiſchen Mohammedanern und Chriſten nicht eng und freundſchaftlich genug, um den Ergebniſſen arabiſcher Forſchung allgemeine Würdigung

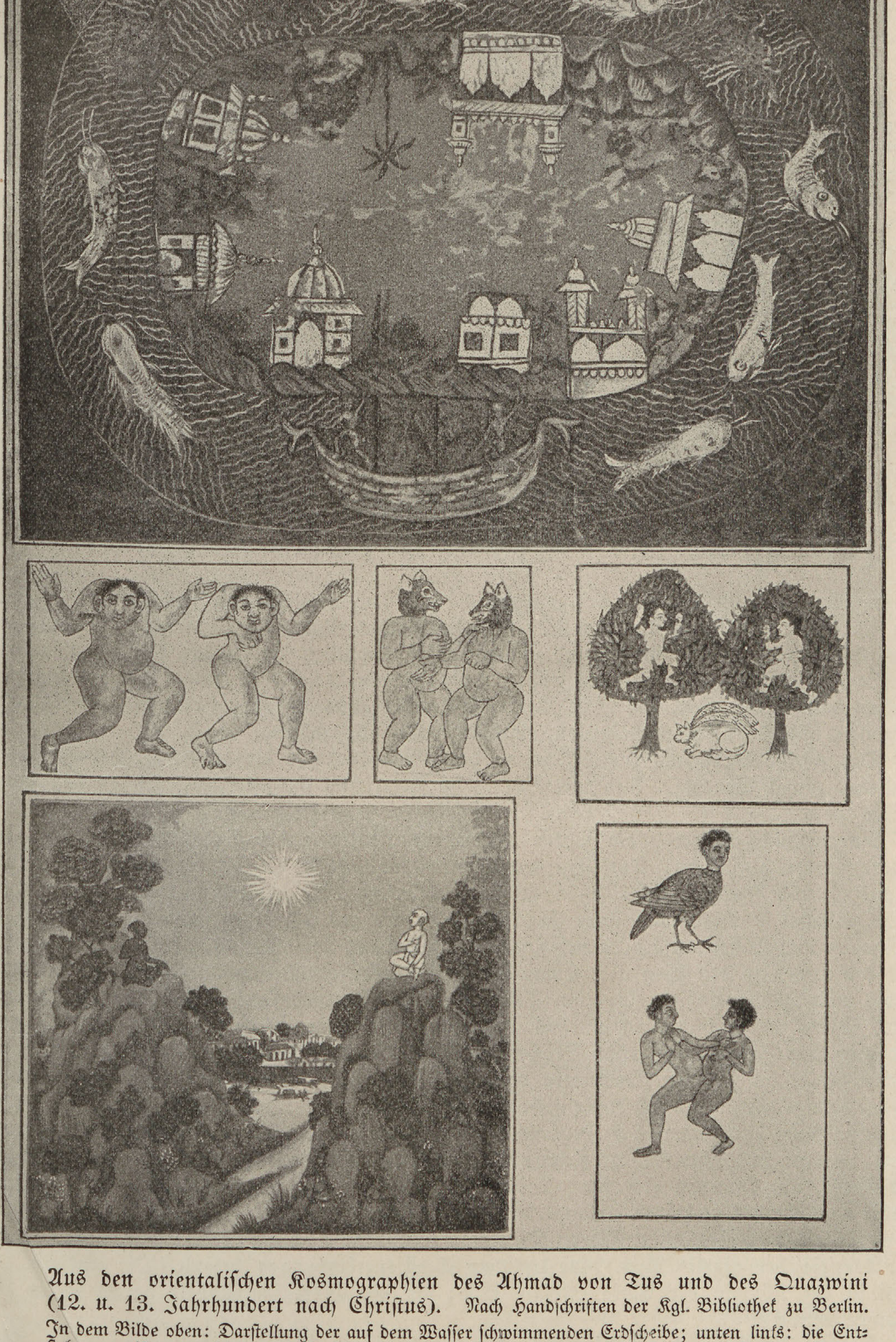


Ein arabiſches Aſtrolabium zur Beſtimmung der Zeit nach Geſtirnhöhen.

Nach A. da Schio „Di due Astrolabi in caratteri cufici occidentali trovati in Valdagno“.

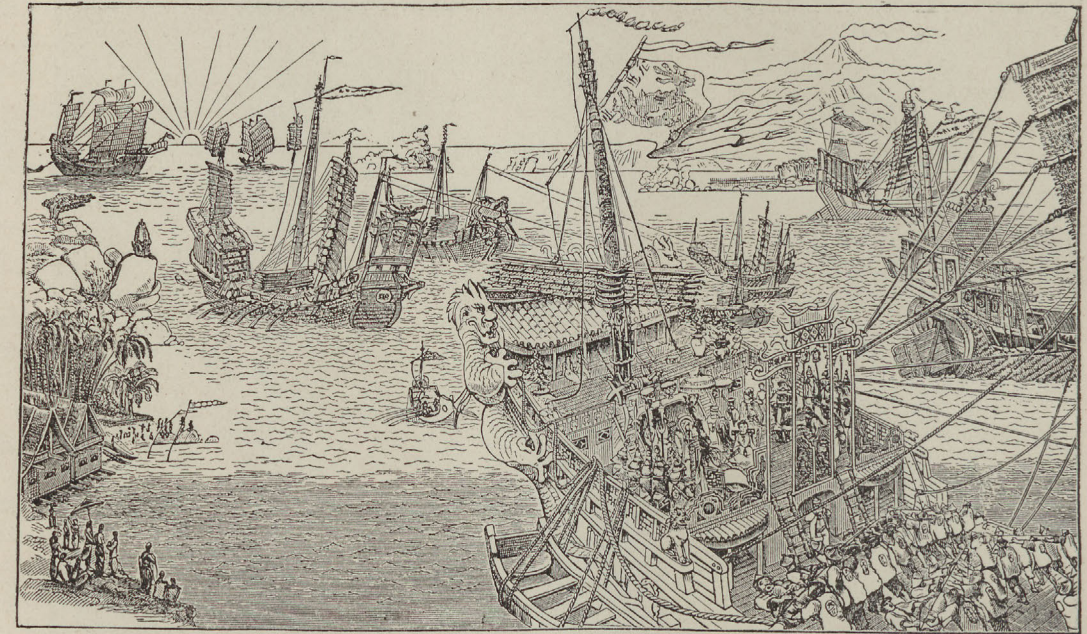
zu verſchaffen. Am perſiſchen Meerbuſen trieb man Handel miteinander — in Spanien, in Paläſtina bekriegte man ſich. Seine eigenen Gebiete verſagte der Islam dem Chriſten und duldete ihn dort nur als Sklaven. Die Verſandung des ägyptiſchen Kanals im 8. Jahrhundert, der den Nil und folglich das Mittelmeer mit dem Roten Meere verband, erſchwerte weiter die Beziehung zum Oſten.

Nur langſam und zufällig entwickelte ſich die Erforſchung der unbekannten Erdteile bei den europäiſchen Völkern am Ende des Mittelalters. Im Jahre 1245 gelangten franzöſiſche Mönche, auf dem Wege durch Rußland, an den Hof des Tartarenkhans, wo ſie erkannten, daß die Mongolen und Tartaren in ihrer aſiatiſchen Steppenheimat achtungswerte Kulturſtaaten bildeten. Dieſe ſchloſſen ſich grundſätzlich durchaus nicht gegen Fremde ab, vereinzelte europäiſche Sendboten wurden während des 13. Jahrhunderts am Hofe des Großkhans gut auf-



Aus den orientaliſchen Kosmographien des Ahmad von Tus und des Quazwini (12. u. 13. Jahrhundert nach Chriſtus). Nach Handſchriften der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

In dem Bilde oben: Darſtellung der auf dem Waſſer ſchwimmenden Erdſcheibe; unten links: die Entſtehung weißer und ſchwarzer Menſchen durch verſchiedenartige Sonnenbeſtrahlung. In den Nebenfeldern phantaſtiſche Menſchengeſtalten auf Bäumen, oder mit Köpfen von Vögeln, Hunden u. dergl.



Das Schiff des Marco Polo. Nach Cordier „The Book of Ser Marco Polo“.

genommen, und nachweislich haben gelegentliche politiſche Verbindungen zwiſchen den Päpſten, den franzöſiſchen Königen und den Herrſchern der Völker gelber Raſſe beſtanden. Ormus am Perſiſchen Meer, Konſtantinopel und andere Stätten wurden die großen Umſchlagplätze für Gewürz, Teppiche, Seide und die geſamten Handelswunder des Orients. So eng begrenzt erſchien damals die Welt, daß ſchon Kleinaſien als die „Levante“, als das Land des Sonnenaufgangs, und Spanien als Heſperien, als das Abendland, erſchien.

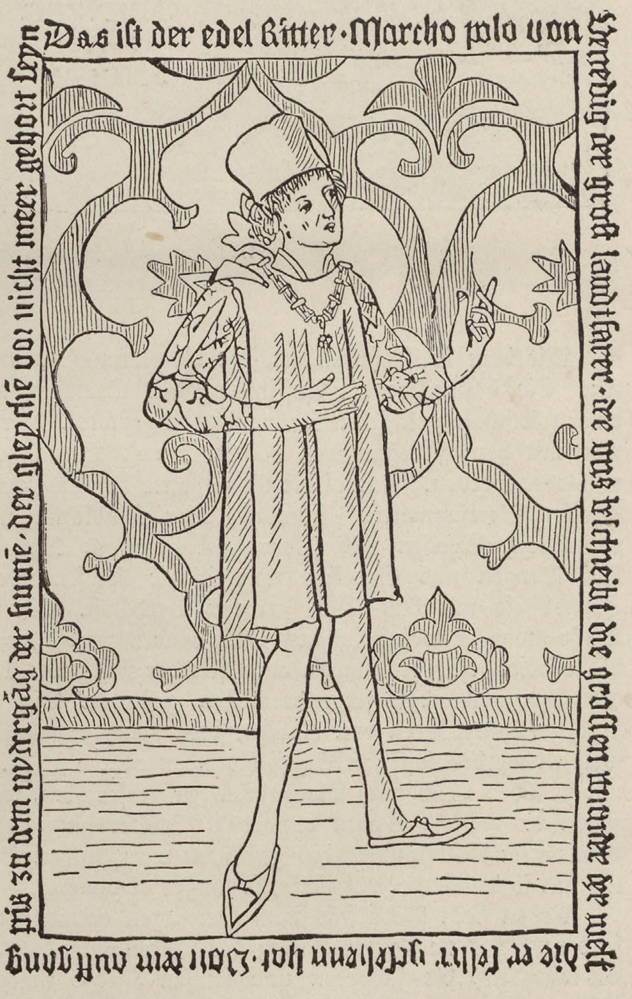
Das ſtärkſte Bedürfnis zur Erkundung des Oſtens beſaßen die großen Handelsrepubliken Italiens, zumal Venedig. Und von dort iſt ſie folgerichtig ausgegangen. Es geſchah durch Marco Polo.

Niccolo und Maffeo Polo waren angeſehene Kaufleute der Lagunenſtadt, welche die untere Wolga aufſuchten, Turkeſtan durchquerten und 1269 bis an die Hohe Pforte des mächtigen und klugen Kublai Khan gelangten. Schon 1271 unternahmen ſie eine zweite Reiſe, diesmal in Begleitung ihres Neffen Marco, der erſt 17 Jahre zählte. Man durchzog Kleinaſien und Meſopotamien, begab ſich von Ormus aus nach Norden, überſtieg das Pamirhochland und fand den Weg nach China ins Tarymbecken vorüber am unſteten See Lop-nor, wobei man Pfade einhielt, die zum Teil erſt in allerneueſter Zeit wieder betreten worden ſind. Marco wurde Günſtling Kublais, in deſſen Gefolge er China gründlich kennen lernte, und auch von Zipangu (chineſiſch Dſchi-pu-en, das Reich der aufgehenden Sonne), der goldreichen Inſel im öſtlichen Weltmeere vernahm. Vielleicht wären die Poli überhaupt nicht wieder heimgekehrt, wenn ſich dafür nicht eine gute Gelegenheit geboten hätte. Eine Mongolenprinzeſſin ſollte den Beherrſcher Perſiens heiraten, und es galt, ſie ſicher in das weit entfernte Land zu bringen. Über das großartige King-oe (heute Han-keu) begab der Hochzeitszug ſich ans Meer, um dann zu Schiff an Cochinchina, Siam, Java, Sumatra und den Nikobaren vorbei nach Ormus zu fahren. Marco kennt aber auch Madagaskar, Zanghibar und Abeſſinien. Über Täbris und Trapezunt führte die Karawanenſtraße nach Konſtantinopel, wo man ſich im Bereiche der regelmäßigen venezianiſchen Schiffsverbindungen befand. Die Ankunft der Poli in der Königin der Adria erfolgte 1296; faſt ein Vierteljahrhundert hatten ſie in der Fremde verweilt.

Einem Zufalle verdankt die Welt den unſchätzbaren Reiſebericht Marco Polos. Der rüſtige Mann wurde in einem Seetreffen (1298) gefangen, und während der Muße des Kerkers diktierte er einem Schickſalsgenoſſen ſeine Erinnerungen. So entſtand das vielbewunderte Buch, welches allmählich unter dem Namen „Il Millione" die weiteſte Verbreitung fand, in mehrere Sprachen überſetzt und verhältnismäßig früh gedruckt wurde. Es iſt von einſchneidender Wirkung geweſen auf die Umgeſtaltung des geographiſchen Weltbildes, welche auch ſonſt durch Handels- und Miſſionsreiſen gefördert wurde. Man begann, ſich von der Überlieferung des Mittelalters zu löſen. Polos Bericht blieb ſchon für die Weltkarte des Pietro Viſconti von 1311 nicht ohne Einfluß: worauf Oſtaſien, Indien und die ihnen vorgelagerte Inſelwelt zum erſten Male einigermaßen richtig angegeben ſind. Weit mehr war es der Fall auf der reichſten mittelalterlichen Weltkarte, der ſog. katalaniſchen Weltkarte von 1375. Und ſo blieb es in der Folgezeit bis auf Paolo Toscanelli, deſſen Seekarte der erſten Fahrt des Columbus als Grundlage diente und von Martin Behaim für ſeinen Globus ſtark benutzt wurde. Ja, Columbus hat Polos Buch ſelbſt geleſen, ohne freilich ſeine Bedeutung zu erkennen.

Kühn und kühner begann der Kaufmann ſich vorzuwagen. Den klaſſiſchen Zeugen hierfür liefert jenes Reiſehandbuch des Francesco Pegolotti, welches gegen das Jahr 1340 abgefaßt wurde und ſich handſchriftlich unter den Schätzen der Markusbibliothek befindet. Es führt den bezeichnenden Titel: „Pratica della mercatura“ und war, wie auch ein etwas älterer italieniſch-türkiſch-perſiſcher Sprachführer, für den Gebrauch der mit Aſien handelnden Kaufleute beſtimmt. Man erſieht aus dem Buche, daß damals vom Pontus über Aſtrachan und durch das Ilital ein regelrechter Reiſeverkehr nach Peking-Cambaluk führte, der offenbar gar nicht ſelten ſtattfand. Handelsagenten und Handelskonſuln Venedigs und Genuas waren weithin in den orientaliſchen Ländern ſeßhaft. Im erſten Drittel des 15. Jahrhunderts gelangte ein venezianiſcher Kaufmann, Niccolo de Conti, bis nach China. Der geheimnisvolle Schleier, der ſeine Perſon einhüllte, iſt durch die neuere Forſchung gehoben, und ſein lange für eine Fälſchung gehaltener Reiſebericht als volle Wahrheit anerkannt worden.

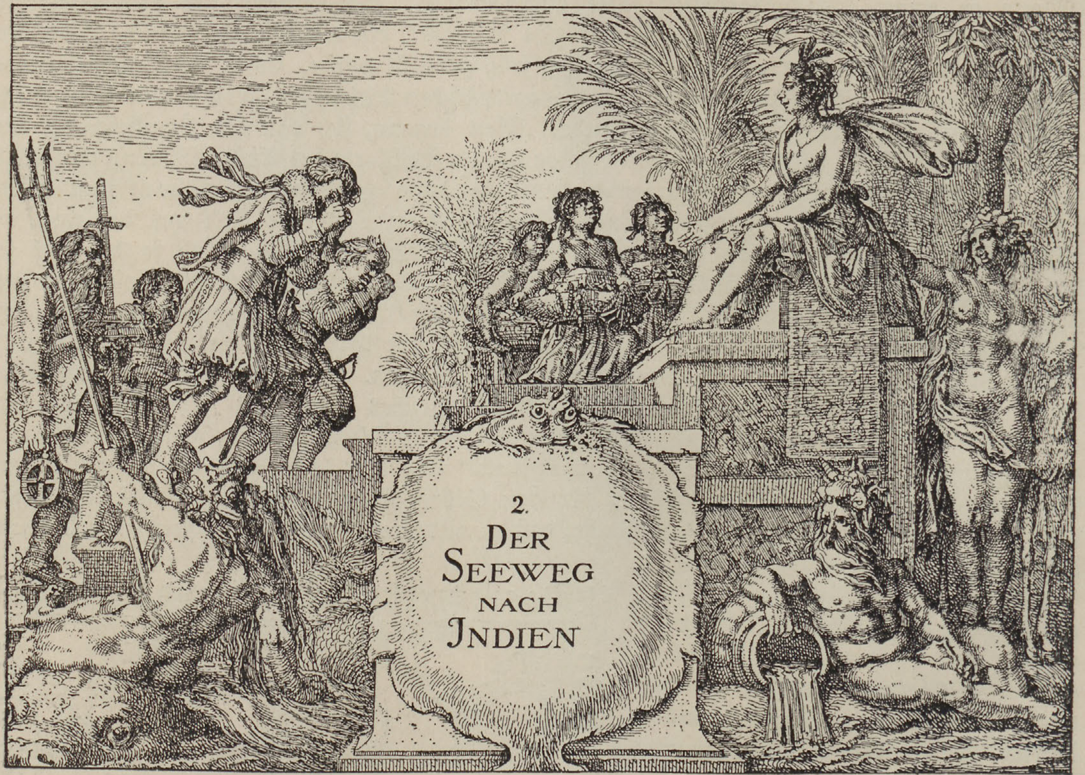
So war man in der Aufhellung der bewohnten Welt ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen. Europa erſchien im großen und ganzen bekannt, wie wenig Zuverläſſiges man auch vom Innern Skandinaviens, Rußlands und der Balkanhalbinſel wußte. In Afrika hatten die Araber über den Sudan und ſogar über den ganzen Lauf des Nils, den man aus drei Quellſeen abſtrömen ließ, Licht verbreitet. Aſien endlich hatten Araber und Europäer bis zu den Grenzen Sibiriens erſchloſſen, und Ibn Batuta war ſogar bei dem Turkvolke der Jakuten am Jeniſſej geweſen. Wie weit ſich dagegen Afrika nach Süden hin erſtreckte, blieb noch unermittelt, und ebenſo ungelöſt die Frage, ob es von Europa einen Seeweg nach Indien gäbe. Dieſe Frage hat das eigentliche Entdeckungszeitalter eröffnet.


Das iſt der edel Ritter·Marcho polo von
Venedig der groſt landtfarer·der vns beſchreibt die groſſen wunder der welt
die er ſelber geſehen hat·Von dem auffgang
pis zu dem nydergang der ſunne·der gleychen vor nicht mer gehort ſeyn

Titelblatt der erſten deutſchen Marco Polo-Überſetzung. Nürnberg 1477.

2.

DER SEEWEG NACH INDIEN

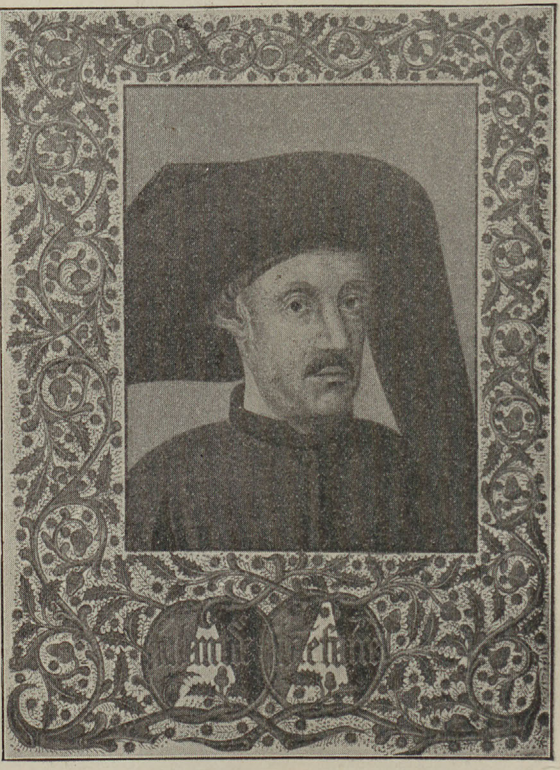


Titel-Kupfer aus „Journalen van de reysen of Ostindie“ Amsterdam, M. Colyn 1619

Mit dem 15. Jahrhundert ſetzt die planmäßige und beharrlich durchgeführte Erderforſchung ein. Sie bezweckte: die Auffindung des Seewegs nach Indien. Dieſes Ziel hatte ſich zu einer wirtſchaftspolitiſchen Notwendigkeit geſtaltet. Der Verbrauch an Spezereien und Gewürzen war mit dem zunehmenden Reichtum und Luxus gewachſen und ihr Bezug außerordentlich erſchwert worden. Zumal die Renaiſſance bewirkte eine ſtetige Steigerung des Lebensgenuſſes. Pfeffer, Gewürznelken, Zimmet, Zucker, Muskatnüſſe, Safran wurden in gewaltigen Mengen verbraucht, Speiſen und Wein ſtark gewürzt. Der Indigo bürgerte ſich als Farbſtoff ein. Für Drogen und Gewürze wurden die höchſten Preiſe bezahlt; man arbeitete bei dieſem Handel oft mit 300—500 Prozent Verdienſt. Ein ſo hoher Gewinn reizte zum Wagnis. Bisher war er weſentlich den Venezianern zugefallen, denn ſeit der Weg über Ormus durch die Türken gefährdet wurde, etwa ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts, hatte ſich der wichtigſte, der Spezereihandel, folgendermaßen geſtaltet: Die indiſchen oder arabiſchen Großkaufleute brachten ihre Waren von Kalikut, dem Hauptſtapelplatze Indiens, der nicht mit Kalkutta verwechſelt werden darf, zu Schiff bis Aden oder Djedda. Hier übernahmen ſie arabiſche Händler, um ſie über Land nach Alexandrien zu verfrachten, wo die Venetianer ſie vielfach im Tauſche gegen europäiſche Waren erwarben. Weiter ging es dann nach der Königin der Adria, die damit zum Mittelpunkte des geſamten europäiſchen Gewürzhandels wurde: ein Zuſtand, der ſich um ſo drückender geſtaltete, je länger er dauerte.

Neben dem Bedürfnis nach Gewürzen entwickelte ſich in der Welt des 15. Jahrhunderts bald auch das nach Vermehrung der Metallſchätze. Die großen Fortſchritte des Gewerbes und des Handels, die ſchweren und langen Kriege machten die Auffindung neuer Silber- und Goldquellen notwendig. Die deutſchen Kaiſer befanden ſich ewig in Geldverlegenheit; ſie und alle Welt mußten zu Zinsſätzen borgen, die nachgerade unerträglich erſchienen. Die reichen Bankiers: die Medici, die Fugger ſogen die Welt durch ihre Barmittel aus und wurden mächtiger als gekrönte Häupter. Mit Leidenſchaft donnerte ſelbſt Luther gegen das Kapital. In den Burgen des Hochadels, in den Paläſten der reichen Bürger bargen die Schatzkammern koſtbare Geräte; die Frauen behängten ſich über und über mit Schmuck. Gewürze und Gold bildeten alſo die Loſung der Zeit. Kühn trat der pfadfindende Kapitän ans Steuer, und neben ihm ſtand der zähe, berechnende Kaufmann.

Das Hauptgewürzland war Indien, für beſonders goldreich galten die ſagenhaften Inſeln Antilia und das nicht minder rätſelhafte Guinea, welches man irgendwo im Süden Afrikas vermutete, mitten unter den Negerſtämmen. Auf dieſe Ziele mußte ſich alſo das Entdeckerſtreben richten. Die große Handelsſtraße von Europa nach Indien durch Aſien befand ſich in Händen der Araber. Mit Entrüſtung ſah man dieſe Feinde der Chriſtenheit ungezählte Millionen im Zwiſchenhandel erwerben. Aber immerhin ließ ſich mit ihnen verkehren. Das wurde anders, als die wilden und gewalttätigen Türken vordrangen und 1453 ſogar Konſtantinopel eroberten: den Treffpunkt dreier Weltteile. Damit war die Möglichkeit des ferneren Levantehandels ſchwer bedroht. Es galt, einen neuen Weg zum Ziele zu ſuchen. Als ſolcher erſchien die Umſchiffung Afrikas am natürlichſten und benutzbarſten. Gelang ſie, ſo bedurfte man der Muſelmannen nicht mehr, und der Handelsgewinn gelangte in chriſtliche Hände. Dabei ſtellte man ſich den Weg kürzer vor als er war: in dem Glauben, daß Afrikas Geſtalt mehr in die Breite als in die Länge gehe. Dicht hinter dem Wüſtengürtel, dachte man, biege die Küſte ab nach Oſten.

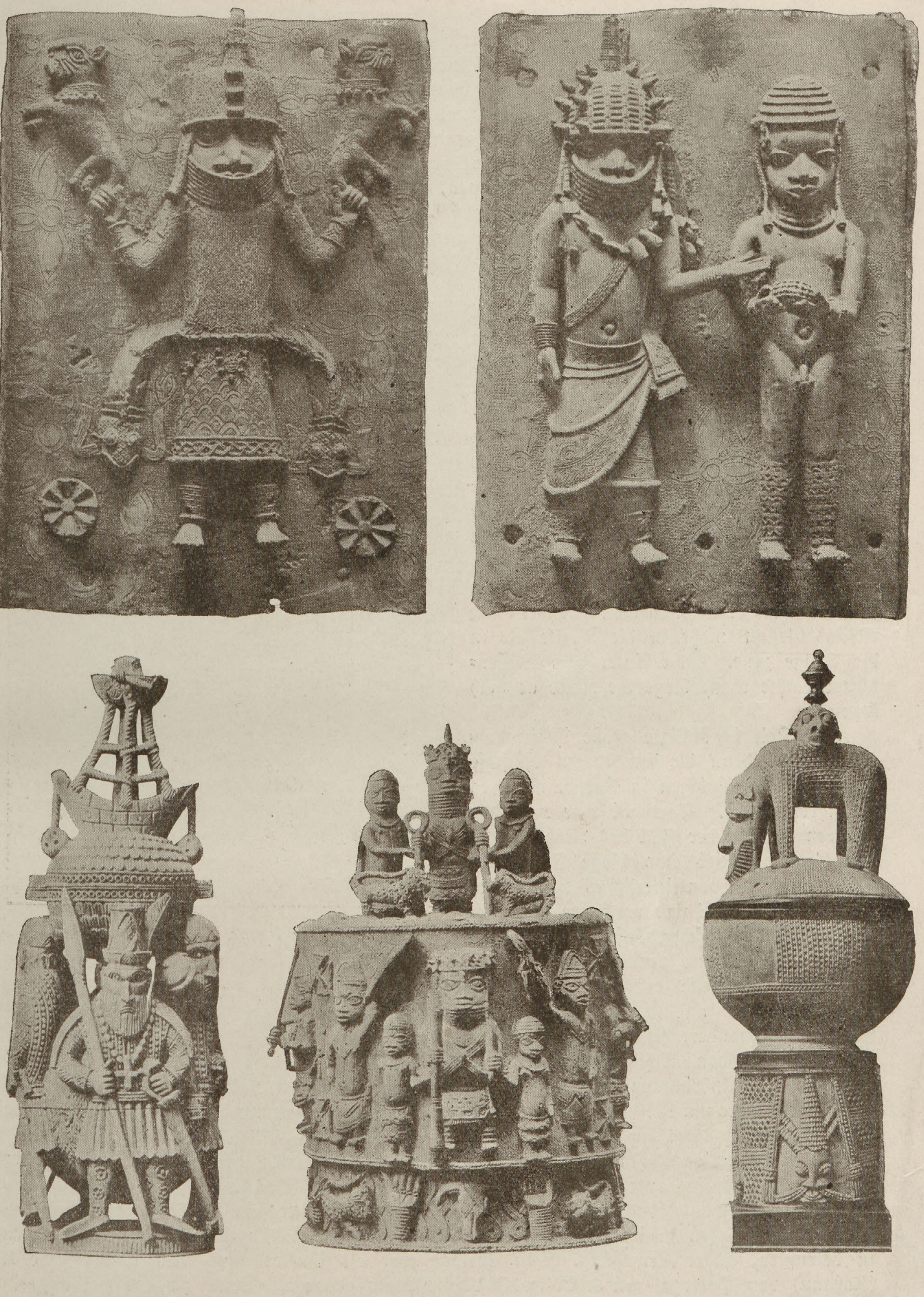


Prinz Heinrich der Seefahrer.

Nach dem Miniaturgemälde in der 1448—1453 entſtandenen Handſchrift „Chronica do descobrimento e conquista de Guiné etc.“ Nationalbibliothek zu Paris.

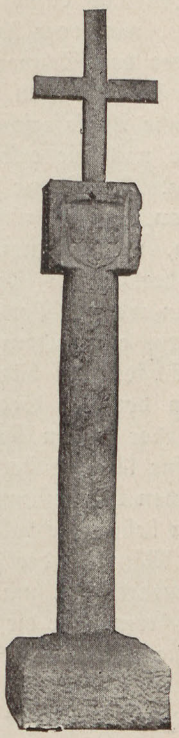
Die Zeit begünſtigte große Reiſeunternehmungen, denn die furchtbaren Kämpfe gegen die Ungläubigen in Europa näherten ſich ihrem Ende. Portugal war von den Mauren befreit, der Fall des Araberreiches von Granada blieb eine bloße Frage der Zeit. Eine Fülle von ritterlich-abenteuerlicher Tatkraft wurde frei und verlangte nach Betätigung. Die nautiſchen Wiſſenſchaften hatten erhebliche Fortſchritte gemacht. Die Araber hatten die Karavelle erfunden: man fuhr ſeitdem ſicherer und hatte gelernt, die Planken aneinander, ſtatt übereinander zu befeſtigen und den Schiffsrumpf zu kalfatern. In Amalfi war der Kompaß verbeſſert worden durch Anbringung der Windroſe unter der beweglichen Nadel, und Regiomontanus in Nürnberg hatte um 1470 durch ſeine Ephemeriden und vervollkommnete Beobachtungsweiſe die Beſtimmung des Ortes auf der Erdoberfläche erleichtert.

Es iſt der ewige Ruhm eines Mannes, die Gunſt der Stunde erkannt und den Ruf, der an ſein Volk erging, vernommen und befolgt zu haben. Das war Prinz Heinrich von Portugal, den man als den „Seefahrer“ bezeichnet. Er hat ſein Volk und die Menſchen zu erhabenen Taten geführt, hat ein neues Zeitalter eingeleitet, und nicht zufällig, ſondern in bewußter, kluger Erwägung. Don Enrique war als fünftes Kind des Königs João I. (Johann) von Portugal am 4. März 1394 in Oporto geboren. Seine Jugend fiel noch in die Kämpfe gegen die Mauren, und die Tapferkeit und Umſicht, die er in ihnen bewies, verſchafften ihm ehrenvolle Anträge zur Übernahme hoher Befehlshaberſtellen in fremden Heeren.



Bildwerke der Neger aus dem Reiche Benin an der Sklavenküſte (unter Nachwirkung ſpätrömiſcher und portugieſiſcher Vorbilder entſtanden).

Zuſammengeſtellt aus Ch. H. Read and O. M. Dalton Antiquities from the City of Benin. London 1899.



Dieſe Säule wurde von dem Portugieſen Diego Cão im Jahre 1485 auf Cap Croß errichtet. Die Inſchrift des Kapitäls lautet in deutſcher Überſetzung:

„Im Jahre der Erſchaffung der Welt 6685 und Chriſti 1485 ließ der erhabene und berühmte König Johann II. von Portugal dieſes Land entdecken und dieſe Säule ſetzen durch Diego Cão, den Ritter ſeines Hauſes.“

Um die Säule vor gänzlicher Verwitterung und Zerſtörung zu ſchützen, ließ der deutſche Kaiſer Wilhelm II. ſie im Muſeum für Meereskunde zu Berlin aufſtellen und als Erſatz auf dem Cap Croß eine genaue Nachbildung errichten.

Portugieſiſcher Wappenpfeiler von Cap Croß in Weſtafrika.

Aber ſchon früh ſcheint er ein Vorgefühl gehabt zu haben, auf welche Gebiete das Schickſal ihn rief: ſo beſaß er die Feſtigkeit, alle Angebote abzulehnen. Prinz Heinrich war kein glatter Höfling, kein Mann für die Frauen: ernſt blickt uns ſein ſchmales Geſicht entgegen, mit der langen feinen Naſe und dem kleinen Schnurrbart. Ihn lockte das rätſelvolle Meer, mit ſeinen tauſend Wundern und Fragen. An der äußerſten Ecke der damals bekannten Welt, am Kap Sanct Vincent, im Schutze der kleinen Feſtung Sagres, fern von allem höfiſchen Treiben baute er ſich ſein Schloß, auf einer Klippe, die weit hinaus in die See ſpringt. Und in unmittelbarer Nähe ſeiner Wohnung errichtete er als frommer, faſt asketiſcher Mann eine Kirche für ſeinen Gott und eine Reihe von Baulichkeiten für die Wiſſenſchaft, deren Förderung ſein ferneres Leben galt. Hierher zog er Gleichſtrebende, hier wurden die Geſetze des Meeres erforſcht, von hier die erſten Fahrten gen Süden ausgerüſtet, ins Unbekannte, ins Reich der Erwartungen. Es wurde ihm nicht leicht, ſie zuſtande zu bringen: Geldmittel zwar lieferte der reiche Chriſtusorden, deſſen Großmeiſter der Prinz war, aber Matroſen wollten ſich nicht anwerben laſſen, denn ſie fürchteten die Schrecken der toddrohenden „Dunkelflut“, die ſich im Süden ausdehnen ſollte. Demnach blieben Hochſeefahrten zunächſt ausgeſchloſſen; man mußte ſich begnügen, die Weſtküſte Afrikas entlang zu taſten, von Reiſe zu Reiſe das Ziel erweiternd. Zwanzig Jahre wurde ernſt und beharrlich gearbeitet. Das Ergebnis jedes Unternehmens wurde daheim wiſſenſchaftlich feſtgelegt und das nächſte gründlich vorbereitet. Ausländiſche Gelehrte kamen zu Gaſt: es war ein hoffnungsfreudiges Zuſammenwirken der Beſten, in dem ſich der Wappenſpruch des Prinzen bewährte: „Talent de bien faire“. Immer neue Männer wußte Prinz Heinrich in den Dienſt des neuen Gedankens zu ſtellen. Vielleicht geſchah der Wechſel nicht ohne Abſicht: denn wohl ſchon damals bildete ſich jener Grundſatz der romaniſchen Kolonialpolitik aus, der ſpäter in ſeiner Übertreibung wenig erfreuliche Folgen gezeitigt hat. Die Staatsraiſon gebot Portugal und Spanien auf Grund des Mißtrauens, nie denſelben Mann zweimal hintereinander auf Reiſen in die Kolonien zu ſchicken, damit er nicht zu mächtig und gefährlich würde.

Die Ergebniſſe der Reiſe lohnten die Mühen und Koſten. Im Jahre 1431 gelang es, nach harten Anſtrengungen Kap Bojador zu umſegeln. 1441 kam man bis zum Kap Branco oder Blanco. Auf einer Inſel wurde die erſte Faktorei im afrikaniſchen Kolonialgebiet angelegt und Tauſchhandel mit den Eingeborenen eröffnet. 1445 glückte es endlich Diniz Dias, die breite Wüſtenzone zu überwinden und das Kap Verde zu erreichen. Zum erſtenmal erblickte man hier die afrikaniſchen Tropen. Schon der Name: Grünes Vorgebirge deutet auf die allgemeine Überraſchung, als die jahrhundertelang geglaubte Satzung des Strabo und Ptolemäus von der Unbewohnbarkeit des Südens in die Tiefe des Atlantiſchen Ozeans verſank, und eine wunderſame Welt ſich am Fuße ſonniger Bergwände erhob. Erwartungsvoll drängte man weiter. Natürlich ging es unterwegs nicht ſo zahm und friedlich zu, wie im ſtillen Sagres. Menſchenraub und Tötung ſind leider Erſcheinungen, die ſich ſchon an die erſten Entdeckungsfahrten knüpften und durch viele Jahrhunderte untrennbar von ihnen blieben. Wurden ſie doch von habgierigen Abenteuerern und Raufbolden unternommen, die Nutzen und

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

BIBLIOTEKA ŚLĄSKA

Gewinn ſuchten und oft den Tod dafür ernteten. Immerhin haben auch ſie der Wiſſenſchaft erhebliche Dienſte geleiſtet, wie jener Juan Fernandez, der ſich auf dem Feſtlande ausſetzen ließ, mehrere Monate unter den Schwarzen verweilte, ihre Sprache lernte und ihre Sitten beobachtete, bis ihn ſeine Reiſegenoſſen wieder abholten. Er fand teilweis eine alte Kultur und war der erſte eigentliche Afrikaforſcher im modernen Sinne.

Prinz Heinrich erlebte noch die erfreulichen Ergebniſſe eines Handelsunternehmens nach der Mündung des Gambia. Im Jahre 1460 ſtarb er mit dem Gefühle voller Genugtuung. Das Werk, das er begonnen, ließ ſich nicht mehr aufhalten; der Spott, der ſeine erſten Unternehmungen begleitet hatte, war verſtummt, der Weg gewieſen, auf dem die Zukunft ſeines Volkes lag. Noch im Todesjahr des Prinzen wurden die Kap Verdeſchen Inſeln entdeckt. Der Sieg der neuen Ideen war in Portugal vollſtändig: die Regierung nahm die veränderte Sachlage in amtlicher Form auf, indem König Johann II. ſich an die Spitze der Kolonialbewegung ſtellte. Ihr nächſtes Ziel bildete die Auffindung des Südendes des ſich erweitert dehnenden Afrika und von dort des Seewegs nach Indien. Der Mann, der ſie löſte, ſollte bald erſcheinen. Vorher aber waren ſicherere Grundlagen für ein ſo ſchweres Wagnis zu ſchaffen, weil es ohne eine längere Hochſeefahrt kaum erreichbar erſchien, zumal mußte die Möglichkeit der geographiſchen Ortsbeſtimmung auf hoher See verbeſſert werden. Eine der erſten Handlungen König Johanns beſtand deshalb in der Einſetzung einer aſtronomiſchen Kommiſſion, gebildet aus den gelehrteſten Männern der Zeit. Sie ſollte unter Leitung des Biſchofs Diego Ortis korrigierte Sonnentafeln ausarbeiten, um die Berechnung der Sonnen- und Sternhöhen in den ſüdlicheren Breiten zu erleichtern, wo die Sternbilder ſich anders gruppierten als am nördlichen Himmel. Das bedeutendſte Mitglied dieſer Kommiſſion wurde der Deutſche Martin Behaim.

Dieſer Mann war eine ſeltſame Miſchung von Gelehrtem und Glücksritter. Ein Nürnberger Patrizierſohn, ſtellte er den Typus des gebildeten Kaufmanns dar. Bei dem berühmten Regiomontanus (Johannes Müller aus Königsberg in Franken) hatte er angewandte Mathematik ſtudiert und bemühte ſich nun, ſeine Kenntniſſe in den Dienſt des praktiſchen Lebens zu ſtellen. Geſchäftsreiſen führten ihn nach den Niederlanden, ſpäter nach Liſſabon. Seine aſtronomiſchen Kenntniſſe erregten Aufſehen, und man ernannte ihn zum Mitgliede der erwähnten Kommiſſion. Schon nach wenigen Jahren hatte er Gelegenheit, die Ergebniſſe der Arbeiten des Ausſchuſſes auszuproben, denn er beteiligte ſich an einer großen Entdeckungsreiſe unter Diego Cão. Man nahm die Guineaküſte förmlich für Portugal in Beſitz und errichtete allenthalben Wappenpfeiler. Dann ging die Fahrt ſüdwärts weiter: die Mündung des Kongo ward gefunden (der Fluß hieß damals Zaire) und erſt an der Walfiſchbai umgekehrt. Nun wurde ein neues Unternehmen unter Bartolomeo Dias ausgerüſtet, und diesmal gelang es, das heiß erſehnte Ziel: die Südſpitze Afrikas zu erreichen. Wilde, fürchterliche Stürme wehrten die Weiterfahrt. Dias gab deshalb der ungaſtlichen Gegend des Tafelberges den Namen „Kap der Stürme“ — aber als der König die frohe Kunde erhielt, welche die Auffindung des Seewegs nach Indien in nahe Wahrſcheinlichkeit ſtellte, änderte er die Bezeichnung mit den Worten: „Nein! Es ſoll das Kap der Guten Hoffnung heißen.“

Goldmünzen des Königs Manuel von Portugal (Fig. a, b) und des ſpaniſchen Königspaares Ferdinand und Iſabella (Fig. c, d).
Berlin, Kgl. Münzkabinett.

Onbequaem Landt
eysweeh door ons volck uit land gedaen
Tafel bergh
Wind berg
Leeuwen bergh
't Fort
Caerte vande Cabo de Bona ESPERANÇA En haer gelegentheyt daer omtrent.
J.N.

Das Kap der Guten Hoffnung. Aus: J. Nieuhof „Gedenkwaerdige Zee en Lantreize". Amſterdam 1682.

Man glaubte, das Endergebnis unmittelbar vor ſich zu haben — allein politiſche Verwickelungen traten ein, Regierungswechſel, und ſchließlich ein Mitbewerb Spaniens, der langwierige diplomatiſche Verhandlungen erforderte. So ſuchte man zunächſt den Handel in den bisherigen Kolonien, namentlich an der Guineaküſte, zu entwickeln. Behaim nahm nicht mehr daran teil; er ging nach den Azoren, verheiratete ſich dort, kam ſpäter in Erbſchaftsangelegenheiten nach Nürnberg zurück, fertigte während ſeines Aufenthalts den berühmten Globus an, der ein klares Bild von dem geographiſchen Wiſſen ſeiner Zeit gewährt, ging abermals nach den Azoren und iſt 1507 bei einem zufälligen Beſuche in Liſſabon geſtorben.

In Portugal hatte 1495 Manuel, den ſeine Bewunderer den Glücklichen nannten, die Krone erlangt. Die großen Erfolge des Kolumbus, welche inzwiſchen die Welt ſtaunen machten, die Tatkraft, mit der die Spanier ihre Entdeckungen verfolgten, trieben zur höchſten Anſtrengung. Die afrikaniſchen Kolonien lohnten ſich nicht recht. Der Guineapfeffer war dem indiſchen nicht ebenbürtig und konnte ſich keine Stellung auf dem Weltmarkt erobern. Der große Schlag mußte gewagt werden. Und er glückte.

Im Frühjahr 1497 übernahm Vasco da Gama die Führung eines aus vier Schiffen beſtehenden Geſchwaders mit ſeinem Bruder Paulo und Nicolao Coelho als Unterbefehlshabern. Am 8. Juli verließ er den Tajo und ſteuerte als erſter Portugieſe, der ſich vollſtändig von der Küſte frei machte, nach Südweſten in den Ozean hinaus, richtig berechnend, daß er ſo in die Zone jener Weſtwinde gelangen müſſe, die ihn an das Kap der Guten Hoffnung bringen würden. So geſchah es. Den 16. Dezember fuhr man an dem äußerſten von Dias geſetzten Hoheitszeichen vorüber. Am erſten Weihnachtsfeiertage wurde Natal („Dies natalis domini"), am 11. Januar 1498 in der Delagoabai und am 22. nächſt der Zambeſimündung angelaufen. Teils feindlich, teils friedlich waren die Beziehungen zu den Araberſtädten, die man, der oſtafrikaniſchen Küſte nach Norden folgend, berührte. Zum Glücke gehörte der Sultan von Melinde zu den wohlwollenden Fürſten und gab den Fremdlingen Lotſen mit, die ſie glücklich nach Malabar brachten. Am 20. Mai erreichte die kleine Flotte Kalikut, um teils hier, teils in den benachbarten Küſtenſtädten den größten Teil des Jahres zu verweilen. Während dieſer Zeit wechſelten Handelsverkehr und diplomatiſche Verhandlungen mit ernſtlichen Reibungen, die ſogar zum Blutvergießen führten. Der Rückweg ward durch den widrigen Monſun ſehr erſchwert, und erſt am 7. Januar 1499 ankerten die Schiffe abermals vor Melinde, von wo aus die Heimreiſe erfolgte. Dieſer ſtellten ſich noch große Hinderniſſe entgegen, denn ein ſchadhaft gewordenes Fahrzeug mußte den Flammen übergeben, ein zweites auf den Azoren zurückgelaſſen werden, und Paulo da Gama erlag in Angra den Anſtrengungen der zweijährigen Fahrt. Vasco aber und Coelho brachten ihre Schiffe glücklich nach Liſſabon; nur ein Drittel der Mannſchaft ſah die Heimat wieder.

Der Weg nach Indien war eröffnet, die Handelszukunft Portugals unberechenbar emporgeſchnellt. Sehr beſorgt berichtete der venezianiſche Geſchäftsträger in dieſem Sinne an die Signoria, und am Liſſaboner Hof betrachtete man ihn nunmehr als Späher, den man nicht ſonderlich freundlich behandelte.

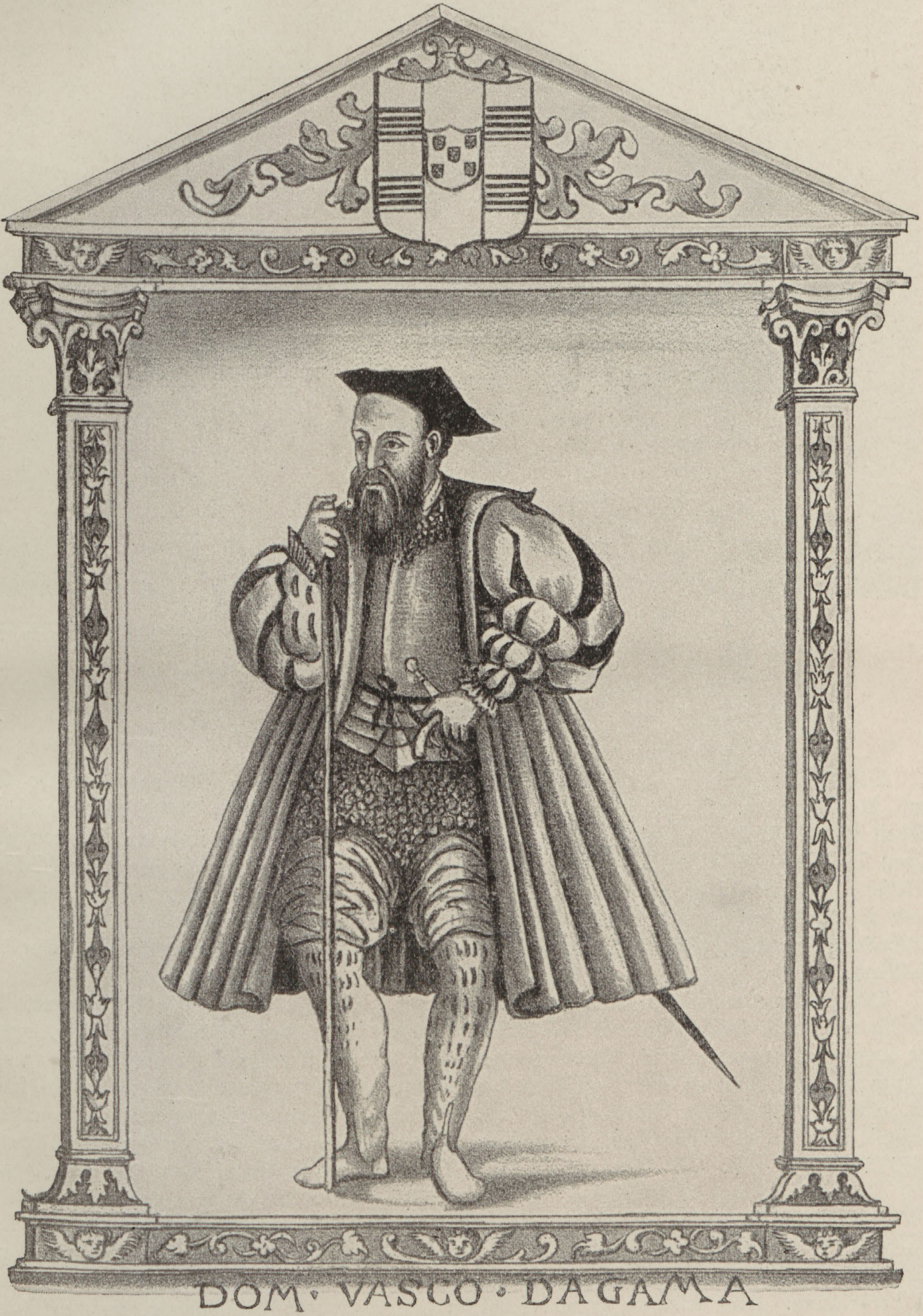
Als Vasco da Gama in Aſien landete, traf er einen Juden aus Poſen, namens Gaſpar. Der Mann war über Jeruſalem, Alexandria und Arabien nach Indien an den Hof des Sultans von Goa gekommen und lebte, nachdem er den Islam angenommen, dort ſeit 30 Jahren. Er ſtellte ſich Gama vor, bat um die Taufe und erwies ſich den Portugieſen nützlich, indem er ihnen nicht nur die Bezugsquellen für die Spezereien angab, ſondern auch Mitteilungen über die politiſchen Verhältniſſe in Indien machte, die für Portugal von großem Werte waren. Gama nahm den neuen Glaubensgenoſſen mit nach Europa, und er begleitete dann die ſpäteren Unternehmungen wieder als Beirat. Auch Kolumbus hatte auf ſeiner erſten Fahrt einen Juden an Bord, der als beſonderes Sprachtalent galt und ſich in Weſtindien mit Glück der Aufgabe unterzog, die Sprachen der Wilden zu ſtudieren und Verſtändigung mit ihnen zu ſuchen. In Livorno machten die Mediceer viele Juden anſäſſig, die zur Entwickelung des Warenhandels von Florenz beitrugen. Ganz Beſonderes aber leiſteten die portugieſiſchen Juden bei der Beſiedelung von Braſilien und bei der Einführung des Zuckerrohrbaues auf den Antillen. Schnell und findig hatte der Erwerbsſinn dem Stamme die verheißungsvolle Bahn gewieſen.

Das Jahr 1499, welches die erſten Indienfahrer heimkehren ſah, bezeichnet einen der wichtigſten Merkſteine der Geographie, des Welthandels und des Kolonialweſens. Mit einem Schlage riß das kleine Portugal den Gewürzhandel an ſich. Es hatte Zugang zu den Bezugsquellen erſter Hand: holte den Pfeffer aus Indien, den Zimt von Ceylon, die Nelken von den Molukken, verfrachtete nach Europa ohne Umladen auf eigenen Schiffen und erſparte die hohen Verkehrszölle. So konnte es viel billiger liefern als die Venezianer und doch gewaltigen Gewinn erzielen. Der Verbrauch an Spezereien ſtieg in Europa dermaßen, daß das Abfließen des Bargeldes nach dem Orient den europäiſchen Volkswirten Sorge bereitete.

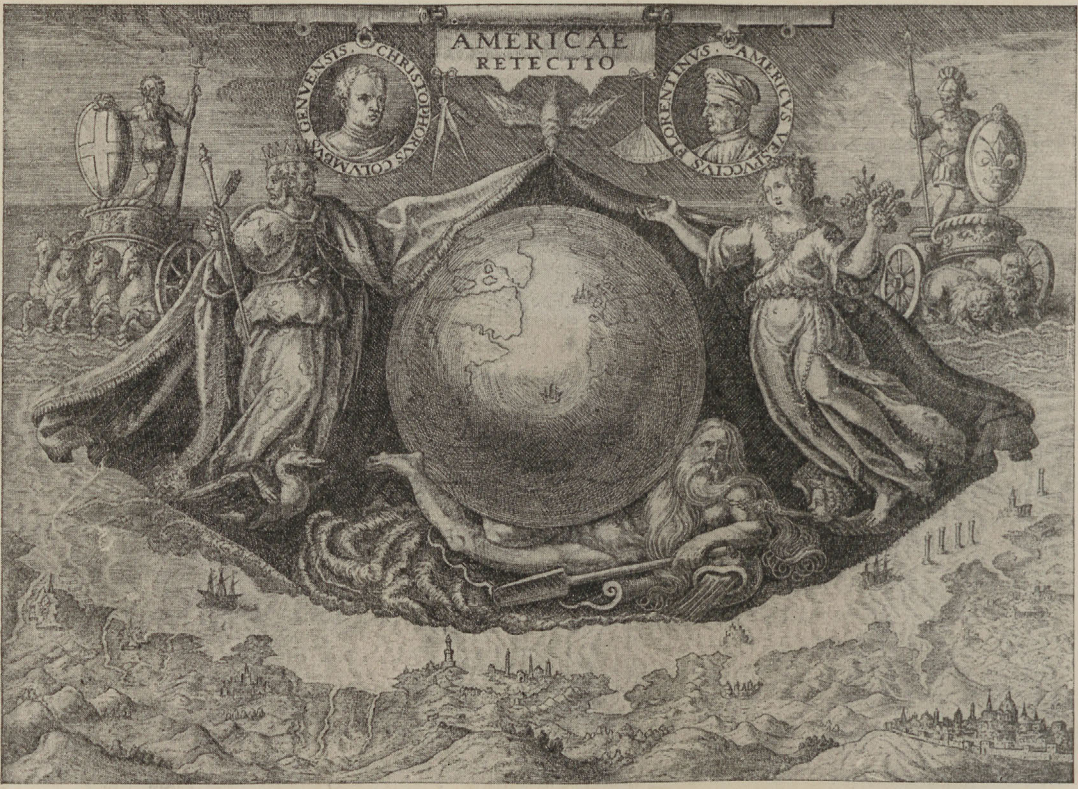
Zum materiellen Gewinn geſellte ſich der moraliſche: die Hebung des Selbſtgefühls der kleinen Nation. Das bis dahin unliterariſche, halb barbariſche Volk brachte in Camoens einen großen Dichter hervor, der aus eigener Anſchauung Seeſtimmungsbilder von berauſchender Kraft und Farbenpracht ſchuf. Die gewaltige Geſtalt des Kapgeiſtes Adamaſtor ſtellte er dar als das Sinnbild des unerſchrockenen Trotzes, der die Schrecken und Gefahren der wilden Natur niederzwingt. Stolz ſetzte er ſeine Nation den Griechen und Römern an die Seite und ſagte im Hinblick auf Franzoſen, Deutſche und Engländer:

„Doch während Ihr, habſüchtig und verblendet,
— O töricht Volk! — nur mit den Euren ringt,
Fehlt es an Mutigen den Chriſten nicht
In jenem kleinen luſitan'ſchen Stamme.
In Afrika beſitzt er Uferſtrecken,
In Aſien mehr Obermacht als alle,
Im neuen Weltteil pflügt er ſeine Felder,
Und gäb's noch mehr der Welt: er würd's erlangen."

Die portugieſiſche Nation hatte den Blick in die Meeresweite gelenkt, war die Bahnbrecherin des modernen Weltverkehrs geworden, ſie hatte begonnen, den Erdkreis zu entſchleiern. Seitdem verſchob ſich raſch das Schwergewicht von Handel und Wandel. Das bisher vorherrſchende Mittelmeer wurde zum Binnenſee, der früher zurücktretende Ozean zum Weltmeere.


DOM · VASCO · DAGAMA

Vasco da Gama. Aus „Lendas da India par Gaspar Correa“.


AMERICAE RETECTIO
CHRISTOPHORVS COLVMBVS GENVENSIS
AMERICVS VESPVCCIVS FLORENTINVS

Vignette aus „Americae partes", Frankfurt a. M. 1590.

3. Die Entdeckung Amerikas

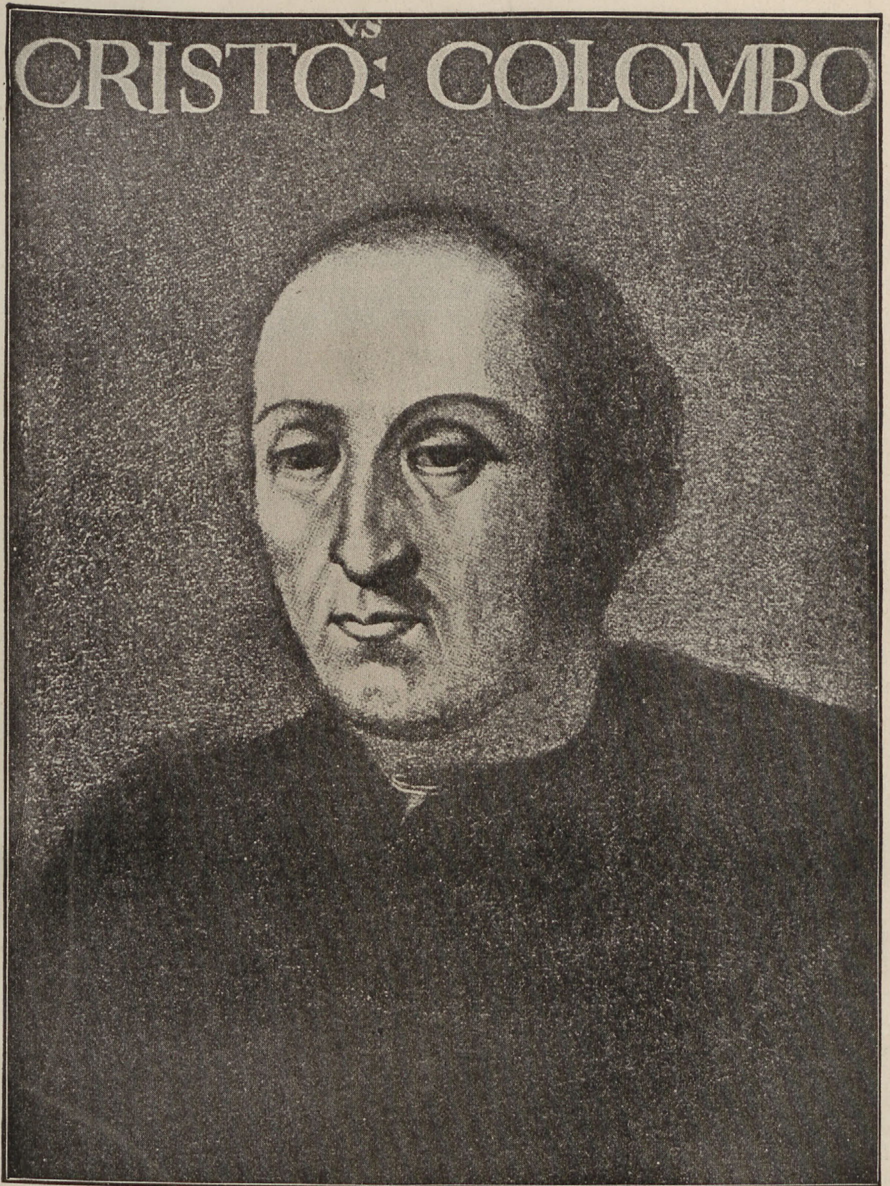
Verſchieden von der Entwickelung des portugieſiſchen geſtaltete ſich das ſpaniſche See- und Kolonialweſen. Entſprang das portugieſiſche einem folgerichtigen Bemühen, unabläſſiger Arbeit und Anſtrengung, ſo verdankte das ſpaniſche ſeinen Urſprung einer vereinzelten glücklichen Tat. Und dieſe ging nicht einmal aus Spanien hervor, wurde nicht von einem Spanier geleiſtet, ſondern von einem überſpannten Fremden und einer tatkräftigen Königin, ohne daß man im Volke weiteren Anteil nahm oder nur von dem Unternehmen wußte. Es iſt die Entdeckung Amerikas. Dieſe bedeutete für Spanien: Schöpfung einer Seemacht, Übergang vom Feſtland zum Kolonialreiche, vom Acker- zum Geldſtaate.

Der Mann der großen Tat war ein Italiener. Viel iſt, ebenſo wie bei Homer, über die liguriſche und korſiſche Heimat des Entdeckers geſtritten worden. Aber unſere Zeit, welcher die eingehendſten archivaliſchen Unterſuchungen von d'Avezac, Harriſſe, Deſimoni, Staglieno u. a. zugute kommen, vermag mit Gewißheit anzugeben, daß Criſtoforo Colombo, der ſich ſpäter als ſpaniſcher Hidalgo in Criſtoval Colon umwandelte, zu Genua geboren wurde, wenn ſeine Familie auch nachmals nach dem nahen Savona überſiedelte. Die Zeit der Geburt möchte um 1446 anzuſetzen ſein. Als Genueſe ſich dem Seemannsberufe zu widmen, lag nahe genug, und als Matroſe und Schiffsführer iſt Kolumbus — dieſe latiniſierte Namensform wollen wir beibehalten — auf allen damals befahrenen Meeren umhergeworfen worden. Noch in jugendlichem Alter nahm er Dienſte auf einem portugieſiſchen Schiffe und machte wohl auch eine Fahrt nach Oberguinea mit, um ſich ſodann auf der Inſel Pretſanto niederzulaſſen und zu verheiraten. Hier gelangte er von ſelbſt in den Kreis der Erzählungen, welche ſich um das ferne Weſtland geſponnen hatten, und da er für myſtiſche, überſinnliche Eindrücke in höchſtem Maße empfänglich war, ſo gab er ſich völlig der neuen Gedankenwelt hin, in der

Stadtbücherei Elbing

Lesezeichen

Dieses Buch ist spätestens zurückzugeben am:



Angebliches Porträt des Chriſtoph Kolumbus.

Nach der um 1555 auf Grund eines verloren gegangenen Originals angefertigten Kopie des Malers Altiſſimo in den Uffizien zu Florenz.

er ſich auch durch wiſſenſchaftliche Studien heimiſch zu machen ſuchte. Alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, las er eifrig. Weil es ihm aber an eigentlich gelehrter Bildung fehlte, ſo legte er ſich auf Grund ſeiner Leſefrüchte ein Syſtem zurecht, das zwar nur ihm mundgerecht war, aber doch für ſeine nachherige Laufbahn einen guten Untergrund gebildet hat. Groß war ſeine Bibliothek nicht. Neben der Bibel, in der ihn beſonders eine Stelle des apokryphen Buches Eſra feſſelte, las er Marco Polo, Enea Silvio, des Kardinals Alliacus „Imago mundi“ und vielleicht auch noch römiſche Schriftſteller, wie er denn bei Seneca einen ihm ſehr paſſenden Ausſpruch über die geringe Breite des Weltmeeres finden konnte. So ſtand es bald bei ihm feſt, daß es nicht ſonderlich weit ſei von den vorgelagerten Inſelgruppen der afrikaniſchen Küſte bis zu Polos Goldland Zipangu (Japan).

In Liſſabon, wohin er ging, um für ſeine Idee einer Entdeckungsfahrt Stimmung zu machen, gelangte er in den Beſitz eines Dokumentes, welches ihm von unſchätzbarem Werte ſein mußte. Schon 1474 hatte der berühmte Aſtronom Paolo dal Pozzo Toscanelli an den Hofgeiſtlichen des Königs Johann ein Sendſchreiben über die Möglichkeit gerichtet, Aſiens Oſtrand von Europa aus zu erreichen, und dem Briefe eine Seekarte beigefügt. Kolumbus trat mit dem in Florenz wohnenden Gelehrten (1397 bis 1482), der damals ſchon ein Greis war, in Briefwechſel, und noch in ſeinem Todesjahre ſchrieb derſelbe dem italieniſchen Landsmann, ihn auffordernd, die Ratſchläge ſeines Gutachtens auszuführen, um ſich hohen Ruhm und ein unvergängliches Verdienſt zu erwerben. Das waren Worte, die auf das entzündbare Gemüt des tatendurſtigen Mannes ihre Wirkung ausübten. In Liſſabon erreichte Kolumbus nichts, denn der König war viel zu ſehr mit der inneren und der afrikaniſch-indiſchen Frage beſchäftigt. So wandte ſich der Unruhige nach Spanien, aber auch hier kamen ſeine Angelegenheiten über Denkſchriften und gelehrte Beſprechungen nicht hinaus. Schon wollte er auch auf Spanien verzichten und lenkte 1491 ſeine Schritte nach dem Seehafen Palos, um ſich nach Frankreich einzuſchiffen.

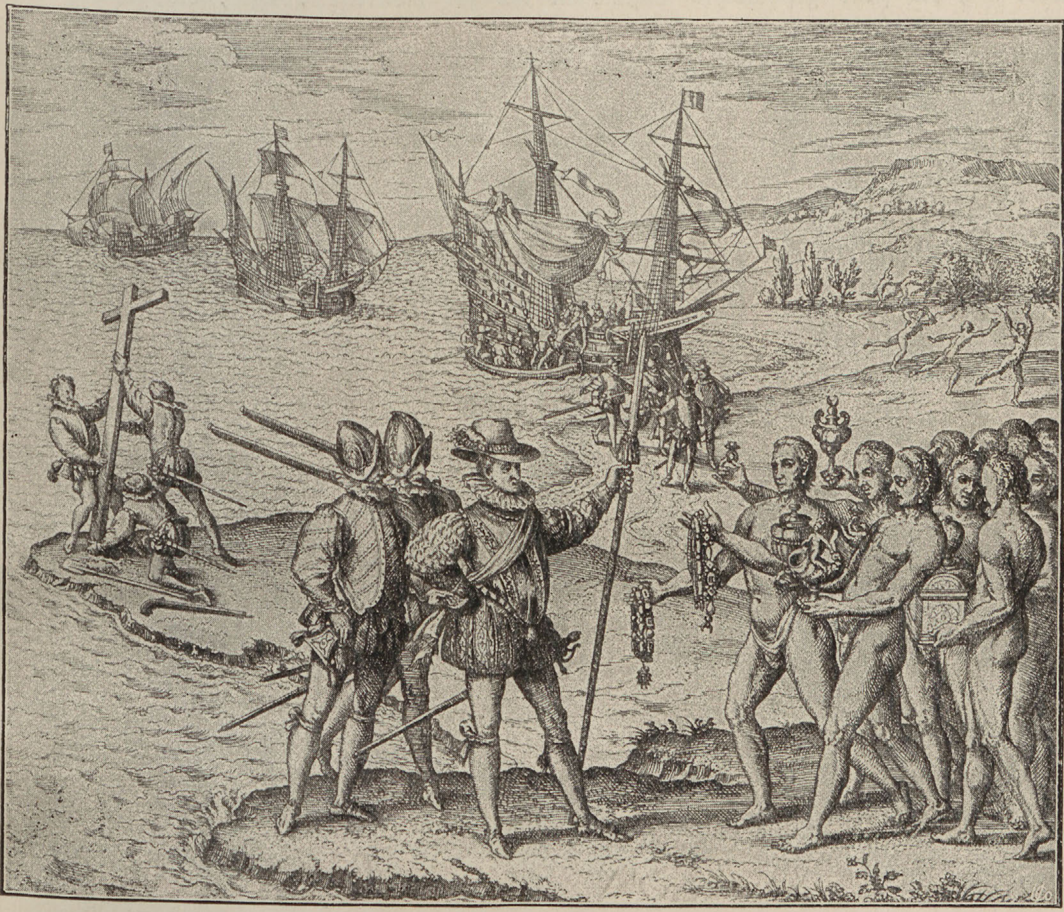
Kluge Männer, die der des Wortes mächtige Fremdling in dem nahe bei Palos gelegenen Kloſter Santa Maria de la Rabida antraf, und die er zu gewinnen wußte, bewogen ihn, vorläufig noch im Lande zu bleiben und den Erfolg der Fürſprache abzuwarten, welche ihm ein am Hofe bekannter und wohlgelittener Mönch verſprach. Zufällig geſchah gleichzeitig mit deſſen Sendung die Übergabe von Granada und der Abzug der letzten auf ſpaniſchem Boden anſäſſigen Araber nach Afrika, wodurch der Staat einer ſchweren Sorge ledig wurde. Damit war größere Geneigtheit für Kolumbus vorhanden, und obgleich der herrſchende Geldmangel noch immer Schwierigkeiten verurſachte, ſo gelang es doch, im Verlauf des Jahres 1492 alle Vorbereitungen für die Weſtfahrt in Palos zu treffen. Der königliche Zuſchuß blieb freilich gering, denn nach S. Ruges Umrechnung des ſpaniſchen Münzfußes betrug er nur etwa 30000 Mark. Das hätte nicht ausgereicht; allein zum Glück fanden ſich an Ort und Stelle unternehmende Schiffsherren, die ſich auf eigene Rechnung an der gewinnverheißenden Reiſe beteiligten. Martin Alonſo Pinzon ſtellte das Schiff die „Pinta“, ſein Bruder Vicente Yanez Pinzon die „Nina“, während Kolumbus ſeine Befehlshaberflagge auf der ſtattlicheren „Santa Maria“ hißte. Am 3. Auguſt 1492 ging es in See; einige Zeit verweilte man auf den Kanaren, um am 6. September die endgültige Ozeanfahrt zu beginnen.

Die Ängſtlichkeit und Unbotmäßigkeit der 120 Köpfe zählenden Schiffsbeſatzung erſchwerte das ohnehin nicht leichte Unternehmen. Sie war nahe daran, den Admiral, der ſich nur durch Vorzeigung eines abſichtlich falſch geführten Schiffsjournals noch eine Friſt erkämpft hatte, zur Umkehr zu zwingen, als ſich endlich eine ferne Inſel den Blicken der troſtloſen Spanier darbot. Der 12. Oktober iſt hiermit für die Alte der Geburtstag der Neuen Welt geworden. Kolumbus nahm ein flaches, ſpärlich bewachſenes, von harmloſen Wilden bewohntes Eiland, welches die Eingeborenen Guanahani nannten, für die Krone Spaniens in Beſitz und verlieh ihm die Bezeichnung San Salvador. Jedenfalls gehört es der Gruppe der Bahamas an und war vielleicht die Watling-Inſel. Da dort nicht viel zu nehmen war, ſo ſetzten die ſpaniſchen Schiffe ihren Weg raſch wieder fort und ſtießen bald auf größere Landflächen, deren Inſelcharakter ſich nicht ſofort feſtſtellen ließ. Späterhin haben ſie ſich als Cuba und Haiti herausgeſtellt. Auf letzterem beſchloß Kolumbus die erſte ſpaniſche Kolonie des Weſtens zu gründen, nachdem er die Inſel umſegelt und ſie „Klein-Spanien“ (Hiſpaniola) getauft hatte. Da die Santa Maria Schiffbruch litt, ſo wurde auf den zwei noch übrigen Fahrzeugen die Rückreiſe angetreten, welche noch allerlei Fährlichkeiten brachte. Nur der Edelſinn des Königs Johann ermöglichte der in einen portugieſiſchen Hafen geflüchteten „Nina“ die Weiterfahrt; ſie und die „Pinta“ trafen am 15. März 1493 wieder vor Palos zuſammen. Von hier begab ſich der Admiral im Triumphzuge an den Hof nach Barcelona, wo er in der großartigſten Weiſe geehrt wurde und alle die ausſchweifenden Forderungen erfüllt erhielt, welche er für den Fall eines Gelingens ſeines Wagniſſes geſtellt hatte. Der bekannte Vers:

Por Castilla y por León un nuevo mondo halló Colón
Für Caſtilien und Leon fand eine neue Welt Colon

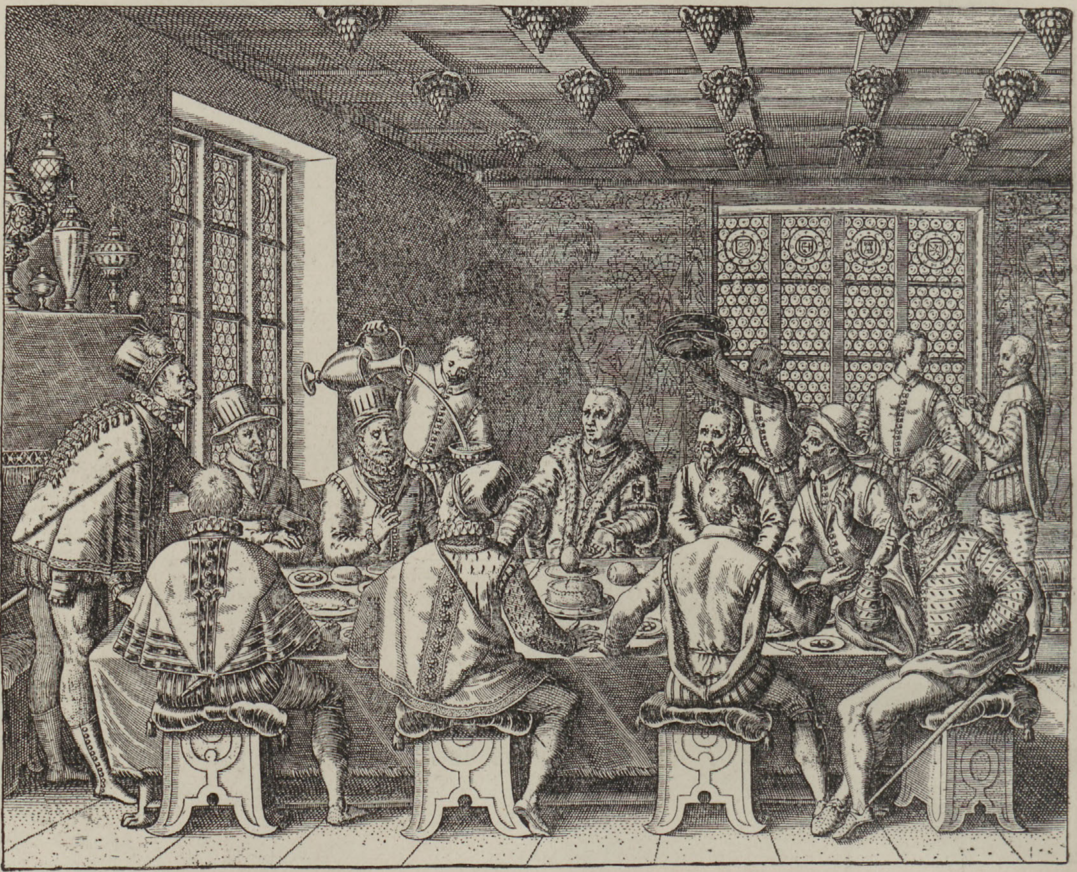
iſt in jenen Tagen entſtanden, ebenſo wie die bekannte Anekdote von dem auf die Spitze geſtellten „Kolumbus-Ei“.

Die Entdeckung des Columbus erregte eine Frage von größter Tragweite; nämlich, wie ſich die ſpaniſchen Beſitzergreifungen ſtaatsrechtlich zu denen der Portugieſen verhielten. Wenn deren Entſcheidung auch im erſten Augenblicke noch ausſtehen mochte, ſo war ſie für die Zukunft doch unumgänglich, weil ſonſt die ſchwerſten Zerwürfniſſe zwiſchen den beiden Nebenbuhlern zu gewärtigen blieben. Um ſie zu vermeiden, haben ſich der König von Portugal und der von Spanien an die höchſte Inſtanz der damaligen Chriſtenheit gewandt. Noch im Jahre 1493 erließ Papſt Alexander VI. nicht weniger als vier Bullen über die Abgrenzung der Hoheitsrechte, die aber geographiſch viel zu wenig begründet waren, um die Streitfrage endgültig zu löſen. Immerhin konnten ſie als Unterlage für die nun beginnenden diplomatiſchen Verhandlungen zwiſchen den wettbewerbenden Staaten dienen, welche am 7. Juli 1494 zu dem Vertrage von Tordeſillas führten, den zwölf Jahre ſpäter Julius II. beſtätigte. Demnach erhielten die Spanier den Weſten, die Potugieſen den Oſten der Erdkugel angewieſen, und als Grenze hatte der 370 Leguas weſtlich von den Kapverden verlaufende Meridian zu gelten. Für die Folgezeit war, wie ſich bald herausſtellte, hiermit nicht viel gewonnen, denn die mathematiſchen und aſtronomiſchen Hilfsmittel reichten zu einer genauen Feſtlegung jener Trennungslinie in keiner Weiſe aus. Selbſt die Junta von Badajoz, welche 1524 zuſammentrat, um die noch vorhandenen Unklarheiten zu beſeitigen, blieb ergebnislos, weil die Anſichten über die geographiſche Länge einer beſtrittenen Inſelgruppe um nicht weniger als 46 Grade voneinander abwichen. Nicht Rechtsgründe, ſondern der Widerwille gegen kriegeriſche Verwickelungen ſchufen zuletzt einen Ausgleich der ſich bedrohenden Gegenſätze.



Erſte Landung des Kolumbus. Aus „Americae partes“ Frankfurt a. M. 1590.

Noch ehe die Entſcheidung von Tordeſillas gefällt war, brach Kolumbus zu ſeiner zweiten Reiſe auf und verließ am 25. September 1493 den Hafen von Cadix mit einer ſtattlichen Flotte von 17 Schiffen. Die Erfolge geſtalteten ſich jedoch geringer als das vorige Mal. Zwar entdeckte man eine Anzahl jener Vulkaninſeln, die man im Hinblick auf das märchenhafte Antiglia als Kleine Antillen bezeichnete: nämlich Domenica, Maria Galante, Guadalupe, Antigua, San Martin und Santa Cruz; auch Puertorico wurde geſichtet. Traurig aber ſah es auf Hiſpaniola aus, wo man das angelegte Kaſtell in Trümmern, ſeine Verteidiger von den Eingeborenen erſchlagen fand. So gut es gehen wollte, ſtellte der Admiral die Ordnung wieder her, bis ſeine geſchwächte Geſundheit ihn zur Rückreiſe nötigte, die glücklich vonſtatten ging und ihn am 11. Juni 1496 wieder nach Cadix brachte. Seine Brüder Diego und Bartolomeo verblieben als Stellvertreter in Weſtindien.

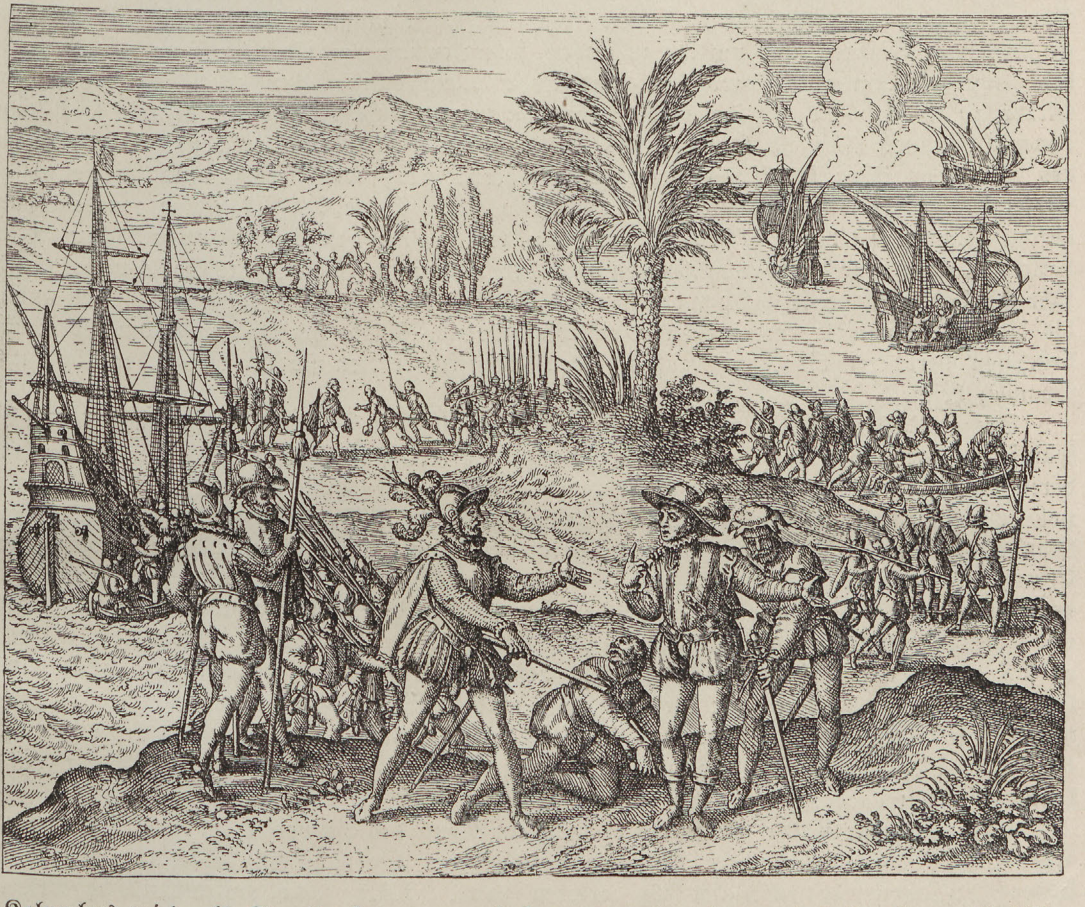


Eine alte bildliche Darſtellung der Anekdote vom Ei des Kolumbus.

Aus „Americae partes“
Frankfurt a. M. 1590.

Die Vorbereitung der dritten Reiſe verurſachte ſchon weit mehr Schwierigkeiten, weil man in Spanien die hochfliegenden Erwartungen des Jahres 1493 mehr und mehr aufgegeben hatte und nüchtern, ja allzu nüchtern, auf die in der Kolonie zu gewinnenden Vorteile blickte. Erſt am 30. Mai 1498 konnte Kolumbus mit ſechs Fahrzeugen Sevilla verlaſſen. Er ſchlug einen ſüdweſtlichen Kurs ein und wurde ſo einer bisher noch nicht geſehenen Inſel, nämlich Trinidad, und dem Feſtlande Südamerikas zugetrieben, das man im Orinoko-Delta erreichte. Die ungeheuren Waſſermaſſen des „Drachenſchlundes“ imponierten dem Entdecker ſo ſehr, daß er ſeine Auffaſſung der Erdrundung zu berichtigen für nötig hielt und dem Erdballe an dieſer Stelle eine beſondere Ausbuchtung zuteilte. Abermals begegnete er trüben Zuſtänden auf Haiti, denen er ſich nunmehr zuwandte. Aber nicht die Indianer hatten ſich gegen den

„Adelantado“ Bartolomeo Colon empört, ſondern ein den Brüdern mißgünſtig geſinnter Spanier, Francisco Roldan, hatte einen Teil der ſpaniſchen Beſatzung aufgewiegelt. Um nur Frieden zu erlangen, bewilligte der Admiral, deſſen Händen bereits die Zügel zu entgleiten begannen, dem Schurken Roldan eine Ehrenſtellung, auf die er nicht das geringſte Anrecht beſaß. Umſonſt; die Krone ſandte als ihren Vertrauensmann den auch nicht ſehr ehrenwerten Francisco de Bobadilla. Als er auf Hiſpaniola angekommen war, ſchloß er ein Bündnis mit den Feinden des Brüderpaares Kolumbus. Damit begann die Wendung im Leben des Entdeckers. Bobadilla und Roldan ließen die Brüder einkerkern und in Feſſeln nach dem Mutterlande bringen, wohin ſie ſich ſpäter gleichfalls einſchifften, um ihre Sache zu führen. Gerade ihr Schiff indeſſen wurde durch einen Wirbelſturm vernichtet, während die Gefangenen unverſehrt in Spanien ankamen. Hier hatte man bereits eingeſehen, daß den verdienten Männern Unrecht zugefügt ſei, und ſo wurden ſie gleich nach der Landung enthaftet und in ihre vollen Ehren wieder eingeſetzt. Allein der neue Statthalter, Nicolas de Ovando, erneuerte zwar in der Kolonie die Ordnung und gab dem Kolumbus ſein eingezogenes Privatvermögen zurück, zeigte aber ſonſt keine Geneigtheit, ihn in ſein früheres Amt wieder einzuſetzen. Dieſer blieb ſeit der Heimkehr im November 1500 in Spanien, ohne eine ſeinem Tatendrange entſprechende Beſchäftigung. Vielleicht wäre er überhaupt nicht mehr hervorgetreten, hätte nicht Vasco da Gamas Fahrt den Spaniern eine neue Aufgabe geſtellt, zu deren Löſung man eines erprobten Seemanns bedurfte.



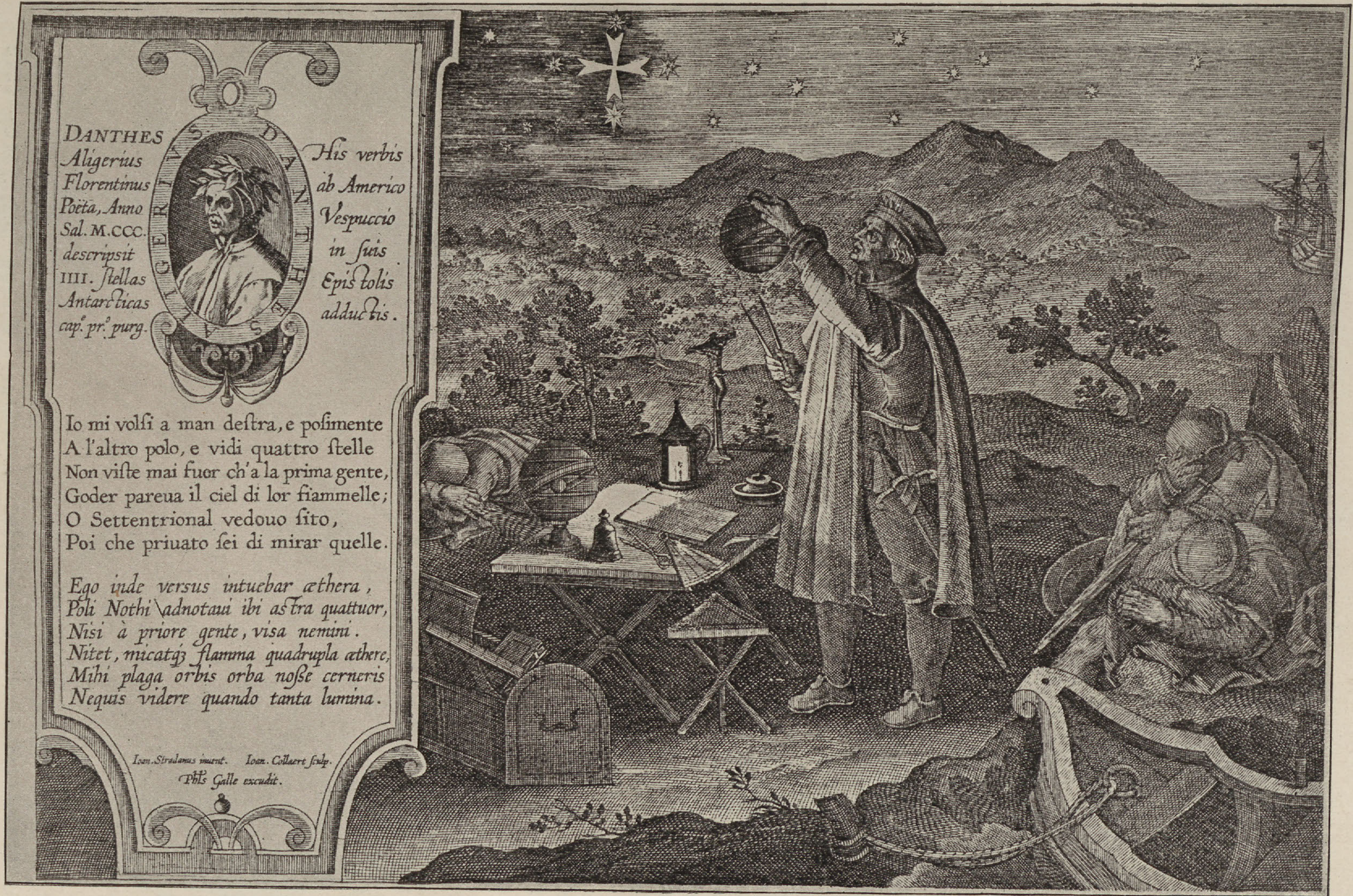
Kolumbus wird als Staatsgefangener verhaftet. Aus „Americae partes“ Frankfurt a. M. 1590.

Die Portugieſen waren in Vorderindien eine Macht geworden: das ſtand für Spanien zu Anfang des 16. Jahrhunderts außer Zweifel. Drangen ſie weiter vor, ſo konnten ihnen auch die Gewürzinſeln (Molukken) zur Beute fallen, und auf dieſe glaubte man ſelbſt, nach einer freilich ſehr freien Auslegung der Abmachungen von Tordeſillas, Anſpruch erheben zu dürfen. Wie verlockend wäre es deshalb geweſen, einen direkten Weg nach jenem Ziele zu finden, ohne die Gebiete der Konkurrenten berühren zu müſſen. Dieſe Leiſtung zu vollbringen, machte ſich Kolumbus anheiſchig, und ſo wurden ihm nochmals vier Schiffe anvertraut, mit denen er am 9. Mai 1502 Cadix verließ, feſt entſchloſſen, das Problem der amerikaniſchen Durchfahrt zu löſen, oder, in ſeiner Denkart zu ſprechen, durch den vorliegenden aſiatiſchen Inſelkranz, bis zu den Molukken vorzudringen.

Dieſe vierte und letzte Reiſe iſt geographiſch wichtig geworden, wenngleich das unerreichbare Hauptziel ausblieb. Nach kurzem Verweilen an der Küſte von Haiti ſteuerte Kolumbus gegen Südweſten und traf ſo auf die Küſte von Honduras. Hier mußte ſich nach ſeiner Überzeugung ein Durchweg eröffnen, und um ihn zu finden, folgte er unverzagt der Küſte nach Süden, ſtets beſchäftigt, die ihm aus Marco Polo und Enea Silvio erinnerlichen aſiatiſchen Landſchaften wieder zu finden. So oft ihn eine Erwartung trog, ebenſo oft öffnete er ſein Herz einer neuen Hoffnung. Deshalb kam ihm das „Goldland“ Veragua, nach welchem die Nachkommen des Kolumbus ihren ſpaniſchen Herzogstitel führen, ganz wie der goldene Cherſones des Ptolemäus, d. h. wie die Halbinſel von Malakka vor. Seine Selbſttäuſchung wurde beſtärkt durch Indianer, mit denen er in Berührung kam, welche einen gewiſſen Grad von Kultur erreicht hatten. Erſt an der Küſte von Darien gab der unverzagte Mann ſeine Sache verloren und fuhr mit den größtenteils leck gewordenen Schiffen hinüber nach Jamaika, wo er bleiben mußte, bis die aus Hiſpaniola erbetene Hilfe eintraf. Ovando ſandte ein Fahrzeug, um die Schiffbrüchigen herüberzuholen, und auf fremden Schiffen kehrten ſie im November 1504 nach Spanien heim.

Des Entdeckers Rolle war zu Ende. Gerade um dieſe Zeit nämlich, als er wieder ſpaniſchen Boden betrat, ſchied ſeine Gönnerin, die Königin Iſabella, aus dem Leben, und deren Gatte, ein kühl berechnender Staatsmann, zeigte keine Luſt, die amerikaniſche Kolonialpolitik, die bisher nur geringe Früchte gezeitigt hatte, in größerem Maßſtabe weiterzuführen. Man erwies dem in eine unſichere Lage geratenen Admiral alle ſeinem Range zukommenden Ehren, und er hätte auskömmlich im Ruheſtand leben können, wenn ihn nicht nagender Ehrgeiz verzehrt hätte. Bald zeigte ſich auch, daß ſein Körper durch die furchtbaren Anſtrengungen und Aufregungen ſchwer gelitten hatte. Schon am 21. Mai 1506 ereilte ihn der Tod, während er ſich gerade am Hoflager zu Valladolid befand. Wie dem Lebenden war auch ſeinen Gebeinen keine Ruhe vergönnt; mehrfach noch mußten ſie die Fahrt über den Ozean machen, und erſt ſeit dem Jahre 1898, welches der ſpaniſchen Herrſchaft in Amerika ein Ende bereitete, dürfte die Aſche des großen Mannes eine dauernde Stätte in ſeinem ſelbſtgewählten Vaterlande gefunden haben.

Kolumbus war weder ein Gelehrter noch ein Mann des Schwertes im eigentlichen Sinne. Aber gerade die eigentümliche Miſchung verſchiedener Eigenſchaften befähigte ihn für die Taten, zu denen das Schickſal ihn erkoren hatte. Wäre ſeine wiſſenſchaftliche Bildung höher geweſen, würde er vor der ungeheuren Kühnheit ſeiner Idee zurückgeſchreckt ſein. Gerade weil er nur ſo viel gelernt hatte, um ſich ſelber zu überzeugen und ſeine Pläne mit einigem wiſſenſchaftlichen Beiwerke auszuſchmücken, konnte ſein Wagemut, der in einer durchaus myſtiſchen Weltanſchauung wurzelte, großartige Erfolge erzielen. Kolumbus beſaß ein offenes Auge, ſoweit es nicht durch Aberglaube und Vorurteile getrübt wurde. Er beobachtete die magnetiſche Mißweiſung und deren örtlichen Wechſel, er verfolgte trotz aller Gemütserſchütterungen die Veränderungen im Ausſehen des Meeres und in der Beſchaffenheit des Klimas, erkannte die Eigenart der fremden Menſchen und der Pflanzenwelt und erklärte die Antillenreihe richtig für Bruchſtücke einer zerbrochenen Feſtlandsbrücke. Dagegen galt es ihm als unumſtößliche Wahrheit, daß er nicht eine neue Welt, ſondern Oſtaſien erreicht habe, und dieſe ſeine Überzeugung ſuchte er auch ſeinen Untergebenen mit Gewalt aufzuzwingen. Sein Irrtum hat bewirkt, daß wir noch heute die Inſelwelt zweckwidrig Weſtindien und die rotbraunen Eingeborenen: Indianer nennen, weil Kolumbus die Bewohner der vermeintlichen Küſte von Zipangu oder Hinterindien als „Indios“ bezeichnete. Aber ſeine Vorurteile ſind auch der

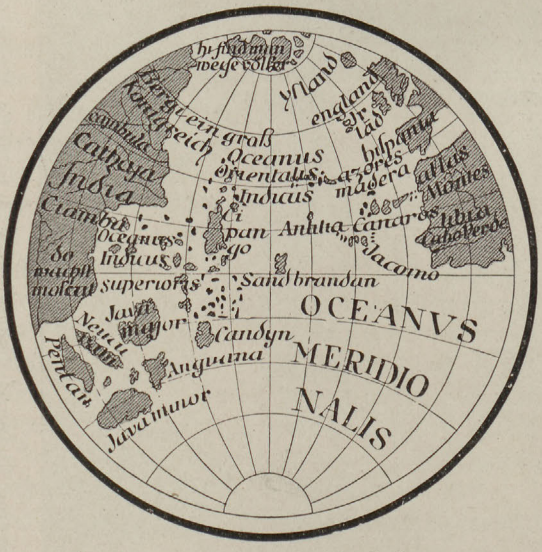

DANTHES ALIGERIVS
DANTHES
Aligerius
Florentinus
Poëta, Anno
Sal. M.CCC.
descripſit
IIII. ſtellas
Antarcticas
cap. pr. purg.
His verbis
ab Americo
Veſpuccio
in ſuis
Epis tolis
adductis.
Io mi volſi a man deſtra, e poſimente
A l'altro polo, e vidi quattro ſtelle
Non viſte mai fuor ch'a la prima gente,
Goder pareua il ciel di lor fiammelle;
O Settentrional vedouo ſito,
Poi che priuato ſei di mirar quelle.
Ego inde versus intuebar æthera,
Poli Nothi adnotaui ibi as tra quattuor,
Nisi à priore gente, visa nemini.
Nitet, micatqꝫ flamma quadrupla æthere,
Mihi plaga orbis orba noſse cerneris
Nequis videre quando tanta lumina.
Ioan. Stradanus inuent. Ioan. Collaert ſculp.
Phls Galle excudit.

Amerigo Veſpucci beobachtet das ſüdliche Kreuz.

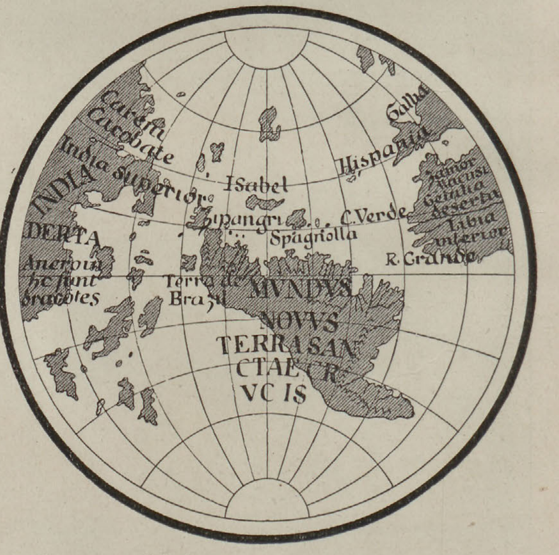
Nach einer Zeichnung von J. Stradanus geſtochen von J. Collaert.

Hauptgrund geweſen, daß die „Neue Welt“ nicht den Namen des Entdeckers erhielt, ſondern Amerika heißt.

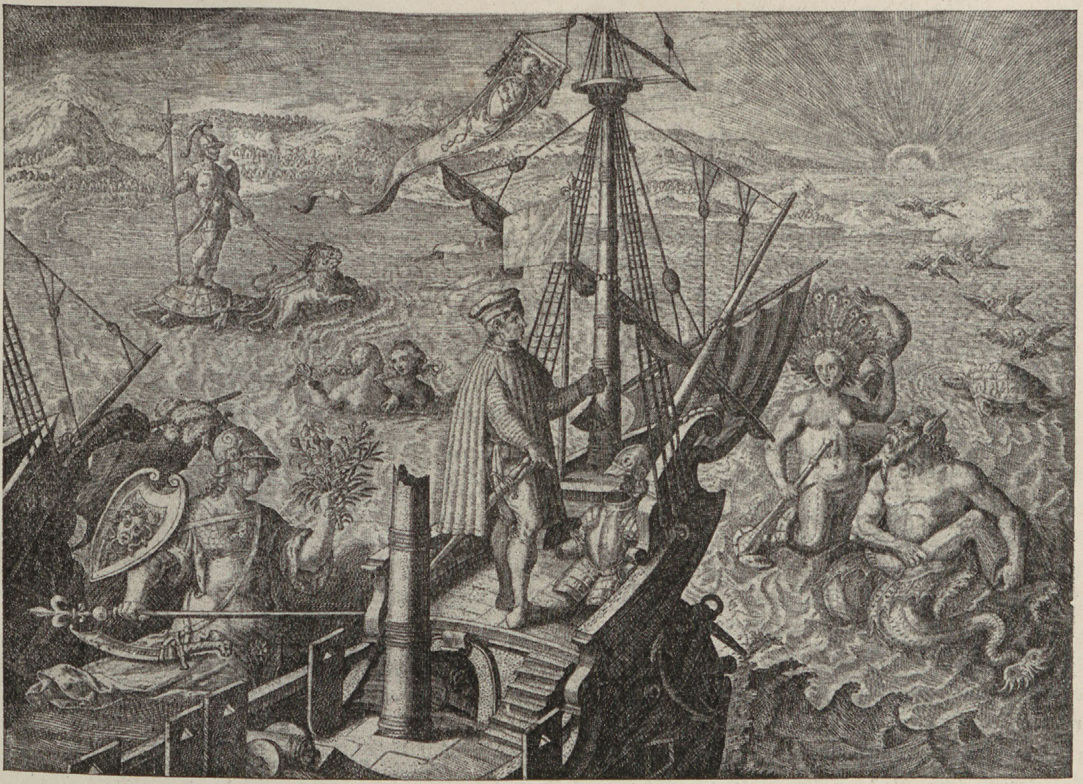
Man hat allerlei fabuliert über das Vorkommen dieſes geographiſchen Wortes in Zentralamerika. Es verlohnt jedoch nicht, auf die fein ausgeſponnenen Vermutungen eines Marcou, Lambert de St. Bris uſw. näher einzugehen, weil wir in Wahrheit den Hergang der Namengebung klar zu überſchauen vermögen. Seit 1499 befand ſich als Begleiter ſpaniſcher Pfadfinder in der Neuen Welt der Florentiner Amerigo Veſpucci. Ein literariſch gebildeter, auch in der Sternkunde wohlerfahrener und federgewandter Mann, ließ er es ſich angelegen ſein, von allem, was geſchah, dem ihm befreundeten Beherrſcher von Florenz Lorenzo de’ Medici, brieflich Nachricht zu geben; und dieſe Sendſchreiben wurden gedruckt und überſetzt. Von Kolumbus wußte man im außerſpaniſchen Europa wenig. Nur der Nürnberger Arzt Ruchamer berichtete über ihn in einer Flugſchrift, welche die deutſchtümelnden Neigungen ihres Verfaſſers in originellſter Weiſe zur Geltung brachte. Aus Cristoforo Colombo, almirante del mare, wurde z. B. „Chriſtoph Dauber, Wunderer des Meeres“. Auch auf deutſchem Boden iſt das Wort Amerika entſtanden. In dem jetzt zu Frankreich gehörigen Vogeſenſtädtchen St. Dié befand ſich zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine von den lothringiſchen Herzögen unterhaltene Gelehrtenſchule, deren Vorſteher der in Rudolfszell geborene Humaniſt Martin Waldſeemüller, latinogräziſiert Hylacomylus (Ilacomylus) war. Dort blühte das Studium der Geographie, wie L. Gallois trefflich geſchildert hat. Mehrere verloren gegebene Karten Waldſeemüllers, deren eine ſchon den Namen Amerika trägt, haben unlängſt J. Fiſcher und F. v. Wieſer aufgefunden und herausgegeben. Die Buchdruckerei von St. Dié förderte im Jahre 1507 einen Leitfaden der Kosmographie zutage, worin der Rektor den Vorſchlag macht, man ſolle die Geſamtheit der neu entdeckten Inſeln nach dem, der bei ihrer Auffindung das Beſte getan, das Land des Amerigo nennen. Dieſe Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Schon 1510 erſcheint auf einer in Cöln ausgegebenen Karte die Bezeichnung „Terra America“. Die Kartographen und Globenverfertiger des nächſten Jahrzehnts: ein Vadianus, Schöner, Stobnicza, Peter Apian u. a. benutzten den Namen nicht nur für die anfänglich in Betracht kommende Inſelwelt, ſondern übertrugen ihn auf die inzwiſchen hinzugetretenen Landmaſſen im Norden und Süden. Als man klarer zu ſehen begann, war es zu ſpät. So iſt Kolumbus durch einen deutſchen Schulmeiſter, den nichts weniger als böſer Wille leitete, um ſein Erſtgeburtsrecht gebracht worden.


hi findman weise volker
yßland
england
Cathaya
India
Oceanus orientalis
Indicus
hispania
azores
madera
atlas Montes
libia
Cabo Verde
Antilia
Canaros
Jacomo
Sand brandan
Cipangu
Oceanus Indicus superioris
Java major
Candyn
Angama
Java minor
OCEANVS MERIDIONALIS

Globus des Martin Behaim 1492
kurz vor der Entdeckung Amerikas angefertigt.


Cataio
India superior
INDIA
Isabel
Hispania
Gallia
Zipangri
Spagnolla
C. Verde
Libia interior
R. Grando
Terra de Brazil
MVNDVS NOVVS
TERRA SANCTAE CRVCIS

Lenox Globus um 1510—1512
bald nach der Entdeckung Amerikas angefertigt.



Allegorie auf die Großtaten der Entdecker. Aus „Americae partes“ Frankfurt a. M. 1590

4. Die Portugiesen als Kolonisatoren

An die Entdeckung reihte ſich naturgemäß Beſiedelung und Erwerbung. Es galt, die gefundenen Schätze zu heben, ſie auszunutzen in der vollen Wucht der Zeit, mochte eine blühende Kultur, mochten ganze Völker darüber zugrunde gehen. Der Entdecker wurde zum Eroberer, zum Konquiſtador.

Als Vasco da Gama am 20. Mai 1498 den Hafen von Kalikut erreichte, war dies der bedeutendſte Stapelplatz der Weſtſeite Indiens und Hauptſtadt eines der vielen einheimiſchen Reiche, die ſich über die rieſige Halbinſel erſtreckten. Er fand die Mohammedaner im Beſitze des Handels und erkannte, daß man ihn nur mit Gewalt an ſich reißen könne. Es folgten mehrere Flotten, ſchließlich ein faſt regelmäßig alljährlicher Verkehr. Im Jahre 1500 kam Cabral, griff in die Streitigkeiten der Sultane ein, gründete die erſten Handelsniederlaſſungen in Kalikut und Cochin und kehrte heim mit ungeheuren Schätzen an Gewürzen, Perlen und Edelſteinen. Seine Erfolge ſteigerten die Begeiſterung für überſeeiſche Unternehmungen, vermehrten aber zugleich den Widerſtand der arabiſchen Kaufleute. Sie wiegelten die Bevölkerung auf, die Portugieſen benahmen ſich gewalttätig, und damit war man bei den Waffen angelangt.

Der erſte, der ſie ſiegreich zur Geltung brachte, war Vasco da Gama während ſeiner zweiten Reiſe. Mit furchtbarer Härte trat er auf, beſchoß Kalikut, verbreitete überall Schrecken, benutzte die Eiferſucht der einheimiſchen Machthaber untereinander, um Anhang zu gewinnen, und ſegelte 1503 heim, ein Geſchwader zurücklaſſend, das aber großenteils in einem furchtbaren Sturme zugrunde ging. Verſtärkungen trafen ein. Der Samudrin von Kalikut, der Kotſchin angriff, wurde zurückgeſchlagen, eine arabiſche Flotte vernichtet, und weithin bis ins rote Meer ſiegreich vorgedrungen. Die Machtſtellung der Portugieſen war bereits derartig, daß 1505 ein Vizekönig für Indien ernannt werden konnte. Es war Francisco d'Almeida. Er legte ſein Schwergewicht auf die See, denn wer Herr des Meeres ſei, meinte er, ſei auch

Herr von Indien. Ihm drohten ſchwere Zeiten, denn alle, die ſich durch die Eindringlinge beeinträchtigt ſahen, verbanden ſich zu ihrem Untergange: die indiſchen Herrſcher, der Sultan von Ägypten, die kleinen Gewalthaber am Roten und Perſiſchen Meere, ja bis zu gewiſſem Grade ſelbſt die Venezianer. Aber wechſelſeitiges Mißtrauen verhinderte gemeinſames Handeln. Die Flotten der Ägypter, des Statthalters von Diu und des Samudrin wurden vor Diu teils vernichtet, teils zur Flucht gezwungen. Das Übergewicht der Portugieſen war entſchieden.

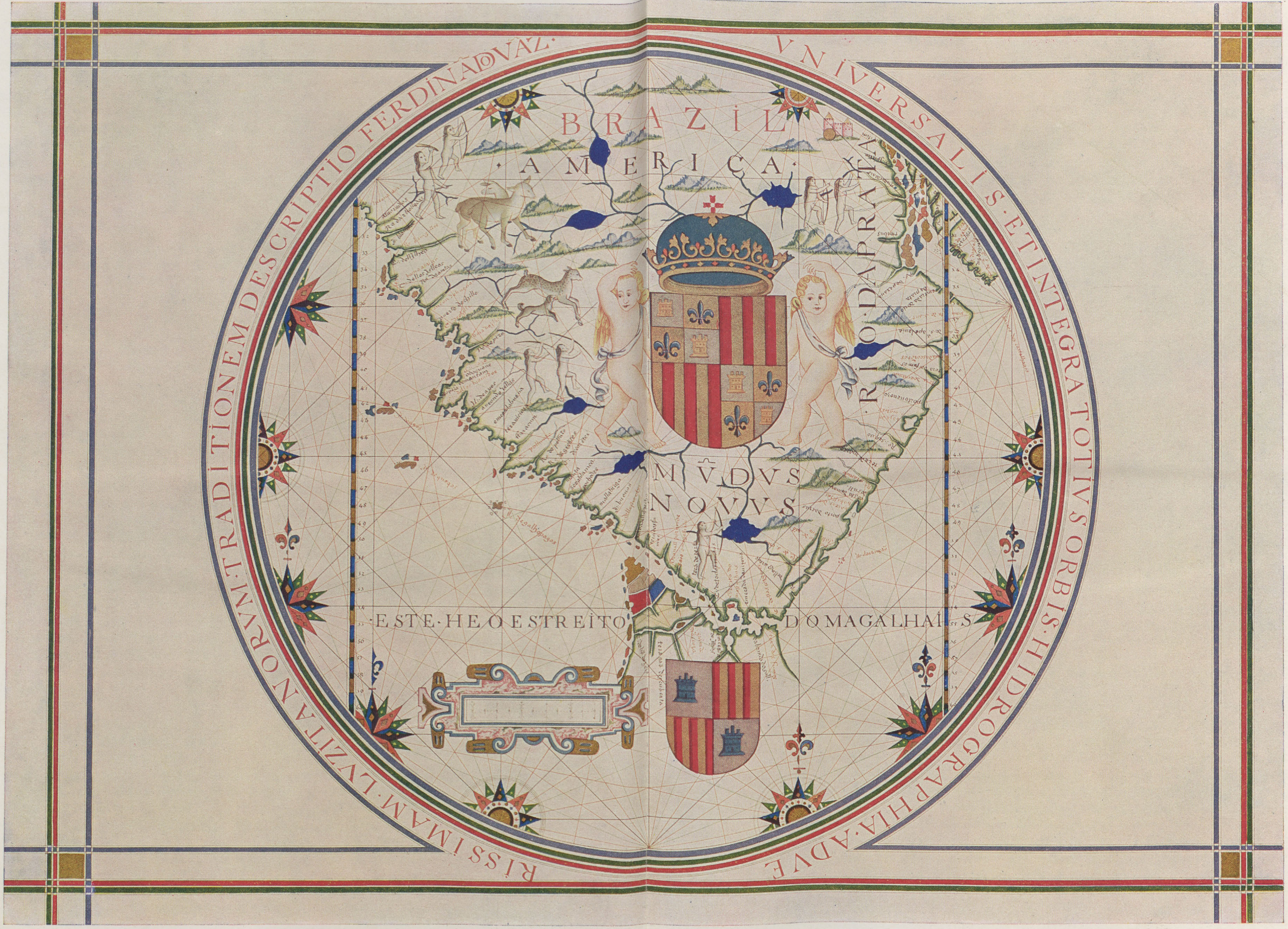
An d'Almeidas Stelle trat 1509 als Gouverneur: Alfonſo d'Albuquerque, dem es beſchieden war, Portugal zur Kolonialmacht Indiens zu erheben. In ihm gipfelte ſich eine zweite Richtung, die der Landeroberung oder richtiger der dauernden Landerwerbung. Indien für Portugal! Mit dem Schwerte, dem Bau von Steinburgen, feſten Niederlaſſungen und einer ſtraff angeſpannten, ausbeutenden Verwaltung ſollte dies erreicht werden. Anfangs war er nicht glücklich. Dem Befehle ſeines Königs gemäß griff er Kalikut an, erlitt aber eine vollſtändige Niederlage. Schnell erkannte er den Wert von Goa, welches, nordwärts auf einer Inſel gelegen, trefflich ſich zum Mittelpunkte der portugieſiſchen Herrſchaft und zur Abſperrung des mohammedaniſchen Europahandels eignete. Zweimal eroberte er die Stadt, nichts vermochte ſeinem Ungeſtüm zu widerſtehen. Die indiſchen Fürſten ſchickten Geſandte, der Geſchäftsträger des Sultans kehrte aller Hoffnung bar nach Kairo zurück. Endgültig glitt der vorderindiſche Gewürzhandel in portugieſiſche Hände. Aber ein Monopol beſaßen ſie nicht, ſo lange das mohammedaniſche Malakka frei blieb: der bedeutendſte Markt Hinterindiens, der Vorläufer des heutigen Singapore. Malakka war, wie Kalikut, die Hauptſtadt eines langgeſtreckten Küſtenreiches, durch eine Land-, eine Seemacht und hunderte von Geſchützen gedeckt. Dennoch bezwang ſie Albuquerque; eine Steinburg wurde errichtet, eine Verwaltung eingeſetzt und alles getan, um den Handel unter portugieſiſche Hoheit zu bringen; ſelbſt mit Siam und China trat man in Verbindung. Drei Schiffe erſtrebten das Ziel der Sehnſucht: die Gewürzinſeln oder Molukken. Ein Unternehmen gegen Aden im Roten Meere ſcheiterte. Aber inzwiſchen gingen die Dinge in Indien ihren Weg, Kalikut wurde gebrochen, der alte blühende Handel neu belebt. Da rief ein Befehl des Königs den Statthalter nach dem reichen Ormuz am perſiſchen Meerbuſen. Bereits früher hatte Albuquerque die Stadt zur Tributzahlung gezwungen, doch war durch die Entfernung auch die Furcht gewichen. Nun erſchien er dort zum zweiten Male und ſtellte mit ſicherer Hand das Übergewicht ſeines Landes her.

Doch das Maß der Anſtrengungen war voll. Von der Ruhr befallen mußte er nach Indien zurück, als er die niederſchmetternde Kunde erhielt, daß er ſeines Amtes enthoben und ein anderer eingeſetzt ſei. Stete Verleumdungen hatten ſchließlich beim Könige gewirkt. Gebrochenen Herzens ſtarb Albuquerque 1515 im Angeſicht des von ihm gewonnenen Goa an Bord des Schiffes, 63 Jahre alt, treu bis zuletzt ſeinem Könige.

Albuquerque iſt einer der bedeutendſten Männer geweſen, die Portugal hervorgebracht hat; ſeine Landsleute haben ihm den Beinamen des Großen verliehen. Eine ſtattliche, ehrfurchtgebietende Erſcheinung mit langem, bis zum Gürtel wallenden weißen Barte, war er ſtreng, gerecht, unternehmend, arbeitſam, zäh, ſchwer zu befriedigen, voller Leidenſchaft, in allen Kämpfen und Gefahren voran, ein Mann der Tat, der großen Ziele, in verdorbener Zeit ein makelloſer Charakter. Leutſelig verſtand er mit Hindus, Mohammedanern und Chineſen auszukommen, ja er begünſtigte Heiraten ſeiner Soldaten mit Indierinnen. Sein Andenken lebte fort in höchſter Verehrung. Stets den Nutzen ſeines Landes vor Augen, diente der Krieg ihm doch nur als Pforte zum Frieden.

Noch einige Zeit gelang es den Portugieſen, auf der Bahn des großen Albuquerque fortzuwandeln. War es dieſem nur vergönnt geweſen, Goa und Ormuz zu erobern, ſo unterwarf ſich 1524 auch Aden der portugieſiſchen Hoheit, und 1536 folgte das wichtige Diu. Damit war Portugal auf der Höhe ſeiner Erfolge. Freilich dauerte ſie nicht lange, weil 1538 Aden ſchon wieder verloren ging. Malakka eröffnete den Portugieſen den Weg in die Inſelwelt und zu den großen Staaten Oſtaſiens, doch beſaßen ſie nicht die Kraft ihn auszunutzen. An der Coromandelküſte ſetzten ſich Kaufleute feſt, während das nördliche Vorderindien ziemlich von ihnen verſchont blieb. Dagegen hätte die Erwerbung von Ceylon eine wichtige Machterweiterung bedeutet, wenn ſie nicht erſt 1597, alſo ſehr ſpät erfolgt wäre. Ein Verſuch, ſich

Stadt-
bücherei
Elbing


VNIVERSALIS·ET INTEGRA TOTIVS ORBIS·HIDROGRAPHIA·ADVE
RISSIMAM·LVZITANORVM·TRADITIONEM DESCRIPTIO FERDINADVAZ.
BRAZIL
·AMERICA·
RIO DA PRATA
MVDVS
NOVVS
ESTE·HE O ESTREITO
DO MAGALHAIS

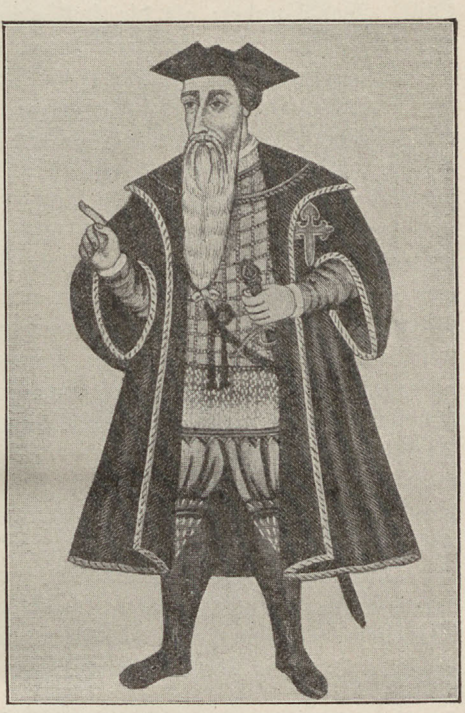
Karte der Südſpitze von Amerika

Nach einer in Liſſabon befindlichen 1571 angefertigten
Zeichnung des portugieſiſchen Geographen Vaz-Dourado

BIBLIOTEKA

Stadt-
bücherei
[illegible]

auf Sumatra feſtzuſetzen, mißglückte, und ſo begnügten ſich die Portugieſen mit Handel auf den Inſeln bis zu den Molukken, die 1511 entdeckt waren. Erſt als hier der Spanier Magelhaens erſchien und ein Fort baute, machten die Portugieſen es ebenſo. Es kam zwiſchen beiden Nebenbuhlern zum Kampfe, in dem die Portugieſen die Oberhand behielten. Von Wichtigkeit wurde China, wo letztere 1523 verjagt wurden, aber wiederkamen und 1557 die Erlaubnis erhielten, in Macao eine Niederlaſſung zu errichten. Trotz vieler Plackereien durch die chineſiſchen Behörden erwuchs Macao zu einem wichtigen Umſchlagplatze und behauptete ſich lange in dieſer Stellung, bis es allgemach zu einer armſeligen Spielhölle hinabſank. Selbſt Japan wurde ſeit 1542 von den Portugieſen beſucht. Hundert Jahre, von 1500 bis etwa 1600, hat die eigentliche Macht der Portugieſen in Indien gedauert.



Alfonſo d'Albuquerque.
Nach dem Manuſkript des Pedro Barretto de Reſenda im Britiſchen Muſeum zu London.

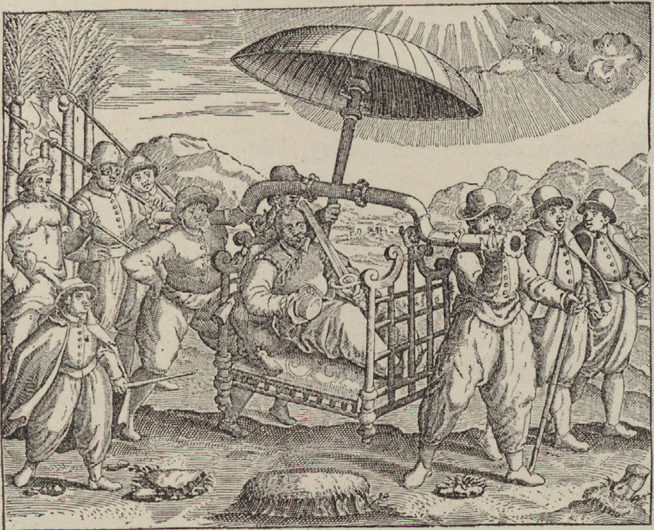
Auch ſonſt noch hatten ſie bedeutenden Kolonialbeſitz, ſo erſtreckte ſich ihr Machtbereich an der Oſtküſte Afrikas vom Äquator bis zum Kap Correntes. Ihre Hauptplätze hier waren Mozambique und Mombas. Weil ein Teil des Hinterlandes als goldreich galt, glaubte man dort das Ophir der Bibel zu haben. Es wurden deshalb Eroberungen verſucht, doch vergebens. In Weſtafrika gehörte ihnen vor allem Angola. Madagaskar wurde ſchon von Cabral geſichtet und einige Jahre ſpäter ſeitens der Portugieſen beanſprucht, doch verſtanden ſie nicht, die große Inſel für ſich nutzbringend zu machen oder gar zu behaupten. Wie wir bereits dartaten, entdeckte Cabral auch das ſüdamerikaniſche Braſilien und nahm es für Portugal in Beſitz, doch kamen die Dinge hier nicht weiter, weil die oſtindiſchen Unternehmungen die ganze Kraft beanſpruchten. Immerhin fanden portugieſiſche und andere Kaufleute ſich ein, die den Reichtum des Landes, zumal an Farbehölzern, erkannten und zu einem bedeutenden Handelszweige erhoben. Bald warfen die Franzoſen begehrliche Blicke dorthin, da bekundeten die Portugieſen ihr Eigentumsrecht 1526 durch Gründung von Pernambuco und 1546 durch die von Bahia, wo ein Generalgouverneur eingeſetzt wurde. Als der Wert Braſiliens mehr und mehr hervortrat, ſetzten ſich zu Anfang des 17. Jahrhunderts Niederländer, Franzoſen und Engländer an ſeiner Küſte feſt, wurden aber vertrieben. Seit 1639 galt der Lauf des Amazonas als portugieſiſches Gebiet. Aus dem Mutterlande vertriebene Opfer der Inquiſition brachten den Anbau des Zuckerrohrs, doch wurden die Metall- und Diamantenſchätze erſt nach 1700 ernſtlich beachtet.

Aus kleinen Anfängen ſtieg das portugieſiſche Kolonialweſen mächtig empor, bis es im Übermaße zuſammenſank. Die Portugieſen beſaßen weder die kriegeriſche Macht, noch das richtige perſönliche Weſen für große überſeeiſche Reiche. Ihr Nationalcharakter, im Kampf mit den Mohammedanern erwachſen, ließ ſie weniger als Kaufleute erſcheinen, denn als Kreuzritter, die in jedem Nichtchriſten einen Feind des Landes und des Glaubens ſahen, und ſchließlich faſt völlig den Jeſuiten anheimfielen. So beruhte ihr Kolonialweſen weniger auf dem Territorium, dem Beſitze weiter Länderſtrecken, als auf Beherrſchung des Seehandels und der Einfuhrzölle. Sachgemäß lautete der dem Könige vom Papſte verliehene Titel: „Herr der Schiffahrt, der Eroberungen und des Handels von Äthiopien, Arabien, Perſien und Indien". Träger der portugieſiſchen Macht waren feſte Inſeln, ummauerte Städte, ſtarke Zitadellen in den wichtigſten Küſtenplätzen und Kriegsſchiffe, die den Verkehr des Meeres überwachten und alles Fremde fernhielten. Mit den einheimiſchen Fürſten lebte man möglichſt in Freundſchaft, ſchroff abweiſend aber gegen die Mohammedaner, die man doppelt als Feinde des Glaubens und als Handelsrivalen haßte. Um ihnen die altgewohnten Wege zu verlegen, wurde ſchon 1502 ein beſonderes Geſchwader entſandt. Die Portugieſen machten ſich zu ausſchließlichen Vermittlern der Gewürze zwiſchen Morgen- und Abendland. Ohne portugieſiſche Päſſe durfte kein Schiff die indiſchen Gewäſſer befahren.

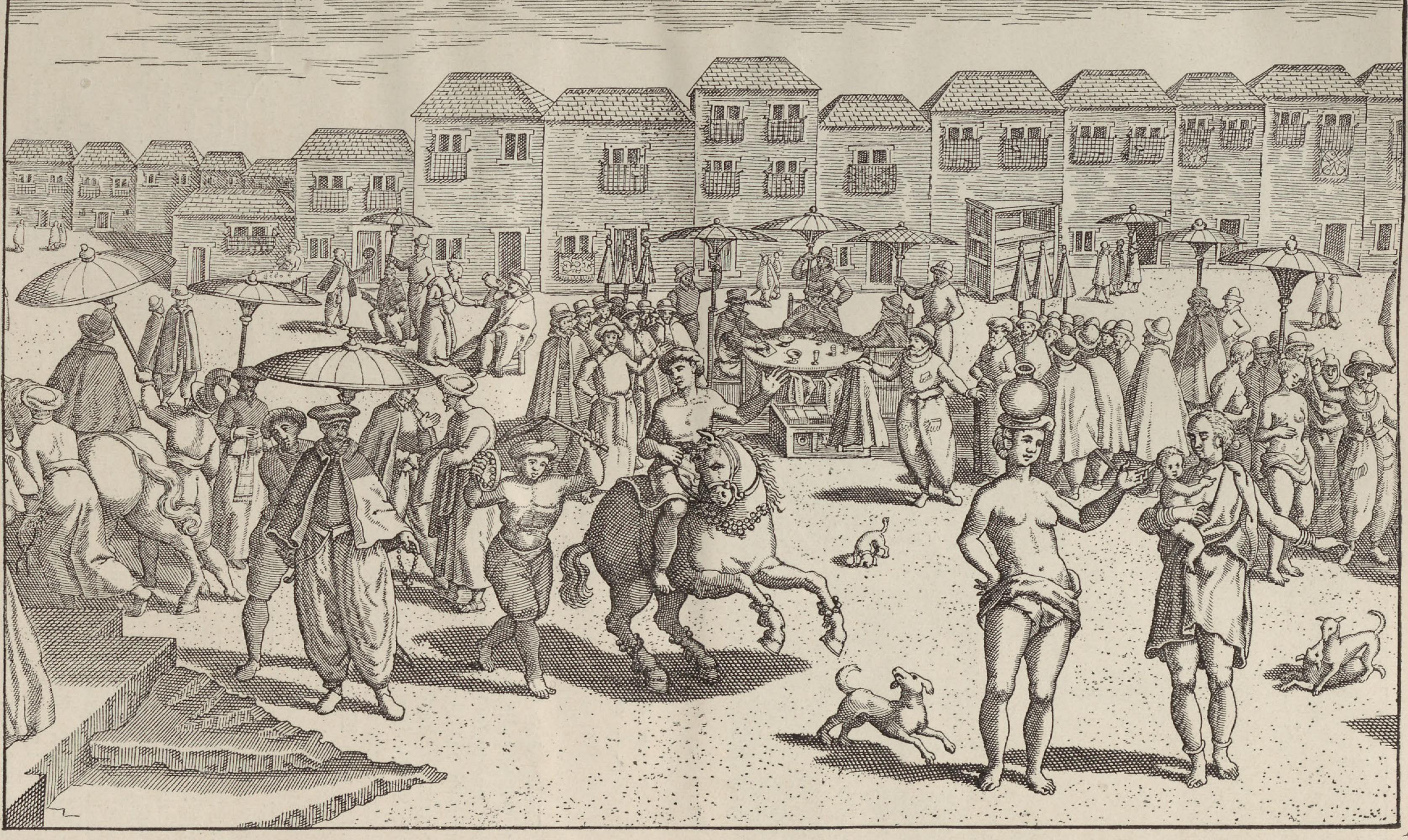
Den Eingeborenen gewährten die Portugieſen wenig, oft nichts, um ſo mehr aber verlangten und nahmen ſie. Ergeben allen Laſtern, roher Gewaltſamkeit und wüſter Bigotterie, betrachteten ſie Indien als bloße Goldquelle, als Stätte der Ausbeutung. Die Inhaber der großen Monopole, habſüchtige Beamten und ein unvernünftiges Militärregiment ſogen das Land aus oft bis aufs Mark. Sie wurden zum Gegenſtande von Haß und Verachtung. Die inneren Kriege kamen nie ganz zur Ruhe. Ohne natürliche Grundlagen, beruhte die Macht der Portugieſen auf Furcht und Gewalt: es war eigentlich eine Piratenherrſchaft großen Stils. Was Wunder: als die Holländer und Engländer kamen, begrüßte man ſie als Befreier aus geiſtlichem und weltlichem Joche.

Selbſt dem Mutterlande hat die See zwar Gutes, doch auch Schaden gebracht. Der Dienſt der Indienflotten ſtellte Anforderungen, denen es nicht genügen konnte. Man hat berechnet, daß von 1494 bis 1506 nicht weniger als 104 Fahrzeuge nach Indien gingen, aber nur 72 zurückgekehrt waren. Obwohl der König eifrigſt Schiffe bauen ließ, wurde doch jede größere Reiſe durch Mangel an ſolchen erſchwert. Er ſuchte deshalb von auswärts ſeetüchtige Fahrzeuge heranzuziehen und bereicherte die Flotten durch ſolche, die nicht der Regierung, ſondern Privatkaufleuten gehörten. Dieſe unterſtanden dem Befehle des königlichen Admirals und hatten an allen Gefahren und Kämpfen teilzunehmen, trieben aber eigenen Handel und ſorgten für eigenen Vorteil, freilich unter Staatsaufſicht und Staatsabgaben. Auch ſonſt ſchoſſen die großen Kaufleute zuſammen, um die Reiſen zu ermöglichen. Portugal hat dieſen Zwieſpalt von Wollen und Können nie überwunden. Was es auf der einen Seite gewann, verlor es durch gewaltige Koſten auf der anderen. Die mit den Windverhältniſſen im indiſchen Meere zuſammenhängende Gewohnheit, jährlich nur eine größere Flotte nach Indien zu ſchicken, ſtatt regelmäßige Einzelreiſen zu begünſtigen, überlaſtete zu gewiſſen Zeiten den Spezereimarkt und drückte ſtoßweiſe die Preiſe hinab. Um ſie hochzuhalten, übten die Könige eine rückſichtsloſe Monopolpolitik, die wegen der Privatbeteiligung an den Fahrten zu ſchlimmen Gewaltſamkeiten und endloſen Prozeſſen führte.

Eine Zeitlang wurde Liſſabon die ſtärkſte Nebenbuhlerin Venedigs, doch es beſaß nicht deren Geiſt und inneren Gehalt. Es war großenteils abhängig von reichen Fremden, zumal Italienern und Deutſchen, die ſich in ſeinen Mauern niedergelaſſen oder Faktoreien begründet hatten. Langſam aber ſicher ſank es von ſeiner Höhe. Wie der Hauptſtadt, ſo erging es dem Volke: die rohe, überkirchliche und ausſchweifende Maſſe, deren Halbbarbarentum ſogar Portugals größter Dichter beklagt, vermochte nicht, ſich dauernd über ſich ſelbſt zu erheben. Es fehlte an einem anſtändigen und zuverläſſigen Beamtenſtand, die Bevölkerung wurde vom Staate überſteuert, und dieſer wieder von den Behörden ausgeſogen. Alles trieb Raubbau, am meiſten die Regierung. Als nun gar Philipp II. das Land erwarb, wurden die portugieſiſchen Kolonialſorgen zu ſpaniſchen, und in Spanien hatte man der Sorgen ſchon mehr als zu viel. Alles wirtſchaftete ab, man kam aus dem Mittelalter nie recht heraus und mußte untergehen im Strome der Neuzeit.

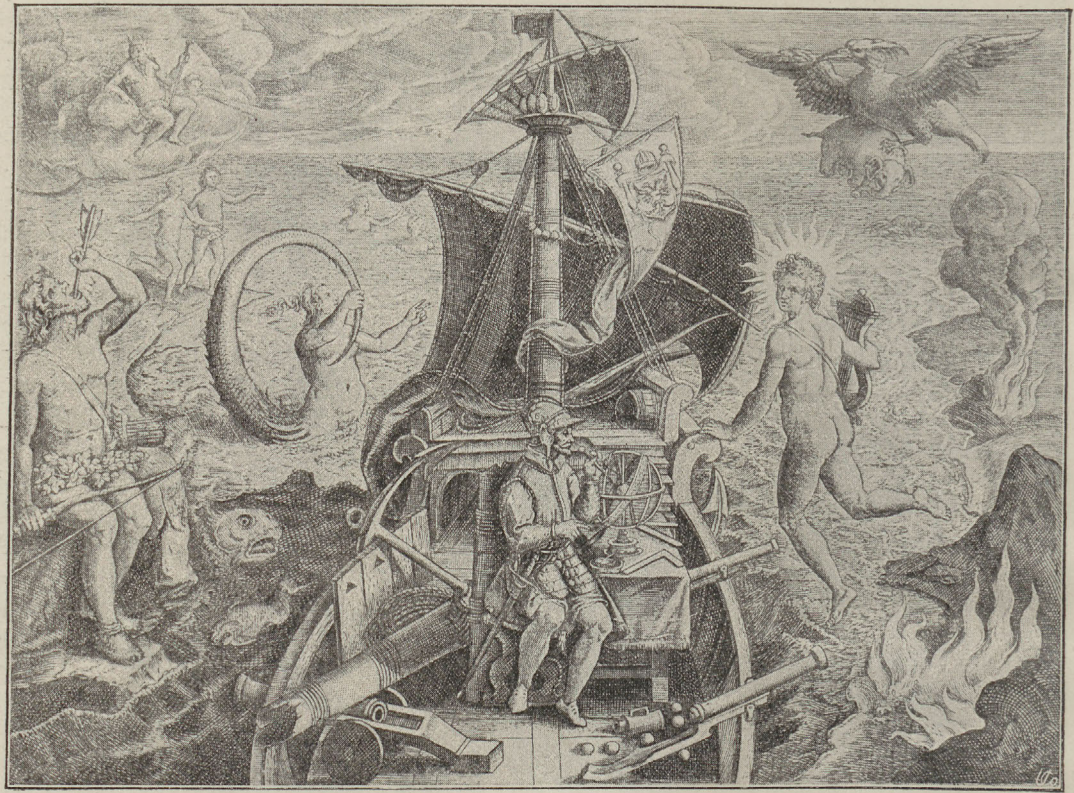


Portugieſiſcher Offizier in einer indiſchen Tragbahre.
Aus Hugo Linſchotanus „Navigatio in Orientem“. Frankfurt 1599.



Markt in Goa.

Aus Hugo Linſchotanus „Navigatio in Orientem“. Frankfurt 1599.



Allegorie auf die Entdeckungen des Kolumbus. Aus „Americae partes" Frankfurt a. M. 1590.

5. Das Kolonialreich der Spanier

1. Die kleinen Entdecker.

Die Großtat des Kolumbus mußte ausgenutzt werden. Es geſchah durch Weiterentdeckung, durch Beſitzergreifung der Neuen Welt, durch die Auffindung eines Weges nach den Gewürzinſeln innerhalb des ſpaniſchen Machtbereiches. Dem Beſtreben der Regierung kam die Stimmung des Volkes entgegen. Es war von einem wahren Abenteurerfieber, von überſchwenglichen Vorſtellungen, von einem Taumel, einer Traumahnung erfaßt. Viele glaubten, in der Neuen Welt lägen Gold und andere Edelmetalle auf der Straße, es gäbe ein beſtimmtes Goldland, ein Dorado, daß es nur aufzuſuchen gälte. Tauſende und Abertauſende ſtrömten nach Weſten auf der Jagd nach dem Glück; ſie kamen nicht als fleißige Ackerbauer oder rechnende Kaufleute, ſondern mit Kreuz, Schwert und leerem Geldbeutel, als Ritter und Räuber, als ſtolze, arbeitsſcheue Kaſtilianer, die raſch reich werden und für ihr Seelenheil der Kirche neue Untertanen gewinnen wollten. So ſtellten ſie ſich ans Steuerruder, durchbrachen Urwälder und fieberſchwangere Sümpfe, überſtiegen Bergrieſen, die ſich ihnen eisſtarrend entgegen türmten. Viele zogen aus, aber nur wenige gelangten ans Ziel ihrer Wünſche, die meiſten kamen um oder kehrten heim, ſiech, enttäuſcht, gebrochen. Habſucht und Eigennutz entfachten alle Leidenſchaften: Neid, Haß und niederträchtigen Verrat. Wie man die Eingeborenen würgte, ſo ſchonte man ſich einander nicht, um Raum zu ſchaffen für den eigenen Fuß, Raum in der unendlichen Weite.

Die erſten Niederlaſſungen der Spanier waren, wie wir ſahen, auf Haiti, Hiſpaniola oder San Domingo. Von hier aus verbreiteten ſie ſich über die benachbarten Inſeln, zumal über Porto Rico und Cuba, und dann weiter nach den Küſten des Karibiſchen Meeres. Der Goldſucher wurde zum Entdecker, der Entdecker zum Eroberer.

Sehen wir zunächſt von den beiden Haupteroberern, von Cortez und Pizarro ab, und betrachten wir die Männer, welche Sophus Ruge als die „kleinen Entdecker" bezeichnet, ſo ſteht unter ihnen Balboa im Vordergrunde: ein unternehmender, verſchuldeter Edelmann, der auf einem befehlswidrigen Marſche quer über die Landenge von Darien das ungeheure Becken eines Meeres erblickte, das man nach ſeiner zeitweiſen Ruhe „den ſtillen Ozean" genannt hat. Sein Glück gereichte ihm zum Verderben. Er geriet mit ſeinem Statthalter und Schwiegervater in Streitigkeiten, der ihn durch Pizarro gefangen nehmen und dann enthaupten ließ. Schon vorher hatte der eiſerne Hojeda, der in Amerigo Veſpucci einen tüchtigen Mitarbeiter fand, drei Fahrten nach der Nordküſte Südamerikas gemacht und Venezuela entdeckt. Er unternahm eine vierte Fahrt, verlor alle Begleiter durch die Giftpfeile der Kariben, landete auf einem Piratenſchiffe an der Küſte Cubas, wurde vor Gericht geſtellt und ſtarb in tiefſter Armut. Nach dem goldreichen Veragua ſteuerte Nicueſa. Im undurchdringlichen Sumpflande Mittelamerikas mußte er ſich niederlaſſen. Fieber und Hunger verzehrten ſein Gefolge. Mit letzten Kräften ſchleppte er ſich auf dem Waſſerwege zu Balboa, der aber verſagte ihm die Landung und zwang ihn, in ſchlechtem Boote wieder aufs hohe Meer zu fahren, wo er elend verſchollen iſt.

Cuba, „die Perle der Antillen", bezwang Diego Velasquez, der 1511 dort als Statthalter waltete. Die ganze große Inſel wurde ſamt den Indianern unter die Eroberer verteilt. Aber man ſtrebte weiter. Im Jahre 1517 ſteuerten zwei Schiffe unter Cordova nach Weſten und ſahen Yukatan, damals dicht von dem hoch entwickelten Volke der Maya bewohnt. Das nächſte Jahr wiederholte Grijalva die Reiſe mit bedeutenderen Mitteln, fuhr weit an der Küſte entlang und gelangte bis zum heutigen Vera Cruz und darüber hinaus, womit Mexiko gefunden war. Es erhielt den Namen „Neuſpanien". Als Cortez dieſes Land bezwungen hatte, machte er einen Feldzug nach Honduras, ohne beſonderes Glück. Andere ſind ſeinen Spuren mit ähnlichen Ergebniſſen gefolgt.

Gen Norden begab ſich ſchon 1513 Ponce de Leon. Er erreichte die Küſte von Florida. Doch verhinderte die Feindſeligkeit der Eingeborenen eine Anſiedelung, und einen zweiten Verſuch büßte er 1520 mit dem Leben. Auch Narvaez fand den Tod bei dem Verſuche, im Süden Nordamerikas vorzudringen. Etwas mehr Glück hatte anfangs de Soto, der die Hauptfeſtung der Indianer nach ſchweren Verluſten erſtürmte. Doch er ging ebenfalls zugrunde, denn er erlag 1541 dem Fieber, und nur mit größten Anſtrengungen gelang es ſeinem Nachfolger Alvarado die Mannſchaft nach Neuſpanien zurückzuführen. Gerüchte von großen Goldgebieten veranlaßten 1540 den Vizekönig Mendoza von Neuſpanien, den tapferen Coronado mit einem kleinen Heere nordwärts zu ſenden. Gold fand er nicht, aber er erkannte die Halbinſelnatur Niederkaliforniens, ſah als erſter Weißer eines der größten Wunder der Natur, den Cañon des Colorado, überſchritt die Waſſerſcheide zwiſchen beiden Ozeanen und durchwanderte die Prärien, bis ein großer nach Oſten ſtrömender Fluß ihm Halt gebot. Man nimmt an, es ſei der Arkanſas oder der Miſſouri geweſen. Das Nordufer des Golfes von Mexiko befuhr Pineda. Dabei fand er einen gewaltigen Strom, den die Indianer bilderreich als „Vater der Gewäſſer", als Miſſiſſippi bezeichneten.

Venezuela iſt, wie wir noch ſehen werden, weſentlich von Deutſchen erforſcht. Die Orinokomündung unterſuchte Nino, und weit nach Süden gelangte de Solis. Er ſteuerte bis in den La Plata, den „Silberſtrom", lernte ſtatt der erhofften Schätze aber das Pfeilgift der Eingeborenen kennen. Ein eigentümlicher Zufall führte zur Entdeckung des größten Fluſſes der Erde. Sie hängt mit den Vorgängen in Peru zuſammen. Da wurde Francisco Orellana ausgeſandt, um auf einem Schiffe Lebensmittel herbeizuſchaffen. Mit ſeinen 50 Mann kam er 1541 in das Gebiet eines gewaltigen Stromes. Er ließ ſich von ihm forttreiben, bis er durch das ungeheure Mündungsbecken in das offene Meer gelangte, wo Wind- und Wetterglück ihn nach Haiti brachten. Auf ſeiner Talfahrt hatte er am Ufer ein Indianerdorf geſehen, das nur Frauen von heller Hautfarbe bewohnten, die keinen Verkehr mit Männern hatten und ſehr kriegeriſch geſinnt waren. Nach ihnen bezeichnete er den Fluß als Amazonenſtrom.

2. Cortez und Pizarro.

Als Grijalva 1518 in der Nähe des heutigen Vera Cruz landete, gelang es ihm, für wertloſen Tand: Gold, Edelſteine und Kunſtgeräte im Werte von etwa 20000 Goldpeſos einzutauſchen. Das heiß geſuchte Dorado ſchien gefunden zu ſein. Velasquez, der Statthalter von Cuba, war ſofort geſonnen, ſich die Entdeckung durch Eroberung zu ſichern.

Medaillenbild von Fernando Cortez. Berlin, Königl. Münzkabinett.

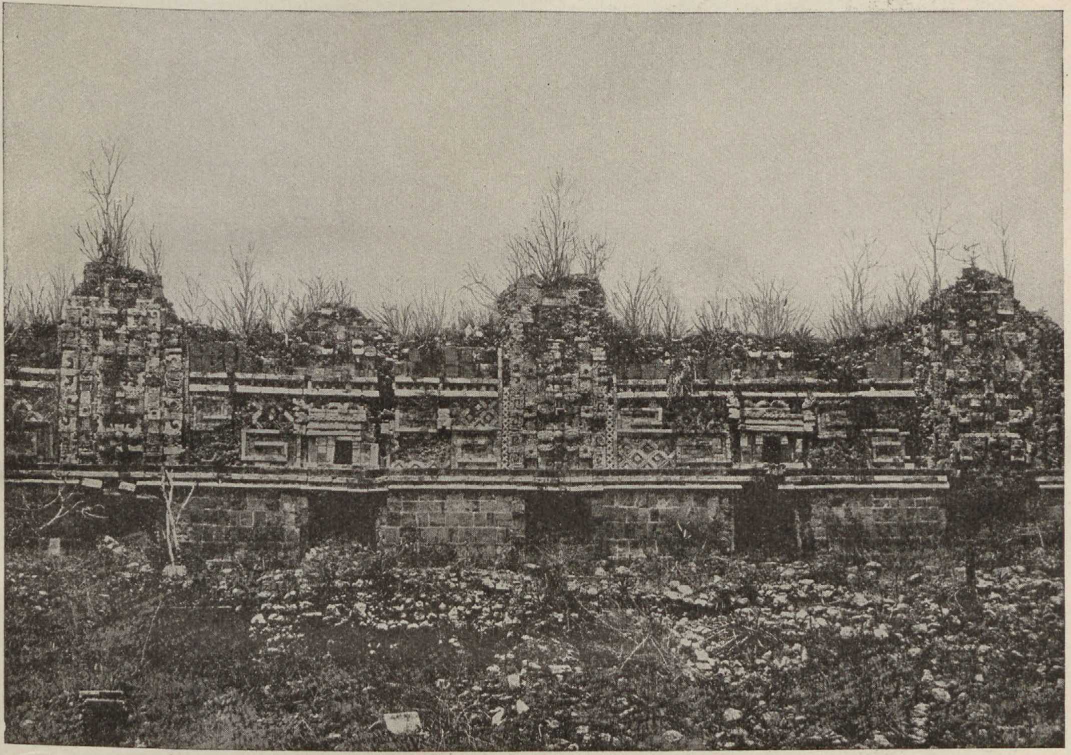
Eine Flotte und ein kleines Heer wurden ausgerüſtet und dem Befehle des Fernando Cortez unterſtellt. Doch alsbald erwachten Bedenken beim Statthalter. Er unterſagte die Abfahrt. Aber Cortez gehorchte nicht, ſondern ſtach mit elf Schiffen in See und ſteuerte fort ins Ungewiſſe, denn man beſaß nicht die geringſte Kenntnis, daß man verſuchte: ein Reich von vielen Millionen mit wenigen hundert Mann zu bezwingen, im Rücken die eigenen Landsleute verfeindet. Cortez war der Mann für ſolch verzweifeltes Wagnis. Von bedeutender Erſcheinung, gebildet, klar, ſchnell, ritterlich, eine geborene Herrſchernatur, ein Liebling der Kriegsgöttin, deren Launen er bändigte mit eiſerner Entſchloſſenheit, ſo betrat er, 33 Jahre alt, die Bahn, welche ihn zur Unſterblichkeit führen ſollte.

Das mexikaniſche Reich bildete die Großmacht Nordamerikas. Es beſaß ein geordnetes, zentraliſiertes Staatsweſen, eine entwickelte Kultur mit großen Städten, ausgeprägt kriegeriſchem Zuge und unumſchränktem Prieſterkönigtume. Etwa 200 Jahre früher war das herrſchende Volk der Azteken eingewandert, hatte die älteren Bewohner von Meer zu Meer unterworfen, um ſie in Zukunft mit Zwang und Waffengewalt niederzuhalten. So gab es überall wider-

Mexikaniſche Palaſtruine. Aus „Cités et ruines Americaines“ par Desiré Charnay, Paris 1862.

ſtrebende Kräfte, die den Spaniern zuſtatten kamen, ja ihre Eroberung guten Teils erſt ermöglichten. Die Erzeugniſſe des Wunderlandes mit ſeinen ſchneebedeckten Vulkanen waren mannigfach: Mais, Baumwolle, ſpaniſcher Pfeffer, Kakao, Vanille. Die Einwohner erwieſen ſich kunſtgeübt in der Herſtellung von bunten Kattungeweben, überreichen Arbeiten der Bildhauerei und herrlichen Goldſachen. Ihre hohen Pyramidentempel (Teocalli) erinnern an ähnliche Bauten der Babylonier und Ägypter. Sie fochten mit Steinſchwertern und kannten weder Pferde noch Feuerwaffen, was den Spaniern eine große Überlegenheit verlieh.

Am Karfreitage 1519 landete Cortez an der Stelle des heutigen Vera Cruz. Um jeden Rückzug abzuſchneiden, ließ er die Schiffe verbrennen. Damit hieß es: Sieg oder Tod. Wenn der mexikaniſche Gewaltſtaat ſeiner Handvoll Leuten entgegentrat, war Cortez verloren. Aber es geſchah nicht. Man wähnte, die Spanier ſeien Nachkommen einer alten mexikaniſchen Gottheit, welche erſchienen ſei, ihr Erbe in Beſitz zu nehmen. Dieſer dumpfe Aberglaube lähmte geradezu den König Montezuma. Ohne den Verſuch offenen Widerſtandes ließ er die Spanier herankommen, die, wie ſie behaupteten, perſönliche Grüße von ihrem Herrſcher überbringen ſollten. Am 8. November 1519 hielt Cortez mit unerhörter Kühnheit ſeinen Einzug in die Hauptſtadt: keine 400 Spanier in einen feindlichen feſtungsartigen Ort von 200000 Einwohnern.



Mexikaniſche Palaſtruine. Aus „Cités et ruines Americaines“ par Desiré Charnay, Paris 1862.

Mexiko war eine der bedeutendſten Städte der Welt. Es lag wunderſchön in einem See, durch Dämme mit dem Lande verbunden, umgeben von herrlicher, fruchtbarer Ebene, welche Rieſenberge begrenzten. Hoch über dem ſteinernen Häuſermeere ragte der turmreiche Haupttempel des höchſten Gottes mit einer Plattform als Opferſtätte. Boden und Wände ſtarrten ſchwarz von Menſchenblut. Die Köpfe der Geſchlachteten waren zu Pyramiden gehäuft, von denen eine aus mehr als 100000 Schädeln beſtanden haben ſoll.

Montezuma empfing die einziehenden Fremdlinge ehrenvoll mit geheimer Furcht. Sie dankten ihm durch Gefangenhaltung im eigenen Palaſte, Ausraubung des königlichen Schatzes und Plünderung allen Goldes, deſſen ſie habhaft werden konnten. Die beſten Stücke ſchickte

Cortez nach Spanien an den König, mit den Worten: „Kein Fürſt beſitzt dergleichen.“ Alles ſchien zu glücken, das führerloſe Volk wagte nichts zu unternehmen. Da erfolgte ein Umſchwung. Wütend über ſeinen eigenmächtigen und erfolgreichen General ſandte der Statthalter von Cuba ein überlegenes Heer zur Beſtrafung. Cortez wäre vernichtet worden, wenn er es nicht mit Liſt und Gewalt zu ſich herübergezogen hätte. Immerhin wurden die Mexikaner durch den Bruderzwiſt aufgerüttelt. Sie erhoben ſich in raſender Empörung. Montezuma wurde von den eigenen Untertanen verwundet und ſtarb. Rings von Feinden umtobt, vermochten die Spanier ſich ſchließlich nicht mehr in der Stadt zu halten. In dunkler Nacht verſuchten ſie ſich durchzuſchlagen. Furchtbar wütete der Kampf, zumal auf dem unterbrochenen waſſerumgürteten Damme. Nur ein Drittel der Verwegenen kam lebend hinüber, unter ihnen Cortez, zweimal verwundet. Er erholte ſich, erhielt Verſtärkung und begann eine regelrechte Belagerung der Hauptſtadt mit Kanonen und großen Schiffen. Verzweifelt wehrte ſie ſich 75 Tage lang, dann erlag ſie dem Hunger und den Feindeswaffen. Als ſie fiel, türmten ſich die Leichen in Häuſern und Straßen. An 200000 Menſchen ſollen umgekommen ſein.

Aztekiſcher Kalenderſtein. Aus „Cités et ruines Americaines“ par Desiré Charnay, Paris 1862.

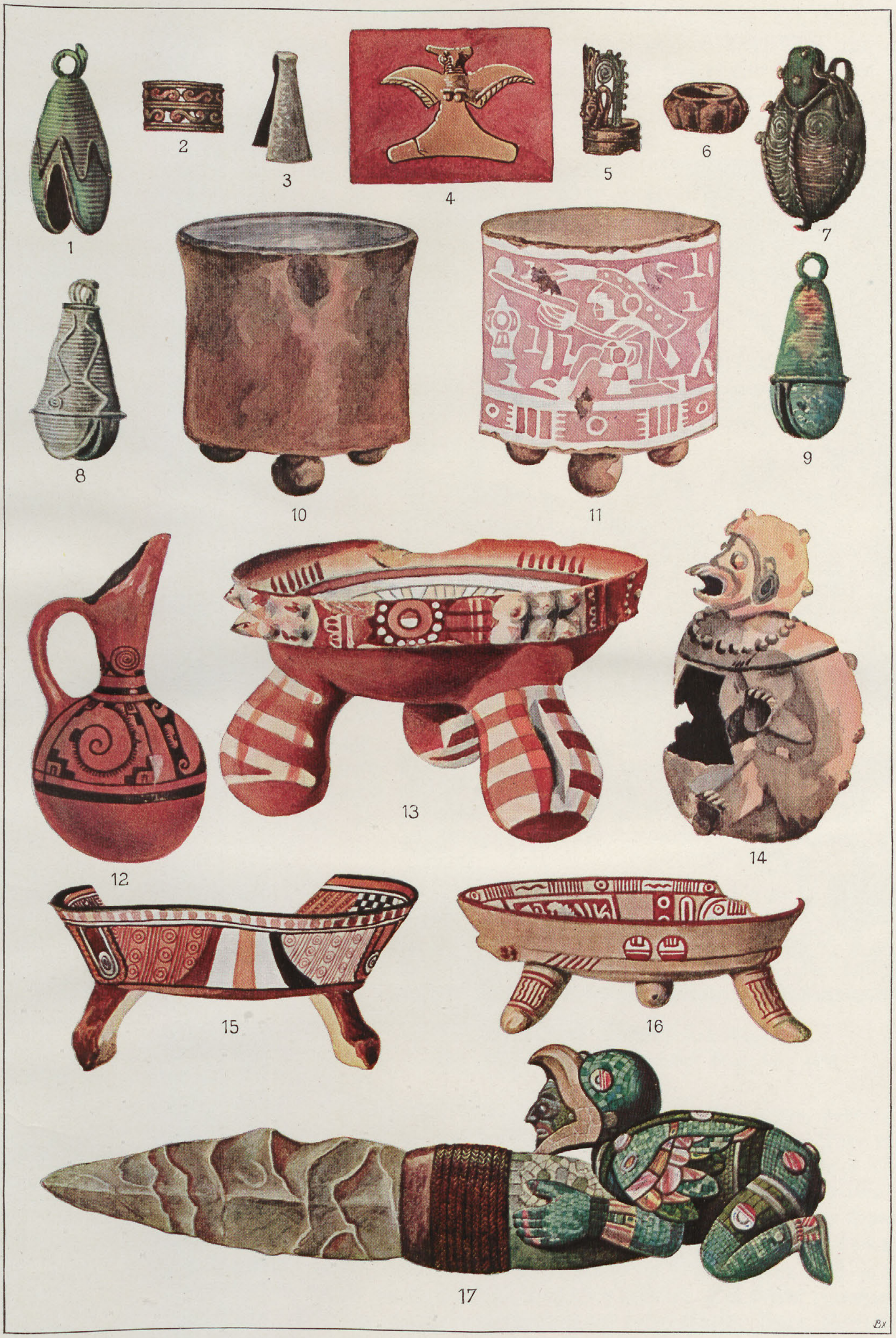
Das Reich wurde zu der ſpaniſchen Statthalterſchaft „Neuſpanien“, die Stadt zu einem ſpaniſchen Gemeinweſen, Land und Leute den Eroberen zugeteilt. Die Verdienſte bedeckten des Führers Vergehen. Karl V., erfreut über die Schätze und kunſtgewerblichen Arbeiten, welche Cortez ihm geſchickt hatte, erkannte ihn 1522 als Statthalter von Neuſpanien an. In dieſer Eigenſchaft hat er ſich um die Verwaltung und weitere Erkundung des Landes große Verdienſte erworben. Er baute die Hauptſtadt prächtig und modern wieder auf, ſo daß ſie

Erklärung zur Tafel „Mexikaniſche Altertümer"*)

Nr. 1-9.	Schmuckgegenſtände aus Kupfer bezw. Kupferdraht.
Nr. 4.	Stiliſierter goldener Adler (Gewicht 66 Gr., 2 Decigr.)
Nr. 10-11.	Vaſenartige Tongefäße; Nr. 11 mit figürlichen Darſtellungen.
Nr. 12.	Kannenartiges rotbraunes Tongefäß mit ſchwarzen Ornamenten, wie es im Hausgebrauch Verwendung fand.
Nr. 13.	Dreifußſchale aus gebranntem Ton, reich ornamentiert.
Nr. 14.	Bemalte Tonvaſe, in Geſtalt einer ſitzenden Figur.
Nr. 15-16.	Dreifußſchale für rituelle Zwecke. Brauner gebrannter Ton mit farbiger Verzierung.
Nr. 17.	Aztekiſches Meſſer aus Feuerſtein; bunt verzierter Griff, eine männliche Figur darſtellend.

---

*) Zuſammengeſtellt nach Monumentos del arte mexicano antiguo von Anton Peñafiel. 2 Bände. Berlin. A. Aſher & Co. 1890.

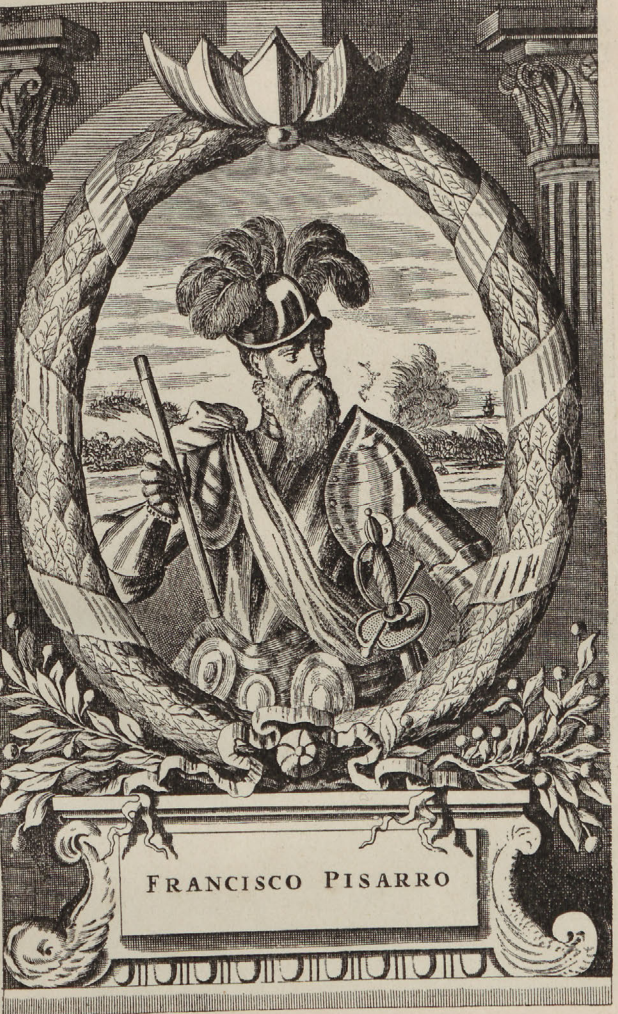

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
Bx

Mexikaniſche Altertümer
aus der Zeit der Azteken

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

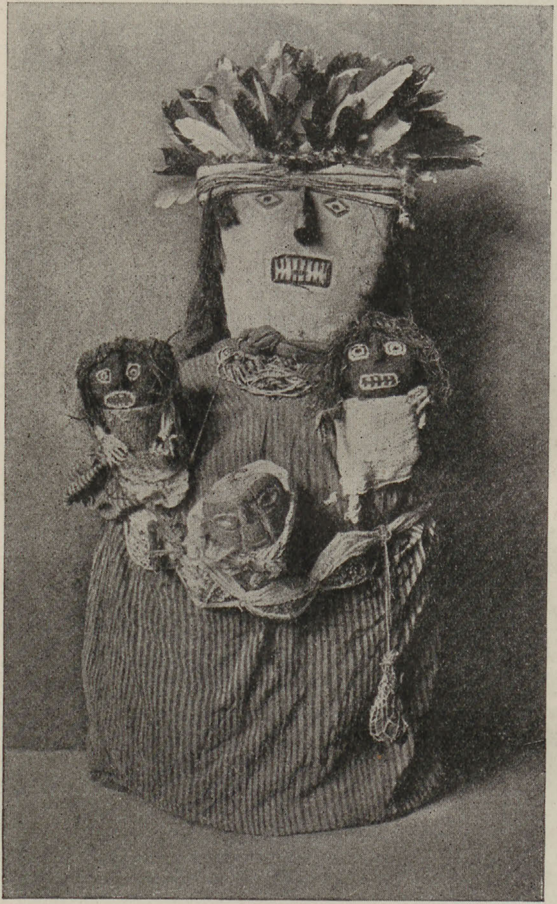
nach drei Jahren ſchon 30000 Einwohner zählte. An der Stelle des Haupttempels erhob ſich die prunkvolle Kathedrale: das Wahrzeichen des chriſtlichen Sieges über das Heidentum. Cortez ordnete die Verwaltung, führte die Anpflanzung europäiſcher Südfrüchte ein, entwickelte den Bergbau und förderte die Metallinduſtrie. Überzeugt, daß es eine Durchfahrt vom Atlantiſchen nach dem Stillen Ozean gäbe, veranlaßte er große Forſchungsreiſen, ja unternahm ſelber einen äußerſt beſchwerlichen Feldzug nach Honduras und mehrere Reiſen in den weſtlichen Ozean. Aber nur einmal, bei der Eroberung Mexikos, hat ihm die volle Sonne des Glückes geſtrahlt: Neid, Verleumdung und Mißtrauen des Königs hefteten ſich an ſeine Sohlen. Die Statthalterwürde wurde ihm genommen, und nur der Militärbefehl gelaſſen. Zweimal begab er ſich nach Spanien, um ſeine Sache zu führen. Er wurde kühl bei Hofe empfangen und jahrelang hingehalten, bis er 1547 in einem Dorfe bei Sevilla ſtarb, wie Kolumbus faſt vergeſſen, verdunkelt im Ruhme durch den Glanz peruaniſchen Goldes.



Angebliches Porträt von Pizarro.
Aus „Beſchreibung von Amerika“ Amſterdam 1673.

Im Jahre 1522 hatten Spanier auf einer Entdeckungsreiſe im Stillen Ozean von einem mächtigen und reichen Lande fern im Süden gehört. Unter der Beſatzung befand ſich Franzisco Pizarro, ein tapferer, aber ungebildeter Kriegsmann, treulos, grauſam, roh, von wildem Gemüt und gewaltiger Tatkraft. Lebhaft von der neuen Kunde angeregt, faßte er den Plan, es dem Cortez gleich zu tun. Zur Seite ſtand ihm als Kriegsgenoſſe der zähe, ſoldatiſch offene, ehrgeizige Almagro. Aber beide, ohne Geld und Fürſprache, begegneten Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Nur der eiſerne Wille der Abenteurer hielt das Unternehmen empor, bis endlich der Rückhalt der Krone erlangt war.

Im September 1532 zog Pizarro mit 168 Mann aus, um ein Reich von 400 Meilen Länge zu erobern, welches an 50000 Quadratmeilen umfaſſend, Heere bis zu 200000 Mann ins Feld ſtellen konnte. Peru beſaß eine eigenartige, bedeutende Kultur, deren teilweiſe Erforſchung erſt in neueſter Zeit gelungen iſt. Der Staat bildete einen theokratiſchen Sozialismus. An der Spitze ſtand der König, der Inka, der zugleich Oberprieſter und Sohn der höchſten Gottheit, der Sonne, war. Hinter dem Könige kamen die Prieſter und ſchließlich das Volk. Es gab weder Reichtum noch Armut, denn nur Schmuck galt als Einzelbeſitz, der Boden aber als Staatseigentum, das in regelmäßigen Zwiſchenräumen ebenſo wie die Ernte verteilt wurde. Das Volk zerfiel in Zehntſchaften, d. h. je zehn Familien bildeten eine Einheit, welche die Grundſtücke wechſelnd beſtellte. Der Beruf vererbte ſich vom Vater auf den Sohn. Ackerbau und Gewerbe ſtanden auf hoher Stufe: Mais, Kartoffeln, Bananen, Agaven wurden gepflanzt; die Düngung geſchah durch Guano, und ausgedehnte Waſſerleitungen berieſelten die Felder. Man baute große Tempel, eigentümliche Rieſentore, Fürſtenburgen und vortreffliche Chauſſeen, wirkte gobelinartige Stoffe, verfertigte die mannigfachſten Gefäße und andere Gebrauchsgegenſtände. Überall zeigt ſich durchgebildete Technik, Feingefühl für Stoff und dekorative Wirkung, ausgeprägter Kunſtſinn voll Kühnheit Phantaſie und Friſche. Zweimal im Jahre gelangten Wolle und Baumwolle für Kleidung und Samen zur Verteilung. Die Kleider wurden unter Aufſicht von Beamten verfertigt, die Toten mumifiziert. Unbekannt blieben Eiſen, Buchſtabenſchrift und Pferde, jenes wurde durch Kupfer, die Schrift durch ein Syſtem von Knoten in langen Fäden, das Pferd durch das Lama erſetzt. In vielen Hinſichten erinnern die Peruaner an die Ägypter, in anderen an die Japaner. Wie in Mexiko ſtanden ſich im Inkareiche zwei Raſſen haßerfüllt gegenüber, denn ein jüngeres Volk hatte ein älteres unterdrückt. Zwei feindliche Brüder teilten die Herrſchaft: die Hauptſtadt Cuzko bewohnte Huaskar, Quito: Atahuallpa.


Peruaniſche Mumie. Nach Arthur Baeßler „Peruaniſche Mumien" Berlin 1904.

Dieſes Rieſenreich wollte Pizarro ſtürzen. Kühn überſtieg er die Kordilleren und befand ſich bald den peruaniſchen Zelten gegenüber. Auf ſeine Einladung erſchien Atahuallpa gutgläubig mit glänzendem Gefolge im Lager der Spanier; ſie aber fielen plötzlich über die Argloſen her, löſten die Kanonen, ließen die Reiter einhauen und alles niederſchlagen, was ſich in den Weg ſtellte. Den Inka nahmen ſie mitten unter ſeinen Leuten gefangen. Noch mehr als in Mexiko brach die verwegene Tat den Widerſtand des Volkes, faſt wehrlos ließ es ſich unterjochen. Vergeblich füllte der Inka das Gemach, in dem er eingekerkert ſaß, 9 Fuß hoch mit Gold für ſeine Freiheit. Als Pizarro es hatte, ließ er ihn vor ein Scheingericht ſtellen und hinrichten. Die Hauptſtadt Cuzko wurde geplündert, und eine neue begründet, die „Dreikönigſtadt", für welche ſich der Name Lima einbürgerte. Über $4^{1}/_{2}$ Millionen Dukaten erbeutete Pizarro in Peru. Als man noch größere Reichtümer ſüdwärts erhoffte, brach Almagro auf nach dem heutigen Chile. Furchtbare Anſtrengungen wurden überwunden, ſchwere Opfer an Menſchenleben gebracht: das heiß begehrte Gold fand er nicht. Nach ſeiner Rückkehr kam es zu zügelloſen Erpreſſungen und Gewalttaten, zu blutigen Aufſtänden der Eingeborenen, zu wilden Parteikämpfen der Spanier, zu einem wüſten Räuberdrama, in welchem die Führer zugrunde gingen: Almagro wurde erdroſſelt, Pizarro wurde ermordet.

3. Die Weltumſegelung.

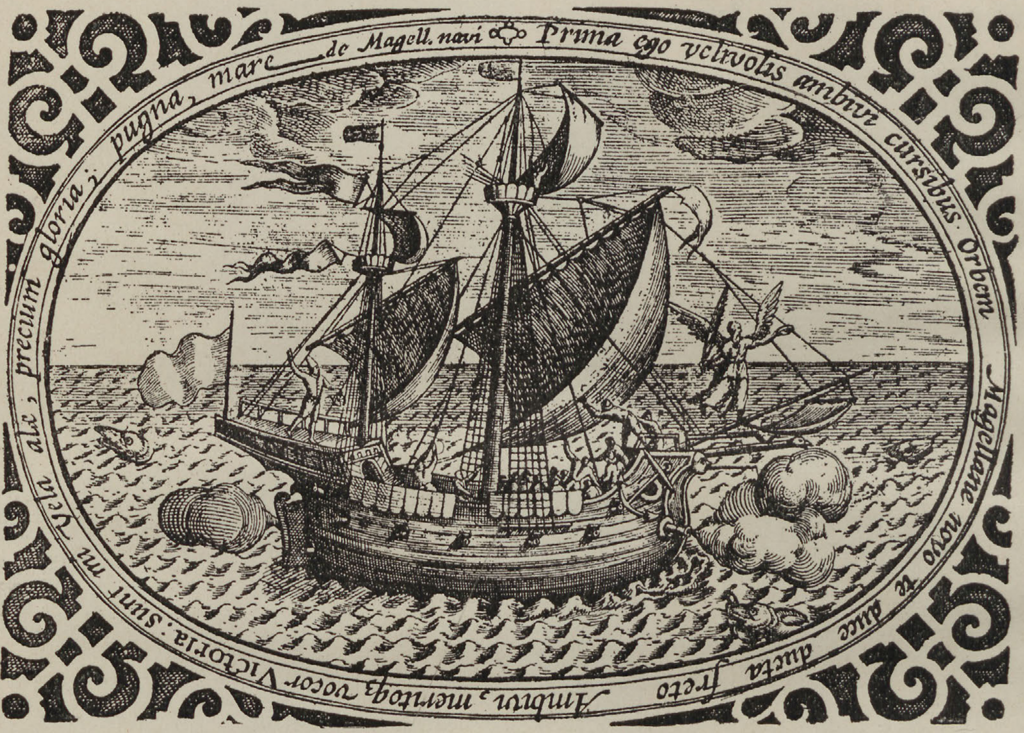
Ein neuer Geiſt war herniedergeſtiegen und trieb einen Teil der erregten Menſchheit in ungemeſſene Fernen, bis zum äußerſten Ziele: der Umſegelung der Erde. Dieſe Großtat iſt bezeichnenderweiſe eine gemeinſame Leiſtung von Portugieſen und Spaniern geweſen, die ſich ſonſt neidvoll befehdeten.

Für die ſpaniſche Regierung entſprachen die Ergebniſſe der Koloniſation anfangs nicht den Erwartungen. Sie ſtanden weit hinter den Erfolgen der Portugieſen zurück, denn in Weſtindien fand man weder Gold noch Gewürze. Das einzige bislang ganz unbekannte Naturerzeugnis: der Tabak, ließ ſeine ſpätere wirtſchaftliche Bedeutung noch nicht ahnen. Kein Wunder, daß Karl V. verſucht hat, die Bahnen der beneideten Nachbarn zu betreten, natürlich in umgekehrter Richtung. Er hatte das Glück, in Magelhaens den berufenen Vollender dieſes Gedankens zu finden. Es galt, kurz geſagt, eine Wiederaufnahme, eine Weiterführung des Kolumbiſchen Unternehmens: eine Weſtfahrt nach Indien. Schon Kolumbus ſelber hatte auf ſeiner vierten Reiſe einen Waſſerweg in dieſer Richtung geſucht. Nun erkannte man aber immer mehr, daß er ſich in Mittelamerika nicht finden laſſe, und damit veränderte ſich die Sachlage dahin, daß an Stelle der Durchfahrt eine Umſegelung des Erdteiles trat, ſei es im Norden, ſei es im Süden. Bei der Richtung der ſpaniſchen Fahrten konnte zunächſt nur die ſüdliche in Betracht kommen.

Peruaniſche Mumien. Nach Arthur Baeßler „Peruaniſche Mumien" Berlin 1904.

Der erſte, welcher den Plan einer Umſegelung faßte, war Amerigo Veſpucci. Es geſchah im Jahre 1503, als er an der Küſte Braſiliens entlang fuhr, aber durch das Ungeſchick des Kapitäns zur Umkehr genötigt wurde. Er ging nach Spanien und gewann die Regierung, litt aber an einer ähnlichen Täuſchung, wie vorher die Portugieſen bezüglich Afrikas: er ſtellte ſich die Längenausdehnung Südamerikas zu gering vor und unterſchätzte deshalb die Schwierigkeit. 1508 gingen tatſächlich zwei Schiffe unter Pinzon und de Solis in See, hatten aber keinen Erfolg. Doch der Gedanke blieb lebendig, auf Karten trug man eine ſüdliche Meerenge ein, und de Solis ſchloß 1514 mit der Krone einen Vertrag zur Auffindung der Straße, die nach der Südſee führte. Mit drei Schiffen begann er 1515 ſeine Fahrt und gelangte in die weite Öffnung des Laplataſtroms, den man Rio de Solis nannte, wurde aber von den Indianern getötet und verzehrt.

Ein größerer mußte kommen, das gewaltige Werk zu vollbringen, Fernando de Magelhaens. Er war Portugieſe. Bei der Belagerung von Goa im Jahre 1510 hatte er ſich durch beſondere Tapferkeit ausgezeichnet. Bald darauf trat er in einem Kriegsrat dem gewaltigen Oberbefehlshaber ruhig und entſchieden entgegen. Albuquerque, eiferſüchtig auf ſeine Macht, verabſchiedete kurzerhand den kecken Kapitän. Er kehrte nach Portugal zurück, aber ſeine Penſion erwies ſich ſo gering, daß er von ihr nicht leben konnte. Ein Geſuch an den König um Erhöhung wurde abgelehnt. Im Unmut verließ der tatendurſtige Mann ſein Vaterland und ging nach Spanien, wo man eben begann, Kolonialpolitik großen Stils zu treiben. Solche Überläufer, die Erfahrungen in indiſchen Unternehmungen hatten, konnte man gebrauchen, und Magelhaens erhielt Anſtellung. Karl V. erkannte, welche Bedeutung es haben mußte, wenn es gelang, die Abſicht auszuführen, welche Magelhaens ihm vortrug: einen Weg um das amerikaniſche Feſtland zu finden und von dort nach Aſien zu gelangen. Die ſpaniſche Krone vereinbarte einen Vertrag mit ihm, worin die Aufſuchung der Gewürzinſeln als Hauptaufgabe hingeſtellt wurde. Er erhielt die Würde eines Admirals und fünf Schiffe, mit denen er 1519 ins weite Weltmeer hinausſteuerte: ein zweiter Kolumbus. Natürlich ging die Reiſe nicht glatt vonſtatten; was den Staatsleitern als kluge Politik erſchien, ſich eines geſchulten Portugieſen für die Zwecke Spaniens zu bedienen, dünkte der politiſch ungeſchulten, rohen Mannſchaft als nationale Beleidigung: ſie weigerte ſich, unter einem Fremden zu dienen, und Magelhaens mußte ſeine ganze Tatkraft zuſammennehmen, um ſich auf hoher See Gehorſam zu erzwingen. Nachdem er den Aufſtand mit grauſamer Strenge niedergeſchlagen hatte, kehrte eines der Schiffe verräteriſcherweiſe nach Spanien zurück; ein zweites ſcheiterte an der Küſte. Trotzdem begann der unverzagte Admiral am 21. Oktober 1520 die Einfahrt in eine enge, wenig verſprechende Bucht, in welcher er den geſuchten Weg zu erkennen glaubte, und ſein Scharfblick hatte ihn nicht getäuſcht. Was ein bloßer Meereseinſchnitt hätte ſein können, erwies ſich als vielgewundener Kanal zwiſchen finſteren, eisbedeckten Felsgebirgen, den die dankbare Nachwelt als Magelhaensſtraße in die Karte eingetragen hat. Über fünf Wochen dauerte die ſchwierige Durchſchiffung; erſt am 28. November vermochten die drei noch übriggebliebenen Fahrzeuge die von Klippen ſtarrende Enge zu verlaſſen und in


de Magell. navi
Prima ego velivolis ambivi cursibus Orbem
Magellane novo te duce ducta freto
Ambivi, meritoq; vocor Victoria. sunt mi Vela alæ, precium gloria; pugna, mare

Magelhaens Schiff „Vittoria“. Nach einem alten Stich.

jenes freie Meer hinauszuſteuern, welches Balboa zuerſt geſichtet hatte. Die Feuer, welche man nachts zur Linken gewahrte, und welche die dortigen Eingeborenen, die Peſcherähs, jetzt noch in derſelben Weiſe wie vor vierhundert Jahren anzuzünden gewohnt ſind, waren die Veranlaſſung, daß man die vom Leibe Südamerikas abgeſplitterte Inſel mit dem Namen Feuerland („tierra del fuego“) belegte.

Mühſal und Gefahren der Reiſe begannen nun erſt recht, ſtatt geringer zu werden. Solange die chileniſche Küſte zur Rechten blieb, ließ ſich die Verpflegung noch einigermaßen beſchaffen; von dem Augenblick an aber, als man ſich der hohen See anvertrauen mußte, kam der Hunger mit allen ſeinen Qualen. Der Zufall führte Magelhaens Schiffe durch ganz Poly- und Melaneſien hindurch, ohne daß außer zwei unfruchtbaren Koralleninſeln Land in den Geſichtskreis der Seefahrer gelangt wäre. Über drei Monate kämpfte die Mannſchaft mit dem furchtbaren Feinde, ſchon nagte man Leder und ähnliche Dinge, als am 6. März 1521 eine bewohnte Inſelgruppe auftauchte. Hier konnten die Spanier ſich erholen, denn die gewerbsmäßigen Diebereien der Eingeborenen taten ihnen wenig Schaden; doch erinnert an ſie, daß man den Archipel den der Ladronen („Räuberinſeln“) benannte, der ſpäter durch den beſſer klingenden der Marianen verdrängt wurde. Seit 1899 unterſtehen ſie der deutſchen Schutzherrſchaft. Nach wenigen Tagen ſtachen die Schiffe abermals in See, um bald an einer größeren Gruppe, San Lazaro, wieder zu landen. Sie iſt bis zum Jahre 1898, in welchem ſie von den Vereinigten Staaten erobert wurde, der äußeren Form nach bei Spanien verblieben; unter Karls V. Sohn Philipp II. wurde die Bezeichnung Philippinen für ſie üblich. Nicht mehr mit bloßen Wilden hatte man es nun zu tun, denn ſchon zeigten ſich mohammedaniſch-malayiſche Kauffahrer. Die Spanier wurden inne, daß ſie in den Bannkreis der portugieſiſchen Flagge eingetreten wären. Die bloße Behauptung, der König von Spanien ſei dem portugieſiſchen an Macht weit überlegen, verfing nicht mehr, und Magelhaens erachtete es erforderlich, ſich und ſeinem Herrn durch eine Kriegstat Anſehen zu verſchaffen. Er ließ ſich deshalb in die Streitigkeiten der Lokalmachthaber ein, fuhr nach der Inſel Matan hinüber, wurde dort aber nach heldenhaftem Kampfe erſchlagen. Seine Leiche blieb auf Matan zurück. Von ihren Schiffen aus mußten die Spanier das furchtbare Ereignis mit anſehen, ohne helfen zu können. Kaum war der Zauber der Unbeſiegbarkeit von den Fremdlingen genommen, als ihre bisherigen Freunde einen tückiſchen Angriff auf ſie machten. Da ein drittes Schiff inzwiſchen verloren gegangen war, vermochten ſich „Trinidad“ und „Vittoria“ nur mit knapper Not den Nachſtellungen zu entziehen und die Weiterreiſe anzutreten. Die Kapitäne Lopez de Carvalho und Gonzalo Vaz d'Eſpinoſa führten den Überreſt des Geſchwaders über Mindanao und Palawan nach Nordborneo. Hier ſchwächten neue Kämpfe die Mannſchaft dergeſtalt, daß nur noch ein Bruchteil auf Tidore ankam, wo man zwar mit dem regierenden Radjah günſtige Handelsbeziehungen anknüpfen konnte, zugleich aber die Wahrnehmung machte, daß der inzwiſchen gegen Oſten ſehr erweiterte Intereſſenkreis der Portugieſen nahezu erreicht ſei. Hätte der Gouverneur von Ternate Ernſt mit ſeinen Vorſchriften gemacht, die ihm als Feinde angekündigten Spanier auf keinen Fall durchzulaſſen, ſo wäre das Unternehmen zu Ende geweſen. So aber behielt er bloß die Mannſchaft der ſchiffbrüchig gewordenen „Vittoria“ zurück, die ſelbſt in ihrer Not das Mitleid der Gegner angerufen hatte. Glücklicher war die „Trinidad“ unter Führung des unerſchütterlichen Sebaſtiano del Cano, der den Piloten Pigafetta an Bord hatte. Er durchfuhr die Sunda-See, kreuzte Timor, ſichtete im ſüdlichſten Indiſchen Ozean die jetzt Neu-Amſterdam benannte Vulkaninſel und landete an der afrikaniſchen Küſte nächſt dem großen Fiſchfluſſe. Von hier aus war die Route ſozuſagen bekannt, aber für die Spanier blieb ſie trotzdem ſchwierig, weil ſie allenthalben portugieſiſche Nachſtellungen befürchteten und folglich auch auf den Inſeln des Grünen Vorgebirges nur kurz zu verweilen wagten. Am 6. September 1522, drei volle Jahre nach dem Aufbruche, lief die „Trinidad“ in den Hafen von San Lucar ein. Die Aufnahme der winzigen Schar, welche allein übriggeblieben, geſtaltete ſich mit gutem Rechte höchſt ehrenvoll; ihr Führer erhielt in ſein neues Wappen einen Erdglobus geſetzt mit der Inſchrift: „Primus circumdedisti me“. Und ſo verhielt es ſich: Die Erde war umſegelt, der Nachweis geführt, daß ſie einen frei im Weltraume ſchwebenden Körper bildet.

Die Kugelgeſtalt der Erde wurde um 1522 von keinem Einſichtigen mehr beſtritten. Wie wenig jedoch die nächſtliegenden Folgerungen daraus gezogen waren, erhellt aus einer Mitteilung, die Pigafetta in ſein Tagebuch eintrug. Schon auf den Kapverden fiel ihm auf, daß ſeine Zeitrechnung um einen vollen Tag gegen die dortige zurückblieb, und in Spanien fand er dieſe ihm peinliche Tatſache beſtätigt; Rückwärtsberechnung im Journale ergab keinen Fehler. Erſt allmählich ſah man ein, daß es ſich gar nicht anders verhalten konnte. Schon dreihundert Jahre früher hatte der gelehrte Araber Abulfeda darauf aufmerkſam gemacht, daß beim Umwandern des Erdballes in öſtlicher Richtung ein Tag gewonnen und ebenſo in weſtlicher Richtung ein Tag verloren werden müſſe. Letzteres war der Fall bei der Magelhaenſchen Erdumſegelung. Man wußte jetzt, daß Südamerika: Brasilia sive Papagalli, wie es auf dem Schönerſchen Globus von 1520 heißt, unter einer geographiſchen Breite, die man auf etwa — 54° ſchätzte, von einer Meeresſtraße durchſchnitten wurde. Wie groß der hiervon ſüdlich gelegene Teil ſei, darüber konnte Magelhaens' Fahrt ſelbſtverſtändlich keinen Aufſchluß erbringen. Schon 1531 iſt das verhältnismäßig kleine Feuerland auf der Karte des Orontius Finäus zu einem neuen Erdteile, der „Terra australis“, angeſchwollen, und dieſe willkürliche Annahme hat ſich zwei Jahrhunderte lang ſelbſt durch augenfällige Gegenbeweiſe nicht erſchüttern laſſen. Weit klarer dachte Pigafetta, auf den vornehmlich die Erkenntnis zurückzuführen iſt, daß die Südhemiſphäre weſentlich eine Waſſerhalbkugel ſei.

Der Name Magelhaens und das Ergebnis ſeiner Reiſe machten weit ſchneller die Runde im ſtaunenden Europa, als es dreißig Jahre zuvor bei Kolumbus der Fall geweſen. Für die Geographie war die erſte Weltumſegelung, wie man ſich mit Vorliebe ausdrückte, das Ereignis des 16. Jahrhunderts. Erſt lange nachher, als Sir Francis Drake die zweite Reiſe gleicher Art ausgeführt hatte, begann der Ruhm der älteren nautiſchen Großtat zu verblaſſen.

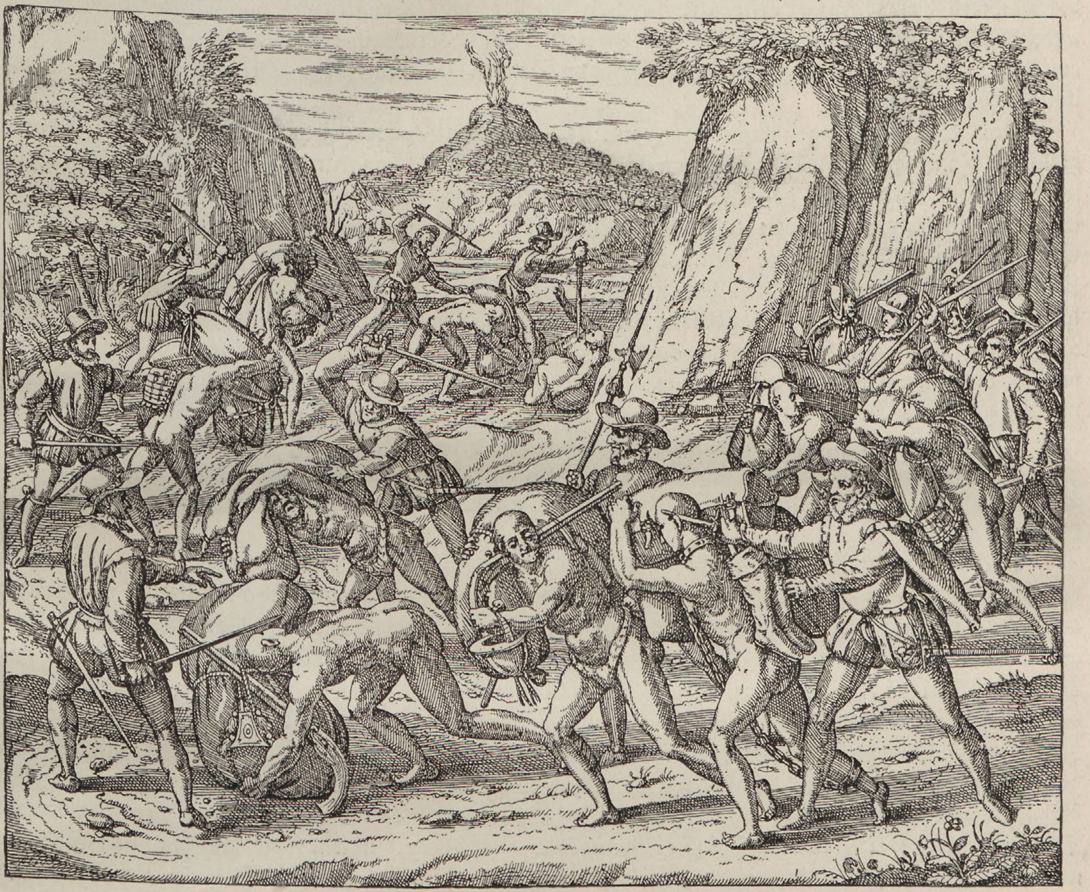
Der ſpaniſchen Regierung ſchien durch ſie die Möglichkeit gegeben, den Portugieſen den Gewürzhandel zu entreißen und den Schiffsverkehr in eine neue Bahn zu lenken. Karl V. ließ in La Coruña ein Haus des Gewürzhandels begründen. Wie von Liſſabon ſollten von dort her jährliche Handelsflotten nach den Gewürzländern ſegeln. Um das Unternehmen groß zu geſtalten, durften daran nicht bloß ſpaniſche, ſondern auch die außer-ſpaniſchen Untertanen des Habsburgers teilnehmen. Selbſt an den Rat von Lübeck hat er geſchrieben. So halfen denn aller Herren Länder bei der Ausrüſtung der nächſten Flotte, die 1526 unter Loaiſa auslief. Sie erreichte zwar die Molukken, erlag aber der Feindſchaft der Eingeborenen. Ein zweites Geſchwader befehligte Sebaſtian Cabot. Er hoffte eine kürzere Durchfahrt zu finden, glaubte ſie in der Waſſermaſſe des La Plata-Stromes zu erkennen und kehrte heim mit wenigen Begleitern, enttäuſcht, als gebrochener Mann.

Hiermit gingen die Unternehmungen dieſer Richtung zu Ende. Andere Sorgen bedrängten den Herrſcher, und Amerika begann inzwiſchen zu bieten, was man in Indien geſucht hatte.

Aber ſtaatsrechtlich konnten die Dinge nicht bleiben, wie ſie waren, ſeitdem die Portugieſen ſich in Braſilien, alſo im ſpaniſchen Machtbereiche, und die Spanier ſich auf den Philippinen und Molukken, alſo in der portugieſiſchen Sphäre, feſtgeſetzt hatten. Wohl hatte der Vertrag von Tordeſillas aus dem Jahre 1494 verſucht, eine Grenzlinie zwiſchen beiden Völkern durch den 55. Längengrad zu ziehen, aber ſie war an ſich ungeſchickt gewählt und durch die Macht der Tatſachen zerſtört. Um eine Verbeſſerung der Beſtimmungen zu bewirken, trat 1524 ein Ausſchuß in Badajoz zuſammen, aus deſſen langwierigen Beratungen 1529 der Vertrag von Saragoſſa hervorging. Durch ihn wurde die Grenze 297 Leguas öſtlich von den Molukken gelegt, alſo etwa in der Linie des 143. Meridians ö. L. Die hart umſtrittenen Molukken fielen ſomit an Portugal. Doch wegen der geringen Ortskenntnis kam es auch noch in Zukunft zu vielerlei Zerwürfniſſen um die Inſeln der Südſee. Erſt nach 1570 konnte Legaſpi die ſpaniſche Herrſchaft auf Manila feſt begründen. Bald darauf vereinigte Philipp II. die Kronen Spaniens und Portugals, wobei freilich die Kolonialverwaltungen beider Länder ziemlich getrennt blieben. Der Herrſcher durfte ſagen: „Ich heiße der reichſte Mann in der getauften Welt, die Sonne geht in meinem Reiche nicht unter;“ — und gerade um dieſe Zeit erſchienen furchtbare Nebenbuhler: die Holländer und die Engländer.

4. Die Kolonialländer.

Als Kolumbus ſtarb, waren den Spaniern die großen, die meiſten kleinen Antillen, der Bahamas-Archipel und ein Teil der Umrahmung des mittelamerikaniſchen Randmeeres bekannt. Nur an einer Stelle drangen ſie tiefer ein in das Innere des Landes und zwar gerade an ſeiner ſchmalſten Stelle. Hier hatte Balboa das Weſtufer des ungeheuren Erdteils gefunden, von S. Maria del Antigua kommend, der älteſten Dauerniederlaſſung des Feſtlandes. Seit dem Jahre 1519 entſtand am perlenreichen Meerbuſen des Stillen Ozeans die Stadt Panama, wohin wenige Jahre ſpäter auch der Sitz der Provinz Caſtilla del Oro verlegt wurde. Damit geſtaltete Panama ſich zum Ausgangs- und Stützpunkt für das Entdeckungs- und Eroberungsweſen des ſüdlichen Mittel- und des weſtlichen Südamerika. Ein zweiter war Cuba. Von Cuba aus wurden die Küſten Yukatans, Mexikos und des ſüdlichen Nordamerika befahren und, ſoweit es ging, unterworfen. Alsbald entwickelte ſich die Stadt Mexiko zu einem dritten Machtzentrum, das ſich ſüdwärts den benachbarten Gebieten, namentlich Honduras und Guatemala, nordwärts dem weſtlichen Nordamerika und der Halbinſel Niederkalifornien zuwandte. Etwas hintan blieb San Domingo, von wo das Auge hauptſächlich auf die kleinen Antillen und die Nordküſte Südamerikas blickte. Noch immer hoffte man, irgendwo in der neuen Ländermaſſe eine Lücke zu finden, die vom Oſt- in das Weſtmeer führe. Erſt vieler Anſtrengungen und Enttäuſchungen hat es bedurft, um den wahren Sachverhalt zu erkennen.



Mißhandlung von Indianern durch die Spanier. Aus „Americae partes“, Frankfurt 1590.

Die Hauptzukunft lag in dem vorgeſchobenen Panama. Von hier aus ſetzten ſich die Spanier in Coſtarica feſt, wo 1522 zu Cartago der erſte ſpaniſche Gouverneur einzog. Ein

Jahr früher hatten die Häuptlinge Nicoya und Nicaragua die Taufe empfangen und die ſpaniſche Oberhoheit anerkannt, was zur Errichtung der Städte Granada und Leon führte. Immer weiter drang man ein, bis Mittelamerika völlig ſpaniſch geworden war. Auch Pizarro ſammelte ſeine Streitkräfte zur Eroberung Perus in Panama. 1533 wurde Cuzco beſetzt, 1534 Quito, 1535 Lima gegründet, 1535 und 1536 Chile bis Coquimbo und 1539 das Hochland von Bolivia unterworfen. Die Peruaner beſaßen nicht die Kraft, das fremde Joch abzuſchütteln; der letzte Inka endete 1571 als Knabe durch die Hand des Henkers. Inzwiſchen war Chile nach ſchwerem und langem Widerſtande der tapferen Araukarier durch Valdivia 1540 bis 1553 bis zur jetzigen Stadt Valdivia bezwungen, und 1558 gelangten die Spanier ſüdlich bis Oſorno. Chile wurde eine Provinz, die auch auf den öſtlichen Abhang der Cordilleren übergriff. Als weitere Provinz entſtand weſtlich Tucuman, die ſich unbeſtimmt in die Gebiete des Parana erſtreckte. Schon vorher war Benalcazar von Quito nach Norden aufgebrochen und hatte die Provinz Popayan mit der Hauptſtadt gleichen Namens (1537) errichtet, um dann im Hochlande des jetzigen Bogotà zu erſcheinen. Hier aber war ein anderer ihm zuvorgekommen.

Von San Domingo hatte man um 1520 die Ortſchaft Santa Marta für eine Provinz gleichen Namens und öſtlich davon Coro für Venezuela gegründet, wozu ſich 1533 weiter weſtlich noch Cartagena geſellte. Die Sage berichtete von unermeßlich reichen Goldländern im ſüdlichen Innern des Erdteils, natürlich falſch; dagegen befand ſich im Hochlande des jetzigen Columbia ein theokratiſcher Bundesſtaat der Muyskas oder Chibchas. Es war das zweite Kulturreich Südamerikas, wohlhabend und mit großen Hilfsmitteln ausgeſtattet. Hierhin gelangte von Norden, dem Magdalenenſtrom folgend, Queſada mit noch nicht 200 Mann. Und vor dieſer Handvoll Fremder brach die einheimiſche Macht ebenſo wehrlos zuſammen, wie vorher diejenige Mexikos und Perus. Das Land wurde zur Provinz Neu-Granada gemacht, mit Bogotà als Hauptſtadt und Queſada als erſtem Gouverneur.

Frühzeitige Verſuche auf Florida und Umgegend, von Cuba aus, ſcheiterten. Eine längere Zeit der Abſpannung folgte, ſo daß die Spanier dort erſt 1565 durch die Gründung von St. Auguſtine feſten Fuß zu faſſen begannen, nachdem ihnen die Franzoſen ins Gehege gekommen waren.

Auch die Oſtſeite Südamerikas gelangte in den ſpaniſchen Intereſſenkreis, freilich nur die der La Plategebiete, welche Solis und Sebaſtian Cabot bekannt gemacht hatten. Erwartend, daß der La Plata eine bequeme Verbindung mit den Hinterländern der Cordilleren ermögliche, gründete man 1535 Buenos Aires, das ſich freilich zunächſt nicht zu behaupten vermochte. Den Fluß hinauf fahrend, errichtete Irala 1536 die Stadt Aſuncion. Sie iſt der Ausgangspunkt der ſpaniſchen Südoſtkoloniſation geworden, beſiedelte das Gebiet, welches nach dem Fluſſe den Namen Paraguay erhielt, und legte befeſtigte Landungsplätze an zur Verbindung mit dem Atlantiſchen Ozean. 1580 wurde Buenos Aires als Mündungshafen erneuert. Eine eigentümliche Blüte erlangte Paraguay ſeit 1609 durch den Jeſuitenorden, der dort einen Prieſterſtaat auf theokratiſch-ſozialer Grundlage ausbildete, worin von Weißen nur Jeſuiten geduldet, ſonſt alle anderen ausgeſchloſſen waren. Im Jahre 1620 iſt dann La Plata von Paraguay als Verwaltungsbezirk getrennt worden.

Um 1600 erſtreckte ſich die ſpaniſche Herrſchaft von der Küſte Floridas in Nordamerika über Mexiko, Mittelamerika und die Antillen in breitem Streifen längs des Küſten- und Hochlands der Cordilleren bis Oſorno, in Venezuela und im Stromgebiete des La Plata ſich ſtark nach Oſten ſchiebend. Es zerfiel in zwei Vizekönigreiche: in Neuſpanien und Peru. Zu jenem gehörten ſeit 1590 auch die Philippinen und Marianen, welche Magelhaens entdeckt hatte. Bei der Unſicherheit geographiſcher Berechnungskunſt erſchien es anfangs zweifelhaft, ob dieſe Inſelgruppen zum ſpaniſchen oder zum portugieſiſchen Machtbereiche gehörten. Karl V. ließ die Frage offen, Philipp II. aber ſandte eine Flotte, welche den weſtlichen Weg einſchlug. In achtjährigem Kampfe, von 1565 bis 1573, unterwarfen die Spanier die Eingeborenen, welche ſich nur im Innern von Mindanao ihrer erwehrten.

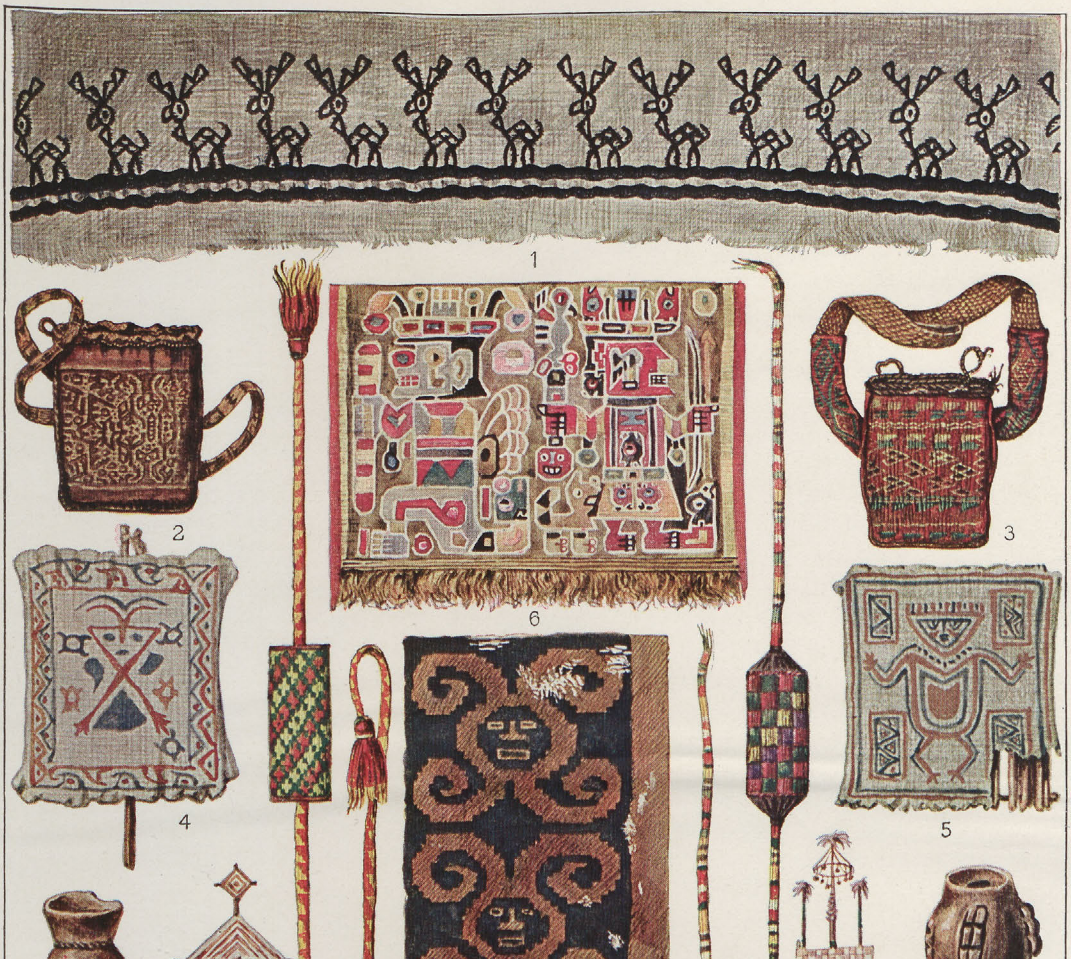
Die politiſche und wirtſchaftliche Verbindung der aſiatiſchen Inſeln mit Amerika widerſprach ihrer geographiſchen Lage.

Erklärung zur Tafel „Peruaniſche Altertümer"*)

Nr. 1.	Borte eines kleinen Baumwolltuches mit eingewebten Hirſch-Ornamenten.
Nr. 2-3.	Umhängetaſchen aus dicken, reich gemuſterten Wollſtoffen mit ſtiliſierten Menſchen- und Tiergeſtalten an einem um die Schulter zu legenden Tragbande.
Nr. 4-5.	Bemalte Grabtafeln, wie ſie in faſt allen peruaniſchen Gräbern neben der Mumie gefunden werden. Sie beſtehen aus einem von Rohrſtäben gebildeten Geſtell, das mit Baumwollſtoff überſpannt iſt. Auf der Baumwollbeſpannung findet ſich meiſt eine ſtiliſierte menſchliche Figur, von der man jedoch nicht weiß, ob ſie eine Darſtellung des Toten geben, der Verſcheuchung böſer Geiſter dienen oder nur Zierde des Grabes bilden ſoll.
Nr. 6.	Prachtgewand einer Mumie in Gobelin-Charakter. Die Zeichnung ſtellt eine ſitzende und eine ſtehende Figur mit verſchiedenen Attributen und Ornamenten dar.
Nr. 7.	Stück eines groß ornamentierten Gewandſtoffes aus Wolle mit diagonaler Fadenlage, dem heutigen Köper entſprechend; die Zeichnung des Geſichtes mit den ſpiralförmigen Anſätzen iſt in dem braunen Holzſtoff dadurch ausgeſpart, daß der Grund mit grüner Farbe gedeckt wurde.
Nr. 8-9.	Wollene, reich ornamentierte Kopfbinden. Dieſelben waren bei den alten Peruanern außerordentlich beliebt und wurden auch den Verſtorbenen mit ins Grab gegeben. Der mittlere breite Teil diente als Schmuck für die Stirn, die bandartigen Fortſätze zum Feſthalten der langen Haare.
Nr. 10-11.	Grabtafeln aus Schilfrohrſtäbchen, die mit bunten Fäden überſponnen ſind, und den Mumien als Ausſchmückungs-Gegenſtände beigegeben wurden.
Nr. 12-13.	Kleine urnenartige Tongefäße, die vielleicht als Kinderſpielzeug gedient haben mögen.
Nr. 14-15.	Kleine ſchalenförmige, aus Ton gefertigte Gefäße, von menſchlichen Figuren, die als Griff dienen, gehalten. Letztere zeigen eine unverkennbar humoriſtiſche Auffaſſung.
Nr. 16.	Arbeitskörbchen, aus Riedgras geflochten, zur Aufnahme von Spindeln, Baumwolle, Garn und Zeugſtücken. Solche und ähnliche Körbchen und Webegeräte ſind zahlreich in altperuaniſchen Gräbern als Totenbeigabe gefunden worden.
Nr. 17.	Buntgefranzte Gobelinborte eines gewebten Baumwolltuches mit einem nicht recht zu deutenden ſtiliſierten Tier.

---

*) Zuſammengeſtellt nach: Das Totenfeld von Ancon in Peru. Ein Beitrag zur Kenntnis der Kultur und Induſtrie des Inkareiches nach den Ergebniſſen eigener Ausgrabungen von W. Reiß und A. Stübel mit Unterſtützung der Generalverwaltung der Königlichen Muſeen zu Berlin. 3 Bände. Verlag von A. Aſher & Co. 1880-1887.

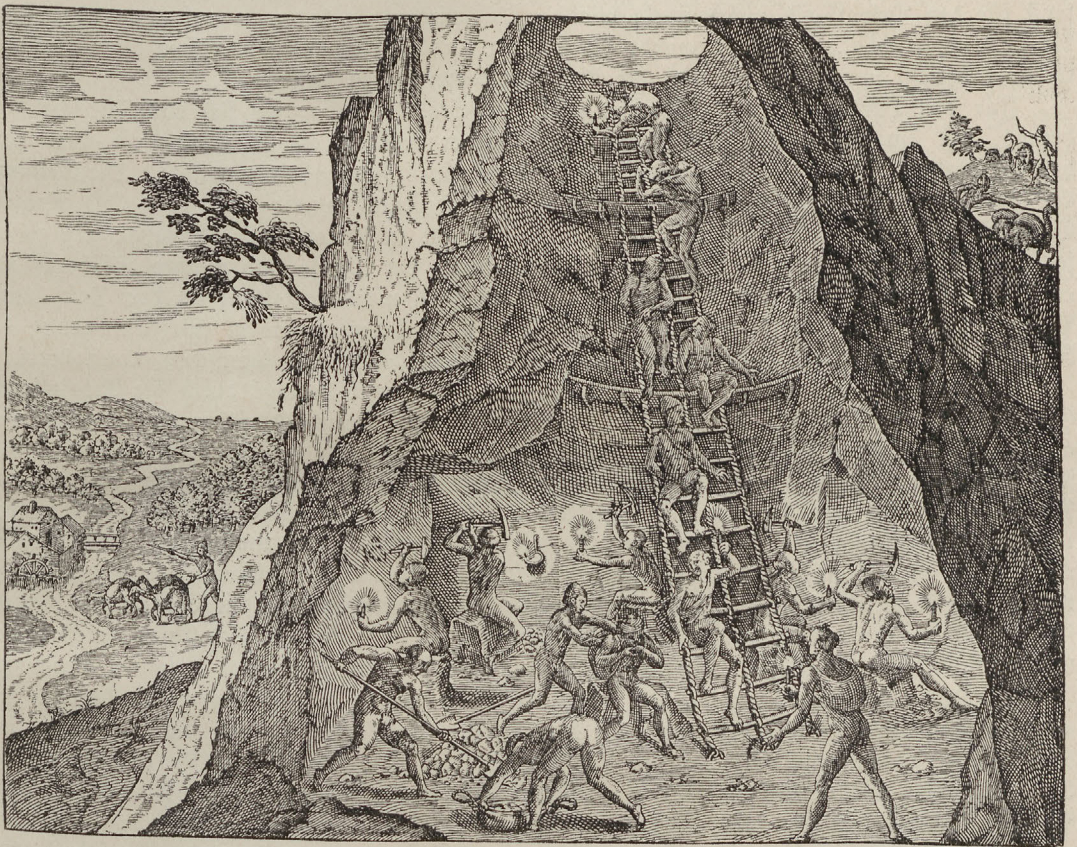

1
2
3
6
4
5
8
7
9
12
10
13
11
14
16
15
17

Peruaniſche Altertümer
aus der Zeit der Inka

Stadt-
bücherei
Elbing

5. Das Kolonialweſen.

Fragen wir: Was hat Spanien bis zum Ende des 16. Jahrhunderts als koloniale Vormacht geleiſtet? An eifriger Beteiligung fehlte es nicht: der Hang zu ritterlichen Abenteuern, der im Blut der Nachkommen der Maurenkämpfer lag, betätigte ſich in hohem Maße, die Abwanderung in die Kolonien war bedeutend, um 1574 ſollen gegen 150000 Spanier in der Neuen Welt gelebt haben. Aber was ſich hier entwickelte, war doch nur, wie ein Forſcher es genannt hat, eine alte Geſellſchaft in einem neuen Erdteil. Die Spanier brachten in das jungfräuliche Land die Schwächen ihrer einheimiſchen Kultur: zumal das noch aus den Römerzeiten her beſtehende Übergewicht der Stadt über das Bauerntum. Sie wollten nur die Natur ausrauben und möglichſt raſch reich werden, um mit den erworbenen Schätzen nach Europa zurückzukehren, ſich nicht durch langſame, zielbewußte Arbeit den Boden Amerikas dienſtbar machen und eine neue Heimat begründen. Allein Cortez hat eigentlich die dauernde wirtſchaftliche Aufſchließung ſeiner Eroberung im Auge gehabt. Die maſſenhaft herbeiſtrömenden ſpaniſchen Edelleute überließen den Ackerbau, die Anlage von Farmen gewöhnlich den Miſſionaren. Der Klerus witterte hier ſofort ein weites Feld für ſeine Anſprüche, für ſein Verlangen nach Macht, das ſich im ganzen Mittelalter auf den Erwerb von Grund und Boden gerichtet hatte. Die Miſſionen blühten in Amerika. Der Jeſuitenſtaat Paraguay bildet einen ſprechenden Beweis für das Können der geiſtlichen Orden. Ein gewiſſes materielles Wohlbefinden der Einwohner wurde aufgewogen durch gänzlichen Mangel an Selbſtändigkeit. Jede eigene Regung wurde hart unterdrückt. Geiſtige Verödung iſt noch heute das Los dieſer Gebiete.



Indianiſches Goldbergwerk. Aus „Americae partes“ Frankfurt 1590.

Schon früh entwickelte ſich in Weſtindien und Neuſpanien eine Feindſchaft zwiſchen den Kronbeamten und den Offizieren, zwiſchen Militär und Zivil. Die Beamten wurden grundſätzlich nicht aus der Kreolenbevölkerung genommen, aus den Pflanzerfamilien, die ſich im Laufe der Zeit hier gebildet hatten, ſondern ſamt und ſonders aus dem Mutterlande hinübergeſchickt. So kannten ſie die Bedürfniſſe, die Verhältniſſe nicht und hatten vor allem das Beſtreben, den Kreolen ihre Macht zu zeigen. Aber koloniale Entwickelung ohne Selbſtverwaltung iſt auf die Dauer undenkbar. Das Bevormundungsweſen ertötete bei der einheimiſchen Bevölkerung den Sinn für das Gemeinwohl. Jeder dachte nur an ſich und ſeinen Vorteil. Von der Durchführung volkstümlicher Einrichtungen war keine Rede. Ein Mittelſtand kam nicht auf. Es gab bald nur Reiche und Sklaven. Wem es einigermaßen gut ging, der bemühte ſich, den Señor zu ſpielen. Kirchen und Klöſter ſchoſſen wie Pilze aus der Erde und bemächtigten ſich rieſiger Gebiete, auf denen ſie die Bewohner wie Knechte hielten. Im Jahre 1640 richtete die Stadt Mexiko eine Bittſchrift an den König von Spanien, der Toten Hand kein Land mehr zu ſchenken, da ſonſt für den Privatbeſitz nichts übrig bliebe. Das Kirchengut hat man auf etwa 80 Prozent des Bodens geſchätzt. Fremden wurde der Eintritt und Aufenthalt nach Kräften erſchwert: man wollte möglichſt unter ſich ſein und die Peſt der Ketzerei fern wiſſen.

Für den Handel mit den Kolonien beſaß die Stadt Sevilla, wo ſich das Indiſche Amt befand, faſt ein Monopol. Ihre männlichen Bürger weilten oft ſo maſſenhaft über See, daß die Stadt auf auswärtige Reiſende den Eindruck eines Frauenheims machte. Die Gewinne der Handelsgeſellſchaften waren ſehr hoch — durchſchnittlich wurde mit 100—300 Prozent Verdienſt gearbeitet; aber mit welchen Mitteln! Statt in Europa neue Abſatzgebiete zu erſchließen, beſchränkte man die Einfuhr zur Hochhaltung der Preiſe und machte alljährlich nur eine Amerikafahrt. So konnte ſich der Überſeehandel nicht entfalten; in der Zeit ſeiner Blüte ſoll er ſich auf nicht mehr als 27500 Tons p. a. belaufen haben. Verkümmerung der Kolonien und gewaltiger Schmuggel wurden zum Krebsſchaden der ſpaniſchen Kauffahrtei.

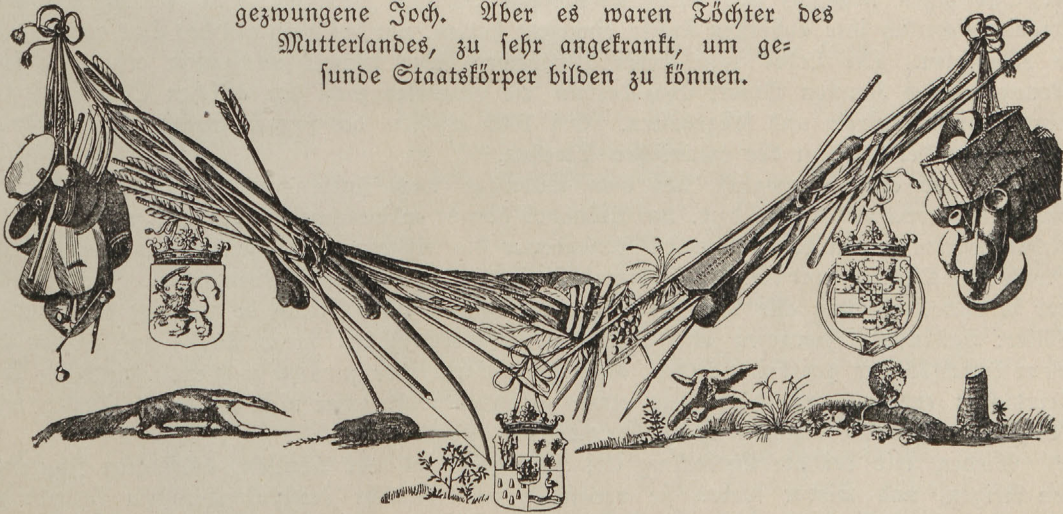
Als anderes Übel erwies ſich der Sklavenhandel. Er war bedingt durch die Arbeitsſcheu, Grauſamkeit und Habſucht der Spanier, welche die eingeborene Bevölkerung ſo raſch verminderten, daß ſchon ſeit 1510 die Zufuhr fremder Arbeitskräfte zu einem einträglichen Geſchäfte wurde. Anfangs wüteten die Sklavenjäger auf den kleinen Antillen und an der Floridaküſte, dann erſtreckten ſie ihre Tätigkeit auf die ſüdamerikaniſche Nordküſte und weiter. Um der Ausrottung der eingeborenen Bevölkerung vorzubeugen, mußte die Staatsgewalt einſchreiten, ohne freilich viel zu erreichen. Weit wichtiger als der Indianer- wurde der Negerhandel. Er hatte ſeinen Urſprung im portugieſiſchen Kolonialgebiete, wo die Einfuhr von Negern ſchon 1460 aus Guinea begann. Großen Umfang erhielt er dann, als Las Caſas aus Gründen der Menſchlichkeit ein Verbot der Eingeborenenarbeit in den ſpaniſchen Kolonien durchſetzte (1517). Den neuen Erwerbszweig griffen zumal die Genueſen auf, wogegen die Spanier ſich an dem ſchamloſen Handel faſt gar nicht beteiligten. Wohl aber fanden die Engländer ihn bald als ſo gewinnbringend, daß ſie ſich im Frieden von Utrecht (1713) das Recht des Sklavenhandels ausdrücklich von den europäiſchen Mächten beſtätigen ließen. Manche engliſche Patrizierfamilie, die gern als Muſter vornehmer Denkweiſe und Lebensführung erſcheint, verdankt die Grundlage ihres Vermögens den in ihrem Auftrag unternommenen Menſchenjagden und dem Vertrieb der ſchwarzen Ware.

Hauptgegenſtand der Ausbeutung der ſpaniſchen Kolonien blieben die Edelmetalle. Ihnen vor allem galten die Züge der Konquiſtadoren, um ihretwillen ertrug man die ſchrecklichſten Gefahren zu Land und zur See. Sehr bald legte denn auch die Krone ihre Hand auf dieſen Zweig der Erzeugniſſe und erklärte ihn für königliches Monopol. Die Goldgewinnung blieb freilich hinter den hochgeſpannten Erwartungen zurück und erloſch binnen kurzem. Als außerordentlich ergiebig hingegen erwieſen ſich die Silberbergwerke, beſonders die Minen von Potoſi. Wieviel Silber nach Europa im 16. Jahrhundert gefloſſen, läßt ſich nur ſehr ungenau angeben. Ein deutſcher Nationalökonom berechnet die Menge des amerikaniſchen Edelmetallertrages zwiſchen 1521 und 1560 auf über 75 Millionen Mark nach heutigem Gelde, ſpaniſche Gelehrte erklären das für übertrieben und ſchätzen die Kroneinnahmen in der Zeit von 1509 bis 1555 auf nicht mehr als 17 bis 18 Millionen Mark. Jedenfalls hat Spanien nur wenig Segen davon gehabt, denn das Geld wurde meiſt für militäriſche Zwecke ausgegeben und nicht nutzbringend angelegt, nicht zur Entwickelung der wirtſchaftlichen

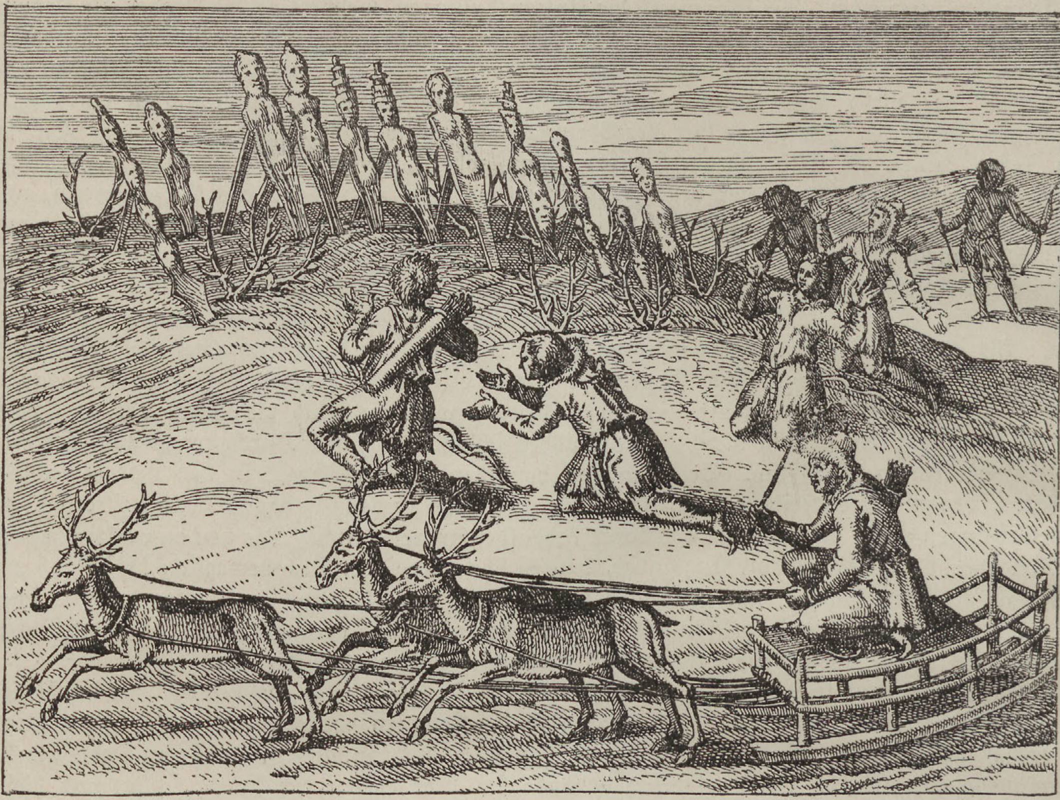
Hilfsquellen verwendet. Im Gegenteil, die Unternehmungen, welche einſt die Araber zur Hebung der Landwirtſchaft in Spanien angelegt hatten, verfielen immer mehr, und das Kavaliertum machte ſich breit auf Koſten des guten alten Bauernſtandes, wie es Lope de Vega im „Alkalden von Zalamea" dargeſtellt hat. Ebenſowenig brachte es das ſpaniſche Mutterland zu einer ſelbſtändigen Induſtrie. Die ganze Art der Edelmetalleinfuhr war ſo verfehlt wie möglich. Einmal im Jahre kamen die Silberflotten herüber: dann gab es für einen Augenblick gewaltige Bewegung, jeder ſuchte von der begehrten Fracht Gewinn zu ziehen, das Geld zerrann, und den Reſt des Jahres lag das wirtſchaftliche Leben ſtill in Erwartung der nächſten Landung.

Das ausländiſche Edelmetall hat überhaupt verderblich gewirkt. In Spanien ſtiegen die Preiſe ins Ungeheure und hielten ſich auf ihrer Höhe, als das amerikaniſche Silber längſt ausgegeben war. Statt des Überfluſſes trat Kaufunfähigkeit, Rückgang des Handels und Verarmung ein. Bis weit nach Mitteleuropa machten ſich die Folgen dieſer Umwälzung der Geldverhältniſſe bemerkbar. Auch in Deutſchland ſtiegen die Preiſe infolge der Wertverminderung des Silbers raſcher als die Löhne. Kaufleute und Handarbeiter trugen natürlich die Koſten des wirtſchaftlichen Kampfes; die großen Reichsſtädte Süddeutſchlands, die den Durchgangshandel verloren hatten, verarmten allmählich. Selbſt in den deutſchen Bauernkriegen, in den Leiden der Geplagten, denen der Getreideverkauf nicht mehr den Zins an den Gutsherrn deckte, zitterten jene Umwälzungen nach, die die Konquiſtadoren heraufbeſchworen hatten. Die neu emporkommenden Völker aber, die Holländer und Engländer, bauten ſchnellſegelnde, leichtbewegliche, für Raub und Überfall geeignete Schiffe, mit denen ſie die ſchwerfälligen, dickbäuchigen Käſten der ſpaniſchen Armada auf offener See angriffen und ihrer koſtbaren Ladung beraubten, um ſie in die kühlere Heimat zu führen wo ſie zur Erſchließung nationaler Hilfsquellen dienten.

Faſſen wir das ſpaniſche Kolonialweſen kurz zuſammen: Im Beſitze der unermeßlichen Schätze von Mexiko und Peru iſt Spanien, ſind die Kolonien verarmt und verkommen. Statt wirtſchaftlich zu leiſten, ſtatt wechſelſeitig zu gewähren und zu nützen, wurde nur genommen, nur ausgeſogen, wurde ein Raubweſen gehandhabt. Der Segen der Arbeit fehlte, und dieſer Mangel gedieh zum Fluche. Die Eingewanderten verſchmolzen nicht mit den Eingeborenen, ſondern blieben eine hochmütige, habgierige Herrſcherkaſte, welche die übrigen Klaſſen bedrückte und erdrückte. Überall Zwang, Mißtrauen, Bevormundung und Unnatur: nichts, weder Handel, noch Gewerbe, noch Ackerbau vermochten ſich zu entfalten. Vergebens ſteuerte alljährlich die Silberflotte nach dem Mutterlande: ſie brachte Geld, aber kein Glück. Das Geld wurde vergeudet, die Preiſe geſteigert, das Volk der Arbeit entwöhnt. Säten die Spanier Verachtung, ſo ernteten ſie Haß. Schließlich erhoben ſich die Kolonien in jahrhundertaltem Zorne gegen ihre Peiniger und zertrümmerten das aufgezwungene Joch. Aber es waren Töchter des Mutterlandes, zu ſehr angekrankt, um geſunde Staatskörper bilden zu können.



Titelverzierung von C. Barlaei. „Rerum per octennium in Brasilia etc." Amſterdam 1647.



Aus „Wahrhafftige hiſtoriſche Beſchreibung". Frankfurt a. M. 1613.

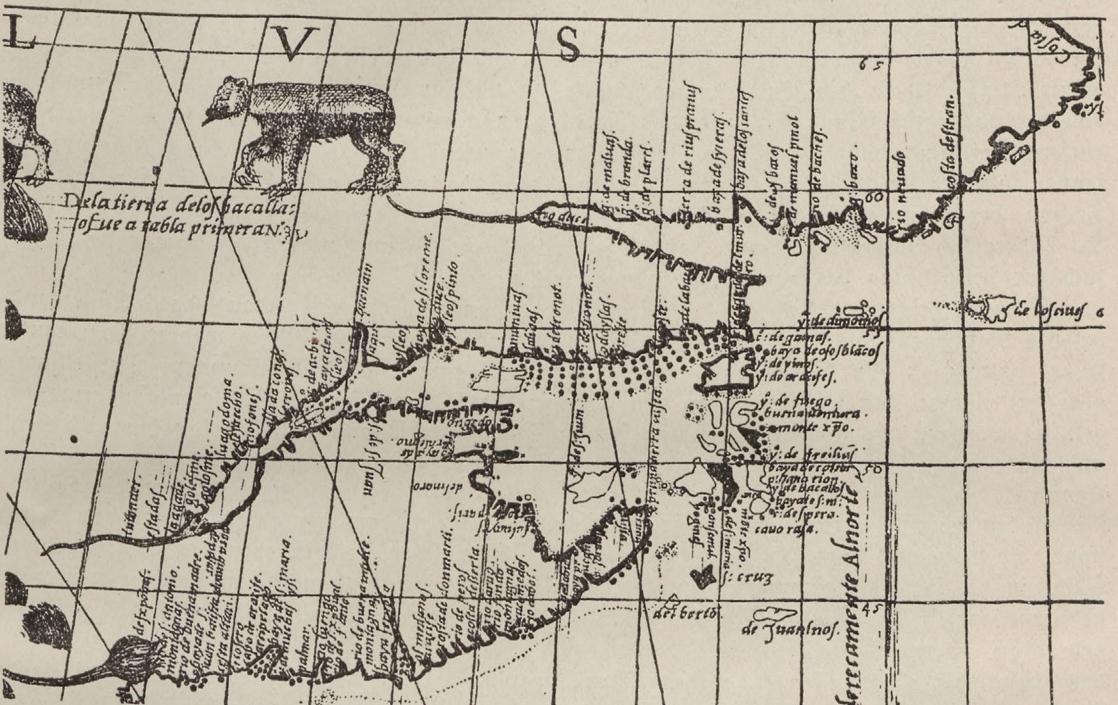
6. Die Entdeckungen im Norden

Die erſtaunlichen Erfolge der iberiſchen Völker erregten bald die Aufmerkſamkeit der nördlichen Nationen, neben dem Wunſche, am Gewinne teilzunehmen. Eine Mitbenutzung der Südſtraßen ließ ſich nur durch langwierige Kämpfe erringen, weil Portugieſen und Spanier ſicherlich ihre äußerſten Kräfte eingeſetzt hätten, um das Monopol des Spezereihandels zu behaupten. Die Lehre vom freien Wettbewerb war damals noch nicht erfunden; das Monopol, nach Houſton Stuart Chamberlain die Grundſehnſucht der ariſchen Stammesſeele, wurde überall erſtrebt und feſtgehalten. Erſt 1609 erſchien des jungen Grotius umwälzende Schrift von der Freiheit der ozeaniſchen Straßen.

Aber es erſchien möglich, daß dem Südwege nach Indien und Amerika ein Nordweg um Europa und Aſien, bzw. um Grönland herum entſprechen könnte; und zur Benutzung ſolcher Bahnen waren die Nationen Mitteleuropas die näheren. Man hatte dann ſeine eigene Straße nach Oſtindien und dem Pacific, unabhängig von Spaniern und Portugieſen. Der Gedanke war ſo verlockend, daß alle drei für die neue Richtung hauptſächlich in Betracht kommenden Völker: Holländer, Franzoſen und Engländer, ja neben ihnen ſogar Ruſſen und Dänen an ſeiner Durchführung gearbeitet haben, nicht gemeinſam, aber zunächſt auch nicht feindlich. Die Feindſchaft entſtand erſt ſpäter, als etwas gefunden war, zwar nicht Gewürze, Perlen und Edelgeſtein, ſondern wertvolle Walfiſchgründe und Pelztiergebiete.

Wieder, wie bei der Entdeckung des Kapweges und der Antillen, eröffneten Italiener den Reigen, und wieder waren ſie verurteilt, nicht für ihr Land, ſondern für Fremde zu arbeiten. Zunächſt ſtellten die beiden Cabot ihr nautiſches Geſchick und ein vielleicht noch größeres Werbetalent in den Dienſt der neuen Aufgabe. Der Name der Familie klingt engliſch, allein es liegt nur eine Angliſierung des urſprünglichen italieniſchen Namens vor.

Giovanni Gabotto aus Genua war 1490 Bürger von Briſtol geworden, damals der zweitbevölkertſten Stadt Britanniens, die dem iberiſchen Süden ſeine Hauptfaſtenſpeiſe, den beliebten Stockfiſch lieferte. Von hier aus machte er 1496 eine Erkundungsfahrt nach Nordamerika, die ihn, wie neuere Forſcher annehmen, an die Halbinſel Neuſchottland führte. Einer von John Cabots Söhnen: Sebaſtian, ſetzte des Vaters Beſtrebungen fort und arbeitete ein langes aufregendes Leben hindurch an einer Umſegelung des Kontinentes. Er war ein unruhiger Kopf, mehr Plänemacher als Entdecker, ein geographiſcher Landsknecht, der, an Kolumbus erinnernd, England, Spanien und Venedig in Bewegung zu ſetzen ſuchte. Der gewiegteſte Kenner jener Zeit, der in Paris lebende Amerikaner Hariſſe, hat ihm kein allzu günſtiges Zeugnis ausgeſtellt. Sowohl nach Nord- wie auch nach Südamerika unternahm er Vorſtöße, doch die Durchfahrt nach Indien fand er begreiflicherweiſe nicht. Im Jahre 1557 geſtorben, durfte er immerhin das Verdienſt für ſich beanſpruchen, den Eifer für Fernfahrten in Ländern belebt zu haben, welche ſich gegen ſie bisher kühl verhalten hatten.



Bruchſtück aus Sebaſtian Cabots Karte vom Jahre 1544.

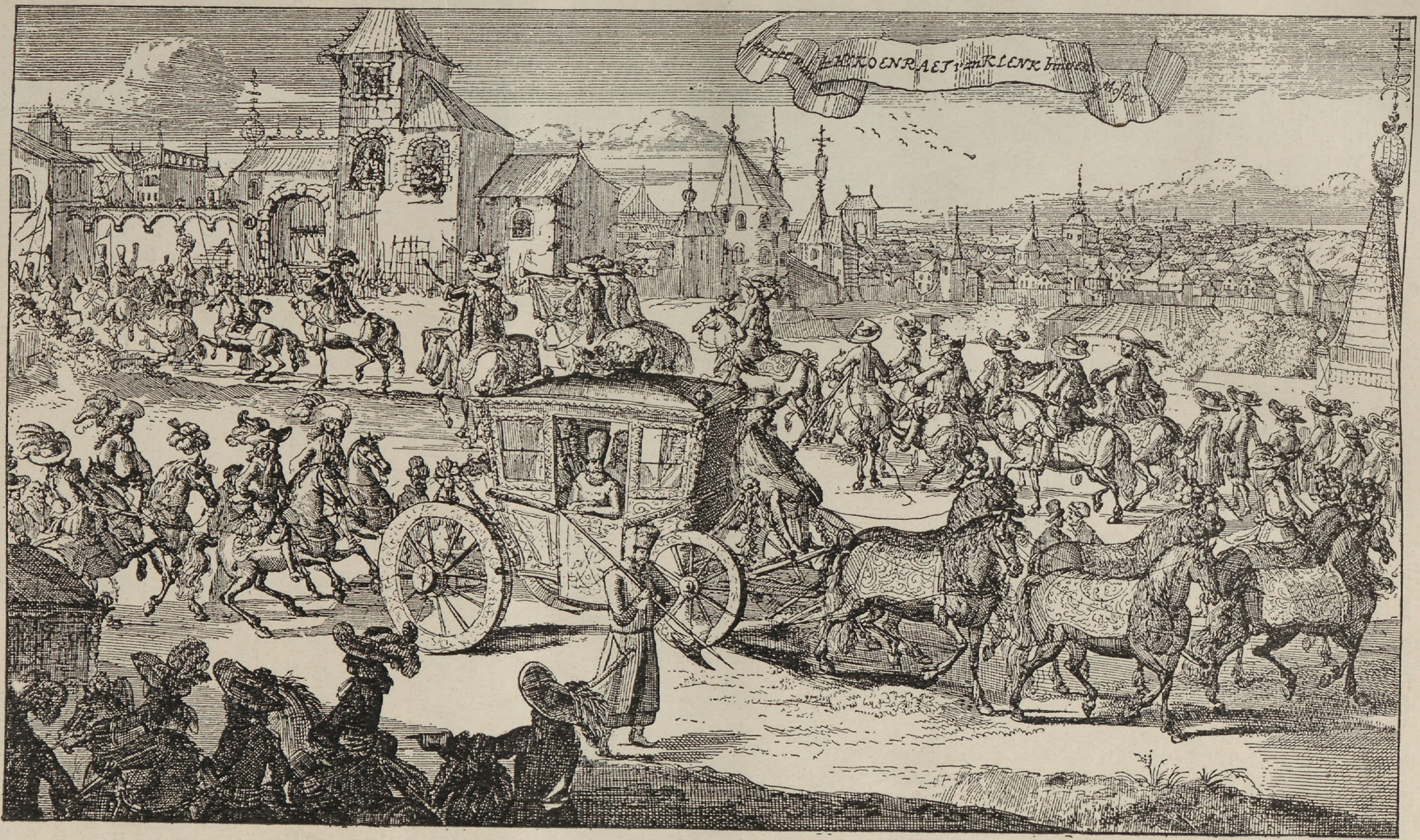
Ernſtere Leiſtungen vollbrachte der Florentiner Giovanni da Verrazzano, den König Franz I. von Frankreich in ſeine Dienſte nahm. Ihm iſt die erſte ſorgfältige Küſtenaufnahme im atlantiſchen Nordamerika zu danken, und als geſchulter Beobachter hat er auch ſonſt die Erdkunde mit richtigen Wahrnehmungen bereichert. So darf man auf ihn die früheſte klare Erkenntnis des oft ſo ſtark in die Erſcheinung tretenden Gegenſatzes zwiſchen ſolarem und phyſiſchem Klima zurückführen. Seine Küſtenfahrt fällt in das dritte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts; 1528 ſoll er in Braſilien geſtorben ſein. Die augenfälligſte ſeiner Entdeckungen war die Feſtſtellung der Inſelnatur Neufundlands.

Dorthin brach im Jahre 1534 Jean Cartier aus St. Malo auf, vielleicht urſprünglich nur, um in der ſeinen Landsleuten bereits bekannten Bank dem Gewerbe des Fiſchfanges obzuliegen. Jedenfalls wurde er auf den gewaltigen St. Lorenzſtrom aufmerkſam, umſegelte die vor deſſen Mündung gelegene Inſel Anticoſti und fuhr im Fluſſe ſo weit aufwärts, daß er das Indianerdorf Quebec berühren und ſpäter einen Berg erblicken konnte, den er als den „königlichen" bezeichnete. Da, wo ſich derſelbe erhebt, breitet ſich jetzt die volkreiche Handelsſtadt Montreal (Mont Royal) aus. Als er zwei Jahre ſpäter einen Bericht über ſeine Reiſe erſtattete, erregten ſeine Mitteilungen über das neue Land Kanada, welches bei Verrazzano Neu-Frankreich heißt, das größte Aufſehen, und es wurden ihm Anträge gemacht, die Koloniſation des als franzöſiſches Beſitztum angeſehenen Gebietes durchzuführen. Er ging darauf ein und errichtete 1541 eine Niederlaſſung bei Quebec, die ſich aber nicht halten konnte, denn ſchon 1544 mußte er wieder kommen, um die Anſiedler nach Frankreich heimzubringen. Zunächſt alſo ſchien Cartier keinen Erfolg zu zeitigen, aber er hat doch den ſpäteren, mehr vom Glücke begünſtigten Abſichten der Franzoſen auf das Land am Sanct Lorenz vorgearbeitet, und die Geographie durfte das Gerücht verzeichnen, daß dieſer Rieſenſtrom aus einer Kette großer, weit weſtwärts gelegener Binnenſeen ſein Waſſer erhalte.

So viel leuchtete bereits ein, daß es keine leichte Sache ſei, durch eine Weſtfahrt den Weg in den Großen Ozean und weiterhin nach den Gewürzinſeln zu finden. Was aber im Weſten verſagt ſchien, konnte ſich im Oſten bieten. Wieder war es der ruheloſe Sebaſtian Cabot, der dieſen Gedanken unter die Menſchen warf und dadurch den Anſtoß zu einer neuen, hochwichtigen Phaſe der Entdeckungsgeſchichte gab. Man wußte mit einiger Beſtimmtheit, daß der nördlichſte Punkt Europas, das Nordkap, noch etwa zwanzig Grade vom Polarkreiſe entfernt ſei, und daß auch Aſiens Nordſpitze, die man als Kap Tabin (nach Plinius) zu kennen glaubte, nicht allzuhoch im Norden liege, hatte die erſte Autorität für arktiſche Fragen, der gelehrte ſchwediſche Biſchof Olaus Magnus, als ſeine Überzeugung ausgeſprochen. So bildete ſich unter Cabot eine Handelsgeſellſchaft, welche im Jahre 1553 den ernſten Verſuch zur Ausführung des neuen Gedankens machte.

Man bezeichnete ſie als Moskowitiſche Kompagnie, weil man das Küſtenland jenſeits Norwegens als dem ruſſiſchen Zaren untertan betrachtete. Noch wenige Jahrzehnte früher hatte man von dieſem und ſeinem Reiche nur eine höchſt unvollkommene Vorſtellung, aber ſeit einiger Zeit war der über den Steppen des Oſtens liegende Schleier einigermaßen gelüftet worden. Es gingen Geſandtſchaften zwiſchen Deutſchland und Moskau hin und her, und einer dieſer Geſandten, Paul Jovius, hat als der erſte im 15. Jahrhundert etwas beſſere Kenntnis von Land und Leuten in Rußland verbreitet. Weit wichtiger wurden die beiden Reiſen des krainiſchen Edelmanns Sigismund v. Herberſtein, dem der große Vorteil zur Seite ſtand, die ſloweniſche und die deutſche Sprache zu beherrſchen, ſo daß er ſich ohne ſonderliche Mühe in das Ruſſiſche einarbeiten konnte, das allen bisherigen diplomatiſchen Sendlingen fremd geblieben war. Zweimal, 1517 und 1526, iſt er in Moskau geweſen, und ſeine 1549 zu Wien gedruckten „Rerum Moscovitarum Commentarii“ bildeten für mehr als ein halbes Jahrhundert das Hauptwerk alles Wiſſens über den Oſten Europas. Freilich ſchon früher waren Tatſachen, die er ermittelt hatte, in die Öffentlichkeit gedrungen, und ſo vermochten bereits 1518 zwei Gelehrte, der Krakauer Domherr Matthäus Miechow und der Ingolſtädter Profeſſor Johann Eck, der bekannte Theologe, zwei kleine Schriften „De rebus Sarmaticis“ zu veröffentlichen, welche die Landesnatur Nordrußlands in den Hauptzügen zutreffend ſchilderten. Von nun an verſchwand in den Karten der von Weſt nach Oſt verlaufende Gebirgswall der Rhipäen, an welchem die von der Unfehlbarkeit des Altertums durchdrungenen Geographen hartnäckig feſtgehalten hatten, und es wurde bekannt, daß Dnjepr (Boryſthenes) und Don (Tanais) dem Schwarzen Meere zuſtrömen, während die Wolga (Rha oder Etilia) vom Kaſpiſchen aufgenommen wird. Die Flüſſe Meſen und Petſchora erſcheinen ebenſo auf der Karte, wie das als Ural bekannte Mittelgebirge, und ſogar auf der Oſtſeite des letzteren zeigt ſich der große Fluß Ob mit ſeinem Nebenfluſſe Irtyſch. Von erſterem ſtand feſt, daß er in das nördliche Eismeer mündete, und damit war dem Streben der jungen Moskowitiſchen Kompagnie ein erſtes Ziel vorgezeichnet. Den Ausfluß des Ob galt es zu erreichen, um von dort weiter gen Oſten vorzudringen. Im 16. Jahrhundert blieb dieſes Ziel allerdings noch unerreicht und mußte es auch unter den gegebenen Verhältniſſen bleiben.

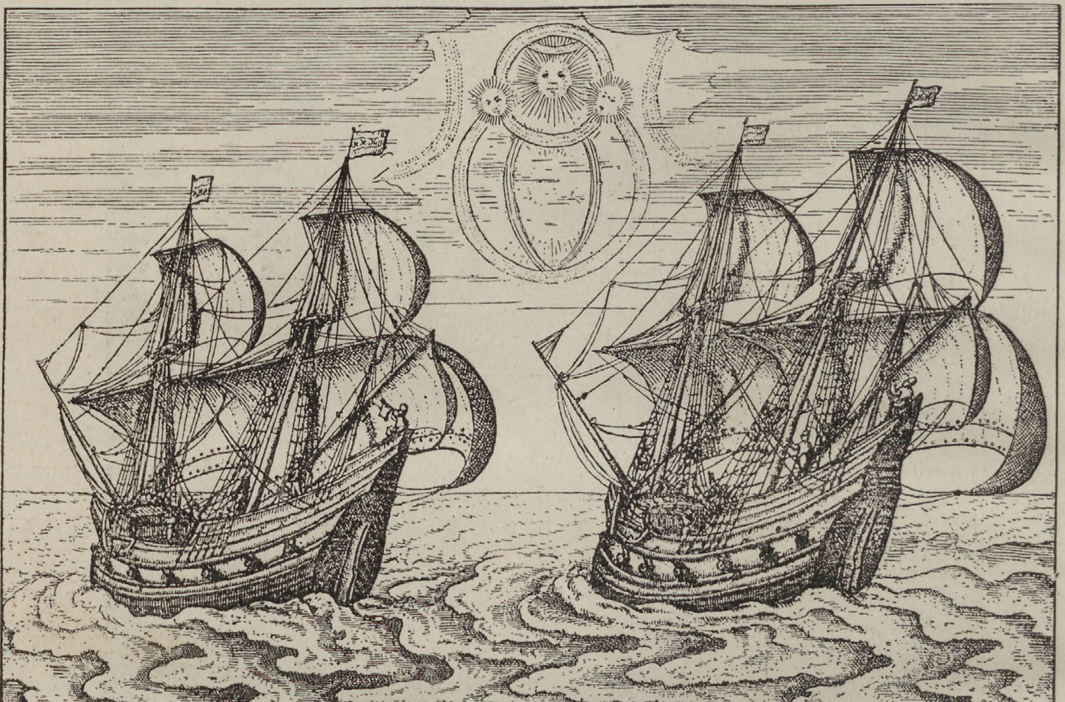
Drei Fahrzeuge liefen im Jahre 1553 zur Bewältigung der Nordpaſſage aus: Hugh Willoughby, Richard Chancellor und Stephan Burrough waren ihre Befehlshaber. Von ihnen kehrte nur eins zurück, nämlich dasjenige Chancellors, an deſſen Bord ſich auch Burrough befand. Dem unternehmenden Chancellor glückte die Einfahrt in das Weiße Meer, deſſen


KOENRAET van KLENK binnen Mosco

Ankunft des holländiſchen Geſandten in Moskau.

Stich von Romejn de Hooghe.

Südküſte er in der Nähe des berühmten Kloſters Cholmogory erreichte, wo ſich ein vorteilhafter Handelsverkehr mit den Landbewohnern anbahnen ließ. „Es iſt ein engelländiſch Handelsſchiff und hat durchs Eis den Weg zu uns gefunden," meldet in Schillers „Demetrius" der Fiſcherknabe den erſtaunt zuhörenden Nonnen. Aber der kluge Seemann ließ es nicht bei dem Tauſchverkehr bewenden, ſondern ſuchte zugleich künftige, mehr Gewinn verheißende Beziehungen anzubahnen. Er fand den Weg nach Moskau, gewann den Zaren und brachte eine Art Handelsvertrag zuſtande, der den Briten eine freiere Bewegung im weiten Rußland gewährleiſtete. Geſtützt auf dieſe Abmachung, konnte James Jenkinſon, ein Vertreter der Kompagnie, eine Reiſe an die untere Wolga wagen, die ſich 1558 bis an die Oſtküſte des Kaſpiſchen Meeres und 1562 ſogar nach Perſien ausdehnte, deſſen Schah nicht minder günſtige Bedingungen für den engliſchen Handel zugeſtand. Der gewandte Unterhändler war auch mit der Handhabung des Quadranten vertraut und vermochte eine verbeſſerte Karte der von ihm durchzogenen Länder zu zeichnen, die weit über S. v. Herberſteins Vorbild hinausgeht und nur da mangelhaft blieb, wo er nicht mit eigenen Augen ſchaute, ſondern auf fremde Quellen angewieſen war.



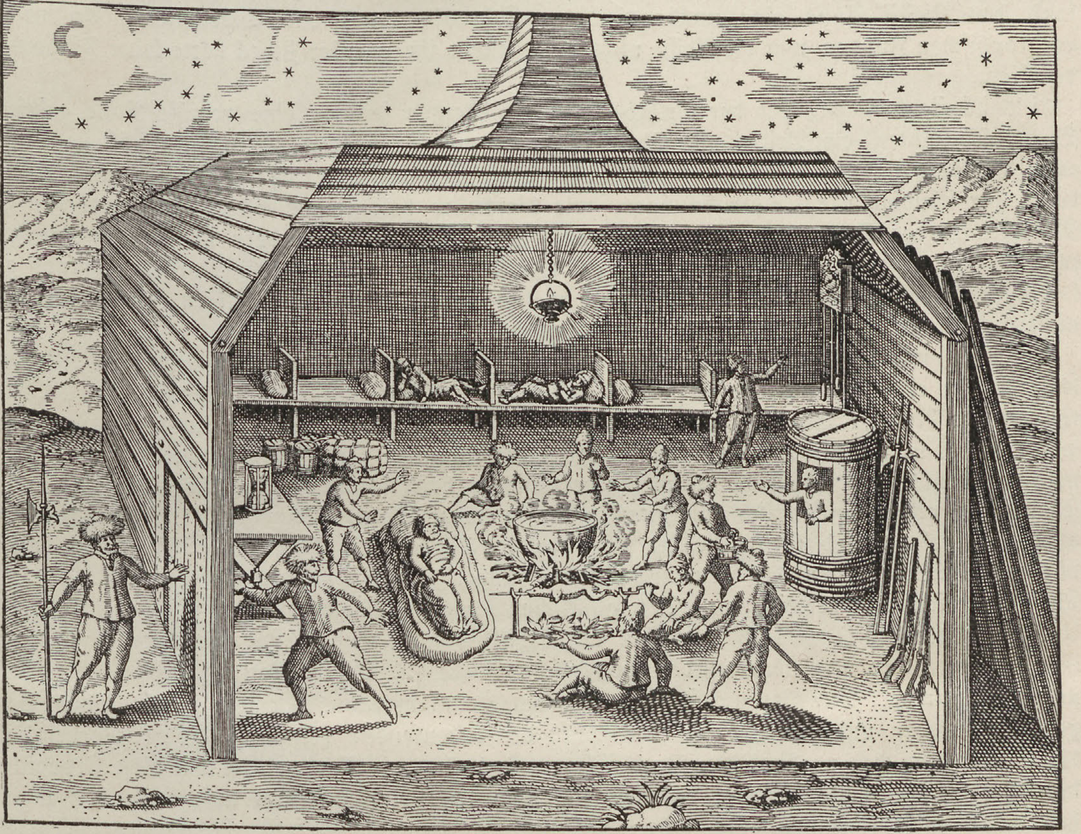
Schiffe der Barents-Expedition.

Aus de Veer „The three voyages of William Barents to the arctic regions".

Chancellor verſuchte bereits 1556 ſein Glück aufs neue, büßte aber durch Schiffbruch Fahrzeug und Leben ein. Erſt 1580 erſchien eine neue Expedition mit Charles Jakman und Arthur Pet als Leitern. Man umfuhr die Waigats-Inſel und drang in das Kariſche Meer ein, ließ ſich aber durch das in manchen Jahrgängen hier maſſenhaft auftretende Treibeis abſchrecken und kehrte um. Jakman iſt auf der Rückreiſe verſchollen, während Pet unter Beſchwerden aller Art die Heimat wiederfand und einen denkwürdigen Bericht von ſeinen Erlebniſſen erſtattete.

Damit endet zunächſt die Beteiligung der Briten an den Bemühungen um die nördliche Durchfahrt, und an ihre Stelle treten die Holländer. Ihren erſten Fühler hatten dieſe bereits 1565 ausgeſtreckt, indem Oliver Brunel das nördliche Rußland behufs Anknüpfung von Handelsverbindungen bereiſte. Obſchon ihm die durch engliſche Eiferſucht beeinflußten Ruſſen viele

Schwierigkeiten machten, brachte er doch eine Niederlaſſung an der Küſte der Halbinſel Kola zuwege, und weſentlich Brunel war mitwirkend, als 1584 nächſt dem Kloſter Cholmogory die Handelsſtadt Archangelsk begründet wurde. In ſpäterer Zeit betätigte er ſich unter däniſcher Flagge als Grönlandfahrer. Brunel hatte nicht umſonſt gearbeitet. Im Jahre 1593 trat Balthaſar de Moucheron mit dem Plane hervor, einen nordöſtlichen Seeweg nach China zu finden, und da die Sachverſtändigen, voran der Kartograph Plancius, zuſtimmende Gutachten erteilten, ſo ließ ſich der Generalſtatthalter Moritz von Oranien zur Hergabe von zwei Schiffen beſtimmen, denen die Stadt Amſterdam zwei weitere hinzufügte. Durch die Ugriſche Pforte fand man den Weg in das Kariſche Meer. Hier aber kehrten die Führer der Staatsſchiffe um, weil ſie das ſonſt von Eisſchollen ſtarrende Gewäſſer offen fanden und deshalb meinten, die Pfadfinderaufgabe ſei gelöſt. Die ſtädtiſchen Fahrzeuge gelangten bis zur Küſte von Nowaja Semlja. Die öffentliche Meinung der Niederlande erkannte in dem Mißerfolge das Gegenteil, weshalb 1595 ein neues Geſchwader, das nunmehr aus ſieben Schiffen beſtand, „zur nördlichen Seefahrt nach den Königreichen China und Japan“ den Texel verlaſſen konnte. In dieſem Jahre erwies ſich jedoch das Kariſche Meer als der „Eiskeller“, für den es ſolange gehalten worden. Ohne nennenswerte Leiſtung ſteuerte man heim. Als einzige Errungenſchaft mochte die von den Küſtenbewohnern erlauſchte Nachricht gelten, daß ſich öſtlich des Ob noch ein zweiter großer Strom, der Giliſſy (Jeniſſey) in das Eismeer ergieße, und daß zwiſchen den beiden Flußmündungen ein regelrechter Handel betrieben würde. An dieſe Tatſache knüpfte 1878 A. E. v. Nordenſkiöld wieder an, als ſich in ſeinem Geiſte die Umſchiffung Nordaſiens vorzubereiten begann.



Das Winterlager der Barents-Expedition.

Aus de Veer, „The three voyages of William Barents to the arctic regions“.

Auf die maßgebenden Kreiſe Hollands mußte das Mißlingen des koſtſpieligen Unternehmens niederdrückend wirken, und die Generalſtaaten glaubten für die Folge genug getan zu haben, wenn ſie demjenigen, der es vollbringe, eine ſtattliche Belohnung ausſetzten. Anders die Amſterdamer: ſie hatten den Mut noch nicht verloren und rüſteten zwei neue Schiffe aus. Jan Corneliszon Ryp und Jakob Hendrikszon Heemskerk erhielten die Weiſung, an der Jeniſſeymündung zu überwintern und im nächſtfolgenden Jahre die Weiterreiſe nach Oſtaſien anzutreten; man ſieht, wie ſich inzwiſchen ſchon eine tiefere geographiſche Einſicht gebildet hatte. Im Frühjahr 1596 gingen beide Kapitäne unter Segel, und ſchon am 9. Juni fand Ryp die unbewohnte, aber von Robben und Eisbären ſtark bevölkerte Bäreninſel, die ſeit 1603 zu einer beliebten Jagdſtätte der Engländer wurde. Acht Tage nachher entdeckte er eine mit wild zerriſſenen Felſen beſetzte Gruppe, die zwar den Ruſſen gelegentlich bekannt geworden, ſonſt aber fremd geblieben war. Sie hieß von da an Spitzbergen. Hier aber fand das Schiff Ryps eine unüberwindliche Schranke durch das Scholleneis. An neuen geographiſchen Funden war die Reiſe nicht arm, allein ihr oberſter Zweck hatte keine Förderung erfahren.

Beiläufig bemerkt, hat der Archipel von Spitzbergen ſeitdem eine gewiſſe Rolle geſpielt. Seit 1597 ſuchten die Briten mit Vorliebe deren von Trantieren wimmelnde Küſtengewäſſer auf. Robbenfang und Waljagd machten die öden Eilande ſchließlich ſo bekannt und belebt, daß ſogar ſtändige Menſchenwohnungen, wie die kleine holländiſche Stadt Smeerenberg, als Mittelpunkte der Siederei, entſtehen konnten. Zwiſchen den Engländern und Holländern gab es aber unausgeſetzt Streitigkeiten, denen erſt 1627 ein unter König Karl I. zuſtande gekommener Vertrag ein Ende machte, durch welchen allen beteiligten Völkern, die Nordſpanier nicht ausgenommen, beſondere Jagdgründe zugeteilt wurden.

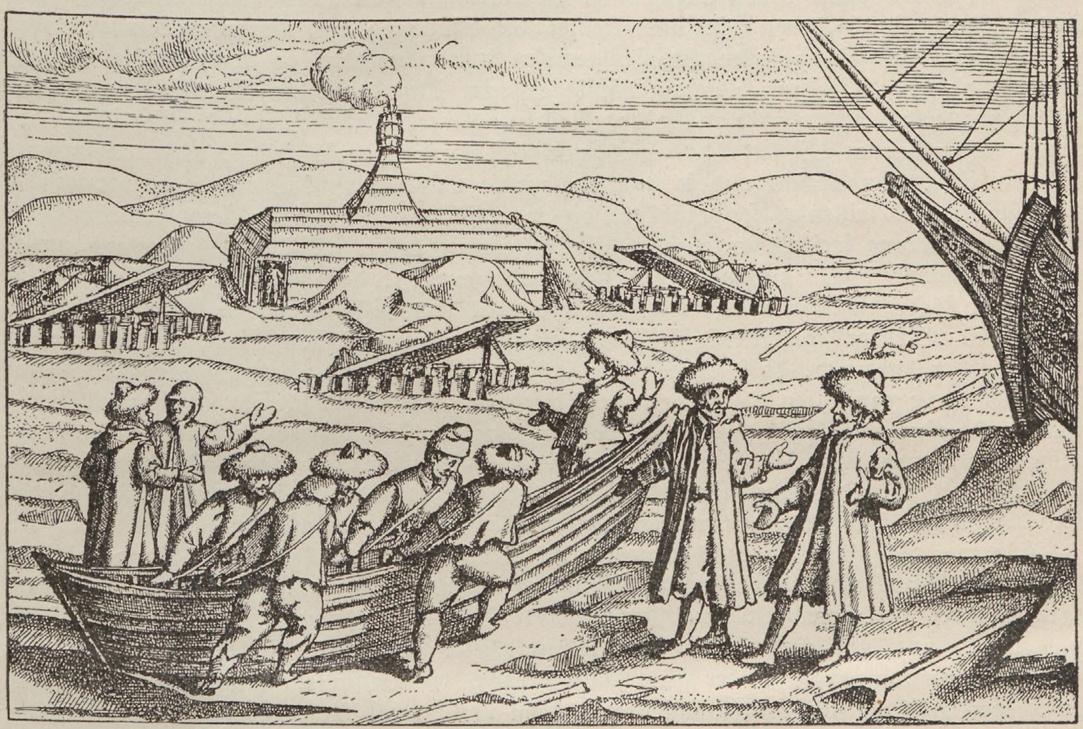
Kehren wir zu Ryp und Heemskerk zurück, ſo erſcheint beachtenswert, daß die Route des letzteren ihn eine Zeitlang vor allzu naher Berührung mit dem Treibeiſe ſicherte. Am 17. Juli erreichte er Nowaja Semlja, und am 16. Auguſt gelang ihm die Umſegelung der Nordinſelſpitze, wo man im Eishafen ein notdürftiges Unterkommen fand. Bald wurde der Steuermann Barents, der früher die Amſterdamer Schiffe befehligt hatte, die Seele der Überwinterung, der erſten geſchichtlich bekannten unter ſo hoher Breite (beinahe 77°). Mit Aufgebot aller Willenskraft und Geſchicklichkeit ſetzte er durch, daß die Eingeſchloſſenen ſich in ihren dürftigen Hütten gegen die gemeinſchaftlichen Angriffe von Hunger, Skorbut und gierigen Eisbären erfolgreich verteidigten. Den glücklichen Ausgang jedoch ſollte er nicht mehr erleben. Um die Mitte des Juni 1597 verließen die Schiffbrüchigen auf ſelbſtgezimmerten Fahrzeugen ihre Zufluchtsſtätte und ſteuerten der norwegiſchen Küſte zu, wo ſie Rettung zu finden hofften und auch fanden. Nur Barents fehlte unter den Heimkehrenden. Er war krank in das Boot getragen worden und verſchied auf der Reiſe: der bedeutendſte von allen, die vor Nordenſkiöld die Erzwingung der nordöſtlichen Durchfahrt verſucht haben. Auch zeitlich war dieſe Expedition die letzte ernſtgemeinte. Zwar machten ſich noch 1611 Nay und Cat auf, nach der ſagenhaften Anianſtraße, kamen aber nicht weit; und mit ihnen ſchließt für 266 Jahre dieſer Abſchnitt der Geſchichte der Entdeckungen.

Inzwiſchen hatte man auch im Weſten ebenſo eifrig als erfolglos gearbeitet. Cabots Gedanken ergriff in den Jahren 1576 bis 1578 Martin Frobiſher, der auf drei ſich raſch folgenden Fahrten eine nach dem Stillen Meere führende Straße entdeckt zu haben glaubte, in Wirklichkeit jedoch in eine Sackgaſſe geraten war. Das Kap „Meta incognita“, deſſen Bezeichnung auf die Königin Eliſabeth zurückgeht, erinnert ebenſo wie die dieſer Halbinſel nördlich anliegende Frobiſher-Bai an den vom Glücke wenig begünſtigten Seefahrer.

Gleichwohl war eine Neuerung gegeben, die britiſcher Unternehmungsgeiſt nicht ohne Fortſetzung ließ. Ein reicher Kaufmann namens Saunderſon bot die Mittel zu einer gründlicheren Unterſuchung der bereits befahrenen Küſten und gewann den erprobten Schiffsführer John Davis für die ihm am Herzen liegende Sache. Dieſer ſegelte längere Zeit an der Weſtküſte Grönlands entlang, welches er bei der Unvollkommenheit ſeiner Karten nicht als ſolches erkannte und deshalb als „Deſolation Land“ bezeichnete. Der breite Meeresarm zwiſchen demſelben und den weſtlichen Inſeln heißt nach ihm die Davisſtraße. In dem dortigen Inſelgewirre, deſſen Natur er ganz richtig beurteilt hat, glaubte er nicht mit Nutzen tätig ſein zu können. Ebenſowenig zeigte ſich ein Weg, als 1586 Frobiſher und 1587 wiederum

Davis ſich in die vom Eis erfüllten Archipele wagten. Doch fand letzterer den Eingang zur Hudſonſtraße, ohne indeſſen ſeiner Wahrnehmung weitere Folge geben zu können. Leider fiel der unternehmende Mann vor der Zeit durch Verrat im Kampfe gegen die Spanier an der Marokkaniſchen Küſte.

Die jungfräuliche Königin war zu ſehr mit anderen Pflichten und Sorgen beſchäftigt, um für entlegene Seefahrten ein höheres Intereſſe zu hegen. Ihr Nachfolger Jakob I. war zwar von unverhältnismäßig geringerem Unternehmungsgeiſte, aber zu ſeiner Zeit lebten in Sir Thomas Smith und Sir John Wolſtenholme zwei ebenſo kluge wie tatkräftige Vaterlandsfreunde, welche ſich der alten Frage annahmen und ein weiteres Vordringen auf den von Frobiſher und Davis angedeuteten Pfaden empfahlen. In Henry Hudſon, der Grönland bereiſt und die Kartierung des jetzt Hudſon River genannten Stromes durchgeführt hatte, fand man den geeigneten Mann, der denn auch in jenes tief einſchneidende Waſſerbecken gelangte, welches wir als Hudſon-Bai kennen. Ihm ſelbſt ſollte die wichtige Entdeckung nicht zum Segen gereichen. Durch eine harte und an Entbehrungen reiche Überwinterung war nämlich die Mannſchaft ſchwierig geworden, und als Hudſon ſie mit Strenge anließ, brach ein Aufruhr aus, infolgedeſſen er mit ſeinem Sohne und einigen Getreuen in einem offenen Nachen allen Gefahren dieſes ſtürmiſch-rauhen Meeres preisgegeben ward. Das geſchah im Jahre 1611, und keine Kunde iſt mehr von den Unglücklichen nach dem Weſten gedrungen, obwohl man daheim raſch eine Hilfsexpedition entſandte, die auch das amerikaniſche Binnenmeer erreichte, aber nur die falſche Auffaſſung mitbrachte, es beſtehe ein Zuſammenhang zwiſchen Hudſon-Bai und Südſee.



Die Holländer unter William Barents auf Nowaja Semlja.

Aus de Veer „The three voyages of William Barents to the arctic regions“.

William Baffin war, wie Barentz, ein Mann von Opfermut und Anſpruchsloſigkeit. Er kannte die grönländiſchen Gewäſſer aus eigener Erfahrung und war ein geſchulter Aſtronom. 1615 trat er unter Bylots Oberbefehl und leitete deſſen Flaggſchiff „Discovery“ in den eiserfüllten Engen und Buchten, ohne allerdings über die am Nordeingange der Hudſon-Bai gelegene Southampton-Inſel hinauszukommen. Und hier machte er eine niederſchlagende Wahrnehmung. Die Flutwelle kam nämlich nicht, wie Button behauptet hatte, von der pazifiſchen, ſondern vielmehr von der atlantiſchen Seite. Unter dem Eindrucke dieſer Tatſache entſchloß man ſich zur Heimkehr. Doch war die Ernüchterung noch keine durchgreifende, denn wenn auch die auf die Hudſon-Bai geſetzte Hoffnung ſich als trügeriſch erwieſen hatte, ſo blieb doch noch die Möglichkeit, daß vielleicht weiter nördlich der erſehnte Einlaß ſich öffne. Wir wiſſen jetzt, daß dieſe Vermutung zutreffend geweſen; allein die Zeit war nicht gekommen, ſie nutzbar zu geſtalten.

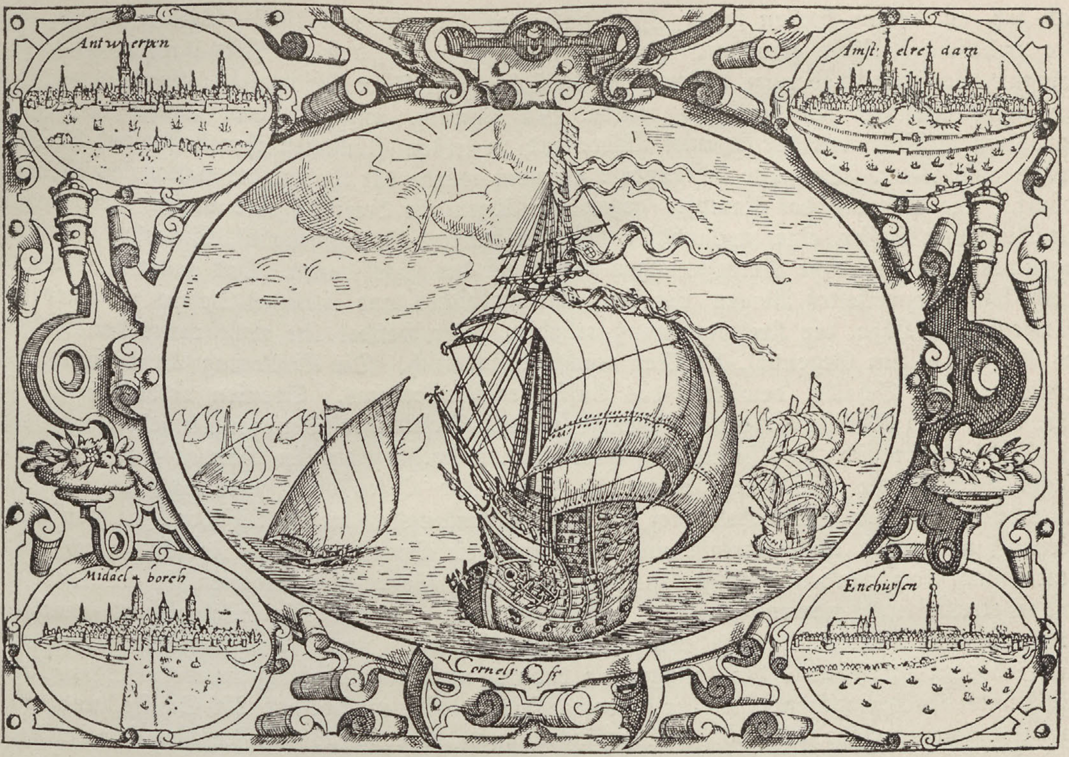
Noch ward eine letzte Anſtrengung gemacht. Die „Discovery" ging unter Bylot und Baffin abermals in die unwirtlichen Gewäſſer und ſuchte die höheren Breiten nördlich von der Davisſtraße auf. Man fand hier freieres Fahrwaſſer in der heutigen Baffin-Bai und gelangte bis zu der Polhöhe von ungefähr 78°. Einen ſüdlichen Kurs einſchlagend, fuhr man an der Inſel North-Devon hin und kreuzte die Mündung des Lancaſter-Sundes, deſſen weſtlicher Verlauf die geſuchte Straße geweſen wäre; mündet er doch in die Barrow-Straße, und von dieſer aus führt ein häufig eisfreier Weg durch den Melville-Sund in das Küſtengewäſſer nördlich vom Einfluſſe des Mackenzie-River. Daß ſich aber die Engländer dem wenig verſprechenden „Inlet", das auch nur ein Fjord zu ſein ſchien, nicht anvertrauen mochten, iſt allzu natürlich, und ſo behielt man die Südrichtung bei, wurde aber vom Eiſe eingeſchloſſen und willenlos fortgetrieben, bis man ſich ungefähr unter dem Polarkreiſe von der Umklammerung freimachen konnte. Die „Discovery" kehrte glücklich nach England zurück; aber ihre Führer lebten nunmehr der feſten Überzeugung, daß weiteres Fortſchreiten ſich auf dieſem Wege nicht verlohne, und auch ihre Landsleute pflichteten den kühnen Nordlandfahrern bei. Ein Sendſchreiben Baffins an Lord Wolſtenholme, deſſen Name das Nordweſtkap von Labrador verewigt, darf als offener Abſchied an die ſeit vierzig Jahren in England mit ſoviel Liebe gepflegten Pläne betrachtet werden. „Ich darf", ſchreibt er ganz mit Recht, „kühn und ohne Prahlerei behaupten, daß in kürzerer Zeit beſſere Entdeckungen nicht zu machen ſind, wenn man die Eismaſſen und die Schwierigkeit einer Segelfahrt derartig nahe am Pol, und dazu die fabelhafte Abweichung der Magnetnadel in Rechnung zieht, ſo daß ohne die größte Sorgfalt gar keine richtige Karte entworfen werden kann."

Für zwei Jahrhunderte entſchlummerte der Drang nach dem Auffinden einer nördlichen Durchfahrt. Nur Walfiſch- und Robbenfänger kreuzten noch gelegentlich auf den unheilſchwangeren Fluten, und vereinzelte derſelben, wie 1631 Fox und James, verliehen ihre Namen auch einem Kanal und einer Bucht der Nordpolgebiete. Erſt 1818 hißte Großbritannien in neuer Unternehmungskraft wieder ſeine ſtolze Flagge, die Baffin entmutigt geſtrichen hatte. Ihre beſten Kräfte ſetzten ein Männer wie John und James Roß, Parry, Inglefield, Mac Clintſik und der ehrwürdige Märtyrer der Polarforſchung John Franklin, bis 1851 Mac Clure den äußerſten Erfolg errang.

Aber man arbeitete, duldete und ſtarb nur noch für geographiſche Ziele, für den Weltverkehr entſchwand der Norden dem Blicke.

Kayakmodell von einem weſtgrönländiſchen Eskimo angefertigt.

Original im Muſeum für Völkerkunde, Berlin.



Titel-Kupfer zu „Navigatio ac itinerarium J. H. Linschotani“ Amſterdam 1614.

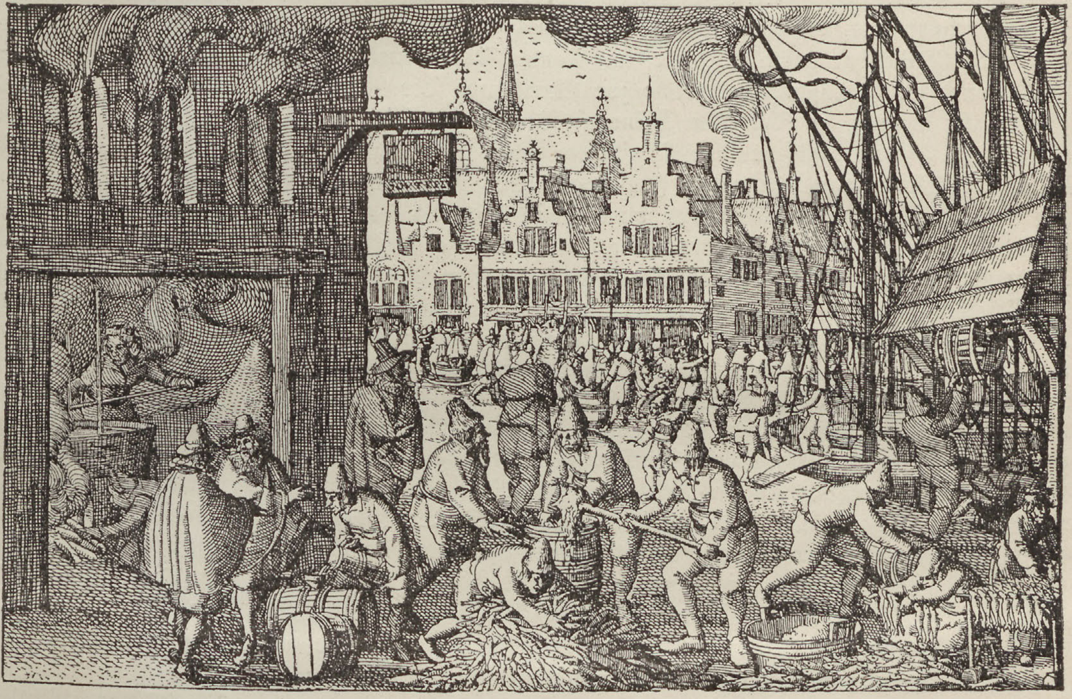
7. Hollands Grösse und Niedergang

Die Verſuche, mittels einer nördlichen Durchfahrt einen Weg nach Indien zu finden, konnten zu keinem praktiſchen, ſondern nur zu wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen führen. Aber die kühnen Polarreiſen hoben den ſeemänniſchen Geiſt der an ihnen beteiligten Nationen und erweckten in ihnen den Gedanken, ſich den Südweg zu eröffnen, wenn nicht anders mit Gewalt. Hierbei traten ſich nun nicht bloß die iberiſch-romaniſchen und die germaniſchen Völker als ſolche feindlich gegenüber, ſondern zugleich zwei verſchiedene Weltanſchauungen: einerſeits der romaniſche Katholizismus als Fortſetzung des Mittelalters mit ſeiner Beherrſchung des Gewerbslebens durch die geiſtlichen, fürſtlichen und ritterlichen Gewalten, anderſeits der germaniſche Proteſtantismus, der ſich im Ringen mit jenen Mächten emporgearbeitet hatte, und die parlamentariſche Regierungsweiſe, das neue wirtſchaftliche Aufblühen, welche die geiſtige Selbſtändigkeit im Bürgertume darſtellten. Die Holländer, Engländer und franzöſiſchen Hugenotten erwieſen ſich nach außen hin als die kräftigſten Vertreter dieſer Richtung.

Die Niederländer waren ein altes Koloniſatorenvolk. Ein Teil der Gebiete zwiſchen Elbe und Oder, ja bis zur Weichſel iſt von Holland und Brabant aus koloniſiert worden. So waren die Niederländer, als ſie ſich ihrer politiſchen Eigenart bewußt wurden, zum Koloniſationsgeſchäft in der Fremde vorbereitet. Aber man muß nicht meinen, daß ihre Unternehmungen im Gegenſatz zum Verhalten der Konquiſtadoren von idealen Geſichtspunkten beſtimmt wurden. Nur die Ausführung war beſſer, der Geiſt nicht milder, ſondern eher härter und unduldſamer. Dasſelbe galt von den engliſchen Glaubensverwandten, in deren nordamerikaniſchen Niederlaſſungen die katholiſche des Lord Baltimore ſogar die proteſtantiſchen an Duldung übertraf.

Als Entdecker haben die Holländer nur durch Tasman Tüchtiges geleiſtet. Sie bildeten gleichſam ein Kolonialvolk zweiter Hand, welches andere aus ihren Beſitzungen verdrängte und ſich an deren Stellen ſetzte. In 80jährigem Kampfe von 1567—1648 haben ſie ſich ihre politiſche Freiheit errungen. Und da iſt bezeichnend, daß die Zeit ihrer höchſten Bedrängnis, von der Eroberung Antwerpens 1585 bis zum Tode Philipps II., zur Geburtsſtätte der niederländiſchen Seeherrſchaft wurde. Zu ſchwach, um auf dem Lande den langbewährten Regimentern der Spanier Widerſtand zu leiſten, flüchteten ihre beſten und kühnſten Kräfte aufs Meer. Das alte befreundete Element wurde der Boden der nationalen Wiedergeburt. Die Schwere des Kampfes gegen die Übermacht bewirkte eine innige Vertrautheit mit Wind und Waſſer, eine unglaubliche Beweglichkeit und Schlagfertigkeit, Sicherheit, Geiſtesgegenwart und zahlreiche Verbeſſerungen der Kunſt des Schiffbaues. Das ganze Volk wurde durch ſein verzweifeltes Ringen um ſein wirtſchaftliches und ſittliches Daſein zu einer faſt märchenhaften Höhe der Kraftentfaltung erhoben. Der Handel litt nicht unter den Folgen des Krieges — im Gegenteil, die Not machte erfinderiſch. Die Eroberung Antwerpens, die Schließung der Schelde, bewirkten das Aufblühen Amſterdams. Spanien verblutete ſich ſo ſehr, daß König Philipp II. oft um wenige tauſend Peſeten in Verlegenheit lebte, wogegen die Niederländer ſich die Grundlage ihres Nationalwohlſtandes in Handel und Gewerbe ſchufen. Selbſt die alte Hanſa mußte in Nord- und Oſtſee dem jugendlich aufſtrebenden Nebenbuhler weichen. Die Holländer hatten ihre Einkaufskontore in Liſſabon, machten Antwerpen zum großen Umſchlagplatze und verſchifften die Spezereien nach Norden. Auch Käſe, Butter und Salz wurden wichtige Ausfuhrwaren. Als Gegenfracht brachten ſie aus Deutſchland Getreide und namentlich Holz. Sie erfanden die Windſägemühlen und machten ihr Land zum Mittelpunkte des europäiſchen Holzhandels. In Holland kam Beuckelſon auf den Gedanken des Pökelns der Heringe, die dadurch maſſenausfuhrfähig wurden. Schon 1562 beſchäftigte der Heringshandel in der Provinz Holland 400, in Seeland 200 Schiffe, und 1602 ſegelten nicht weniger als 1500 Heringsfänger aus, während 20000 Menſchen im Heringsgeſchäfte tätig waren. Leydener Tuche und Haarlemer Leinewand wurden überall berühmt. Von der letzteren koſtete die Elle bis zu 14 fl.; Fürſtinnen wünſchten ſich kein ſchöneres Geſchenk. Engliſche Tuche wurden in den Niederlanden gefärbt und veredelt. Die niederländiſchen Werften erlangten weitwirkende Wichtigkeit: über 1000 Schiffe wurden dort jährlich gebaut. Gewaltige Summen ſtrömten herbei. Die Regierung tat alles, um das wirtſchaftliche Wohlergehen zu fördern. Im Gegenſatz zu der ſpaniſchen Verwaltung erklärte man den Handel frei auf freiem Meere. Man wollte reich werden um jeden Preis; die Dichtigkeit der Bevölkerung nahm von Jahr zu Jahr zu, und mit der Menſchenmenge und dem Wohlſtande ſtiegen Selbſtbewußtſein und Wagemut.

Aus dieſen Stimmungen heraus entſtand die Überzeugung, Holland müſſe Spanien nicht nur in Europa bekriegen, ſondern auch in ſeinen überſeeiſchen Beſitzungen, namentlich in Indien. Ein holländiſcher Kaufmann, van Linſchoten, war auf ſeinen Seereiſen bis nach Goa und Hinderindien gekommen. Heimgekehrt, veröffentlichte er eine Beſchreibung ſeiner Weltfahrt, die große Beachtung fand, namentlich durch die Darſtellung der Zuſtände in den portugieſiſchen Kolonien. Er ſchilderte das verrottete Statthalterweſen, die militäriſche Gewaltwirtſchaft, den glimmenden Haß der Eingeborenen gegen ihre Unterdrücker und ließ es als unzweifelhaft erſcheinen, daß ein mit der nötigen Macht ausgeführter Angriff die portugieſiſch-ſpaniſche Herrſchaft ſtürzen würde. Man hätte vielleicht noch gezögert, wäre nicht bekannt geworden, daß bereits die Engländer derartige Abſichten hegten. In See- und Kolonialdingen aber beanſpruchten die Holländer damals die Führung vor den Engländern, welche bis auf die Zeit der Königin Eliſabeth als bequem und langſam galten. Um ſich nicht überholen zu laſſen, gingen ſie ans Werk, und zwar nicht nach Art der Konquiſtadoren durch Krieger als Beamte der Krone, ſondern durch Private, die von den Gemeinden lediglich Unterſtützung empfingen. Die Amſterdamer Kaufleute Gebrüder Houtman bildeten eine Art Handelsgemeinſchaft, etwa im Stil unſerer heutigen G. m. b. H. Sie ſtellten beſtimmte Mittel für ein genau begrenztes Ziel zur Verfügung. Mit vier Schiffen wurde die erſte Indienfahrt von Texel aus unternommen, ein Jahr ſpäter folgten ſchon deren acht. Die Houtmans beſaßen gute Karten vom Indiſchen Ozean und Erfahrung im Verkehr mit den Portugieſen: ſie waren lange im holländiſchen Kontor zu Liſſabon tätig geweſen, hatten es aber wegen eines Zerwürfniſſes mit der Inquiſition verlaſſen müſſen. Die Schiffe der neugebildeten „Fernhandelsgeſellſchaft" landeten im Sommer 1595 auf Java, vertrieben die Portugieſen und fuhren dann weiter nach Bali. Am 18. Auguſt 1597 kehrten ſie heim. Sie hatten einen Segler und von 250 Mann Beſatzung deren 160 verloren. Aber die Zeit war nicht empfindſam und das Handelsergebnis gut: man brachte Pfeffer, Muskat, Nelken, Zimt und verkaufte vorteilhaft. Das gab Mut zu zahlreichen neuen Unternehmungen; die Konkurrenz ſetzte ein: 1598 hatte Holland bereits 28 Oſtindienſegler unterwegs. Die Houtmangeſellſchaft, die urſprünglich aus 9 Teilnehmern beſtand, erweiterte ſich, und ein tüchtiger Seemann, der Admiral Van Neck, wurde als Führer für 1598 und 1599 gewonnen. Das Seeweſen Hollands nahm durch die Fernfahrten einen ſo gewaltigen Aufſchwung, daß dort um 1600 über 70000 Menſchen im Seemannsberufe arbeiteten, ſich 2000 Schiffe im Bau befanden, und 400 Schiffe den bedeutenden Küſtenhandel mit Spanien und Portugal vermittelten.



Verpacken und Pökeln von Heringen in Holland. Stich von Cl. Jz. Viſſcher.

Für ihre Unternehmungen kamen die politiſchen Verhältniſſe den Holländern ungemein zu ſtatten. Um 1600 lag die ſpaniſch-portugieſiſche Kolonialmacht in der Hand des Königs von Spanien, und deſſen Kräfte befanden ſich durch das Übermaß der Betätigung in reißender Abnahme. Zwar wurden die Kolonien außer den Philippinen und Molukken, nicht einheitlich verwaltet, aber politiſch mußten die Portugieſen doch die Schickſale der Spanier teilen. Und das iſt für ſie verhängnisvoll geworden, denn Spanien hatte überall Feinde, und die Feinde Spaniens wurden zu denen Portugals, voran die Engländer und Holländer. Dabei war die Widerſtandskraft der Portugieſen weit geringer als die der Spanier, weil ſie, um einen bezeichnenden Ausdruck Supans zu gebrauchen, aus Menſchenmangel „punkthaft", die zahlreicheren Spanier hingegen „flächenhaft" koloniſiert hatten. Als nun an die Stelle des friedfertigen holländiſchen Verkehrs mit Liſſabon in den neunziger Jahren der planmäßige Angriff auf die ſchwach begründeten oſtaſiatiſchen Beſitzungen Portugals erfolgte, gingen die Holländer mit großer Klugheit und einer neuen Technik vor. Überall auf den Sundainſeln und auf dem indiſchen Feſtlande ſuchten ſie die Freundſchaft oder wenigſtens die Duldung ſeitens der kleinen Sultane zu erlangen, indem ſie weder Land noch Seelen, ſondern nur Handelsverträge begehrten. Dadurch gewannen ſie das Vertrauen der Eingeborenen und meiſtens ſehr günſtige Bedingungen. Der Verzicht auf jede Miſſionstätigkeit war bei dieſen hochentwickelten Völkern von beſonderem Werte, um ſo mehr, als ſie deren Klagen über den Druck der Portugieſen nicht nur anhörten, ſondern tatſächlichen Beiſtand und Befreiung in Ausſicht ſtellten. Natürlich wurden die Bedrohten bald hellhörig. Spanien entſandte 14 Kriegsſchiffe zur Vertreibung der Eindringlinge, die man als Piraten betrachtete. Aber deren ſeemänniſche Tüchtigkeit war ſo groß, daß ſie mit 8 leichten Kauffahrteiſchiffen die feindliche Armada zur Flucht nötigten. Der gewaltige Aufſchwung der neuen holländiſchen Politik ſetzte Europa in Erſtaunen: Baron Bouzenval, der Botſchafter Heinrichs IV. im Haag, ſandte einen langen Bericht an ſeinen Herrn, worin er ſagte: „Die Portugieſen laufen Gefahr, ſich der Reichtümer des Oſtens nicht mehr lange zu erfreuen.“ In Holland ſelbſt warf ſich möglichſt alles auf den Oſtindienhandel.

Als die Ertragsfähigkeit abzunehmen drohte, nahm der Staat ſich ihrer an, aber in der klugen niederdeutſchen Art, die ihm nur die Rolle des Ausgleichers, nicht des Unternehmers zuteilt. Der große Oldenbarnevelt eröffnete im Namen der Generalſtaaten Verhandlungen zwiſchen den Fernhandelsgeſellſchaften, welche zur Einrichtung der Niederländiſch-Oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft führten, in der alle kleineren Betriebe aufgingen. Der 20. März 1602 iſt ihr Geburtstag. Eine engliſche Geſellſchaft war ſchon zwei Jahre früher errichtet worden; aber bei ihrer Gründung waren große Fehler gemacht. Dagegen erwies die holländiſche Kompagnie ſich für ihre Zeit muſtergültig und blieb lange Zeit das Vorbild aller großen bürgerlichen Geſellſchaften für den Überſeeverkehr. Ihr Kapital betrug 6600000 fl. in Stücken zu 2000 fl. Die Konzeſſion wurde zunächſt auf 20 Jahre gegeben, mit der Ausſicht auf Erneuerung. Sie bewilligte der Geſellſchaft das ausſchließliche Recht für Kauffahrtei und Kaperei zwiſchen dem Kap der Guten Hoffnung und dem Weſteingang der Magelhaensſtraße: d. h. die niederländiſche Regierung erteilte „aus eigenem Rechte“ ein Weltprivileg. Als Ausfuhrzoll bezahlte die Geſellſchaft 3 Prozent für holländiſche Waren nach den Kolonien, blieb aber frei von jedem Einfuhrzoll auf Spezereien: Bedingungen, die ebenſo günſtig wie weiſe waren, denn man wollte und ſollte die Kolonialwaren weiter verkaufen. Die Leitung des Ganzen beſorgten ſechzig Direktoren, die nach den Landſchaften in Kammern zerfielen. Amſterdam, das allein die Hälfte des Stammkapitals gezeichnet hatte, erhielt zwanzig Direktoren bewilligt. Alſo Selbſtändigkeit der bürgerlichen Unternehmer, leichte Staatsaufſicht und Genoſſenſchaftsverfaſſung. Von den ſechzig Direktoren hatten ſiebzehn die eigentlichen Handelsgeſchäfte unter ſich, von denen Amſterdam acht Stellen beſetzte. Jeder Direktor konnte eine beſchränkte Anzahl Aktien beſitzen und jeder niederländiſche Bürger Aktionär werden. Die Geſellſchaft durfte auf eigene Rechnung Kriege führen, Kolonien gründen, Feſtungen errichten und Geld prägen. Die einzelnen Kammern beſaßen mancherlei Selbſtändigkeitsbefugniſſe. Das Ganze erinnert an unſere heutigen „Truſts“. Mit einem für damalige Zeiten genialen wirtſchaftlichen Blick gewährte dieſe Verfaſſung dem Kaufmann wertvolle und unerläßliche Freiheit, zugleich die ganze Nation an dem großen Unternehmen intereſſierend. Jene beruhte teilweiſe auf dem alten germaniſchen Grundſatze der Arbeitsgenoſſenſchaft, wie er ſich in den Kaufmannsgilden und Hanſen von Schweden bis Süddeutſchland ausgebildet hatte: Gemeinſamkeit in Arbeit und fröhlicher Erholung, in Frieden und Kampf, in Gewinn und Verluſt.

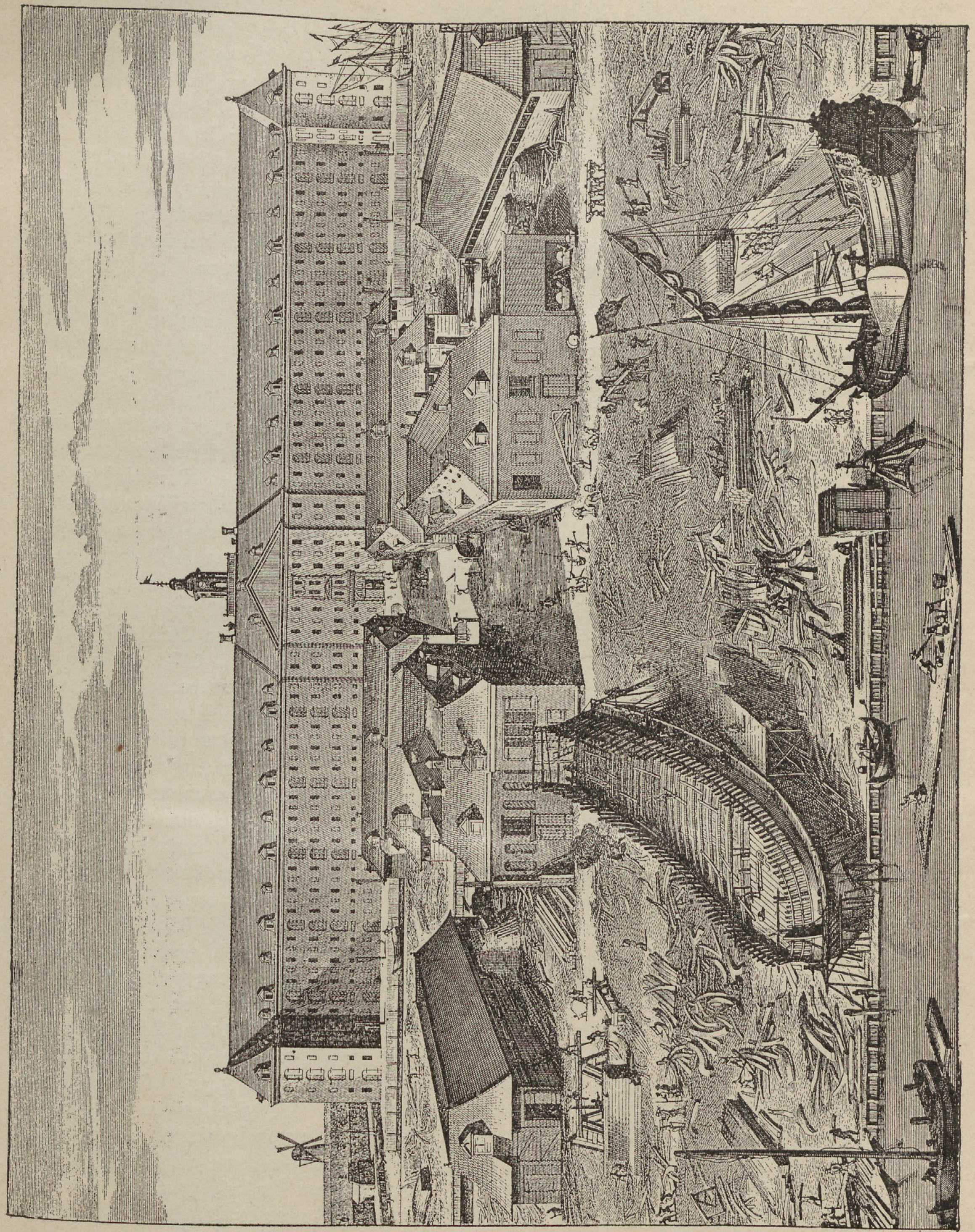
Mit Rieſenſchritten eilten die Holländer in Oſtaſien ihrem Ziele entgegen. Ein holländiſches Fort nach dem anderen entſtand, 1615 verfügten ſie dort über ein ſchlagfertiges Heer von 10000 Mann. Schon vorher erzwangen ſie ſich das Muskatmonopol auf den Bandainſeln, 1605 unterwarfen ſie ſich Amboina und 1607 ſetzten ſie ſich in Makaſſar auf Celebes feſt. Den Hauptplatz und geradezu das Verſuchsfeld bildete anfangs Amboina, wo ſich alle Vorzüge und Schwächen der Holländer zeigten: ihre Kunſt der Anpaſſung an fremde Verhältniſſe und deren wirtſchaftliche Ausnutzung, neben Härte und Gewaltſamkeit. Um den Preis der Gewürznelke, für die Amboina beſonders günſtig lag, zu halten, wurden die Pflanzungen auf den anderen Molukken zerſtört. Als die Engländer ſich auf der Inſel niederließen, machte die holländiſche Verwaltung kurzen Prozeß. Sie ſtellte die Führer der engliſchen Konkurrenz vor ein Scheingericht und ließ ſie hinrichten. Dies war das berüchtigte

Seeſchlacht zwiſchen Engländern und Holländern Juni 1666

Gemälde des W. van der Velde d. J. (1633-1707) im Rijks-Muſeum Amſterdam

Seeſchlacht zwiſchen Engländern und Holländern Juni 1666

Gemälde des W. van der Velde d. J. (1633-1707) im Rijks-Muſeum Amſterdam



Werft der oſtindiſchen Kompagnie.

Stich von J. Mulder 1694.

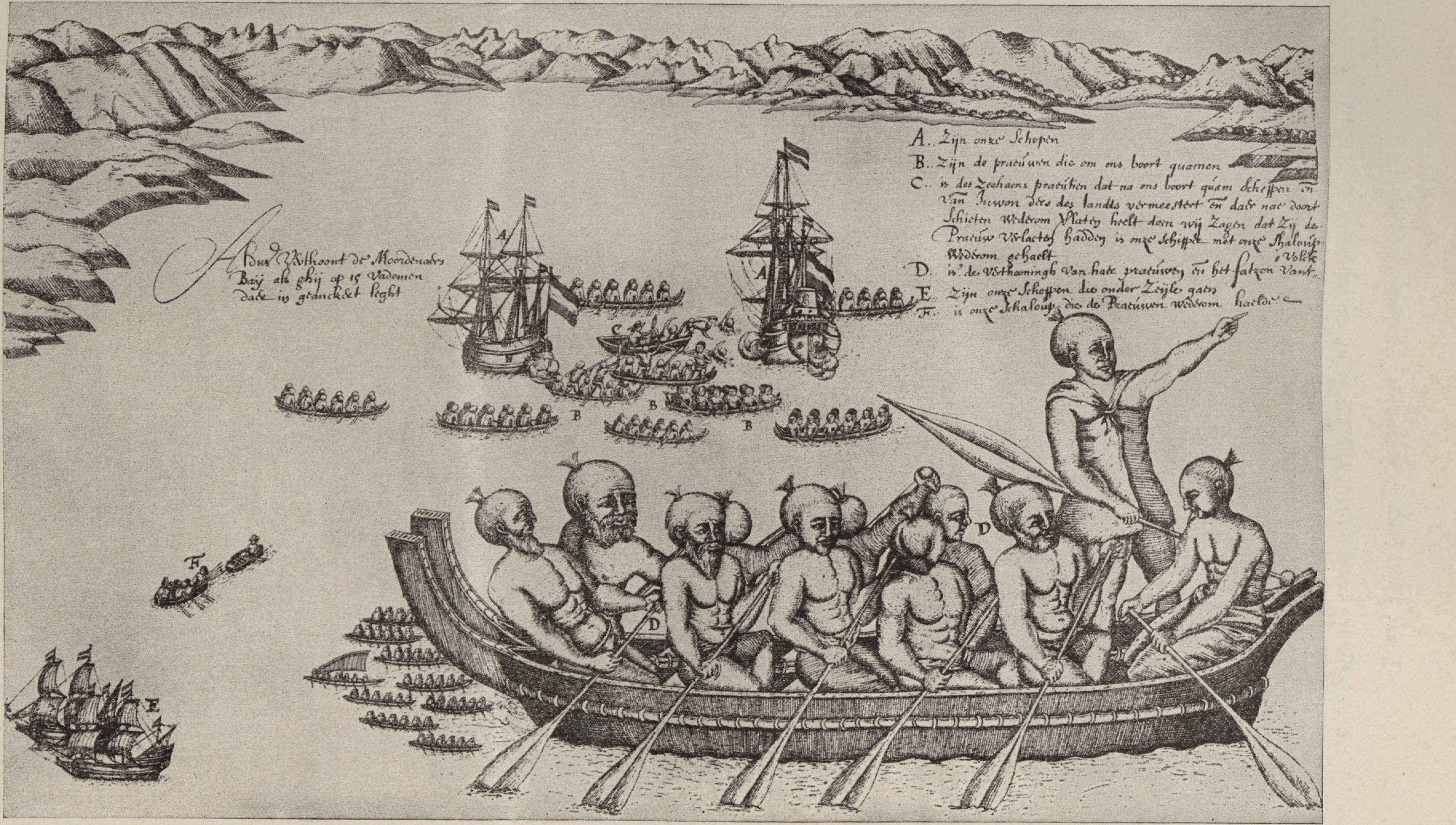
„Blutgericht“ von Amboina, um ſo ſchmachvoller, weil Holland dem Nachbarreiche Dank ſchuldete. Die Engländer haben es nicht vergeſſen und ſpäter mit Zinſen heimgezahlt. Auf eigenen Ackerbau ließen ſich die Holländer vorläufig nicht ein, ſchon deshalb nicht, um ſich die Eingeborenen als Freunde zu erhalten, die am Verkaufe der Landeserzeugniſſe verdienten. Wie die Portugieſen, an Menſchenmenge beſchränkt und deshalb auf die Küſten angewieſen, errichteten ſie hier günſtig gelegene Faktoreien und ſicherten ſie durch Feſtungswerke, ohne tiefer ins Innere einzudringen. Scharf überwachten ſie den Wettbewerb anderer Völker und brachten jedes unter fremder Flagge in weſtindiſchen Gewäſſern ſegelnde Schiff auf.

Um eine geordnete Verwaltung und eine ſchlagfertige Zentralmacht herzuſtellen, wurde das Amt eines Generalgouverneurs gegründet, den die Geſellſchaft bezahlte, der aber im Namen der Generalſtaaten regierte. Der erſte Träger desſelben war Pieter Both (1610 bis 1614), welcher durch kluge Verträge mit den einheimiſchen Machthabern weitreichenden Einfluß gewann. An Genialität, Tatkraft und Rückſichtsloſigkeit übertraf ihn Johann Coen (1619 bis 1623 und 1627 bis 1629), der ſeinen Wirkungskreis immer weiter ausdehnte und Batavia auf Java (1619) gründete, womit er den Handels- und Verwaltungsmittelpunkt des holländiſch-indiſchen Reiches ſchuf. Hier wurden die Schätze des Oſtens aufgeſtapelt, von hier aus die Straf- und Eroberungszüge gegen abtrünnige oder feindliche Häuptlinge unternommen, hier die Pläne bis in unermeßliche Weiten entworfen und ihre Ausführung vorbereitet.

Eine große Gefahr drohte den beiden jung emporſtrebenden Staaten, den Holländern und Engländern, durch die Uneinigkeit und Handelseiferſucht der beiderſeitigen Geſellſchaften. Die Engländer waren zuerſt im Oſten erſchienen, 1616 niſteten ſie ſich auf den Bandainſeln ein, dann kam es auf Java zum Zuſammenſtoße, wo die Engländer Batavia zerſtören wollten, aber zurückgeſchlagen wurden. Daheim ſah man die Dinge kühler als in den heißen Tropen an und erkannte deshalb, daß die gewaltige, unerſchöpflich reiche Inſelwelt wahrlich groß genug zu friedlicher Ausbeute für beide ſei. So einigte man ſich auf zwanzig Jahre in der Weiſe, daß der javaniſche Pfefferhandel gleich geteilt und vom Molukkenhandel zwei Drittel den Holländern und ein Drittel den Engländern überwieſen wurde. Nun hatten die holländiſchen Führer freie Hand. Seit 1638 entriſſen ſie Ceylon ſtückweiſe den ſich bis 1658 tapfer wehrenden Portugieſen; und 1641 bemächtigte ſich der tatkräftige Generalgouverneur Anton van Diemen des Schlüſſels zu den Meeren Oſtaſiens, des damals noch ſtolzen Malakka.

Ja, die Holländer führten ihre Flagge bis zu den äußerſten Enden der bekannten Welt, bis nach Japan. Schon 1609 gründeten ſie auf der zu Kiuſchiu gehörigen Inſel Hirado ihre erſte Faktorei, und 1616 erlangten ſie einen Vertrag, der ihnen das Monopol des Japanhandels für Europa ſicherte. Er war wichtig beſonders wegen der Ausfuhr von Kupfererzen. Aber die Holländer kamen doch zu ungünſtiger Zeit. Die Bekehrungsſucht und das herausfordernde Auftreten der Portugieſen hatten in Japan tief verſtimmt. Die herrſchende Klaſſe der Schoguns befürchtete, die portugieſiſch-ſpaniſchen Glaubensboten hegten politiſche Abſichten. So erließen ſie mehrere Verordnungen gegen das junge Chriſtentum des Inſelreichs, die ſich zuletzt bis zur vollſtändigen Austreibung aller Fremden ſteigerten. 1639 mußte der letzte europäiſche Katholik das Land verlaſſen, und Japan verfiel in jene ſtrenge nationale Abgeſchloſſenheit, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gedauert hat. Auch die Holländer wurden hiervon betroffen, hatten aber ihrer Schmiegſamkeit und geſchäftlichen Tüchtigkeit zu danken, daß ſie wenigſtens auf dem Inſelchen Deſima, im Hafen von Nagaſaki, eine Handelsniederlaſſung behalten durften. Faſt wie Staatsgefangene behandelt, oft geſchädigt und mit ſchweren Abgaben belaſtet, haben ſie in echt niederdeutſcher Zähigkeit mehr als zweihundert Jahre ihre ſchwere Stellung behauptet, bis auch ihnen der große Umſchwung zugute kam, der ſich ſeit 1854 anbahnte. Auf holländiſche Berichte iſt deshalb nahezu alles zurückzuführen, was im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts über „Nippon“ in die Öffentlichkeit drang, doch hat deutſcher Gelehrtenfleiß die wiſſenſchaftliche Länderkunde des fernen Oſtreiches begründet.

Weniger Erfolg als in Japan haben die Niederländer in Vorderindien, Siam und China gehabt. In Vorderindien behielt die engliſche Geſellſchaft die Oberhand. In Siam verdrängte niederländiſcher Einfluß zwar ſeit 1620 den portugieſiſchen, mußte gegen Ende des Jahrhunderts aber vor dem franzöſiſchen weichen. China wurde ſeit langer Zeit von katholiſchen



Aldus Vertoont de Moordenaers Baij als ghij op 15 Vademen daer in geanckert light

A.. Zijn onze Schepen
B.. Zijn de praúwen die om ons boort quamen
C.. is des Zeehaens praúken dat na ons boort quam scheppen en van Inwonders des landts vermeestert en daer nae doort Schieten Wederom Vlaten heelt doen wij Zagen dat Zij de Praúwe Verlaeten hadden is onze Schipper met onze Schaloup Wederom gehaelt
D.. is de Vertooningh Van haer praúwen en het fatzoen Vant Volck
E.. Zijn onze Schepen die onder Zeijle gaen
F.. is onze Schaloup die de Praúwen Wederom haelde

Eine Seite aus dem Tagebuche, in dem Tasman über ſeine Reiſe berichtete.

Glaubenslehrern aufgeſucht, unter denen bald die Jeſuiten in den Vordergrund traten. Die Patres machten durch ihre Hingebung und Kenntniſſe Eindruck, ja ſie vermochten in Peking ſogar eine oberſte Reichsbehörde für aſtronomiſche und mathematiſche Wiſſenſchaft zu begründen. Auch die Mandſchu, welche ſeit 1620 China beunruhigten, um es von 1640 an zu erobern, erwieſen ſich den Jeſuiten im ganzen günſtig. So war bereits vorgearbeitet, als der holländiſche Statthalter Coen 1618 ein Fort auf einer der Inſeln vor der Mekongmündung errichtete. Aber dies genügte nicht. Man verſuchte deshalb, ſich des wichtigſten europäiſchen Hauptplatzes jener Gegenden, des portugieſiſchen Makao zu bemächtigen, wurde aber abgewieſen. Nun begaben ſich die Holländer nach Formoſa, das den Handel zwiſchen Japan und China vermittelte, und gründeten dort die ſtark befeſtigte Faktorei Zeelandia. Von hier aus dehnten ſie weithin ihre Herrſchaft über das Küſtengebiet aus und vertrieben 1642 auch die Spanier, welche ſich im Norden und Weſten der Inſel einen ähnlichen Kolonialbeſitz um das Fort Salvador gegründet hatten. Seit 1656 gelang es den Holländern, freundliche Beziehungen mit China anzuknüpfen und dadurch einen großen Teil des Teehandels über Batavia zu leiten.

Faſſen wir die Tätigkeit der Holländer im fernen Oſten zuſammen, ſo ſehen wir, daß ihr Schwergewicht auf der hinterindiſchen Inſelwelt beruhte, wo ſie in Batavia und Malakka zwei Hauptſtützpunkte beſaßen, ſich gleichzeitig aber bis Vorderindien, Ceylon, China und Japan ausdehnten. Von 1700 bis 1750 wuchs Hollands Inſelreich an Größe bedeutend, erfuhr aber innerlich manche Schwächung. Ein entſetzlicher Bürgerkrieg brach 1740 aus, der in und um Batavia 10000 Chineſen das Leben gekoſtet haben ſoll. Immerhin erſtreckte ſich 1753 der Herrſchaftsbereich der Kompagnie über ganz Java; bis 1756 fielen ihr die meiſten Kleinen Sundainſeln ſamt dem halben Timor zu, und gleichzeitig dehnten ſie ihre Macht auf Weſtborneo aus. Trotz ihrer Mürbheit gelang es der Kompagnie noch, einen Anſchlag der Engländer auf Nordborneo abzuweiſen. Dagegen ging Formoſa an China verloren und ließ ſich nicht wiedergewinnen. Ihre Höhe erreichte die Kompagnie im 17. Jahrhundert. Da umfaßte ihr Handel außer Spezereien noch den immer wichtiger werdenden Reis und Tee, ferner indiſche Baumwollenſtoffe, Seide, Indigo, Diamanten, Salpeter und Sandelholz.

Eine Nebenfolge des Sundahandels bildete die Beſiedelung des Kaplandes. Die Portugieſen ſahen im Kap der Guten Hoffnung nur eine Station auf dem Wege nach Indien, für deren Überwindung man jedesmal Gott dankte. Den Wert des wunderbaren Hafens und ſeines Hinterlandes ſchätzte man nicht. Engliſche Oſtindienfahrer liefen hier an, die engliſche Flagge wurde auch 1620 gehißt, aber die Regierung ließ ſich auf ſo weitgreifende Unternehmungen nicht ein, weil der Kolonialgedanke in England damals noch in den Kinderſchuhen ſtak. Aber 1651 ſetzten ſich die Engländer auf St. Helena feſt, und nun empfanden die Niederländer doch Sorge für die Sicherheit des Indienweges. Heimgekehrte Matroſen eines 1648 am Kap geſcheiterten Schiffes ſchilderten die Vorzüge des Landes, und ein Arzt, Dr. Riebeck, begann 1652 im Auftrag der holländiſchen Indienkompagnie mit der Anlage einer befeſtigten Niederlaſſung auf dem Platz, wo jetzt die Börſe von Kapſtadt ſteht. Der Mangel an edlen Gewürzen und Metallen neben der Fruchtbarkeit des Bodens verſchafften der Kolonie die Ausnahmeſtellung, daß ſie allein auf Ackerbau und Viehzucht eingerichtet wurde. Schon 1657 baute man ein Kornhaus, 1658 begann man mit der Maiskultur und legte Weinberge an. Der Kapwein iſt ſeitdem berühmt geworden. Auch Straußenzucht wurde getrieben. Die Gärten von Kapſtadt erhielten Weltruf. Holländiſche Bauern, ſeit 1687 vermiſcht mit franzöſiſchen Emigranten (Hugenotten), begründeten hier das Volk der Boeren, die im 19. Jahrhundert ſo viel von ſich reden machen ſollten. Schon bald nach Errichtung der Kolonie zeigten ſich die großen Vorzüge wie die Fehler dieſes Geſchlechtes: zäher Fleiß, Schlichtheit, Sparſamkeit, Keuſchheit, Innigkeit des Familienlebens neben rückſichtsloſer Härte gegen die Eingeborenen, die zu Sklaven gemacht oder ausgerottet wurden, Haß gegen Fremde, Mangel an Verſtändnis für den Fortſchritt der Zeit, Verſtocktheit, Dünkel, Ausartung des Erwerbsſinnes. Mit dem Jahre 1700 blühte die Kolonie erſichtlich auf, als die oſtindiſche Geſellſchaft den freien Handel zwiſchen ihren Leuten und den Koloniſten einerſeits und der Urbevölkerung anderſeits geſtattete. Das Randgebirge wurde erſt 1746 überſchritten. Natal war ſchon

1690 in den Beſitz der Geſellſchaft übergegangen, wenigſtens dem Namen nach. Auch an anderen Stellen Afrikas ſetzten ſich die Holländer feſt, teils indem ſie die Portugieſen vertrieben, ſo an der Küſte und auf Inſeln Oberguineas (Elmina, Axim, Arguin, San Thomé, Annobon), in Niederguinea, wo ſie 1641 Loanda eroberten, und in Oſtafrika, hier an der Delagoabai.

Eine weitere natürliche Folge der niederländiſchen Machtentwickelung im Malaiiſchen Meer war die Entdeckung Auſtraliens. Man ſuchte den als Fabel ſchon ſeit langem ſpukenden fünften Erdteil bereits eine geraume Weile; aber ſo verworren waren noch die geographiſchen Anſchauungen, daß man ihn lange mit dem Feuerlande verwechſelte, jenen Felsgeſtaden, die Magelhaens bei der Durchquerung der Meeresenge im Süden geſehen hatte. Das im Oſten der hinterindiſchen Kolonien gelegene Neu-Holland hatten ſchon um 1605 und ſpäter niederländiſche Seefahrer berührt. Man war ſich aber, weil außerhalb Spaniens von Torres glücklicher Überwindung der ſeinen Namen tragenden Meerenge wenig verlautete, keineswegs klar, ob die gefundenen Küſten nicht mit denen von Neu-Guinea ein einheitliches Landgebiet darſtellten. Von 1623 bis 1636 machten Carſtenszon, Palsart, Nuyts und Porl einzelne Küſtenaufnahmen, und 1624 gab der unternehmende Händler Pieterszon, der früher bereits Timorlaut entdeckt hatte, einem öden Geſtade die Bezeichnung Arnhem-Land. Im Karpentaria-Buſen waren ebenfalls gelegentlich ſchon Seefahrer geweſen, doch blieb Neu-Holland auf der Karte immer noch recht dürftig. Dieſem Mangel abzuhelfen, wählte der unternehmende Statthalter van Diemen den richtigen Mann in Abel Janszon Tasman.

Von Mauritius aus fuhr dieſer Seeheld im Jahre 1642 an der Weſt- und Südküſte Auſtraliens hin und belegte eine nach ſeiner Meinung ſich weit gegen Süden erſtreckende Halbinſel mit dem Namen Van-Diemens-Land. Erſt 1800 wurde die Baßſtraße aufgefunden, und da hiermit die Inſelnatur jenes vermeintlichen Vorſprunges dargetan war, ſo heißt die Inſel ſeitdem Tasmanien. Soviel ſtand nunmehr feſt, daß Neu-Holland nicht allzu weit nach Süden reiche. Immer weiter nach Oſten ſteuernd, traf Tasman auf eine große Inſel, mit der er begreiflicherweiſe nichts anzufangen wußte: das heutige Neu-Seeland. Hier änderte er ſeinen Kurs, berührte auf der Heimreiſe jene Inſelgruppen, welche wir heutzutage als Freundſchaftsinſeln, Fidjiinſeln und Bismarckarchipel kennen, und kehrte nach Vollendung einer Reiſe von fünfvierteljähriger Dauer nach Batavia zurück. Eine zweite Fahrt des Jahres 1644 verhalf nur zu einer namhaften Verbeſſerung der See- und Küſtenkarten. Immerhin war die Umſegelung Auſtraliens zur Tatſache geworden, und die Erdkunde von einer unrichtigen Vorſtellung befreit. Die Entdeckungsfahrten Tasmans trugen rein wiſſenſchaftlichen Charakter; ein beſonderes Ruhmesblatt für Holland bilden ſie wirtſchaftlich nicht. Man ließ ſich durch den äußeren Anblick der Küſten abſchrecken und ahnte nichts von dem wahren Werte der Gebiete. Wie ſo oft haben auch hier die Engländer ſpäter das Glück und die Tatkraft gehabt, von der Saumſeligkeit anderer Völker Nutzen zu ziehen.

Nun beſaßen aber die iberiſchen Länder, die Todfeinde der Niederlande, große und wertvolle Beſitzungen nicht nur im Oſten, ſondern noch koſtbarere vielleicht im Weſten: auf den Antillen und in Südamerika. Um dieſe auszubeuten, wurde, als Gegenſtück zur Oſtindiſchen, auf Veranlaſſung eines Großunternehmers, Willem Uſſelius, 1621 die Weſtindiſch-Niederländiſche Geſellſchaft gegründet. Freilich ihre Geſamteinrichtung war und blieb weniger einheitlich als die ihrer älteren Genoſſin. Sie ſetzte ſich zwei Hauptziele: einen großartigen Schmuggel in die ſpaniſchen Kolonien und die Einrichtung von Ackerbau, zumal von Plantagenwirtſchaft. So hatte ſie zwar tüchtige Statthalter, wie Willekens, van Dort, Sigismund Schop und vor allem den vielangefeindeten Johann Moritz von Naſſau, kam jedoch kraft ihrer ganzen Einrichtung nicht aus Kampf und Streit heraus. Von den beiden Grundgedanken gelangte der Schmuggel zur Vorherrſchaft, den ſie auch von den kleinen Antilleninſeln, auf denen ſie ſich feſtſetzte, zumal von Curaçao und Saint-Euſtache mit großem Erfolge betrieb.

Erbitterte Kriege entſpannen ſich um den Beſitz des braſilianiſchen Pernambuco. Die Holländer gebärdeten ſich auch hier als Befreier der Eingeborenen, um mit ihnen gemeinſame Sache zu machen. Die Indianer, welche ſie aus der Sklaverei entließen, waren zwar im offenen Kampf wegen ihrer Feigheit kaum verwendbar, leiſteten aber ſonſt nützliche Dienſte. „Entzückt von der unerwarteten Gnade,“ ſo ſchildert ein Augenzeuge die Zuſtände, „boten ſie ihren Wohltätern freiwillig ihre Dienſte an, die ſie geſchickt durch kleine Geſchenke zähmten und ſie Flinten laden und abſchießen lehrten. Nur die Tapayos, ein wildes, nackt gehendes Waldvolk, gewöhnte ſich nie daran. Dieſe warfen ſich vor den Ladeſtöcken voll Angſt zur Erde und bedienten ſich zum Kampfe nur ihrer Keulen aus Eiſenholz. Trotzdem verwendeten die Holländer die Eingebornen recht wohl. Sie benutzten ſie als Wegweiſer, auf ihren Schultern ließen ſie die Soldaten durch die Flüſſe tragen, luden ihnen Proviant und Gepäck auf, nötigten ſie, vor dem marſchierenden Heer die Wege gangbar zu machen. Die Offiziere ließen ſich von je zweien in Hängematten tragen. Sie wurden zur Beſetzung von Hinterhalten gebraucht.“ Was ausgeſchloſſen erſchien, trat ein: die Politik führte die zwei Erzfeinde Holland und Portugal zuſammen. Im Jahre 1640 wurde Portugal wieder politiſch ſelbſtändig: das Haus Braganza gelangte auf den Thron und ſchloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Niederländern zur gemeinſamen Bekämpfung der Spanier. Politiſche Feinfühligkeit war nicht Sache der Niederländer — in Südamerika ſuchten ſie ſo viel wie möglich von den portugieſiſchen Beſitzungen an ſich zu reißen. Die Ausfuhr von Zucker und Farbholz geſtaltete ſich ſehr lohnend. Die Nachfolger des Moritz von Naſſau aber trieben Kolonialverwaltung von einem ſo engherzigen Buchhalterſtandpunkte, daß ſich eine große Verſchwörung gegen ſie bildete, zu deren Leitung vier Männer von allen Farben und Abſtammungen zuſammentraten: ein Weißer, ein Schwarzer, ein Indianer und ein Miſchling. Sieben Jahre dauerte der Aufſtand, der die Holländer ſchließlich auf die Stadt Pernambuco beſchränkte, welche ſich von der See aus halten ließ. 1654 hatte dann die ganze Herrlichkeit ein Ende: eine portugieſiſche Flotte erſchien unerwartet vor Pernambuco, der Admiral verhängte ohne Befehl der Regierung auf eigene Fauſt die Blockade und zwang die Zitadelle zur Übergabe. Nach Braſilien kamen die Holländer nicht mehr. Dagegen hielten ſie ſich auf der Inſel Curaçao, die einem der beſten Liköre der Welt ihren Namen verliehen hat.

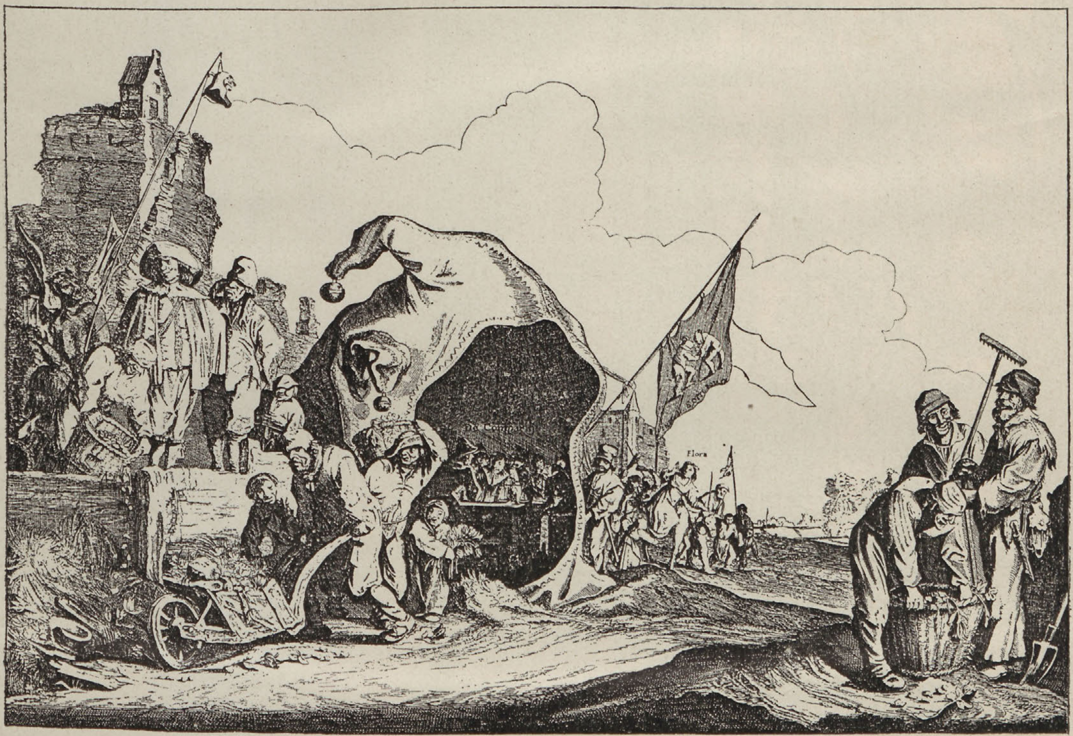
Ein kleines, aber wertvolles Herrſchaftsgebiet ſchufen ſich die Holländer nach langen kriegeriſchen und friedlichen Auseinanderſetzungen mit Franzoſen und Engländern ſeit 1666 in Guayana. Hier entſtanden bald reiche Kaffee-, Baumwolle- und Zuckerplantagen. Surinam iſt noch heute eine kleine Goldgrube, dank der Fruchtbarkeit ſeines Bodens. Freilich die Kolonie fühlte bald alle Fehler der damaligen holländiſchen Verwaltungsverderbnis. Ein großer Teil der Aktien gelangte in den Beſitz der Stadt Amſterdam, deren Großplantagenbetrieb mit unzähligen Sklaven nicht zur Geſundung der Verhältniſſe beitrug: gewinnſüchtige, unehrliche Aufſeher, der Bodenſatz der Menſchheit, arbeiteten für ihre eigenen Taſchen, während die Beſitzer und die Geſellſchaftsleiter ſich in Amſterdam vergnügten. So hatte die Kolonie 1776 ſchon ungeheure Schulden, im Geſamtbetrage von 80 Millionen Gulden.

Den Holländern gebührt endlich das Verdienſt, zuerſt die Bedeutung des mittleren Nordamerika voll gewürdigt zu haben. Hier fanden ſich die Engländer, Schweden und Holländer ein. Die Schweden ſaßen an der Delawarebai, weiter nördlich erſtreckte ſich das Gebiet der Kolonie Nieuw-Nederland, das die Holländer 1614 für wenige Gulden von den Rothäuten gekauft hatten. Sie gründeten dort mit kaufmänniſchem Scharfblicke 1624 auf der Inſel Manhattan am ſchönen Hudſonſtrome eine Stadt Neu-Amſterdam, die anfangs nur langſame Fortſchritte machte, in Zukunft aber zum ſtolzen New York erwuchs. Auch Fort Oranje am Hudſon, das jetzige Albany, Hauptſtadt des Staates New York, iſt holländiſchen Urſprungs. Die niederländiſchen Familien, die hier für geringes Geld rieſige Landſtriche erwarben, hinterließen ihren ſpäteren Erben damit Schätze, von deren zukünftigen Millionenwerten ſie keine Ahnung hatten. Auf ihnen beruhte der ſolide Reichtum der „Knickerbocker“, Familien altholländiſchen Urſprungs im Staate New York, die ſich gern als eine Art amerikaniſcher Ariſtokratie betrachten und ſich beſonderen Anſehens im Lande erfreuen. Ihr berühmteſter Abkomme wurde Präſident Rooſevelt.

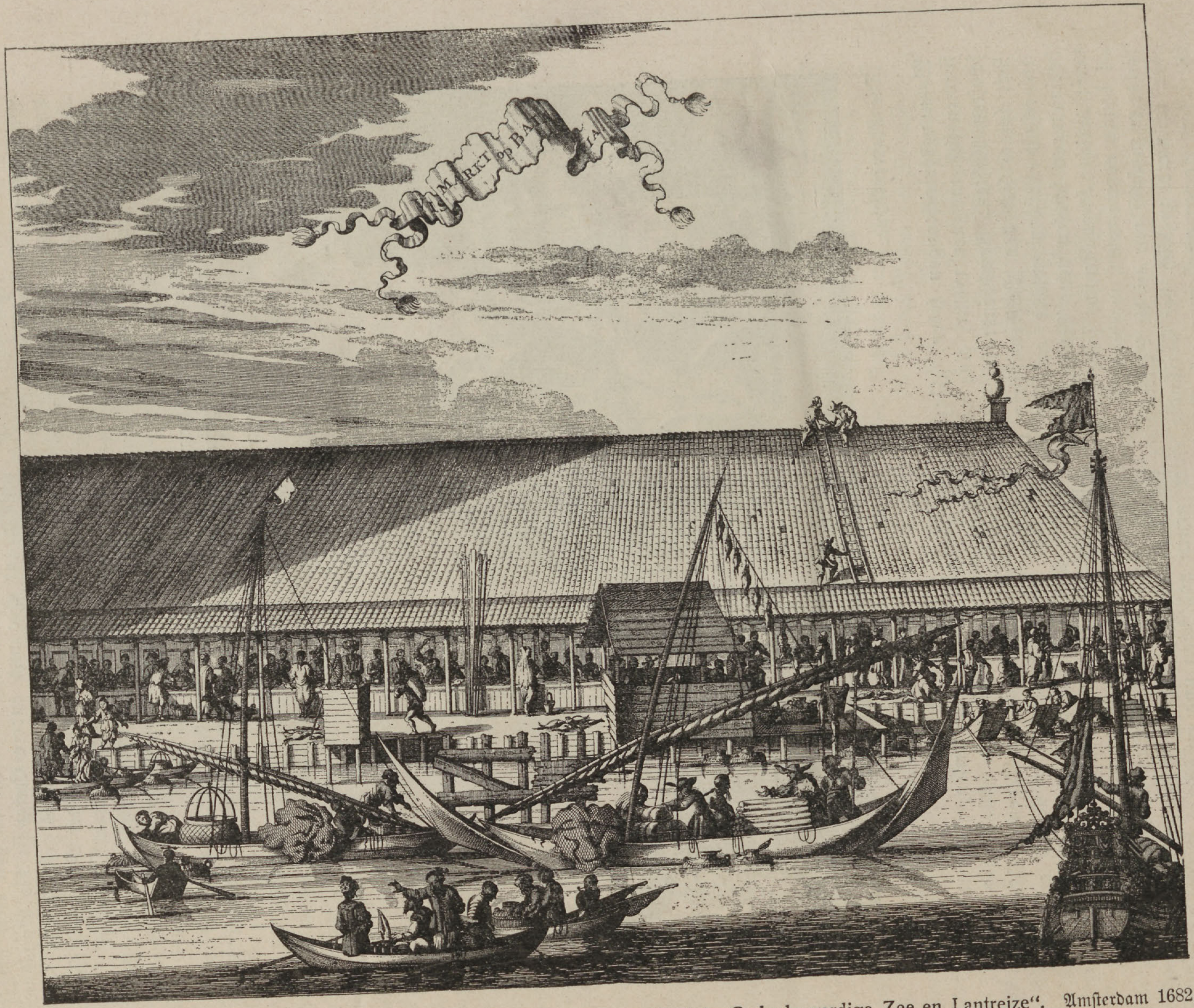
Überblickt man das Ganze, ſo erkennt man, wie die Ausdehnung des Handels- und Kolonialweſens eigentlich in keinem Verhältniſſe zum Mutterlande ſtand, wie dies viel zu klein für ſeine Weltwirtſchaft war. Natürlich ſteigerten ſich Wohlſtand und Reichtum ins ungemeſſene.

Die Hauptquelle derſelben bildete die oſtindiſche Kompagnie, doch darf man deren Erträge nicht überſchätzen. Im Jahre 1605 zahlte ſie 15 Prozent, im folgenden ſtieg die Dividende auf 75, dann hielt ſie ſich lange zwiſchen 25 und 30 Prozent. Aber es gab auch magere Jahre, in denen koſtſpielige Kriege, Unfälle zur See und andere Ereigniſſe die Einnahmen verminderten, ja die Überſchüſſe ganz zerſtörten, zwiſchen 1611 und 1634 geſchah dies ſogar dreizehnmal. Die niederländiſche Zähigkeit überwand alle Schwankungen, der Wert der Stammaktien ſtieg dermaßen, daß die von 3000 Gulden zeitweiſe mit 18000 bezahlt wurden. Das Kapital wurde erhöht, und auch der Staat ſteigerte ſeine Forderungen für die Konzeſſionsverlängerungen. Die Erfolge der Geſellſchaft führten zur Gründung der weſtindiſchen Schweſter, die freilich weniger erreicht hat.

Zunächſt bewirkte der Reichtum die erfreulichſten Folgen für die Niederlande. Gewerbe, Ackerbau, Kunſt und Wiſſenſchaften erreichten eine hohe Blüte. Wer in Europa ſchöne Wohnungseinrichtungen ſehen, glänzendes Geſellſchaftsleben kennen lernen, feine Umgangsformen ſich aneignen wollte, ging nach dem Haag und nach Amſterdam. Künſte und Wiſſenſchaften blühten: Rembrandt ſchuf ſeine Wunder des Pinſels, in den Regentenſtücken jener Zeit ſprach ſich das Vollbewußtſein eines freien, ſich ſelbſt regierenden Volkes aus. Die Univerſität Leyden wurde ein Mittelpunkt des gelehrten Europa. Die neuen Lebensbedingungen ſchufen neue Lehrgegenſtände, wie das Völker- und Seerecht. Im Jahre 1609 veröffentlichte Hugo Grotius ſeine Schrift: „Mare liberum sive de jure quod Batavia competit ad Indica commercia“, worin er die Lehre von der Freiheit des Meeres verkündigte. Zwar dachte er zunächſt nur an die Verteidigung der Anſprüche ſeines Volkes auf die Hochſeeſchiffahrt, aber er ward zugleich der Verkünder einer neuen politiſchen und juriſtiſchen Frohbotſchaft. Mercators Kartenverbeſſerung gab Anlaß zur Entſtehung einer vortrefflichen kartographiſchen Anſtalt im Geſamtbetriebe der Niederlande. Die Philanthropie zog Nutzen aus den Schätzen, die am Vaal zuſammenſtrömten: holländiſche Witwen- und Waiſenfürſorge wurden vorbildlich in der Welt.



Die Narrenkappe. **Karikatur auf den Tulpenſchwindel 1637.**


MARKT op BA
TA

Markt in Batavia.

Aus J. Nieuhof „Gedenkwaerdige Zee en Lantreize“. Amſterdam 1682.

Aber ein Volk vermag ſich nicht lange auf ſolcher Höhe zu halten. Das Gewalttätige im holländiſchen Weſen ſchlug nur zu bald durch. Schwere Vorwürfe wurden gegen die Kompagnie erhoben. Sie bewuchere die Eingeborenen in den Kolonien, betröge ſie, beute ſie aus, ohne das Mindeſte für ihre ſittliche und geiſtige Hebung zu tun. Man verlangte ſtrengere Aufſicht durch den Staat. Die Unkoſten wuchſen; es wurde leichtſinnig darauf los gewirtſchaftet, die oberen Angeſtellten bereicherten ſich aus der allgemeinen Kaſſe, und die Genoſſenſchaft mußte Obligationen ausgeben, die ſich bald in die Millionen beliefen. Eine ungeſunde Verquickung von ſtädtiſcher Bureaukratie und Geſellſchaftsdirektion fand infolge überhandnehmender Klüngelwirtſchaft ſtatt. Die Geſellſchaft trieb Wucher mit den Einfuhrwaren und ſteigerte durch ungerechte Mittel die Preiſe zu ſchwindelhafter Höhe. Bei den unteren Angeſtellten ſchwand die Ehrlichkeit, ſie ſpekulierten auf eigene Fauſt, um raſch reich zu werden. Dieſe Verderbnis der ſpäteren holländiſchen Kolonialverwaltung hat im 19. Jahrhundert Multatuli in packenden Bildern geſchildert.

Das Beiſpiel wirkte anſteckend. Alle Welt wollte übermäßig verdienen und glänzend leben. Schlemmerei, Luxus und ſittliche Verlotterung drangen bis hinab in die Bauernkreiſe. Jenes Fieber, welches das giftige Gold der Tropen erregte, fand ſeinen bezeichnendſten Ausdruck in dem von 1634—1640 wuchernden Tulpenſchwindel. Da wurde für eine einzige dieſer duftloſen, anmaßenden Töchter des Orients bis zu 13000 Gulden gezahlt. Es gab Sammlungen von mehr als 500 Arten. Die Liebhaberei war Übermut und Spekulation zugleich, die alle Kreiſe erfaßte, den Millionär und den Torfträger. Die Zuſtände verwilderten ſchließlich derartig, daß man 1630 die 1609 abgeſchaffte Galeerenſtrafe wieder einführen mußte. Das oſtindiſche Monopol bewirkte, daß man überall in Handel und Gewerbe ſein Heil im Monopol ſuchte, und hierdurch die freie Weiterentwickelung aufs ſchwerſte ſchädigte. Die liederliche und verbrecheriſche Wirtſchaft in den Überſeedingen belaſtete ſchließlich nicht nur die Kompagnie ſondern auch den Staat mit gewaltiger Schuldenlaſt.

Zuerſt wurde die weſtindiſche Kompagnie von ihrem Schickſale ereilt. Nach dem Verluſte von Braſilien vermochte ſie keine Dividende mehr zu zahlen; 1667 wollte ſie alles verkaufen, um ihre Schulden zu decken, und ſieben Jahre ſpäter iſt ſie aufgelöſt. Ihr unvergänglicher Ruhm bleibt die Gründung von New York. Weſentlich länger behauptete ſich die oſtindiſche Schweſter, aber ſchließlich erlag auch ſie der inneren Fäulnis und dem Wettbewerbe der Engländer und Franzoſen. Im Jahre 1742 befand ſie ſich vor dem Zuſammenbruche, und ein Sanierungsverſuch folgte dem andern. Dennoch betrug die Unterbilanz 1794 über 112 Millionen Gulden. Sie löſte ſich in der bisherigen Weiſe auf und behielt nur noch den Handel mit Japan und China. Zugleich erfolgte eine Umgeſtaltung der Kolonialverwaltung. Ihrem Vaterlande hat die Kompagnie politiſch ſchwer geſchadet, indem ſie durch die gewalttätige und zähe Ausnutzung der Monopolforderungen den Haß anderer europäiſcher Völker, zumal der Engländer auf ſich zog. Aus dieſem Völkerhaſſe erwuchſen jene leidenſchaftlich geführten Kriege, welche mit der Vernichtung der holländiſchen Machtſtellung enden ſollten.

Auf ihre Kolonien hat die oſtindiſche Kompagnie geradezu verheerend gewirkt, jedenfalls viel ſchlimmer als vorher der portugieſiſche Staat. Man hat geſagt, von allen privilegierten Geſellſchaften habe ſie am gewiſſenloſeſten gewirtſchaftet. Ohne Bedenken ſtellte ſie ihre Herrſcherpflichten den Kaufmannstrieben nach und beutete deshalb die Eingeborenen aus in jeglicher Weiſe. Sie verbot ihnen, gewiſſe notwendige Lebensmittel zu pflanzen, und griff zu den fürchterlichſten Gewaltmitteln, wo es ihr Vorteil gebot. Die Niedermetzelung der Malaien von Banda und der Chineſen auf Java ſtanden nicht vereinzelt da. Die Kaufherren in Amſterdam ſtellten ſich ein doppeltes Ziel: Beſchränkung der Inſelerzeugniſſe und der Inſelbevölkerung, um den Schmuggel ſchwieriger und die Überwachung leichter zu geſtalten. Dafür enthielten ſie ſich der gewaltſamen Chriſtianiſierung und Verſklavung der Unterworfenen. Sie gebrauchten nur milde behandelte Hausſklaven, weil ſie keine ausgedehntere Ackerausnutzung, ſondern weſentlich nur Handel trieben. Anders am Kap der Guten Hoffnung. Hier gründete die Kompagnie eine wirkliche Ackerkolonie.

Alles in allem ähneln die Holländer den von ihnen verdrängten Portugieſen. Sie bewieſen eine erſtaunliche Ausdehnungsfähigkeit und wuchſen ſich im Übermaße aus der Kraft.

8.
FRANKREICH
IM
OSTEN
VND
WESTEN

Aus Nieuhof „Gedenkwaerdige Zee en Lantreize“. Amſterdam 1682.

Im Weſen der Franzoſen liegt ein ſcheinbarer Widerſpruch, der beſonders deutlich in ihrer Kolonialpolitik hervortritt. Einerſeits gilt der Franzoſe als eine Art Hausmaus, die zu Bequemlichkeit und heiterem Lebensgenuſſe neigt, ſich am wohlſten im eigenen Vaterlande fühlt und einen leiſen Widerwillen gegen das Erlernen fremder Sprachen hegt. Dem aber ſteht entgegen die Unruhe der Nation, der Drang, weit über die Grenzen hinaus etwas zu ſein und zu gelten. So konnte Frankreich glänzend unter den Entdeckern vertreten ſein, ſchon früh das Streben nach einem großen Kolonialreiche ausbilden, eine Zeitlang ein gefährlicher überſeeiſcher Nebenbuhler Englands werden und in neueſter Zeit ſich wieder mächtig emporraffen.

Die Gründe, welche unter Ludwig XV. zum Scheitern des großartigen Werkes führten und den Erfolg der Kolonialbeſtrebungen Frankreichs in Frage ſtellten, ſind pſychologiſcher Art. Den Franzoſen fehlt die zähe Ruhe und Beharrlichkeit, die auf jenem Gebiete allein zum Siege führt, ſie ſind ein Land-, aber kein Seevolk, zu ſehr den Strömungen des Augenblickes ergeben und zu unfruchtbaren ritterlichen Abenteuern geneigt. Nationaler Dünkel und Unduldſamkeit hielten ſie ab, ſich in der Fremde innerlich einzuleben, und verhinderten eine geſunde Völkermiſchung, welche die Grundlage zum Aufblühen einer jungen Kolonie bildet. Ihre Geſchäftsführung war oft jämmerlich und ſuchte nur einen kleinen Klüngel zu bereichern, eine engherzige Bureaukratie leiſtete das Verfehlteſte in drückenden Verordnungen. Neid und Neigung zu Intrigen durchkreuzten die beſten Unternehmungen und ſtürzten die tüchtigſten Männer. Nur zu oft warfen entgleiſte Leute ſich auf die Kolonien, wogegen das Kapital erſt durch Druck der Regierung zur Beteiligung gebracht wurde. Immer blieb die Kolonialpolitik Sache von Einzelnen oder Intereſſengruppen, volkstümlich iſt ſie in Frankreich nie geweſen.

Der Haupturheber des franzöſiſchen Fernverkehrs war Ludwigs XIV. großer Miniſter Colbert, der Chef des franzöſiſchen Kolonialweſens. Schon Kardinal Richelieu hatte ſein

Augenmerk hierauf gerichtet, doch in wenig wirtſchaftlicher Weiſe. Seine Gedanken nahm Colbert dann großzügig auf. Er beabſichtigte, Frankreichs Induſtrie und Handel allſeitig zu entwickeln und von der Herrſchaft Hollands zu befreien. Schutzzölle, Fabriken, Staatsunterſtützungen und eigene Kolonien galten ihm dafür als geeignete Mittel. So wurden 1664 die oſtindiſche und die weſtindiſche Kompagnie errichtet, jener der Umkreis des Indiſchen, dieſer der des Atlantiſchen Ozeans zugeteilt, und die größten Anſtrengungen gemacht, ſie leiſtungskräftig zu geſtalten. Nicht bloß mit Staatsmitteln wurde nachgeholfen, ſondern auch verſucht, deutſche und nordiſche Aktionäre zu gewinnen.

Selbſtverſtändlich entſprach die Ausdehnung Frankreichs durch ferne Kolonien dem prunkſüchtigen Weſen Ludwigs XIV., und ſo kann es nicht wundernehmen, daß auch er ſich dem Gedanken zuwandte. Hierbei mag bemerkt werden, daß Leibniz, ein ebenſo guter deutſcher Patriot wie hervorragender Denker, jene Neigung zu benutzen ſuchte, um die Eroberungspläne des Sonnenkönigs von Deuſchland abzulenken. In einer berühmt gewordenen Abhandlung riet er zur Unterwerfung Ägyptens und zur Erbauung eines Suezkanals. Aber Ludwig fand die Ufer des Rheins vorläufig doch näher als die des Nils. Mit ſeinen Kolonialplänen hatte er wenig Glück. Trotz aller Bemühungen von oben, und obwohl der König ſelber vier Millionen Franken für die Oſtindien-Kompagnie beiſteuerte, erwieſen ihre Erträgniſſe ſich keineswegs verlockend. Die Aktionäre weigerten ſich wiederholt, weitere Einzahlungen zu leiſten, und die Direktion griff ſchon damals zu dem auch bei heutigen Aktiengeſellſchaften beliebten Mittel der Bilanzfriſierung und der Auszahlung von Dividenden aus dem Grundkapitale bei tatſächlicher Unterbilanz.

Es iſt eine der letzten Taten Richelieus geweſen, die Geſellſchaft des Morgenlandes (Compagnie de l'Orient) zu gründen und ihr die Beſitzergreifung Madagaskars als erſte Hauptaufgabe zuzuweiſen. Dieſe Rieſeninſel, welche nach Fauna und Flora faſt einen eigenen Weltteil bildet, war bereits 1501 entdeckt, aber bislang von europäiſchem Einfluſſe faſt unberührt geblieben. Richelieu wünſchte ſie nun als Stützpunkt für den oſtindiſchen Handel zu gewinnen. So landeten die Franzoſen 1642, aber zur ungünſtigſten Jahreszeit in einer ungeſunden Gegend. Sie erreichten nur die Erbauung eines Forts, welches als Rückhalt für weitere Bemühungen dienen konnte. In den nächſten zwanzig Jahren wurden weite Strecken beſetzt, aber Sklavenraub und Bekehrungseifer der franzöſiſchen Geiſtlichkeit ließen kein Einvernehmen mit den Urbewohnern aufkommen. Rückſchläge traten ein, es fehlte an Geld und Einwanderung; im Jahre 1664 ſah ſich die Orientgeſellſchaft zum Verzichte auf ihre Rechte genötigt. Hier ſetzte nun Colbert mit der neuen oſtindiſchen Kompagnie ein. Madagaskars wegen wurde eine Nebengeſellſchaft gebildet, für die es 6 Millionen Franken Grundkapital und 12 bis 14 große Schiffe zu beſchaffen galt. Mit allen Mitteln ſollte das Unternehmen volkstümlich gemacht und großartig ausgeſtaltet werden. Broſchüren wurden geſchrieben, Vorträge gehalten, Gründungsverſammlungen veranſtaltet, madagaſſiſche Erzeugniſſe ausgeſtellt, Abordnungen von madagaſſiſchen Königen empfangen, kurz, eine ganz moderne Technik der Kolonialmache unter perſönlichſter Teilnahme des Miniſters entfaltet. Aber die franzöſiſche Kaufmannſchaft blieb zurückhaltend, und die erſten beiden Schiffe mit madagaſſiſcher Ladung wurden von den Engländern in den Grund gebohrt. Nun faßte der König einen neuen Gedanken: Madagaskar ſollte eine Art Feudalſtaat und aus den Großanſiedlern eine neue Ariſtokratie mit hochklingenden Titeln gebildet werden. Die Bedenken der Aktionäre brachte ſeine perſönliche Gegenwart zum Schweigen, und als Gouverneur begab ſich der Marquis de Montdevergue mit einer Anzahl Verwaltungsbeamten nach der Inſel, welche man ſtolz „Dauphininſel“ nannte. Aber die Dinge blieben ungünſtig; der König mußte das Land ſchließlich auf eigene Rechnung übernehmen, Montdevergue wurde verhaftet und ſtarb im Unterſuchungsgefängniſſe. Als Kronkolonie ging es Madagaskar noch ſchlechter. Es kam zu ſtändigen Reibungen zwiſchen dem königlichen Admiral, der die Verwaltung führte, und den Anſiedlern; die Eingeborenen erhoben ſich 1672 in Empörung, machten einen großen Teil der Franzoſen nieder und ſchlugen zwei Jahre ſpäter abermals los. Damit war der Traum eines „Oſtfrankreich“ zu Ende.

Länger als ein Jahrhundert verſank die Inſel ins Dunkel. Erſt im 18. Jahrhundert, als die Zeit der Abenteurer, Schwärmer und Schwindler zur Blüte gedieh, erinnerte man ſich wieder an die weiland hochfliegenden Pläne. Namentlich Graf Maudave wies auf Madagaskar hin, ein tapferer, weitgereiſter Offizier, der die Engländer leidenſchaftlich haßte. Er wußte den Miniſter Choiſeul für ſich einzunehmen, landete 1768 auf Madagaskar, gewann die Eingeborenen und ein rieſiges Gebiet. Nun aber erwachte die Eiferſucht des Gouverneurs von Isle de France, der ſchon 1770 ſeine Abberufung bewirkte. Wieder ſtanden die Dinge verzweifelt, als es dem ungariſchen Grafen Benjowsky glückte, Ludwigs XV. Vertrauen zu erlangen. Er war ein unruhiger Kopf: Reiſender, Offizier, Verſchwörer, Gefangener, Pelzjäger, Hauslehrer, Mörder und wurde 1774 mit Truppen nach Madagaskar geſandt. Aber die Beamten in Isle de France arbeiteten auch ihm entgegen, und die franzöſiſchen Soldaten benahmen ſich zügellos. Benjowsky blieb ſtandhaft, machte mehrere Züge ins Innere und koloniſierte ſo gut er unter den erſchwerenden Umſtänden vermochte. Immer heftiger wurde in Paris intrigiert, Unterſuchungskommiſſare erſchienen und verboten ihm weitere Tätigkeit. Da wählten die Häuptlinge ihn zum Könige der Inſel, doch verärgert und verlaſſen reiſte er nach Paris, rechtfertigte ſich vor dem Könige, verhandelte mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ſetzte Gott und die Welt in Bewegung, kehrte 1785 nach Madagaskar zurück, wo der Gouverneur von Isle de France ihn als Empörer behandelte, ihn überfallen und töten ließ. Möglich auch, daß engliſches Geld dabei mitgewirkt hat. Ohne auf die Schickſale der Inſel weiter eingehen zu können, bemerken wir nur, daß ſie 1896 zur franzöſiſchen Staatskolonie erklärt wurde, und damit das wechſelvolle, jahrhundertealte Bemühen zu einem Abſchluſſe gediehen iſt.

Ein anderes Ziel der Franzoſen war das Land an der Weſtküſte Afrikas zwiſchen Senegal und Gambia, war Senegambien. Die Nation hatte gewiſſe Anſprüche darauf, denn ſchon im 14. Jahrhundert holten normanniſche Seefahrer von dort Gold, Elfenbein und Gummi, die ſie in Dieppe zu Markt brachten. Dann aber waren die Holländer und die Engländer gekommen. Die wichtigſte Niederlaſſung der Franzoſen wurde das an der Senegalmündung erbaute Fort St. Louis. Es bildete ſich 1626 eine franzöſiſche Handelsgeſellſchaft, die ſog. Normanniſche Kompagnie, die 1664 ihre Rechte an die Weſtindien-Kompagnie abtreten mußte. 1672 gründete Colbert dann eine beſondere Kompagnie, die noch wiederholt ſaniert und umgeſtaltet wurde. Schon 1637 gelangte Jannequin zu Schiff bis in die Nähe des heutigen Podor. Eine durchgreifende Stärkung bewirkte dann der begabte Direktor André Brue, der 1697 nach St. Louis kam, wo er die Kolonie in kläglichem Zuſtande fand. Er ſtellte das Militäriſch-Bureaukratiſche zurück und gab ſich weſentlich als Kaufmann und Forſcher. Den Senegal weit hinauffahrend, erkundete er das Hinterland auf ſeinen wirtſchaftlichen Wert. Lange ſuchte er eine Waſſerſtraße nach Timbuktu, dem Sammelplatze aller Karawanen, natürlich vergebens. Nach ſeiner Rückkehr ordnete er die Zuſtände im Küſtengebiete, unterſuchte dann 1698 den Oberlauf des Senegal und befuhr 1700 den Gambia, während einer ſeiner Vertrauensmänner, der kluge Auguſtinerbruder Apollinaire, im oberen Senegalgebiete Goldminen fand. Abberufen und ehrenvoll wieder eingeſetzt, betrat Brue 1714 von neuem die Stätte ſeiner Wirkſamkeit, machte gute Geſchäfte und erzog ſich tüchtige Unterbeamte. Einer derſelben, Compagnon, leitete 1715 bis 1716 ein Unternehmen ins Bambukland und in die Goldprovinz Guinguifavanna. Dort war die Erde ſo ergiebig, daß ſelbſt die Pfeifenköpfe der Neger Goldkörner enthielten, ein anſehnlicher Hügel beſtand aus Golderde. Brues Beſtreben, mit den Negern und Arabern Frieden zu halten, bewährte ſich trefflich: ſo konnte er den Gummimarkt einrichten, Gold gewinnen und Kartenaufnahmen machen. Leider verhinderte ein Zerwürfnis zwiſchen Staat und Geſellſchaft die Ausbeutung der Goldminen. Statt den Negern geſunde Bedürfniſſe anzugewöhnen, führten die Franzoſen vielen Branntwein ein, und der Sklavenhandel gewann immer mehr an Ausdehnung. Von der Goldküſte ging die ſchwarze Menſchenfracht nach den Antillen, wo ſie für den Plantagenbau verwendet wurde. Unter Brues Nachfolgern geriet die Koloniſation ins Stocken. Schließlich kamen die Engländer, angelockt von der Sklavenausfuhr, und riſſen die Gebiete an ſich.

Mit dem Vorgehen auf Madagaskar hingen die Unternehmungen der Franzoſen im Indiſchen Ozean und in Oſtindien zuſammen. Die Inſel Bourbon (Réunion), 1505 von den Portugieſen entdeckt, wurde 1649 von den Franzoſen in Beſitz genommen und gedieh vortrefflich. Der

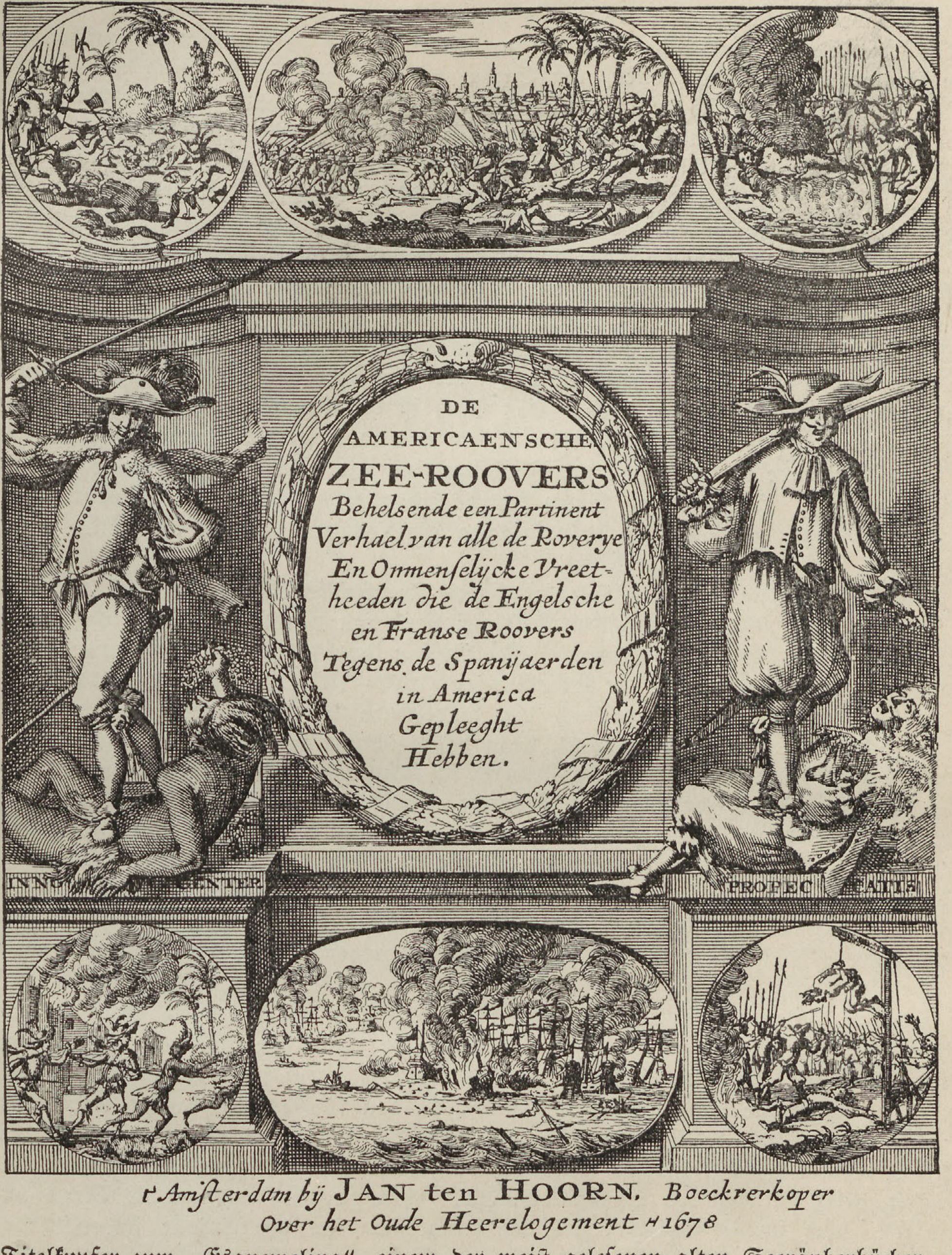
Gouverneur Peivre führte dort den Gewürzbau ein, und jetzt erzeugt ſie die beſte Vanille. Anders Mauritius (Isle de France), das als wichtiger Stützpunkt für den Indienhandel eine internationale Bedeutung hatte. Es war erſt portugieſiſch, dann holländiſch, herrenlos, franzöſiſch, engliſch, wieder franzöſiſch, um endgültig den Engländern in die Hände zu fallen. Auch Rodriguez hatte ähnliche Schickſale: es wechſelte zwiſchen Portugal, Holland, Frankreich und England.

Die beiden Hauptſchauplätze franzöſiſcher Kolonialpolitik ſind Oſtindien und Nordamerika geworden. Im Jahre 1669 brach ein Geſchwader unter de la Haye auf, um Oſtindien für die franzöſiſche Kompagnie zu gewinnen. Die erſten Niederlaſſungen erfolgten in Surat und Maſulipatam, alſo an Orten, wo ſchon andere Europäer wohnten. Ein Verſuch, den Holländern 1672 Ceylon zu entreißen, mißlang. Dagegen beſetzte man an der Koromandelküſte die Stadt St. Thomas (St. Thomé) bei Madras und kam hierdurch in Berührung zu dem Fürſten von Golkonda, einem der mächtigſten Sultane Vorderindiens. Das Wort von den „Schätzen Golkondas" war in jedermanns Mund. St. Thomas ging bald an die Holländer verloren, gleichzeitig aber gelang den Franzoſen ein Erfolg von dauerndem Werte. Ein Kompagniebeamter, François Martin, ſetzte ſich 1674 kühn mit 60 Leuten in Pondichery feſt. Er bewies damit einen ausgezeichneten Blick, wurde Generaldirektor, erwarb Chandarnagar, erweiterte den franzöſiſchen Beſitz und knüpfte Verbindungen mit Perſien und Maskat an. Aber die ſchlechte Politik des franzöſiſchen Hofes und der ſpaniſche Erbfolgekrieg brachte die Kompagnie um die Früchte ſeiner Anſtrengungen. Von Pondichery aus hatten die Franzoſen freundſchaftliche Beziehungen mit Siam eröffnet. 1686 ſandten ſie ſogar eine Hilfstruppe nach Bangkok, unter deren Mitwirkung der holländiſche Einfluß gebrochen wurde. Dann verdarb Hochmut und Bekehrungseifer alles. Die Eingeborenen erhoben ſich im Aufruhr gegen die Franzoſen und nötigten ſie, 1688 das Land zu verlaſſen. Nun übernahm die niederländiſche Kompagnie wieder die Führung in Siam.

Somit ſtanden die Dinge für die Franzoſen eine Zeitlang ſchlecht im fernen Oſten. Erſt als John Law für ſeine Schwindelpläne überſeeiſche Unternehmungen gebrauchte, gelangten ſie wieder zu Anſehen. Die Herrlichkeit dauerte freilich nicht lange, doch rettete die Regierung aus den Trümmern ſeiner Bank die neue Indienkompagnie, für die ſeit 1742 Dupleix als Statthalter waltete. Damals waren große Änderungen in Südindien geſchehen. Der Dekhan hatte ſich vom Großmogul unabhängig gemacht, und in Haidarabad eine Selbſtherrſchaft errichtet, unter der freilich eine Menge größerer und kleinerer Machthaber ihr Weſen trieben: ein ausgeſucht günſtiger Zuſtand für fremde Einmiſchung. Der erſte, welcher dies klar erkannte und die richtige Folgerung zog, war Dupleix. Kühn faßte er den Plan, auf den Trümmern des zerbröckelnden Mongolenreiches eine franzöſiſche Herrſchaft zu errichten. Er gewann den Nabob von Arcot, an deſſen Küſte Madras und Pondicherry lagen, und räumte zugleich mit den Engländern auf, indem er Madras beſetzte und behauptete, bis der Friede von Aachen ihn zu deſſen Herausgabe zwang. Unerſchüttert ſchritt er weiter: miſchte ſich in die Wirren des Dekhan, beſetzte die Throne von Haidarabad und Arcot mit Männern ſeiner Gunſt und ſchwang ſich zum tatſächlichen Gebieter des Südens empor. 1751 befand er ſich auf der Höhe ſeiner Macht. Nicht bloß Vorder- ſondern auch Hinderindien hoffte er für Frankreich zu gewinnen. Da rafften die Engländer ſich empor und fanden in Clive einen überlegenen Verfechter ihrer Sache. Dupleix war mehr Diplomat als Krieger, und daheim in Frankreich wurde man der ſteten indiſchen Verwicklungen überdrüſſig. So unterſtützte man ſeinen Vorkämpfer ungenügend oder gar nicht, wogegen die britiſche Kompagnie bedeutende Anſtrengungen machte, und treffliche Truppen, zumal altgediente Schweden ſandte. Damit war das Schickſal des Statthalters und der franzöſiſchen Herrſchaft entſchieden. Als die Engländer bei Trichinopolis Sieger blieben, erhielt Dupleix 1754 ſeine Abberufung. Der Franzoſe hatte verſtanden, ſeine Taten in die richtige Beleuchtung zu ſetzen, und iſt deshalb von ſeinen Landsleuten zeitweiſe überſchätzt worden. Alles in allem hat er Großes geleiſtet, wenn man ſeine geringen Mittel und deren ſchwankenden Untergrund, wenn man erwägt, daß der Chef der franzöſiſchen Militärgewalt, von den Engländern beſtochen, ihm neidvoll entgegenarbeitete. Dupleix hat den Weg gewieſen, auf dem die Engländer fortſchreiten und ſich zu Erben ſeiner Arbeit machen konnten. Mit der den Franzoſen im Unglück eigenen Undankbarkeit ließen ſie ihren weitſchauenden Landsmann fallen, ſo daß er, dem die Schätze Indiens zu Füßen gelegen hatten, 1764 in tiefſtem Elende geſtorben iſt. Schon vorher war Pondichery von den Engländern erobert, wurde aber im Pariſer Frieden 1763 wieder ausgeliefert, jetzt eine Kolonie ohne Wert. Durch die Mißwirtſchaft der franzöſiſchen Kompagnie und die Kurzſichtigkeit der Regierung iſt das koſtbare Indien verloren gegangen.

Begeben wir uns in das Gebiet der weſtindiſchen Kompagnie, deren Wirken wir ſchon in Senegambien kennen lernten. Kaum ein Stück der Welt übte auf unternehmende Gemüter ſolchen Reiz aus wie die Antillen. Das weiche Klima, der reiche Boden und der naive Sinn der Eingeborenen lockte förmlich zur Anſiedelung, und in Frankreich waren es weſentlich Normannen, die dieſem Hange folgten. Normanniſche Edelleute betrieben ſeit Richelieu die Gründung franzöſiſcher Kolonien in Weſtindien. Ein Kapitän aus Dieppe landete 1625 auf St. Chriſtophe und ſetzte ſich dort feſt. Richelieu war von dem Gedanken ſo eingenommen, daß er ſich ſelber mit Kapital beteiligte, die Anſiedler gegen die Engländer militäriſch unterſtützte und ſie durch Zollvergünſtigungen ermunterte. Eine Geſellſchaft von Kapitaliſten bildete ſich in Rouen und legte Pflanzungen an auf Martinique und Guadeloupe. Hier entſtand eine Art Junkerſtaat: eine Kaſte von Großpflanzern, die feſt zuſammenhielt, ſtolz auf ihre nordfranzöſiſche Abſtammung. Als Anſiedler wurde nur zugelaſſen, wer Franzoſe und Katholik war. Die Eingeborenen hingegen ſahen ſich grauſam und verächtlich behandelt und rückſichtslos ausgenutzt. Zugleich griff man weiter um ſich, beſetzte 1643 St. Lucia und Cayenne (Guayana), das damals als Zubehör der Antillen galt, 1648 St. Martin und andere Inſeln, ſpäter Granada und St. Croix. Inzwiſchen fingen die Engländer an, in dieſen Gewäſſern ſtark zu werden, und taten den Franzoſen gewaltigen Abbruch. Um den Handel zu heben, mußte die Regierung ſich entſchließen, Ausfuhrbelohnungen zu zahlen. Die Verwaltung ſorgte ſchlecht für Verpflegung und Bezug europäiſcher Waren, ſo daß es deswegen ſogar zu Anſiedleraufſtänden kam. Aus dem Verkehr der Weißen mit Eingeborenen und Sklavinnen gingen zahlreiche Miſchlinge hervor, die natürlich die ſchlechten Eigenſchaften beider Raſſen erbten; dieſer Zwiſchenbevölkerung gegenüber erhob ſich der Kaſtenſtolz der Kreolen um ſo unerträglicher.

In den Urwäldern des herrlichen, von den Spaniern ſo gut wie aufgegebenen Haiti ſetzte ſich eine eigenartige Geſellſchaft feſt: Menſchen, die Freiheit und Unregelmäßigkeit um jeden Preis liebten; oft wilde, aber ehrliche Geſellen. Alle Völkerſchaften waren vertreten, am meiſten wohl franzöſiſche Matroſen aus der Normandie. Ihre Hauptbeſchäftigung bildete, das wilde Vieh der Inſel zu jagen, deſſen Fleiſch in Streifen zu ſchneiden und über Holzfeuer zu dörren. Man nannte dies Verfahren „bukanieren“ und die Leute danach „Bukaniers“. Das Fleiſch verzehrten ſie zum Teil ſelbſt, teils verkauften ſie es an die Pflanzer der Inſel oder an Schiffe, welche landeten, um ſich für die Weiterreiſe zu verſorgen. In dieſer halbwilden Genoſſenſchaft erlangte ein gewiſſer Pierre la Grand durch ſeine Kühnheit eine angeſehene Stellung: ein weggelaufener Matroſe aus Dieppe. Er ſann bald auf bedeutendere Unternehmungen und eroberte kühn ein großes ſpaniſches Handelsſchiff. Als die Bukaniers davon erfuhren, beſchloſſen ſie, ihr elendes Gewerbe aufzugeben und ſich nur noch mit Seeraub zu befaſſen. Man kennt ſie von nun an in der Geſchichte hauptſächlich unter dem Namen „Flibuſtier“ (von dem engliſchen Wort fly-boat, ſchnelles Schiff); ſelber nannten ſie ſich auch „die Brüder von der Küſte“. Sie bildeten eine regelrechte Genoſſenſchaft und hatten eine Art Verfaſſung, an der ſie ehrlich feſthielten. So wählten ſie ſich ihre Kapitäne ſelbſt, berieten und beſchloſſen alle Unternehmungen in gemeinſamen Verſammlungen. Die Beute wurde nach feſter Abſtufung verteilt. Jeder mußte einen fürchterlichen Eid ſchwören, nichts zu unterſchlagen; wer die Satzungen verletzte, wurde aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen. Dieſe erhielt Zuzug, als die Spanier 1629 die Franzoſen aus St. Chriſtophe vertrieben. Ein Teil derſelben wandte ſich nach Haiti, namentlich nach deſſen Nordküſte, andere ließen ſich auf der benachbarten Inſel Tortuga nieder, deren Felſenküſte günſtige Schlupfwinkel bot und bald der Hauptſitz des Flibuſtiertums wurde. Ihre Unternehmungen vollführten ſie mit fabelhafter Kühnheit: in leichten Booten fuhren ſie bis dicht an die ſchwerfälligen ſpaniſchen Kriegsſchiffe und machten durch Schüſſe in die Schießluken Kanonen und Bedienungs-



DE
AMERICAENSCHE
ZEE-ROOVERS
Behelsende een Partinent
Verhael van alle de Roverye
En Onmenſelÿcke Vreetheeden die de Engelsche
en Franse Roovers
Tegens de Spanÿaerden
in America
Gepleeght
Hebben.

t'Amſterdam bÿ JAN ten HOORN, Boeckrerkoper
Over het Oude Heerelogement A°1678

Titelkupfer zum „Esquemeling“, einem der meiſt geleſenen alten Seeräuberbücher.
Amſterdam 1678.

mannſchaften kampfunfähig. Neben dem Seeraub betrieben ſie Schmuggel. Allmählich zitterte die ganze Oſtküſte Mittelamerikas vor ihnen. Nur umſomehr erweiterten ſie ihre Unternehmungen, zogen ſcharenweiſe von Ort zu Ort, überfielen und plünderten die Küſtenſtädte. Die ſpaniſchen Beſatzungen wehrten ſich tapfer, konnten aber den Angriffen der Flibuſtier nicht widerſtehen. Das meiſte Aufſehen machte der Überfall auf die Stadt Panama im Jahre 1670. Bis in die Südſee dehnten ſie ihre Raubzüge aus. Ihr berühmteſter Führer war ein gewiſſer Morgan: ſeine Unerſchrockenheit und Umſicht imponierte den Engländern ſo, daß ſie ihn zum Vizegouverneur von Jamaika machten. In dieſer Stellung bewährte er ſich außerordentlich. Anfangs begingen die Flibuſtier gegen Menſchen keine unnötigen Grauſamkeiten, ſondern begnügten ſich mit der Aneignung ſachlichen Eigentums, und wenn ſie Leute in die Sklaverei ſchleppten, ließen ſie ſie gegen Löſegeld oder nach ein paar Jahren Dienſt wieder frei. Später wurde ihr Vorgehen gewalttätiger, und ſie vergoſſen viel unſchuldiges Blut. Ihre Beute gereichte ihnen ſelten zum Segen: nach vollendetem Raubzug überließen ſie ſich wüſten Orgien, namentlich dem Trunke. Die Kriegsſchiffe, welche zu ihrer Verfolgung entſandt wurden, erreichten nicht viel. Doch gegen Ende des 17. Jahrhunderts erloſch der Glanz der Flibuſtier von ſelbſt. Streitigkeiten brachen aus, das internationale Weſen der Genoſſenſchaft ging verloren, die Angehörigen der verſchiedenen Völker begannen miteinander zu hadern, die europäiſchen Regierungen entzogen ihnen den Boden durch eine vernünftigere Zollpolitik.

Die Taten und Schickſale der Bukaniers und Flibuſtier ſind von einem der Ihrigen beſchrieben worden: einem holländiſchen Matroſen Esquemeling. Der Geiſt der Freiheitsliebe, die wilde Leidenſchaft, welche in dieſem Buche lodert, hat ihm einen Weltruf verſchafft: 1698 holländiſch erſchienen, iſt es gleichſam als das Heldengedicht der Seeräuberromantik in faſt alle europäiſchen Sprachen übertragen, und jeder Überſetzer hat ſich bemüht, den Anteil ſeiner Landsleute beſonders hervorzuheben. Das Buch iſt die Grundlage aller ſpäteren Seeräuberromane geworden; ſeine Nachahmungen haben uns in unſerer Kinderzeit ergötzt.

Das Bleibende im Auftreten der Flibuſtier war die völlige Erſchütterung der ſpaniſchen Antillenherrſchaft. Von nun an kamen fremde Europäer und beſetzten die Inſeln. Das bereits genannte Tortuga gelangte nach mannigfachen Wechſelfällen 1640 in die Hände franzöſiſcher Hugenotten, die ſich dort niederließen.

Das bedeutendſte Feld der Kolonialtätigkeit Frankreichs bildete Kanada. Die Entdeckung des Lorenzſtromes und der Akadiſchen Halbinſel ſtand mit den Verſuchen zur Auffindung einer Nordweſtdurchfahrt in Zuſammenhang. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war der tüchtige Samuel Chaplain Gouverneur der Anſiedlungen (1603—1635). Er unterſuchte den großen Fluß bis in die Gegend des Niagara und die Jagdgründe der Mohikaner. Langſam entwickelte ſich der Ackerbau, raſch der Pelzhandel, denn der Reichtum an Bibern war ungeheuer. Gerade damals begann eine Art Kolonialſchwärmerei in Frankreich, die ſeit 1615 durch den Schriftſteller Montchrétien gefördert wurde. Fromme ariſtokratiſche Damen, wie Madame de Guercheville, gaben Geld und boten ihren Einfluß bei Hofe auf, um nicht nur Land, ſondern auch Seelen, um den Jeſuiten im Norden der Neuen Welt ein Herrſchergebiet zu gewinnen. Aber bald ſtemmten die Engländer ſich den franzöſiſchen Beſtrebungen entgegen und überfielen ſchon 1614 mitten im Frieden die Anſiedelung Port Royal. Der Widerſtreit der beiden europäiſchen Völker übertrug ſich auf die Eingeborenen, denen die Franzoſen angenehmer als die Engländer waren, denn jene ließen ſich unter ihnen nieder, dieſe ſchoben ſie vor ſich her. Politiſch hielt der große Indianerſtamm der Huronen, friedlich und wohlgeſinnt, zu den Franzoſen, wogegen die Engländer mit den Irokeſen anknüpften, grauſamen Wildlingen, die ſie durch Branntwein und Geſchenke auf ihre Feinde hetzten, um lachend zuzuſehen, wenn die Rothäute ſie ſkalpierten, an den Marterpfahl banden und verbrannten.

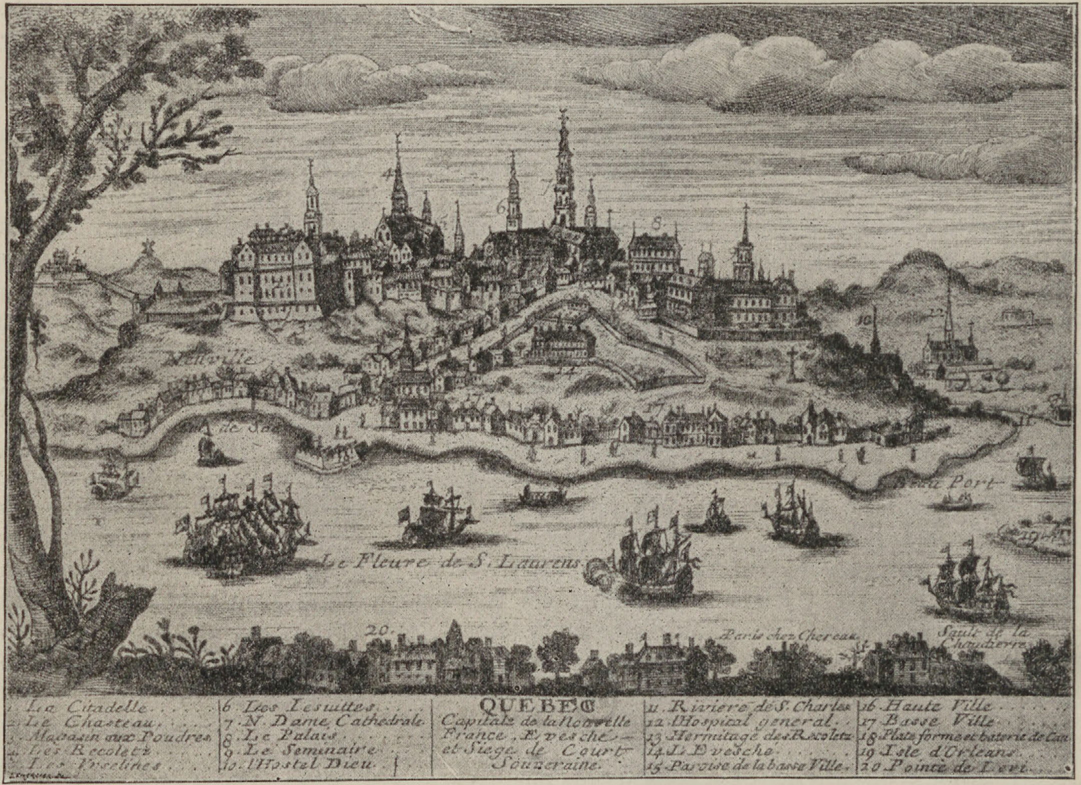
Wie anderwärts, ſo förderte Richelieu auch die kanadiſche Koloniſation mit ſtaatlichen Mitteln. Eine 1628 mit großen Privilegien auftretende Kanadageſellſchaft begann eine rege Tätigkeit, beſaß ſie doch das Biberfellmonopol. Aber trotzdem wollten die Dinge nicht recht vorwärts. Nur ſchwer entſchloß ſich der franzöſiſche, an der Scholle klebende Bauer zur Auswanderung, obwohl der Überfahrtspreis ſchließlich nur 36 Franken betrug. So zählte „Neufrankreich“ im Jahre 1642 erſt 200 Einwohner, während die Neuenglandſtaaten bereits deren 24000 beherbergten, 1660 war dort die Zahl auf 3418 Köpfe angewachſen, alſo immer noch ſehr gering. „Der Franzoſe,“ ſagt Supan, „der nach Amerika ging, fand hier dieſelben beengenden Verhältniſſe wie in der Heimat, dieſelbe drückende Staatsgewalt, dieſelben Vorrechte von Adel und Kirche, dieſelbe Anhäufung von Grundeigentum in den Händen dieſer beiden Geſellſchaftsklaſſen, denſelben Gewiſſenszwang.“ Dazu kam ein beſtändiger Zank zwiſchen Zivilverwaltung und Geiſtlichkeit. Die Ausſichten erſchienen alſo keineswegs verlockend. Die Leute, die hinübergingen, waren großenteils Arbeitsſcheue oder geſcheiterte Exiſtenzen, Verzweifelte, welche jedes Mittel ergriffen. Ein ſonderbares Völkchen begann ihr Weſen in den undurchdringlichen Wäldern, die ſog. „Waldläufer“ (coureurs de bois): Fallenſteller, Pelzjäger, Boten, Händler, Spieler, Abenteurer, Verbrecher, Freunde der Natur und Entdecker der Gegenden;

eine geſetzloſe Geſellſchaft: heute in tiefſter Not, im Kampfe mit den Unbilden der Witterung, mit reißenden Tieren und grauſamen Indianern, morgen den Erlös ihrer Beute verjubelnd. Sie führten ein elendes, gefahrvolles Daſein und hingen doch mit Leidenſchaft am Leben.

Inzwiſchen hatten die Engländer den größten Teil des Landes ſamt dem Vororte Quebec erobert, was König Karl I. dann freilich wieder zurückgab. Die Kolonie entwickelte ſich nun ruhig unter ſtarker Beteiligung der Jeſuiten. Ihre Sendboten ſahen als erſte Europäer die großen Seen und den Niagarafall. Sie drangen weit nach Weſten, während franzöſiſche Händler um 1670 Detroit anlegten. In Graf Fontenac erhielt Neufrankreich ſeinen bedeutendſten Statthalter, der von 1672—1682 und 1689—1698 ruhmvoll gewirkt hat. Unter ihm fanden zwei Jeſuitenpatres 1673 den Miſſiſſippi und befuhren ihn bis zu ſeiner Mündung im Golfe von Mexiko. Ihnen folgten La Salle und Hennepin, welche das Stromgebiet des „Vaters der Gewäſſer" als Beſitz Frankreichs erklärten und dafür die Bezeichnung Louiſiana prägten, deſſen Umfangskreis ſpäter ſehr zuſammengeſchrumpft iſt. Cavelier de La Salle war eine echte Entdeckernatur, ruhmſüchtig, klug, praktiſch und unternehmend; mit feinem Gefühle witterte er die ungemeine Wichtigkeit des amerikaniſchen Hinterlandes, 1669 fand er den Ohio. Durch Pelzhandel reich geworden, fiel er, nach mancherlei Wirrniſſen mit Fontenacs Nachfolger, 1687 im Kampfe gegen die Indianer. Die Leiſtungen La Salles waren von ungemeiner Tragweite: durch ſie umklammerte Frankreich in weitem Bogen die Neuenglandſtaaten und ſchnitt ſie vom Hinterlande ab, ſelbſt Neufundland ging allmählich aus engliſche in franzöſiſche Hände über. Zunächſt ſchien alſo Frankreich die Zukunft zu gehören; im Bunde mit dem ſüdlich angrenzenden Spanien ſuchte es die Briten durch eine Befeſtigungskette längs des Miſſiſſippi zu einzudämmen, als deren Endpunkt das 1718 entſtehende Neu-Orleans gelten darf, die heutige Königin des Baumwollenmarktes, welche noch immer franzöſiſche Bevölkerungsteile und franzöſiſche Sitten bewahrt hat. Auch nach anderen Richtungen war man tätig: Wälder wurden ausgerodet, Felder urbar gemacht und Forts gegen die Indianer gegründet. Detroit erwuchs zum Hauptplatze für den Pelzhandel; eine Pelzhandelsgeſellſchaft errichtete Niederlaſſungen im Seengebiete und ſtreckte ihre Fühler bis zu den Rocky Mountains. Aber die Franzoſen verſtanden das wertvolle Land nicht genügend auszunutzen und kamen nur langſam vorwärts. Im Jahre 1721 bewohnten Kanada erſt 25000 Weiße, und Louiſiana zählte 1708 deren gar nur 279. Aller Hoffnung bar, verpachtete die franzöſiſche Regierung das grenzenloſe Gebiet ſamt Texas an einen Kaufmann. Da erfolgte noch einmal ein Aufſchwung durch Law. Er gründete eine Kompagnie des Weſtens (Compagnie d'Occident), deren Kurſe ebenſo wie die der Weſtindienkompagnie von 300 auf 20000 ſchwindelhaft emporgetrieben wurden. Bald aber brach alles zuſammen. Es fehlte derart an Arbeitskräften, daß man Louiſiana zur Verbrecherkolonie machte. Die Kompagnie des Weſtens löſte ſich ſchon 1721 wieder auf, die Schweſterkompagnie erlitt fürchterliche Kursſtürze, und ganz Frankreich geriet in Bedrängnis.

Die verſchiedenſten Umſtände hatten hierfür zuſammengewirkt. Mit den Engländern und einem Teile der Indianer befand man ſich in ſtetem Kriege. Die Regierung zeigte ein verderbliches Schwanken, unglaubliches Unvermögen und ſchlimmſte Nachläſſigkeit, ja Gewiſſenloſigkeit gegen die Anſiedler, während die Engländer anfangs mit grenzenloſer Roheit verfuhren und nach wie vor die Irokeſen aufhetzten, dann aber mehr und mehr die überlegenen Eigenſchaften ihres Volkstums und ihrer Einrichtungen entfalteten. Bei ſolcher Sachlage mußten ſie langſam aber ſicher überwiegen. Auf der einen Seite der Geiſt der Freiheit, Sittenſtrenge und Unabhängigkeit; drüben Monopole, Beamte und Geiſtlichkeit. Der Gouverneur Duqueſne konnte nach Paris ſchreiben: „Es gibt ſo viele Halunken hierzulande, daß man ſich vor ihren Angriffen nicht retten kann." Weſentlich durch Gaunerei der Beamten entſtand eine unerträgliche Teuerung: ein Faß Wein koſtete 800 Fr., Mehl war überhaupt nicht zu erhalten. So ging trotz ritterlicher Gegenwehr ein Stück Neufrankreichs nach dem andern verloren. Dann kam der durch tauſend Anläſſe hervorgerufene amerikaniſche Seitenzweig des ſiebenjährigen Krieges, welcher die Entſcheidung brachte. In demſelben traten hervorragende Männer auf, franzöſiſcherſeits der tapfere Marquis von Montcalm, engliſcherſeits die Generale Amherſt und Wolfe, und im Hintergrunde der junge George Waſhington. Das engliſche

Miniſterium entwarf 1755 den Plan, die Franzoſen in Amerika auf verſchiedenen Seiten anzugreifen und durch einen einzigen Streich zu vernichten. Aber der Anſchlag mißlang. Heftig wurde gefochten, eine Entſcheidung blieb aus. 1756 erſtürmte Montcalm Oswego und nötigte 1757 Fort William Henry zur Ergebung, wobei ſeine Rothäute die ganze Beſatzung niedermetzelten. 1758 fielen zwar mehrere franzöſiſche Forts, aber am Georgeſee verloren die Engländer 2000 Mann. Pitt wollte ein Ende machen und ließ Kanada 1759 durch Übermacht von drei Seiten angreifen. General Wolfe ſegelte mit 8000 Mann den St. Lorenzſtrom hinauf und ſchlug unmittelbar unter Quebec ſein Lager auf. Sein erſter Sturm ſcheiterte. Nun landete er unvermutet auf der Weſtſeite der Stadt, zwang Montcalm zur Entſcheidungsſchlacht und ſchlug ihn vernichtend; doch er ſowohl wie ſein Gegner wurden von der Todeskugel ereilt. Am 18. September erſchien die weiße Parlamentärflagge auf der felſengegürteten Zitadelle. Mehrere andere Forts erlagen, am 8. September 1760 ergab ſich Frankreichs letzte Feſtung Montreal, und der Marquis von Vaudreuil überantwortete Kanada „mit allen ſeinen Dependancen" der britiſchen Krone. Es hatte furchtbar gelitten.

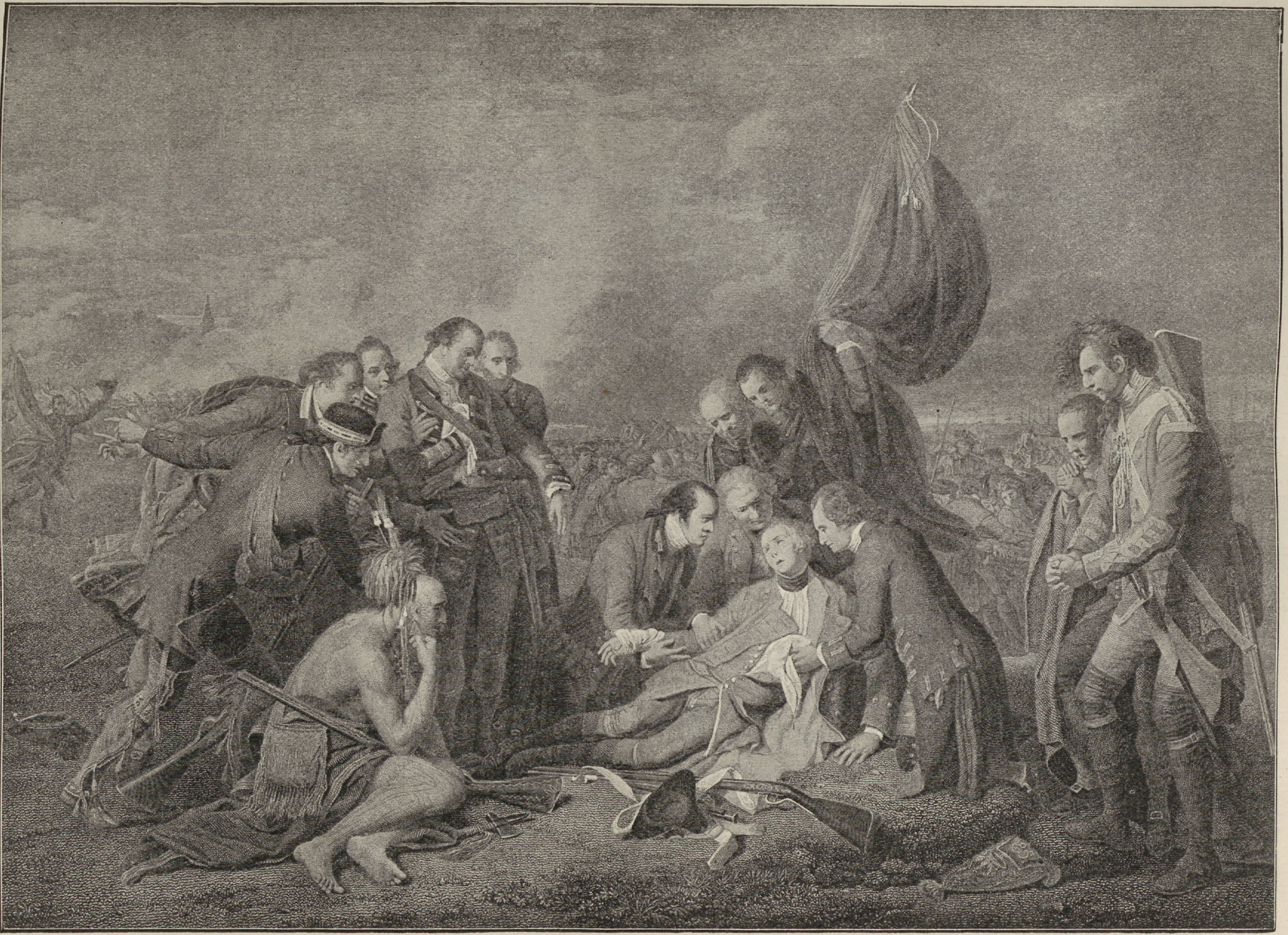


Neuville
Le Fleuve de S. Laurens
Beau Port
20.
Paris chez Chereau
Sault de la Chaudierre
La Citadelle
Le Chasteau
Magasin aux Poudres
Les Recoletz
Les Ursulines
6 Les Jesuittes
7 N. Dame Cathedrale
8 Le Palais
9 Le Seminaire
10 l'Hostel Dieu
QUEBEC
Capitale de la Nouvelle France, Evesché et Siege de Court Souveraine.
11 Riviere de S. Charles
12 l'Hospital general
13 Hermitage des Recoletz
14 L'Evesché
15 Paroise de la basse Ville
16 Haute Ville
17 Basse Ville
18 Plate forme et baterie de Can.
19 Isle d'Orleans
20 Pointe de Levi

Anſicht von Quebec. Alter Druck in der Nationalbibliothek zu Paris.

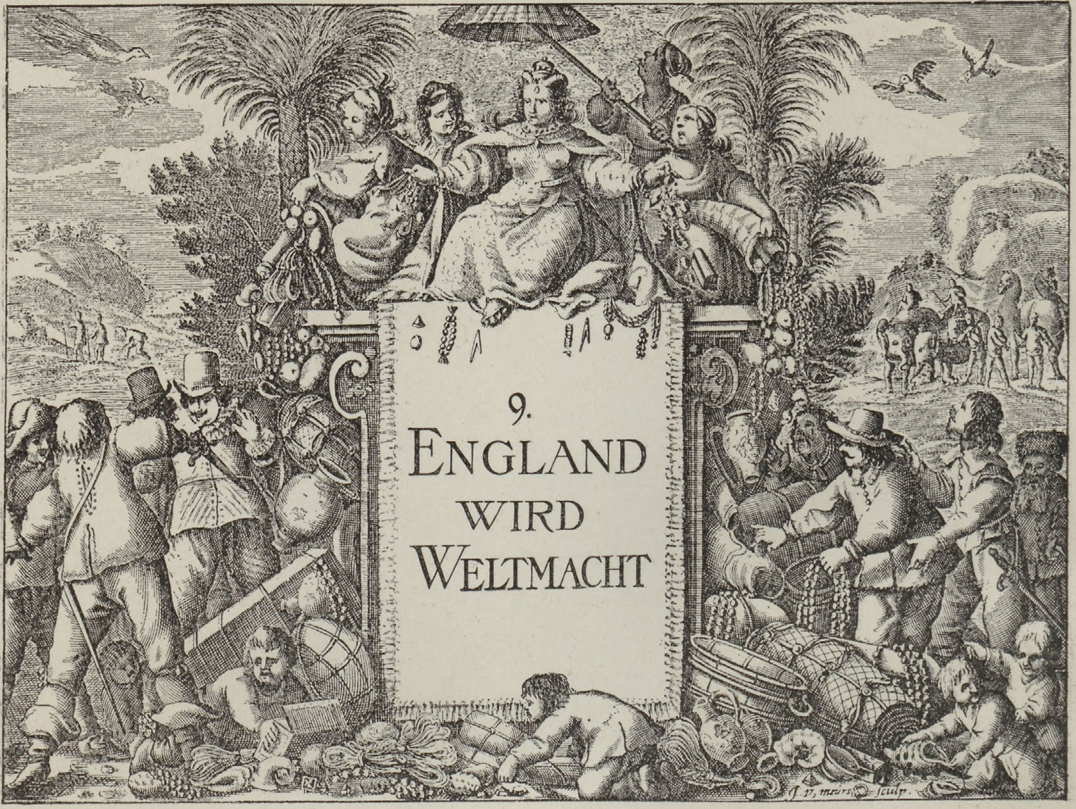
Der Frieden von 1763 beſiegelte die Entſcheidung im Felde: Kanada und die Küſteninſeln kamen an England, der Süden des franzöſiſchen Beſitztums an Spanien, ſehr im Widerſpruch mit ſeiner Bevölkerung, die ſich in Empörung erhob. Als der Gouverneur Bigot in Verſailles vor den König trat, fuhr dieſer ihn ungnädig an. Einige Beamte wurden in die Baſtille geſteckt und ihre erſchwindelten Gelder eingezogen. Aber was half es: über 110 Millionen, die Frankreich für Kanada in den letzten elf Jahren verwendet hatte, blieben verloren, verloren wie das Land.

Frankreichs Kolonialpolitik hatte Schiffbruch gelitten. Und Voltaire, der Todfeind des „ancien régime", feierte Englands Sieg über ſein Vaterland als den Triumph der Freiheit und der neuen Menſchenrechte über den hinſiechenden Deſpotismus.



Tod des engliſchen Generals Wolfe im Kampfe gegen die Franzoſen bei Quebec.

Nach einem Gemälde von B. Weſt geſtochen von W. Woollett.


J. v. meurs sculp.

9.

ENGLAND WIRD WELTMACHT

J. van Meurs fec.

Das „biogenetiſche Grundgeſetz", welches Haeckel in unſeren Tagen aufſtellte, daß die hiſtoriſche Entwicklung der Art ſich abgekürzt im Einzelweſen wiederholt, findet ſich in der Kolonialentwickelung Englands ziemlich rein bewahrheitet. Es hat faſt alle Formen durchlaufen, hat dank der Kraft ſeiner Raſſe alles eingehend ausproben können und ſo eine größere Erfahrung im Kolonialweſen geſammelt als irgend ein anderes Volk. Zwar mußte es im Laufe von 300 Jahren dieſe Studien und Erfahrungen mit großen Opfern bezahlen, aber es iſt dadurch zum Weltreiche geworden. England hat ſich eine Schule trefflicher Kolonialbeamten geſchaffen, welche ihm ermöglichen, mit wenigen Leuten weite, dichtbevölkerte Länderſtrecken gut und billig zu verwalten; es hat die Kunſt verſtanden, halbziviliſierte Völker geſchickt zu behandeln und aus den Kolonien bedeutenden Nutzen zu ziehen. Dabei erzeugte und verwendete es alle Menſchenarten: Abenteurer, Kaufleute, Eroberer, Ackerbauer, Beamte, wiſſenſchaftliche Forſcher.

Der engliſche Volkscharakter iſt nicht immer derſelbe geweſen: die Freude am Reiſen, am Kennenlernen fremder Einrichtungen und Sitten, am Beſtehen von Gefahren entwickelte ſich erſt allmählich. Bis zu den Zeiten der Eliſabeth waren die Engländer kein ſeefahrendes Volk im heutigen Sinne. Erſt ſeitdem erwachte der Gedanke der Eroberung und Beherrſchung des Meeres, und zwar zunächſt durch die Feindſchaft der Spanier. Vorher galt die Flut, welche rings die Inſel umwogte, als eine Schutzwehr gegen fremde Angriffe, wie aus der berühmten Stelle bei Shakeſpeare hervorgeht (Richard II.):

> „Dies Kleinod, in die Silberſee gefaßt,
> Die ihm den Dienſt von einer Mauer leiſtet,
> Von einem Graben, der das Haus verteidigt,
> Vor weniger beglückter Länder Neid" — —

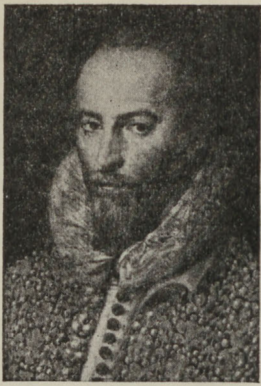
Das Bewußtſein, einen Kampf auf Tod und Leben mit Spanien führen zu müſſen, mit dem Schutzherrn des Ultramontanismus, dem Gatten der katholiſchen Maria, dem Gebieter des

Meeres, Indiens und der Neuen Welt, trieb wohl mehr als alles andere die Briten auf das Waſſer, welche bisher gewohnt waren, die Handelsflotten der Kölner Kaufleute und ſonſtigen Hanſeſtädte auf der Themſe ankern zu ſehen. Das neuerwachende Streben ging dahin: die unentbehrlichen Einfuhrgüter auf engliſchen Schiffen zu verfrachten und London zum Weltmarkt für ausländiſche Waren, zur Weltgüteraustauſchſtelle zu machen, wie es dies ſpäter tatſächlich geworden iſt. Man muß nur, wenn man die Zeit der Eliſabeth richtig beurteilen will, ſich von der damaligen engliſchen „Freiheit" keine übertriebenen Vorſtellungen machen. Politiſch trieb Eliſabeth eine rückſichtsloſe Günſtlingswirtſchaft und lag in beſtändigem Streit mit dem Parlamente, deſſen Anſprüche auf Teilnahme an der Regierung ſie als Eingriffe in ihre Hoheitsrechte betrachtete; und in religiöſer Hinſicht erſetzte der junge Proteſtantismus zunächſt nur eine Tyrannei durch die andere. Ohne genial zu ſein, verſtand die Gebieterin die richtigen Leute zu finden und ſie ihren Zwecken dienſtbar zu machen.

Wann die Engländer zuerſt im weiten Weltgetriebe erſchienen ſind, läßt ſich nicht feſtſtellen. Schon um 1499 ſollen ſie an der Nordküſte Südamerikas aufgetreten ſein. Als das früheſte bedeutſame, rein engliſche Überſeeunternehmen muß wohl der Verſuch Sir Humphrey Gilberts bezeichnet werden, der 1583 einen allerdings nutzloſen Anfang zur Koloniſierung der Küſte Neufundlands machte. Er war vielleicht angeregt worden durch den überaus glücklich verlaufenen Weltumſegelungsverſuch Francis Drakes, 1577 bis 1580. Hier, wie gewöhnlich, waren die Engländer nicht ſelbſtſchöpferiſch: ihre Stärke hat zumeiſt darin beſtanden, die Gedanken und Erfahrungen anderer klug und geſchickt zu benutzen und zu erweitern. Drake war der Nachahmer Magelhaens — aber glücklicher, denn er kam wohlbehalten und mit Schätzen reich beladen zurück. Von niederer Herkunft, aus Devonſhire, ein Verwandter des berüchtigten Sklavenhändlers Hawkins, führte er als Seeräuber einen Privatkrieg gegen die Spanier und ihre Kolonien, allerdings mit Bewilligung und Unterſtützung der Krone. Die Königin gab ihm ſogar Geld, als er verſprach, die Engländer zu Herren des Stillen Ozeans zu machen. Auf ſeiner Fahrt entdeckte er 1578 die Nordweſtküſte Amerikas, das Ufer des heutigen Staates Oregon, plünderte die Geſtade Braſiliens und Peru, raubte auf den Molukken und in Java, was er konnte, verlor ein paar Schiffe, brachte aber über 800000 Pfd. St. Beute heim. Eliſabeth imponierte dieſe Räuberei großen Stils dermaßen, daß ſie in Plymouth auf ſein Schiff kam und ihn zum Ritter ſchlug. Als Admiral der Königin brandſchatzte er dann 1585 Weſtindien und Florida. Seine Reiſe gab Anlaß zur Entwicklung der neuen völkerrechtlichen Theorie des Eliſabethaniſchen Miniſteriums, daß nur wirkliche Beſiedelung eines überſeeiſchen Gebietes als Beſitznahme gelte.

Ein Abenteurer höherer Art war Walter Raleigh, der Stiefbruder Humphrey Gilberts, der, als akademiſch gebildeter Mann, ſich auch von wiſſenſchaftlichen Grundſätzen leiten ließ. Im Jahre 1585 landete er an der Oſtküſte Amerikas und nannte das neuentdeckte Gebiet zu Ehren der ſo gern mit ihrer angeblichen Jungfräulichkeit prahlenden Eliſabeth: „Virginia". Raleigh ſteckte bedeutende Mittel in den erſten Anſiedelungsverſuch, aber die Koloniſten wurden ſämtlich von Indianern ermordet. Später trieb er ſich an der Nordküſte Südamerikas herum, übte Seeraub, plünderte die ſpaniſchen Gebiete und ließ ſich durch die Sagen von dem angeblichen Goldlande Dorado betören. Nach ſeiner Heimkehr veröffentlichte er eine Schilderung der Orinokogegenden, die ſich wie ein Märchen aus dem Paradieſe lieſt. Dabei gab er ſich den Anſchein, an das Vorhandenſein der Wunderſtadt Manoa zu glauben. Nach Eliſabeths Tode ließ er ſich in eine der damals üblichen politiſchen Verſchwörungen ein und wanderte dafür in den Tower. Dort ſaß er dreizehn Jahre, ſchrieb Flugſchriften gegen die Spanier und den erſten Teil einer Weltgeſchichte. Um ſeine Freiheit wiederzuerlangen, ließ er dem habgierigen und beſchränkten Könige Jakob I. ſagen, daß er in Südamerika eine gewaltige Goldmine kenne, die er für ihn erobern wolle. Der König ging auf den Vorſchlag ein und ſandte ihn 1617 fort. Die Mine fand Raleigh natürlich nicht, ſo wenig wie das famoſe Dorado, dafür aber brandſchatzte er die ſpaniſchen Städte an der ſüdamerikaniſchen Küſte, obgleich England im tiefſten Frieden mit Spanien lebte. Arm und krank kehrte er zurück, worauf der König ihn 1618 hinrichten ließ. Raleigh war eine echte Verkörperung ſeiner

Sir Francis Drake.
Altes Gemälde in der Buckland-Abbey.



Sir Walter Raleigh.
Gemälde in der Dublin-Galerie, dem Zuchero zugeſchrieben.

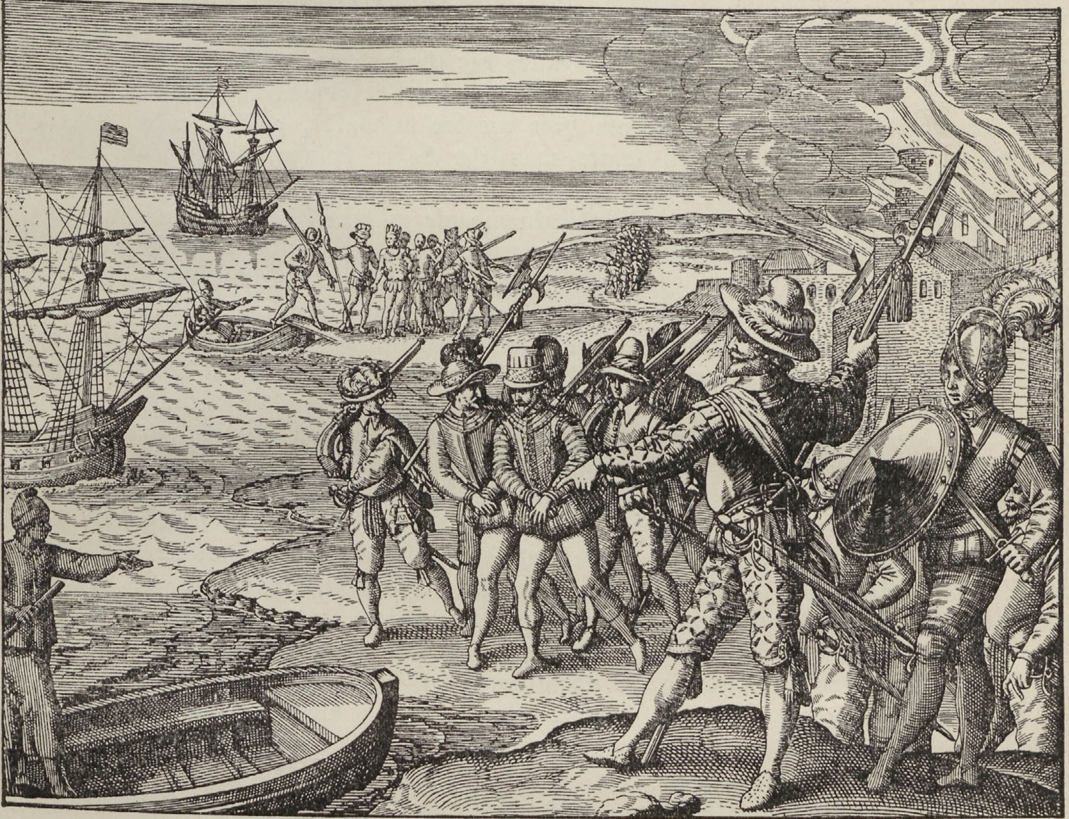
kühnen und wilden Zeit, die Chriſtoph Marlowe, Shakeſpeares Nebenbuhler, in den Worten des das Schafott beſteigenden Mortimer zum Ausdruck bringt:

„Fürſtin, leb wohl! Wein' nicht um Mortimer,
Der weltverachtend nun von dannen reiſt,
Um unbekannte Länder zu entdecken."

Raleigh iſt der letzte Doradofahrer geweſen. Der Traum, irgendwo auf der Welt ein Schlaraffenland zu finden, verſchwand für immer. Man ſah, daß harte Arbeit, unermüdliche Tätigkeit notwendig ſeien, um aus neuentdeckter Erde Schätze hervorzuzaubern. Dieſe Erkenntnis iſt zuerſt in vollem Umfange den nüchtern praktiſchen Engländern aufgegangen; darin beruht der Hauptgewinn, den ſie aus ihren Entdeckungsreiſen zogen, und der ſie ſchließlich zum Sieg über alle anderen Kolonialvölker führte. Offenbar haben die letzten Doradofahrer, Drake und Raleigh ſelbſt, eine ſtarke Vorahnung von dieſer Wahrheit gehabt, wenn ſie ſich nicht mit Raub begnügten, ſondern eifrig die Einfuhr und den europäiſchen Anbau amerikaniſcher Kulturfrüchte betrieben. Wohl waren Tabak und Kartoffel ſchon vor ihnen in Europa bekannt, aber mehr als fremde Sonderlichkeiten der Botanik. Das leidenſchaftliche Tabakrauchen kam in England erſt durch Drakes heimkehrende Matroſen auf und gelangte dann nach dem mitteleuropäiſchen Feſtland. Es galt zunächſt als Sünde und fand einen heftigen Gegner in König Jakob, bis die Regierungen ſpäter den Steuerwert dieſes Gegenſtandes ſchätzen lernten. Für den Anbau der Kartoffel, die bald ein unentbehrliches Volksnahrungsmittel wurde, tat Raleigh viel auf ſeinen Gütern in Irland, wo er große Pflanzungen anlegte. Die Knollenfrucht, die man damals für eine Verwandte der Trüffel hielt, fand ihren Weg in alle Küchen, obgleich ihre erſten Freunde glaubten, das Eßbare an ihr wären die Samenkapſeln.

Um dieſe Zeit war bereits der engliſche Kaufmann in die Überſeefahrt eingetreten. Sein Blick richtete ſich dahin, wo am meiſten zu verdienen war: nach Indien. Zwei Reiſende hatten durch literariſche Veröffentlichungen die Aufmerkſamkeit der Londoner Handelswelt auf dieſes Land gelenkt, und 1591 ging das erſte engliſche Geſchwader dorthin ab. Ernſtlich wurden die Beziehungen erſt, als ſich Ende 1599 eine Anzahl engliſcher Kaufleute zu einer oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft vereinigte, die mit einem Grundkapital von 30000 Pfd. St. auftrat. Ihr Ziel war der Handel mit ganz Indien, vornehmlich aber mit der indiſchen Inſelwelt. Die engliſche Kompagnie iſt die erſte ihrer Art geweſen. Sie ſtellte 17 Mitglieder durch Wahl als Direktoren an die Spitze und beweiſt, wie den Engländern ſchon damals der Gemeinſinn für Handelsdinge im Blute lag: die Einzelkraft iſt nichts, die genoſſenſchaftliche alles. Freilich wurde ſie zunächſt durch die 1602 gegründete holländiſch-oſtindiſche Kompagnie überholt, welche ſich feſter an den Staat lehnte, dem auch die Ernennung des Generalgouverneurs der oſtindiſchen Erwerbungen zuſtand. Die engliſche Geſellſchaft vertrat eine Intereſſengruppe, die holländiſche verkörperte gewiſſermaßen die Nation, wurde von ihr getragen und beſaß deshalb eine unvergleichlich größere Machtfülle.

Alsbald rüſtete die neue Genoſſenſchaft mehrere Schiffe aus, in denen ſie Eiſen, Zinn, Blei, Tücher, Gläſer, Meſſer u. dgl. verfrachtete. Die Reiſe glückte, der Verdienſt betrug 95 Prozent. Andere Fahrten konnten folgen, bis der Durchſchnittsgewinn auf 171 Prozent ſtieg. Wiederholt wurde das Geſellſchaftskapital vergrößert; i. J. 1618 zählte die Kompagnie ſchon 954 Aktionäre und verfügte über 36 Schiffe. Doch ſank der Gewinn natürlich mit der Ausdehnung und Gefahr der Geſchäfte, weshalb die Aktien zeitweiſe unter Pari gingen. 1620 betrug die Ausfuhr faſt 265000 Pfd. St. und die Einfuhr über 1255000. Konkurrenzgeſellſchaften entſtanden, die aber auf Betreiben der Regierung mit der Hauptkompagnie verſchmolzen wurden. Früh erkannte der Staat die Wichtigkeit des Unternehmens, die Notwendigkeit, ihm die größte Aufmerkſamkeit zu widmen, und errichtete deshalb 1625 das Kolonialamt in London.



Raleigh nimmt den ſpaniſchen Gouverneur gefangen. Aus „Americae partes“. Frankfurt 1590.

England wurde Republik, und ſein Lord Protektor Oliver Cromwell der Schöpfer des modernen England, deſſen Weltſtellung auf der Meeresherrſchaft beruht. Die ſchon vorher erkannte Wahrheit, daß Überſeehandel und Entwicklung der Kriegsflotte Hand in Hand gehen müſſe, hat er mit meiſterhafter Folgerichtigkeit ausgebildet. Das Schiffahrtsgeſetz („navigation acte“) von 1651 wurde, wie die Zeitgenoſſen ſich ausdrückten, die magna charta der engliſchen Marine, und war der erſte Verſuch einer Regelung des Welthandels. Es beſtimmte, um ſeinen Inhalt in wenige Worte zu faſſen, daß überſeeiſche Erzeugniſſe nur auf engliſchen Schiffen und europäiſche Erzeugniſſe außer auf engliſchen, nur auf Schiffen des betreffenden Urſprungslandes nach engliſchen Häfen gebracht werden dürften. Natürlich richtete es ſich gegen die

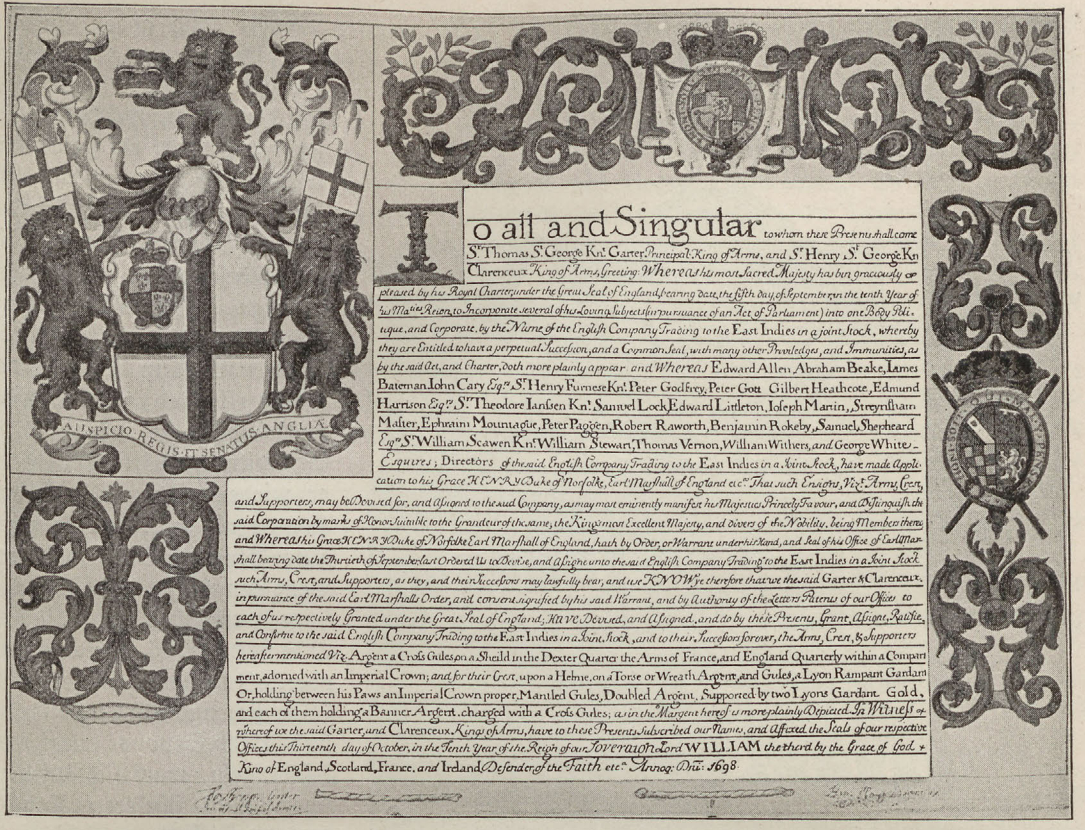
Holländer, deren Hauptgeſchäft damals der Zwiſchenhandel mit Kolonialwaren und Kontinentalerzeugniſſen war. Wohl hatte England ſie gegen Spanien unterſtützt, aber in wirtſchaftlichen Dingen hörte die Freundſchaft auf. Schon in Oſtaſien heftige Gegner, ſtießen ſie nun auch in Europa zuſammen. 1652 kam es zum offenen Kriege, der, nach ſchweren Wechſelfällen, zugunſten Englands entſchied. Holland mußte 1654 die Schiffahrtsakte anerkennen, und damit war die endgültige Beherrſchung des Meeres durch den Nebenbuhler nur noch eine Frage der Zeit.

Inzwiſchen hatte ſich die oſtindiſche Geſellſchaft durch Monopol- und Klüngelwirtſchaft ihrer Großaktionäre verhaßt gemacht. Cromwell dachte deshalb daran, ihr Privilegium aufzuheben und den Indienhandel freizugeben, unterließ es dann, erleichterte aber jedem engliſchen Bürger die Erwerbung von Aktien. Durch verſchiedene Umſtände verſchlechterte ſich ihre Finanzlage. In Schottland entſtand eine Konkurrenzgeſellſchaft und 1698 gar eine ſolche in England, deren Gefährlichkeit freilich durch den 1702 erfolgenden Eintritt in die große Kompagnie beſeitigt wurde. Schließlich hat König Wilhelm III. die Monopolwirtſchaft durch das Prinzip der Handelsfreiheit erſetzt. — Unter den Handelserzeugniſſen, die im 17. Jahrhundert über Indien nach England kamen, erlangte der Tee eine Weltbedeutung. Die Sage erzählt, als er 1664 zum erſten Male am Hofe verabreicht wurde, geſchah es in Geſtalt von Gemüſe, wie Spinat. Aber ſchnell lernte man ihn beſſer kennen, denn ſchon 1667 ſind 100 Zentner beſtellt worden.

Tatſächlich ſind die Anfänge der Oſtindienkompagnie mühevoll geweſen, und nur langſam gelang es ihr, ſich neben den Portugieſen emporzuarbeiten. Klug begnügte ſie ſich anfangs mit bloßen Handelsniederlaſſungen. Im Jahre 1612 ſchloß ſie ihren erſten Vertrag mit dem Großmogul, den ſie in einem Zerwürfniſſe mit den Portugieſen unterſtützte. Bei Surat beſiegte ſie dann 1615 die portugieſiſche Flotte und erſchütterte das Anſehen des Feindes derartig, daß ſie mitten im Machtgebiete der Portugieſen, in Surat, feſten Fuß faßte und damit den Grund zu dem indiſchen Kaiſerreiche des 19. Jahrhunderts legte. Die Nabobs ſchloßen ſich natürlich dem Stärkſten an. Sieben Jahre ſpäter ſank die einſt von Albuquerque auf den Mauern von Ormus gehißte Flagge, und auch von den perlenreichen Bareininſeln im Perſiſchen Golfe mußte Portugal ſich zurückziehen. Proteſtanten fochten an der Seite der Mohammedaner gegen Katholiken. Richtig wandten die Engländer ſich hauptſächlich der bisher vernachläſſigten Oſtküſte Vorderindiens zu. Sie gründeten hier Handelsniederlaſſungen, welche die holländiſchen und däniſchen überholten. Aus den Einzelſiedelungen erwuchſen Kolonien. Es erwies ſich unmöglich, bloß Handelsgeſchäfte zu betreiben, man brauchte Land- und Machtrückhalt. So wurden Forts zum Schutze der Faktoreien erbaut, was zu Gebietserweiterung und Kriegen führte. Die erſte eigentliche Feſtung der engliſchen Geſellſchaft auf indiſchem Boden war das 1639 bei Madras errichtete Fort St. George. Im ganzen genommen hatten die Engländer in Vorderindien die Oberhand, wenngleich ihre Erfolge nicht ſo durchgreifend waren, wie die der Holländer in der Sundawelt.

Von dieſer ſahen ſie ſich mehr und mehr durch den Nebenbuhler verdrängt, zuerſt aus den Molukken, dann aus Java, ſo daß ſie Ende des 17. Jahrhunderts nur noch ein vereinzeltes Fort auf Sumatra beſaßen. Auch die Verbindung mit Perſien erwies ſich nicht lohnend, weil die perſiſchen Beamten derartig den eigenen Vorteil zu wahren verſtanden, daß für die Engländer nichts, oder doch nur wenig übrig blieb.

Die Hauptniederlaſſungen der Engländer in Oſtindien waren: Bombay, Madras und Kalkutta. Bombay gelangte durch Heirat an Karl II.: ein elendes portugieſiſches Dorf mit einem Fort auf einer kleinen Inſel. 1668 überließ er es der Oſtindienkompagnie gegen eine Anerkennungsgebühr von 10 Pfd. St. jährlich. Dieſe verlegte ihre Bureaux dorthin und machte es zum Mittelpunkte ihres Weſtküſtenhandels, ſo daß es ſchnell aufblühte. 1672 brachte es ſchon 12000 Pfd. St. jährlicher Einnahmen. Eine Münze wurde im Orte errichtet, und 1500 Mann zu ſeinem Schutze aufgeſtellt. Nur vorübergehend hat er durch Kämpfe mit den Eingeborenen gelitten. In Madras ſaßen die Engländer ſeit 1639, und bereits 1653 erhoben ſie ihre dortige Faktorei zum Range einer Präſidentſchaft. Gegen 1700 zählte die Stadt über 300000 Einwohner und verlor auch nicht durch eine vorübergehende Beſitznahme ſeitens der Franzoſen. Kalkutta wurde 1696 vom Mogul gekauft; die Geſellſchaft errichtete dort


AVSPICIO REGIS ET SENATVS ANGLIÆ

To all and Singular to whom these Presents shall come Sr. Thomas St. George Knt. Garter Principal King of Arms, and Sr. Henry St. George Kn Clarenceux King of Arms, Greeting: Whereas his most Sacred Majesty has bin graciously pleased by his Royal Charter, under the Great Seal of England, bearing date the fifth day of September in the tenth Year of his Maties Reign, to Incorporate several of his Loving Subjects (in pursuance of an Act of Parliament) into one Body Politique, and Corporate, by the Name of the Engliſh Company Trading to the East Indies in a joint Stock, whereby they are Entitled to have a perpetual Succeſsion, and a Common Seal, with many other Priviledges, and Immunities, as by the said Act, and Charter, doth more plainly appear and Whereas Edward Allen, Abraham Beake, Iames Bateman Iohn Cary Esqrs. Sr. Henry Furnese Knt. Peter Godfrey, Peter Gott Gilbert Heathcote, Edmund Harrison Esqrs. Sr. Theodore Ianſsen Knt. Samuel Lock, Edward Littleton, Ioſeph Martin, Streynſham Maſter, Ephraim Mountague, Peter Paggen, Robert Raworth, Benjamin Rokeby, Samuel Shepheard Esqrs. Sr. William Scawen Knt. William Stewart, Thomas Vernon, William Withers, and George White Esquires; Directors of the said Engliſh Company Trading to the East Indies in a Ioint Stock, have made Application to his Grace HENRY Duke of Norfolke, Earl Marſhall of England etc. That such Ensigns, Vizt. Arms, Crest, and Supporters, may be Devised for, and Aſsigned to the said Company, as may most eminently manifest his Majesties Princely Favour, and Diſtinguiſh the said Corporation by marks of Honor Suitable to the Grandeur of the same, the King's most Excellent Majesty, and divers of the Nobility, being Members thereof and Whereas his Grace HENRY Duke of Norfolke Earl Marſhall of England, hath by Order, or Warrant under his Hand, and Seal of his Office of Earl Marshall bearing date the Thirtieth of September last Ordered Us to Devise, and Aſsigne unto the said Engliſh Company Trading to the East Indies in a Ioint Stock such Arms, Crest, and Supporters, as they, and their Succeſsors may lawfully bear, and use KNOW ye therefore that we the said Garter & Clarenceux, in pursuance of the said Earl Marſhalls Order, and consent signified by his said Warrant, and by Authority of the Letters Patents of our Offices to each of us respectively Granted under the Great Seal of England; HAVE Devised, and Aſsigned, and do by these Presents, Grant, Aſsigne, Ratifie, and Confirme to the said Engliſh Company Trading to the East Indies in a Ioint Stock, and to their Succeſsors forever, the Arms, Crest, & Supporters hereafter mentioned Viz. Argent a Croſs Gules, on a Sheild in the Dexter Quarter the Arms of France, and England Quarterly within a Compartment, adorned with an Imperial Crown; and for their Crest, upon a Helme, on a Torse or Wreath Argent, and Gules, a Lyon Rampant Gardant Or, holding between his Paws an Imperial Crown proper, Mantled Gules, Doubled Argent, Supported by two Lyons Gardant Gold, and each of them holding a Banner Argent, charged with a Croſs Gules; as in the Margent hereof is more plainly Depicted. In Witneſs whereof we the said Garter, and Clarenceux, Kings of Arms, have to these Presents Subscribed our Names, and Affixed the Seals of our respective Offices this Thirteenth day of October, in the Tenth Year of the Reign of our Soveraign Lord WILLIAM the third by the Grace of God King of England, Scotland, France, and Ireland Defender of the Faith etc. Annoq: Dni: 1698

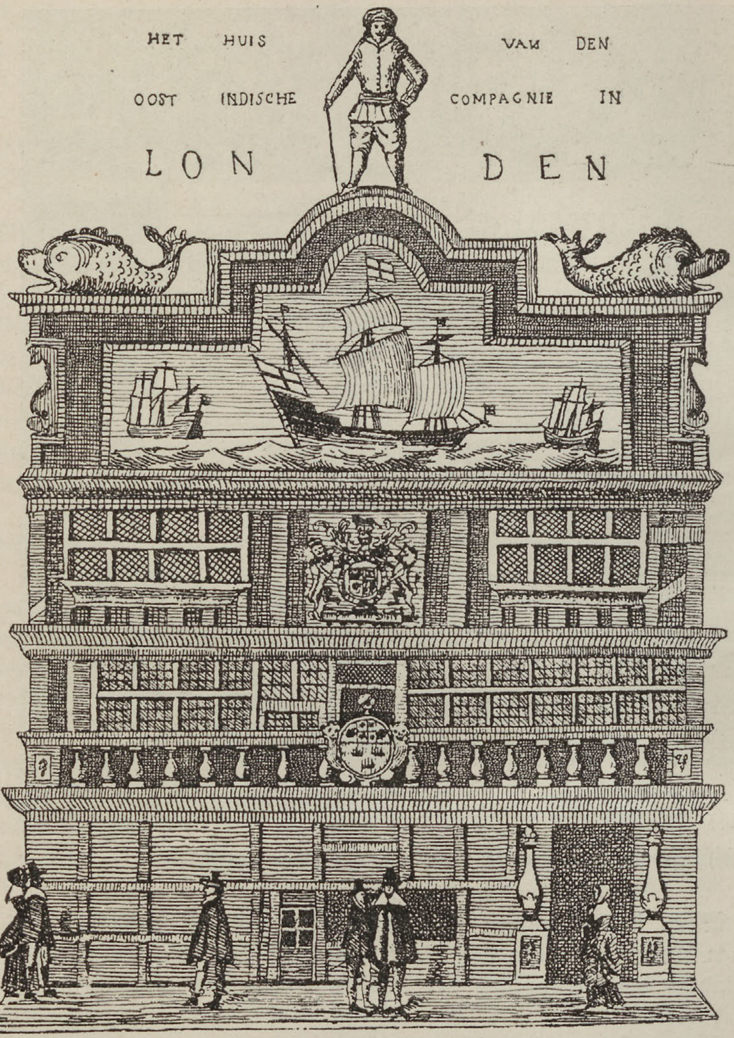
Freibrief der Oſtindiſchen Kompagnie vom 13. Oktober 1698.

Fort William, von wo ſie ihre Macht in das untere Gangesgebiet ausdehnte. Jede der drei Städte entwickelte ſich ſelbſtändig: Bombay wurde das Handelszentrum, Kalkutta der Mittelpunkt der politiſchen Gewalt, Madras der Brennpunkt der wiſſenſchaftlichen Beſtrebung; heute iſt es die Hochburg des Neu-Buddhismus.

Daheim geſtaltete der Kaufmann ſeinen Beruf zum Träger des Nationalwohlſtandes; ſelbſt die Lords beteiligten ſich eifrig an dem gewinnbringenden Überſeehandel. Karl II. erweiterte die Schiffahrtsakte und verlieh der Kompagnie Rechte in Indien, die eine faſt volle Staatshoheit enthielten. Sie brauchte nur die Länder zu bezwingen, die ſie ausbeuten wollte, und ſie fand die „merchant princes“, die königlichen Kaufleute, welche dieſes Beſtreben ausführten, in der einen Hand die Rechenfeder, in der anderen den Säbel. Die Kompagnie wandelte ſich ſeitdem zu einer politiſchen, erobernden Macht.

Der erſte Vertreter dieſer Richtung war Joſias Child, Präſident in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts, ein bedeutender volkswirtſchaftlicher Schriftſteller, ſcharfſinniger Diplomat und kühner Soldat. Um die einheimiſchen Fürſten abhängig zu machen, überzog er das Reich des Großmoguls mit Krieg, prallte aber ab an der Übermacht. Das Unternehmen war verfrüht, doch ein weltbewegender Gedanke angeregt, den Childs Nachfolger ausgeführt haben. Zunächſt Lord Clive.

Clive iſt eines der bedeutendſten Landkriegstalente geweſen, das die Engländer hervorgebracht haben: ein geborener Feldherr, mutig, zäh, kaltblütig, mit weitem Blicke und der Fähigkeit begabt, die Soldaten unverbrüchlich an ſich zu feſſeln, ſie zu den höchſten Leiſtungen zu bewegen. In ſeiner Jugend ein Tunichtgut, mußte er froh ſein, als er mit 18 Jahren eine niedrig bezahlte Schreiberſtelle der Kompagnie in Madras erhielt. Auch hier erging es dem unruhigen Brauſekopfe anfangs ſchlecht, ſo daß er Selbſtmord plante, als die Erobererpläne des Franzoſen Dupleix ihm den Degen in die Hand drückten. Schnell rückte er zum Hauptmanne auf, eroberte Arcot in kühnem Handſtreiche und verteidigte es ſiegreich zwei



Haus der oſtindiſchen Kompagnie in London.

Nach einem alten holländiſchen Stich.

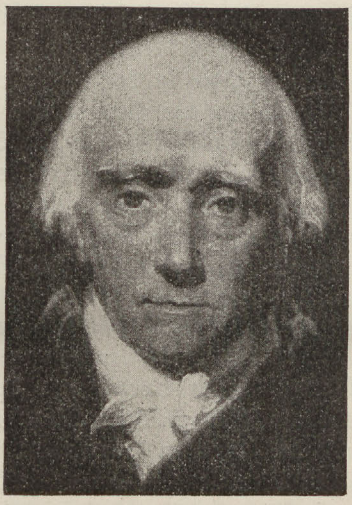
Monate lang gegen ein Belagererheer und nagenden Hunger. Es war eine entſcheidende Tat, welche die bisherigen Krämer als Helden erwies. Clive ging zum Angriffe über und führte die Engländer faſt überall zum Siege. Die friedenbringenden Verträge lauteten demgemäß auch zu ihren Gunſten. Nun kehrte er heim nach dem Vaterlande, wo er glänzend aufgenommen wurde, aber in kurzem ſeine Geldmittel erſchöpfte, weshalb er wieder in den Dienſt der Kompagnie trat. Er kam zu guter Stunde. Der Nabob von Bengalen hoffte die Eindringlinge vertreiben zu können, und hatte 1756 Kalkutta erobert. In kühnem Zuge wand Clive ſich mit 900 Engländern und 1500 Sepoys durch die Dſchungeln, warf ſich auf den zwanzigfach ſtärkeren Feind, gewann Kalkutta zurück, marſchierte auf die Hauptſtadt des Feindes und nötigte ihn zu nachteiligen Bedingungen.

Bisher bloß Soldat, wurde Clive jetzt Politiker, dem der Krieg als Mittel zum Zwecke diente. Und als Politiker blieb er nicht ſo makellos, wie er als Soldat geweſen. Kalt berechnend ſtellte er ſich auf den Boden des Nutzbringenden: die europäiſchen Mitbewerber zu verdrängen, die Aſiaten durch ihre eigenen Mittel zu bekämpfen und zu beherrſchen; Recht und Ehre, Treu und Glauben erſchienen da gleichgültig, jedes Mittel zuläſſig. Im Jahre 1757 ſtand er bei Plaſſey mit nur 3200 Mann, unter denen ſich 1100 Engländer befanden, 50000 Indiern des Nabobs von Bengalen gegenüber. Unverzagt griff er an, und nachmittags ſtob die ganze feindliche Armada auseinander. Der Tag lieferte das reiche Bengalen den Engländern in die Hände. Mehr als 100 Schiffe brachten den Beuteanteil der Regierung nach Kalkutta. Clive wurde Gouverneur aller engliſch-bengaliſchen Beſitzungen.

Nun verſuchte der Großmogul ſich der gewaltig anwachſenden Macht entgegen zu ſtemmen, aber vor Clives Nahen liefen ſeine Truppen davon. Um den Siegesgewaltigen zu beſchwichtigen, überwies er ihm die Jahresabgabe, welche die Kompagnie für ihren Landbeſitz ſchuldete, ſo daß Clive als Lehnsherr ſeiner eigenen Gebieter erſchien. Auch die Franzoſen wurden zu Paaren getrieben und endgültig mit den Holländern abgerechnet. England beſaß keinen europäiſchen Nebenbuhler in Indien mehr. Im Glanze ſeines Ruhmes und eines bedeutenden Vermögens reiſte Clive, 35 Jahre alt, wieder nach England, wo er die Peerswürde erhielt. Maſſenhaft kaufte er die Aktien der Kompagnie auf, um deren Leitung an ſich zu reißen. Doch das mißlang.

Tatſächlich war die Kompagnie über ſich ſelbſt hinausgewachſen. Für ein wirkliches Kolonialreich zeigte ſich die Geſellſchaft von Kaufleuten nicht eingerichtet: ihrer Macht entſprach nicht die Verfaſſung. Eine Mißwirtſchaft griff um ſich, die alles in Frage ſtellte: ein wilder verzehrender Goldhunger, der nachteilig auf das Mutterland wirkte. Jeder drängte vorwärts, um ſchnell und mühelos reich zu werden. Das India-Houſe wurde zu einem Lotterie-Bureau, von Beutejägern umdrängt. Ungehört verhallten die Klagen der Nabobs. Es kam zu einem verzweifelten Aufſtande; in blutigen Schlachten mußte Bengalen neu bezwungen werden. Aber die Fackel des Krieges flammte weiter. Die Hauptmächte von Hindoſtan, voran der Großmogul, ſchloſſen ſich gegen die Bedrücker zuſammen: der erſte Sepoyaufſtand brach los. Umſonſt; wieder ſiegten die britiſchen Waffen und führten den Großmogul als Bittenden ins britiſche Lager.

Der einzige, der Kraft und Anſehen genug beſaß, um das rings Zerſtörte aufzubauen, war Clive. Mit ausgedehnter Vollmacht ſegelte er zum dritten Male nach Indien, trat den Mißbräuchen unbeugſam entgegen, brach jeden Widerſtand, und brachte Ordnung und Anſtand in die Zivilverwaltung, Ehrgefühl in das meuternde Heer. Letzteres teilte er in drei Brigaden: ſtets Engländer und Eingeborene zuſammen. Auch das Verhältnis zu den Fürſten wurde geregelt und zwar in der Weiſe, daß die Kompagnie vizekönigliche Rechte erlangte. Die Fürſten blieben nur als glänzende Scheingeſtalten mit hohen Gehalten beſtehen, gewiſſermaßen als Übergang zur vollen Hoheit der Fremden. Erdrückend ſchnell vermehrte ſich von nun an der Länderzuwachs der Kompagnie. In 18 Monaten hatte Clive die Grundlagen des britiſch-indiſchen Reiches gelegt, denn 1767 verließ er wieder, und diesmal endgültig, den Schauplatz ſeiner Taten.



Lord Haſtings.
Aus Lawſon „The private life of Warren Hastings.“

Doch die Saaten, die er geſät, waren übel aufgegangen. Neid und Haß, der ſchlechte Ruf der indiſchen Emporkömmlinge, Preſſe, Klatſch und Verleumdung wirkten ihm entgegen. Eine Hungersnot brach in Bengalen aus, welche Beamte und Kompagnie zum eigenen Vorteile ausnutzten. Die öffentliche Meinung erhob ſich gegen den früheren Gouverneur, dem man Schuld gab an allem. Das Parlament ſaß über ihn zu Gericht. Clive war gebrochen. Die Schwermut ſeiner Jugend beſchlich ihn wieder, in Tatenloſigkeit verfielen Körper und Geiſt. Noch nicht fünfzig Jahre alt, endete er durch Selbſtmord, im November 1774, von wenigen betrauert, von vielen geſchmäht. Die Nachwelt urteilt gerechter: Clive beſaß große Fehler, doch größere Tugenden und Talente. Er war ein militäriſches Genie, ein gewaltiger Eroberer, ein gewiegter Soldatenpolitiker, der die wertvollſte Kolonie erwarb, der ſeine Landsleute in Indien aus Krämern zu Gebietern machte.

Legte Lord Clive den Grund zum Landbeſitze des britiſchen Reiches, ſo gelangte wenige Jahre ſpäter in Warren Haſtings ein Mann zur Regierung, der als der Schöpfer der britiſchen Verwaltung gelten darf. 1732 geboren, begann auch er ſeine Laufbahn als Schreiber in Kalkutta, wurde diplomatiſcher Agent, Mitglied des Rates und ſchließlich deſſen Vorſitzender. In dieſer Eigenſchaft machte er der Doppelregierung in Bengalen zugunſten der Engländer ein Ende, ſo daß die geſamte Verwaltung und Steuererhebung in britiſche Hände gelangte. Als es der Kompagnie an Geld mangelte, brachte Haſtings in kurzer Zeit Millionen von Pfunden auf, wofür er freilich ſkrupellos friedliche Verträge brach und blühende Völker vernichtete.

Trotz aller Erfolge befand die Kompagnie ſich in reißendem Niedergange. Die Kriege, die ſchlechte Verwaltung und eine furchtbare Hungersnot verſchlangen ihre Einahmen. 1772 war ſie bankerott und mußte um Staatshilfe bitten. Sie erhielt ſie, aber unter ſchwerer Einbuße ihrer Selbſtändigkeit; 1773 erließ das engliſche Parlament ein Geſetz zur Ordnung der indiſchen Verhältniſſe, um die Rechte des Staates neben denen der Kompagnie geltend zu machen und die juriſtiſche von der politiſchen Gewalt zu trennen. Demgemäß ſollte die Präſidentſchaft Bengalen Aufſichtsbefugniſſe über die anderen Gebiete erhalten, mit einem Generalgouverneur an der Spitze. Zum erſten Träger dieſer Würde wurde Haſtings ernannt. Dennoch war ihm und der Kompagnie die Einmiſchung der Regierung unbequem, und bald herrſchte Zwietracht zwiſchen Generalgouverneur und Räten. Dieſe nahmen die Klagen über Mißwirtſchaft an. Es kam zu heftigen Auftritten, Haſtings wurde zu Schadenerſatz verurteilt. Da griff der oberſte Gerichtshof ein und ließ einen ſeiner Hauptgegner, den Oberbrahmanen, hängen, wodurch Haſtings ſein geſunkenes Anſehen zurück erlangte. Von England kam ſeine Amtsentlaſſung, doch er verweigerte ihre Annahme und leiſtete ſolch eiſernen Widerſtand, daß das Verfahren gegen ihn eingeſtellt wurde. Man brauchte einen Mann ſeines Schlages, denn überall entſtanden Schwierigkeiten. Frankreich hatte mit den Maharatten angeknüpft, die die Engländer beſiegten und die Regierung von Bombay zu einem nachteiligen Vergleiche nötigten. Haſtings verwarf ihn, durchquerte Indien mit ſeinem bengaliſchen Heere und bezwang die Feinde. Nun zogen andere Gefahren herauf. Das Obergericht begann ſich eine Art Oberregierung anzumaßen, die mit furchtbarem Drucke alles belaſtete und dumpfe Gärung erzeugte. Es kam zu allerlei Zerwürfniſſen, bis Haſtings Piſtolenkugel ſeinen gefährlichſten Widerſacher verwundet niederſtreckte.

Es war höchſte Zeit, daß die Einigkeit in der Regierung hergeſtellt wurde, denn aus dem Tafellande ſtieg Hyder Ali, der Sultan von Myſore, mit 100 Kanonen und 90000 Mann, teilweiſe unter dem Befehle franzöſiſcher Offiziere, in die Ebene hinab, ſprengte die Engländer auseinander und beſetzte in drei Wochen ihr Gebiet außer einigen feſten Plätzen. Haſtings raffte alles zuſammen und warf es auf den Sultan, der ſich aber in wechſelvollem Kriege bis zu ſeinem Tode im Felde behauptete. Erſt 1784 erfolgte der Friedensſchluß mit Hyders Sohn, unter keineswegs günſtigen Bedingungen. Hyder Ali iſt der gefährlichſte Feind geweſen, dem die Briten in Indien begegnet ſind.

Mitgewirkt hatten finanzielle Dinge, denn Haſtings ſollte Geld und immer wieder Geld ſchaffen. So wurde er Räuber großen Stils. Als er Benares ausplünderte, brach ein furchtbarer Aufſtand los, der zwar niedergeſchlagen wurde, aber den Glanz der Stadt, eines Sitzes brahmaniſcher Wiſſenſchaft, unwiderbringlich trübte. Dann wurden die Regentinnen von Audh, die ſog. Begums, aufgeſucht und derartig drangſaliert und gemartert, bis eine Million Pfund Sterling erpreßt war. Der Unwille hierüber erſcholl ſelbſt in England ſo laut, daß die Krone die Abberufung von Haſtings verlangte. Er blieb ruhig im Amte, die Indier mußten gewaltige Jahresbeiträge zahlen, nirgends regte ſich mehr Widerſtand, unbeſchränkt herrſchte der Wille des Gewaltigen.

Um ſo lebhafter wogte daheim der Streit zwiſchen Kompagnie und Krone wegen der Oberaufſicht, oder richtiger der Herrſchaft in Indien. 1784 erließ Pitt eine neue Verfaſſung, die ein ſtaatliches Miniſterium für Indien einrichtete und die Vormacht der Präſidentſchaft Bengalen beſchränkte. Nun war kein Raum mehr für einen Haſtings. Nach ſechzehnjähriger Waltung legte er feierlich ſein Amt nieder und verließ Kalkutta, das durch ihn groß und bedeutend geworden war. Wie ſchwer ſeine Hand die Fürſten getroffen hatte, das Los der unteren Klaſſen hat er vielfach gemildert, und Europäer und Einheimiſche ſich näher gebracht. Er verbeſſerte den Dienſt der Beamten und das Steuerweſen, errichtete Gerichtshöfe und eine Art Polizei, erhöhte die Leiſtungsfähigkeit der Truppen und erweiterte den Handel. Freilich machte er Indien auch zur melkenden Kuh für England, beſonders für den engliſchen Adel, zu welchem Zwecke er eine Menge neuer Stellen mit ungeheuren Gehältern errichtete. Das Budget der Verwaltung Bengalens ſtieg in neun Jahren auf das Vierfache, die Staatsſchuld der Kompagnie auf das Doppelte, auf 27 Millionen Pfund. Dazu kam, daß Haſtings' Neigung zu Willkür und Erpreſſung ſich auf ſeine Umgebung und die Beamten übertrug, ſo daß ein Rentmeiſter in wenigen Jahren einen Landſtrich mit nahezu einer Million Einwohner zugrunde richten konnte. Neben dem Lichte lag tiefer Schatten.

Als Haſtings in Europa eintraf, wurde er mit rauſchendem Beifalle empfangen; als er aber die Peerswürde erſtrebte, entſtand ein Sturm, der die ſtolze Eiche entwurzelt hat. Seine Gegner nahmen die geknechteten Indier unter den Schutz ihrer Beredſamkeit. Haſtings mußte im Hauſe der Gemeinen als Angeſchuldigter erſcheinen. Das Oberhaus erhob eine Klage wegen ſchweren Verbrechens und üblen Verhaltens. Daraus entſtand 1788 ein Prozeß, der ſich bis 1795 hingeſchleppt hat, um endlich mit einer Freiſprechung zu endigen. Nach gefälltem Urteile beugte der einſt Allgewaltige ehrfurchtsvoll das Knie. Er war ein ruinierter Mann, der kaum noch die Wochenausgaben beſtreiten konnte. Aber die Oſtindiſche Kompagnie nahm ſich ſeiner an und unterſtützte ihn großartig, bis er 1818 im 86. Jahre ſtarb.

Der Grundzug von Haſtings' Weſen war echt britiſche Unverſchämtheit, der die Welt nur für ſie geſchaffen erſcheint, die ſich ſtets im Rechte fühlt, vor der es kein fremdes Recht gibt, keine fremde Ehre, kein fremdes Glück. Von grenzenloſem Selbſtvertrauen, ſchamloſer Kühnheit und eiſerner Stirn, hart, unbeugſam, habſüchtig, klug, klar und kalt, war er ruhig im Rat und ſtark in der Tat. Eine bedeutende Arbeitskraft, ein großartiges Verwaltungstalent, ein Menſchenverächter ohne Bedenken, erweckte er Vertrauen, bleiche Furcht und zitternde Anhänglichkeit. Haſtings' Unglück war der Streit zwiſchen Staat und Kompagnie, war ſeine Vorkampfſtellung des unterliegenden Teils. Stets fühlte er ſich als Vertreter der Kompagnie und ſo blieb er, was er anfangs geweſen: ein Handlungsdiener, freilich größten Stils. Für die Kompagnie war er der rechte Mann, für den Staat hat er die Bahn geebnet, für Indien iſt er ein Verbrecher geweſen.

Durch die Eaſt India Bill 1784 wurde die Kompagnie allgemach auf ihr urſprüngliches Gebiet, auf den Handel zurückgedrängt, während der Staat die Leitung übernehmen konnte. Es geſchah weſentlich durch die Generalgouverneure Lord Cornwallis (1786—1792) und Marquis von Wellesley (1798—1805), den Bruder Lord Wellingtons. Um 1820 hat man die Einwohnerzahl der unmittelbar britiſchen Beſitzungen auf 83, die der Vaſallenſtaaten auf 40 Millionen Menſchen berechnet. Ein Kolonialreich von ſolchem Umfange hatte die Welt noch nicht geſehen. Es war geſchaffen durch eine Handelsgeſellſchaft, aber das engliſche Parlament erhob ſich über ſie als oberſte Aufſichtsbehörde und ſchuf dadurch die Anwartſchaft auf Indien als Staatsbeſitz. In ſeiner großen Begumrede, gegen Haſtings, der „ſchönſten, die je im Unterhauſe gehalten", betonte Sheridan, daß das Parlament auch den Zweck habe, den Eingeborenen der Kolonien als Berufungsſtätte gegen Unterdrückung durch die Beamten zu dienen. Nur eine ſolche Überwachung vermöge jenes Maß des Vertrauens zur engliſchen Herrſchaft zu gewähren, das nötig ſei für ein dauerndes, gutes und glückliches Verhältnis zwiſchen Tochter- und Mutterland und für das Gedeihen der Kolonien ſelbſt.

Die gewaltige Ausdehnungskraft der Engländer im 18. Jahrhundert griff weit über Oſtindien hinaus. Im Jahre 1762 erſchien ein britiſches Geſchwader vor Manila, um den Spaniern die Philippinen zu entreißen. Mit Hilfe der zu ihnen haltenden Arbeiter nahmen ſie die Stadt in Beſitz. Aber der Kanonikus Anda entzündete einen Aufſtand der Tagalen, der die Eindringlinge wieder verjagte. In Birma wetteiferten die Engländer mit den Franzoſen. Dieſe hielten zu dem übermächtigen Stadtſtaate Pegu, der ganz Awa unterwarf. Da trat Alompra, „der hinterindiſche Napoleon", zwiſchen 1753 und 1757 auf und machte Awa mit britiſcher Hilfe wieder ſelbſtändig. Siam ſchloß ſich gegen Ende des 17. Jahrhunderts gänzlich gegen die Fremden ab, wie es Japan und China bereits getan hatten, und ſeinem Beiſpiele folgten Kambodja, Kochinchina, Anam und Tongking.

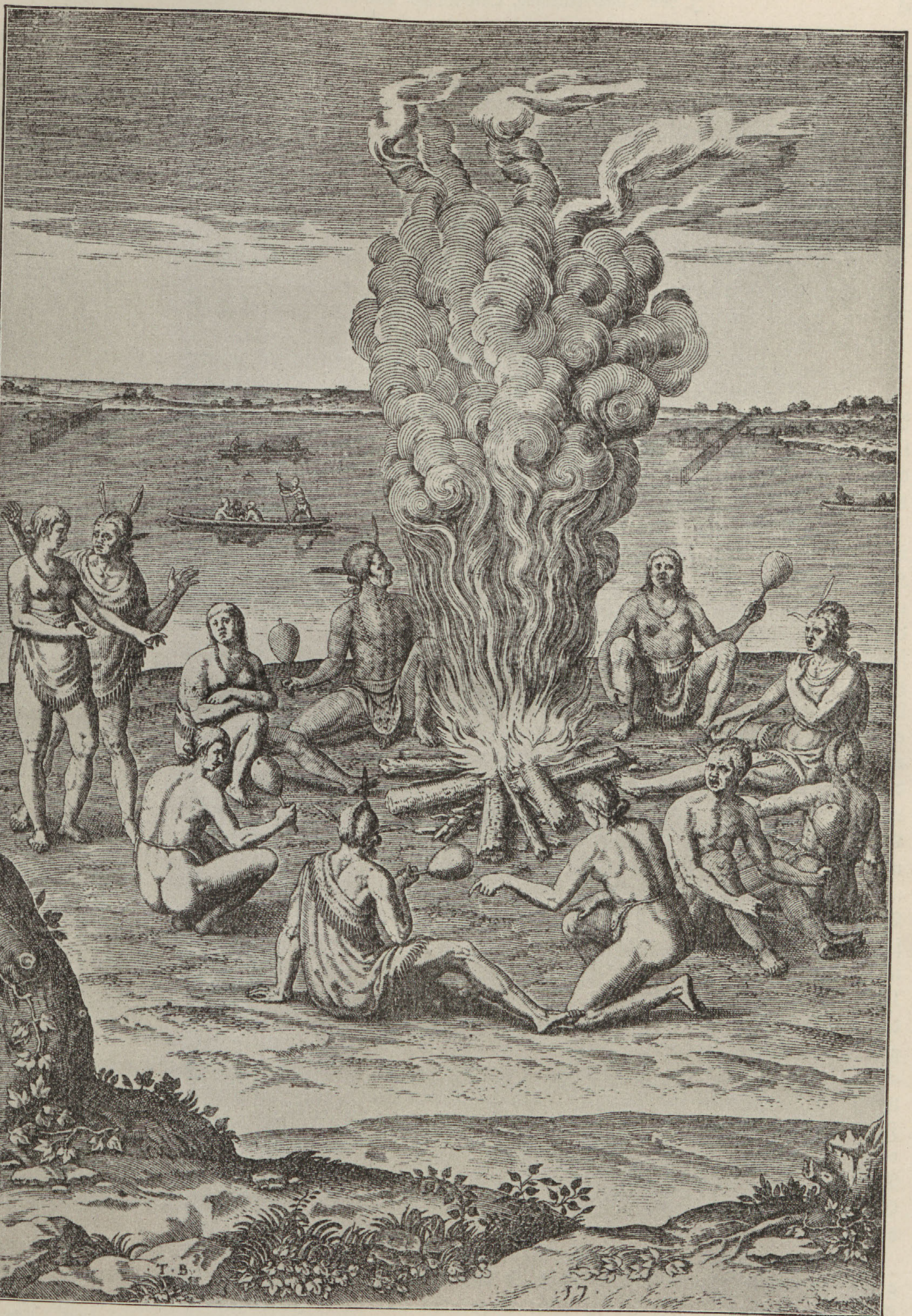
Während die Engländer in Indien von Erfolg zu Erfolg ſchritten, blieben ſie in Afrika noch gegen ihre Nebenbuhler zurück. An der Goldküſte bauten die Holländer 1617 die erſte dauernde Niederlaſſung Gorée, und ſchon im folgenden Jahre errichteten die Engländer das Fort James an der Gambiamündung, von wo aus ſie den Fluß aufwärts fuhren, um nach dem Senegal und den Goldländern Bambuk und Bure zu gelangen. Zunächſt blieb Holland die Hauptmacht, welche den Handel, namentlich die Sklavenausfuhr, mit allen Mitteln für ſich zu monopoliſieren ſuchte. Als Gegengewicht bildeten die engliſchen Kaufleute 1662 eine Geſellſchaft, worauf ihre Gegner ſich mit ihnen in den Einfluß teilen mußten, zumal ſeit 1672 eine engliſch-afrikaniſche Kompagnie entſtand, welche eine ganze Reihe von Forts errichtete, die aber weſentlich nur Stützpunkte für den Handel bildeten, ohne größeren Landbeſitz. Ähnlich ſo lagen die Dinge an der Sklavenküſte. Im Mittelpunkte des Sklavenhandels, in Whydah, gab es eine portugieſiſche, eine engliſche und eine franzöſiſche Niederlaſſung. An der Elfenbeinküſte erwarben die Engländer 1664 ein kurländiſches Fort, außerdem beſaßen ſie eine Faktorei an der Mündung des Sierra Leonefluſſes. Die auswärtigen Verzweigungen des ſiebenjährigen Krieges brachten den Senegal weſentlich in engliſche Hände, doch war ſein Handelswert inzwiſchen ſehr geſunken. Als ſtändige Schiffahrtsſtation auf der Heimreiſe von Indien diente ſeit 1633 die kleine Inſel St. Helena, ſie wechſelte ihre Beſitzer, bis ſie 1651 dauernd engliſch wurde. Noch wichtiger erwies ſich das Kap der Guten Hoffnung als Halteplatz. Demgemäß wurde es erſt von den Portugieſen, ſeit 1605 von den Engländern, ſeit 1616 von den Holländern benutzt. Seinen bedeutenden Wert erkennend, hißten 1620 zwei engliſche Kapitäne die britiſche Flagge in der Tafelbai, blieben aber ohne Unterſtützung, ſo daß die Holländer ſich die Gegend aneignen konnten. Als dann die Engländer aber mehr und mehr die Herrſchaft über Indien an ſich riſſen, erhielt Afrika erhöhten Wert für ſie. Dennoch erwarben ſie erſt 1806 endgültig das Kapland.

Wie alle Europäer, wurden die Engländer auch durch die Antillen angelockt. Dieſe galten zu Anfang des 17. Jahrhunderts weſentlich als ſpaniſcher Beſitz, bis die Bukanier und Flibuſtier ihn tief erſchütterten, und infolgedeſſen die Engländer und Franzoſen ſich anzuſiedeln begannen. Zunächſt tat es 1623 Thomas Warner auf St. Chriſtophe, ihm folgte ein franzöſiſch-normanniſcher Edelmann, der ſich auf derſelben Inſel niederließ. Beide erlangten heimiſche Unterſtützung, eine franzöſiſche und eine engliſche Geſellſchaft entſtanden, denen die ganze Antillenkette zuerkannt wurde. Zunächſt teilten ſie ſich friedlich in St. Chriſtophe, wurden aber von den Spaniern überfallen und vertrieben. Ein Teil der engliſchen Flüchtlinge kehrte dorthin zurück, erhielt Nachſchub und verbreitete ſich über Barbuda, Nevis, Antigua und Monſerrat. Ein zweites Koloniſationsgebiet bildete Barbados, das ſpaniſche Sklavenjäger entvölkert hatten und 1625 von Engländern beſetzt wurde. Die Inſel entwickelte ſich durch geordnete Verfaſſung und Zuckerrohrpflanzungen ſo ſchnell, daß ſie 1643 bereits 18600 Weiße zählte. Von Barbados wurden die Inſeln Tortuga an der Nordküſte Venezuelas und Providence beſetzt. Ein dritter Machtmittelpunkt war Tabago, durch Thomas Warner ebenfalls ſeit 1626 beſiedelt. König Jakob I. gab die Inſel an Herzog Friedrich von Kurland, der auf ihr unter engliſchem Protektorate eine ſelbſtändige Herrſchaft errichtete und ausgedehnten Handel trieb, zumal mit „ſchwarzer Ware“, weswegen er an der Elfenbeinküſte ein eigenes Fort erbaute.

Eine Umgeſtaltung der Beſitzverhältniſſe Weſtindiens brachte das Jahr 1655. Da entſandte Cromwell eine Flotte nach den Großen Antillen gegen die Spanier. Haiti war nicht zu erobern, aber das herrliche Jamaika fiel und iſt ſeitdem engliſche Kolonie geblieben. Als Plantagenland und Mittelpunkt des britiſchen Schleichhandels wurde es wichtig. Neu gewonnen ſind noch Anguilla (1650) und die nördlichen Jungferninſeln (1672), doch ſcheiterten Verſuche, auf den Bahamas feſten Fuß zu faſſen. Die wichtigſten Antillen der Engländer waren und blieben Jamaika und Barbados, wozu ſich 1797 noch Trinidad geſellte.

Weſentlich von Jamaika aus begaben ſich Abenteurer an die Mosquitoküſte und legten den Grund zu der freilich erſt viel ſpäter offiziell anerkannten Anſiedlung Britiſch-Honduras oder Belize, die ſchwungvollen Handel mit Mahagoniholz trieb. Da die menſchenarme Küſte ziemlich wertlos erſchien, ließen ſich die Spanier dies gefallen, hingegen ſetzten ſie ihre äußerſten Machtmittel in Bewegung, als zu Ende der neunziger Jahre des 17. Jahrhunderts Schotten, gegen den Willen der Engländer, die Gründung einer Kolonie an der Landenge von Darien mit dem Fort Neu-Edinburgh verſuchten. Anfangs gut gedeihend, erlag ſie doch dem fieberſchwangeren Klima und den unausgeſetzten Angriffen der Spanier.

Ein buntes Bild des Beſitzwechſels bot die ſüdamerikaniſche Landſchaft Guayana. Walter Raleigh, der ſie beſucht hatte, ſchilderte ſie als herrliches Dorado. So erſchienen dort Holländer und Briten und legten Niederlaſſungen an. Aber eine dauernde Koloniſation begann erſt 1625, alſo ziemlich gleichzeitig mit der weſtindiſchen. Da waren es die Holländer, welche Eſſequibo und Berbice gründeten und Anſpruch auf ganz Guayana erhoben. Bald kamen die Engländer, um ſich in Paramaribo, die Franzoſen, um ſich in Sinnamarie, Cayenne und an anderen Stellen feſtzuſetzen.



Eingeborene von Virginia an ihrer Feuerſtätte.

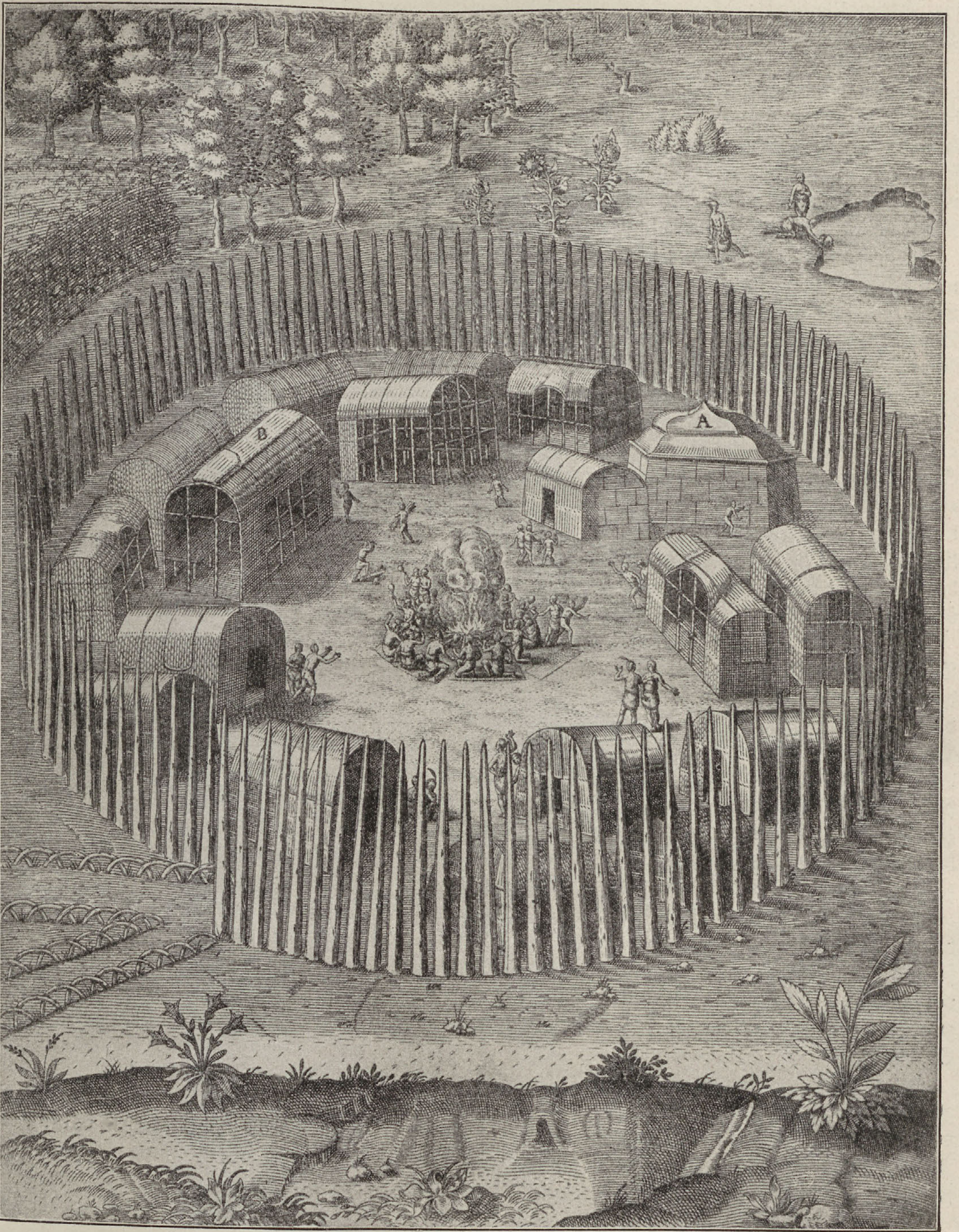
Aus Hariot „Report of the new found land of Virginia“, Frankfurt 1590.

Unter dem Äquator lagen abgeſchieden im Großen Ozean die zu Südamerika gerechneten Galapagosinſeln. Dampier hatte ſie der Wiſſenſchaft erſchloſſen; ſie waren herrenlos, dienten aber als Verſorgungsſtätte engliſcher Kriegs- und Handelsſchiffe. Ein gleiches gilt für Juan Fernandez, wo ſich 1704 ein ſchottiſcher Matroſe A. Selkirk freiwillig ausſetzen ließ, um ein Einſiedlerleben zu führen, das bis 1709 gedauert hat. Seine romanhaften Mitteilungen verwertete der engliſche Schriftſteller Daniel Defoe zu der berühmten Erzählung: Robinſon Cruſoe, welche in Deutſchland beſonders durch J. Campe bekannt geworden iſt. Der Name Robinſon dürfte auf Selkirks Vorgänger Robin zurückgehen.

Als ergiebigſtes Feld britiſchen Unternehmungsgeiſtes und britiſchen Fleißes erwies ſich Nordamerika. Hier wurde der einziehende Entdecker von vornherein zum urbarmachenden Bauern, im Gegenſatze zum ausbeutenden Spanier und abenteuernden Franzoſen. Vergegenwärtigen wir uns Nordamerika gegen Ende des 16. Jahrhunderts, ſo hat ſein Süden von Florida bis Neu-Kalifornien als ſpaniſches Gebiet zu gelten. Eine hugenottiſche Siedelung, die 1564 im nördlichen Florida entſtand, wurde von dem ſpaniſchen Statthalter vernichtet. Weiter nördlich, am Albemarle Sund, hatte Raleigh 1585 die Gründung von Virginia verſucht, hierbei aber ſein Vermögen eingebüßt, ohne etwas zu erreichen. Das änderte ſich mit dem 17. Jahrhundert: da begann eine dauernde Koloniſation 1604 in Kanada, 1607 im Gebiete der heutigen Vereinigten Staaten und 1610 in Neufundland.

Verſchiedene Umſtände wirkten in England für eine Beſiedelung Nordamerikas zuſammen. Bislang war der Weg dorthin weit geweſen, er ging im Stromſtriche des Paſſats über die Kanarien und Weſtindien. Nun glückte es 1602 dem Kapitän Gosnold in gerader Linie hinüberzuſegeln, und zwar innerhalb der für damals kurzen Zeit von ſechs Wochen. Er nahm alſo die Richtung, welche noch heute die Schiffe einſchlagen, und landete bei Kap Cod, etwa da, wo ſich jetzt die rieſige Funkentelegraphenſtation erhebt. Die glückliche Reiſe und die wertvolle Fracht von Saſſafras und Zedernholz, die er mitbrachte, lenkten die Aufmerkſamkeit nach Weſten, um ſo mehr, als 1605 Waymouth durch eine gleichartige Fahrt die Küſte von Maine erreichte. Seit der Zeit Eliſabeths waren wichtige wirtſchaftliche Umgeſtaltungen in England eingetreten: die Verdrängung des Ackerbaues durch Vieh-, zumal Schafzucht, die Wertverminderung des Edelmetalls, das Sinken der Getreide-, neben dem Steigen der Fleiſch- und Wollpreiſe, der Wegfall der Bettlerverſorgung durch die Klöſter, dies alles machte unzählige Arbeitskräfte frei, die Betätigung ſuchten. Viele waren mit den ſtaatlichen, noch mehrere mit den religiöſen Zuſtänden unzufrieden; die Kaufleute von Briſtol brauchten neue Fiſchgründe, um Island entbehren zu können. Da winkten plötzlich jenſeits des Meeres: ein jungfräulicher Boden, unendliche Jagdgelände, fiſchreiche Küſten und ein geſundes Klima. Alle Bedingungen für eine neue Heimat waren gegeben. Menſchenfreunde und Schriftſteller blickten aufs Meer und förderten die Auswanderung; ſoll doch das Scheitern eines Schiffes bei den Bermudas 1609 Shakeſpeare die Anregung zum „Sturm“ gegeben haben. Nicht Abenteuerluſt, ſondern das Bedürfnis, oft bittere Not trieb die Scharen in das verheißungsvolle Land. Zwei Aktiengeſellſchaften entſtanden: die Londoner und die Plymouther Kompagnie, welche 1606 die nordamerikaniſche Küſte vom 34. bis 45. Breitengrade zugeſprochen erhielten mit einem 100 engliſche Meilen breiten Landſtreifen, der bald von Meer zum Meere erweitert wurde. Der Freibrief einer dritten Geſellſchaft lautete weſentlich auf Neufundland. Das Gebiet der Londoner umfaßte den Süden oder Virginien, das der Plymouther den Norden; dieſer räumlichen Trennung entſprachen klimatiſche und wirtſchaftliche Verhältniſſe, womit der Grund zum Gegenſatze zwiſchen Nord und Süd gelegt war. Der Süden erzeugte hauptſächlich Tabak durch Sklavenarbeit, im Norden überwog der Ackerbau mit eigener Hand.

Von vornherein galt Amerika als Land der Freiheit. In einem 1605 zu London aufgeführten Stücke „Eaſtward Ho“ wird es bereits als ſolches geſchildert. „Dort kannſt du ohne Polizei und ohne Junker leben, ohne Advokaten und ohne Journaliſten. Dort kannſt du ein Stadtrat ſein, ohne eine Lump zu werden, ein Beamter, ohne ein Knecht zu ſein. Dort werden wir nicht mehr Geſetze haben als Gewiſſen und nicht zu viel von beiden!“ Der Wunſch nach bürgerlichem Rechte beſeelte von Anfang an die Ausziehenden: in ihren Verträgen wurden Selbſtverwaltung und Volksvertretung in Parlamenten vorgeſehen. Nicht minder galt



Ein Dorf der Eingeborenen in Virginien.
Aus Haricot „Report of the new found land of Virginia“, Frankfurt 1590.

die Internationalität; ſelbſt im holländiſchen Neu-Amſterdam zählte man bald nach der Gründung Angehörige von 18 verſchiedenen Staaten.

Die erſte dauernde Anſiedlung geſchah durch die Londoner Geſellſchaft 1607 zu Jamestown in Virginien, an der Mündung des ebenfalls nach König Jakob I. benannten Fluſſes. Schnell hob ſich die Kompagnie, 1619 führte ſie ſchon 20000 Pfd. Tabakblätter aus im Werte von 3000 Pfd. St., 1621 wanderten 1400 Anſiedler ein, darunter 60 Frauen. Von der Geſellſchaft erhielt 1615 jeder Anſiedler 50 Acres freien Landes, und wenn er Aktien nahm, noch mehr. 1618 trat das erſte Parlament zuſammen, welches 1621 eine Verfaſſung gab, das Muſter aller engliſchen Kolonialverfaſſungen. 1624 wurde Virginien Kronkolonie.

Langſamer entwickelte ſich der Norden. Die Plymouth-Geſellſchaft widmete ſich anfangs mehr der Küſtenfiſcherei als der Anſiedlung. Erſt ſeit 1620 änderte ſich das, und zwar weſentlich durch freie Einwanderung ſteifnackiger Puritaner, die daheim nicht länger „vor Baal“ knieen wollten. Neu-Plymouth, Neu-Hampſhire, Maine, Maſſachuſets, Connecticut und Rhode Island entſtanden und ſchloſſen ſich 1643 als „Vereinigte Kolonien von Neu-England“ zuſammen. Um das Haus eines Diſſenterpredigers erwuchs ein Dorf, das Boſton hieß. Die Puritaner lebten ganz unter ſich ihren ſtrengen religiöſen Idealen, die man aber keineswegs als beſondere Freiheit auffaſſen darf. Sitzen im Zwangsklotz, Rutenſtreiche und ähnliche Strafen waren an der Tagesordnung: Fluchen, Lügen, Kartenſpiel wurden hart beſtraft, und eine äußerliche, zum Teil heuchleriſche Sabbatheiligung und Unduldſamkeit großgezogen. In Wohnungs- und Lebensgewohnheiten herrſchte wohltuende Einfachheit, in der Familie ſchlicht patriarchaliſche Sitte. Daß man trotzdem auf gewiſſe Annehmlichkeiten des Lebens nicht verzichtete, lehrt das Beiſpiel des ehrſamen Franklin, der zwei uneheliche Kinder hatte und ein Buch ſchrieb über die Kunſt, ſich eine Maitreſſe zu wählen. Das Geſchlecht der „Yankees“ bildete ſich aus.

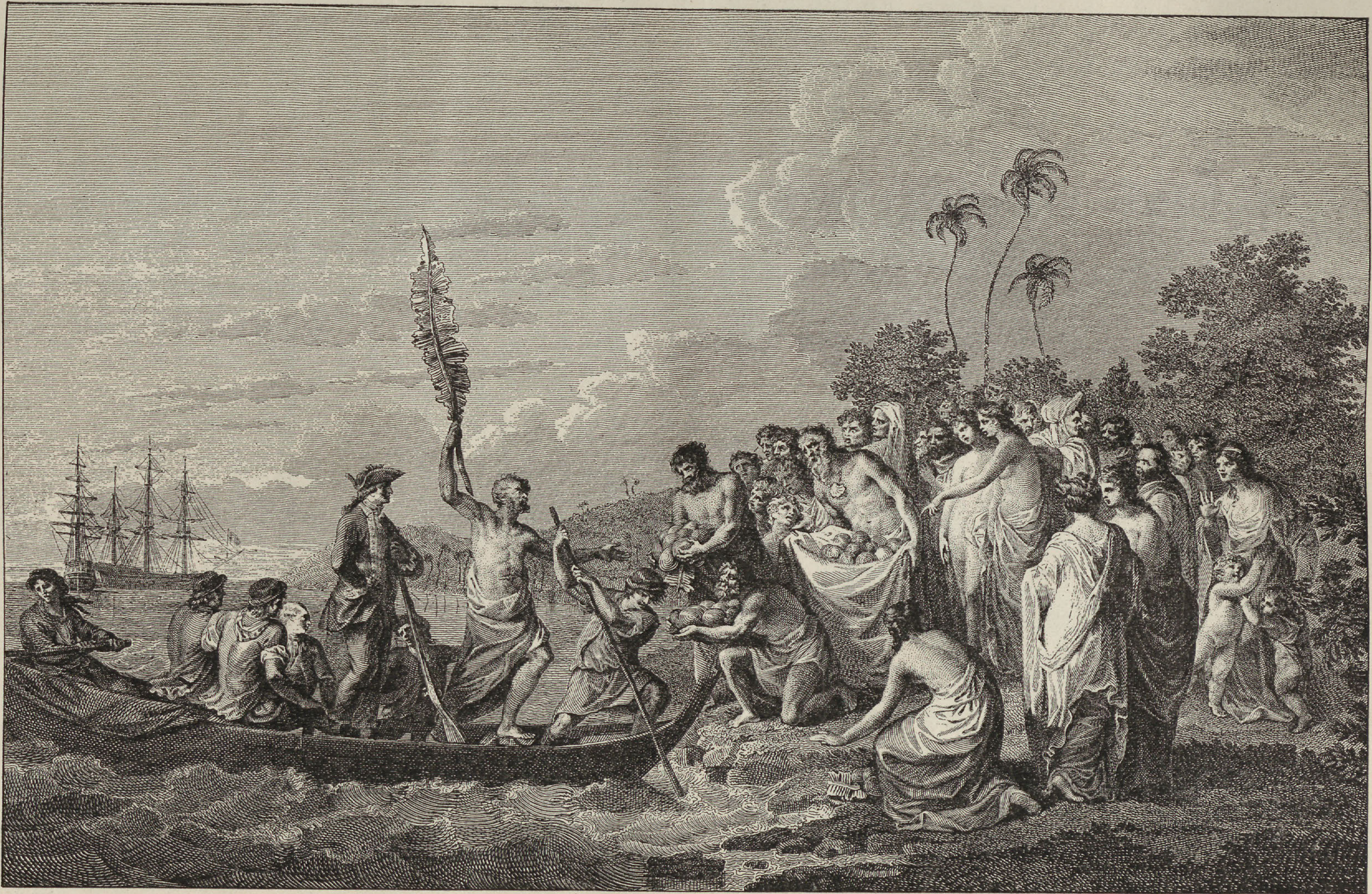
Anders verhielt es ſich mit der Kolonie Maryland, welche 1623 der katholiſche Lord Baltimore nach den feudalen Grundſätzen Altenglands einrichtete, wenngleich bereits unter dem Zeichen religiöſer Duldung. An der Weſtſeite der Hudſonanſchwemmungen erſchien die religiöſe Sekte der Quäker, und unter ihnen 1681 William Penn, dem es gelang, ein Stück Land zu erwerben, auf dem 1682 der Grundſtein zu der Stadt Philadelphia gelegt wurde, die raſch an Bevölkerungszahl zunahm, und deren Landſchaft den Namen Pennſylvania erhielt. Zwiſchen dieſe engliſchen Kolonien ſchob ſich trennend die holländiſche. Da erſchien 1664 mitten im Frieden eine engliſche Flotte vor Neu-Amſterdam und zwang die unvorbereitete Stadt zur Ergebung. Die Engländer beſaßen nun den beſten Hafen, richteten ſich häuslich ein und nannten ihre Eroberung „New York“.

Als das Jahrhundert zu Ende ging, zog ſich längs der Oſtküſte von Charleſton im Süden bis Portland im Norden eine faſt lückenlos zuſammenhängende Kette britiſcher Kolonien, freilich noch mit ſehr ungleichem politiſchem Gepräge. Dem folgenden Jahrhunderte war es vorbehalten, hier Übereinſtimmung zu ſchaffen und die engliſche Grenze nach Weſten vorzuſchieben, bis die Erhebung der Kolonien gegen das Mutterland zur Gründung der Vereinigten Staaten führte.

Einen Schandfleck in der Beſiedelung Nordamerikas bildete das Verhalten den Indianern gegenüber. Die Engländer hetzten ſie auf alle Nebenbuhler, töteten ſie und rotteten ſie aus durch die verruchteſten Mittel, durch ſchlechten Branntwein, ja durch abſichtliche Anſteckung mit Infektionsſtoffen, vergifteten Decken uſw. Damals mag bei den frommen Pilgervätern das abſcheuliche Wort entſtanden ſein: „Der beſte Indianer iſt der tote.“

Der Aufſtand der Neuengländer geſtaltete ſich für das Mutterland zum Ereigniſſe der Zukunft. Es bedeutete zunächſt deſſen ſchlimmſten Kolonialverluſt, aber ſchon hatte es in Indien Erſatz geſchaffen. Indem Aſien an Stelle von Amerika trat, verſchob ſich das Schwergewicht der britiſchen Kolonialmacht aus der weſtlichen in die öſtliche Halbkugel.

Mit dem Abfalle der amerikaniſchen Kolonien hängt auch die Beſiedelung Auſtraliens zuſammen. Auſtralien war bereits in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Norden und Süden von Holländern entdeckt aber unbeachtet geblieben. Der wichtigſte Teil des Landes, der von den Paſſatwinden befeuchtete Oſtrand, iſt erſt durch Cook bekannt geworden. Cook befuhr i. J. 1769 den Pacific, um zwei Gelehrte nach Tahiti zu bringen. Auf der Heimreiſe



Cooks Landung auf den Freundſchaftsinſeln.

Stich von J. K. Shirvin.

ermittelte er, die jetzige Cookſtraße durchſegelnd, die von Tasman noch nicht bemerkte Zweiteilung Neuſeelands, dann fand er das Auſtraliſche Wallriff und die Torresſtraße. Als er 1772 abermals aufbrach, hatte er zwei Deutſche, J. R. und G. Forſter, an Bord, deren Reiſeſchilderungen einen tiefen Einfluß auf das Naturerkennen ihrer Zeit ausübten. Man blieb drei Jahre unterwegs und fand Neu-Kaledonien, die Cook-Inſeln und die ſüdlichen Teile von Fidji. Die dritte Reiſe, 1776 begonnen, kam beſonders dem weſtlichen Nordamerika zugute. Auf den Sandwichinſeln überwinternd, geriet Cook mit den Kanaken in Streit, wobei er 1779 ſeinen Tod fand, ähnlich wie einſt Magelhaens. Cook iſt der letzte große Weltreiſende geweſen. Nach ihm bleibt nur noch der unglückliche La Peyrouſe zu nennen, deſſen Schiff um 1788 an einer Korallenbank mit der ganzen Bemannung unterging.

Bislang hatten die Engländer einen großen Teil ihrer Sträflinge an amerikaniſche Siedler vermietet, dann verſuchten ſie es 1775 und 1776 mit Afrika, machten aber ſchlechte Erfahrungen, als ein Reiſegenoſſe Cooks auf Auſtralien verwies. Kapitän Philipp begab ſich mit einer Anzahl Gefangener nach dem Jackſonhafen, einem der beſten Ankerplätze der Erde, und gründete 1788 die Stadt Sidney in günſtiger Umgebung und gemäßigtem Klima. Trotzdem ſchien die Anſiedlung erfolglos bleiben zu ſollen, bis Philipps Ausdauer alle Schwierigkeiten überwunden hatte. Die Sidney benachbarten Landſchaften wurden angebaut, ins Innere und längs der Küſte vorgedrungen. Hierbei entdeckte Baß 1797 die nach ihm benannte Meeresſtraße, wodurch Tasmanien ſich als Inſel erwies. Seit 1793 kamen freie Anſiedler, ein Kohlenlager wurde aufgefunden und die Schafzucht eingeführt. Dieſe hat große Wichtigkeit erlangt, denn die Schafzüchter ſind für Auſtralien die Bahnbrecher geworden, wie die Pelzjäger im wilden Weſten Amerikas und in den Wäldern und Steppen Sibiriens. Ein franzöſiſches Unternehmen 1801 erweckte neue Tatkraft. Dennoch kam man nur langſam vorwärts. Im Jahre 1806 gab es noch keine 10000 weiße Anſiedler. Die Nachteile der urſprünglichen Verbrecherkolonie und die große Dürre machten ſich immer wieder ſchädlich fühlbar. Erſt unter dem Gouverneur Macquarie (1810—1821) beſſerten ſich die Verhältniſſe, ſo daß Auſtralien allmählich zu einem fünften Weltteile erwachſen konnte.

Betrachten wir kurz das engliſche Kolonialweſen als Ganzes. Seine Macht beruhte auf der Kraft des engliſchen Volkes, die ſich aus einfachen Anfängen zunehmend mehr auf die See und Kolonien verlegte. Von vornherein zeigte es hierbei einen ungemein praktiſchen Sinn, ein angeborenes Taſtgefühl, verbunden mit Tatkraft und Zähigkeit. Die ſtete Beſchäftigung mit den gleichen Dingen erzeugte eine ſteigende Technik in ihrer Behandlung. Zuſtatten kam der germaniſche Geiſt und deſſen Vielſeitigkeit, im Gegenſatz zur romaniſchen Bevormundung. Jene Stammeseigenſchaft ermöglichte den Engländern, überall ſich den Verhältniſſen anzupaſſen, überall verſchieden zu verfahren, je nach der Sachlage. Während ſie in Weſtafrika nur Einzelfaktoreien unterhielten, dehnten ſie ſich in Indien flächenhaft aus, und in Amerika arbeiteten ſie als Bauern im Schweiße ihres Angeſichts. In Indien unterſchied die engliſche Kompagnie ſich wenig von der holländiſchen. Die Engländer hatten hier ein tropiſches, hochentwickeltes und ſtarkbevölkertes Land vor ſich, ſo zielten ſie nicht auf Auswanderung und Landanſiedelung, ſondern auf Ausbeutung, erſt durch den Handel, dann durch die Politik: der Kaufmann erwuchs zum Herrſcher. Ganz anders in Nordamerika, dort war die Koloniſierung kein Handelsergebnis, ſondern ſie entſprang zwingenden inneren Gründen: man begehrte Land für Auswanderer, man wollte ſich jenſeits des Meeres ein Jungengland ſchaffen. Es geſchah durch Großgrundbeſitzerkolonien mit ariſtokratiſchem Zuge, Privilegienkolonien der Handelsgeſellſchaften und Kronkolonien, letztere beide demokratiſch veranlagt. Die Regierung beteiligte ſich tatſächlich nirgends an der Niederlaſſung, ihr Einfluß und der des Hauptortes blieben gering, die Koloniſten kamen als Bürger, ſie übertrugen ihre heimiſchen Rechte, die ſie bei der Abweſenheit ſtaatlicher Bevormundung volkstümlich weiter bildeten. England hat viele und ſchädliche Irrtümer in der Einrichtung von Handel, Seeweſen und Kolonien begangen, aber ſtets behielt es eine nüchterne, geſunde Grundlage und bewies ſich allen wettbewerbenden Völkern überlegen.

SCHIPPER SIET VOR
10.
DÄNEN
SCHWEDEN
RVSSEN

Joh. Vercelles inv.

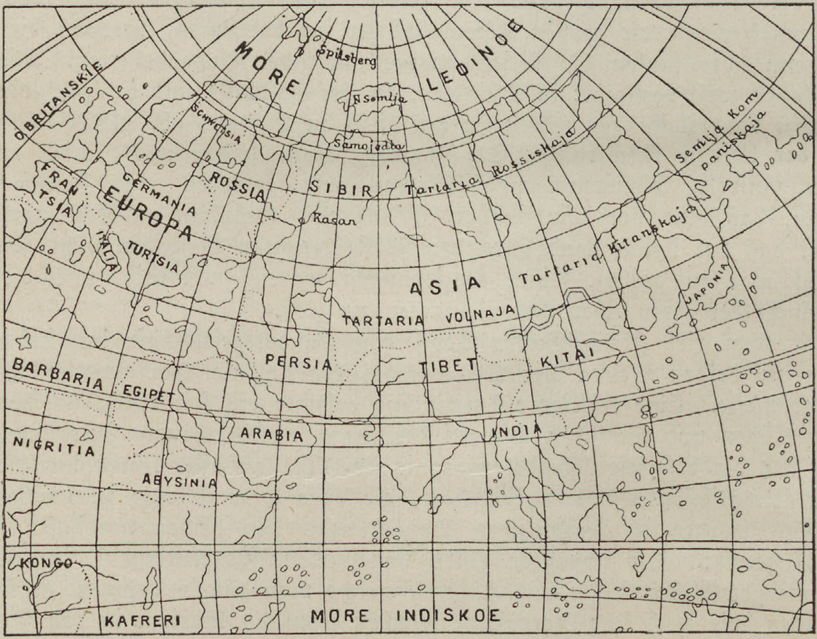
Die kleinen nordiſchen Staaten haben ebenfalls verſucht, ſich an die goldſpendende Krippe zu drängen, zumal hat es Dänemark mit großer Zähigkeit und Unternehmungsluſt getan. Schon 1616 gründeten die Dänen eine oſtindiſche Kompagnie, die aber 1634 von Schulden erdrückt wurde. Nun entſtand 1642 eine zweite, 1686 eine dritte und 1732 eine vierte. Zeitweiſe, zumal wenn die großen Kolonialmächte ſich bekriegten, machten die Dänen gute Geſchäfte, dann aber ſanken die Aktien wieder unter den Ausgabebetrag. Die Beſitzungen der Dänen lagen weit verſtreut: in Oſtindien, an der Goldküſte und in Weſtindien. Den Reſt der oſtindiſchen Niederlaſſungen traten ſie erſt 1845 an England ab. 1666 ergriff Erik Smidt Beſitz von der kleinen Antilleninſel St. Thomas, wozu ſpäter noch einige andere kamen. Sie trieben Handel, Schmuggel und Ackerbau und gediehen eine Zeitlang vortrefflich. Bedenkt man, daß auch noch die Faröer, Island und Grönland zu Dänemark gehörten, ſo liegt es klar, daß das kleine Land allen den ſelbſt erzeugten Aufgaben nicht gewachſen blieb. Seine Macht war zu gering, ſeiner Beziehungen waren zu wenig, und die rückſichtsloſe Handelseiferſucht der eigentlichen Kolonialſtaaten zu groß.

In Schweden rief König Guſtav Adolf eine Handelsgeſellſchaft ins Leben, welche in Nordamerika zu beiden Seiten der Delawarebai die Kolonie Neuſchweden mit dem Fort Chriſtiania gründete. Eine kräftigere Entwicklung erfolgte erſt ſeit 1683, als Axel Oxenſtierna ſie mit ſchwediſchen und finniſchen Bauern bevölkerte, welche längere Zeit Auswanderer nach ſich zogen. Als die belgiſche Oſtendekompagnie ſich 1731 auflöſte, traten ihre Beamten in den Dienſt einer ſchwediſchen Oſtindiengeſellſchaft, die aber keine Erfolge zu erringen vermochte.

Tatſächlich haben die überſeeiſchen Bemühungen den beiden nordiſchen Reichen mehr geſchadet als genützt. Sie erzeugten einen ungeſunden Abenteurergeiſt, eine unruhige Habſucht und entzogen Arbeitskräfte und Kapital, welche man daheim dringend gebrauchen konnte.

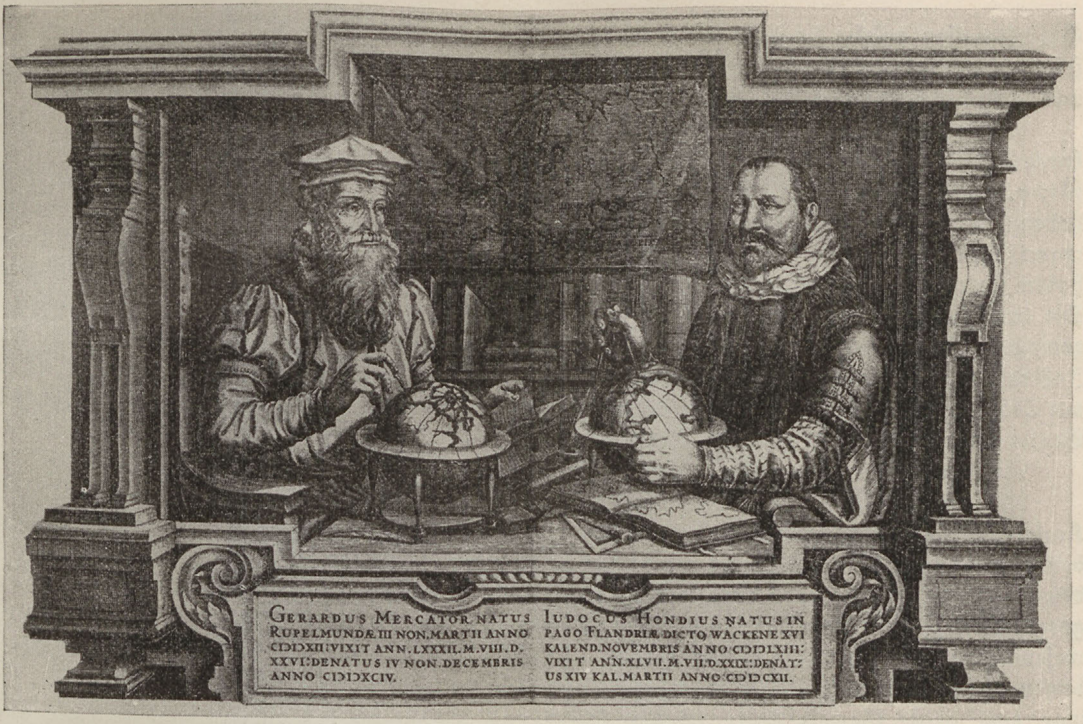
Betrachten wir noch kurz Nordaſien, welches ebenfalls langſam in den Geſichtskreis der europäiſchen Völker trat. Es geſchah zunächſt durch den Koſakenhetman Yermak Timofejew, der aus dem europäiſchen Rußland entfloh und ſich von 1580—1584 ein ſelbſtändiges Fürſtentum auf den Trümmern des von ihm eroberten Tatarenreiches Soibir gründete. Um die Verzeihung des zürnenden Zaren Iwan IV. zu erlangen, bot Yermak ihm ſeine Eroberung an. Der Zar griff zu und ſetzte das begonnene Unternehmen fort, welches dann ſein Nachfolger Feodor I. im weſentlichen beendete. Das ſchwachbevölkerte, ſchwer zu verteidigende Steppen- und Tundrenland vermochte den flinken Schwärmen der Koſaken keinen nachhaltigen Widerſtand entgegenzuſetzen. So entſtanden in raſcher Folge leichtbefeſtigte Anſiedelungen, die bald zu Flecken und Städten erwuchſen. Tobolsk wurde 1587, Tomsk 1604, Irkutsk 1661angelegt. Schon vorher waren ruſſiſche Reiterführer am Amur erſchienen, und 1696 gelangte auch die Halbinſel Kamtſchatka in ruſſiſchen Beſitz. Bei dieſen Zügen ſtreifte man gelegentlich die chineſiſche Grenze, und 1654 ſah Baikow die berühmte „Mauer". Bald entſtanden Reibereien und Kämpfe zwiſchen den beiden Großreichen, denen fürs erſte der Vertrag von Nertſchinsk 1689 ein Ende bereitete. Die bis zum äußerſten Oſten vorgedrungenen Ruſſen wußten, wo das Feſtland aufhörte, ohne daß man in Europa Kunde hiervon erhielt. Ende der vierziger Jahre des 17. Jahrhunderts erhielt der Hauptmann Deſchnew den Auftrag zur Unterſuchung der öſtlichen Küſte. Er entledigte ſich ſeiner in muſtergültiger Weiſe, und die Nachwelt hat deshalb dem am weiteſten gegen Nordoſten hinausragenden Vorgebirge Aſiens den Namen Kap Deſchnew verliehen.

Anfang des 18. Jahrhunderts durchfuhren der Däne Bering, der Franzoſe Deliſle, der Ruſſe Tſchirikow, denen ſich ſpäter der Deutſche Steller anſchloß, die eisſtarrenden Meeresteile zwiſchen Oſtaſien und Amerika, machten Entdeckungen im Alëuten-Archipel und ſtellten endgültig das Vorhandenſein jener Durchfahrt feſt, die jetzt Beringſtraße heißt. Der wackere Bering erlag mit der Mehrzahl ſeiner Genoſſen 1730 dem Skorbut. Seit 1712 kannten die Ruſſen auch die meiſten Kurilen, und ſogar die Neuſibiriſchen Inſeln waren in rauher Winterszeit durch eine Schlittenreiſe als erreichbar nachgewieſen. Das Binnenland wurde durchforſcht und in den dreißiger Jahren beinahe die ganze ſibiriſche Nordküſte befahren und aufgenommen; die Verbindung zwiſchen Lena- und Jeniſſeyausfluß wurde geſichtet und damit das mythiſche Nordkap „Trebin" viel weiter ſüdlich feſtgeſtellt, 1768 Nowaja Semlja umſchifft und 1787 Sachalin als Inſel nachgewieſen. Selbſt die Japaner begannen den geographiſchen Verhältniſſen Sachalins und der Amurmündung ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden, wobei ſie gute Karten jener Gegenden lieferten.


MORE LEDINOE
Spitsberg
N Semlja
BRITANSKIE
SCHWETSIA
Samojedia
ROSSIA
SIBIR
Tartaria Rossiskaja
Semlja Kom
paniskaja
FRANTSIA
GERMANIA
EUROPA
ITALIA
TURTSIA
Kasan
ASIA
Tartaria Kitanskaja
JAPONIA
TARTARIA VOLNAJA
PERSIA
TIBET
KITAI
BARBARIA
EGIPET
ARABIA
INDIA
NIGRITIA
ABYSINIA
KONGO
KAFRERI
MORE INDISKOE

Karte von Aſien.

Aus einem von der ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften 1737 veröffentlichten Atlas.


GERARDUS MERCATOR NATUS RUPELMUNDÆ III NON. MARTII ANNO CIƆIƆXII: VIXIT ANN. LXXXII. M. VIII. D. XXVI: DENATUS IV NON. DECEMBRIS ANNO CIƆIƆXCIV.
IUDOCUS HONDIUS NATUS IN PAGO FLANDRIÆ DICTO WACKENE XVI KALEND. NOVEMBRIS ANNO CIƆIƆLXIII: VIXIT ANN. XLVII. M. VII. D. XXIX: DENATUS XIV KAL. MARTII ANNO CIƆIƆCXII.

Die Geographen Mercator und Hondius. Alter Stich aus dem Mercator-Atlas, Amſterdam 1636.

11. Italiener und Deutſche

Die vorwaltenden Handelsmächte des ſpäteren Mittelalters waren Deutſchland und Italien. Im ſüdlichen Europa zerſtörten die Kreuzzüge, die Eroberung von Konſtantinopel und der Einbruch der Mongolen die bisherigen Handelswege und ſchufen neue Verkehrsverhältniſſe, welche vornehmlich den italieniſchen Handelsrepubliken zuſtatten kamen. Im Norden bewirkte guten Teils die Koloniſierung der oſtelbiſchen Tieflande eine Zeit der Handelsherrſchaft niederdeutſcher Kaufleute. Der Zerſplitterung der politiſchen Gemeinweſen entſprechend gab es hüben und drüben keinen Reichshandel, ſondern nur einen örtlichen Stadthandel.

In Italien beherrſchten Venedig und Genua ſeit den Kreuzzügen den Levanteverkehr und wurden damit die Vermittler zwiſchen Abend- und Morgenland. Aber beide arbeiteten nicht gemeinſam, ſondern wüteten in heftigem Brotneide gegeneinander, der zu einem erbitterten 130jährigen Kriege führte. Überall, an den Höfen der Sultane, in den Hafenplätzen, auf offenem Meere und in den Hinterländern ſuchte einer den andern zu verdrängen, bis Venedig ſchließlich die Oberhand behielt. Als dann die Bankierſtadt Florenz 1421 Beſitz von Livorno ergriff und ſich ebenfalls auf den Seehandel verlegte, wurden die Mißſtände noch ärger. Inzwiſchen traten die beiden großen Ereigniſſe ein, welche die geſamten Verkehrsverhältniſſe des Mittelmeeres umgeſtalteten: das Vordringen der Türken und die Entdeckung des Seeweges nach Indien.

Genua litt ſchwer unter inneren Kämpfen, in die ſich Frankreich, Mailand und ſchließlich der Kaiſer miſchten. Erſt die feſte Fauſt Andrea Dorias, der die Verfaſſung erneuerte, ſchaffte eine Zeitlang Ruhe. Anfangs zog Genua Nutzen aus dem Kriege der Türken mit Venedig, begann dann aber ebenfalls ſchwer unter den Übergriffen der neuen Vertreter des Islam zu leiden, ſo daß ihm ſchließlich bloß noch der ſtets abnehmende Handel mit Ägypten blieb, und auch der nur unter ſtetem Ringen mit Venedig. Großartiger geſtaltete ſich die Geſchichte der Königin der Adria, die durch eine feſtgeſchloſſene Adelsregierung vor ſtarken Parteierſchütterungen verſchont blieb. Im Beſitze der dalmatiniſchen Küſte, der ioniſchen Inſeln, Moreas, Kandias und Cyperns, beherrſchte ſie den Seeweg nach Alexandrien und damit den Gewürzhandel, den ſie in drückender Bevormundung ausbeutete. Aber die Laſt ihrer

Gebietsmaſſen drückte die Republik zu Boden. Einerſeits entbrannten die Türkenkriege, andererſeits mußte ſie um ihre Feſtlandprovinzen kämpfen, wobei ſie in die Händel zwiſchen Habsburg und Frankreich hineingeriet, während der Gewürzhandel fern in Indien verloren ging.

Alle dieſe Wirrniſſe verhinderten Genua und Venedig, von der Umgeſtaltung des Welthandels den Nutzen zu ziehen, welchen ihre ſeemänniſche Tüchtigkeit und ihr Kapital ermöglicht hätten. Aber wenn die Italiener ſich daran auch nicht in ſtaatlicher Eigenſchaft beteiligt haben, ſo geſchah es doch einzeln und gemeinſchaftlich. Seit langer Zeit ſchritten ſie voran im Kartenweſen und in geographiſchen Kenntniſſen, und dieſe geiſtige Machtſtellung haben ſie noch lange behauptet. Faſt an jeder größeren Fernreiſe beteiligten ſich Italiener. Die drei Hauptentdecker Amerikas: Kolumbus, Cabot und Amerigo Veſpucci, ſind Italiener geweſen. In Liſſabon beſtand eine italieniſche Kolonie, die ſich von vornherein an den Indienfahrten beteiligte und großen Einfluß auf das portugieſiſche Seeweſen gehabt hat. Wie am Tajo, ſo beſaßen die Italiener Niederlaſſungen in Spanien, zumal in Sevilla und Coruña. Genua trat zu Spanien in enge Beziehung.

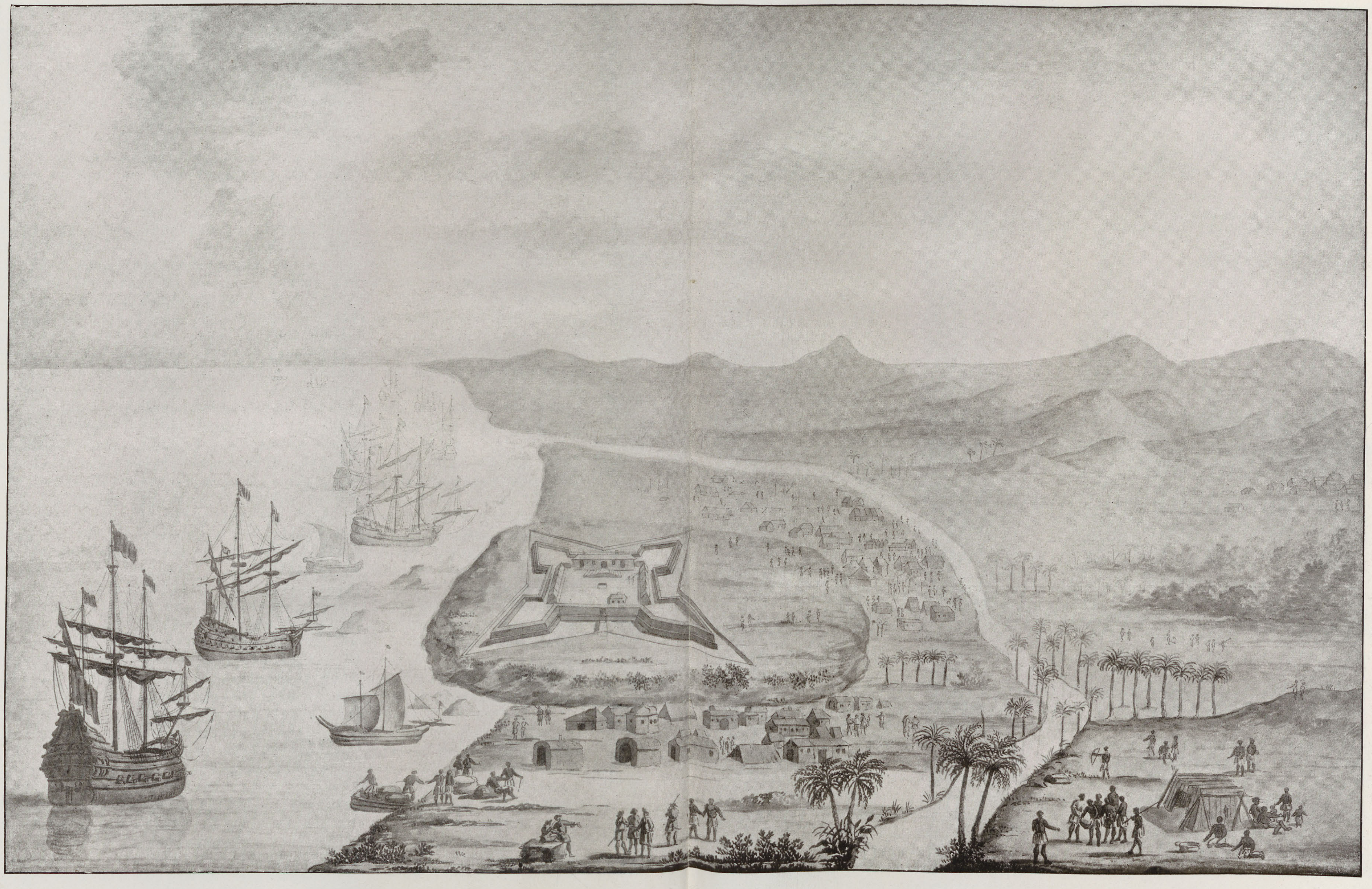
Ein weſentlich anderes Bild bietet der Norden.

Wie der Deutſche ſo oft, hat auch der deutſche Kaufmann des Mittelalters ſeine erſte Kraft und Zuſammengehörigkeit nicht daheim, ſondern in der Fremde kennen, ſchätzen und benutzen gelernt. In Wisby auf der Inſel Gotland bildeten im 12. Jahrhundert niederdeutſche Händler eine feſte Genoſſenſchaft deutſcher Kaufleute, bald traten ſolche von Nowgorod, Brügge und London hinzu. Damit war der Verkehr des mitteleuropäiſchen Nordens weſentlich in niederdeutſche Hände gelegt. Er fand ſeinen Rückhalt an einem loſen Städtebunde, deſſen Führung Lübeck übernahm, und dem der Name „Hanſa“ beigelegt wurde. Es war eine große Gemeinſchaft, „welche Schutz und Förderung des auswärtigen Handels und ihrer Angehörigen als Aufgabe betrachtete“. Sie war umfaſſend, aber locker, trat hauptſächlich nur durch Beratungen und Sondermaßnahmen in die Erſcheinung und legte ihren Gliedern keine weiteren Schranken der Bewegungsfreiheit auf. Ihrem Weſen nach ſuchte ſie Erfolge auf diplomatiſchem Gebiete und griff zum Schwerte nur, wenn es not tat.

Die großen Wandlungen am Beginne der Neuzeit haben auch die Hanſa ergriffen. Dieſe beruhte auf und im Mittelalter; als es zu Ende ging, nahm es ihr handelspolitiſches Übergewicht mit ſich hinweg. Im Oſten und Weſten bröckelten Reichslande ab, die Nachbarſtaaten erſtarkten, der deutſche Orden erlag den Polen, Nowgorod wurde von dem Zaren Moskaus erobert, die Holländer traten zur Hanſa in Gegenſatz, in England richteten die Tudors, in Schweden Guſtav Waſa die königliche Gewalt wieder auf, Dänemark öffnete den Holländern den Sund. Vergebens machte Lübeck die äußerſten Anſtrengungen. Überall mußten die Hanſen ſich den Nationalgewalten beugen, und an ihre Stelle traten mehr und mehr die Holländer, ſelbſt in der Oſtſee, denen zu Gebote ſtand, was den Hanſen fehlte: eine ſtaatliche Macht. Die Hanſen wehrten ſich verzweifelt, bis nach Spanien ſind ſie vorgedrungen, um an dem neuen überſeeiſchen Verkehre Anteil zu gewinnen. Der engliſche Franz Drake kaperte 1589 auf der Höhe von Liſſabon 60 hanſiſche Schiffe, die engliſche Königin Eliſabeth erklärte die Rechte der Hanſen für erloſchen und ließ den hanſiſchen Stahlhof zu London ſchließen. Und daheim war das Reich von Glaubensſpaltungen zerriſſen, ſahen die Landesfürſten ihre Hauptaufgabe im Niederwerfen der ſtädtiſchen Selbſtändigkeit.

Zu derſelben Zeit, wo der niederdeutſche Kaufmann ſeine beherrſchende Stellung einbüßte, arbeitete ſich eine Anzahl oberdeutſcher Reichsſtädte mächtig empor, an ihrer Spitze Augsburg und Nürnberg. Waaren- und Geldumſatz gingen Hand in Hand. Die Fugger und Welſer wurden Weltfirmen, an die ſich andere ſchloſſen. Beſonders enge Fühlung hatte Augsburg namentlich mit Venedig, von wo es die koſtbaren Gewürze erwarb, um ſie über die Alpen ins Reich und weiter zu verfrachten. Scharf beobachteten die Kaufherren die Wendungen des Weltverkehrs und ſuchten ſich ihm anzupaſſen. In Frankreich und Spanien hatten ſie Niederlagen. Als Cabral 1501 erfolgreich von Indien zurückkehrte, begaben ſich Vertreter der Welſer- und der Fugger-Geſellſchaft nach Liſſabon, ſchloſſen Handelsverträge und errichteten Niederlagen. Es entſtand eine angeſehene deutſche Kolonie in Liſſabon, die ſich während des ganzen 16. Jahrhunderts behauptet hat. Bereits 1505 beteiligten die Welſer ſich an der Indienfahrt

Stadt-
bücherei
Elbing



Groß-Friedrichsburg, der Hauptort der brandenburgiſchen Kolonie an der Guinea-Küſte.

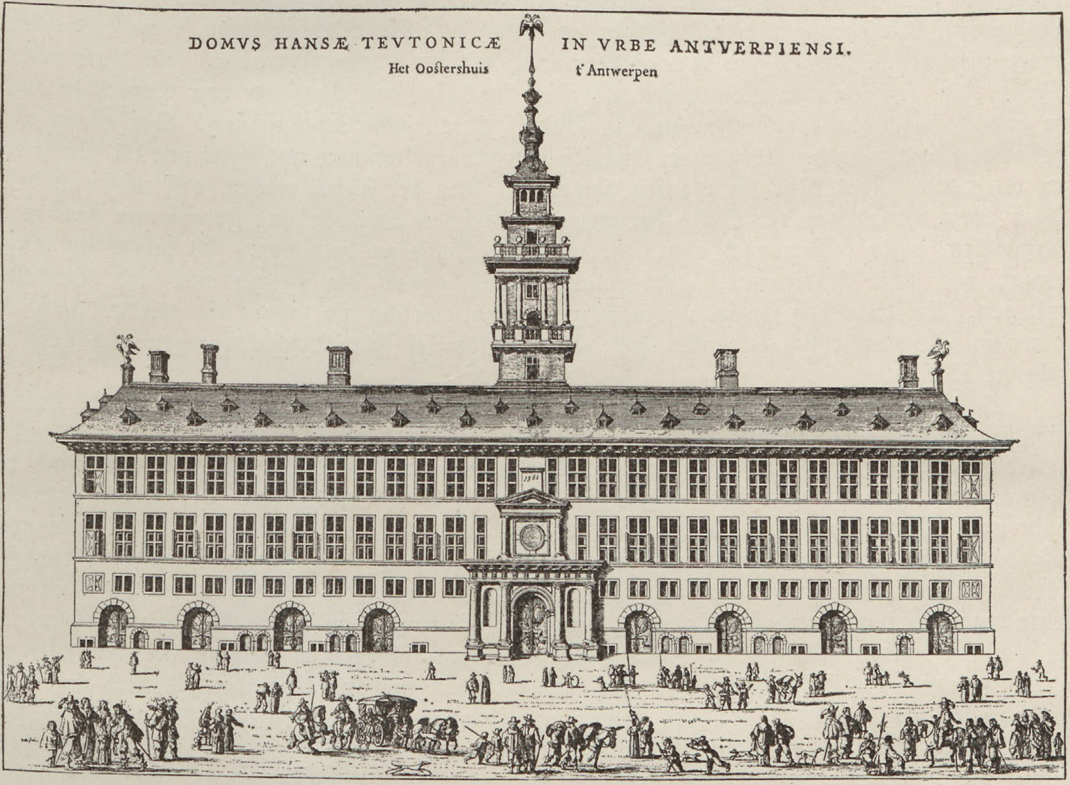
Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1688.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

und brachten Pfeffer heim, woran etwa 160 Prozent verdient wurden. Auch bei der Flottenausrüſtung 1506 waren ſie tätig und griffen weiter nach der Kanarieninſel Palma und Madeira.

Noch inniger geſtalteten ſich die Beziehungen der Fugger und Welſer zu Spanien, namentlich ſeitdem ſie Pächter und Geldgeber Karls V. wurden. So beteiligten ſich beide an den ſpaniſchen Indienfahrten, und als ſie fehlſchlugen, erwirkten die Welſer, verbunden mit den Ehingern, 1525 ein Handelsprivilegium, errichteten eine Niederlaſſung in Sevilla und bald auch in San Domingo. Welſerſche Schiffe durchkreuzten das Weltmeer und gelangten bis zum La Plataſtrome. Daneben widmeten ſie ſich in der Neuen Welt der Anpflanzung des Zuckerrohrs, der Goldwäſcherei, dem Kupfer- und Silberbergbau. Die überſeeiſchen Unternehmungen des Handelshauſes erhielten ſeit 1528 einen mächtigen Aufſchwung. Es durfte Negerſklaven einführen und erhielt Venezuela bis zum Stillen Ozean überwieſen. Durch ſolche Verträge ſuchte der Staat ſein Kolonialgebiet zu erweitern, während das Handelshaus darin ein geſchäftliches Unternehmen ſah. Natürlich blieb das Land ein Gebiet der ſpaniſchen Krone; ſie verlieh ihr Hoheitsrecht gewiſſermaßen als Lehn nur weiter, und zwar zunächſt an die Ehinger. Dieſen ſtand es zu, Beamte zu ernennen und abzuſetzen, ſie hatten die geſamte Leitung der Anſiedlung, Verwaltung und Ausnutzung und überdies das Recht, weite Gebietsſtrecken ſich anzueignen. Neben den Beamten der Geſellſchaft gab es nur vier königliche, welche die Intereſſen der Krone, zumal die fiskaliſchen, wahrnehmen ſollten.


DOMVS HANSÆ TEVTONICÆ IN VRBE ANTVERPIENSI.
Het Oostershuis t'Antwerpen

Das Haus der deutſchen Hanſa in Antwerpen 1563. Alter Stich.

Als erſter Statthalter ging 1529 Ambroſius Ehinger mit 300 bewaffneten Anſiedlern ab, ließ ſich an Venezuelas Küſte in Coro nieder und machte es zum Sitze der Regierung. Er war etwas Konquiſtadorennatur: herriſch, gewalttätig und tatkräftig. Als Hauptaufgabe betrachtete er die weitere Erforſchung des Landes, ging nach Weſten, erkundete den See von Maracaibo und gründete den Ort Maracaibo. Aber die Ergebniſſe entſprachen nicht den Erwartungen, allerlei Zerwürfniſſe brachen aus. Schon 1530 war es dahin gediehen, daß die Ehinger zurück- und die Welſer an ihre Stelle traten, die aber Ambroſius als Statthalter behielten. Auch die Welſer ſind nicht aus dem Zwieſpalte zwiſchen Kaufhaus und Landesregierung herausgekommen; die Firma wollte möglichſt raſch und viel Geld erwerben, das Regierungsintereſſe drängte auf Anſiedlung und planmäßigen Ausbau. Naturgemäß überwog die Firma, und da ſich am Strande und deſſen nächſter Umgebung keine Reichtümer fanden, wohl aber allerlei Gerüchte von einem Goldlande im Innern verlauteten, und Pizarros Erfolge ein wahres Entdeckungsfieber erzeugt hatten, ſo ging das Beſtreben weg von der Küſte auf das unbekannte Binnenland. Schon des Ambroſius Stellvertreter, Nikolaus Federmann, machte einen Zug tief landeinwärts, ihm folgte Ambroſius ſelber, fand auch Gold, erlag aber einem vergifteten Pfeilſchuſſe. An ſeine Stelle wurde 1535 Georg Hohermuth ernannt, dem Federmann als Generalkapitän zur Seite ſtand. Beide unternahmen eine Entdeckerfahrt. Die des erſteren dauerte vom Mai 1536 bis Mai 1538 und erſtreckte ſich über das Stromgebiet des Orinoko hinaus bis in das des Amazonas. Länger als zwei Jahre hatte man mit furchtbaren Anſtrengungen, Entbehrungen und Gefahren gerungen und 240 Leute verloren, ohne ausreichende Beute zu machen. Glücklicher war Federmann, der im Hochſommer 1536 ſein Unternehmen begann, die eisſtarrenden Kordilleren überſtieg und in das Hochland von Bogotà gelangte, wo endlich das Dorado gefunden zu ſein ſchien. Aber welche Enttäuſchung! Auf einem mehr weſtlichen Wege war der Abenteurer Queſada ihm zuvorgekommen und hatte mit 166 Begleitern den alten Kulturſtaat über den Haufen geworfen. Und der Zufall wollte, daß noch eine dritte Schar unter Benalcazar von Quito her eintraf. Zwiſchen Queſada und Federmann kam es zu Vergleichen, beide reiſten nach Spanien, um ihre Sache zu betreiben. Es folgte ein langer Prozeß vor dem Indienrate. Federmann erhob gegen die Firma und ihr Verhalten Anklagen, die durchweg zwar unberechtigt waren, welche ſie aber nie wieder ganz los geworden iſt. Schließlich erkrankte Federmann, widerrief ſeine Beſchuldigungen und ſtarb im Februar 1542.

Schon im Januar 1540 hatte der Indienrat den Streit über das neuentdeckte Kulturreich in der Weiſe entſchieden, daß er daraus eine beſondere Statthalterſchaft Neu-Granada bildete, an deren Spitze Queſada geſtellt wurde; — den Welſern war damit das Land der Hoffnung verloren. Inzwiſchen gingen die Dinge in Coro ſchlecht, der Ort zählte ſchließlich kaum noch 60 kranke oder entkräftete Bewohner, das ungeſunde Maracaibo hatte man ganz aufgeben müſſen; die Zuſtände waren kaufmänniſch ſo hoffnungslos, daß die Welſer ihre Geſchäftsniederlage eine Zeitlang ganz auflöſten. Da griff die Audiencia von San Domingo ein und ſtellte wenigſtens einigermaßen Ordnung her, bis Hohermuth von ſeiner Reiſe zurückkehrte und die Leitung wieder übernahm. Als Federmanns und Queſadas Erfolge bekannt wurden, bemächtigte ſich das Entdeckungsfieber der Anſiedler von neuem. Hohermuth betrieb eine neue Inlandreiſe, als ihn 1540 der Tod ſeiner aufreibenden Tätigkeit entriß. Abermals erſchien ein Vertrauensmann der Audiencia, erfüllt von dem Gedanken, das geplante Unternehmen auszuführen. Er ernannte Philipp von Hutten zum Generalkapitän, einen Mann von eiſenfeſtem Körper, voll Umſicht und Entſchloſſenheit, der bereits den Hohermutſchen Zug mitgemacht hatte. Unter ihm diente als Hauptmann: Bartolomäus Welſer, der älteſte Sohn des Chefs der Firma. Die Teilnehmer beſtanden aus 150 Mann, durchweg Berittenen; als Ziel dieſer auserleſenen Schar galt das völkerreiche öſtliche Tiefland, das vielerträumte Dorado der Omaguas. In dreijähriger hingebender Anſtrengung iſt es erreicht worden. Man fand dort bewohnte große Ortſchaften, auch einen gewiſſen Wohlſtand, aber nicht das erträumte Gold. Da die Bevölkerung ſich überdies kriegstüchtig erwies, kehrte Hutten um.

Inzwiſchen war von der Audiencia 1545 Carvajal in die abermals verwaiſte Provinz geſandt, der ſich ihr auf Grund einer gefälſchten Vollmacht als Gouverneur aufdrängte: ein gewiſſenloſer, heimtückiſcher Schurke. Er verlegte die Hauptniederlaſſung von Coro ins Innere nach Tocuyo und lebte hier das Leben eines grauſamen Lüſtlings. Als Welſer und Hutten ſich auf ihrem Heimmarſche der Küſte näherten, drohte das Ende ſeiner Herrlichkeit. Um ſich im Amte zu erhalten, überfiel er beide, nahm ſie gefangen und ließ ſie köpfen. Es war der endgültig vernichtende Schlag, der das deutſche Handelshaus traf. Hutten hatte noch große koloniſatoriſche Pläne gehegt. Er wollte durch drei neue Anſiedlungen das Gebiet der Entdeckertätigkeit vom Meere bis zum Lande der Omaguas überſpannen.

Von nun an überwog die ſpaniſche Richtung vollkommen. Aus Spanien erſchien der Lizentiat Toloſa, der Carvajal hängen ließ und einigermaßen Ordnung ſchaffte, die dann ſein Nachfolger Villegas weiter ausbaute. Die unruhige Entdeckungsſucht machte der ſtetigen Anſiedlung Platz; das Land wurde verteilt, für Viehzucht, Ackerbau und Goldgewinnung ausgenutzt, und die Niederlaſſungen erwuchſen zu Städten. Die Welſer aber glitten unmerklich heraus aus ihrem früheren Beſitze. Zwar verfochten ſie ihn noch zäh in einem langwierigen Rechtsſtreite vor dem Indienrat zu Sevilla, in welchem ſich mehr und mehr die Anſprüche der Firma und die des Staates entgegentraten, bis die des Staates ſiegten. Die Provinz wurde zu einem heimgefallenen Lehn der Krone und damit ausſchließlich königlich ſpaniſch. Sachlich gingen die Welſer rein und gerechtfertigt aus dem Prozeſſe hervor.

Wie wir bereits dartaten, krankte das ganze Welſerſche Unternehmen an dem Widerſtreite zwiſchen Koloniſierung und Handelsgeſchäft. Hätte es ſich in Venezuela um ein reiches, hochentwickeltes Land, wie Indien gehandelt, ſo würden beide Dinge ſich haben vereinigen laſſen, hier aber, wo es ſich zunächſt um eine unergiebige, dünnbevölkerte, fieberſchwangere Küſte handelte, mußte der Kaufmann tiefer ins Innere dringen, um günſtigere Bedingungen zu finden. Anfangs faßten die Welſer die Provinz und ihr Ergehen noch als Ganzes: ſie machten bedeutende Geldaufwendungen, eröffneten regen Verkehr über den Ozean, führten Koloniſten ein, machten ihnen weitgehende Vorſchüſſe, verſuchten die Stein- und Pflanzenerzeugniſſe des Landes zu verwerten, kurz, taten alles, um geordnete Zuſtände herbeizuführen. Doch unüberwindliche Mächte wirkten ihnen entgegen, die Landeserzeugniſſe blieben gering und ließen ſich nur langſam heben, die Anſiedler waren habgierig und abenteuer-, aber nicht arbeitsluſtig, einzelne von wüſtem Ehrgeize beſeelt, der Gegenſatz von Spaniern und Fremden, von Kaufmanns- und Kronbeamten machte ſich geltend; dazu kam, daß die ſpaniſche Richtung durch die Audiencia von San Domingo fortwährend verſtärkt und genährt wurde, wogegen die zeitraubenden Entdeckungszüge dem Welſerſchen Anhang ſeine beſten Kräfte entzogen. Während die Welſerſchen Statthalter unter Not und Gefahren ſich durch die Hinterwälder Bahn brachen, verloren ſie in Coro, am Orte der Entſcheidung, den Boden unter den Füßen. Immer deutlicher wurde, daß nur noch ein großer binnenländiſcher Fund für die Welſer Erfolg verſprach; ſie mußten deshalb die Küſte verlaſſen, wo dann der ſpaniſche Staat endgültig ſeine Herrſchaft eröffnete. Auf ihren Reiſen haben die Welſerſchen Ungewöhnliches geleiſtet: ſie ſind in das Stromgebiet des Amazonas, überhaupt ſo weit vorgedrungen, wie nur wenige bis auf den heutigen Tag. Selbſt finanziell iſt das Handelshaus Welſer, trotz aller Unbilden, recht gut auf ſeine Koſten gekommen.

Das zweite deutſche Weltbankhaus wollte den Welſern nicht nachſtehen. Auch die Fugger wandten ihre Blicke über das Meer und bemühten ſich um Anteilnahme an der Koloniſation Chiles und der Südküſte; zu ihrem Glücke erfolglos. Als dem ſpaniſchen Reiche dann in Holländern und Engländern gefährliche Nebenbuhler erwuchſen, und ſeine Kapitalkraft zu Ende ging, ſchlug es im Einvernehmen mit dem Kaiſer auf dem Hanſetage zu Lübeck im Jahre 1627 die Gründung einer hanſeatiſch-ſpaniſchen Geſellſchaft vor. Aber die Hanſa war zu zerfahren, um auf einen Gedanken einzugehen, der für den deutſchen Handel die wichtigſten Folgen haben konnte. Die proteſtantiſchen Stände wollten ſich mit der Hochburg des Katholizismus nicht verbinden und wieſen den Antrag ab. Der Dreißigjährige Krieg, die bittere Not der Zeit hemmte jeden Gedanken, der über das Nächſte hinausging. Als dann der Friede wieder eingekehrt war, begann auch die Urkraft der Deutſchen, der Drang in die Fremde wieder zu wirken. Es war Graf Friedrich Kaſimir von Hanau, der an eine deutſche Anſiedelung in Guayana unter der Hoheit der niederländiſch-weſtindiſchen Kompagnie dachte. Der Plan war ſo verfehlt wie möglich und beweiſt, wie wenig man in Deutſchland vom Weſen einer geſunden Kolonie verſtand, aber die Worte, die der Graf ausſprach, klangen doch mannhaft und hochgemut. Er ſagte: „Tapfere Teutſche machet, daß man in der Mapp neben Neu-Spanien, Neu-Frankreich, Neu-Engelland auch ins Künftige Neu-Teutſchland finde.“

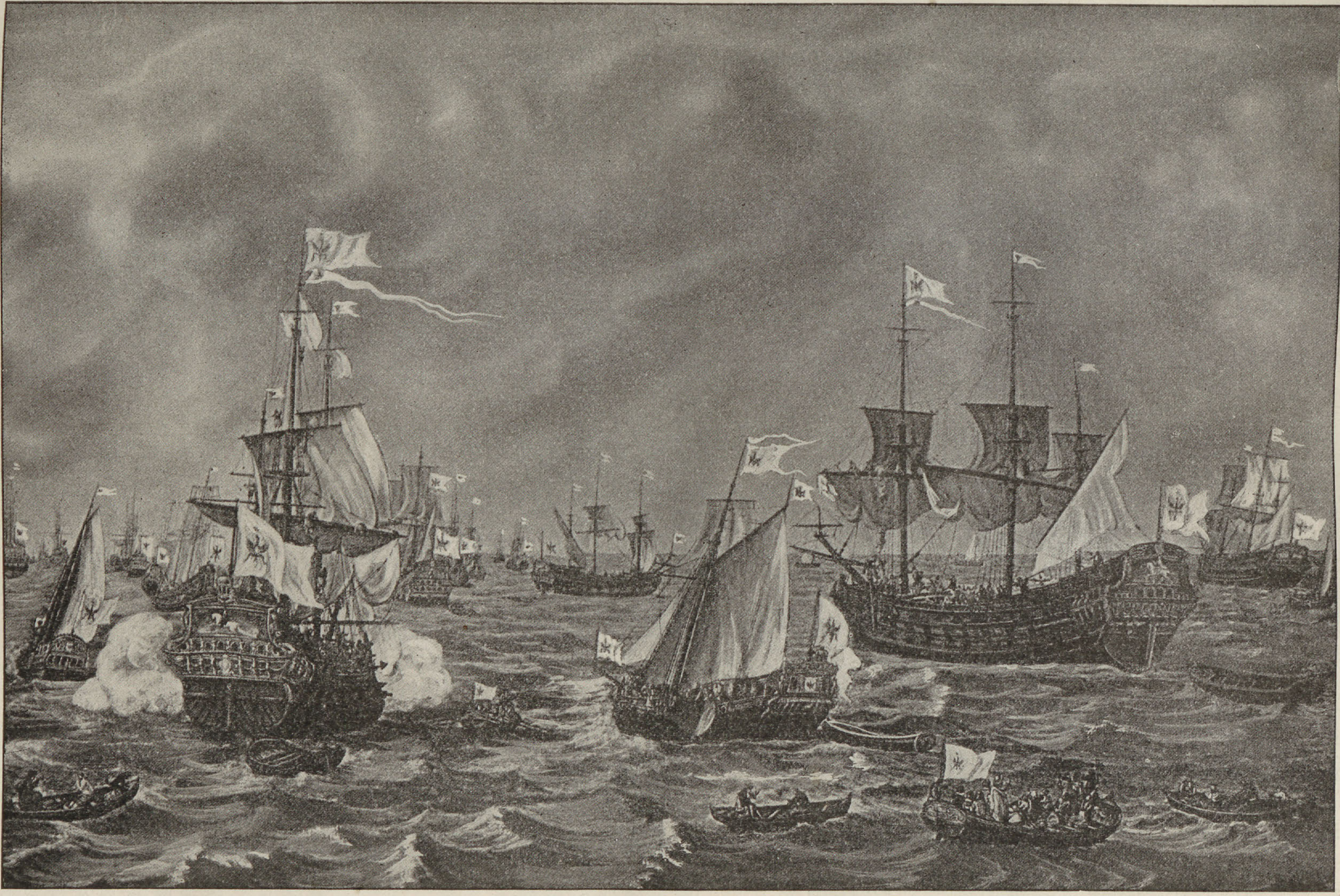
Den Worten folgte bald die Tat, und wie es nicht anders ſein konnte, durch einen lebenskräftigen Machtträger im Reiche, durch einen der bedeutenderen Landesherren, den einzigen, deſſen Staat das Meer berührte, durch den Großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Schon ſeit dem Jahre 1577 ſtellten die Herzöge des abgelegenen Preußen

Kriegsſchiffe zur Küſtenverteidigung auf, was ihre Nachfolger, die brandenburgiſchen Kurfürſten, fortſetzten. Aber wichtig wurde dies erſt unter Friedrich Wilhelm, und den äußeren Anlaß dafür bot Holland. Im Jahre 1646 vermählte ſich der junge Fürſt mit Luiſe Henriette von Oranien, weilte bei dieſer Gelegenheit längere Zeit im Haag und lernte dort das gewaltige See- und Kolonialweſen des kleinen Staates kennen. Unter ſolchen Eindrücken faßte er den Plan einer deutſch-oſtindiſchen Kompagnie und einer Flotte. Freilich der Schwierigkeiten waren viele, erſt 1657 konnte er den Oberſten von Hille nach Königsberg berufen zur Aufſtellung eines kleinen Geſchwaders im Hafen von Pillau. Hille war augenſcheinlich lange in holländiſchen Dienſten geweſen und hatte dort den Seemannsberuf gründlich kennen gelernt. Die erſte brandenburgiſch-preußiſche Flotte beſtand aus drei Schiffen, doch erfuhr ſie bald Veränderungen und vermochte ſich von 1658—1660 lebhaft am ſchwediſch-polniſchen Kriege zu beteiligen.

Nach dem Frieden von Oliva wurde das Geſchwader vermindert, erhielt dann aber durch den Holländer Benjamin Raule einen neuen, kräftigeren Aufſchwung. Raule iſt die Seele, die Triebkraft für das brandenburgiſche See- und Kolonialweſen geworden. Als die Schweden 1674 in die Mark Brandenburg eingefallen waren, erbot Raule ſich, unter brandenburgiſcher Flagge die Schweden zur See zu bekriegen. Der Kurfürſt ging darauf ein, und Raule eröffnete einen Kaperkrieg. Die Schiffsmietverträge wurden erneuert, Raule ſtieg zum Schiffsdirektor und ſpäter zum Generaldirektor der Marine empor. Seine Unternehmungen wuchſen, freilich immer noch mit eigenen Privatfahrzeugen. Erſt 1684 fühlte der Kurfürſt ſich frei und ſtark genug, um gegen die Bedenken ſeiner Räte zu einem ihm bereits gehörigen Kriegsſchiffe noch weitere neun von Raule mit zuſammen 176 Kanonen zu kaufen.

Denkmünze auf die Kolonien des Großen Kurfürſten.
Königl. Münzkabinett in Berlin.

Bereits hatte ſich der brandenburgiſche Kolonialhandel und die brandenburgiſche Koloniſation derartig entwickelt, um des Schutzes einer Marine zu bedürfen. Die Eroberung von Schwediſch-Pommern hatte die kurfürſtliche Küſte erweitert und 1679 zur Errichtung eines Handelsrates in Stettin geführt. Dagegen war die Gründung einer brandenburgiſch-oſtindiſchen Kompagnie nicht zuſtande gekommen trotz vieler Bemühungen des Herrſchers. Da ſetzte wieder Raule ein. Im Jahre 1680 unternahm er auf eigene Koſten und Gefahr eine Reiſe nach Afrika, die nach außen als kurfürſtliche hingeſtellt wurde. Das Unternehmen mißglückte, weſentlich durch die Eiferſucht der Generalſtaaten, doch gelang es im Mai 1681 mit drei Negerhäuptlingen der Guinea-Küſte einen Vertrag abzuſchließen, daß ſie zur Erbauung einer Feſtung Land gewähren und allein mit Brandenburg Handel treiben würden. Zum erſten Male kamen Gold und Elefantenzähne ohne fremde Vermittelung übers Meer: Brandenburg hatte ſich den Zugang zum Welthandel errungen. Es galt, ihn zu behaupten und auszugeſtalten. Im März 1682 wurde die von Raule wiederholt beantragte afrikaniſche Kompagnie gegründet; ſie ſollte unter brandenburgiſcher Flagge und kurfürſtlichem Schutze an der Guineaküſte verkehren. Zwei brandenburgiſche Fregatten ſegelten dorthin, Major v. d. Gröben hißte am Neujahrstage 1683 beim Kap der drei Spitzen die heimiſche Flagge und verlieh der beabſichtigten Anſiedelung den Namen: Groß-Friedrichsburg. Sofort wurde der Bau eines Forts begonnen, mit den Häuptlingen ein Beſitzergreifungsvertrag geſchloſſen und bald auch der Grund zu einer größeren Befeſtigung gelegt, deren Fertigſtellung ſich ſehr in die Länge zog. Im Jahre 1713 war ſie mit 44 Kanonen verſehen. Der Kolonialbeſitz wurde auf das fruchtbare Acca und das herrlich gelegene Taccarary ausgedehnt, zu deren Schutz ſich zwei weitere Burgen erhoben. Die Kolonie blühte empor; aber bald kamen ſchlimme Feinde: hitzige Fieber, gegneriſche Neger und eiferſüchtige Holländer. Im Jahre 1712 ſtanden nur noch 25 Mann im Dienſt der Kompagnie. Anfangs war die Leitung zwiſchen einem militäriſchen Befehlshaber und einem Oberkaufmanne geteilt, an deſſen Stelle aber 1685 ein Generaldirektor trat. Ihm zur Seite ſtand ein Ratskollegium. Das Hauptbeſtreben ging auf den



Die kurbrandenburgiſche Flotte. Gemälde von Lieve-Verſchuir aus dem Jahre 1684, im Kgl. Schloſſe zu Berlin.

Handel, zu deſſen Belebung alles mögliche geſchah, und der anfangs auch 152 Prozent Gewinn lieferte. Leider bildeten Negerſklaven die Grundlage des Geſchäftes.

Als zweite brandenburgiſche Niederlaſſung an der afrikaniſchen Küſte hat ſeit 1685 die von Raule in Vorſchlag gebrachte Inſel Arguin zu gelten, ſüdöſtlich vom Kap Blanco. Sie war nur $1^{1}/_{2}$ Stunden lang und eine breit, ſandig und unfruchtbar, aber ein Stapelplatz für Gummi, und dazu gehörte ein Königreich, das ſich von Kanarien bis zum Senegal, 150 Meilen die Küſte entlang erſtreckte. Es iſt jedoch nie ganz in den brandenburgiſchen Intereſſenkreis gelangt. Einige kaufmänniſche Angeſtellte beſorgten unter dem Schutze einer kleinen Beſatzung den Handel, der Gummi, Straußenfedern, Salz, Gold, Sklaven, Elfenbein u. a. umfaßte. Schon ſeit 1700 ſandte die Kompagnie keine Schiffe mehr.

Wie die Kolonien, ſo beruhte auch daheim der Überſeeverkehr weſentlich auf der Perſon des Großen Kurfürſten und der des unverwüſtlichen Raule. Mit den oſtfrieſiſchen Städten wurde ein Handels- und Schiffahrtsvertrag geſchloſſen, die afrikaniſche Kompagnie nach Emden verlegt und ſogar die Errichtung einer oſtindiſchen oder isländiſchen Kompagnie geplant. Um in Amerika Abſatzgebiete zu erlangen, ſchloß man einen Vertrag mit Dänemark wegen St. Thomas, ſelbſt an die Erwerbung der Inſel Tabago und die der däniſch-weſtafrikaniſchen Feſtungen wurde gedacht. Aber trotz alledem vermochte die Kompagnie nicht recht aufzukommen, weil ſie ſchwer unter der ſteten Feindſchaft der Holländer, mitunter auch der Franzoſen litt. Darin änderte ſich nicht viel, als Marine und Kompagnie eigentlich ganz in die Hände des Kurfürſten gelangten. Mit Entſchädigungsforderungen an die Holländer, bis zuletzt mit ſeiner Kolonialpolitik beſchäftigt, iſt Friedrich Wilhelm geſtorben.

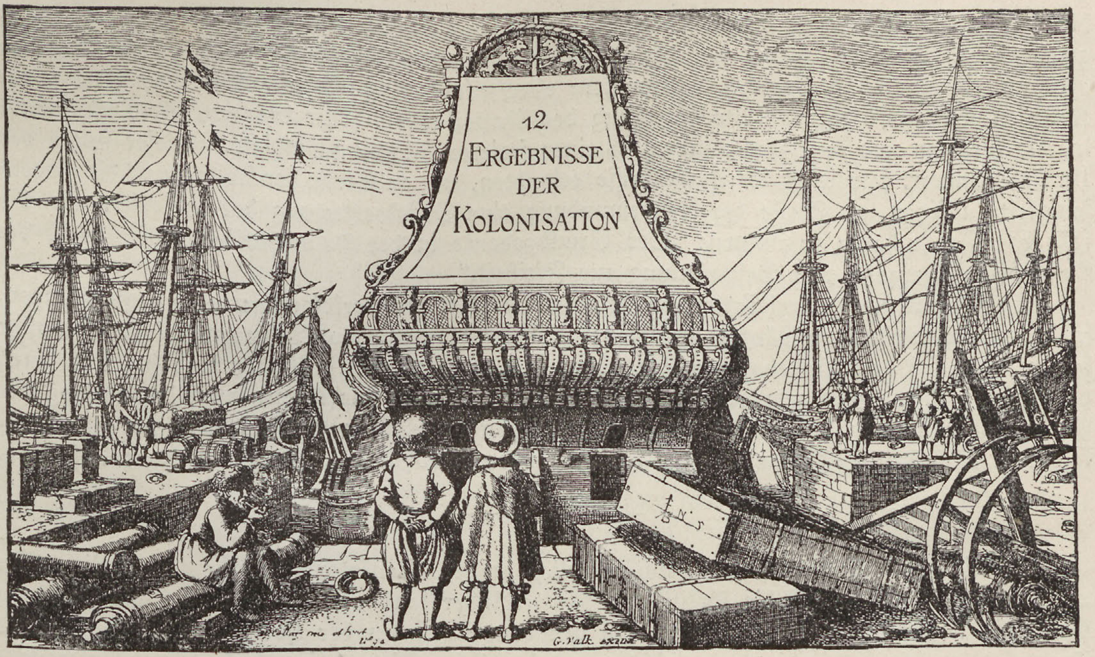
FELICITER.
COEPTA NAVIGA

Denkmünze vom Jahre 1681 auf den Kolonialbeſitz des Großen Kurfürſten.
Königl. Münzkabinett in Berlin.

Sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. beſaß den beſten Willen, das Werk ſeines Vaters fortzuführen, aber es fehlte ihm an Fähigkeit und Zähigkeit. Noch wurden allerlei Pläne gefaßt, auf St. Thomas ſogar eine Niederlaſſung erworben, doch gingen die Dinge zuſehends rückwärts. Unterſchleife geſchahen, Mißtrauen und Parteiungen ſetzten ein, bis Raule 1698 geſtürzt und gar verhaftet wurde. Zwar folgte ſeine Begnadigung und Wiederanſtellung, aber die frühere Triebkraft war dahin. Als Raule 1707 ſtarb, war die Kompagnie tatſächlich bankerott und auseinandergefallen, worauf der König 1711 ihre Aktien und Anſprüche für erloſchen und ihren Beſitzſtand für heimgefallen erklärte. Mit ſeinem Tode war dann alles zu Ende, weil der ſparſame Friedrich Wilhelm I. „das afrikaniſche Kommerzienweſen als eine Chimäre“ anſah, und wie er ſeine Räte. Die dürftigen noch übriggebliebenen Reſte wurden verkauft.

Mit dem Aufſchwunge der preußiſchen Macht faßte der Gedanke überſeeiſcher Unternehmungen wieder vorübergehend Boden. Ein Engländer gründete in Emden eine preußiſch-bengaliſche Kompagnie, der Friedrich der Große 1753 zwar einen Freibrief verlieh, welche aber 1762 ſchon wieder aufhörte. Nun wollte der preußiſche Präſident von Derſchau die Küſte zwiſchen Benin und Kamerun beſiedeln, doch ging der nüchtern denkende König hierauf ebenſowenig ein, wie ſein Nachfolger auf einen ähnlichen Plan. Ja ſelbſt in Öſterreich hat man 1778 an die Erwerbung einer Nikobaren-Inſel zur Anlegung einer Plantage gedacht. Auch dies blieb bloßer Wunſch.

Tatſächlich waren Preußen und damit Deutſchland ſeit Friedrich Wilhelm I. aus der Reihe der koloniſierenden Staaten geſchieden. Erſt das neue Deutſche Reich erneuerte das Vermächtnis des Großen Kurfürſten.



W. Hollar fec.

Im Kolonialweſen tritt die bezeichnende Tatſache zutage, daß ein europäiſches Volk das andere in der Vorherrſchaft ablöſt und der Kampf um dieſe für die koloniſierenden Nationen ſelbſt oft entſcheidend wird. Einer der beſten Kenner, Supan, macht folgende Abſchnitte: die ſpaniſch-portugieſiſche Periode 1492 bis 1598; die holländiſche 1598 bis 1670; die franzöſiſch-britiſche 1670 bis 1783; die britiſch-amerikaniſche 1783 bis 1876; die europäiſch-amerikaniſche ſeit 1876. Sieht man von dem Wettſtreite der europäiſchen Staaten ab, um nur das Alter der Kolonien zu berückſichtigen, ſo hat man folgende Zeiträume: 1. vor der Entdeckung Amerikas wurden außer Island und Azoren nur nordweſtafrikaniſche Gebiete zu Kolonien: ſo Madeira, die Kanarien, Kapverde und die Guineainſeln, die Forts Arguin, Elmina und Kongo. 2. Die Zeit von 1492 bis 1600 brachte die Großen Antillen, die tropiſchen Hochländer Amerikas und die Küſtengebiete der indiſchen Welt. 3. Von 1600 bis 1750 traten Nordamerika und die atlantiſche Seite Südamerikas hinzu. Faſt überall herrſchte die punktweiſe Anſiedlung, im Gegenſatze zur flächenhaften Koloniſierung der Neuen Welt und des ſibiriſchen Nordens. Bisweilen waltete ein Kolonialvolk allein oder doch vorherrſchend, wie in Neuſpanien, Braſilien, Oſtafrika und auf den Sundainſeln, oder die Völker drängten ſich ſtark durcheinander, wie an der weſtafrikaniſchen Küſte nördlich vom Äquator, auf den Antillen, in Guayana und Vorderindien. 4. Von 1750 bis 1850 dehnte ſich die flächenhafte Niederlaſſungsart auch über die tropiſchen und südhemiſphäriſchen Gebiete der öſtlichen Halbkugel aus. Indien wurde engliſch. In Auſtralien, Neuſeeland und Südafrika entwickelten ſich neue Heimſtätten für europäiſche Ankömmlinge. In Nordamerika begann der Zug nach dem Weſten. 5. Die gegenwärtige Kolonialgeſchichte, ſeit 1850, hat gewaltige Räume hinzugewonnen. Sie wurde eingeleitet durch die Entdeckung der Goldländer im weſtlichen Nordamerika, in Auſtralien und Südafrika. Dennoch iſt Gold nicht die wichtigſte Ware der Kolonien, ſondern die Ausdehnung der europäiſchen Induſtrie und die damit zuſammenhängende Volksvermehrung erfordern die Zufuhr von Rohſtoffen und Nahrungsmitteln. Damit verſchiebt ſich der Wert der Gebiete und verſtärkt ſich die flächenhafte Koloniſation. Hinterindien, China und Japan treten ein in den Weltverkehr.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts beruhten alle Kolonialarten mehr oder weniger auf gleichen Grundlagen: auf Privilegien und Monopol, Ausſchluß von Handelsfreiheit, enger Verbindung zwiſchen Kolonie und Mutterland, auf Zwangsarbeit der ſchwächeren Völker oder geradezu auf Sklaverei, ferner auf der Verleihung fremder Ländereien an große Geſellſchaften oder an einzelne, d. h. zugleich Latifundien- oder Plantagenwirtſchaft. Die Verwaltung der Kolonien war abhängig von der Regierung des Mutterlandes. Nur das engliſche Nordamerika machte hiervon eine Ausnahme, indem es einer freieren Richtung huldigte. Dieſer folgte das 19. Jahrhundert, ſoweit es die Verhältniſſe erlaubten, um an Stelle der Ausnutzung die Gegenſeitigkeit zu ſetzen, an Stelle der Bevormundung eine Selbſtvertretung der Anſiedler. Roſcher faßt das Ganze dahin zuſammen: „Der Grundgedanke in der Geſchichte der Kolonien iſt der ſtufenweiſe Übergang von Beſchränkung zur Freiheit."

So gab und gibt es drei Arten von Kolonien: 1. Einwandererkolonien: reine Anſiedelungen, in denen die Weißen vollſtändig herrſchen; 2. Miſchkolonien, wo Weiße zwar feſte Wohnſitze haben, aber ſich den Eingeborenen gegenüber in der Minderheit befinden und ſich mit ihnen vermiſchen; 3. Eingeborenenkolonien. Sie eignen ſich nicht zur dauernden Niederlaſſung der Weißen oder wurden dafür noch nicht benutzt. Hierhin gehören die Handels- und Plantagenkolonien, auch Britiſch-Indien, wo ſich die Engländer gewöhnlich nur vorübergehend aufhalten.

◆

Spanien und Portugal haben ſich friedlich in den Weltkolonialbeſitz geteilt. Eine Einwirkung der Kolonien auf die Politik der Mutterländer fand nur inſofern ſtatt, als ſie ihnen Machtmittel gewährten. Das änderte ſich mit dem Auftreten der Holländer, Engländer und Franzoſen, welche ſich in die portugieſiſchen und ſpaniſchen Niederlaſſungsgebiete und Intereſſenkreiſe eindrängten, was nur mit Gewalt geſchehen konnte. Die europäiſche Politik wirkte von nun an ein auf die Kolonien, die europäiſchen Kriege verpflanzten ſich weithin übers Meer. Der innere Zuſammenhang des auswärtigen Kolonial- und Handelsweſens mit den Geſchicken der Heimat wurde zunehmend enger. Maßgebend war die Herrſchaft zur See. Spanien hat ſie behauptet, bis ſeine ſtolze Armada an Englands Klippen zerſchellte. Holland, ſein furchtbarſter Feind, wurde ſein Nachfolger. Da erhob ſich England und zwang den Nachbar in langem und ſchwerem Kampfe, ſeine Flagge halbmaſt zu hiſſen. Trotzdem behauptete Holland noch den erſten Rang unter den ſeefahrenden Völkern, und zwar durch die Zahl ſeiner Kauffahrteiſchiffe. Colbert äußerte 1669: von den 25000 Fahrzeugen ſämtlicher Handelsflotten beſäßen die Holländer allein 16000. Aber als Kolonialmacht traten ſie in die Reihe von Spanien und Portugal. Alle drei bewegten ſich in beſtimmten Bezirken, innerhalb derer ſie ihren Beſitz ausbauten, deren Grenzen ſie auch erweiterten, ohne ſich aber an der Koloniſation der übrigen Erde zu beteiligen. Hierfür wurde England die treibende Kraft, und ſeit Richelieus letzter Zeit kam Frankreich hinzu. Faſt 150 Jahre haben beide Nebenbuhler offen und verſteckt miteinander gerungen, bis das Jahr 1805 die Entſcheidung brachte. Nelſons Sieg bei Trafalgar über die vereinigte franzöſiſch-ſpaniſche Flotte machte England alleingebietend zur See und verlieh ihm damit die Macht zu ungehemmter Handels- und Siedelausdehnung. Von nun an vermochte Albion ſtolz und feſt ſein Weltreich zu begründen, das ſchrankenloſeſte und internationalſte aller Zeiten.

Die Schickſale Europas ſpiegelten ſich wider in ſeinen Friedensſchlüſſen, und gleichzeitig taten es die der Ferne, ſo geſchah es durch den Frieden von Ryswyk von 1697, den Pariſer von 1763, den zweiten Pariſer von 1814 und viele andere.

Europa war über ſich ſelber hinausgewachſen und begann den Erdball zu umſpannen.

◆

Geographiſch und kulturell zeigt die Entdeckungs- und Siedelungsgeſchichte die denkbar größte Mannigfaltigkeit. In gewaltigem Tatendrange durchſteuerte man ruhelos die eiſigen Gewäſſer des Nordens und die glühenden Geſtade des Roten, des Perſiſchen Meeres und Mittelamerikas, man durchquerte finſtere Urwälder, überſtieg die Hochgebirge, bahnte ſich durch fieberſchwangere, moskitowimmelnde Sümpfe den Weg, irrte umher in end- und baumloſen Ebenen und überwinterte im ewigen Eiſe Grönlands und Nowaja Semljas. Sieger und Beſiegte zeigten ihre ganze Eigenart, im guten und böſen: jene in gewaltiger Tatkraft, wilder Habſucht, hingebender Aufopferungsfähigkeit, in Haß und Grauſamkeit, in Handels-, Krieger- und Verwaltergröße, dieſe bisweilen im Verzicht auf jeden Widerſtand, bisweilen in trotziger, Jahrhunderte dauernder Verteidigung ihrer Güter. Die Reihe der großen Entdecker, der Vasco da Gama, Kolumbus, Cabral, Cabot und Magelhaens, hat ſich in friedlichen Reiſenden wie Tasman und Cook fortgeſetzt, Männern, die von jedem Egoismus frei, nur der Wiſſenſchaft dienen wollten und den Eingeborenen mit Schonung, ja in einem gewiſſen brüderlichen Mitleid gegenübertraten, das ihnen zuweilen ſchlecht vergolten wurde. So war noch in unſern Tagen Livingſtone geartet, und ſo haben auch viele der deutſchen Forſchungspioniere in Afrika ſich benommen.

Eine von ihnen gänzlich verſchiedene Gattung iſt die der Eroberer, der Konquiſtadoren. Albuquerque, Cortez, Pizarro, Dupleix, Clive und Warren Haſtings haben nur der rohen Macht vertraut. Bewundernswert war ihre Energie. Mit einer kleinen Zahl von Soldaten oder Beamten haben ſie ſich Millionen unterworfen. Ihrer Aufgabe haben ſie alles übrige geopfert. Militäriſche Reiche und gebieteriſche Handelsgeſellſchaften haben ſie begründet, in einer Anſpannung der Kräfte, die in der engeren Heimat niemals möglich geweſen wäre. Jedoch ſchon zu ihren Lebzeiten mußten dieſe Generale und Statthalter die Unbeſtändigkeit des Glücks erfahren. Zwar eigneten die Völker ſich den Ertrag der brutalen Koloniſationsmethode an. Jedoch die Urheber wurden geächtet, und wenn ein Prozeß ihnen erſpart blieb, hefteten ſich doch Abſcheu und Haß an ihre Namen.

* * *

Das Entdeckungs- und Kolonialweſen gehört zu den bedeutendſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte. Es hat eine Wirkung ausgeübt und Veränderungen erzeugt, ſo ſtark und ausgedehnt, wie kaum ein anderes Ereignis. Die bislang durch die Feſſeln des Mittelalters auf den eigenen Erdteil und deſſen Nachbarländer beſchränkten Europäer lernten den Erdball kennen und verwerten. Allen Mitmenſchen erwies ſich der Europäer überlegen, alle brachen vor ſeinem Herrentume zuſammen, außer den entlegenen Bewohnern Innerafrikas und den hochentwickelten mongoliſchen Völkermaſſen Oſt- und Inneraſiens. Letztere bewahrten ſich durch das äußerſte Mittel vollkommener Abſchließung. Aber damit verkümmerten ſie in ſich ſelber, entzogen ſie ſich dem Nutzen, den ſie aus dem Einzug europäiſcher Kultur ziehen konnten.

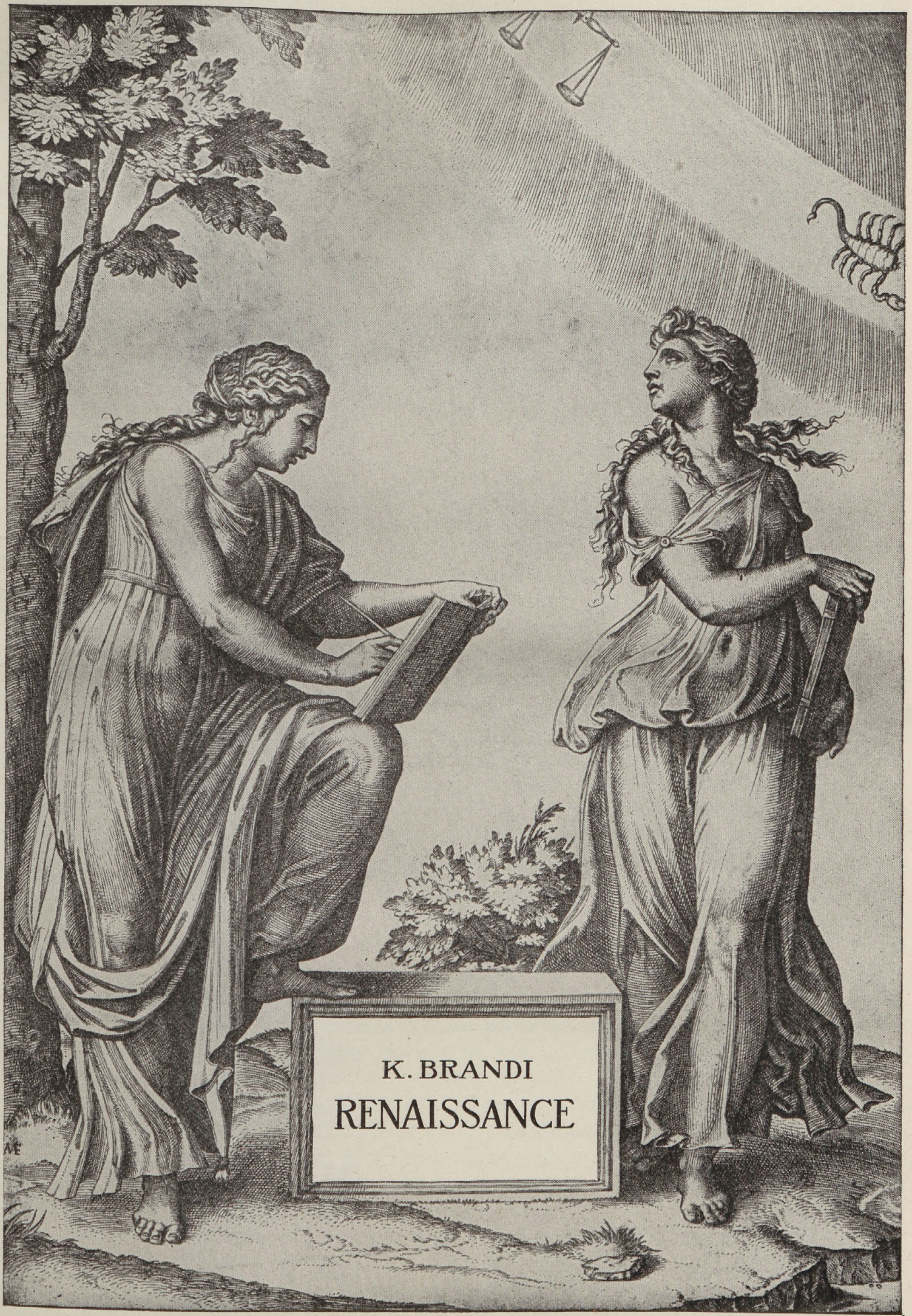
Vergegenwärtigen wir uns im einzelnen die Ergebniſſe der Koloniſation, ſo erſcheint als Hauptreſultat: die Verbreitung des Europäers über den Erdball. Die fremden Erdteile traten aus ihrer Vereinzelung heraus, Europa verband ſie untereinander und beſtimmte hinfort ihre Schickſale. Eine neue Völkerwanderung begann: die Welt wurde mehr oder weniger europäiſiert, die Neger kamen durch den Sklavenhandel maſſenhaft nach Amerika, und die mongoliſchen Völker Oſtaſiens ſetzten ſich in Bewegung, gerufen durch den Arbeitermangel europäiſcher Unternehmungen. Die Raſſenverſchiebungen bewirkten Miſchungen, ſo daß neue Menſchenarten: Mulatten, Meſtizen u. dgl. entſtanden, ja, ſie führten zu vollſtändiger Neubevölkerung, wie in Nordamerika, den Antillen und Auſtralien. Stärkere Raſſen widerſtanden dem Europäer, ſo die Indier, Neger und Malaien, ſchwächere gingen vollſtändig unter oder ſiechen ihrem Tode entgegen, wie die Indianer der Vereinigten Staaten, die Auſtralneger und ein Teil der Polyneſier. Der Grund für dieſe Erſcheinung iſt die verderbliche Wirkung der europäiſchen Kultur auf gewiſſe Naturvölker von verhältnismäßig geringer Kopfzahl und geringer Bevölkerungsdichte. Da wirkten zuſammen: anſteckende Krankheiten, beſonders die Pocken und Syphilis, die Verbreitung ſchädlicher Gewohnheiten, zumal die Vergiftung durch Branntwein, und offene Ausrottung. Manche Raſſen vermochten ſich den veränderten Verhältniſſen nicht anzupaſſen: ihre Lebenskraft erſchlaffte, eine Maſſenverzweiflung ergriff die Gemüter und führte zum Selbſtmorde und zum Verzichte auf Kindererzeugung. Nicht nur Menſchenraſſen wurden von europäiſcher Selbſtſucht ausgerottet, ſondern auch Tier und Pflanzengattungen. Schonungslos verwüſtete der Weiße die Wälder Nordamerikas und Sibiriens, verheerte er die Jagdtiere fremder Erdteile und Meere. Die Millionen von Büffeln der Vereinigten Staaten ſind bis auf eine kleine Herde verſchwunden, der afrikaniſche Elefant wird ausgetilgt, die Pelztiere und die Wale werden ſelten. Der Kolonialbetrieb war und iſt häufig Raubwirtſchaft rückſichtsloſeſter Art. Aber der Europäer brachte den exotiſchen Ländern auch neuen Gewinn. Amerika und Auſtralien erhielten ſeine Haustiere, Getreide-, Obſt- und Gemüſearten, wodurch ſich der Tierbeſtand und der Pflanzenwuchs teilweiſe vollſtändig verwandelten. In ſeinem Gefolge erſchienen eigenartige, durchweg höhere Kultur und eine höhere Art der Gottesverehrung. Der Fremde lernte die Bedürfniſſe, Lebensführung, Staats- und Stadteinrichtung, Wiſſenſchaft, Erzeugniſſe und Genüſſe des Abendländers kennen. Aus dieſer Kulturübertragung konnten neue Welten entſtehen, wo es gelang, die Naturkräfte der alten zu retten. Eine faſt vollſtändige Umgeſtaltung erfuhren Nordamerika und Auſtralien. Wo ſich dort weite Urwälder dehnten, die nur der flüchtige Fuß des Raubtieres und des jagenden Eingeborenen durchſchweifte, da erheben ſich jetzt glänzende europäiſche Städte, umgeben von blühenden Gärten und wohlbeackerten Feldern, da ſauſt die Eiſenbahn über den Schienenſtrang, und der elektriſche Funke läuft durch den Draht des Telegraphen und Telephons.

Doch auch für Europa wurde das Ausland grundſtürzend: die allumfaſſende Kirche des Mittelalters begann vor der Vernunftpolitik des modernen Staatsmannes und den Bedürfniſſen des Stadtbürgers zurückzutreten; ſie erkannte, daß ſie nicht ſtarr alleinſeligmachend ſei, ſondern daß es Millionen über Millionen hochentwickelter Kulturvölker gäbe, die nicht Chriſtus, ſondern Brahma und Buddha verehrten. Durch die Einwirkung der Kolonien erhielt das Meer eine ungeahnte Wichtigkeit: bisher trennend, wurde es verbindend; Schiffahrt und Schiffstechnik bewegten ſich in ununterbrochener Steigerung, ackerbauende Reiche wurden zu Handelsſtaaten, das Geld verdrängte die Naturalwirtſchaft, eine Maſſeninduſtrie für die Ausfuhr entſtand, und mit der Induſtrie wuchs die Möglichkeit der Menſchenernährung, wuchs die Zahl der Weißen in gewaltigem Umfange. Das Bedürfnis drängte ſie in die Städte, zumal in die Seeſtädte; dieſe wurden groß und größer und zu natürlichen Kulturmittelpunkten; das Land verlor ſeine bisherige Bedeutung zugunſten der Stadt. Der Kolonialbeſitz erhob einzelne Staaten auf eine Machtſtufe, die ſie aus ſich ſelber nie hätten erreichen können: ſo Spanien, Holland und England, wogegen Frankreich durch ſeinen überſeeiſchen Beſitz mehr an Kraft verlor, als es empfing. Sogar die ganze Lebensführung des Europäers wurde durch die Erzeugniſſe der Fremde verwandelt: Amerika lieferte ihm die Kartoffel, den Tabak, den Kakao und den Mais, Aſien Gewürze, Reis und Tee, Arabien den Kaffee; ſie alle ſtrömten im Erdteile der Weißen zuſammen und wurden zu unentbehrlichen Genußmitteln. Hinzu kamen noch Baumwolle, Zucker, Gold, Silber, Kupfer, Erdöl, Früchte, Seide, Zier- und andere Pflanzen, Haustiere, wie der Pfau, Faſanen, neue Hühner- und Taubenarten u. a. m. Es iſt dahin gediehen, daß die Rückflut europäiſcher Erzeugniſſe von Nordamerika und Auſtralien den europäiſchen Markt ſchwer bedrückt. Die Wiſſenſchaften bereicherten ſich nicht nur durch die Kenntniſſe von Land, Leuten und Meer, ſondern auch durch die geiſtigen Errungenſchaften der Fremde: ſo durch die klaſſiſchen Werke einer umfangreichen Sanskrit- und uralten Parſenliteratur, die in weiterer Folge die vergleichende Sprachwiſſenſchaft ermöglichten, dann ferner durch den Buddhismus, deſſen Einfluß auf unſer Geiſtesleben erſt zu wirken beginnt. Die Sprachwiſſenſchaft läßt ahnen, daß in der Vorzeit eine Familie der Indoeuropäer beſtand, daß ſie ihr Sprachgut und die Grundbegriffe der Kultur ſich mitteilten. Die Entwicklungsgeſchichte der Erde erweiſt gewaltige Veränderungen der Oberfläche; ſie deutet auf Waſſer, wo ſich einſt weite Landſtrecken dehnten, zeigt Hügel und Gebirge, wo einſt das Meer wogte, warme Zonen, die früher von Eis bedeckt waren, Eis, wo Hitze geherrſcht haben muß. Auch in Kunſt und Induſtrie hat Europa exotiſche Anregungen fortgebildet. Von aſiatiſchen Völkern lernte es die Gartenkunſt, die Bereitung des Porzellans, die Metall-, Lack- und Tauſchierarbeiten; auch eine Richtung der modernen Malerei wird aus der japaniſchen Kunſt hergeleitet. Beide Teile: Europa und das Ausland verhielten ſich gebend und empfangend.

Fragt man, ob der überwiegende Nutzen des Kolonialweſens dem Weißen oder dem Farbigen zugute gekommen iſt, ſo hängt die Antwort von dem Standpunkt ab, den man einnimmt. Wer vom unbedingten Werte der europäiſchen Kultur durchdrungen iſt, wird den Kolonien, namentlich den Ländern der Naturvölker den weitaus größten Gewinn zuſchreiben. Er wird ſagen, der geordnete Eigentumsbegriff des Privatrechtes laſſe ſich nicht auf das Völkerleben übertragen; der Koloniſt hätte nicht nur den fremden Boden gekauft, erobert und gewonnen, ſondern ihn durch Arbeit ſich zu eigen gemacht, und ſolche Volks- und Wirtſchaftsumwälzungen vollzögen ſich nie, ohne menſchliches Daſein zu ſchädigen oder zu vernichten. Es läuft dies auf den Satz hinaus: der Starke hat nicht bloß die Macht, ſondern auch das Recht, den Schwächeren zu zermalmen.

Zu einem anderen Ergebniſſe wird gelangen, wer im Sinne der Lehre Rouſſeaus davon ausgeht, daß die Natur den Menſchen ſo geſchaffen hat, wie er in das Land und Klima hineinpaßt, oder wer nicht glaubt, unſere Kultur ſei „höher" als die der andern Weltteile. Der alſo Denkende kann oft nur mit Schauder das Wüſten der europäiſchen Kulturbeſtie betrachten und muß ſagen: den Löwengewinn nahm ſich der Weiße.

Arturs Quellin inv


K. BRANDI
RENAISSANCE

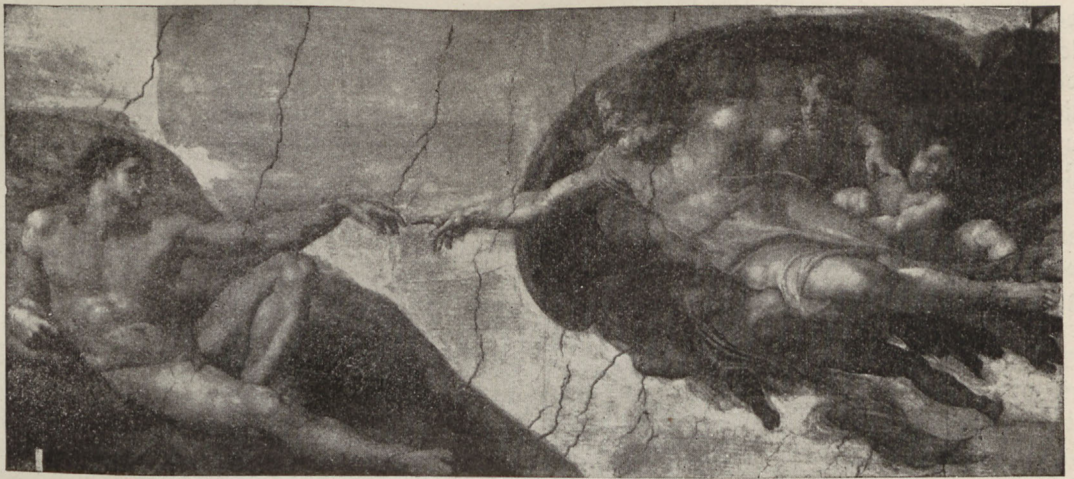
Titelblatt nach einem Stich von Marc Antonio Raimondi.

Renaiſſance

von

Dr. Karl Brandi

Profeſſor an der Univerſität Göttingen



Erſchaffung Adams. Fresko Michelangelos an der Decke der Sixtiniſchen Kapelle in Rom.

Auch die Völker haben ihre Jugend; unſer Mittelalter mit ſeinen Ahnungen und unbeſtimmten Erwartungen, dem Gefühlsmäßigen ſeiner Lebensäußerungen und der Enge ſeiner Intereſſen iſt ein Jugendalter. Es lernt von Greiſen, von den Überlebenden einer vergangenen Kultur; es lernt die Nichtigkeit alles Irdiſchen und die Unfreiheit und Gebundenheit des Menſchen; ſo ſchwankt ſeine Jugend zwiſchen zügelloſer Begehrlichkeit und grenzenloſer Hingebung, ſich ſelbſt unbewußt, Eigenes triebhaft und Fremdes gläubig hinnehmend.

Langſam nur hebt ſich der Schleier, öffnen ſich die Augen der Erkenntnis. Das erſte und größte iſt die Entdeckung der eignen Seele, das bewußte Daſein, der bewußte Wille, die bewußte Eroberung der Welt. Ein großes Erwachen wie aus Träumen. Andere Augen leſen in der Welt, in den Menſchen, in den Büchern. Es iſt eine Wiedergeburt der Seele, eine Renaiſſance, der Gewinn eines neuen Lebens aus den alten Quellen, denen man ſich immer unbefangener und freier hingibt.

Bei dem ganzen großen Hergang gehen einzelne voran, einzelne folgen; die große Menge bleibt noch durch Jahrhunderte zurück. Die einzelnen verändern von Grund aus das Lebensgefühl und formen um auch ſeine Äußerungen. Sie ſchaffen neue Ideale der Herrſchaft, des Genuſſes, der Befriedigung; und ſie kämpfen darum in inneren und äußeren Nöten. Langſam und in ſchweren Abwandlungen ändert durch ihre Zahl auch die Maſſe an den Bedingungen des Daſeins; aber die einzelnen allein tragen das, was wir Geſchichte nennen, und die Spiegelung der Erlebniſſe, die wir Kunſt nennen. In den Werken der einzelnen liegt uns die Geſchichte aufgeſchlagen, und wir leſen darin auch von den Wandlungen ihrer Seele.

„Es gehen die Menſchen zu bewundern die Höhen der Berge und die mächtigen Wellen des Meeres und das breite Fluten der Ströme und die Weite des Ozeans und die Bahnen der Geſtirne — ſich ſelbſt aber laſſen ſie außer acht“ — ſo fand es Franceſco Petrarca geſchrieben in den Bekenntniſſen des Auguſtinus, da er bei einer bis dahin unerhörten Bergbeſteigung nach einem Ausdruck ſuchte für die Größe ſeiner Stimmung. Er ſtutzte über der unerhörten Weisheit, daß alle Herrlichkeiten dieſer Welt nichts ſeien vor der „Erhabenheit des menſchlichen Geiſtes“ — nicht ahnend, wie anders der große Kirchenvater jene Erkenntnis gemeint hatte. „Nichts will ich ſein in mir, und nur in dir noch leben,“ dieſer Römer hatte die bedeutendſte Vorſtellung von der Nichtigkeit, Unfreiheit und Gebundenheit des Menſchen.

Der Dichter Petrarca aber erfüllte ſich ganz mit dem Glauben an die Herrlichkeit des Menſchen, deſſen geheime Herzensnöte er in ungezählten Seufzern mitempfunden; es iſt, als ſei ihm gerade vor der Größe der Natur ein neues Gefühl der Perſönlichkeit bewußt geworden; er ging hin, davon zu künden. Und er fand viele, die auf ihn hörten. An ausgeprägten Perſönlichkeiten war längſt kein Mangel. Daß Italien daran dem übrigen Abendland voraus war, lag wohl an der Geſtaltung des politiſchen Lebens, das ähnlich wie in der antiken Polis der Perſönlichkeit wieder den Rahmen des engen und zugleich beziehungsreichen Daſeins der Stadtgemeinde darbot; vielleicht auch daran, daß hier niemals der Handel und der freie Verkehr mit den alten Kulturen des Oſtens aufgehört hatte. Unter Führung des Dichters erkennt und mißt ſie ſich an der innerlich verwandten Literatur des Altertums. Aus der Vergangenheit tauchen die klaſſiſchen Helden und Berühmtheiten auf, beſtimmen bald die neuen Lebenswerte und laden ein zur Selbſtdarſtellung und zum Streben nach dem Ruhm.

Nun fügte es ſich, daß die Künſtler, die nicht anders als die Literaten von den Reſten des antiken Formenſchatzes lebten, mit demſelben Verſtändnis den Menſchen auch wieder zum Mittelpunkt des künſtleriſchen Schaffens machten. Auch ſie begannen bewußt nach Maß und Gleichgewicht des Menſchen die Dinge zu geſtalten, und auch ihre Sehnſucht galt dem Bilde des vollendeten Menſchen. Hundert Jahre nach jenem Brief des Petrarca bemerkte Leone Battiſta Alberti in ſeinem Buche von der Malerei: „Ich pflege meinen Freunden zu ſagen, jener Narciſſus, der ſein Ebenbild im Waſſer ſah und vor der Schönheit ſeines Bildes erbebte, ſei der eigentliche Erfinder der Malerei.“ So wird auch hier der Zuſammenhang mit der Erotik geahnt, doch bald mit Hilfe platoniſcher Ideen die Steigerung in das Religiöſe verſucht durch die Lehre von dem Grunde der Liebe und der Schönheit. Die jugendliche Erkenntnis deutete ſich auf ihre Art die alten Lehren. Die Theoſophen von Florenz entwickelten wieder jene uralten Kosmogonien, nach denen die ſinnlichen und überſinnlichen Dinge um den Menſchen als die Krone der Schöpfung kreiſen. Der junge Graf Pico della Mirandola gab den Ahnungen ſeiner Freunde den höchſten Ausdruck in der Feſtrede von der „Würde des Menſchen“ (1468), darin er Gott zu Adam ſprechen ließ: „Ich habe dich weder himmliſch noch irdiſch gemacht, weder ſterblich noch unſterblich, damit du dein eigener Bildner und Erzieher ſeieſt, zu welchem Bild und Weſen du willſt. Du kannſt zum Tier entarten — du kannſt aufſteigen zu Gott.“

So befand man ſich auf dem Gegenpol zu Auguſtinus, dem Vater der frühmittelalterlichen Weltanſchauung. Die ſelbſtherrliche Befreiung und Geſtaltung des Individuums aber, der man ſich in dieſen Jahrhunderten zuerſt in Italien unterfing, erſcheint nur als Grundzug im Zuſammenhang höchſt mannigfaltiger und denkwürdiger univerſalhiſtoriſcher Verſchiebungen und Neubildungen, von denen nun die Rede ſein ſoll.

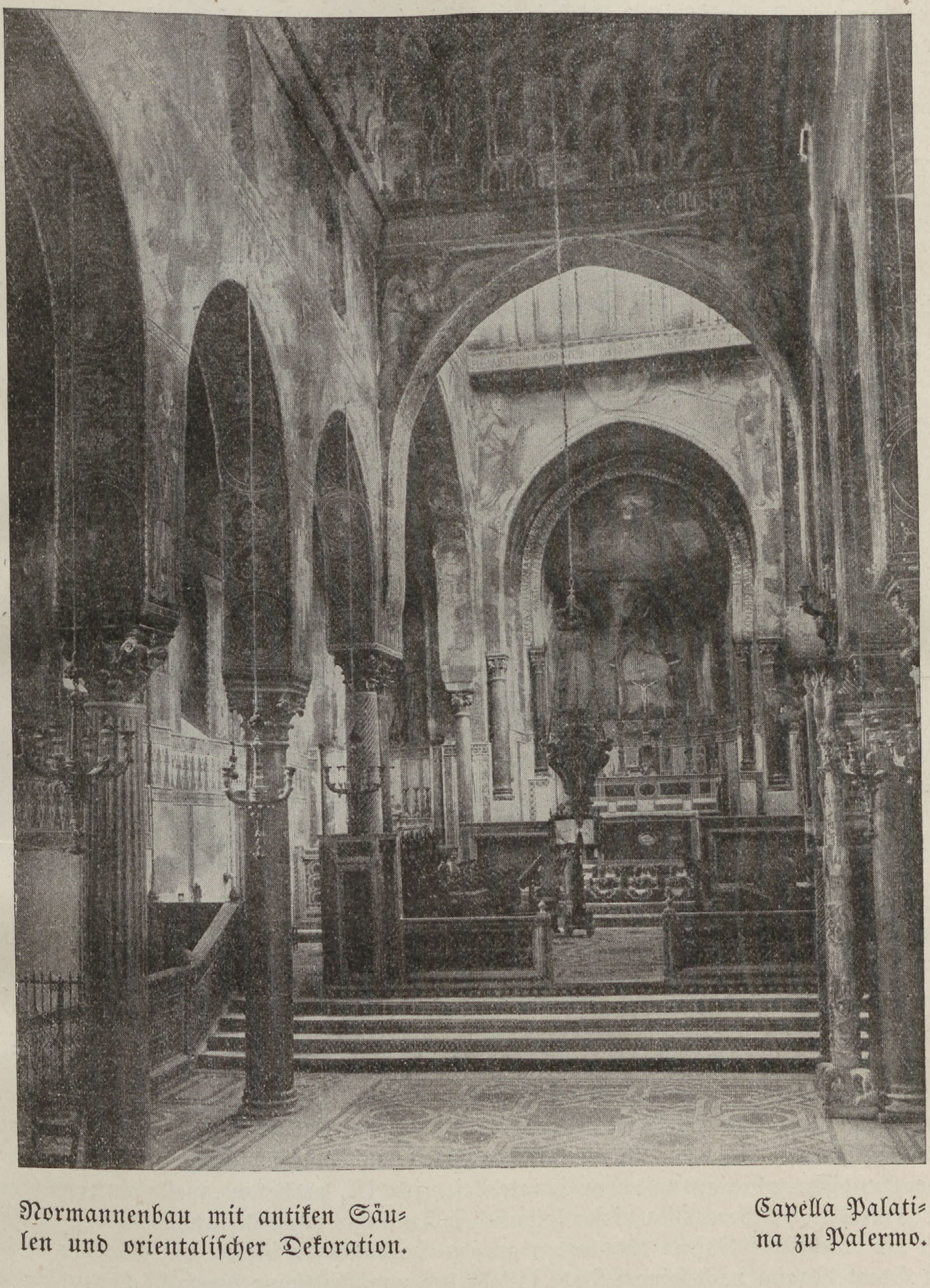
1. Mittelmeerkultur und Zuſammenhang mit der alten Welt, Sizilien und die Seeſtädte.

Der Schauplatz des antiken Lebens war das Mittelmeer. Der alte Erdkreis umſchloß dies Binnenmeer und begrenzte ſich dadurch; man erſtaunt faſt, zu ſehen, wie dünn ſeine kontinentale Schale war. Die alte Kultur entſtand am Waſſer, ſie blieb dem Meere zugewandt, ſie beſpülte immer neue Küſten, ſie erfüllte oder überflutete die Inſeln und Halbinſeln, aber ſie ging nicht tief ins Binnenland. Ihr Brennpunkt lag einſt auf Kreta, ſpäter auf Sizilien, und noch im Mittelalter hing an Sizilien die Vorherrſchaft und das letzte Erbe der Antike. Wie das Meer die Wärme des ſinkenden Tages hält, ſo behauptet ſich die ſinkende Antike am längſten an der See.

Als die alte Welt vergangen war, beherrſchten Griechen und Sarazenen das Mittelmeer; ſie kämpften um Sizilien wie einſt Griechen und Punier, Punier und Römer. Beide hatten von der erprobten Staatskunſt und dem antiken Leben unendlich viel mehr bewahrt als die Römer und Romanen Italiens und des Abendlandes. Die griechiſche Herrſchaft ſchwankte nach der Tüchtigkeit der kaiſerlichen Generale und Admirale; eine Zeitlang waren langobardiſche Herzöge und ſarazeniſche Emire die Herren des Landes und der See. Schließlich hat ein neues Geſchlecht ſie alle verdrängt. Normannen aus der Normandie haben auf den Trümmern griechiſcher Provinzen und ſarazeniſcher Emirate einen modernen Staat gegründet von den höchſten Anſprüchen. Er war der erſte unter den Staaten des werdenden Europa, begründet als Militärmonarchie, wie der engliſche Staat Wilhelm des Eroberers, aber ausgebaut mit den ebenſoſehr griechiſchen wie ſarazeniſchen Künſten des Fiskalismus, des abhängigen Beamtentums, der königlichen Omnipotenz; halb germaniſch, halb antik und orientaliſch. Alle Kraft iſt bei der Ritterſchaft, aber dieſe lebte nur in ihren Führern. Siegreiche Grafen und Herzöge erregen die Hiſtorie wie das Epos.

Dem befeſtigten Königtum (ſeit 1130) aber ſtrecken ſich die Inſtitutionen und die Gewöhnung des angeſeſſenen Volkes bereitwilligſt entgegen zu ſeinem Dienſt. Nun ergibt ſich die denkwürdigſte Miſchung auch der Kultur.

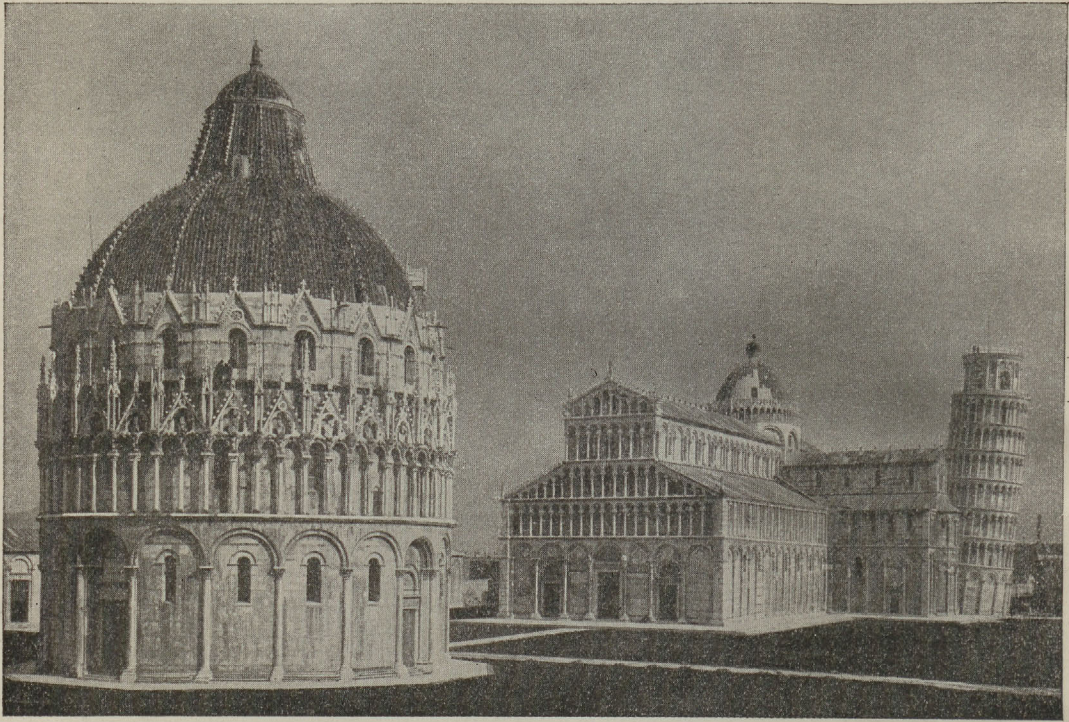
Der König bezog die Schlöſſer moslemiſcher Emire, ließ Moſcheen niederreißen und baute auf ihren Fundamenten die Staatskirchen wie Byzanz aus antiken Elementen. Zieren aber ließ er ſie von Meiſtern, in deren Formenſchatz das Getier der Wüſte lebte. Von der Decke der Capella Palatina betören das Auge fremde phantaſtiſche Formen und Bilder. Sarazenen blieben auch im Lande als Beamte der Domänen und der Dogana, als Ärzte und als Lehrer; in Salerno lehrten ſie die Medizin; und uralte Weisheit nüchterner Beobachtung ſpendeten ihre einfachen, aber unvergeßlich eindringlichen Parabeln und Novellen aus dem Leben.



Normannenbau mit antiken Säulen und orientaliſcher Dekoration.

Capella Palatina zu Palermo.

In dieſer Kolonie des Orients wuchs heran der Knabe Konſtantin, unſer Friedrich II., weil ſein Vater, Kaiſer Heinrich VI., die Erbin des Normannenreiches zum Weibe genommen hatte. Er wuchs auf elternlos und liebelos, der Zögling ſeines Schickſals: kühl, ſcharf, behende, kein Hohenſtaufe oder Schwabe, weit entfernt von dem ahnungsvollen Tragen einer göttlichen Miſſion oder von jener törichten ritterlichen Tatenluſt ſeiner Ahnen. In ſeiner unverſchleierten Seele ſpiegelten ſich die natürlichen Dinge, wie ſie ſind. Schon den Knaben reizte die Technik des Krieges und der Marine. Von Sperbern und Falken ſchrieb der König ein Büchlein mit der Schärfe des Naturforſchers. Das Moderne in dieſem Menſchen iſt ſein neues Verhältnis zu den Dingen; auch die Menſchen erſcheinen ihm als Sachen, die ihre Natur und ihre Geſetze haben. Und deshalb iſt es etwas ſo Unheimliches um dieſen Abſolutismus, um dieſe Majeſtät des völlig ſeiner ſelbſt bewußten Menſchen.

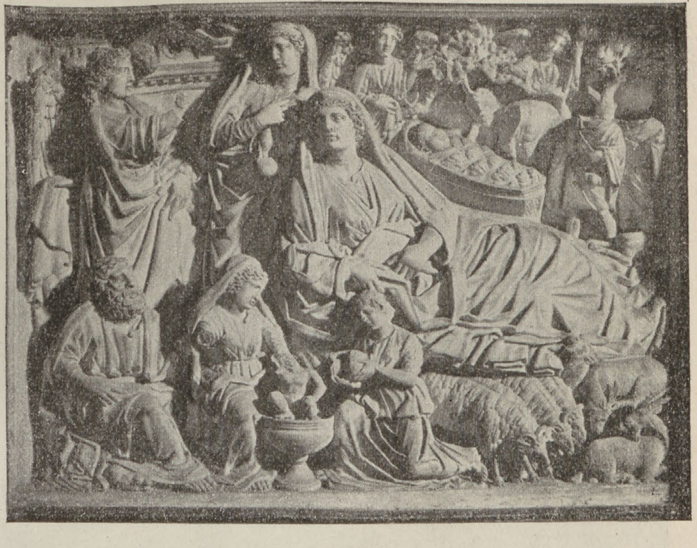


Bauten des 11. und 12. Jahrhunderts mit gotiſchen Zutaten.

Baptiſterium, Dom und ſchiefer Turm zu Piſa.

Nach außen trug dieſer Fürſt, man meint mit Vorbedacht, die wirkungsvollſte Verkleidung. Er führte ein üppiges Leben und ließ die ſtaunenden Abendländer ihre Wunder ſehen an ſeinen exotiſchen Tieren und ſich bekreuzigen vor ſeinen ſarazeniſchen Frauen und Trabanten. Dafür bildete er in ſeinem Staat aufs höchſte aus den Abſolutismus des Fürſten, aber auch die ihm dienende zweckvolle Einrichtung und möglichſt hohe Produktivität der Staatsmaſchine. Keine Spur von einer ſittlichen Idee, — aber die Virtuoſität der politiſchen Technik. Jakob Burkhardt, der ſeine Kultur der Renaiſſance beginnt mit dem Staate Friedrichs II., hat betont, welch ein verführeriſches Muſter das weithin ſichtbare Bild dieſer kaiſerlichen Tyrannis für Mit- und Nachwelt bedeutete.

Aber die leuchtende Geſtalt des letzten großen Hohenſtaufen iſt wie ein Meteor; in ſeinem ſiziliſchen Staat begann nach ſeinem Tode (1250) der unaufhaltſame Verfall. Lebendige Kräfte hatte dieſer Staat nicht großgezogen. Es gab einen ausgebreiteten Handel, und von Bari und Otranto, Neapel, Salerno und Amalfi hörte man einſtmals viel. Der reiche Schmuck des Domes von Amalfi bewahrt die Erinnerung an die glücklichſten Seefahrer der älteren Zeit; allein der entwickelte Normannenſtaat kannte wohl eine Staatsmarine, keine Galeeren freier Städte, er kannte wohl Staatsmonopole und Staatsfinanzen, nicht die Blüte freier Handelshäuſer.



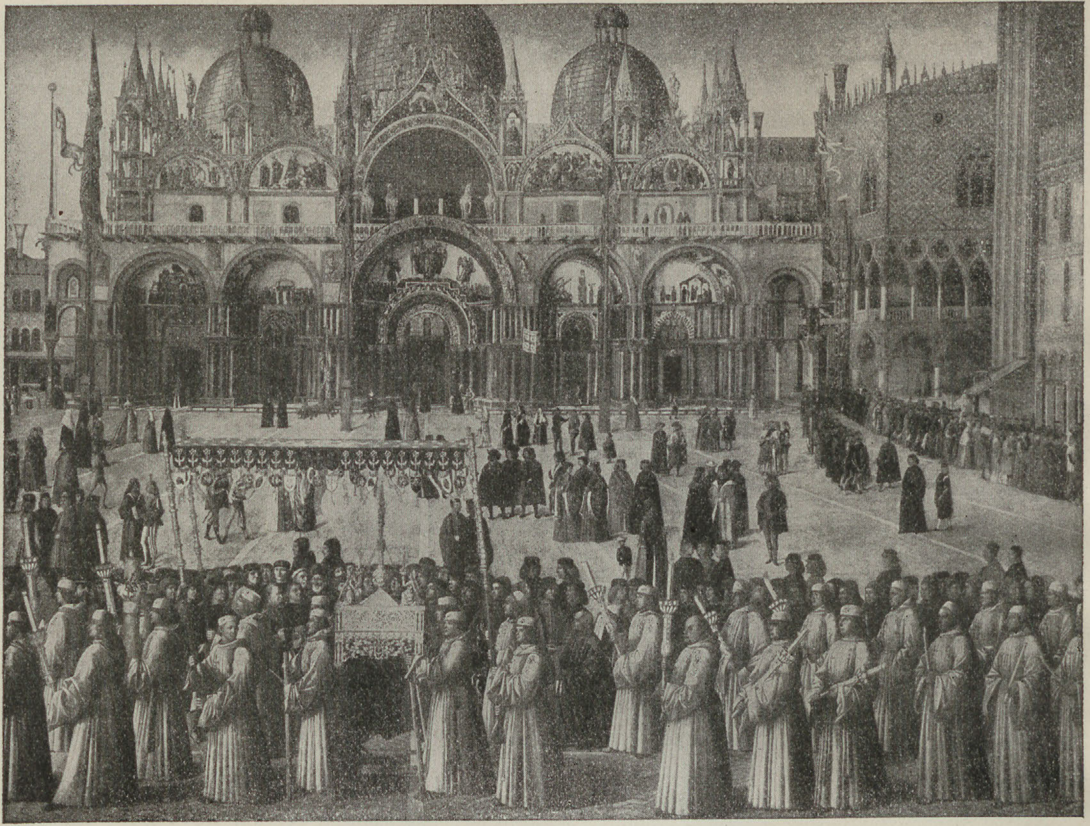
Mariä Verkündigung und Wochenſtube.

Relief des Niccolo Piſano an der Kanzel des Baptiſteriums zu Piſa.

Ihre Erben waren ſchon früh die Seeſtädte des mittleren und nördlichen Italiens. Auch dieſe waren zwar nicht völlig frei, aber in der Entwicklung des Städteweſens aus dem alten Reich gewannen ſie doch einen erheblichen Vorſprung. Kam es überall darauf an, unter der meiſt planloſen Herrſchaft deutſcher Kaiſer die Bürgerſchaften zu neuen politiſchen Mächten zu binden, ſo gelang das in den Seeſtädten am leichteſten und nachhaltigſten. Die Seefahrt übt und ſtählt in Gefahren; ſie ſchließt die Genoſſen enger zuſammen, und aus den Kreuzzügen brachte ſie Weltkenntnis und Reichtümer zurück. Die italieniſchen Seemänner und Kaufleute berührten ſich nun ſelbſt mit den Griechen und Orientalen und ſprengten das Monopol des arabiſch-byzantiniſchen Zwiſchenhandels. Es ging auch im weſtlichen Mittelmeer eine Zeitlang an der Seite der Normannen gegen die beiden alten Seemächte. Schon im 11. Jahrhundert eroberten die Piſaner und Genueſen gemeinſam Sardinien. Piſa bemächtigte ſich der Balearen, und ſeine Kriegstaten an der Küſte Afrikas erinnerten einen ſtädtiſchen Chroniſten an die Erfolge der Römer gegen die Karthager. Sich ſelbſt aber ehrte die werdende Macht der Bürgerſchaft in dem lokalen Heiligtum, deſſen Patron ihr als Führer unſichtbar voranzog. Die Piſaner begannen (1064) den Bau ihres blendenden Domes mit ſeinen vollen Chören von Säulen; ſie entlehnten das einzige Motiv der alten Baſilika, aber ſie bedienten ſich dieſes Motives ganz verſchwenderiſch und mit der glücklichſten Wirkung. Seitdem hört die Luſt am Bauen und Bilden in Piſa nicht mehr auf. Immerhin, wie man in Montecaſſino und Rom damals wohl geradezu griechiſche Künſtler ſah, jedenfalls nur antike Formen und Ideen mit Geſchick moſaikartig zuſammenſetzte, ſo erzählte noch der größte Meiſter des 13. Jahrhunderts, Niccolo Piſano, die heiligen Geſchichten unter Verwendung von Köpfen und Motiven aus antiken Sarkophagen.

Höher noch als Piſa erhob ſich Genua und noch bedeutender und feierlicher iſt dementſprechend der Ton ſeiner Geſchichtsſchreibung. Die Chronik des Konſuls Caffaro durchſtrömt bereits das Bewußtſein von der hiſtoriſchen Exiſtenz, das ſtolze Gefühl des ſeiner ſelbſt bewußten Staates. Mit Piſa hielten die Genueſen bald nach den Zeiten der gemeinſamen Waffentaten die erſte blutige Abrechnung. 1284 erlitten die Piſaner bei Meloria, einer Inſel vor Livorno, eine vernichtende Niederlage. Ihr Führer Ugolino della Gherardesca vollzog den Übergang der kaiſerlichen Stadt zur Partei der toskaniſchen Guelfen. Allein weder der Parteiwechſel noch der fürchterliche Hungertod des Ugolino (Dante, Inf. 33, 13) hat Piſa gerettet, — ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts geht es mit ſeiner Macht zurück.

Die Erbin auf dem weſtlichen Meere war Genua, im Oſten Venedig. Man bemerke die wachſende Bedeutung des Handels nach dem Norden. Auf die Dauer hat von beiden Städten wieder Venedig den Vorrang behauptet wegen ſeiner älteren und feſteren Stellung in der Levante. Venedig iſt wie Rom ein Randgebiet des alten Reiches, ſeit Mitte des 8. Jahrhunderts mit einem ſelbſtgewählten Dogen, der ſo viel Geiſtliches annahm, wie der Biſchof von Rom Weltliches; beide auf dieſer Stufe rechte Abſpaltungen des byzantiniſchen Kaiſertums. Die Seemacht Venedigs aber entſtand erſt in den Jahren, da die alten Mittelmeermächte unter Führung der Normannen in die Verteidigung gedrängt wurden. Als Robert Guiskard gegen Dyrrhachium zog, leiſteten die Venezianer dem purpurgeborenen Kaiſer die Hilfe ihrer Galeeren und gewannen dafür jenes



Piazza und Faſſade von San Marco, Venedig.

Gemälde des Gentile Bellini aus der Legende des hl. Kreuzes in der Akademie zu Venedig.

Chryſobull von 1082, das Handelsprivileg im ganzen griechiſchen Reiche, das ihren Geſchäften in der Levante eine ſo unvergleichliche Förderung gab. Später haben ſie ſich nicht geſcheut, gelegentlich auch gegen Byzanz ihre Macht zu befeſtigen, immer aber lagen ihre größten Werte im griechiſchen Orient. So gab denn griechiſches Weſen dem alten Venedig durchaus ſeine Farben. Mit Byzanz wetteiferten die Venezianer in der Konvention des Kultus und der Weltanſchauung. Seit ſie die angeblichen Reliquien des heil. Marcus aus Alexandrien nach Venedig gebracht hatten (811), iſt der Löwe von San Marco ihr Wahrzeichen, und im Schmuck ſeines Tempels, der alten Pfalzkapelle des Dogen, konnten ſie ſich nicht genug tun. Schon die rohe Anlage des 11. Jahrhunderts, nach dem Vorbild der Zwölfapoſtelkirche von Byzanz, zeigt die Größe des Ehrgeizes; unabläſſig benutzten die Venezianer fortan ihre Siege und Zecchinen, um alle jene glitzernden Koſtbarkeiten zuſammenzubringen, aus denen „das orientaliſch-phantaſtiſche Feengewand" von San Marco gewoben iſt. Die Kunſt des Abendlandes hat an der Faſſade von San Marco mit geziert, allein das wahre Sinnbild der venezianiſchen Traditionen iſt das vergoldete antike Viergeſpann, das dieſe Vorhallen bekrönt: einſt durch Konſtantin aus Rom nach Konſtantinopel geholt, im Jahre 1204 aber durch den großen Dogen Enrico Dandolo als Beute aus der Kaiſerſtadt dem heiligen Markus heimgebracht.

Venetianiſche Zecchinen.

Türme, Kaſtell und eines der Stadttore von San Gimignano „delle belle torri" bei Poggibonſi in Toskana (Stadtbild des 13. u. 14. Jahrhunderts).

2. Abendländiſche Kultur und mittelalterliche Weltanſchauung. Dante.

In dem germaniſch-romaniſchen Abendlande hatte ſchon im 12. Jahrhundert auf allen Gebieten die Vorherrſchaft von Frankreich begonnen. Während das deutſche Kaiſertum verblutete, erhob ſich hier die erſte nationale Monarchie. Von Frankreich aus wurde das Papſttum bedient mit Ideen und mit Menſchen, ſein Sieg über das Kaiſertum entſchieden. Die kanoniſche Regel und die Geſinnung eines neuen, weltumſpannenden Verbandes kam von der Grenze Aquitaniens und Burgunds; das Abbild dieſer Regel ordnete auch das neue Weſen eines wohlgeformten Rittertums. Das Latein der Schulen gewann in der Poeſie eine faſt lebendige Leichtigkeit zurück; die wiedererwachte Philoſophie bot in derſelben Sprache die ſcharf geſchliffenen Sätze ihrer Dialektik dar, und Abaelard († 1142) fand die erneute Sprache weich genug, um uns darin als erſter die bis dahin ſtummen Nöte eines ſchwergeprüften Herzens vorzuklagen.

Man ging im 12. Jahrhundert nach Frankreich auf die hohe Schule, und Biſchof Otto von Freiſing, der Oheim Barbaroſſas, iſt nur der Vornehmſte unter den Deutſchen; auch Spanier, Engländer, Italiener lernten in Paris. Hier iſt die Heimat des Syſtems der Myſtik und Scholaſtik; die großen Bettelmönche des dreizehnten Jahrhunderts wandeln nur in den Bahnen der Chorherren und Ziſterzienſer des zwölften. In der Kontemplation und myſtiſchen Hingebung an die heiligen Erlebniſſe und an die Dinge als Sinnbild der Ideen ſind Bernhard von Clairvaux (Dante, Par. 32, 33) und die Frommen von St. Viktor zu Paris vorangegangen; in dem Doctor Seraphicus, Bonaventura hat ſich die lange gepflegte Wunderblume der Myſtik nur entfaltet. Das ſchulmäßige Wiſſen aber von den göttlichen und menſchlichen Dingen war, gleichfalls zu Paris, zuſammengefügt zu dem künſtlichen Lehrgebäude der Scholaſtik. Was der Doctor Angelicus, Thomas von Aquino lehrte, iſt franzöſiſche Gotik: die Überwindung der Erdenſchwere durch das Syſtem der natürlichen Weltordnung in ihrem theologiſchen Bezuge und der übernatürlichen Dinge in ſinnlicher Begreifbarkeit; hier ſind Natur und Gnade durch die bedeutendſte Symbolik verknüpft. Der begnadete Verſtand ſchickte ſich an, die ſinnloſe Sündhaftigkeit der Welt zu überwinden und in den Myſterien übernatürlicher Beziehungen die Heiligkeit und den Sinn der ganzen Erſcheinungswelt zu ahnen,

„alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis".

Eine hinreißende Weltanſchauung, die das kleinſte adelte und Gemüt und Geiſt des Menſchen aufrief, ſich ſelbſt in allen Lebensäußerungen nach dem tieferen Sinn zu verſtehen.

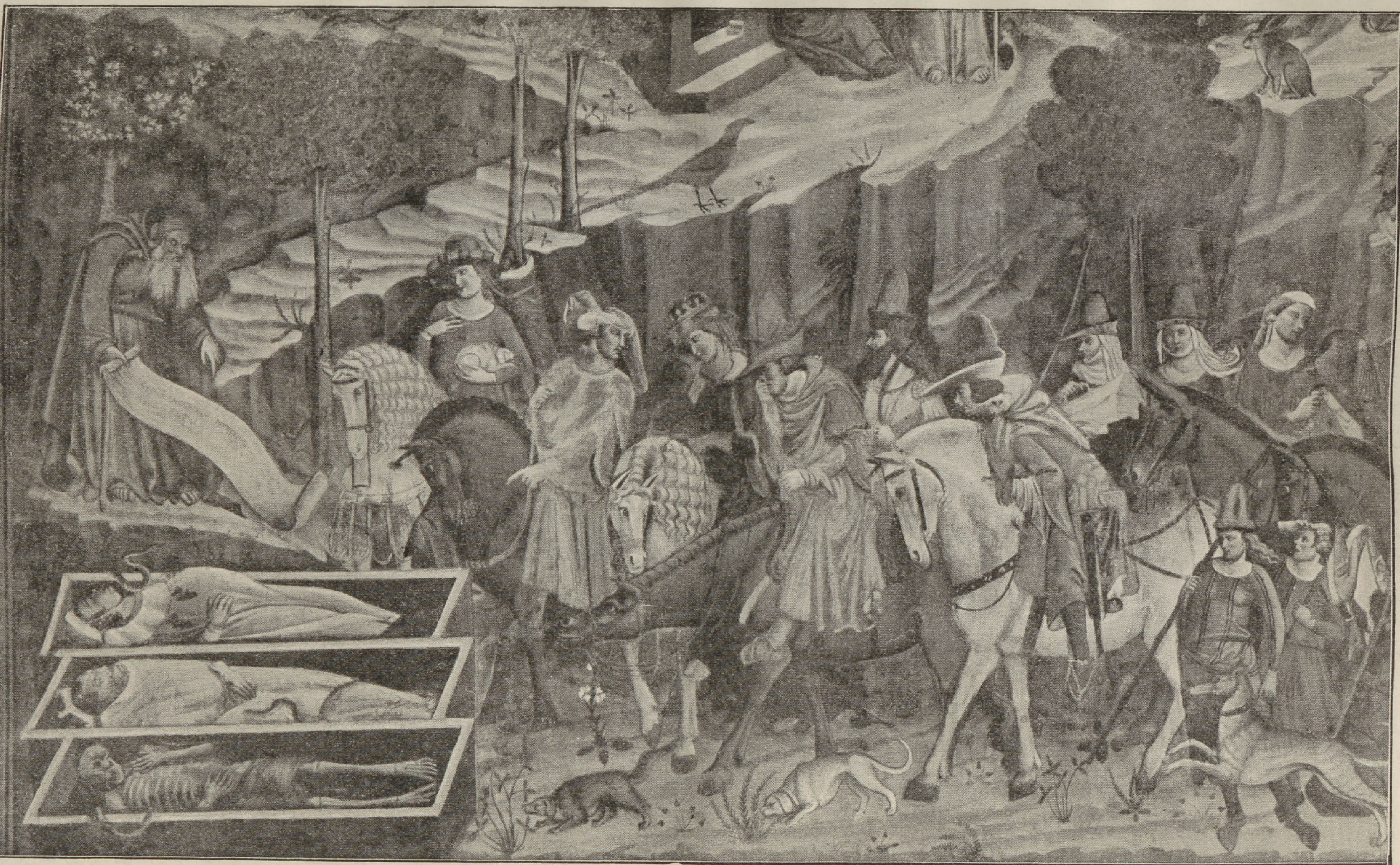
Solche Wiſſenſchaft lehrte man auch Könige und Fürſten; ihre Bilder drangen durch die Predigt bis ins Volk; man bot auch Überſetzungen und Auszüge der bändereichen Syſteme, etwa des Vincenz von Beauvais, — doch als Ganzes, als Summa theologiae, war dieſe Wiſſenſchaft gelehrt, lateiniſch und klerikal. Nun erzeugte aber derſelbe franzöſiſche Boden in denſelben Jahrhunderten auch die erſte literariſche Kultur der Laien in der Sprache des Volkes. Ritterlied und Abenteuer wurden hier zuerſt kunſtvoll geſtaltet. Das Rittertum entwickelte ſeine neuen Lebensformen für Ehre und für Dienſt, und während es ſich noch in äußerlichem Formenſpiele zu verlieren ſchien, entdeckte es die leiſen Regungen des Menſchenherzens in der Poeſie der Frauenliebe. Es iſt ſchon etwas Neues und Großes, daß dieſe verwehenden Gefühle nach Geſtaltung drängen. Die ſchöne Form der ritterlichen Troubadours hat die barbariſche Begehrlichkeit gezügelt, und ſie hat über den kleinen Nichtigkeiten des ritterlichen Liebesdienſtes der Seele ihre erſten Geheimniſſe abgelauſcht. Das gay saber, die fröhliche Kunſt, ſchloß in ſich eine Fülle von Entdeckungen. Man darf nicht lange fragen nach den Zielen dieſer Huldigungen; auch als die Poeſie ſchon mit dem Spiegelglanze des Erlebniſſes ſpielte, drang immer noch aus den ewig gleichen Empfindungen echte Wärme in die Form der Konvention.

Wie nun der Klerus allerorten die Gelehrſamkeit, ſo nahm die wehrhafte Geſellſchaft des Abendlandes von den Franzoſen das ritterliche Leben an und ſeine Poeſie. Die Troubadours durchzogen die Welt und teilten freigebig ihre Gaben; an den Höfen kleiner italieniſcher Markgrafen und Stadtherren ſetzten ſich einige für viele Jahre feſt. Ihre Gönner und Freunde ſuchten von ihnen die fröhliche Kunſt zu lernen, und man erlebte das Schauſpiel, daß die Italiener der Lombardei ſangen in provenzaliſcher Mundart. Auch in dem Sizilien Friedrichs II. wünſchte man dieſen Schmuck des Rittertums zu gewinnen, und nur weil der Abſtand der Dialekte zu groß, verſuchte man ſich hier zuerſt im eigenen Volgare, doch ſonſt in Art und Form der Provenzalen. Dann unternahmen dasſelbe die Toskaner, und als das hohe Mittelalter mit ſeinem heiligen König Ludwig, dem letzten Kreuzfahrer hinabſank (1270), da nannte man in Toskana ſchon mehr als einen Dichter im Volgare von Bedeutung.

Es war die letzte Zeit der ritterlich grundſäſſigen Geſellſchaft in den Städten von Toskana. Um ſo lauter und herriſcher ſtellte ſie ſich dar. Längſt hatte das fleißige Bürgertum mit der Gewandtheit der Verachteten den Handel in der halben Welt an ſich geriſſen, als ſeine Städte noch widerhallten von den fürchterlichſten Fehden. Dieſe Städte ſtarrten von Kaſtellen, wie heute nur etwa noch San Gimignano, und das nahe Beieinanderwohnen ließ die Leidenſchaften ſich austoben in der erſten Hitze. Die blutigſten und greuelvollſten Szenen ſpielen ſich ab vor den Augen des erregten Volkes, das zu dieſen Tragödien den Chorus bildet. Dazu die Feindſchaft der Städte gegeneinander, denen keine höhere Macht mehr wehrt, die grenzenloſe Rückſichtsloſigkeit der Großen gegen die Kleinen, die ſich behaupten wollen. Belagerungen, Plünderungen, Einäſcherungen ganzer Stadtviertel oder Städte, wobei unzählige Unſchuldige mit leiden. Da hallt es zurück aus der Tiefe des Volkes, aus der Verzweiflung der Kleinen von Friedensſehnſucht und wuchtigen Anklagen.

Zu Ausgang des 12. Jahrhunderts hatte ein Ziſterzienſer-Abt in Calabrien, Joachim von Floris bei Coſenza, der ſich wohl auch mit der griechiſchen Tradition radikaler Eremiten berührte, in apokalyptiſcher Diktion das Evangelium der Kleinen verkündigt und zugleich die Reinheit des Glaubens gefordert gegen Juden und Ketzer. Als nun der Spanier Dominicus († 1221) auftrat, vom anderen Ende des Abendlandes, wo man ſich auch mit den Sarazenen auseinanderſetzte, fand er den Boden bereitet. Nicht minder der Jüngling von Aſſiſi († 1226), der das Evangelium der Armut aufnahm und in den heißen Liebesworten ſeiner vollkommenen Hingebung Unzählige aufrief zum Bekenntnis gleicher Entſagung und Liebe. Bald wurden die beredten Franziskaner und Dominikaner die Sprecher des Volkes; ihre großen Worte Misericordia und Pace erregten Ingrimm und Zerknirſchung. Atemlos lauſcht das Volk den Männern, in denen ſich die eigene Stimmung zu ſolcher Kraft verdichtet; es lauſcht den Worten von der Hinfälligkeit des Fleiſches und der Kronen, von der Macht des Todes, von den fürchterlichen Höllenſtrafen für die Gewaltigen und Gewalttätigen; in der Not und Gefahr der Wirklichkeit laſſen ſie ſich gern die lieblichen Bilder vorführen von den Eremiten, die der argen Welt entrückt ſind in Frieden.

Aber jeder Tag kann neuen Anlaß bringen zum Kampf. Noch ſind die Verfaſſungen der Städte keineswegs geordnet, noch herrſcht ein ſchrankenloſer Wettbewerb um Macht; und hinter dem Einzelnen ſtehen die Familien und die Freundſchaften. Auch zittern noch immer nach die großen Kämpfe zwiſchen Kaiſertum und Papſttum; mit immer neuem lokalen und perſönlichem Inhalt ſtehen unverändert in Rüſtung die Parteien der Guelfen und der Ghibellinen. Hauptſitz der Guelfen iſt das toskaniſche Florenz. Es war in ſeinen Führern ſtets kirchlich, reformluſtig, national. Aber gerade deshalb hält ſich ein Teil ſeines Adels kaiſerlich, ghibelliniſch. Und dieſe Ghibellinen



Die drei Könige (aus dem Triumph des Todes).

Fresko aus der Schule des Lorenzetti [?] im Campoſanto zu Piſa.

gewannen im Sieg von Montaperti (1260) vorübergehend die Oberhand; ihr Übermut dachte an Zerſtörung der guelfiſchen Vaterſtadt, und Farinata degli Uberti konnte ewigen Ruhm gewinnen, da er allein ſich widerſetzte (Inf. 10, 91). Aber die Führer der Guelfen wurden alle verbannt; unter ihnen auch Brunetto Latini, der ſechs Jahre des Exils in Frankreich verbrachte und dort franzöſiſch ſeinen „Schatz des Wiſſens“ ſchrieb. Dieſen hochgebildeten Ariſtokraten verehrte der Florentiner Dante als ſeinen Meiſter.

Bald genug erfolgte die Wendung. Das Papſttum ſelbſt war franzöſiſch geworden, hatte das provenzaliſche Haus Anjou mit Neapel belehnt und ihm auch Rechte gegeben in Reichsitalien. Karl von Anjou und ſein Vikar Guy von Montfort ſtellten die Sache der Guelfen in Toskana her. Jeder Verſuch der Ghibellinen, auf Florenz zurückzuwirken, ſchlug fehl; mit den Leuten von Arezzo, die ihren guelfiſchen Podeſta geblendet hatten, erlitten ſie nochmals die blutige Niederlage von Campaldino. Damals focht auch Dante unter den Siegern. Die ſiegreichen Geſchlechter aber ließen es ſich wohl ſein; eines Tages brachten die Roſſi eine große Geſellſchaft zuſammen, geleitet von einem Signor d'amore, einem Liebeskönig; man feierte wochenlang mit Aufzügen, Tänzen, Schmauſereien und Ausritten; man ſang und dichtete und fahrendes Volk kam viel von außen.

Wie andere, dichtete auch Dante Alighieri (geb. 1265) nach der Mode. Er ſagte, wie andere, von ſeiner Liebe in Sonetten und Canzonen, in Formen und Bildern, die man nun ſchon ein Menſchenalter kannte und übte. Auch bei ihm wird auf die lyriſchen Gefühle alles bezogen; die Liebe erſcheint als Inbegriff aller innern Kraft zum Großen und Guten; in ihrem Zeichen entdeckt der Dichter ſeine Seele und ſeine Beſtimmung. So iſt dem jungen Dante auch ſeine Dame, Beatrice Portinari die Trägerin der Schönheit, die vom Himmel gekommen iſt, ihn mit allen Herzensgaben zu erfüllen und zum Höchſten zu begnaden. Merkwürdig aber und wichtig, wie ſich die weltliche Liebe und die myſtiſche Hingebung an das Überirdiſche als urſprünglich ſtammverwandt wiederfinden und in ihren Bildern und Beziehungen durchdringen. Als Dante, wohl nach Jahren, die vornehmſten Gedichte ſeiner Liebe zuſammenfaßte und mit Erklärungen und Deutungen verſah in der Vita Nuova, dem Buch von dem neuen Leben, da wurde er in der höheren Auslegung noch überſchwenglicher als in den Gedichten, die dazu den Text bilden.

Unter den Geſchlechtern von Florenz iſt inzwiſchen über der Beſeitigung der Ghibellinen die Eintracht keineswegs zur ehrbaren Hausgenoſſin geworden. Unfriede und Gewalttat herrſchen wieder in den engen Gaſſen, und Geſchrei hallt wider aus den düſteren Kaſtellen. Die öffentliche Ordnung der aufblühenden Kommune erſcheint aufs empfindlichſte bedroht; gegen die Geſchlechter und ihre Vertretung, die Capitani di parte Guelfa, erheben ſich die Popolanen, die Bürger, und unter Führung eines ihrer Vereinsprioren, des Giano della Bella, beſchließen ſie (1293) die Ordinamenti della Giustizia, ein Burgfriedensgeſetz, zu deſſen Durchführung ſie einen Gonfaloniere della Giustizia, einen Fähndrich der Gerechtigkeit beſtellen. Die Glocke des Prioren ſollte im Fall der Not tauſend gewaffnete Bürger rufen zu ſeiner Hand. Aus dieſem Haupt der Bürgerwehr iſt ſpäter das höchſte Staatsamt geworden, zunächſt aber hatte es Not, ſich zu behaupten, und Giano della Bella, der zu ungeſtüm drängte gegen die Geſchlechter, mußte weichen und ging, wie üblich, in die Verbannung nach Frankreich. Nicht lange danach erhielten die Geſchlechterkämpfe eine neue und unerwartete Anregung durch die Aufnahme von Parteihäuptern aus dem benachbarten Piſtoja, — den Neri und Bianchi. Die Weißen wurden von der Familie Cerchi, die Schwarzen von den Frescobaldi beherbergt; da aber die Cerchi keine verhaßteren Feinde hatten als die Donati, ſo übertrugen ſich bald die Piſtojeſer Farben erregend auf die Florentiner Gruppen der Cerchi und Donati.

Nun befanden ſich die Parteiverhältniſſe durch ganz Italien in ſtarker Spannung, da das Papſttum Bonifaz' VIII., von dem man ſagte, daß er die Armut Chriſti verfolge in den Fraticellen und ſehr läſterliche Reden im Munde führe, auf politiſchem Gebiet Anſprüche erhob, wie nie zuvor ein Nachfolger Petri. Er miſchte ſich in alle Händel und gab den Parteien überall die weiteſte Beziehung. Zunächſt erſchien ein päpſtlicher Legat in Florenz. Vergebens belegte er die Stadt mit dem Interdikt. Im nächſten Jahre (1301) ſandte der Papſt den Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Valois; die Florentiner holten ihn ein mit 500 Reitern und übertrugen ihm in der Tat in Santa Maria Novella die Signorie und das Friedensrecht. So war es doch der päpſtliche Vikar, der den Neri Beiſtand gab und ſie inſtand ſetzte, am 27. Januar 1302 alle Bianchi zu verbannen. Unter ihnen Dante und Petrarcas Vater.

Sandro Botticelli: Zeichnungen zu Dantes Göttlicher Komödie, Hölle, Geſang XVIII

Der 18. Geſang erzählt von den beiden Buchten der Hölle, in denen Verführer und Kuppler, Schmeichler und Dirnen ihre Strafe erhalten. Wir laſſen die zum Verſtändnis der Zeichnung wichtigſten Verſe aus dieſem Geſang nach der deutſchen Übertragung von Paul Pochhammer folgen.

1. Die Hölle hat ein Feld in Stein gebettet
das „Uebelbuchten“ heißt und eiſengrau
erſcheint, dem Felsring gleich, der es umkettet.
Um einen Trichter läufts, von deſſen Bau
nur der erzählt, den Gnade draus errettet.
Doch ward erleichtert uns die Ueberſchau:
Denn, ſchwarz durchfurcht von ſcharf geſchnittnen Schluchten
zerfiel das Feld in zehn gekreiſte „Buchten“.

2. Als ſei die Felswand hinter unſerm Rücken
ein feſtes Schloß, durch Gräben gut verwahrt,
das nur dem Freunde öffnet ſeine Brücken,
wenn draußen rings umher der Feind ſich ſchart,
ſo wies das Hindernis auch hier nur Lücken,
wo Felſenrippen es in eigner Art
vom Außenring herkommend überſchreiten,
die abwärts dann zum Mitteltrichter leiten.

3. Hier wars, wo wir vom Wurmesleibe glitten.
Virgil wies links; worauf wir unverweilt
am Rand des erſten Grabens fürbaß ſchritten.
Wir fanden ihn der Länge nach geteilt
und ſahn, wie drin zwei Ströme Nackter litten,
von denen der uns fernre ſchneller eilt.
Es füllte jeder eine halbe Breite
Entgegen kam uns der auf unſrer Seite.

4. Ich mußte an die Tiberbrücke denken,
die ſo geteilt ich ſah im Jubeljahr,
da Rom verſtand, die Pilger ſo zu lenken,
daß der, der niedereilte zum Altar,
ſich dort vor Gott in Andacht zu verſenken,
von dem, der aufſtieg, ganz geſchieden war.
Hier aber flohen unter Peitſchenhieben
Zwei Völker, die gehörnte Teufel trieben.

12. Als dann, ganz abgekehrt den obern Bränden,
mit mir zur zweiten Bucht mein Führer ſchritt,
hört' ich ein Volk ſich klopfen mit den Händen,
das, ängſtlich ſchnaufend, Not an Atem litt.
Nur eklen Schimmel ſah ich an den Wänden
und tief mir bald es in die Seele ſchnitt,
als ich vom Brückenbogen niederblickte
und Schatten ſah, die Menſchenkot erſtickte.

13. Geſtank verpeſtete die Luft. Mir ſchwanden
die Sinne faſt, als ganz wir ſahn die Schar
(vom hohen Platze aus, auf dem wir ſtanden),
in der mir einer aufgefallen war,
den wir ſo dick von Miſt beladen fanden,
daß kaum erkennbar war des Hauptes Haar,
und ich es nicht vermochte mir zu ſagen,
ob er der Kirche Zeichen drin getragen.

14. Er rief: „Was ſtierſt Du mich ſo an? Betrachte
doch nicht nur mich, haſt andre ja genug!“
„Dein Haupt nur war es, was mich ſinnen machte,
Da trocknes Haar Interminei trug,
als er in Lucca jedem Freude brachte!“ —
ſo ich, worauf er vor den Kopf ſich ſchlug:
„Jedwedem bot ich fade Schmeicheleien,
das konnte mir der Himmel nicht verzeihen“.

15. Der Führer drauf: „Blick weiter! Dort im Schmutze
die ſich mit kot'ger Hand die Haare zauſt,
als dienten ſie noch immer ſünd'gem Putze,
und hockend bald, bald ſtehend hier nun hauſt,
Die Thaïs iſt's, die ſtets nur ſprach ‚Benutze
die kurze Zeit, in der das Leben brauſt!‘ —
Doch jetzt laß eilen uns auch hier von hinnen;
die Schmeichler ſahſt Du und die Buhlerinnen“.

Stadt-
bücherei
Elbing

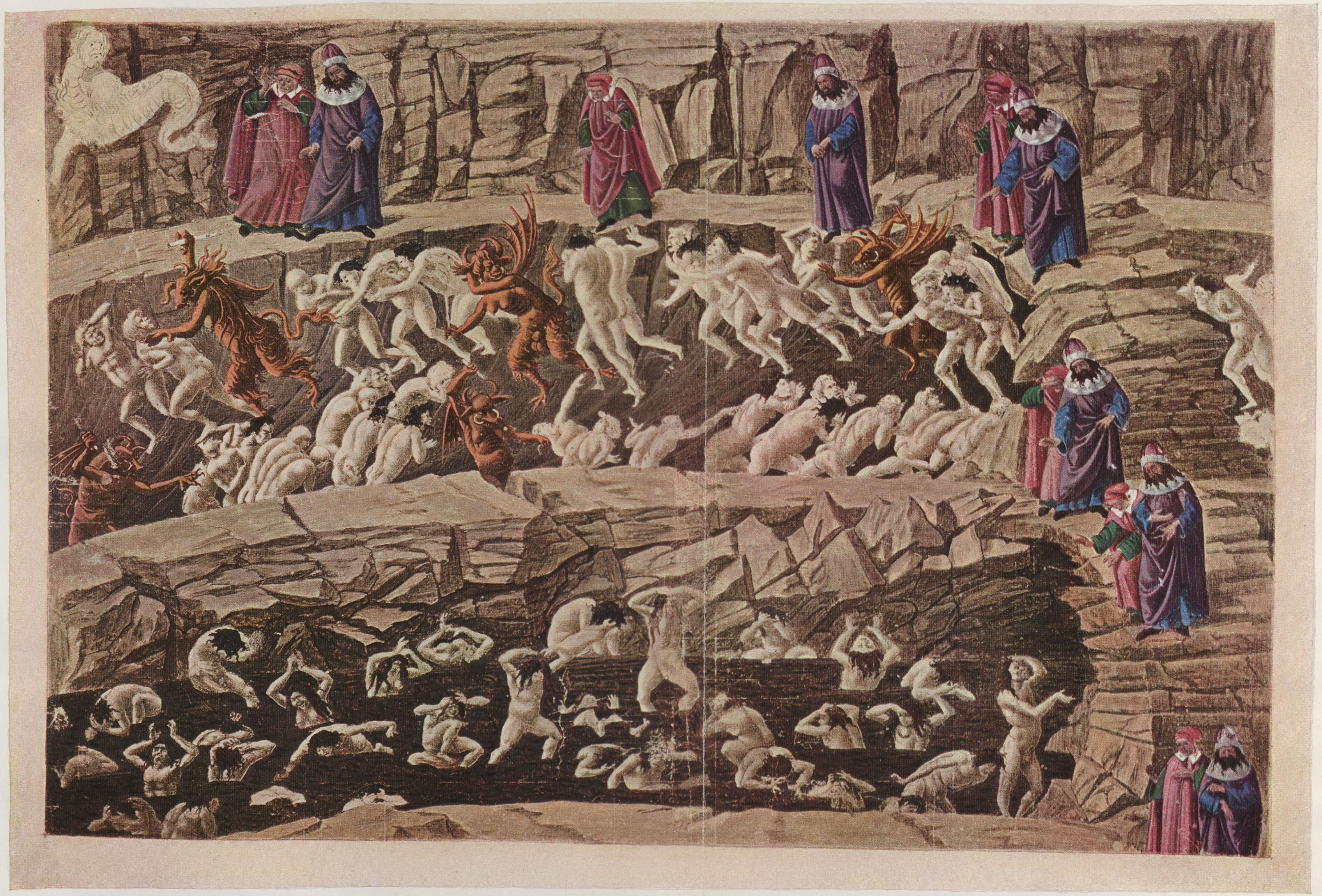


Illuſtration zu Dantes Göttlicher Komödie (Inferno XVIII. Geſang)

Farbig übermalte Silberſtiftzeichnung von Sandro Botticelli (1446-1510). Kgl. Kupferſtichkabinett Berlin

Stadtbücherei Elbing

Dante Alighieri. Bronze des 16. Jahrh. in Neapel.

Für den Bürger Dante iſt die Verbannung das entſcheidende Ereignis. Er wurde verbannt auf der Höhe ſeines Lebens und Anſehens; verbannt durch das guelfiſche Florenz, verbannt im Namen eines Papſtes, der ein Fürſt des Unfriedens ſchien. Er verlor die Heimat und mit ihr den höchſten Lebensinhalt; er iſt nun Feind, nicht Bürger. Er muß Dienſte nehmen, ſtatt frei zu ſein, — „das Brot der fremden Herren iſt ihm ſalzig und ſchwer beſteigen ſeine Füße fremde Stufen"; ſo klagte er. Die Sehnſucht der ganzen zweiten Hälfte ſeines Lebens bleibt die Heimkehr, — umſonſt; heimatlos und einſam iſt er geſtorben bei Guido Polenta zu Ravenna (1321).

Aber derſelben Verbannung verdanken wir den Dichter und den Denker Dante. Seine Seele öffnet ſich dem letzten Lebensinhalt, den Studien und den höchſten Ideen. Es hat etwas tief Ehrfurchtgebietendes, dieſes Lernen des verbannten Mannes, der von Ort zu Ort getrieben, bald bei dieſem, bald bei jenem großen Herrn als Redner oder Geſandter, als Rechtskundiger oder als halbverſtandener Dichter ſeinen Unterhalt findet. Wir wiſſen nicht, ob er wirklich zu Paris und zu Bologna eingehender ſtudieren konnte; ſicher aber bemächtigte er ſich der ganzen damaligen Scholaſtik. Sie war noch jung und kühn, und die Zeitgenoſſen merken nie, wieviel unaufgelöſte Faſſungen der Vorzeit ſie im Munde führen. Bei Dante ſind die Meiſter oft ganz wörtlich nachzuweiſen: Cicero und Boethius, vor allen Ariſtoteles und von Modernen: Bonaventura und Thomas von Aquino. Sein zweiter großer Kanzonenkommentar, der Convito, das Gaſtmahl, iſt ein völlig gelehrtes Werk; lebendige Dichtung iſt hier behandelt, wie die überlieferten Quellen der Erkenntnis, mit Auslegung und Ausdeutung, mit Parallelen, Allegorien und Abſchweifungen auf die allgemeinſten Fragen. Aber faſt kühner als die Spekulationen der Myſtik und Scholaſtik war des Dichters Unternehmen, dieſe höchſten Dinge darzuſtellen in der Sprache des Volkes. Er griff noch tiefer, da er in einem anderen Büchlein dieſer Zeit, dem Traktat über die Volksſprache aus dem Wirrwarr der Dialekte nach dem Ideal der nationalen Kunſtſprache taſtete, — nicht ahnend, daß eben dieſe ſein eigenſtes Vermächtnis bilden ſollte für ſein Volk.

Sein Weſen aber ward noch einmal geſteigert durch den Gang der Weltgeſchichte ſeiner Tage. Ein neuer Papſt aus franzöſiſchem Blut verachtete die Pflicht, in Rom zu reſidieren (Inf. 19, 83). Dafür kam, ſeit Menſchengedenken unerhört, ein deutſcher König über Berg, und bei Dante leuchtete die Hoffnung auf, daß alle Dinge ſeiner Heimat ſich zum Guten wenden möchten. Er beeilte ſich, den Luxemburger zu begrüßen in feierlichen, ja überſchwenglichen Sendbriefen. Er lebte ſchon ſo ſehr in den höchſten Ideen und Beziehungen, daß dieſer Kaiſer ihm von Gott geſandt erſchien; und dem Dichter, der ſich eben anſchickte, der Volksſprache das Höchſte zu geben, verquickte ſich aufs denkwürdigſte der überlieferte Begriff des Kaiſers mit dem Bilde des nationalen Meſſias. Langſam bewegte ſich der deutſche König vorwärts, durch unſägliche Widerwärtigkeiten aufgehalten; Toskana hatten die „verbrecheriſchen Florentiner“ ihm verſchloſſen; zu Schiff kam er nach Piſa, und als er von hier aus glücklich Rom erreichte, mußte er die Kaiſerkrönung gegen die Waffen des Königs von Neapel noch erſtreiten. Dann ſchien ſich doch das Kaiſertum zu erheben; unter freiem Himmel, wieder zu Piſa, ſprach Heinrich VII. das Urteil über das Majeſtätsverbrechen des Königs von Neapel; neue Streitkräfte kamen über Berg, der Acht des Kaiſers Nachdruck zu verleihen. Als man aber aufgebrochen gegen Süden, verließen den Kaiſer langſam ſeine Kräfte; er kam nur noch bis Buonconvento bei Siena. Mit ſeinem Tode brach alles jäh ab. Die ſtets getreuen Piſaner beſtatteten mit dem ritterlichen Kaiſer die eigenen letzten Hoffnungen in den wundervollen Hallen ihres Domes.

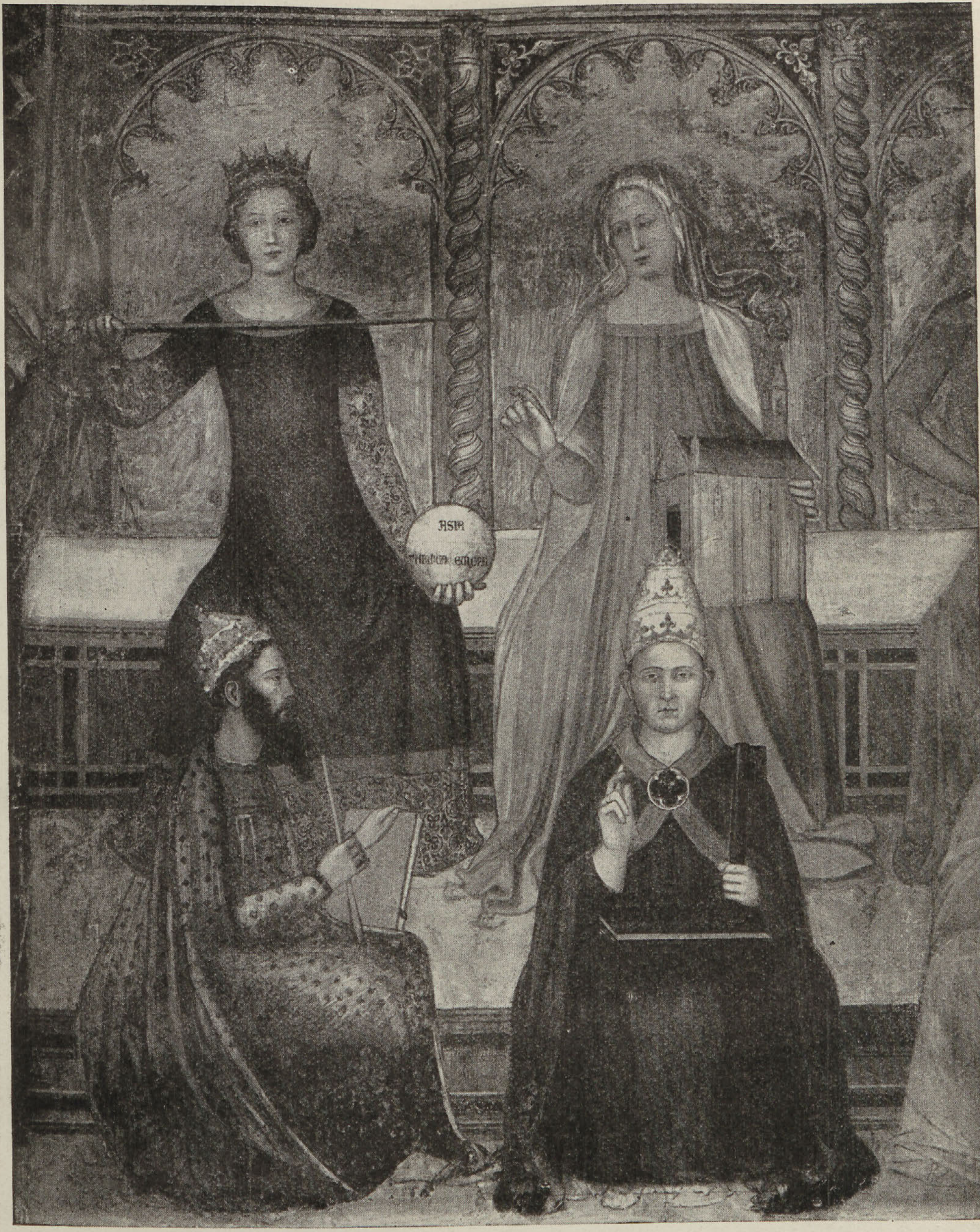
Vielleicht erſt damals hat Dante, in ſeinem Glauben ungebrochen, ſein Bekenntnis vom Kaiſertum niedergelegt in der lateiniſchen Staatsſchrift über die Monarchie, der ſcholaſtiſche Beweis für die Göttlichkeit und Vernünftigkeit des Kaiſertums und die publiziſtiſche Behandlung der uralten Streitfrage von Kaiſertum und Papſttum. Die größten Ideen der überlieferten Kultur erfüllen ihn ganz. Während er aber die Monarchie vollendete, hatte er längſt begonnen, ſeinem Wiſſen von den göttlichen und menſchlichen Dingen die letzte Faſſung zu geben in der Divina Comedia, dem Geſang von Gottes Weltordnung in der Sprache ſeines Volkes. Größer iſt die Scholaſtik nie geſtaltet als in dieſer Wanderung des Dichters von der Erde durch die drei Reiche des Jenſeits, durch die grauenvollen Schlünde der Hölle, über die ſteinigen Hänge des Purgatorio zu den kriſtallenen Sphären des Himmels. Wie hoch erhebt die Leidenſchaft des perſönlichen Erlebniſſes die Dichtung über das Syſtem! Dante iſt Erzähler und Held; alles Wiſſen und Empfinden der Welt geht durch die eigene früh erkannte Seele; und die weite Stufenleiter von der verſtockten Bosheit der Verdammten bis zur ſtrahlenden Demut der Allerſeligſten vermag er hinaufzuſteigen.

Und bleibt doch unverloren an das Allgemeine ſtets der Florentiner Dante. Die politiſche Leidenſchaft iſt von dem alten verzehrenden Feuer. Noch einmal ſpielt ſich die ganze Zeitgeſchichte ab im Jenſeits, — und in allen dieſen Ereigniſſen von Montaperti und von Campaldino, von Florenz, Arezzo, Lyon und Rom wühlt der Dichter wie in der friſcheſten Erinnerung. Die Parteinahme iſt rückſichtslos, allein kein europäiſches Volk hat ein Geſchichtsbuch, das ſeine Helden und Schurken ſo an Himmel und Hölle gemalt hätte. Das letzte aber iſt vielleicht das Höchſte: Dieſer Mann, von dem Villani ſagt, er ſei ſtolz geweſen auf ſein Wiſſen und hart in ſeinen Worten, ſpricht und klagt wohl wie ein Prophet des Höchſten, wie ein berufener Verkündiger göttlicher Offenbarung, aber er ſtellt ſich zugleich dar in all ſeiner menſchlichen, ganz perſönlichen Schwachheit, in ſeiner Liebesnot und ſeinen Verfehlungen, in ſeiner Hingebung und in ſeinem inbrünſtigen Glauben. Er mochte zuſammenſinken unter dieſer heiligſten Bewährung vor „Gottes Allmacht, höchſter Weisheit und dem Grund der Liebe“ —

divina potestate, somma sapienza e il primo amore.

Mannigfach wechſelt in der Geſchichte der Menſchen der Name für die Kraft, die uns im Innerſten bewegt. Die erſten Italiener nannten ſie Amore, und die nach ihnen kamen, verſtanden dieſes Wort. Dantes Gruß im erſten Sonett der Vita Nuova ergeht an alle, die ſich zu dieſem Herrn bekennen, und die letzte Zeile ſeines göttlichen Geſanges preiſt dieſelbe Kraft der „Liebe, die beweget Sonn' und Sterne“.

Gedanken und Empfindungen begannen die Zeitgenoſſen ſich ganz körperlich vorzuſtellen. Die Form war überliefert, aber das darin gebundene ſinnlich-plaſtiſche Element der Antike wurde jetzt aufs neue lebendig. Wie man Amore begegnen konnte und ihn grüßen, ſo gewannen auch Tugenden und Laſter wieder Geſtalt. Im Rathaus zu Siena ſchilderte man das gute und das ſchlechte Regiment, und zu den Bürgern ſprachen von den Wänden der Friede, die Eintracht und Gerechtigkeit. Der vielgeprieſene Meiſter ſolcher Darſtellung, der wie Dante die Starrheit unvollkommener



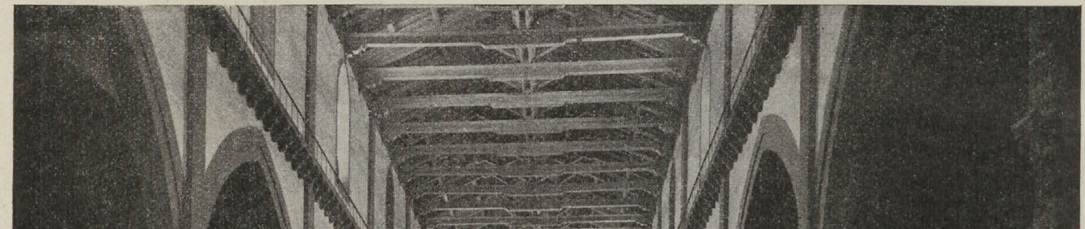
Kaiſer und Papſt als weltliche und kirchliche Macht.

Fresko in Santa Maria Novella zu Florenz.

Allegorien durch die Wahrheit des einzelnen und die Größe des Ausdrucks zu überwinden wußte, war wieder ein Florentiner, ein Baumeiſter und Maler, Giotto di Bondone, den wie Dante (Purg. 11, 95) auch ſeine Mitbürger unvergleichlich fanden. Damals beeiferte ſich die ererbte Frömmigkeit des Volks der Städte, den neuen lehrenden und liebenden Orden Häuſer und Kirchen zu bauen, die zugleich den Mitteln und Anſprüchen ihrer Stifter würdig wären. So verherrlichte man denn faſt hundert Jahre nach dem Auftreten des heil. Franziskus in der Unterkirche von Aſſiſi die großen Gelübde des Ordens: Armut, Keuſchheit, Gehorſam. Das Bild der Armut iſt im höchſten Maße rührend. In zerfetztem Gewande, verhärmt, in Dornen, von Knaben beſchimpft, ſteht da die Armut als Braut des Heiligen. Chriſtus ſelbſt verbindet ihre Hände, himmliſche Chöre umgeben die Szene und über der Armut blühen Roſen und Lilien. Die Allegorie geht breit ins Bild. Bei der Armut ſtehen die Caritas und die Hoffnung, die den Ring darbot. Im Vordergrunde ſchenkt ein Jüngling ſeinen Mantel an einen greiſen Bettler, während ſich ein vornehmer Falkenträger von dem ganzen Vorgang verächtlich abwendet, ein anderer ſeinen Beutel nur um ſo feſter faßt. Die Idee iſt alt und Dantes Verſe im 11. Buch des Paradieſes ſind nur eine der literariſchen Parallelen.

Noch ſpäter, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ließen ſich die Dominikaner bei S. Maria Novella zu Florenz ihren Kapitelſaal ausmalen mit der allegoriſchen Darſtellung der Chriſtenheit, die von Papſt und Kaiſer geweidet wird, von den Dominikanern, den „Hunden des Herrn", behütet; und am Ende des Jahrhunderts entſtand an den Rieſenwänden des Campoſanto zu Piſa das bedeutendſte Denkmal dieſer ganzen Schule in dem „Triumph des Todes" von unbekanntem Meiſter. Als Megäre fliegt der Tod durch die Lüfte, mäht mit ungeheurer Senſe erbarmungslos die Fröhlichen und Genießenden dahin und verſchmäht die Bitten der Elenden und Breſthaften, die ihre Stümpfe und Stelzen flehentlich emporſtrecken. Zur Seite die Darſtellung jener franzöſiſchen Legende Li trois mors et li trois vis, die Könige, die bei der Jagd auf die drei Särge ſtoßen, darüber nach der italieniſchen Umdichtung der goldenen Legende und nach Balaam und Joſaphat die Szenen der Anachoreten, die der Natur zurückgegeben in Frieden leben.

Wie dieſe Bildwerke entlehnte Gedanken geſtalten, ſo bauten auch die Bettelmönche in den Formen franzöſiſcher Ziſterzienſer. Die von Haus aus franzöſiſche Gotik iſt noch durch das ganze 14. Jahrhundert, auch in Italien, der Stil der Mode. Die Eigenart bricht freilich immer durch, wie denn in der begierigen Aneignung einer höheren Kultur überall das Eigene ſich zuerſt betätigt. Innerhalb der gleichen romaniſchen Kultur aber überflügeln Dante und Giotto bereits alles an Kraft und Innigkeit des Ausdrucks.



Bettelordenskirche des 13. Jahrhunderts. Santa Croce zu Florenz.

Piazza della Signoria, Palazzo Vecchio und Loggia dei Lanzi zu Florenz.

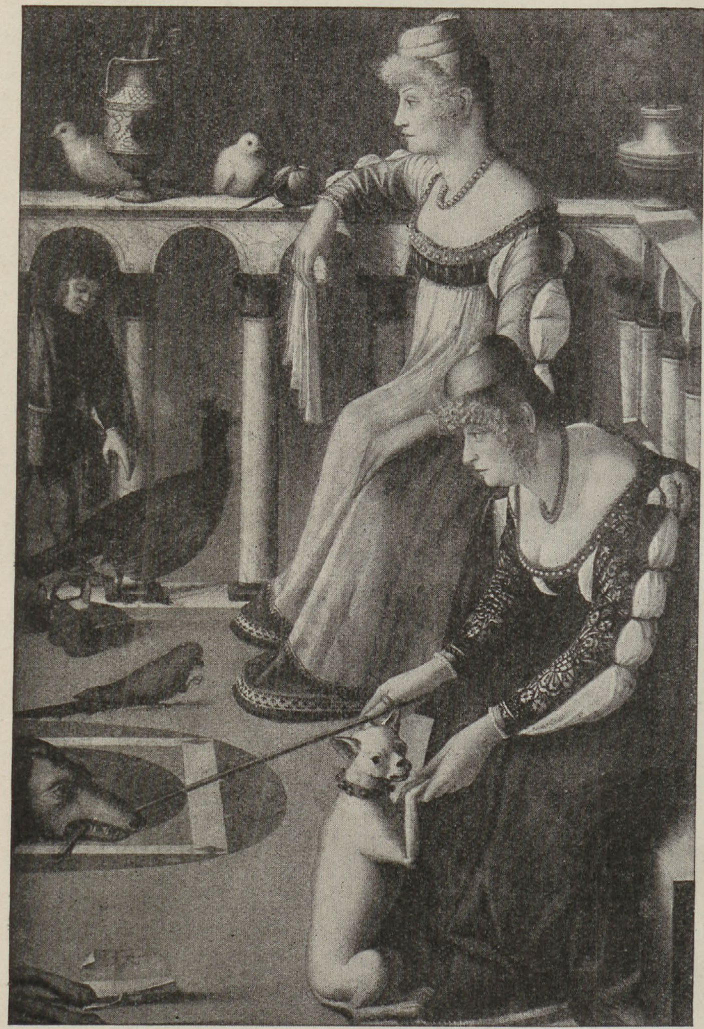
3. Höfiſche und bürgerliche Kultur.

Nationale Kunſtſprache und gelehrter Humanismus.

Italien forderte ſeinen Anteil an der Kultur zurück in den Zeiten vorherrſchend klerikalen und ritterlichen Weſens; die Söhne ſeiner Bürger und Geſchlechter bemächtigten ſich der herrſchenden Kultur und erſchloſſen ihr das heimiſche Volgare. Noch immer aber waren die Kleriker die eigentlichen Literaten und die Höfe der Fürſten und Herren die vornehmſten Stätten ritterlicher Kultur, weil nur hier das Herkommen in ſolchem Umfange den Schmuck des Daſeins zu fordern ſchien, und nach ihrer ritterlichen Lebensart die Höfe ſich der franzöſiſchen Heimat dieſer Kultur am meiſten weſensverwandt hielten. Da war es denn eine doppelt bedeutſame Fügung, daß im 14. Jahrhundert die beiden vornehmſten italieniſchen Höfe, die Kurie des Papſtes und der Hof des Königs von Neapel, noch einmal ganz erfüllt wurden von provenzaliſcher Lebens- und Geſellſchaftsart. An beiden Höfen gingen die Kleriker, Ritter und Kaufleute von Reichsitalien aus und ein, bald mehr die Gebenden als die Nehmenden, und doch undenkbar ohne dieſe höfiſche Umgebung.

Während Sizilien, wo die nationale Literatur zuerſt hervorgetreten war, ſeit der „ſiziliſchen Veſper“ die Geſchichte des ſchickſalsverwandten Aragonien teilte, wurde das Königreich Neapel unter angiovиniſcher Herrſchaft eine neue, jetzt ſüdfranzöſiſche Spielart entwickelter Lehnsherrſchaft. Von politiſcher Energie iſt nicht mehr viel zu ſpüren, um ſo prächtiger entfaltete ſich das äußere Gewand dieſer Monarchie. Baronie und höfiſche Geſellſchaft gaben ihr ein ſichtbarliches Gepränge, und die ſprechendſten Monumente dieſes „glänzenden Lehnshofes“ ſind in der Tat die pomphaften Königsgräber „mit ihrer Fülle ſtattlicher Figuren, ihren geharniſchten tragenden Rittern, ihren Engeln und allegoriſchen Frauen, ihren thronenden Königspaaren und Reiterſtatuen, — mit allem ihren Schmuck von Symbolen und Wappen“. An dieſem provenzaliſchen Hofe wurden die Dichter gern geſehen, die Reime des Petrarca verſtändnisvoll empfunden und die romantiſchen Geſchichten des verliebten Boccaccio als leicht verkleidete Wirklichkeit mit Kennerſchaft genoſſen.

Giovanni Boccaccio, der Sohn eines Florentiners, aber zu Paris geboren (1313), zum Kaufmann beſtimmt, aber unwiderſtehlich angezogen von dem Spiel des Lebens, verdankte auch ſeinerſeits dem liederlichſten Hofe unendliche Anregungen. Dem Geſchäft des Vaters hat er ſchwerlich viel Gewinn gebracht, aber die freie Szene des Hofes gab dem gern geſehenen Cauſeur immer neue Bilder und Rollen. Der Tag verging ihm in fröhlichem Nichtstun, launiger Betrachtung der Menſchen und geheimen Herzensnöten. Er blättert in alten Geſchichten der Lateiner und Franzoſen und vergißt keine gute und luſtige Erfindung, die ihm zu Ohren kommt. Erſt iſt ſein Erzählen breit und weitſchweifig, dann faßt es ſich in ſchönem Maß. Aus dem tollen Durcheinander antiker und mittelalterlicher Götter, Helden, Nymphen und Tugenden, durch das ſich die dünnen Liebesgeſchichten eigner Erlebniſſe hinziehen, geſtaltet ſich das reizende Paſtorale der Nymphenliebe von Fieſole, und, in kühner Umkehrung der eignen Stimmung, das belauſchte Herzeleid der verſchmähten Fiametta. Unerſchöpflich iſt die Laune, und zwiſchen gelehrten Arbeiten und frommen Anwandlungen, wie ſie ſeine aufrichtige Begeiſterung für Dante und Petrarca auslöſten, hat der echte Boccaccio nach der Rückkehr in die Florentiner Heimat (1349) die Fülle liebenswürdiger und derber, ſchmutziger und beißender Geſchichten in der Novellenſammlung des Decameron ausgeſchüttet. Nichts hat ihn eigentlich in der Tiefe bewegt, aber das lebendigſte Mitempfinden verband ſeine Poetenſeele mit allen kleinen Leiden und großen Torheiten der Menſchen. So hat er aus ſeiner Zeit einen wahren Karnevalszug flinker und lachender Frauen, blinder und plumper Männer, abgefeimter Kleriker und dummer Bauern herausgezogen, und in der überzeugendſten Szenerie der Neapolitaner oder Florentiner Gaſſen, Landhäuſer und Kirchen vorgeführt. Er ſelbſt iſt mitten darin, ſelbſt ein leidendes und ſpielendes Teil des großen Zuges der Torheit.

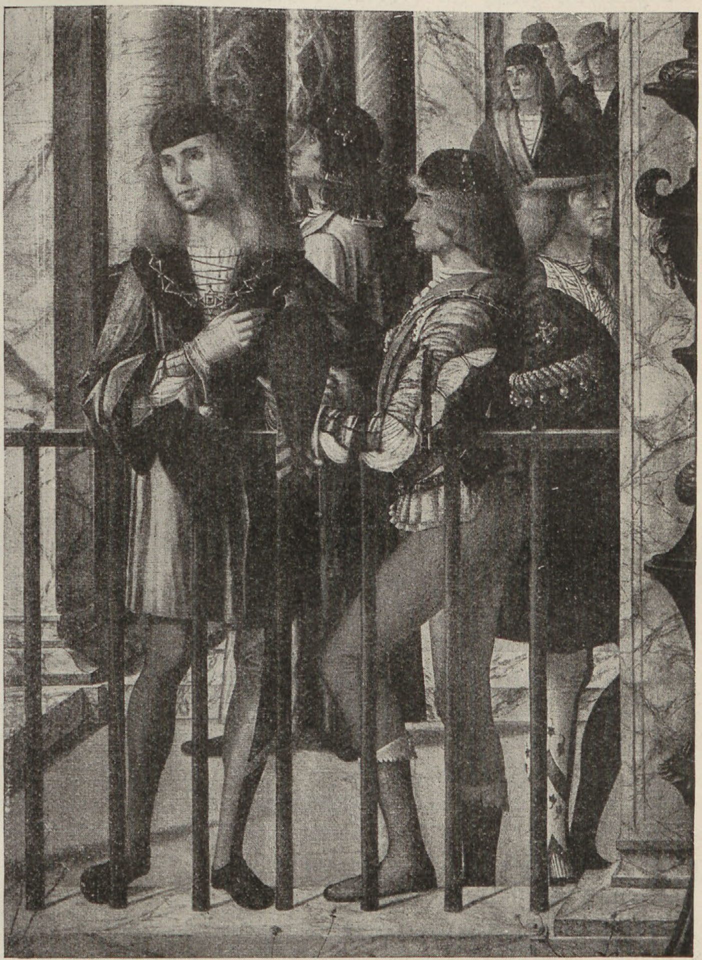


Carpaccio, Curtiſanen. Museo Civico zu Venedig.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich das Papſttum, faſt ganz franzöſiſch geworden, der gleichen provenzaliſchen Kultur ergeben in ſeiner neuen Reſidenz zu Avignon (ſeit 1305), und ſo gut ſich gerade die Päpſte des Exils auf die modernſte Technik der Verwaltung und auf eine rationelle Ausbeutung ihrer Finanzmittel verſtanden, ſo wenig war ihr Hof den ſchönen Künſten und den leichten Freuden abgeneigt. Dieſe ſonderbar zwieſpältige Kurie, die Heilige und Geſchäftsleute ins Gleichgewicht ſetzen mußte, konnte wohl noch keinen Boccaccio dulden, aber in dem halbwahren Pathos des glänzenden Petrarca iſt ein gut Teil ihres Geiſtes verkörpert.

Der Jüngling Petrarca begann als Dichter und als Kurtiſan zu Avignon, ein Troubadour in geiſtlichem Gewande. Seine Florentiner Eltern hatten ihn aus ſeinem Geburtsort Arezzo früh dorthin gebracht; er ſollte Rechtsgelehrter werden, allein auch er ſtrebte aus den Feſſeln des Berufs nach Freiheit, aus dem Syſtem nach Menſchen und Erfahrung; Leſen, Reiſen, Sammeln und die Bilder ſeiner Sinne feſthalten, das führte ihn auf eigene Wege. Zunächſt hatte er wie Dante nur von den inneren Erfahrungen des jugendlichen Herzens zu künden, und ſeine für die leiſeſten Schwingungen der Seele empfindliche Lyrik ſtrömte aus in unerſchöpflich reichen Tönen. Vielleicht vollenden ſeine Sonette und Canzonen die ganze ältere Liebespoeſie: dieſe unendlich variierten Klagen des ſehnenden, hoffenden, zitternden Herzens, das ſich in die Natur flüchtet vor den Menſchen, um doch nur an Menſchen zu denken.

Allein ſein Talent entfaltete ſich mit der Zeit ganz univerſal. Er machte weite Reiſen und gehörte bald der großen Welt, deren mannigfache Eindrücke er in grenzenloſer Empfänglichkeit aufnahm und bei ſich verarbeitete. Sein Leben zog ſich ſchließlich ganz nach Italien hinüber, und kein Italiener, auch Dante nicht, ſollte noch zu Lebzeiten ſo tief wie er auf die literariſche Kultur ſeiner Landsleute einwirken.



Carpaccio, Falkner und Pagen.

Ausſchnitt aus der Geſchichte der hl. Urſula in der Akademie zu Venedig.

Das alte Reichsitalien tritt eben jetzt in ſeiner Eigenart immer ſtärker hervor. Es iſt vorübergehend befreit ſowohl vom Papſte wie vom Kaiſer; von Zeit zu Zeit gibt es kaiſerliche oder päpſtliche Vikare oder Legaten, aber keine feſte Herrſchaft. Die lokalen Mächte, — und das ſind längſt, auf Koſten der Herren wie der Biſchöfe, die ſtädtiſchen Kommunen — vermögen ihre Autonomie und ihre Herrſchaft, freilich nur in blutigen Kämpfen untereinander, aber eben deshalb um ſo feſter auszugeſtalten. So iſt dies Land der freien Städte zwar keine ſtaatliche Einheit, aber für ſich doch beherrſcht von gleichen politiſchen Bedingungen; es erzeugt die nationale Kultur aus einer tiefen hiſtoriſchen und gegenwärtigen Gemeinſchaft.

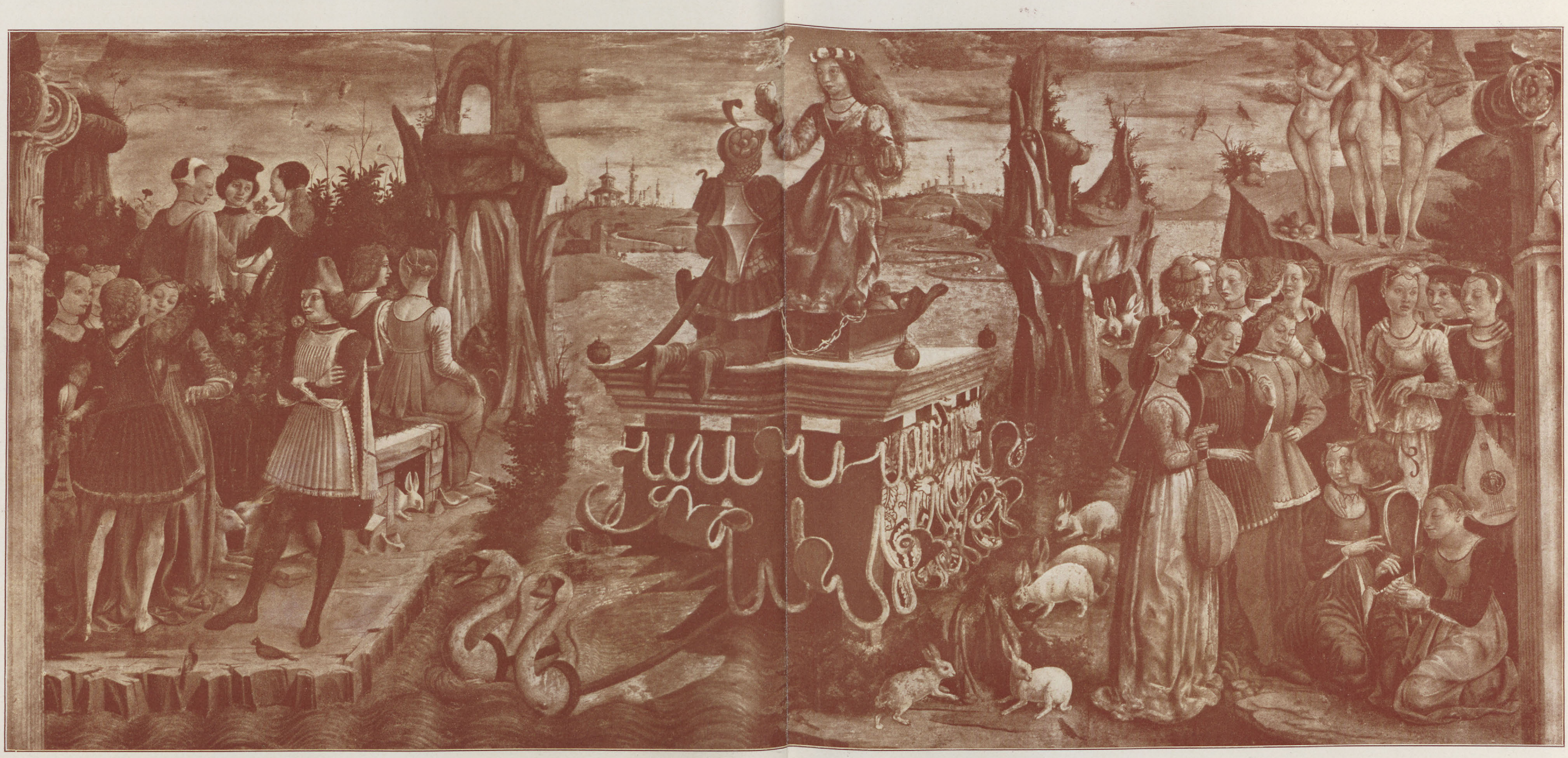
Im einzelnen iſt die bürgerliche Geſellſchaft ſehr ungleich zuſammengeſetzt. Noch immer iſt der adelige Grundbeſitz darin vertreten; in den Hafenſtädten herrſcht der ſchlichte Zwiſchenhandel vor, in Florenz, wie in vielen anderen Städten, auch der Lombardei, der großkapitaliſtiſche Betrieb der Gewerbe. Schon im 12. Jahrhundert blüht in Florenz die Wollinduſtrie in ſtark differenzierten Branchen, und das Beiſpiel ihrer Entwicklung mag anderes mit vertreten. Die Tatſache, daß Italien ſelbſt ſchlechte Wolle produzierte, aber über eine entwickelte Technik und treffliche orientaliſche Färbmittel verfügte, begünſtigte den Import der Wolle von außen, und damit den kapitaliſtiſchen Betrieb. Nur größere Mengen konnten mit Gewinn gekauft und importiert werden; nur der aufmerkſame und entſchloſſene Kaufmann erwarb ſie unter günſtigen Bedingungen. Man ſprach noch immer von der Wollenzunft und der Callimala, aber dieſe Zünfte ſind längſt Kammern der Importeure und Fabrikanten geworden; von ihnen hingen ab zahlreiche techniſche Betriebe, Walker, Wirker und Färber, man „veredelte“ ſogar fremde fertige Tuche. So befand ſich die Bürgerſchaft zeitig im Gedränge der techniſchen Bedingungen, der Betriebſamkeit, der Konkurrenz und des Welthandels. Sie holte aus dem lebendigen Leben neue Werte: Beobachtung und Berechnung wurden geſchärft, der Verkehr der Völker untereinander befreite von Vorurteilen der zurückgebliebenen ſo gut wie der geſteigerten Kultur. Ähnliches erfuhr man überall, wo das Städteleben blühte, inſonderheit die ganze äußerſt belebte Verkehrsſtraße entlang, die aus dem Orient durch Italien, die Provence, Burgund und die Champagne nach Flandern und England führte; aber die nordiſche Kultur an dieſer Straße blieb bei aller Kraft und allem tiefem Glanze in geiſtiger Freiheit und Größe des Ausdrucks noch lange um ein Beträchtliches hinter derjenigen von Mittel- und Oberitalien zurück. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die entſcheidenden Vorteile des Südens ſieht in der näheren hiſtoriſchen und daneben noch immer unmittelbar erhaltenen Fühlung mit der älteren Kultur des griechiſchen und ſemitiſchen Orients.

Darum erfolgte in Italien eher und vollkommener als im Norden die Ausgeſtaltung einer neuen Geſellſchaft, in der weniger als Geburt und Stand Talent und Macht regierten. Eine ungeheure Beweglichkeit des politiſchen und geſchäftlichen Lebens; Parteien und Bankhäuſer ſinken und kommen empor; Richter und Feldhauptleute werden berufen wie Staatskanzler und Sekretäre, Lehrer und Prediger. Es herrſcht eine unerhörte Publizität des geiſtigen Vermögens. Noch mehr: es iſt nicht auszudenken, was dieſe Städte, in denen alle Fäden des geſchäftlichen Verkehrs zuſammenliefen, an geiſtigem Kapital gewannen und aufſpeicherten. So treten früh die überraſchendſten Aufzeichnungen hervor über Beobachtungen an Menſchen und an Dingen; man gewinnt die erſten Ahnungen von den großen Zuſammenhängen des Wirtſchaftslebens, von dem Preiſe des Geldes und dem Wechſel des Angebots und der Nachfrage, man beginnt die eigene Stadtwirtſchaft rationell zu behandeln, in bewußter Überlegung; und man gewöhnt ſich, auch in der Politik den Nachbarn als den Gegenſpieler und Konkurrenten zu betrachten. Es entſtehen vor unſeren Augen die Anſätze zu der modernen Staatswirtſchaft, Staatskunſt und Diplomatie.

Der Schmuck des Lebens aber wird entlehnt. Dieſe Kinder einer bürgerlichen Geſellſchaft gehen noch lange in den Sonntagskleidern der vergangenen Kultur zur Kirche. Sie bauen und bilden gotiſch, wenn auch in wachſender, ſchließlich großartiger Selbſtändigkeit. Ihre Poeſie iſt romantiſch, wenn auch die Novelle fleißig am Leben lauſcht. Petrarca († 1374) und Boccaccio († 1375), der Kleriker aus Avignon und der höfiſche Erzähler, ſind nur um ſo mehr die gefeierten Größen, auch in den Städten; Boccaccio wird zu Florenz beſtellt als Erklärer des Dante. So ſchwingen auch durch die bürgerliche Geſellſchaft alle jene zarten und empfindſamen Töne ſehnſüchtiger Liebesklage des Canzoniere ſo gut wie die kunſtvollen Gebilde einer gelehrten Phantaſie in den Triomfi. Dantes Größe ſucht man mit kleinen Kräften, aber mit ernſtlichem Bemühen zu faſſen; und das religiöſe Bedürfnis gibt ſich vollends der ergreifenden Predigt im Volgare willenlos hin. Überall und in immer volleren Chören hört man die nationale Kunſtſprache. Sie dröhnt durch die Hallen der Ordenskirchen, ſie rauſcht in frommen Laudes, ſie erſchallt aufregend bei Verſammlungen und bei Feſten und klingt in weichen werbenden Bitten zur Laute. Bürger ſitzen nieder und ſchreiben ihre Denkwürdigkeiten in bunter anſchaulicher Erzählung, und Dante war doch nur der erſte Laie, der es wagte, von den höchſten Dingen im Volgare zu reden.

Das alles iſt nicht eben preisgegeben, wohl aber aufgehalten und weithin verdrängt durch eine neue literariſche Bewegung, in der die Wucht hiſtoriſcher Tradition und die Gebundenheit Italiens an die univerſalen Ideen faſt erſchreckend vor Augen tritt. Dante hielt das Lateiniſche für die vornehmſte Sprache, und weder ſein eigenes Werk noch die glänzende Entfaltung des Volgare während des 14. Jahrhunderts hat dies alte Urteil umgeſtoßen. Wie das römiſche Kaiſertum als der höchſte politiſche Begriff erſchien, ſo blieb das Lateiniſche als die Sprache der Kirche, der Alten und des kaiſerlichen Rechts auch die höhere Literaturſprache. Man hing an dieſem

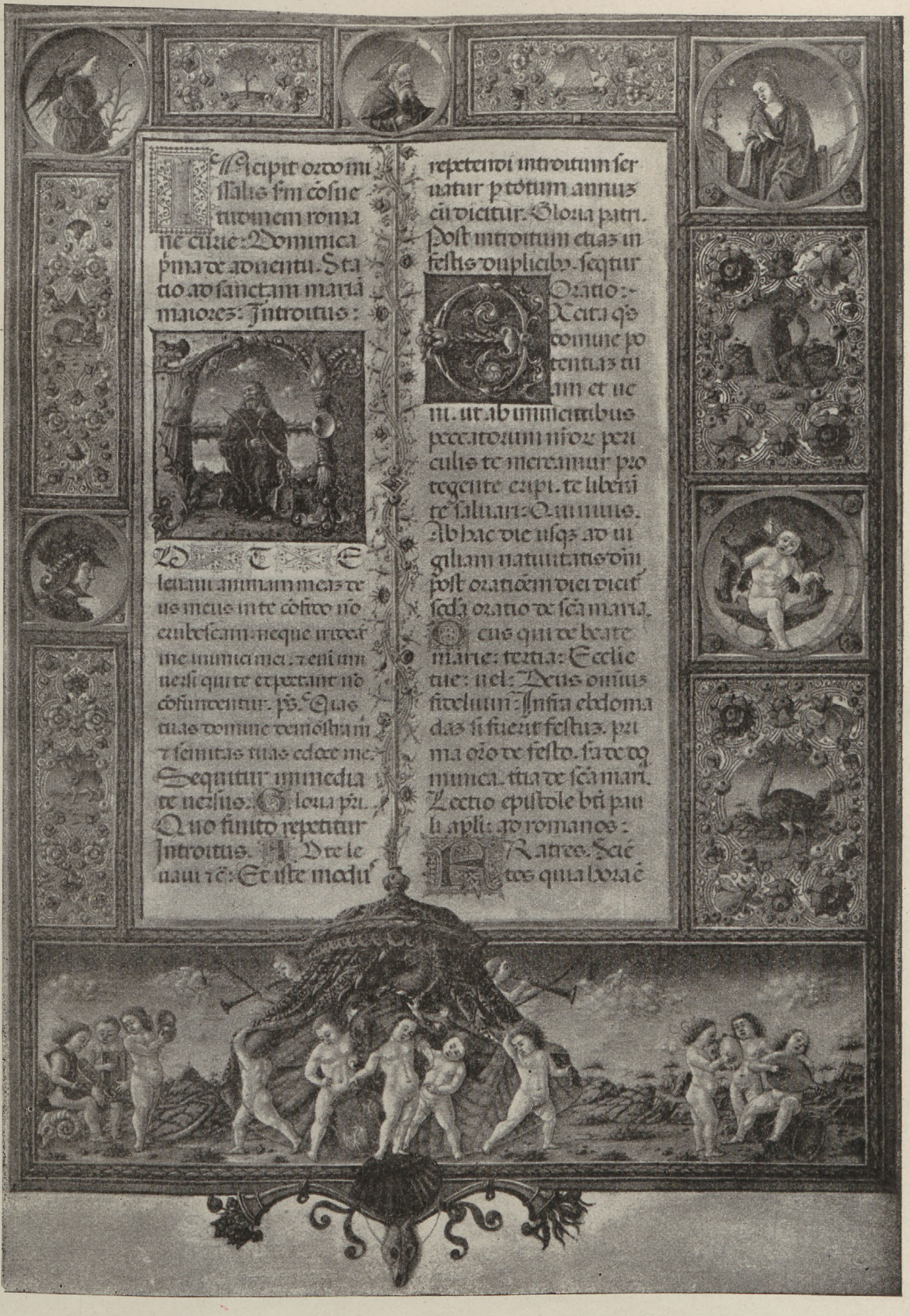
Stadt-
bücherei
Elbing



Der Triumph der Venus

Darſtellung des Monats Mai aus dem Fresken-Zyklus von
Baldaſſar Coſſa und Coſimo Tura im Palazzo Schiſanoja zu Ferrara

Stadt-
bücherei
Elbing



Incipit ordo mi
ssalis sm̄ cōsue
tudinem roma
ne curie: Dominica
pͥma de aduentu. Sta
tio ad sanctam mariā
maiorem: Introitus:
A D T E
leuaui animam meā: de
us meus in te cōfido nō
erubescam: neque irrideāt
me inimici mei: etenim uni
uersi qui te expectant nō
cōfundentur. ps. Uias
tuas domine demonstra mi
et semitas tuas edoce me.
Sequitur immedia
te uersus: Gloria pri.
Quo finito repetitur
Introitus. Ad te le
uaui etc: Et iste modu
repetendi introitum ser
uatur p totum annū
cū dicitur: Gloria patri.
Post introitum etiā in
festis duplicib9 sequitur
Oratio:
Excita qs
domine po
tentiā tu
am et ue
ni. ut ab imminentibus
peccatorum nr̄orum peri
culis te mereamur pro
tegente eripi. te liberā
te saluari: Qui uiuis.
Ab hac die usq; ad ui
giliam natiuitatis dn̄i
post oratioēm diei dicit
secūda oratio de scā maria.
Deus qui de beate
marie: tertia: Ecclie
tue: uel: Deus omnī
fidelium: Infra ebdoma
das si fuerit festū. pri
ma oro de festo. sa de do
minica. tertia de scā mari.
Lectio epistole bti pau
li apli: ad romanos:
Fratres. Scie
tes quia hora ē

Gotiſche Miſſalſchrift mit Renaiſſance-Miniaturen.

Biblioteca Trivulziana zu Mailand.

Unterpfand der Legitimität wie die Neugriechen an ihrem Attiſch; ja man verzichtete nicht auf den darin liegenden Anſpruch univerſaler Bildung und Herrſchaft, ſo wenig wie man aufhörte, auch in den univerſalen Rechten des Kaiſertums und des Papſttums nationale Ehrentitel zu erblicken. Dazu kam die neue Macht romantiſcher Empfindungen.

Durch den Schutt der Zeiten und das Grün des Lebens ragten doch immer noch erhebliche Trümmer der Antike in die Gegenwart. In und bei Rom bewunderten ſelbſt fromme Pilger die koloſſalen Monumente; kleine Reſte gab es überall. Die Tradition der Namen iſt nie vergangen; man wußte, daß Mantua die Heimat des Vergil und Padua die des Livius ſei; man las und liebte den Vergil neben der franzöſiſchen Moderne bis auf Dante und Petrarca und weiter. Man hatte Konſuln und Senat, und an den Notariats- und Rechtsſchulen gab es nichts Höheres als das römiſche Recht. Ein Zeitgenoſſe Dantes, der Notar Albertino Muſſato zu Padua, der ſich zugleich als lateiniſcher Geſchichtſchreiber und als tapferer Kämpe ſeiner Vaterſtadt hervortat, wurde 1314 mit Lorbeer, Efeu und Myrte gekrönt als Poeta und Hiſtoriograph von Padua, wie man meinte, nach Art der Alten. Er dichtete auch im Stile Senecas die Eccerinis, die patriotiſch-moraliſche Geſchichte des Ezzelino da Romano, Gewaltherrn von Verona. Und Dante ſelbſt konnte zwar nach ſeinem Glauben die edlen Alten nicht mehr ſelig machen, aber er bebt vor Glück, da er in der Vorhölle ihrer Gemeinſchaft gewürdigt wird. Es wuchs ganz allgemein mit der beſſeren und freieren Gegenwart auch der Stolz auf eine ferne unbekannte, aber, wie man überzeugt war, große und herrliche Vergangenheit.

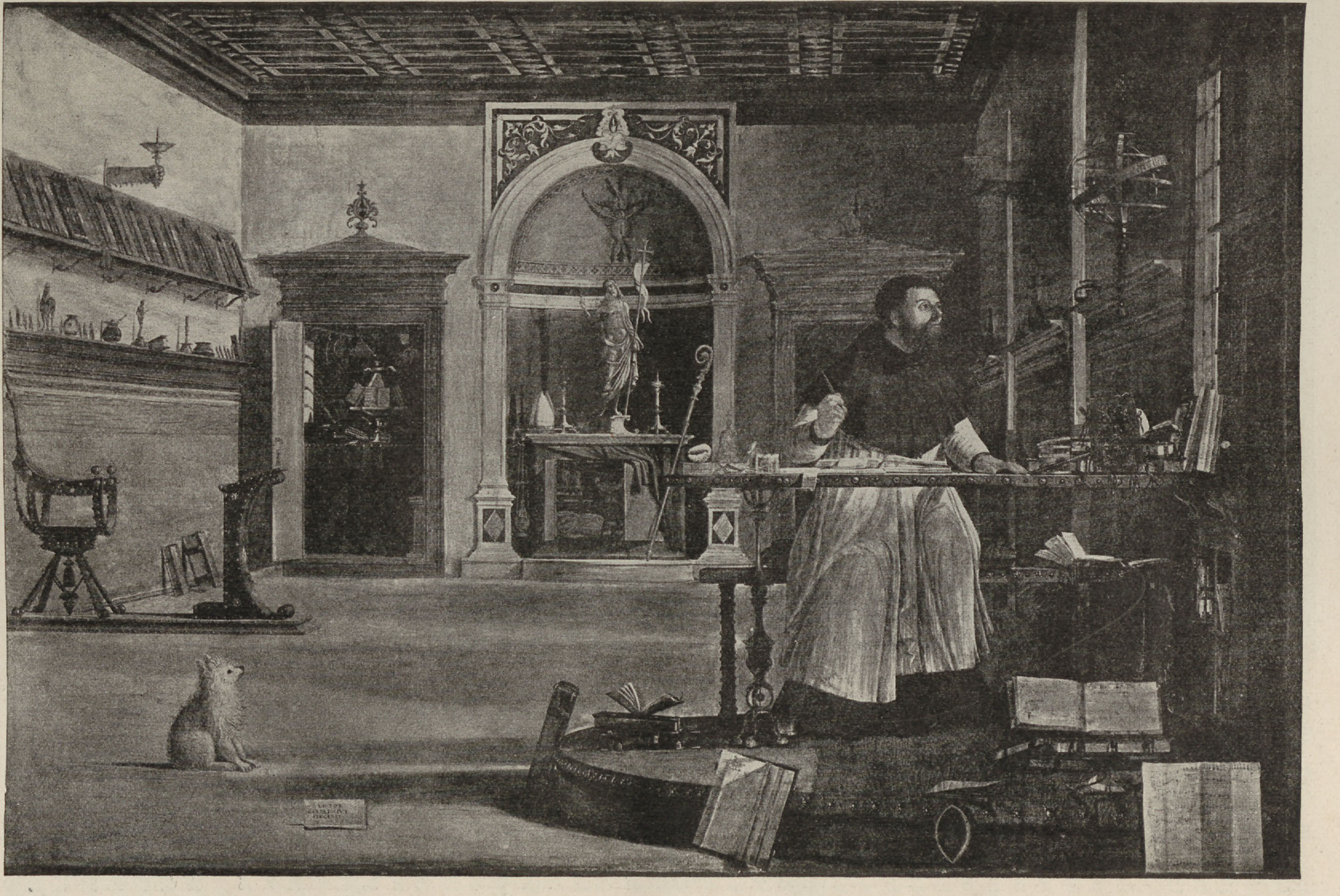
Das alles waren Nachklänge, Möglichkeiten, Stimmungen. Die große Wendung zur antiken Romantik, den feſten Glauben an das wahrhaft nationale Altertum brachte Francesco Petrarca. Er zuerſt verkündete laut in dem Kultus und dem Studium der Alten neue Ideale des Lebens und der Wiſſenſchaft. Er war der erſte, der in der ſchwärmeriſchen Empfänglichkeit ſeines Geiſtes mit einem Schauer des Entzückens aus der Sprache der Bücher wieder die Rede großer lebendiger Menſchen hörte.

Es iſt für die gewaltige geiſtige Bewegung des Humanismus, die nun anhebt, von maßgebender Bedeutung, daß ein Dichter ihr Stimmung und Richtung gegeben hat. Neben anderen Anregungen iſt ſein Anſtoß ſtets als der ſtärkſte auch darin zu erkennen. Auf ſeinen Reiſen kam Francesco Petrarca 1336 zum erſtenmal nach Rom und ward tief berührt von den alten Monumenten. Er beſuchte Neapel und die klaſſiſchen Stätten am Golf, den Vergil in der Hand. Überall reizten ihn gleich ſehr die Phänomene der Natur, wie die Denkmäler der Geſchichte, das einzelne Erlebnis, wie ſeine literariſche Geſtaltung. Seine Begierde nach Büchern war unerſättlich; er ſammelte auf Reiſen, er bat Freunde in Toskana, in England, Frankreich, Spanien. 1333 entdeckte er zu Lüttich zwei Reden des Cicero, in Verona die Briefe. Kein Fund war wichtiger, denn hier fand der reif gewordene Dichter für alles, was ihn bewegte, für Stimmungen und Reflexionen, für gelehrte und äſthetiſche Erörterung die Form des Briefes in bewunderter Vollendung. In dem Alter, da Dante die höhere Bildung ſcholaſtiſch im Convito deduzierte, ſchüttete Petrarca die Eindrücke des Tages in die leichte Form der klaſſiſchen „Epiſtel", die Erträge hiſtoriſcher Lektüre in die hingeworfenen Charakteriſtiken der „berühmten Männer", die Bekenntniſſe ſeines unruhigen Herzens in ſtoiſche Traktate oder wieder in die Form des Briefes.

Er gab ſich ſelbſt der Mitwelt hin und erhielt von ihr die ungemeſſene Bewunderung zurück. Schon 1341 war er auf dem Kapitol zu Rom mit dem Lorbeer gekrönt und damit in ſeinen Augen zum Prieſter des klaſſiſchen Altertums geweiht. Man pilgerte zu ihm und beſuchte ſein Geburtshaus zu Arezzo. Karl IV. und andere Fürſten ehrten ihn, und wenn man über ſeine politiſchen Ideen wohl einmal zur Tagesordnung überging, ſo wirkte die Meinung des großen Mannes in allen Bildungsfragen wie ein Geſetz.

* * *

Die Zeit war reif. Die Wiederentdeckung des klaſſiſchen Altertums war zunächſt ein Wiedererkennen. Da man nun aber ringsum ſchon zu begreifen glaubte, was die Klaſſiker bedeuteten, und da man fand, daß man von den Schätzen des Altertums viel mehr beſaß als man geahnt hatte, da immer neue Codices auftauchten, geſchrieben in Schriften, deren altertümliche Schönheit durch den ganzen Reiz des Fremdartigen erſt recht ehrwürdig und nachahmenswert erſchien, da begann das große Suchen und Forſchen nach dem verlorenen Altertum. Man erging

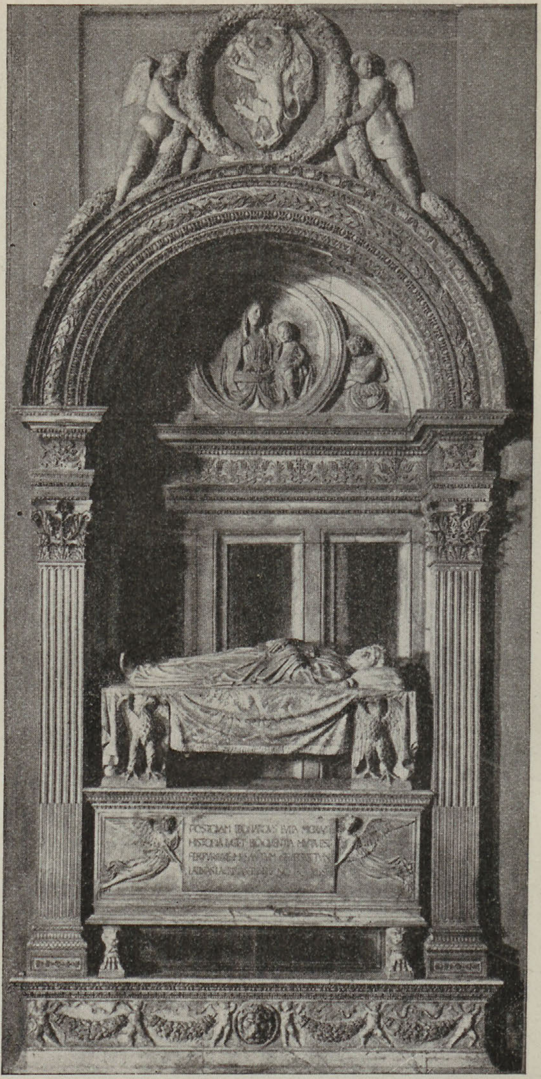


Hausrat eines Gelehrten und Schöngeiſtes im 15. Jahrhundert.

Carpaccio, hl. Hieronymus. Scuola degli Schiavoni zu Venedig.

ſich in den überſchwenglichſten Hoffnungen, in der Sehnſucht nach einem unbekannten grenzenloſen Schönen.

Die echte und ſtarke Begeiſterung, mit der man ſich der alten nationalen Kultur zuwandte, war die rechte Stimmung, um in wenig Generationen eine Fülle von neuen Entdeckungen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft zu gewinnen; man lernte wieder Texte leſen, prüfen und vergleichen, Echtes von Unechtem ſcheiden; man kontraſtierte die jüngſte Kultur mit der älteren und es entſtand eine bis dahin unbekannte Vorſtellung von der Vergangenheit. Noch freilich erſchien das Altertum als eine einheitliche Größe und eine abſolute Autorität, aber es hob ſich deutlich ab von den letzten Jahrhunderten. Man wurde gegen dieſe unzweifelhaft immer ungerechter, — aber da man naiv genug war, alles Große und Schöne, das man empfand, in das Altertum zu verlegen, um es von dort mit neuer Autorität zurückzuholen, ſo diente das Altertum außer mit ſeinen eigenen Gaben auch noch im Sinn des Ideals, das den Menſchen ruhelos zum Beſſeren und Schöneren zieht, ſo lange er an das Höchſte und Schönſte als möglich, ja als einſtmals wirklich, glaubt.



Das Grabmal des Lionardo Bruni. Von Bernardo Roſſellino, Santa Croce zu Florenz.

Dem Petrarca und ſeinen Jüngern folgten neue Generationen. Alle, die begehrten, mit den Gaben des Geiſtes und des Herzens Ruhm zu ernten, alle die früher gedichtet und erzählt hatten im Volgare, wenden ſich jetzt der klaſſiſchen Moderne zu; aber auch, die ſonſt den Sinn des Daſeins zu erfaſſen ſuchten in den Syllogismen und Syſtemen der Scholaſtik, blättern jetzt in den teuren Alten nach Antworten auf die Fragen des Lebens, und die ſonſt den Theorien der Rhetorik und Dialektik obgelegen, ſtreben jetzt nach Poeſie und Eloquenz. Die theoretiſchen Studien ſinken im Werte, auf Leben und Erfahrung zieht man aus unter den neuen Zeichen. Aber es wird unendlich viel geredet, und ſtatt der Syſteme ergießt ſich eine Flut von Epiſteln über das Land.

Da begreift ſich, daß diejenigen, denen von Amts wegen längſt das Briefeſchreiben oblag, die Sekretäre der Fürſten, die Kanzler und Notare der Städte, bald in der erſten Reihe der Humaniſten ſtanden. Nirgends iſt der Umſchwung deutlicher, als in der Heimat des führenden Volgare, in Florenz. Schon im 14. Jahrhundert gehörten die Staatskanzler von Florenz zu den Führern der Bewegung. Coluccio Salutati (geb. 1331) war ein glühender Bewunderer des Petrarca und des humaniſtiſch gewordenen Boccaccio, er war der erſte, der in ihrem Sinne die großen Staatsſchriften zu literariſchen Prunkwerken machte und damit die Wirkung nicht verfehlte. Die Stadt hielt ihn wie ein Kleinod, und als er mit 76 Jahren, ergraut im Dienſte der Stadt, geſtorben war, wurde ſeine Leiche auf Piazza Peruzzi aufgebahrt und im Beiſein der höchſten Beamten nach einer humaniſtiſchen Ruhmesrede gekrönt mit dem Lorbeer des Poeten; dann ſenkten ſich über ihr die Banner und Zeichen der Kommune.

Dem Coluccio Salutati folgten Lionardo Bruni und Carlo Marſuppini, denen die Stadt in dem Mauſoleum ihrer Beſten, in Santa Croce, die köſtlichſten Grabdenkmäler ſtiftete. Lionardo, ein Philologe von Verdienſten, ſchrieb auch eine Geſchichte ſeiner Stadt. Man legte ihm im Tode das Geſchichtsbuch auf die Bruſt und krönte auch ſeine Stirn mit dem Lorbeer. So iſt er verewigt: ein Sinnbild dieſes neuen Kultus der Menſchen.

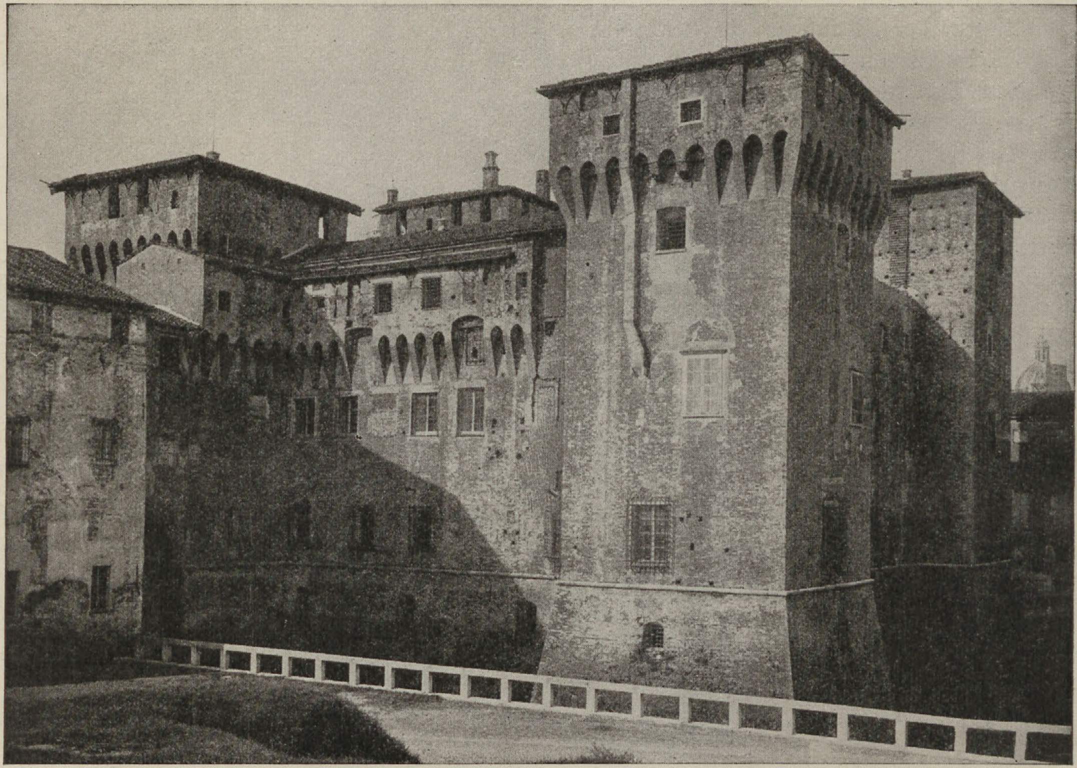
Was immer im Volke ſelbſt an antikiſchen Traditionen und an Sinn für das Getragene und Pathetiſche lebte, das ſteigerte ſich im Schatten der neuen Bewegung. Man ſagt es laut, daß nicht die Demut, ſondern die Hoheit und der Ruhm begehrenswert ſeien. Das Volk, das auf ſich hielt, fühlte ſich als Nachkommenſchaft der großen Römer, und im Namen des Altertums öffnete man die Herzen und die Türen. Kein beſſerer Schmuck der Rede und der Kunſt als klaſſiſche Bilder, und man vermerkte es nicht übel, daß die literariſche Bewunderung des klaſſiſchen Stils bald hervorrief ein Übermaß von ſtiliſtiſchem Schmuck. In einem für uns kaum begreiflichen Maße waren Sprache und Stil noch wirkliche Muſik und prächtig inſtrumentierten ſie alle Motive der Huldigung wie der Invektive. Für beides hatte die gelehrte wie die politiſche Welt überreichliche Verwendung.

Cangrande della Scala. Reiterbild über dem Portal von S. Maria antica in Verona.

4. Formen der Herrſchaft. Bürger, Signoren, Tyrannen, Condottieri.

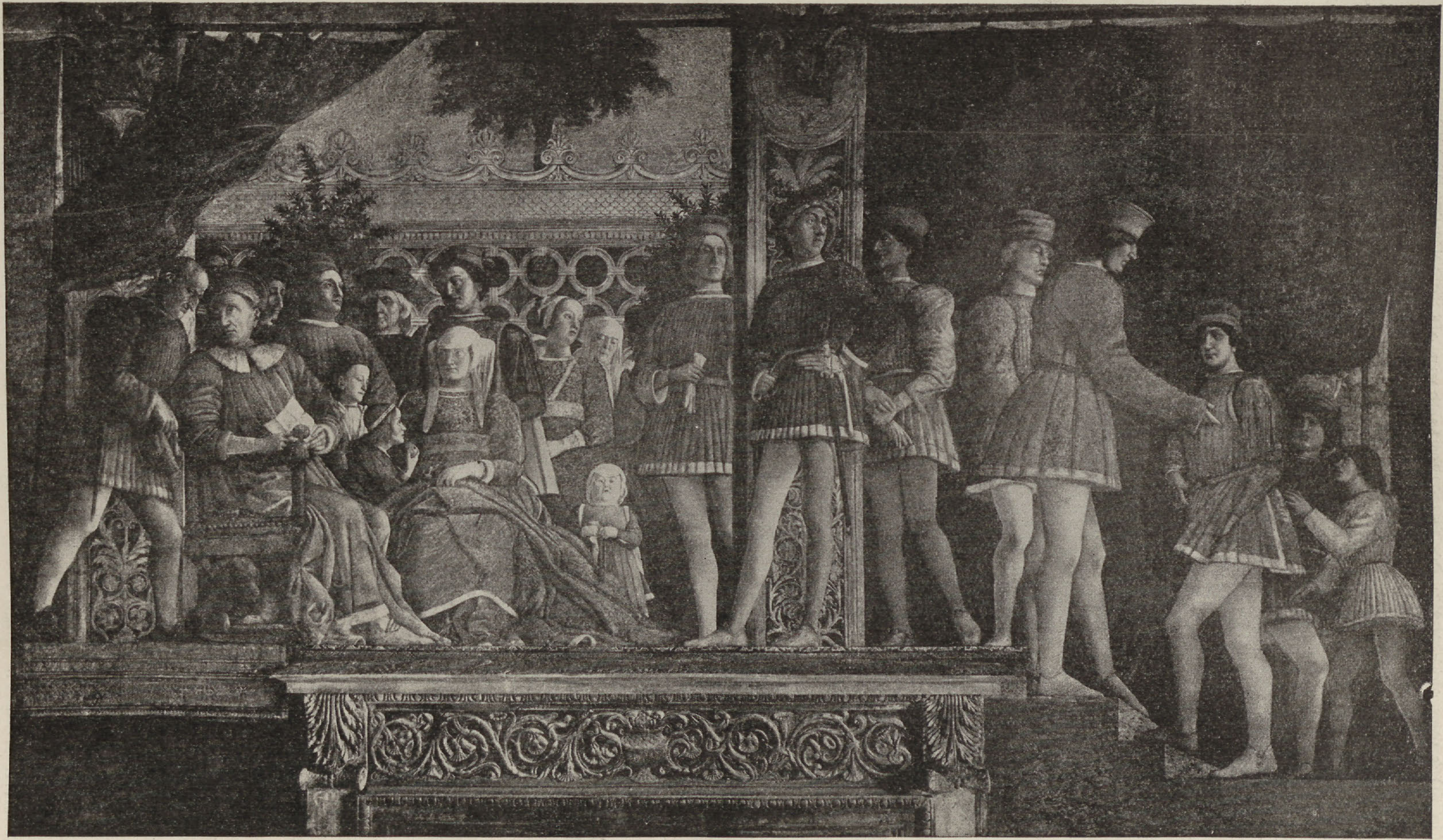
Das iſt doch das merkwürdigſte an der italieniſchen Entwicklung dieſer Jahrhunderte, daß ſich über der bürgerlichen Betriebſamkeit und Gemeinſchaft die eigenwilligſte Herrenkultur erhob. Alle Theorie natürlicher Entwicklung wird hier zuſchanden an der Vielgeſtaltigkeit der hiſtoriſchen Bedingungen und dem Zwang der Tradition. Vielleicht hat das feudale Regiment der Kaiſerzeit mit ſeinen Markgrafen, Vikaren, Reichshauptleuten und Podeſtas die Städte und Landſchaften für immer an die Herrſchaft ritterlicher Herren gewöhnt. Denn als die „frei“ gewordenen Städte ſich einander zu erwehren hatten und innerhalb der Mauern die Ordnung nur mühſam aufrecht hielten über einer Geſellſchaft auseinanderſtrebender Intereſſen, da beriefen ſie freiwillig doch wieder fremde oder einheimiſche Herren zu Richtern, Führern, Feldhauptleuten. Solche Ämter waren zunächſt keineswegs geſamtſtädtiſch, ſondern dem Werden dieſer Kommunen entſprechend, teils für beſtimmte Stadtviertel oder für gewiſſe Gewerbe und Zünfte eingerichtet, teils lediglich beſtimmt zum Schutz der Kleinen gegen die Mächtigen. Man nannte die Berufenen Conſules, Rectores, Capitani, wohl auch nach dem Banner, das ſie trugen, Gonfalonieri. Aus dieſen gewählten Beamten und Anführern hat ſich das berühmte Inſtitut der Signorie entwickelt; gelegentlich iſt eine kaiſerliche Ernennung, ein Reichsvikariat dazugekommen, meiſt hat die eigene Kraft den Berufenen zum Herrn, bei gutem Glück zum Erbfürſten gemacht. Das Recht war flüſſig und es ſtand bei den Signoren ſelbſt, mit dem oft kargen Maß der ihnen eingeräumten Macht zu ſcheitern, oder ohne Recht das Steuer zu ergreifen und die politiſchen Angelegenheiten aus ſich zu lenken. Das Wagnis war nie gering; denn die Kritik dieſer unruhigen Städte war überſcharf und launiſch, und die Verachtung der Geſchlechter und Bürger war tödlich. So ſind unzählige geſcheitert und ungezählte ruhmlos vom Schauplatz abgetreten.

Nur unter ſehr günſtigen Umſtänden kommt es zu einer ſolchen Konſolidierung des Anſehens oder der Furcht, daß der im Amte alt gewordene Vater an Vererbung denken kann. Oft hat der Sohn vor anderen nur die leichteren Bedingungen, und iſt doch gezwungen, die Stellung des Vaters neu zu erkämpfen und zu behaupten. Zu Dantes Zeit beherrſchte der gefürchtete Uguccione della Faggiola aus Arezzo die ghibelliniſchen Städte Piſa und Lucca. In Lucca vertrat ihn ſein Sohn Neri. Dieſer aber mußte einem übermütigen Junker aus der Familie der Interminelli weichen, gegen den er ſich einfallen ließ, ein Urteil zu vollſtrecken. Es war Caſtruccio Caſtracani, der nun ſeinerſeits (1316) der Anführer der Kaiſerlichen und Capitano der Stadt wurde; er ſollte einer der glücklichſten Signoren werden, wie er einer der gewalttätigſten war. Die Florentiner ſchlug er im Feld, die Piſtojeſer zwang er zum Anſchluß. Ludwig der Bayer, der vorübergehend die Erinnerung an das Kaiſertum auffriſchte, ſtützte ſich auf ihn und machte ihn zum Herzog von Lucca, zum Signore von Piſa und duldete es notgedrungen, daß Caſtruccio über 300 feſte Orte unterwarf. Als aber dieſer Gewaltherr im September 1328 einem Fieber erlag, konnte er ſeinem Sohn Arrigo nur den Anſpruch, nicht die Macht vererben.



Burg eines Stadtherrn. Kaſtell der Gonzaga zu Mantua.

Glücklicher waren für einige Generationen die Scaliger in Verona und die Carrara zu Padua; dauernd behaupteten ſich nur die Eſte zu Ferrara und Reggio, die Gonzaga zu Mantua, die Montefeltro zu Urbino. Man muß in Mantua und Ferrara die alten maſſigen und düſteren Kaſtelle betrachten, um die Anfänge dieſer Herrſchaften zu verſtehen, deren Höfe ſpäter ſo licht und ſonnig werden ſollten. In Verona hatte einſt Ezzelino da Romano, eine Kreatur Friedrichs II., jene Schreckensherrſchaft aufgerichtet, von der Albertino Muſſato warnend erzählte. Dann kam ein Scaliger

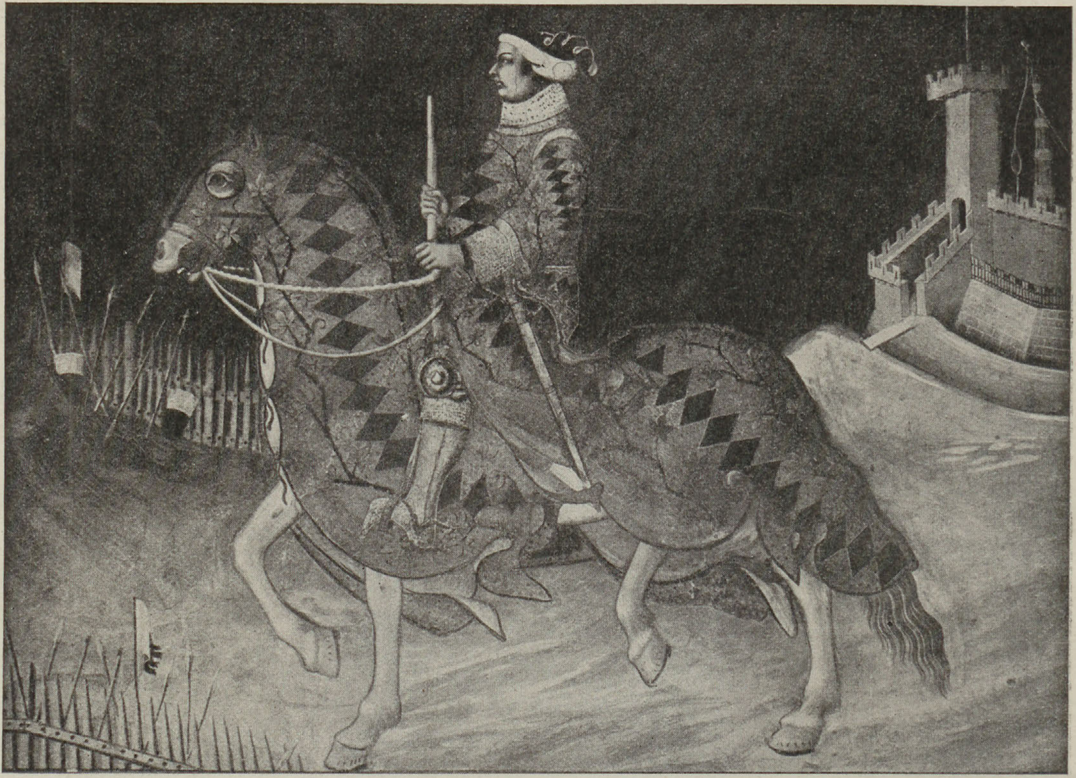


Familie des Lodovico Gonzaga
und der Barbara von Brandenburg.

Fresko des Andrea Mantegna in der
Sala degli ſpoſi des Kaſtells zu Mantua.

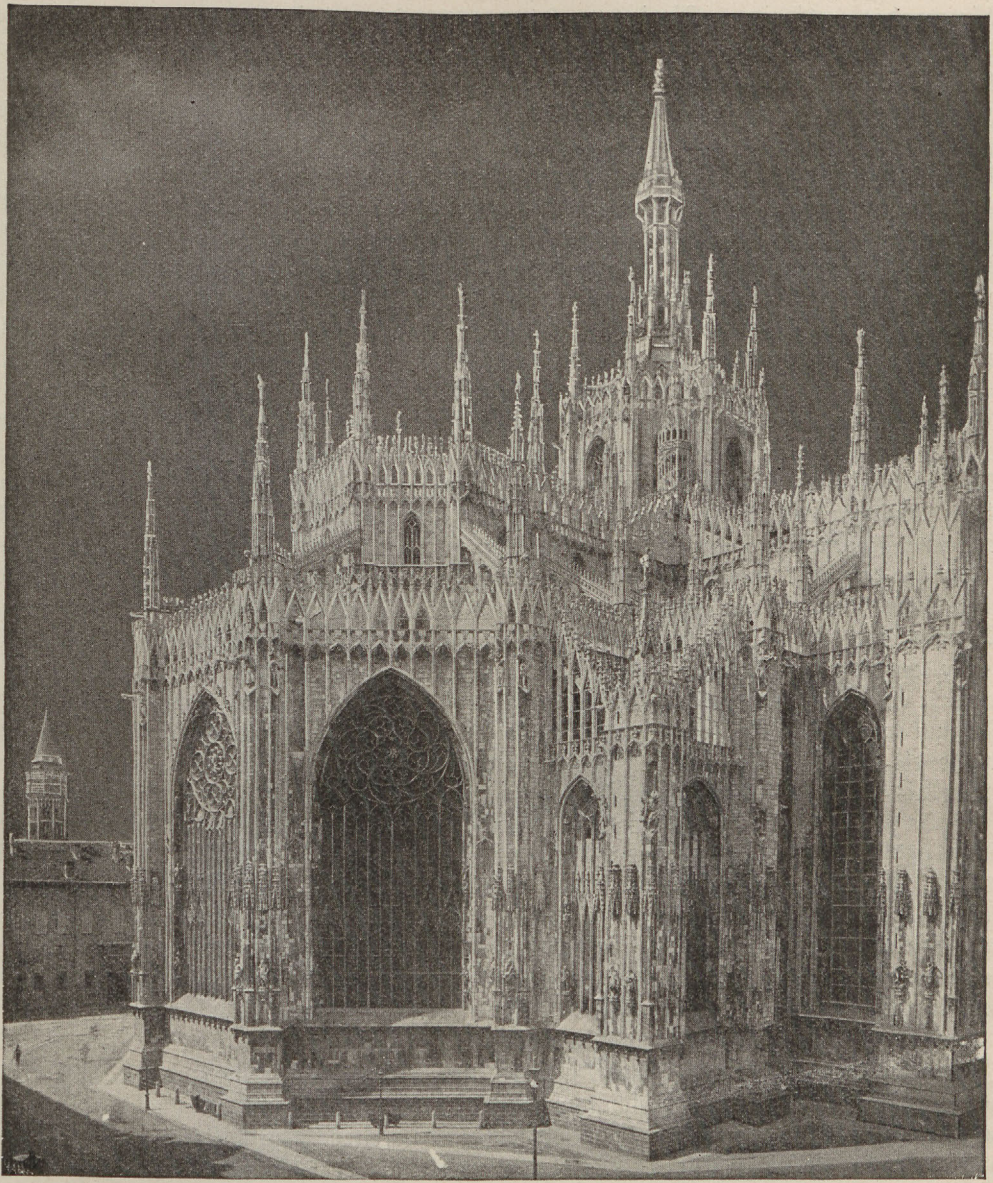
empor (1259), zuerſt als Podeſtá der Mercadanza, dann als Podeſtá del popolo. Er begründete die Dynaſtie, deren Herrlichkeit noch heute ſo vernehmlich ſpricht aus den ungefügen Paläſten an der Piazza dei Signori und aus den trotzig-üppigen Grabdenkmälern vor der Kirche S. Maria antica. Cangrande della Scala herbergte Dante, er war Reichsvikar Heinrichs VII. Dann entartet das Geſchlecht; Can Signorio und Antonio ſind nur durch Brudermord noch zur Gewaltherrſchaft gelangt.

Die äußerſten Extreme der völlig landfremden und der ererbten einheimiſchen Signorie bieten im 14. Jahrhundert Florenz und Mailand. In einer Zeit der Not beriefen die Florentiner den Herzog Carl von Calabrien, Sohn des Königs von Neapel, der ſich bis zu ſeinem Tode (1328) durch den Grafen Gautier de Brienne, Herzog von Athen, vertreten ließ. Dann vergingen Jahre mit wechſelndem Einfluß fremder Herren, bis die Florentiner 1341 nochmals den Herzog von Athen beriefen, jetzt zu eignem Recht. Diesmal legte es Gautier de Brienne auf eine wahre Herrſchaft an; unterſtützt von den Geſchlechtern ſetzte er zunächſt der reichen Bürgerſchaft, dem Popolo graſſo zu, auch durch Förderung der niederen Zünfte und der Arbeiter, die er an Rechte, Amt und Herrſchaft gewöhnte. Danach hielt er auch den Adel kurz und es ſchien ihm gelingen zu ſollen, ſeine Herrſchaft tragen zu laſſen von der breiten Maſſe des Volkes. Allein die Anmaßung und freche Unſittlichkeit ſeiner meiſt franzöſiſchen Umgebung erregten alle Kreiſe der Stadt gleichmäßig; er ward gezwungen, erſt ſeinen verhaßten Polizeihauptmann, den Guilelmo von Aſſiſi auszuliefern, dann ſelbſt abzudanken (1. Auguſt 1343). Ein Maler, Tommaſo di Stefano, genannt Giottino, erhielt den Auftrag, Schandbilder zu malen von dem Herzog und den Seinen; erhalten iſt uns eine Allegorie der Vertreibung des Herzogs in den Stinche, dem Staatsgefängnis; die Tagesheilige, S. Anna, ſegnet die wehrhafte Bürgerſchaft und ihre Banner; ein Genius vertreibt den Tyrannen, der den Dämon des Betrugs im Arme trägt.



Der Condottiere Guidoriccio Fogliani. Fresko des Simone Martini im Palazzo publico zu Siena (1328).

Die alten Machtverhältniſſe der Bürgerſchaft wurden hergeſtellt, und wenn ſich auch noch öfter ehrgeizige Führer der einmal erregten Anſprüche des niederen Volkes bedienten, — zu einer



Der Dom zu Mailand von der Chorſeite.

Signorie iſt es nicht mehr gekommen. Wohl iſt nach dem Tumulto dei Ciompi (1378), der Arbeiterrevolte, bei der die Wollſchläger führten, eine Zeitlang der Faktor einer Fabrik im Beſitz der höchſten Gewalt geweſen, aber nach der Reſtauration von 1381 handelt es ſich immer nur um Parteien oder Familien innerhalb des Popolo grasso, die den maßgebenden Einfluß für ſich erſtrebten. Lange kämpften die Medici mit den vornehmeren Albizzi, aber auch als viel ſpäter das Haus der Medici eine Art Prinzipat erlangte, blieben die alten Formen der Verfaſſung im Weſen unverändert, und die Pitti, Strozzi, Rucellai bauten ſo anſpruchsvoll wie die Medici.

In jeder Hinſicht entgegengeſetzt geſtaltete ſich die Herrſchaft in Mailand. Hier gab es nie einen auswärtigen Signore; vielmehr hat eine der vornehmſten Familien der Stadt, da ſie gerade das Erzbistum inne hatte, auch die Herrſchaft erworben und nun ſogleich zu einer wahren Tyrannis ausgeſtaltet. Die Visconti ſind unzweifelhaft das glänzendſte Tyrannengeſchlecht, in einigen Vertretern auch das ruchloſeſte, inſofern ſie im Kampf um die Macht ſelbſt die einfachſten Gebote des Gewiſſens überhörten oder verhöhnten. Sie ſind auch das glücklichſte, weil ſie aus der beſchränkten Stadtherrſchaft von Mailand ein großes Fürſtentum inmitten der fruchtbarſten Landſchaft gemacht haben.

Seit 1277 ſind die Visconti daran, ſich feſtzuſetzen; auch ſie nahmen Titel und Rechte vom Reich; Matteo Visconti ward Reichsvikar durch Heinrich VII. (1311), Giangaleazzo Herzog durch König Wenzel (1395). Dieſer Giangaleazzo iſt der eigentliche Begründer des größeren Fürſtentums. Zur Herrſchaft gelangte er dadurch, daß er ſeinen Oheim Bernabo und deſſen Sohn gefangen ſetzte, um ſie nie wieder frei zu laſſen. Dann etablierte er die eigne Tyrannis mit beiſpielloſer Energie und fabelhafter Prachtentfaltung. Man nannte ihn in ſcheuer Bewunderung den Conte di virtu. Er gründete den Dom und zwang damit fünf Jahrhunderte, ſeinen Ideen zu dienen. Er gründete auch das „wunderbarſte aller Klöſter", die märchenhafte Certoſa bei Pavia. Sein Regiment war eine rationelle Deſpotie; er förderte den Verkehr, das Recht und die Wiſſenſchaften; er regierte den Staat mit einer wohlorganiſierten und raffiniert überwachten Beamtenſchaft; vor allem trieb er auswärtige Politik im größten Stil; alles zu eigenem Gewinn.

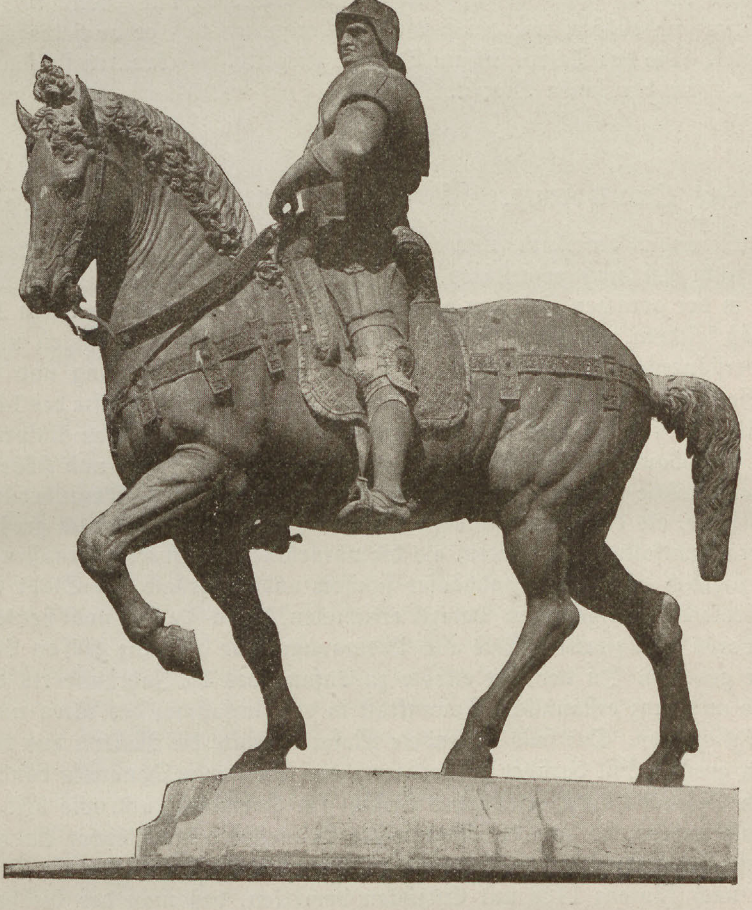
Giangaleazzo Visconti begann mit friedlicher Angliederung der Gonzaga, Eſte und Carrara an ſeine Führung; dann verſuchte er das Glück in unerhörten Einſätzen. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts tritt neu in den Kreis der italieniſchen Landmächte das bis dahin weſentlich maritime Venedig; es diktierte längſt die Salz- und Getreidepreiſe für das Feſtland, aber es hatte bisher keiner großen Anſtrengungen bedurft, ſeinen Handel nach Wunſch zu halten und zu leiten. Nun erfolgte der erſte Zuſammenſtoß mit Cangrande della Scala, der zweite mit Francesco Carrara, Herrn von Padua. Zwar gewannen die Venezianer den Beiſtand der Scaliger gegen die Carrara, aber dafür wurden dieſe unterſtützt von den Visconti und blieben Sieger (1380). Die erſte Wirkung traf Antonio della Scala, der in der eigenen Stadt den Unzufriedenen zum Opfer fiel; im Herbſt 1387 wurde die einſt ſo mächtige Tyrannis der Scaliger vernichtet. Ihr Fürſtentum war nun frei, aber ſtatt mit Padua zu teilen, nahm Giangaleazzo alles für ſich; ja er wußte die drohende Verbindung der Carrara mit Venedig zu durchkreuzen und ſeinerſeits das Bündnis mit San Marco gegen Padua zu ſchließen. Ein Jahr nach den Scaligern gingen auch die Carrara unrühmlich genug zugrunde (1388); die meiſten endeten auf Burgen der Visconti zu Como und Aſti. Nur ein Carrara entkam nach Florenz und ſuchte von hier aus gegen Mailand zu wirken. Umgekehrt war der von ſeinen Erfolgen berauſchte Visconti nicht abgeneigt, nach Süden auszugreifen. So erklärte er im April 1390, verbunden mit den Eſte und Gonzaga, an Florenz den Krieg, und darüber wurde bald das Netz der Allianzen immer weiter geknüpft. Die Florentiner beſchränkten ſich nicht darauf, ihren Feldhauptmann John Hawkwood, einen Engländer, in die Lombardei zu ſenden, ſie zettelten auch mit Erfolg in Frankreich, und von Weſten kam der Graf Jean d'Armagnac mit einem ritterlichen Heere.

Allein die Generale Giangaleazzos, insbeſondere Jacopo del Verme und ſeit 1397 der noch größere Facino Cane, wußten der ſchlimmſten Gefahren Herr zu werden und die Macht ihres Herzogs auch gegen die umfaſſende Koalition noch auszubreiten. Durch Verrat kam Piſa an den Herzog, freiwillig fügte ſich Siena. Es folgten die Bürger des päpſtlichen Perugia; der Statthalter der Visconti aber zog als Zubehör Perugias ohne weiteres auch Aſſiſi, Nocera und Spoleto zur politiſchen Konkursmaſſe. Nie war die Gefahr für die Freiheit von Florenz größer. Der unglückliche Zug Ruprechts von der Pfalz in die Lombardei gab keine Erleichterung; ſogar die Bentivogli von Bologna mußten dem Herzog weichen. Giangaleazzo dachte nun wirklich daran, ſich in Florenz zum König von Italien krönen zu laſſen, da raffte ihn eine Epidemie hinweg, am 3. Sept. 1402.

◆

Das Eigentümlichſte an den Erfolgen dieſes Visconti iſt, daß er alles beſorgte von ſeiner feſten Reſidenz aus; er hatte nicht einmal ein eigenes Heer, geſchweige denn Kriegskunſt und Tapferkeit. Er kämpfte mit Geld und Boten. Das aber war möglich wegen der eigentümlichen Entwicklung, die das Kriegsweſen überall in Italien genommen hatte. Es gab faſt nur noch Soldheere, die man nach Zeit und Bedarf annahm durch ihre Führer; dieſe aber, die Condottieri, wurden darüber nicht weniger Unternehmer als Krieger; ſie wurden die eigentlichen Machthaber, die bei ſteigender Verzinſung ihres Lebens auch die Herrſchaften zu nehmen und zu vergeben hatten. Sie verfügten über Städte und Fürſtentümer wie über das Land der heil. Kirche. So wurde in ſteigendem Maße der Beruf eines Condottiere das Ziel aller unternehmenden Köpfe und Herzen von Adel. Je mehr die Herrſchaften ſich vereinfachten und konſolidierten, um ſo mehr wurden die Leute von Ehrgeiz und Mut, die früher Podeſtá, Capitani, Signoren und Tyrannen werden konnten, zu Condottieren, zu Unternehmern im Kriegsgewerbe.

Damit aber wurde das Kriegshandwerk, wie es die Staatskunſt für die Signori geworden war, der Gegenſtand rationeller Überlegung und ſcharfer Konkurrenz. Dicht neben dem brutalſten Raubrittertum ſtehen die Anfänge der neueren Kriegskunſt. Durch längere Zeit konnte ſich doch nur halten wer ebenſogut rechnete wie focht und dabei das Zeug hatte, die Soldaten an ſeine Zeichen dauernd zu feſſeln. So ſind die Bilder, die insbeſondere das 15. Jahrhundert von ſeinen Condottieri hinterlaſſen hat, in ihrer Art keineswegs übertrieben. Dieſe trotzigen Geſtalten, deren die Florentiner zwei, den John Hawkwood und den Niccolo Marucci in voller Rüſtung zu Pferde, überlebensgroß an die Wände ihres Domes malen ließen, — dieſer bedächtige Gattamelata zu Padua und der prachtvolle Colleoni zu Venedig haben alle keine welthiſtoriſchen Schlachten geſchlagen; ſie waren Unternehmer wie die Kaufleute und Tyrannen, die ſie bezahlten, aber ſie waren die Elite ihres Standes, glänzende, völlig rückſichtsloſe Perſönlichkeiten, und es iſt ganz in der Ordnung, daß der Nachwelt ihr Beſtes, die Pracht ihrer Erſcheinung aufbewahrt iſt. Wie man ſie im einzelnen auffaßte, immer ſtattlicher und bedeutender, das kommt auf Rechnung des Stils in der Kunſt, und man mag ſagen, daß die jüngeren unverdient größer erſcheinen als die älteren Vertreter des Standes.



Der Condottiere Bartolomeo Colleoni (1400 — 1475).

Erzſtandbild von Andrea Verrocchio vor S. Giovanni e Paolo in Venedig.

Es gab Augenblicke, wo dieſe Condottieri den ganzen nur auf einer Perſönlichkeit beruhenden Staat ſtützten. Als 1412 der Sohn des Giangaleazzo Visconti, Giovanni Maria, den Dolchen der

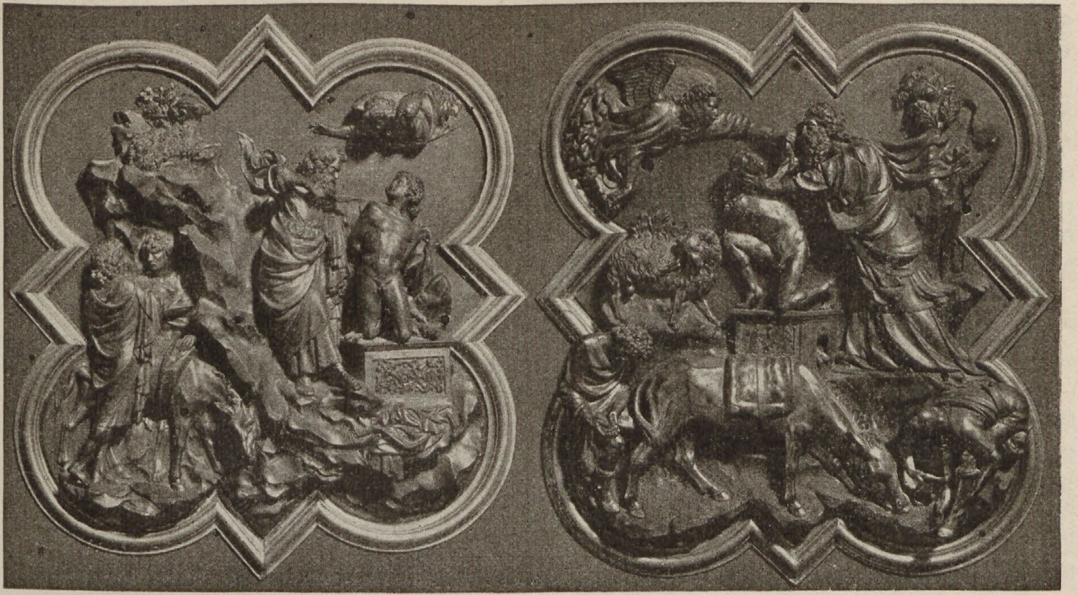
Verſchwörer in Santo Stefano erlag, hat nur der Condottiere Facino Cane den Erbgang für Filippo Maria geſichert. So nahe ſtand der Condottiere ſchon dem von Haus aus weſensverwandten Tyrannen, daß die höchſte Sicherung für den jungen Visconti darin lag, nach dem Tode des Facino Cane deſſen Witwe, an der die Treue des Heeres als die Ehre der Firma hing, zum Weibe zu nehmen.

So konnte es auch geſchehen, daß nach dem Ausſterben des Hauſes Visconti 1447 ein Condottiere, deſſen Frau eine natürliche Tochter des Tyrannen war, das erledigte Herzogtum in Anſpruch nahm. Francesco Sforza, ſicherlich der größte aller dieſer Unternehmer, hat den Herzogshut nicht als illegitimer Verwandter, ſondern als Condottiere an ſich geriſſen. Am 25. Mai 1450 zog er in Mailand ein, um bald zu herrſchen wie die Visconti, mit Pracht und Nachdruck. Zu ſeiner Prachtentfaltung gehört, wie bei faſt allen Tyrannen, daß er auch die Künſtler und die Humaniſten berief. Wie das Talent ſich im Talente ſpiegelte, ſo erkannten ſie ſich alle als geiſtesverwandt und als die berufenen Herren.

5. Das Quattrocento. Künſtler, Gelehrte, Dichter und Heilige.

Alle Begünſtigungen der Natur und auch die großen und glücklichen Wendungen ſeiner Geſchichte reichen nicht hin, uns zu erklären, daß Florenz außer den trefflichſten Wollwebern und Bankiers ſchon in der gotiſchen Zeit den größten Dichter und den bedeutendſten Künſtler hervorbrachte, und daß ſeitdem, als hätte es mit ſeinem ſelbſterworbenen geiſtigen und künſtleriſchen Kapital aufs verſtändnisvollſte gewuchert, auch alle weitere Abwandlung und Steigerung der Kultur gerade hier die ſtärkſten Antriebe finden mußte. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als die bürgerliche Ariſtokratie, auf der Höhe ihrer Macht, mit wachſenden Anſprüchen den Dom baute und von den Baumeiſtern das Unmögliche forderte in der Weite und Höhe ſeiner Kuppel, als man die majeſtätiſche Loggia dei Lanzi lediglich aus bürgerlichem Prunkbedürfnis neben das alte Stadthaus ſetzte, als die Zünfte und Familien ſich in ihren kleinen und großen Kirchen und Kapellen an Prachtentfaltung überboten, als die vornehmen Kaufherren draußen vor den Toren bewehrte und zugleich anmutige Landhäuſer ſchufen und innerhalb der Stadt an Stelle hoher unwirtlicher Türme die breitgereckten Palazzi errichteten, deren Pathos noch heute ſo vernehmlich ſpricht, — da waren zum zweiten Male alle Bedingungen für die ganz großen Leiſtungen in der äußeren Kultur gegeben. In der Tat erlebte zu Anfang des 15. Jahrhunderts die florentiniſche Kunſt eine neue und ganz erſtaunliche Spannkraft in der Umfaſſung des Alten und der Bewältigung neuer Möglichkeiten. Der früh vollendete Maſaccio rückte die Malerei aus der Fläche in die Tiefe, ohne den großen Stil darüber zu verlieren, der Bildhauer Donatello bändigte die Abſicht auf das wirklich Geſehene durch ſein hohes Gefühl für Harmonie, und wie beide auch die vollkommene Technik ſuchten, ſo ging der Baumeiſter Brunellesco mit gleicher Energie an die Probleme der Konſtruktion wie an den Schmuck der Bauglieder. Leone Battiſta Alberti durfte bei ſeiner Rückkehr nach Florenz 1428 mit Entzücken bemerken, daß man das Größeſte angriff und „den Alten nichts nachgab“.

Wie ſich darüber ein neuer Stil vom alten ablöſte, das iſt in Florenz durch die denkwürdigſten Werke bezeichnet. Als 1402 für eine zweite Erztür des Baptiſteriums das Opfer Abrahams als Konkurrenz ausgeſchrieben war, liefen zahlreiche Entwürfe ein, von denen gerade die lehrreichſten erhalten ſind, die Entwürfe des Ghiberti und des Brunellesco. Den Preis erhielt der ſchönlinige Guß des Ghiberti, aber nicht viel weniger bewundert wurde der kraftvolle Realismus des Brunellesco. Eben dieſem ſollte ſchon die nächſte Zukunft gehören. Denn man begann jetzt allgemein den überkommenen Geſchmack zu revidieren; man ergriff die Einzelheiten der Erſcheinungswelt, wie ſie das aufmerkſamſte menſchliche Auge ſieht, man bevorzugte die ſprechenden und harten Formen, man verlangte die Vorſtellung des Raumes, in tiefer Perſpektive, mit unendlicher Fülle, mit bunten Schatten und zitternden Lichtern. Mit Verſuchen und Entwürfen ging die Beſprechung des Geſehenen Hand in Hand; in theoretiſchen Schriften wurden die Erträge ſolcher Arbeit niedergelegt; „wer über ſonnige Wieſen wandert, erſcheint im Geſicht grün“, ſagt Alberti in dem Kapitel über die reflektierten Strahlen.



Opferung Iſaaks. Konkurrenzentwürfe des Ghiberti (links) und des Brunellesco (rechts). Bronzereliefs im Muſeo Nazionale (Bargello) zu Florenz.

Aber dies neue Drängen zur Natur hatte ſich auseinanderzuſetzen mit den wirklichen Werten der alten Schule, mit der linearen Kompoſition, der rhythmiſchen Bewegung, der idealen Gewandung und der großen Geſte; denn alles das war doch den hergebrachten Stoffen angemeſſen, weil die Kunſt noch immer faſt ausſchließlich den Kirchen und Altären diente, weil ihre weitaus wichtigſte Form, das Fresko, wie eine eindringliche Predigt von der Wand der Kirche ſprechen ſollte. Erhielt nun das Bild des Heiligen, einmal im Menſchen gefaßt, die Züge der Natur zurück und wurde es aus der idealen Welt des Goldgrundes in den Raum geſtellt, wurde die Szene bereichert und die Bewegung ganz natürlich, ſo geſchah das alles auf Koſten der ſakralen Wirkung. Vollends die Darſtellung des Übernatürlichen mußte leiden durch den Triumph des Natürlichen. So zögerten viele. Die neuen Errungenſchaften dienten wohl der ergreifenden Darſtellung des wirklich Menſchlichen, auch in der Frömmigkeit. Aber der fromme Maler von San Marco, der die Inbrunſt des heil. Franziskus ſo anſchaulich vorſtellte, bewies doch die höchſte Weisheit, da er für die Darſtellung des Wunderbaren und Übernatürlichen die großzügige Einfachheit des alten Stils bewahrte. Oder iſt die Verklärung des Herrn auf Tabor je größer und tiefer gefaßt, als auf dem Fresko des Fra Angelico, das in einer winzigen Kloſterzelle verſteckt einſt nur der täglichen Erhebung eines glücklichen Dominikaners gewidmet war?

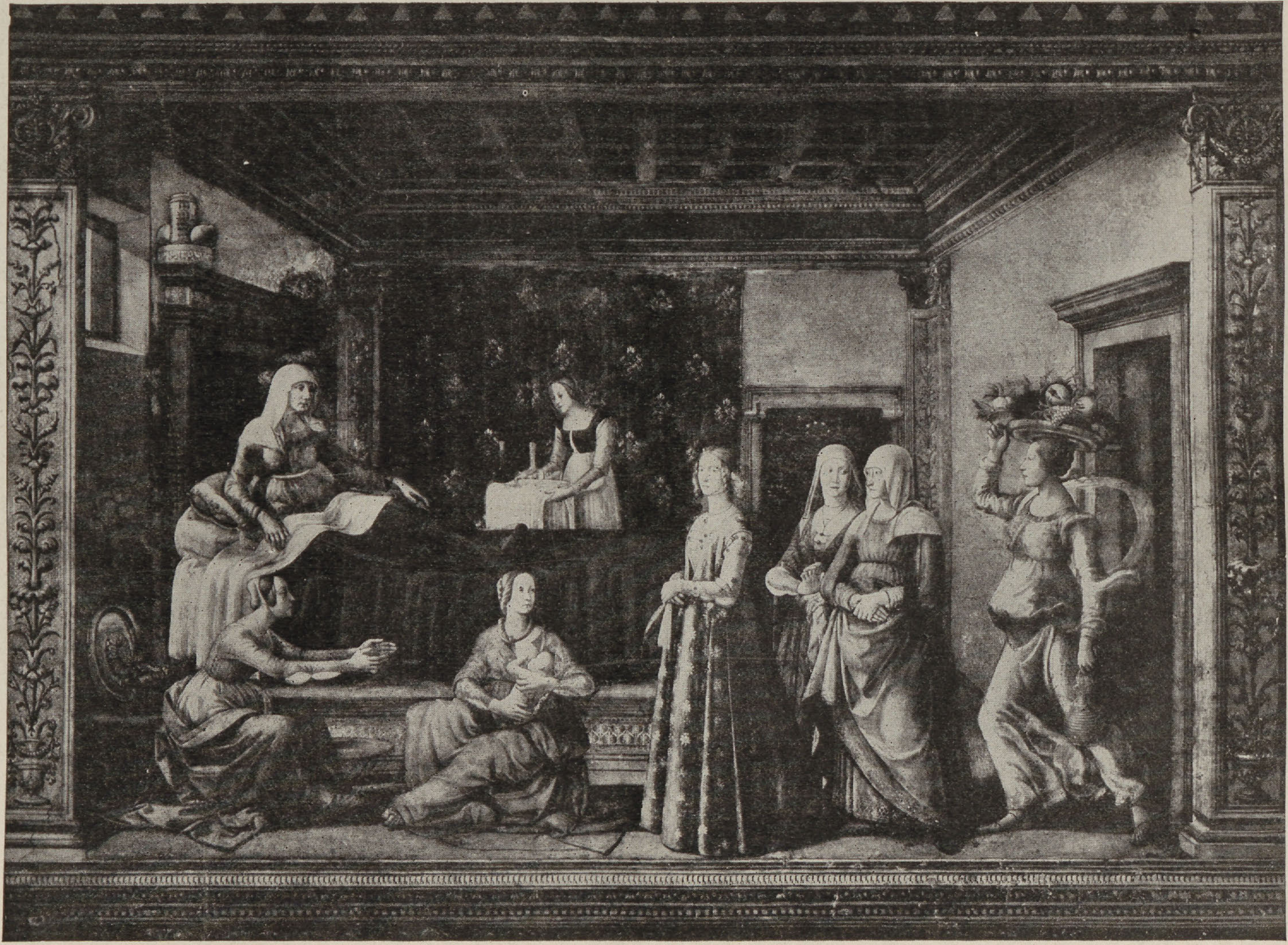
Solche Ehrfürchtigkeit und Größe iſt in Einzelnen nie vergangen, mag ſie auch bald mehr künſtleriſch, bald mehr religiös bedingt ſein. Aber die große Maſſe der Maler und Bildner folgte dem ſinnlichen Auge und ſeiner Erfahrung; ein jeder für ſich. Deshalb dieſe Fülle von Individualitäten an Stelle der „Schulen" des Trecento, und dieſe Freude an der Darſtellung des Individuellen. Faſt indiskret blicken an allen Ecken und Enden die Porträtköpfe, ja ganze Sippen und Freundſchaften aus den bibliſchen Szenen; die Hergänge ſelbſt werden aus dem Erbaulichen in das Poetiſche, aus dem großen Stil in das Genrehafte gezogen. Denn dieſe Künſtler nahmen auch die heiligen Geſchichten als Vorgänge der Erſcheinungswelt und ſcheuten ſich in ihrem Werkſtattegoismus nicht, das Heiligſte zum Gegenſtand des Experiments zu machen, der zeichneriſchen Verkürzung, der maleriſchen Beleuchtung, des architektoniſchen Aufbaus. Beſonders der nackte Körper in ſeiner beängſtigenden Schönheit erregte die begierigen Augen aufs tiefſte und die Darſtellungen des erſten Menſchen oder des Leichnams Chriſti ſind unverhältnismäßig zahlreich. Man bewegte ſich die ganze Stufenleiter aufwärts und abwärts von der trockenen Beobachtung des Objekts zur ſchwärmeriſchen Hingebung und man war ernſthaft genug, auch die ſchöne Erſcheinung nach ihren geometriſchen Bedingungen vollkommen zu ſtudieren. Die Perſpektive führte auf mathematiſche Erörterungen, wie die Baugerüſte und Gußformen zu techniſchen Verſuchen zwangen.

Florenz erſcheint in allem am meiſten begnadet; aber nirgends fehlten ähnliche Bemühungen. Im venezianiſchen Gebiet hat gegen Ende des Jahrhunderts Andrea Mantegna den Florentinern nichts nachgegeben, und in der Lombardei vollendete Lionardo da Vinci ſein großes Buch von der Natur, als der ſinnlichen Erſcheinungswelt, darin er ſein langes Leben geforſcht und experimentiert hatte. So erlebte dies Jahrhundert ſchließlich durch ganz Mittel- und Oberitalien in der Kunſt eine großartige Wiedergeburt, eine Renaiſſance, eine Auferſtehung — nicht ſo ſehr des Altertums als der Natur.

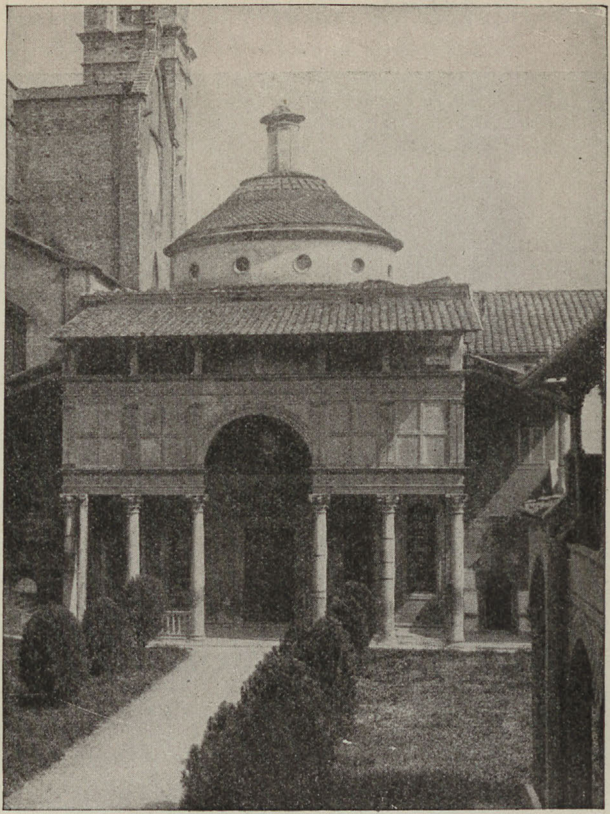
Gleichwohl iſt das Altertum nicht wegzudenken. Der alte Niccolo Piſano hatte die antiken Sarkophage abgeſchrieben und damit die Plaſtik erneut. Dann hatte noch er ſelbſt den überlieferten Formenſchatz freier gehandhabt. Jetzt ging man aus auf neue Entdeckungen in der Natur, — aber gleichzeitig zogen Gelehrte und Liebhaber auf die Ruinenfelder nach Rom, ſogar nach Griechenland, wie der junge Kaufmann Ciriaco von Ancona, ſammelten Inſchriften, Zierſtücke und Bildwerke. Niemand hatte ſo reiche Sammlungen und ſolchen Eifer wie Squarcione in Padua, und ein weiter Kreis bis auf den einzigen Mantegna ſtand unter dem Einfluß ſeines Muſeums. Man dekorierte nach der Antike und fand zunehmend Gefallen an antiken Stoffen. Mantegnas großartiger Triumphzug des Julius Cäſar iſt wie eine Schauſtellung, ſo gut der neuen Geſinnung wie der Requiſiten. Die unzähligen Triumphbögen, Mauerſtücke und Ruinen in den Hintergründen der Gemälde verraten alle denſelben romantiſchen Grundzug, die gefühlsmäßige Hinwendung zur Vergangenheit. Poggio Bracciolini, päpſtlicher Sekretär, der vom Konſtanzer Konzil aus nach St. Gallen gegangen war, um Klaſſiker zu ſuchen, durchſtreifte die römiſche Campagna nach Inſchriften und erzählt, wie die Landmädchen ihm verwundert zuſchauten, da er Efeu von den Steinen löſte, um ſie zu entziffern. Auch er ſammelte Antiken. Er kaufte in Griechenland einen Junokopf, eine Minerva und einen Bacchus, er ſchrieb darüber an Niccolo Niccoli ganz glückſelig, und wir beachten ſehr, daß er hinzufügte: „Donatello hat ſie auch geſehen und iſt ſehr angetan davon.“ Die vornehmſten Familien von Florenz hatten bald ihre Antikenſammlungen, und wie Donatello für Coſimo Medici, ſo wurden ſpäter Verrocchio und Michelangelo von ſeinen Nachkommen herangezogen zum Reſtaurieren. Es müßte nun merkwürdig zugegangen ſein, wenn die hellen und begehrlichen Augen dieſer Männer nicht mit Gewinn die antike Schönheit in ſich aufgeſogen hätten; man glaubt doch zu ahnen, wie viel ſie der Antike an Erziehung und Antrieb verdankten.

Auf einem Gebiete liegen die Folgen ſolchen Umgangs klar zutage und hier iſt von einer Renaiſſance des Altertums im eigentlichſten Sinne zu reden: in der Baukunſt. Bis tief ins 15. Jahrhundert baute man gotiſch, weil man vollenden mußte, was einmal angefangen war. Aber ſchon zu Beginn des Jahrhunderts hatte ſich Filippo Brunellesco als Goldarbeiter zu Rom in den Ruinen herumgetrieben, um die „muſikaliſchen Proportionen“ der Alten zu ergründen. Er brachte aus dieſen Studien wirklich einen neuen Stil mit nach Hauſe, und da er das Glück hatte, bald nach ſeiner Heimkehr das alte Problem der Domkuppel zu löſen, ſo glaubte man an ihn wie einſt an Petrarca und öffnete willig Augen und Geſchmack ſeinen Formen. Sicherlich war im Stilgefühl dieſes Volkes vieles vorbereitet und der franzöſiſche Formenſchatz nur äußerlich übernommen, aber es bleibt doch ein großes Ding, wie dieſer Brunellesco die Gotik ſo völlig in ſich austilgte, daß er ganz neue Räume zu erdenken und auszuſchmücken vermochte. Er begann mit der Sakriſtei von San Lorenzo und der Capelle der Pazzi, und es wird erzählt, daß die Leute kamen und erſtaunt waren über die „neue und ſchöne Art“: Säulen, gerades Gebälk und antike Dekorationen ſtatt gotiſcher Bogen und Pfeiler. Seitdem hörten die Architekten, die faſt alle auch Bildhauer oder Maler waren, nicht auf, die antiken Monumente zu ſtudieren, zu zeichnen und in ihre Sprache umzudichten. Es beginnt der Reichtum der Skizzenbücher, in denen wir heute mit der Ehrfurcht blättern, die man dem Lebendigen ſchuldet.

So fehlt es trotz höchſt ungleicher innerer und äußerer Bedingungen der verſchiedenen Künſte und der literariſchen Beſtrebungen doch nicht an ſtarken Wechſelwirkungen, die ſich deutlich genug in einzelnen, ganz univerſalen Perſönlichkeiten vollzogen. Es mag an der ſtaunenswerten Faſſungsgabe und der freilich auch befremdenden Unbefangenheit dieſer Menſchen gelegen haben,



Wochenſtube aus dem Johannesleben. Fresko des Dom. Ghirlandajo in S. Maria Novella zu Florenz.

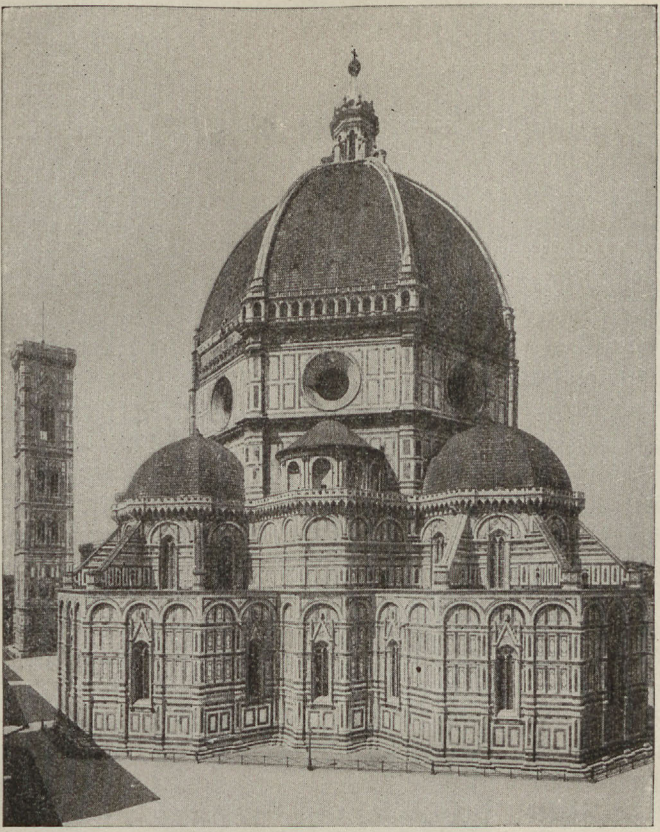


Brunellesco, Renaiſſancebau. Vorhalle der Capella Pazzi bei Santa Croce in Florenz.

daß der quattrocentiſtiſchen Kultur noch ſo lange der ernſtere Konflikt ihrer widerſprechenden Elemente erſpart geblieben iſt. Eine Zeitlang darf man ſogar von Anſätzen zu einem Ausgleich reden. Auch in dieſem Sinne erſcheint als ein rechter Univerſalmenſch des 15. Jahrhunderts der Florentiner Leone Battiſta Alberti; er war geſchult in den Rechten, klaſſiſch gebildet, Kleriker ſeinen Pfründen nach und auch nicht ohne kirchlichen Sinn. Er dichtete eine lateiniſche Komödie, war aber weit entfernt, ein gelehrter Humaniſt zu werden. Vielmehr legte er den größten Wert auf alle praktiſchen Fertigkeiten, Turnen, Reiten, Zeichnen und Bauen. Er pflegte die Kunſt der Unterhaltung, übte die Muſik und erdachte großartige Baupläne; er ſchrieb Bücher über die Familie wie über die Malerei und hatte wieder den Mut, das Volgare zu vertreten gegen das vornehmere Latein. Gleichwohl hat kaum einer von den Zeitgenoſſen ſoviel vom Geiſt der Alten in ſich aufgenommen. Sein Humanismus iſt ein Kultus des geſunden und blühenden Menſchen und ſeine ſtark äſthetiſche Religion hat im Grunde kaum noch einen Zuſammenhang mit der chriſtlichen. Er baute dem kleinen Tyrannen von Rimini, der nicht von den beſten Sitten war, ein Gotteshaus in den ſchwerſten antiken Formen, und es wird auch ſeinem Empfinden entſprochen haben, daß in den tiefen Schatten dieſer Bögen die Reliquien nicht von Asketen, ſondern von Humaniſten beigeſetzt wurden, die Sigismondo Malateſta aus Griechenland mitgebracht hatte.

Der Ausgleich mochte ſich leichter vollziehen, da ja dieſe ganze Renaiſſance des 15. und 16. Jahrhunderts höchſtens eine Erneuerung derſelben lateiniſchen Antike anſtrebte, aus der bereits die alte kirchliche Kultur abgeleitet war. Von helleniſchem Empfinden iſt die Zeit ſo wenig berührt wie von griechiſcher Poeſie und Kunſt. Denn was an Kenntnis der griechiſchen Sprache und an Ahnungen von der griechiſchen Philoſophie den höchſten Kreiſen dieſer Kultur noch vermittelt wurde, das ſtammte aus jenem Teil der griechiſchen Gedankenwelt, der ſich im Neuplatonismus ſchon einmal mit dem Chriſtentum nahe berührt hatte, und ſtärkte mehr die chriſtlichen als die heidniſchen Züge der allgemeinen Weltanſchauung.

An Beziehungen zur griechiſchen Welt hatte es auch außerhalb Venedigs und Unteritaliens nie ganz gefehlt. Der politiſche Verkehr wurde durch die ſteigende Türkennot neubelebt und auf ſeinen Bahnen entwickelte ſich ein gelehrter Austauſch, der griechiſche Grammatiker und Handſchriften in das Abendland hinüberführte. Am meiſten bemerkenswert erſcheint noch im 14. Jahrhundert jene Miſſion des Chryſolaras, die der älteren Generation von Florentiner Humaniſten die erſte leidliche Kenntnis des Griechiſchen verſchaffte. Stärker hat dann ein Italiener gewirkt, der zu Padua ſtudiert hatte und als Sekretär des venetianiſchen Bailo nach Konſtantinopel kam, eine Zeitlang gar als Geſandter im Dienſt des Kaiſers Johannes Palaeologus ſtand, Francesco Filelfo. 1427 kehrte er heim und übte ſeine rege Lehrtätigkeit erſt in Bologna, dann in Florenz und an anderen Stätten. Sein ſpäteres Leben freilich war das einer innerlich haltloſen Berühmtheit, ein arger Widerſtreit empfindlicher Eitelkeit und würdeloſen Gebarens. Man darf ſich ja darüber nicht täuſchen, daß dieſe genialen Burſchen ſich genau ſo am Rande der Liederlichkeit bewegten wie die Signoren am Rande des Verbrechens; aber die Größe der Zeit liegt überall nicht in dem, was ſie moraliſch war, ſondern in dem, was ihre hochgeſpannte geiſtige Begehrlichkeit erraffte.

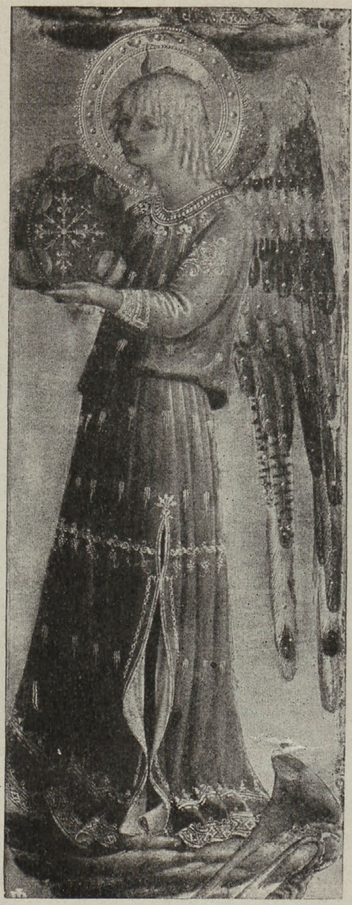


Die Kuppel des Brunellesco (links der Campanile Giotto's).

Dom in Florenz, Anſicht des Chors.

Als nun für die griechiſchen Studien manches vorbereitet war, als man ſchon allerlei, wenn auch unzulängliche Überſetzungen etwa des Plato beſaß, da wurde das Unionskonzil zu Florenz ein großes Ereignis. Papſt Eugen IV. hatte zum Abſchluß der Unionsverhandlungen mit den Griechen die Stadt Florenz beſtimmt, wo er wegen der Haltung ſeiner Römer damals reſidierte. Am 6. Juli 1439 ward die Unionsurkunde vollzogen und im Dome zu Florenz verleſen. Die hohen Worte dieſes Pergaments verhüllten einen im Grunde unwürdigen und nutzloſen Handel; das goldene Horn war auch durch die Anerkennung des römiſchen Papſtes nicht mehr zu halten. Aber die feierliche Aktion behält ihr hervorragendes Intereſſe durch die auserleſenen Gelehrten und Kirchenmänner, die im Gefolge des hilfloſen Kaiſers damals Florenz beſucht haben. Keiner wirkte, auch als Perſönlichkeit, ſo ſtark wie der 83jährige Gemiſthos Plethon aus der Gegend des alten Sparta. Dieſer Prophet einer ſtark auf platoniſchen Ideen beruhenden Philoſophie machte in dem empfänglichen Florenz um ſo mehr Schule, als gegen ihn von anderen Griechen doch noch der Abgott der Scholaſtik, Ariſtoteles, verteidigt wurde. Die Florentiner Humaniſten, einmal intereſſiert, gaben ſich dem umſtrittenen Studiengebiet alsbald mit Leidenſchaft hin, und kein Geringerer als der angeſehenſte Kaufherr von Florenz, von dem man ſagen konnte, daß ſein Anſehen allein die Republik regiere, Coſimo Medici, fand in den Lehren einer religiös gefärbten Philoſophie den Troſt ſeines nicht eben glücklichen Alters. Die griechiſchen Studien haben ſeitdem in Florenz nicht mehr aufgehört. Johannes Argyropulos, dem mediceiſchen Hauſe eng verbunden, widmete dem alten Coſimo noch ſeine Überſetzungen des Ariſtoteles und auch er disputierte mit dem Alten, an dem er die höchſte „Humanitas" rühmte, über Fragen des Lebens. Die Gelehrten aber unterfingen ſich zu der Weltweisheit des Ariſtoteles noch der „Theologie des Plato" und der „Philoſophie des Paulus"; da man längſt hie und da auch das Hebräiſche betrieb, ſo mochten bald in den Studierſtuben von Florenz die Wißbegierigen aus Frankreich, England, Schwaben und den Niederlanden ſich das Rüſtzeug holen, um die Theologie zu erneuern; ſie taten das bekanntlich in einer Richtung, die weitab führte von der italieniſchen Renaiſſance.

In Florenz ſelbſt dagegen bedeutete die Wärme platoniſcher Ideen doch nur wieder eine ſtärkere Dispoſition für das hergebracht Kirchliche. Denn es wäre ein großer Irrtum, die Grundſtimmung dieſer Zeit von dem Kirchlichen, ja auch von dem Religiöſen als einer äſthetiſch intellektuellen Angelegenheit zu weit abzurücken. Der Gegenſatz zur Reformation liegt nicht in Glauben und Kirche, ſondern in der Sittlichkeit. Das Heilige und die Devotion ſind dieſen Zeiten ein wirkliches Bedürfnis. Das der Philoſophie benachbarte religiöſe Intereſſe iſt auch jetzt noch, wie im Zeitalter der Scholaſtik, den Regungen der Myſtik verſchwiſtert, und beide, die religiöſe Deutung und Empfindung des Lebens ſind noch immer ein weſentliches Element dieſer Kultur. So ſehr man in der „guten Geſellſchaft“ das Mönchtum verachtete, wo es bloß bettelhaft und dumm auftrat, ſo wehrlos war die Weltkultur gegenüber der Genialität des wahren Heiligen. Die vollendete Einſeitigkeit verfehlte in dieſem immer ſtärker künſtleriſch empfindenden Volke nie ihre Wirkung; es brachte noch immer die leidenſchaftlichſte Exaltation und die innigſte Demut aus ſich ſelbſt hervor, und für den Künſtler, der das Mitzittern der Volksſeele ſelbſt erlebte, mögen dieſe Erſcheinungen des Überirdiſchen in der Hülle der menſchlichen Geſtalt gleich Inſpirationen geweſen ſein. Antonius von Padua, Bernhardin und Catherina von Siena und eine lange Reihe anderer lebten und wirkten lebendig in dieſer Zeit. Die jugendliche Heilige von Siena wollte ſich in völliger Entſinnlichung noch im Leben über dieſe Welt erheben und in himmliſchen Viſionen fühlte ſie bereits unerhörte Gnade. Sie glaubte wie Franz von Aſſiſi die Wundmale des Herrn zu tragen und ſpürte den goldenen Reifen des himmliſchen Bräutigams an ihrem Finger wie ihre Namensheilige Catherina von Alexandrien. Aber ſie verſchloß ſich nicht in ihre Zelle, ſie wirkte vom Kloſter aus im Volk, und das arme Volk liebte das junge Mädchen als ſeine „dolcissima mamma“. Sie ſchlichtete Streitigkeiten zwiſchen Familien und richtete ihre Stimme an Fürſten und an Päpſte. 1376 ſandten ſie die Florentiner als Friedensbotin nach Avignon, und ohne Scheu ſprach ſie vor verſammelten Kardinälen, wie denn manche ihrer Briefe flammende Anklagen waren gegen die Verweltlichung der Kurie. Daß der alte Coſimo Medici abends in das Kloſter von San Marco ging zu erbaulichen Geſprächen mit dem heiligen Antoninus, den wir als einen ſehr rückſtändigen Scholaſtiker kennen, iſt nicht ſo verwunderlich und widerſpricht nicht ſeinem Intereſſe für die Philoſophie des Plato, die ihm nach den Tagen der Griechen noch der Sohn ſeines Arztes, der junge Kleriker Marſilio Ficino vermittelte.



Fra Beato Angelico da Fieſole,
Muſizierender Engel.

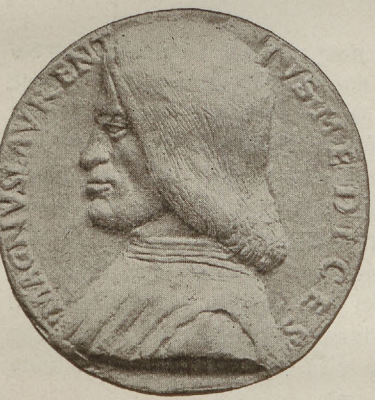
Aus dem Engelkranz des Rahmens einer Madonna in den Uffizien zu Florenz.

Erſt ſpät iſt es einmal — wieder in Florenz — doch zu einem großen und dramatiſchen Konflikt gekommen, als ſich in ungewöhnlich ausgeprägten Perſönlichkeiten die widerſprechenden Elemente dieſer Kultur ſchroff gegenübertraten und in der Bindung an politiſche Gegenſätze hiſtoriſch zu werden vermochten. Das Haus Medici hat die Art des alten Coſimo nicht bewahrt. Es fehlte zwar auch in ſeinem Palaſte nicht an fürſtlichem Weſen, und der junge Galeazzo Sforza ſchrieb einmal ſeinem Vater einen entzückten Brief über einen Tag, den er bei Coſimo Medici auf deſſen Landſitz zu Careggi verbringen durfte, wo man feſtlich tafelte und ein Sänger den Gaſt durch Lobgedichte auf ſeinen Vater ehrte, in denen „die neun Muſen, antike Hiſtorien und Römernamen“ dem jungen Mann beſonders rühmenswert erſchienen. Aber Coſimo blieb dabei der überlegſame Politiker und der tätige Geſchäftsmann, während Sohn und Enkel es in beidem fehlen ließen.

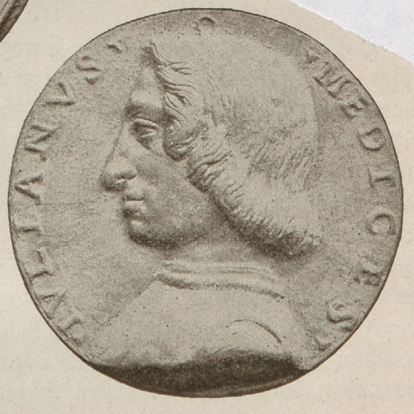
Pietro,
des Coſimo Sohn,
† 1469.

des
† 14

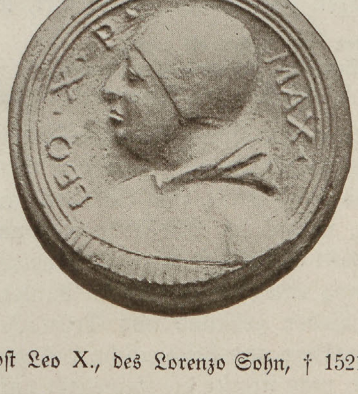
Wappen Leos X.



Lorenzo Magnifico,
des Coſimo Enkel,
† 1492.



Giuliano,
des Lorenzo Bruder,
† 1478.



Papſt Leo X., des Lorenzo Sohn, † 1521.

Denkmünzen des Hauſes Medici.

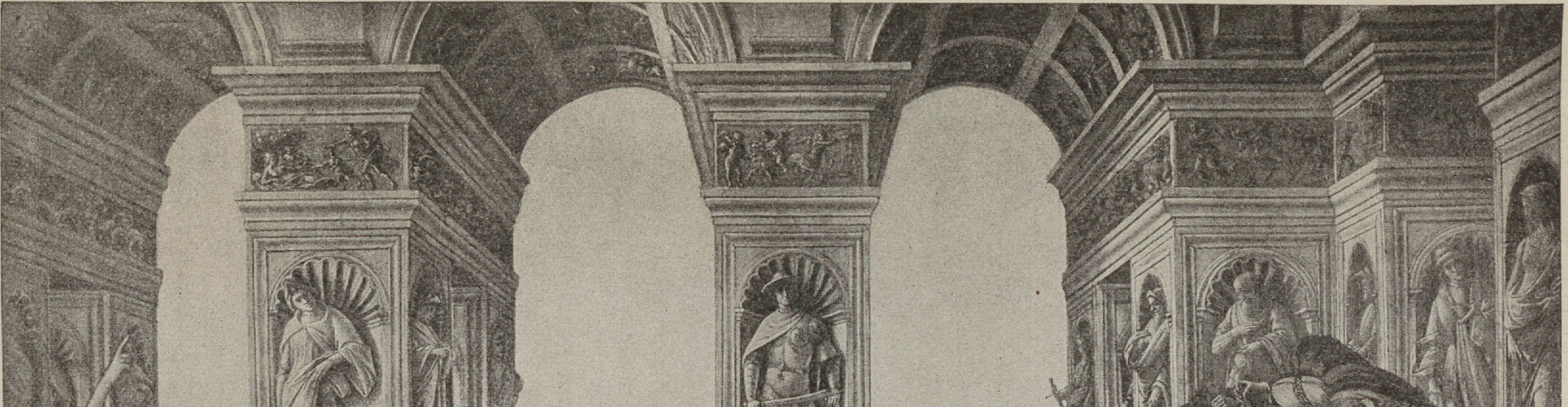
,Das Reich des Pan
Lorenzo Magnifico).

Kaiſer Friedrich-Muſeum in Berlin.

Dafür wurden das gaſtliche Careggi und die anderen Villen noch um vieles feſtlicher und belebter. Solange Lorenzo, den man mit Recht den Magnifico nannte, die Sonne der Jugend über ſich ſpürte, gab ſich ſein bewegliches Talent dem Genuß des jetzt ſo reich gewordenen Lebens mit einer vielleicht beiſpielloſen Virtuoſität hin: Liebe und Freundſchaft, Muſik und Spiel, Studien, Künſte und gelehrte Unterhaltungen erfüllten ſeinen Tag in unaufhörlichem Wechſel. Er dichtete und ſchrieb, und jede Leiſtung der ſchönen Künſte wie der Wiſſenſchaft fand bei ihm begeiſterte Aufnahme und wirkliches Verſtändnis. Sein Buſenfreund Angelo Poliziano war ein erleuchteter Philologe und ein Dichter von Gottes Gnaden. Wir empfinden vielleicht das Spiel der „Gioſtra“, das Lorenzos Bruder Giuliano feierte, als leere Tändelei, allein wir werden wehrlos vor den liebreizenden Bildern, den überraſchenden Erfindungen und den intimen Zügen der Natur. Die Nymphe Simonetta, mit goldnem Haar und blumigem Gewand wird von dem Jäger Giuliano überraſcht, doch nach der erſten kurzen Zwieſprach eilt ſie fort, und

> „heller glänzten ihre Augen als zuvor,
> mit leichten Schritten, die noch leiſe ſäumen,
> durchwandelt ſie voll Reiz den Wieſenflor“. (Iſolde Kurz.)

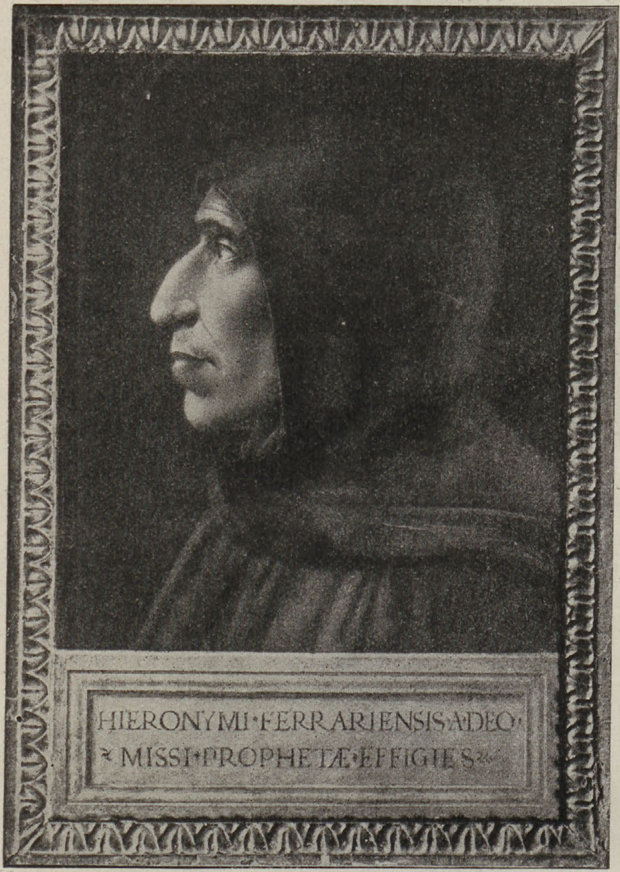
Derber iſt ſchon Luigi Pulci, der den romantiſchen Rolandſtoff, der ſpäter in Ferrara ſo ernſthaft gefaßt werden ſollte, in das Spaßhaft-Erotiſche zog, aber wer wird behaupten, daß ſeine Art in dieſem Kreiſe dominierte? Man gab nichts preis, was die Kultur an wirklichen Werten angehäuft hatte. Wie man Dante fleißig las, wieder im Stil Petrarcas und des Volksliedes dichtete, ſo hielt man auch die letzte Errungenſchaft der platoniſchen Unterhaltungen feſt, und Marſilio Ficino verlegte nach Careggi die Schilderung eines ſchöngeiſtigen Banketts nach dem Vorbild des platoniſchen Sympoſion. Es wurden Reden gehalten und Geſpräche geführt über die Erkenntnis der Welt und die Dichter, über das tätige und beſchauliche Leben und die Liebe. Man war humaniſtiſch und gefiel ſich im Volgare, man ſtreifte die Frivolität und glaubte doch oft ganz religiös zu ſein. Es nimmt nicht wunder, daß in dieſem Kreiſe Botticelli zugleich den Dante und den Boccaccio illuſtrierte, ſeine Madonnen als ſeelenvolle Damen gab, und im Stil des Polizan in



Die „Verleumdung“, nach der von L. B. Alberti im Trattato della pittura (B. 3) wiedergegebenen Beſchreibung eines Bildes des Apelles durch Lucian.

Tafelbild des Sandro Botticelli in den Uffizien in Florenz.

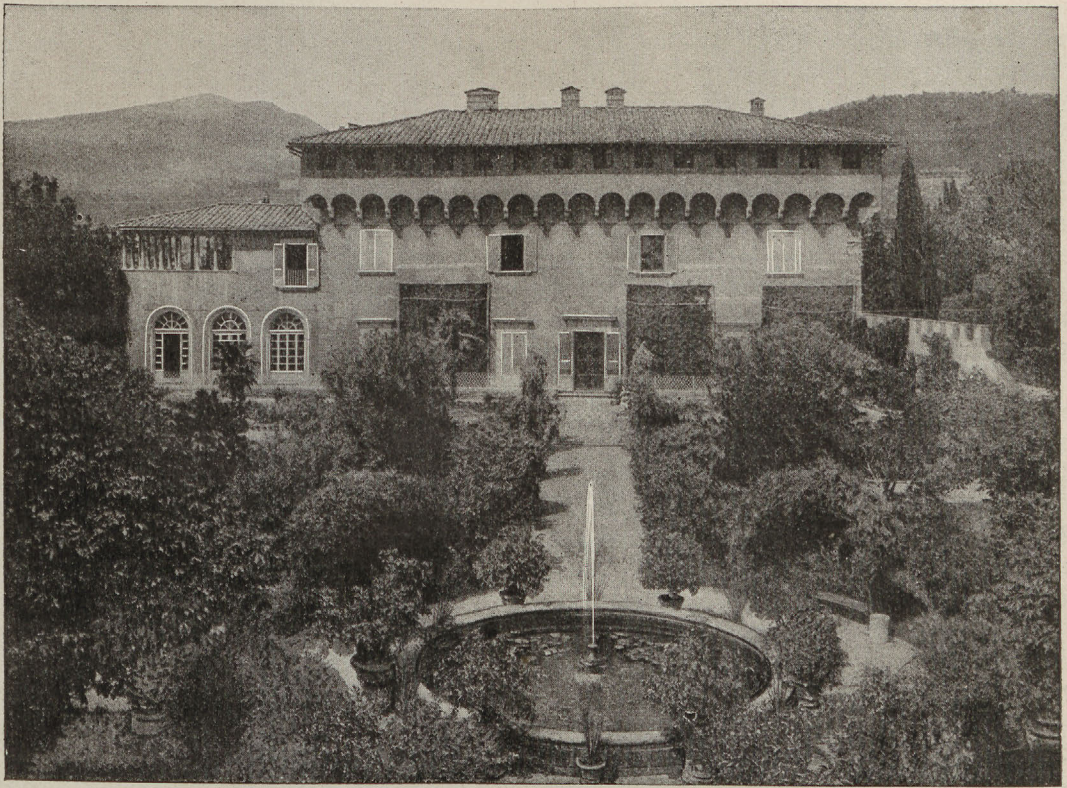
der Erfindung aber nach gelehrten Angaben die Geburt der Venus und die erſt neuerdings richtig gedeuteten „Hochzeitsbilder“ malte: die Verbindung des Dichters mit der Satire und die Hochzeit des Merkur mit der Philologie; in allem doch die erſten bedeutenden Verſuche, die antiken Formen in die eigene Empfindung umzudichten. Es war ein ſchwankendes Durcheinanderwogen der Stimmungen wie an Frühlingsmorgen, wenn man die Antike ſentimental erweichte und dafür die Figuren der chriſtlichen Gedankenwelt in das Antike überſetzte; wie denkwürdig iſt der nackte Engel vor Signorellis Madonna zu Perugia, und wie unmöglich zugleich. Sandro Botticelli war nicht eigentlich ein Maler, aber er war ein Interpret und iſt für uns unſchätzbar. Die Freunde von Careggi waren gewiß nicht ſo ſchüchtern wie ſeine Bilder, aber ſie waren zuzeiten genau ſo empfindſam. Ihr ſtrahlender Tag ging zur Rüſte, und die Unruhen im Volke ſollten ſie mahnen, daß ſie nicht auf den glücklichen Inſeln wohnten.



Fra Bartolomeo, Porträt des Girolamo Savonarola. Im Kloſter San Marco, Florenz.

Lorenzo Medici war ſo zuverſichtlich, daß er die Zeichen nicht achtete, bis das Schlimmſte geſchah in der Verſchwörung der Pazzi, 1478. Das Komplott war lange vorbereitet und hatte hohe auswärtige Mitwiſſer. Beim Hochamt im Dome, als der Prieſter gerade die Hoſtie erhob, ſtürzten ſich gedungene Leute auf die fürſtlichen Brüder. Der ſchöne Giuliano fiel ſofort; Lorenzo wurde durch Polizian nur noch mit Not in die nahe Sakriſtei gerettet. Gewaltſame Reaktion gegen ererbte oder beginnende Tyrannis erlebte man damals in mehr als einer Herrſchaft; in Florenz kam ſie aus den vornehmen Familien, über die ſich die Medici immer rückſichtsloſer erhoben hatten. Der Tumult im Dome und auf den Straßen war groß, aber noch einmal ſiegten die Anhänger des Hauſes Medici. Nun verſuchte es Lorenzo geradezu mit der Tyrannis. Er nahm den Staat und öffentliche Gelder für ſich, und wenn ſeine ſtolze Perſönlichkeit ſich auch bewährte in Mut und Entſchloſſenheit, der tiefe Groll über ſein Regiment ergriff ſo weite Kreiſe dieſer altdemokratiſchen und altkirchlichen Stadt, daß es bald nur noch eines Führers bedurfte, der mehr war als ein anderer Signore. Ein ſolcher Führer kam — in dem Dominikaner Girolamo Savonarola.

Dieſer leidenſchaftliche Mann ſtammte aus Ferrara. Seit 1490 lebte er dauernd im Kloſter von San Marco. Zunächſt predigte er nur die Frömmigkeit des Herzens gegen äußerliches Weſen. Dann ging er von den kirchlichen Dingen über zu den weltlichen, und in der Faſtenpredigt von 1491 begann er — jetzt in den weiten Hallen des Domes — dem Volk die Zeichen der Zeit zu deuten, die ſein Fürſt nicht verſtehen wollte. Man horchte atemlos, als er den Tod großer Herren verkündete, auch des Lorenzo, und man erlebte die Erfüllung. Der ſterbende Magnifico ließ den unheimlichen Mönch zu ſich bitten in die Villa von Careggi, — und man wollte bald wiſſen, daß ſie in Unfrieden voneinander geſchieden ſeien. Als nun wirklich der König von Frankreich durchs Land zog, um das vom Hauſe Anjou ererbte Neapel endlich zu erobern, und die kleinen



Villa Medici in Careggi bei Florenz.

Herrſchaften ohnmächtig waren vor ihm und verzagten, da nahmen die Florentiner noch einmal ihre Angelegenheiten ſelbſt in die Hand, verjagten die jungen Medicäer und hörten auf die Worte des Mönches von San Marco. Dieſer aber vernichtete in Zorn und Abſcheu alles was unter den Medici als ſchön und liebenswert gegolten hatte. „Ihr Frauen, die Ihr mit Eurem Schmuck, mit Eurem Haar, mit Euren Händen prahlt, ich ſage Euch, Ihr ſeid alleſamt häßlich.“ „Ihr Künſtler tut große Sünde, daß Ihr dieſe da und jene an die Wände der Kirche malt und man auf der Gaſſe ſagen kann, das iſt die Magdalena, das iſt St. Johannes und die Jungfrau.“ Er geißelte das eitle Weſen der Herren, die Frivolität der Künſtler, die grenzenloſe Genußſucht des Volkes. Im Namen des alten Glaubens erhob er Anklage gegen die ganze fröhliche Herrenkultur, die ſich vor ihm entwickelt hatte.

Wie aber, wenn dieſe weltliche Kultur von dem Herrn der Kirche ſelbſt übernommen und gepflegt wurde? Savonarola ward gerichtet auf Geheiß Papſt Alexanders VI. am 23. Mai 1498, und der Sohn des Lorenzo Magnifico wurde Papſt als Leo X.

6. Das Fürſtentum der Päpſte.

Längſt war das Papſttum aus Avignon zurückgekehrt nach Rom. Die Chriſtenheit wie die Römer hatten heftig danach verlangt, und als die Beharrung Widerſtrebender das Schisma von 1378 zuwege brachte, beeiferten ſich die Franzoſen und die Deutſchen, die Einheit der Kirche unter einem römiſchen Papſt herzuſtellen. Es war der einzige große Erfolg des Konſtanzer Konzils, daß an Stelle von drei ſtreitenden Päpſten der eine Martin V. erhoben wurde, und daß dieſer Römer aus dem Hauſe Colonna im Jahre 1418 wieder ſeine alte Reſidenz beziehen konnte.

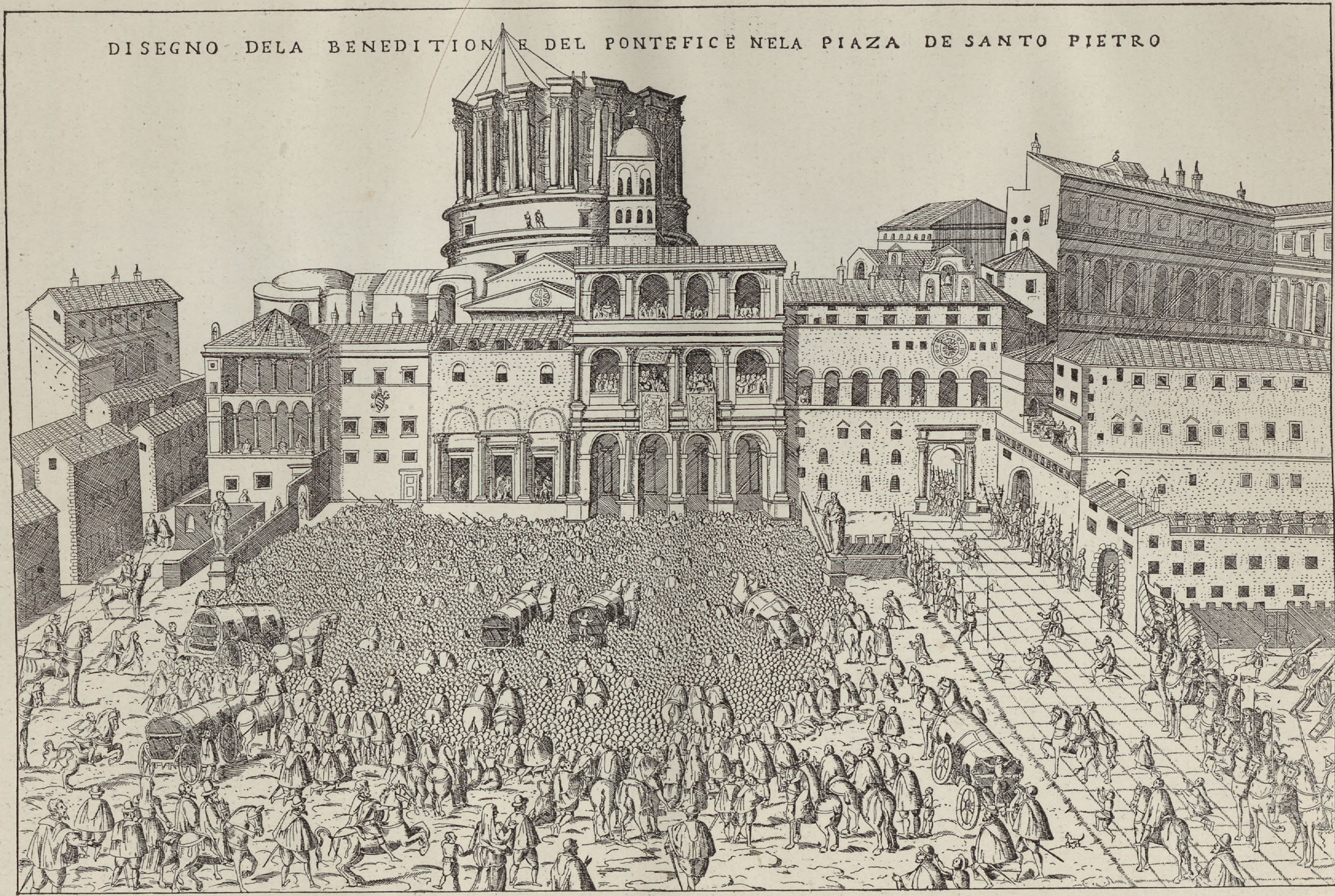
Das bedeutete, daß nun das Papſttum, das die Chriſtenheit regierte, wieder mitten hinein verſetzt wurde in eine Kultur, die ſich zwar in glücklicher Freiheit von Papſt und Kaiſer recht entfaltet hatte, im Grunde aber eines Geiſtes war mit dem des Papſttums. Seit Jahrhunderten war der Gedanke des Papſttums mit allen nationalen Bewegungen Italiens aufs engſte verbunden, oft genug ihre bedeutendſte Darſtellung geweſen. Im Exil von Avignon hatte man gerade an der Kurie den für die geiſtige Entwicklung ſo anregenden Austauſch der franzöſiſchen mit der italieniſchen Kultur erlebt, und ſeine Wirkungen lagen zutage. Nirgends gab es ſo viel Kleriker und damit Literaten auf einmal; nirgends auch, ſeitdem die Kurie das Taxen- und Steuerweſen derartig ausgebildet hatte, ſo große Geſchäfte und ſo bedeutende Mittel; nirgends war das Verhältnis zu den literariſchen und künſtleriſchen Intereſſen ſo alt und mit dem Weſen der Herrſchaft ſelbſt ſo ſehr verwachſen. So hatten längſt in dem Heer der Schreiber, Notare und Sekretäre der Kurie, unter ihren Prälaten und Kardinälen ſowohl humaniſtiſche wie antiquariſche Neigungen Wurzel gefaßt. Man baute, malte, dichtete und ſtudierte ſchon in Avignon, wie viel mehr in Rom, wo der Boden ſelbſt immer neue und bedeutende Anregungen gab.

Allein es gab in Rom auch neue Widerſtände, und das langſame Eindringen des politiſchen Geiſtes der Renaiſſance in die Geſinnung der Kurialen wie der Päpſte erzeugte neue politiſche Fragen und Löſungen. Erſt aus dem Durcheinanderwirken der alten Traditionen des Papſttums, des neuen Geiſtes der italieniſchen Kultur, der Anregungen des römiſchen Bodens, der Kämpfe um den Kirchenſtaat und der Schwierigkeiten im politiſchen Verkehr mit den italieniſchen Staaten und den auswärtigen Mächten ergab ſich das beſondere Weſen des Papſttums der Renaiſſance, das bald in dieſer Kultur eine überragende und ſtark wirkende Bedeutung gewinnen ſollte.

Die zerrüttete Herrſchaft des Kirchenſtaates, der ſich nach alten und umſtrittenen Privilegien der Kaiſer quer durch Mittelitalien erſtrecken ſollte, von Rom bis zu den Mündungen des Po, mußte mit den landesüblichen Mitteln wilder Condottieri und politiſcher Rechenkunſt hergeſtellt und behauptet werden; die waffenloſen Päpſte zitterten oft genug vor den Anſprüchen dieſer Bandenführer oder wehrhafter Kardinallegaten, und faſt unverändert blieb die eigenwillige Unbändigkeit ihrer Reſidenz, der die antiken Traditionen wie in den Zeiten des Arnold von Brescia († 1155) und des Cola Rienzi († 1354) immer einen Stich ins Republikaniſche gaben. Die erſten Pontifikate des 15. Jahrhunderts waren von ſolchen Nöten ganz erfüllt; gleichwohl zeigten ſich erſt nach und nach die Rückwirkungen auf das Papſttum ſelbſt, und nicht mit politiſchen, ſondern mit literariſchen und künſtleriſchen Leiſtungen tritt das römiſche Papſttum in die Renaiſſance ein. Schon unter Eugen IV. (1431—47) beginnt in größerem Stil die Einwanderung von Künſtlern und Gelehrten nach Rom, und wenn derſelbe Papſt Eugen zwar jahrelang fern von Rom, in Florenz, Hof halten mußte und hier die Verhandlungen mit den Griechen abhielt, ſo kamen doch grade hier an ſeinen Hof nur um ſo ſtärkere humaniſtiſche Anregungen, und es überraſcht nicht, daß nach ſeinem Tode das moderne Kardinalskollegium einen angeſehenen Humaniſten ſelbſt zum Papſt erhob, Nikolaus V. Er war nichts weniger als ein Fürſt oder ein Fürſtenſohn; ſeine Erhebung war vielmehr eine echte Erſcheinung der Renaiſſance in der hohen Würdigung gelehrt ſchöngeiſtiger Bildung, wie die Zeit ſie verſtand.

Nikolaus V. hatte nicht umſonſt ſo lange in Piſa und Florenz gelebt und geſehen, was große Herren leiſten können in Büchern und in Bauten. Nun mochte der ehemals ſo arme Tommaſo Parentuccelli mit Leone Battiſta Alberti über Plänen ſitzen, die nichts Geringeres bezweckten, als die ganze Leoſtadt neu zu bauen, die Straßen, Mauern, Türme, die Baſilika von St. Peter und den päpſtlichen Palaſt. Er begann wenigſtens, und man beſucht noch immer die enge Kapelle Nikolaus' V. mit den rührenden Fresken des Fra Angelico. Die vatikaniſche Bibliothek verehrt in demſelben Papſt ihren eigentlichen Begründer, und das Verzeichnis ſeiner perſönlichen Bücherei verrät, wie nahe ſeinem Herzen die Klaſſiker ſtanden.

Nach ihm gab es einen Stillſtand, denn der Spanier Calixtus III. hatte kein Verhältnis zur neuen Kultur; um ſo glänzender ſchien ſie zu triumphieren, als ſchon nach drei Jahren Enea Silvio Piccolomini den Stuhl Petri beſtieg, ein Humaniſt von noch ganz anderen Qualitäten als Nikolaus V. Und wenn der Pontifikat dieſes Papſtes Pius II. in der Tat nicht alles gehalten hat, was viele von ihm erhofften, ſo war es doch ein Ereignis, daß ein Mann von ſolcher Art und ſo fragwürdiger Vergangenheit die höchſte geiſtliche Würde erhielt. Enea Silvio war der vollendete Humaniſt nach dem Vorbild der Alten, Dichter und Hiſtoriker, gleichwohl ein Mann des bewegteſten Lebens, ein Politiker von ſeltener Erfahrung und Geſchmeidigkeit. Die menſchlichen Dinge


DISEGNO DELA BENEDITIONE DEL PONTEFICE NELA PIAZA DE SANTO PIETRO

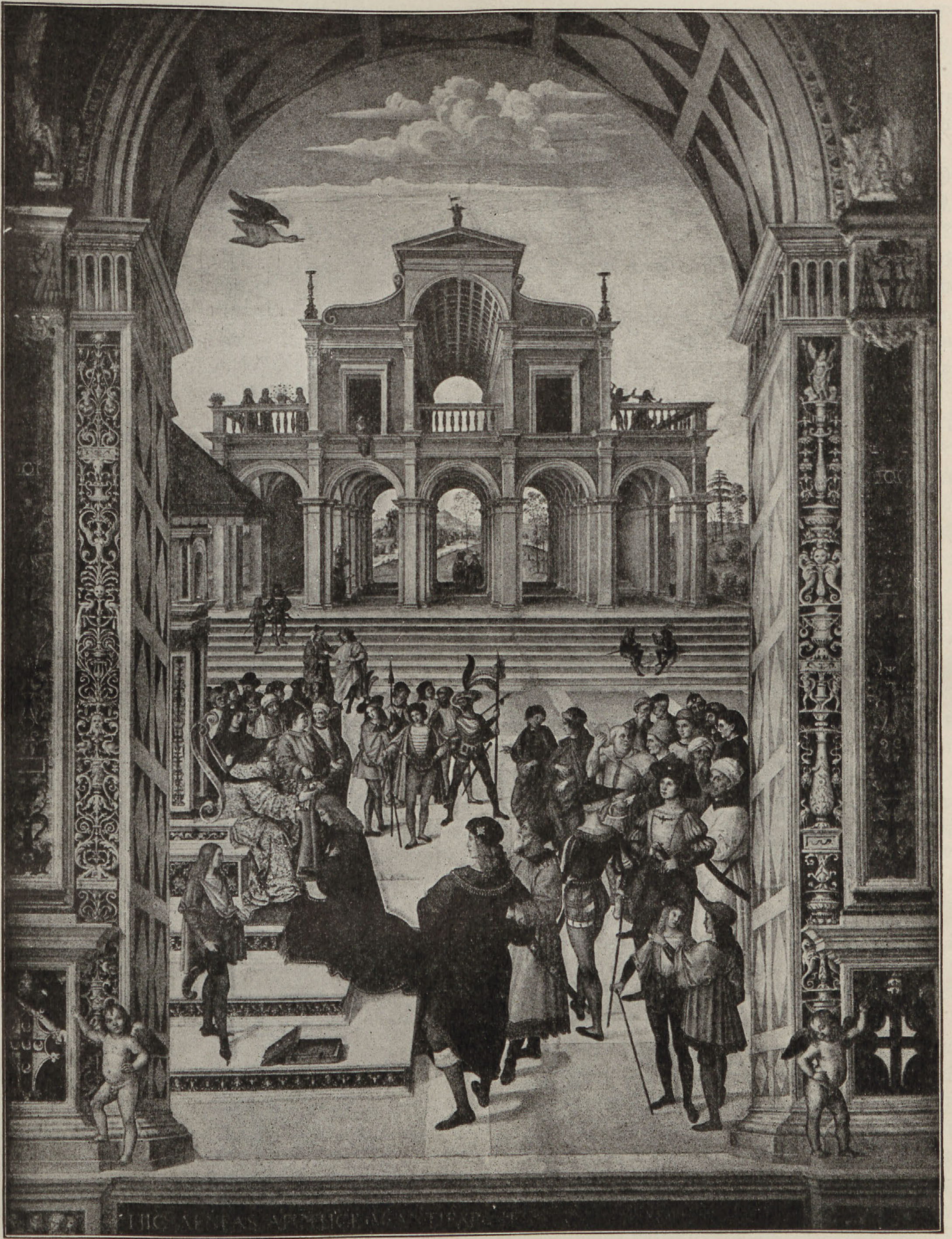
Erteilung des päpſtlichen Segens aus der Vorhalle von S. Peter; dahinter der Giebel der alten Baſilika und die Kuppel im Bau, rechts der Vatikan.

Stich des 16. Jahrhunderts, verwandt dem Fresko der Krönung Sixtus V. (1585) in der Vatikaniſchen Bibliothek.

erfaßte er ſcharf und lebte in ihrer Geſtaltung. Er iſt für Rom ſo charakteriſtiſch wie L. B. Alberti für Florenz; ſo viel univerſaler Rom war als das originellere Florenz, um ſo viel großzügiger war Leben und Wirken dieſes Papſtes als das eines Florentiner Edelmannes. Schon ſein Lebensgang hatte ihn hinausgeführt aus den engeren italieniſchen Verhältniſſen; er hatte oft die Partei und die Herren gewechſelt und vielgewandt war er aufgeſtiegen vom Sekretär zum Kanzler, zum Biſchof, Erzbiſchof und Kardinal. Trat bei ihm ſtets die Kennerſchaft auf künſtleriſchem Gebiet zurück hinter den humaniſtiſchen Intereſſen, ſo beeilte er ſich doch als Papſt, ſein Heimatſtädtchen Corſignano nach ſeinem Papſtnamen Pius in Pienza zu adeln und durch prächtige Bauten zu ſchmücken. Vom Papſttum nahm er gerade die univerſalen Tendenzen auf und begeiſterte ſich ehrlich für eine großartige Abwehr der Türken; ſo hat ihn ſpäter ſein Nepot und Nachfolger zu Siena in den Fresken der Libreria des Domes vor allem malen laſſen: auf dem Fürſtentage zu Mantua und auf dem Felſen von Ancona in Erwartung der chriſtlichen Galeeren. Univerſal war auch die letzte Richtung ſeiner Studien, wenn er teils nach den Alten, teils nach den Berichten der Reiſenden eine große Welt- und Länderkunde begann; bis tief nach Aſien hinein hatten ſich die Unternehmungen des italieniſchen Handels ausgebreitet und mit neugierigen Augen war ſchon vor 150 Jahren der junge Venezianer Marco Polo ſeinem Vater und ſeinem Oheim bis zu den Tataren gefolgt; nun bemühte ſich die hohe geiſtige Kultur ſeiner Heimat aus dem Einzelnen das Ganze, aus der Beobachtung die Wiſſenſchaft der Erdkunde aufzubauen. Zwar malten ſich die guten Deutſchen auch nachher noch das Bild eines Papſtes um vieles anders und von einer wahren Führung auch nur geiſtiger Art iſt nicht zu reden, aber die ungeheure Rezeptivität dieſer Zeit hat in dem Gelehrten und Memoirenſchreiber Pius II. auch von dem Stuhle Petri Beſitz genommen.

Rings um die humaniſtiſchen Päpſte ſah man erſt recht die humaniſtiſchen Kurialen. Was ſich in den höheren päpſtlichen Behörden gegen Ende des 14. Jahrhunderts vorbereitet hatte, das vollendete ſich um die Mitte des fünfzehnten; unter den apoſtoliſchen Sekretären fand man die bedeutendſten Vertreter der neuen Bildung und mehr als einer von ihnen blickt mit ſehr weltlichen Augen aus ſeinem geiſtlichen Gewande. Da iſt Poggio Bracciolini (1380—1455), einer von den Vielſeitigen und Unverwüſtlichen; er hat ſich lange herumgetrieben, viele ſchlechte Witze gemacht, auch für das ergreifende Martyrium des Huß zu Konſtanz nur ein mitleidiges Lächeln gehabt, und iſt doch in ſeiner Art auch ein Apoſtel geweſen. Derſelbe Mann, der im „Lügenſtübchen“ der päpſtlichen Kanzlei ſeiner Mediſance die Zügel ſchießen ließ und in der Umgebung Eugens IV. zu Florenz ſich mit Filelfo aufs ſchamloſeſte beſchimpfte, war doch einer der unermüdlichſten Sammler, zumal von Handſchriften, und ein fleißiger und hingebender Gelehrter. Seine gelehrten und antiquariſchen Intereſſen nahm um die Mitte des Jahrhunderts auf Flavio Biondo aus Forlì (1388—1463), den man den Vater der römiſchen Altertumskunde und wegen ſeiner Chronik „Vom Verfall des römiſchen Reiches ab“ auch den erſten Erforſcher der Geſchichte des Mittelalters nennen darf.

Über allen aber ragt empor Lorenzo Valla (1407—1457), der immer als einer der ſcharfſinnigſten Philologen geprieſen werden muß. Wenn er auch gleich faſt allen Standes- und Kulturgenoſſen wenig geneigt war, im praktiſchen Leben die Konſequenzen ſeiner Überzeugungen zu ziehen, ſo hat er doch theoretiſch kühner als alle andern, Probleme der Forſchung, der Weltanſchauung und der Politik aufgegriffen, und ganz iſt ſchon ihm der Konflikt mit den herrſchenden Mächten nicht erſpart geblieben. Er verſpottete die alte Logik und höhnte auf die hergebrachte Grammatik, und wenn er in dem „Dialog über die Luſt“ auch der chriſtlichen Weltanſchauung ſchließlich den Sieg nicht verſagte, ſo fand die „epikuräiſche“ Anſicht von der Erlaubtheit und Schönheit aller Genüſſe in ſeinem Beccadelli doch einen Vertreter von der gefährlichſten Überredungsgabe. Die Kirche trug dieſes Buch mit Gleichmut. Tief getroffen aber fühlte ſie ſich, als Lorenzo Valla an dem glänzenden Hofe des Königs Alfonſo zu Neapel dem Papſte, der noch einmal für das Haus der Anjou eintrat, ſein Lehnsrecht über das Königreich beſtritt, da deſſen Grundlage, die Schenkung Konſtantins erdichtet ſei. Hutten hat dieſe Streit- und Anklageſchrift ſpäter wieder weit verbreitet, wie Erasmus die kritiſchen Studien des Valla über den Text der römiſchen Bibelüberſetzung, der ſogenannten Vulgata, für wertvoll genug hielt, ſie ans Licht zu ziehen. Dieſer Lorenzo Valla iſt zwar eine Zeitlang von Rom ferngehalten, aber unter Nikolaus V. hat er ſeine Tage in Frieden beſchloſſen als Kanonikus am Lateran.



Pinturicchio, Dichterkrönung Enea Silvios durch Kaiſer Friedrich III.

Fresko in der Libreria des Domes von Siena.

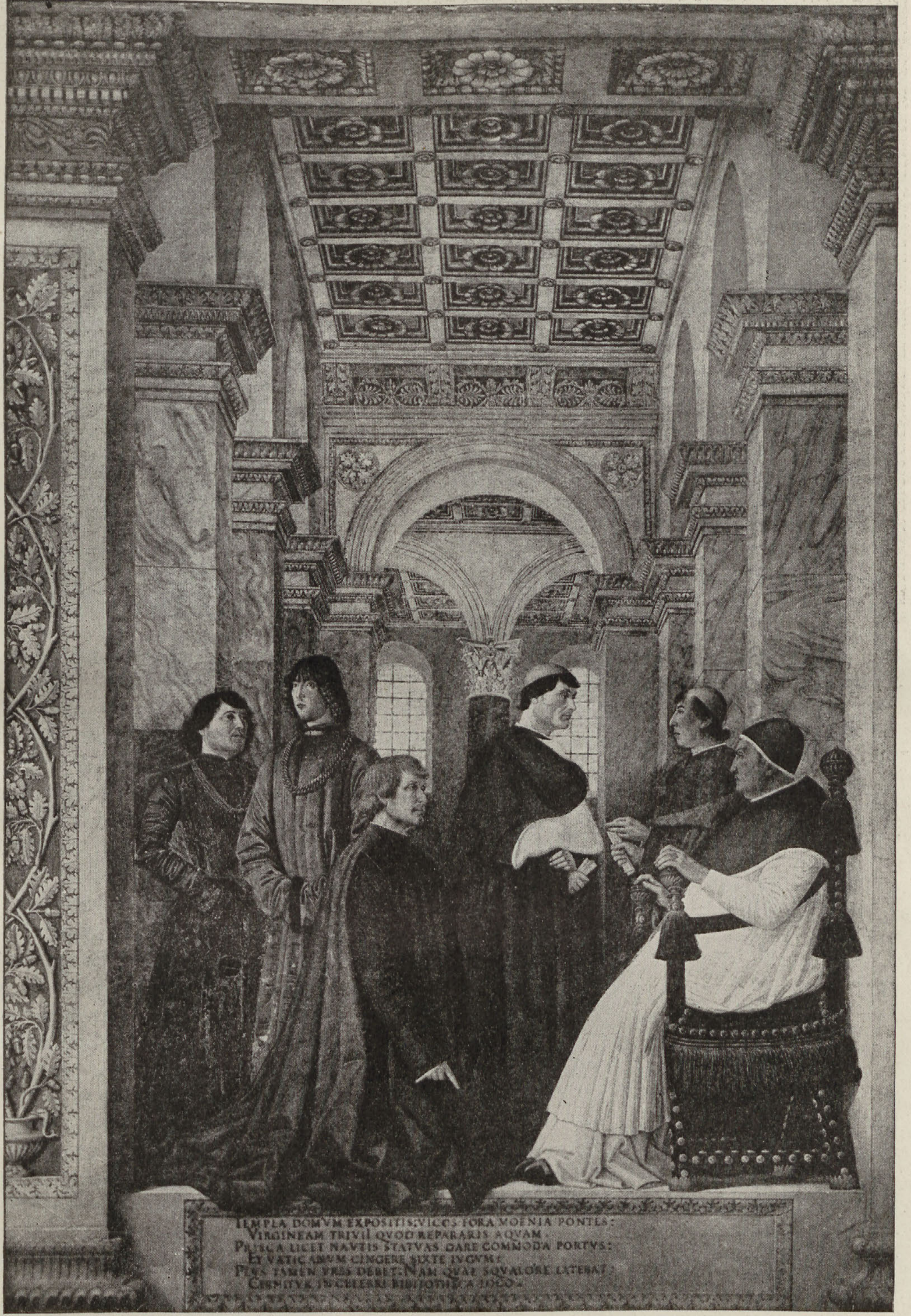
Man würde ſehr irren, wollte man annehmen, daß der geiſtigen Bewegung, in der dieſe Männer ſtanden, nicht eine ſtarke und oft gefährliche Gegenbewegung Abbruch getan hätte. Aber zu größeren Konflikten kam es doch immer nur, wenn das politiſche Gebiet berührt wurde. In der Stadt Rom lag genug Zündſtoff, und als man hinter den antiken Spielereien des Grammatikers Pomponius Laetus, des Hiſtorikers Platina und ihrer Freunde politiſche Umtriebe witterte, nahm man ſie in peinlichen Prozeß, der freilich bald wieder niedergeſchlagen wurde.

So viel ſieht man doch ganz deutlich, daß nach der Mitte des 15. Jahrhunderts unter dem Einfluß teils der neuen Bildung, teils des politiſchen Lebens bis in die oberſten Schichten der Kurie eine entſchloſſene Abwendung von den asketiſchen Idealen und bald auch eine ſehr robuſte Weltlichkeit ſich ausbreitete. Die ungeheuren, täglich geſteigerten Einnahmen der Kurie beförderten Luxus und Lebensgenuß auf allen Gebieten, und immer rückſichtsloſer wurde das Gedränge um Anteil an dieſen Gütern. Man ſtritt darum ganz offen mit Beſtechung, Waffen und Gift, aber freilich auch mit jener glänzenden Inſzenierung der eigenen Perſönlichkeit, ihrer Erſcheinung, ihres Auftretens, ihrer ſinnfälligen Fähigkeiten, ohne die ein Erfolg in dieſer Zeit ausgeſchloſſen ſchien.

Von Sixtus IV. bis auf Alexander VI. ſteigerten ſich die Widerſprüche von Amt und Leben ins Unerträgliche. Dieſe derben Genußmenſchen verdankten den Pontifikat weſentlich ihrer Berechnung und Rückſichtsloſigkeit und ſchließlich ſtanden ihnen die geiſtlichen Zeremonien nicht übler als einem Dogen von Venedig oder ehemals den Kaiſern von Byzanz. Von prieſterlichem Weſen iſt nichts mehr zu ſpüren, und ſelbſt die Pflege der Künſte und der Wiſſenſchaften dient nur der Prachtentfaltung und fürſtlichen Traditionen. Sixtus IV. ließ ſich von dem boshaften Platina die Geſchichte der Päpſte überreichen und beauftragte die erſten Maler Italiens, nach einem beſtimmten Programm ſeine Palaſtkapelle auszumalen, die ſixtiniſche. Alexander VI. hielt es nicht anders mit dem Appartamento Borgia. Aber wie ſehr täuſchen dieſe entzückend naiven Geſichter damaliger florentiner und umbriſcher Kunſt über den Geiſt ihrer Beſteller oder der Perſonen, deren Porträts man ſchmeichelnd in die Szenen fügte.

Das eigentlich Charakteriſtiſche des päpſtlichen Fürſtentums dieſer Zeit ſind die Nepoten, zuerſt Neffen und Verwandte, bald die natürlichen Söhne und Enkel der Päpſte. Sie verſorgten ihr Haus und ſtützten mit dieſen ergebenen Junkern und Kardinälen wieder ihre Regierung. Sixtus IV. war damit beſonders geſegnet; Innocenz VIII. war der erſte, der ſein Blut offen anerkannte; Alexander VI. hat auf ſeine Sprößlinge Ceſare und Lucrezia Borgia ſelbſt unſterblichen Makel gelegt. Man bemerkt, daß in dem krankhaft geſteigerten Kampf um Macht dieſe Nepoten erſt recht eine verbrecheriſche Haſt befällt, die kurze Zeit des Glücks zu nutzen und möglichſt viel zuſammenzuraffen, und erſchreckend kommt in ihnen das unedle Blut zum Vorſchein. Ihr Luxus iſt ſinnlos, bunt und aufdringlich; die üppigen Feſte, die der junge Kardinal Riario (1473) veranſtaltete, als Eleonore von Aragon, die Braut des Herzogs von Ferrara, Rom berührte, wiederholten ſich auch aus geringerem Anlaß und man begreift, daß der jugendliche Kardinal ſchon mit 27 Jahren den Tribut des Lebens zahlte.

Es hat etwas tief Erregendes, ſich die ungeheure Heiligkeit und Machtfülle dieſer Päpſte vorzuſtellen, deren Wort die ſchwerſte Schuld ſo gut wie die Eide der Völker löſte, vor deren Segen die Chriſtenheit zu Boden ſank, und dann zu leſen, wie dieſe Prieſter in heimlichen Ehen Kinder zeugten und verſorgten, ihren Frauen feile Männer kauften und durch den entweihten Mund ihrer Geliebten und Töchter jede Gunſt vergabten. Kaum war der Kardinal Rodrigo Borgia zum Papſt erhoben, als er ſich beeilte, den Bruder ſeiner ſchönen jungen Freundin Julia Farneſe zum Kardinal zu machen, zuſammen mit Ceſare Borgia, ſeinem eigenen Sohne aus der Verbindung mit Vanozza Catanei (1493). Die Zeitgenoſſen waren vieles gewohnt, und fröhliche Baſtarde gab es an allen Höfen, allein Prieſterkinder ließen ſich durch ſchamloſe Legitimationsakte ſo leicht nicht adeln, und es bedurfte gewaltiger Vergabungen aus Kirchengut, bis das edle Haus der Eſte zu Ferrara die Papſttochter Lucrezia Borgia bei ſich aufnahm (1502). Ihr Bruder Ceſare hatte die Vierundzwanzigjährige ſchon zweimal zur Witwe gemacht; dem erſten ihrer Männer nahm er die Ehre und ſein kleines Fürſtentum; einen andern ließ er im Vatikan ſelbſt anfallen und, als der Verwundete zu geneſen ſchien, erdroſſeln. So erſcheint doch Ceſare Borgia unter den Halbweltfiguren dieſer Papſtfamilien als der grauenhafteſte. Kaum erwachſen, gab


TEMPLA DOMVM EXPOSITIS: VICOS FORA MOENIA PONTES:
VIRGINEAM TRIVII QVOD REPARARIS AQVAM.
PRISCA LICET NAVTIS STATVAS DARE COMMODA PORTVS:
ET VATICANVM CINGERE SIXTE IVGVM:
PLVS TAMEN VRBS DEBET: NAM QVAE SQVALORE LATEBAT:
CERNITVR IN CELEBRI BIBLIOTHECA LOCO.

Melozzo da Forli, Sixtus IV. mit Nepoten und dem knieenden Bibliothekar Platina.

Fresko aus der alten Bibliothek, jetzt in der Pinakothek des Vatikan zu Rom.

Pinturicchio, Dekorationen und Allegorien der freien Künſte.

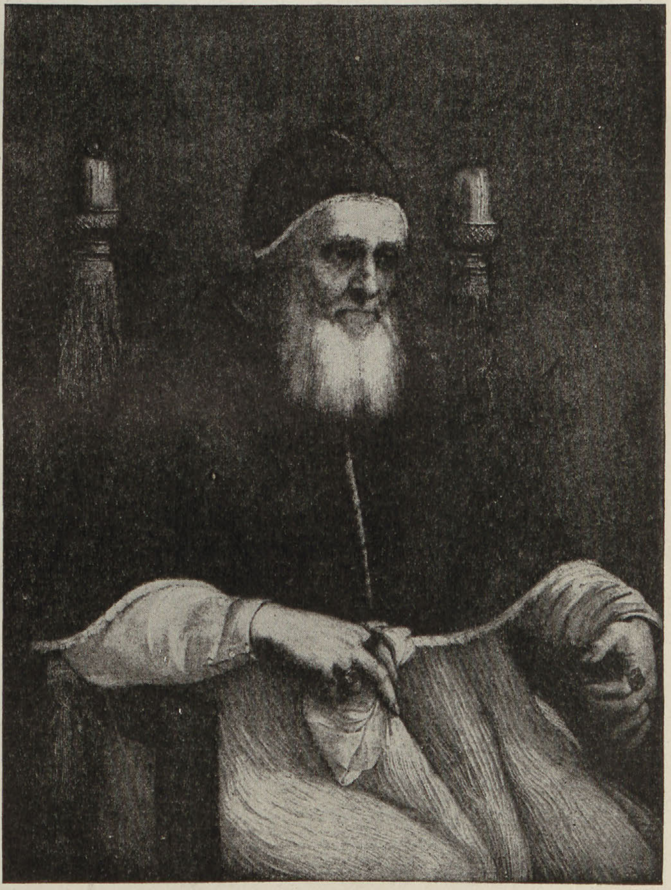
Appartamento Borgia im Vatikan zu Rom.

er die Würde eines Kardinals und Erzbiſchofs ſchon wieder auf, um ſich mit einer Prinzeſſin von Navarra zu verbinden und im Schutze Frankreichs, mit Hilfe des nie verſagenden Vaters und unbeſchreiblicher Kaltblütigkeit des Verbrechens ſich ein Fürſtentum zu gründen. Einer nach dem andern von den kleinen Gewaltherren innerhalb des Kirchenſtaates mußte ſeinen Truppen oder ſeinen Häſchern weichen. So ganz verloren war die Zeit an Glanz und Erfolg, daß er bei vielen ungemeſſene Bewunderung fand, — er war ſo kühn und frech wie ſein Vater reich, ſchön und verführeriſch erſchien.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hat ſich das Bild der Mächte in Italien ungemein vereinfacht. In die Lombardei teilten ſich die Republik Venedig, das Herzogtum Mailand und die kleinen Fürſtenhäuſer der Gonzaga und der Eſte. Toscana beherrſchte der Staat Florenz, dem auch Piſa, Arezzo, Piſtoja neben ungezählten kleinen Städten einverleibt waren; von einiger Bedeutung blieb daneben nur Siena. Im übrigen galten die weiten Gebiete von der Mündung des Po bis an die Grenzen des Königreichs Neapel als Staat der Kirche. Es lagen darin zahlreiche kleine Lehnsfürſtentümer, alte Herrſchaften und jüngere Signorien. Um ſolche Herrſchaften ſtritten die Barone und Kardinäle, die Päpſte und Nepoten; Ceſare Borgia war auf gutem Wege, die meiſten für ſich zu erwerben, als ſein Tod ihn vor dem Ruin bewahrte, der dem Tod des Vaters folgen mußte; dann traten die alten Herren meiſt wieder in ihre Rechte. An das lockere Gefüge des Kirchenſtaats ſchloß ſich nach Süden das Königreich Neapel, ſeit der Eroberung durch Alfons von Aragon (1442) wieder mit Sizilien verbunden. Jetzt herrſchte hier ſeine Baſtardlinie, aber auch ſie zeigte bereits die angiovinische Entartung. Es war, als könne die ererbte Liederlichkeit Neapels nicht mehr geſunden; Ferrante trieb die deſpotiſchen Launen wieder auf die Spitze; er überwand eine Verſchwörung der Barone, als er ſich aber zum Sterben niederlegte, drohte ſeinem Sohne ſchon der Anmarſch der Franzoſen. Der Regent von Mailand, Lodovico il Moro, hatte ſie ſchadenfroh nach Italien gerufen, da er ſeinen herzoglichen Neffen, den Eidam des Königs von Neapel, zu beſeitigen wünſchte. In dem ritterlichen Frankreich regte ſich die Stimmung für eine ſo romantiſche Unternehmung; denn die Krone Frankreich hatte in raſcher Folge die großen Kronlehen zurückgewonnen, Burgund, Provence, Anjou, Maine, zuletzt die Bretagne; jetzt reklamierte ſie als Zubehör des Erbes der Anjou auch Neapel. Man redete von dieſen Dingen in Italien, aber man hatte doch keine Vorſtellung, was nun geſchehen werde und wie man ſich verhalten müſſe. Karl VIII. von Frankreich kam als Herr nach Italien (1494), er kam nach Piſa, kam nach Florenz und begehrte die Herrſchaft wie nur je ein Anjou oder Valois. Die Bürger trotzten und drohten mit dem Sturmgeläute; für den Augenblick beſchied ſich der König und zog nach Rom. Hier kam die Herrſchaft nicht in Frage, wohl aber zwang der König den hilfloſen Alexander VI. zu bewilligen und gutzuheißen, was ihm gefiel. Neapel fiel ihm faſt mühelos in die Hände. Damit war das welthiſtoriſche Kampfſpiel eingeleitet zwiſchen Spanien und Frankreich, bei dem die größten Fürſtentümer Italiens den Einſatz bildeten.

Nun gab es einen andern Stil in den Dingen Italiens. Zunächſt behaupteten ſich die Franzoſen in Mailand, wie die Spanier nach neuen Kämpfen in Neapel. Lodovico il Moro endete als Gefangener in Frankreich. Zwiſchen Frankreich und Spanien hielten ſich bedeutend nur Venedig, Florenz und der Papſt; allein auch Venedig behauptete ſeine Stellung mit Mühe, Florenz erlitt Verluſte. Wirklich machtvoll erhob ſich allein das Papſttum; es genoß doch den Vorteil einer gewiſſen Unverletzlichkeit und gewann dazu in dem neuen Papſte Julius II. (1503—1513) einen Herrn, der wenigſtens als Fürſt und Herrſcher dieſen Zeiten gewachſen war.

Man erblickte den hochragenden Kardinal Giuliano della Rovere bereits unter dem Gefolge Sixtus' IV., ſeines Oheims. Er gehörte unzweifelhaft zu jener Generation unternehmender Kirchenfürſten, die das Papſttum betrachteten wie nur je ein Condottiere oder Capitano die Signorie einer Stadt oder den Herzogshut von Mailand. Die Mittel, die zum Papſttum führten, waren Geld und weite Verbindungen, Prachtentfaltung und rückſichtsloſes Machtbegehren. Darin aber war Julius II. allen Vorgängern und Mitſtrebenden weit überlegen, daß ihm nicht der Genuß, ſondern der Kampf und die Herrſchaft als ſolche das eigentliche Lebenselement waren; und ſo vollendete Julius II. in jeder Hinſicht das Fürſtentum der Päpſte. Er hatte keine Nepoten; er war ſelbſt ein Krieger von Anlage und Betätigung; als ſolcher bewährte er ſich im harten Winter 1511 vor Mirandola. Er wußte auch Politik zu treiben; erſt verbündete er ſich mit Frankreich, Aragon und dem Kaiſer gegen Venedig in der Ligue von Cambrai, und bei Agnadello räumten die Venezianer das Feld. Die Herrſchaft Venedigs auf der Terra ferma ſtand zu des Papſtes Gnaden, und Julius II. hatte dieſe Gnade, denn er beeilte ſich, nun mit den Venezianern einen noch vorteilhafteren Bund zu ſchließen. Alle Gegenbemühungen und ſelbſt der Sieg der Franzoſen bei Ravenna unter Gaſton de Foix (1512) waren ver-

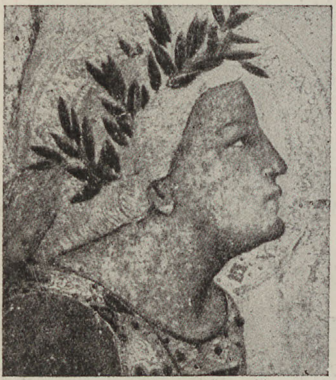


Raffael, Porträt Papſt Julius' II.

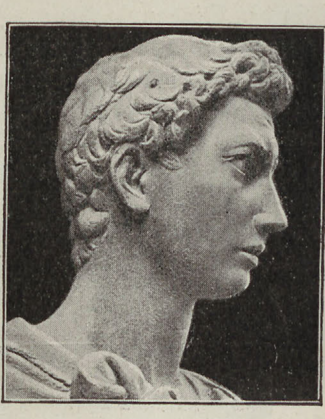
Galerie des Palazzo Pitti in Florenz.

gebens; der Papſt verdrängte die Franzoſen aus Mailand und damit aus Italien; ein junger Sforza wurde in Mailand eingeſetzt — ein Medici in dem mit Frankreich bis dahin verbündeten Florenz. Es war bitter für die florentiner Demokraten, aber die Sammlung der Italiener unter Führung des Papſtes hatte unzweifelhaft einen großen Zug.

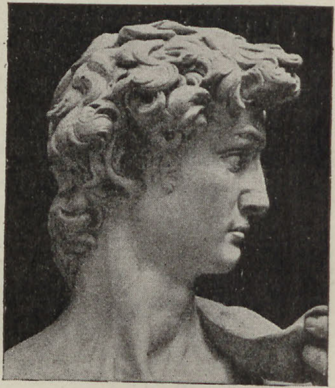
So ſammelte dieſer Papſt denn auch die Ausleſe aller Talente an ſeinem Hof, und wenn er ſelbſt geringere Freude an den Werken der Kunſt gehabt hätte, — er war der einzige große und mächtige Auftraggeber ſeiner Jahre. Die Zeiten der freien Städte waren dahin, die Signorien waren wenigen Fürſtentümern gewichen und dieſe hatten faſt alle ſchwer gelitten. Das päpſtliche Rom, das an der Entſtehung der neuen Kultur ſo gut wie gar keinen Anteil gehabt hatte, erntete mühelos ihre reifſten Früchte. Denn weſentlich für die Päpſte wurden alle jene Herrlichkeiten geſchaffen, die für uns den klaſſiſchen Stil oder die Hochrenaiſſance bedeuten.



Lorenzetti, Engelskopf.
14. Jahrh.



Donatello, S. Giorgio.
15. Jahrh.



Michelangelo, David.
16. Jahrh.

7. Die Hochrenaiſſance.

Man darf zweifeln, ob die Aufgabe des Hiſtorikers ſo weit geht, nicht nur das einzelne feſtzuſtellen und zu verknüpfen, ſondern in der verwirrenden Fülle des einzelnen noch das Typiſche zu ſuchen und auch die grellen Widerſprüche des Entſetzlichen mit dem überwältigend Schönen, wie ſie die Renaiſſance bietet, aufzulöſen. Will man derartiges verſuchen, ſo muß man ſich klar machen, daß alle Verarbeitung und Geſtaltung der Erfahrung auch während dieſer überaus reichen Periode menſchlicher Entwickelung durchaus einſeitig erfolgte, nicht im Sinne philoſophiſcher Weltergründung, nicht in logiſcher Dialektik, wie in der normanniſch-franzöſiſchen Kultur des 12. und wieder des 17., 18. Jahrhunderts, auch nicht im Sinne ſittlicher Forderungen, wie ſie die großen Deutſchen des 16. und 18. Jahrhunderts geſtellt haben, ſondern vorwiegend im Sinne der ſchönen Form. Was ſie alle erfüllt von Dante, Petrarca bis hinab auf die Künſtler des 16. Jahrhunderts iſt die heftige Erregung für alles Geſtaltete, alles Perſönliche. Humanismus im weiteſten Sinn, Bewunderung des Menſchen wie er ſich darſtellte und zur Geltung brachte, wie er Furcht, Mitlied, Begeiſterung oder ſchwärmeriſche Liebe erweckte, das iſt das Beherrſchende. Deshalb kennt auch die Phantaſie nichts Höheres als das Bild des ſchönen, ergreifenden, über alle Wirklichkeit herrlichen Menſchen. Schon die Kunſt des 15. Jahrhunderts, zumal die florentiner, bewegte ſich in der Richtung auf dieſes Ziel. Daß aber die letzte Steigerung der Anſprüche wie der Mittel nochmals in Florenz erfolgte, gehört zu den überreichen Gnaden dieſer Heimat alles Schönen.

Als der junge Raffael Santi aus Urbino (1483—1520) noch als ſchüchterner Anfänger nach Florenz kam und hier neben einigen Bildniſſen die erſten liebreizenden Madonnen malte, war die ältere Generation der Künſtler vom Schauplatz abgetreten; die letzten hatten in der Kataſtrophe des Savonarola das Malen und das Bilden verlernt. Nur die jüngeren und zugleich die kräftigſten und tiefſten Perſönlichkeiten, Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo della Porta,

Handzeichnungen von Leonardo da Vinci.

Mädchenkopf.

Handzeichnung in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand.

Konſtruktionsſkizzen mit eigenhändigen Erläuterungen.

Aus dem Codice Atlantico der Biblioteca Ambroſiana zu Mailand (vollſtändig veröffentlicht in mehreren Bänden durch Ulrico Hoepli, Mailand, 1894—1903).

Studienkopf in Flechten

Handzeichnuug in der Sammlung des Schloſſes zu Windſor.

Entwürfe zu einem Reiterdenkmal. Leonardo erhielt zweimal den Auftrag, ein ſolches auszuführen, zuerſt durch Lodovico il Moro für Franceſco Sforza, ſpäter durch Ludwig XII. für den Marſchall Trivulzio. Ausgeführt iſt keins.

Handzeichnung
in der Sammlung des Schloſſes zu Windſor.

Sogenanntes Selbſtbildnis des Leonardo da Vinci.

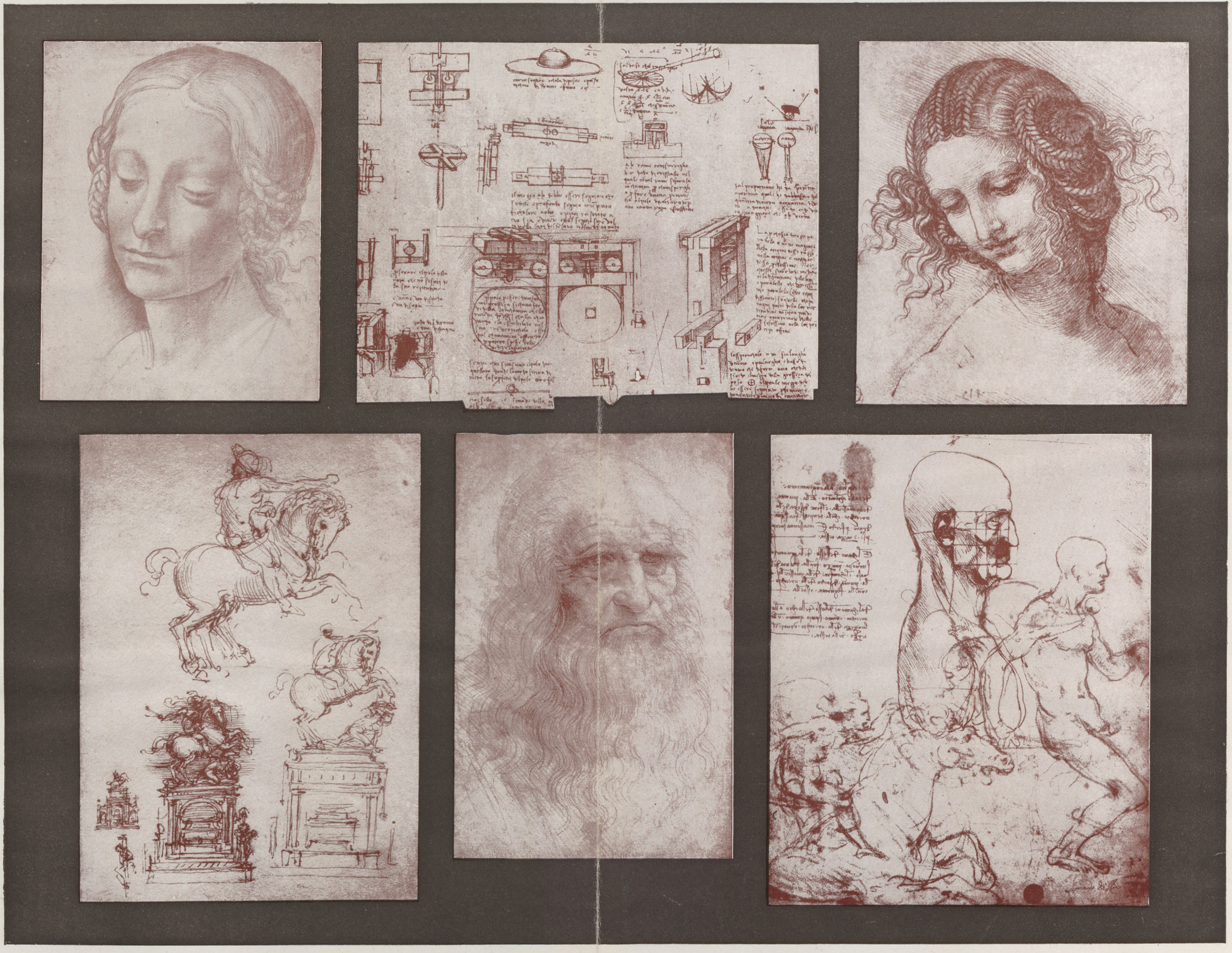
Handzeichnung in der Königlichen Bibliothek zu Turin.

Reiterſkizzen (in Rötel) und Profilkopf mit Proportionslinien des menſchlichen Antlitzes, die in den Handzeichnungen der Zeit öfters vorkommen. Links oben Bemerkungen in der für Leonardo charakteriſtiſchen Spiegelſchrift.

Handzeichnung
in der Academia delle belle arti Venedig, 236.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

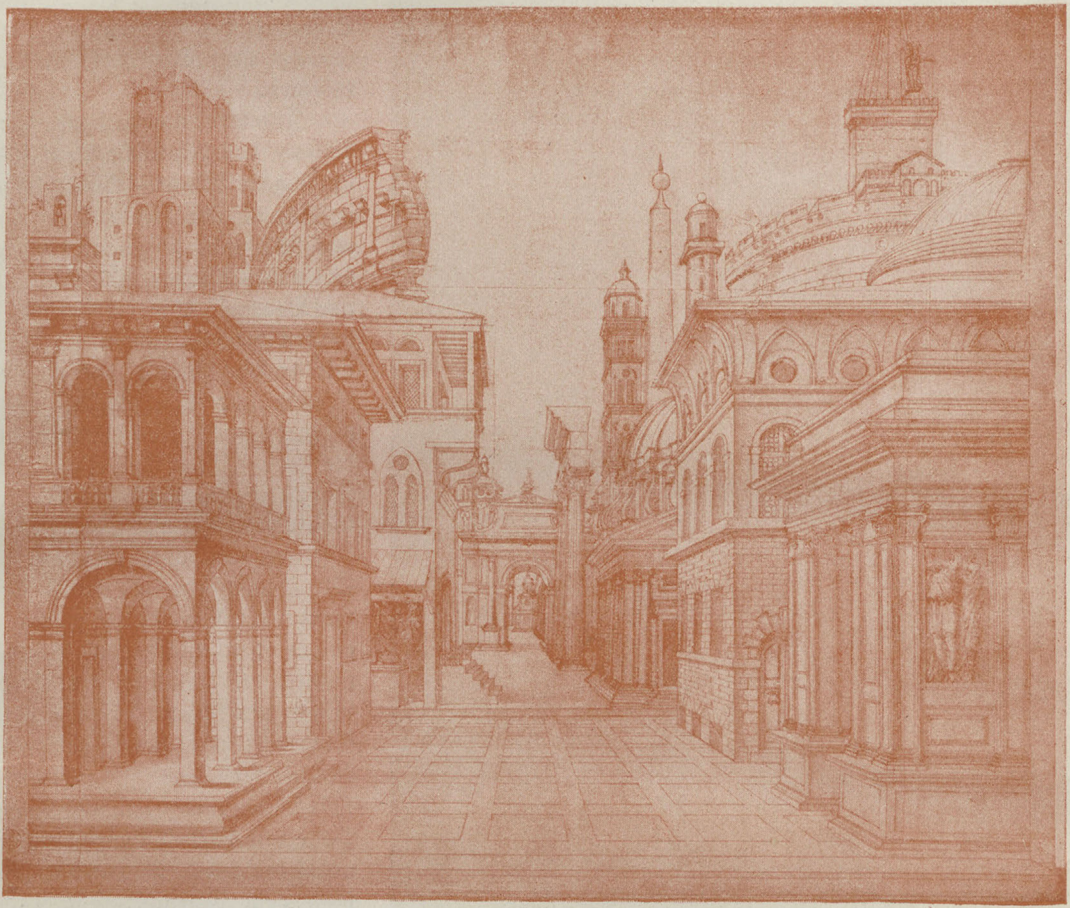
Stadt-
bücherei
Elbing



Handzeichnungen von Leonardo da Vinci

Stadt-
bücherei
Elbing

Michelangelo Buonarroti und einige Altersgenoſſen hatten ſich durch die bewegte Zeit behauptet und begründeten nun die vollendete Art, die noch ein Menſchenalter ſpäter Vaſari la moderna nannte. Es gibt zu denken, daß dieſe Art damals den großen Stil, die höchſte Strenge der Geſtaltung bei vollen und reifen Formen bedeutete. Die Künſtler zehrten von einem ganzen Jahrhundert glücklichſter Arbeit, intenſivſter Beſchäftigung mit der Erſcheinungswelt. Der enge Bereich immer wiederkehrender Aufgaben erleichterte die Vereinfachung der Formen und die Erkenntnis des Bedeutenden. Das Bedeutendſte aber, das Gerüſt aller Darſtellung und aller Konſtruktion, blieb ſtets der bewegte Menſch, deſſen Bild noch immer in antiker Tradition als Gott und als Heiliger auf den Altären ſtand. Daß eben auf dem Gebiet der bildenden Kunſt dieſe Zeit ihr Größtes geleiſtet hat, lag unzweifelhaft mit an dieſer eigentümlichen Verbindung des äußerlich Kirchlichen mit dem ſinnlich Weltlichen, und der anſchauende Zug der Zeit meiſterte alles.

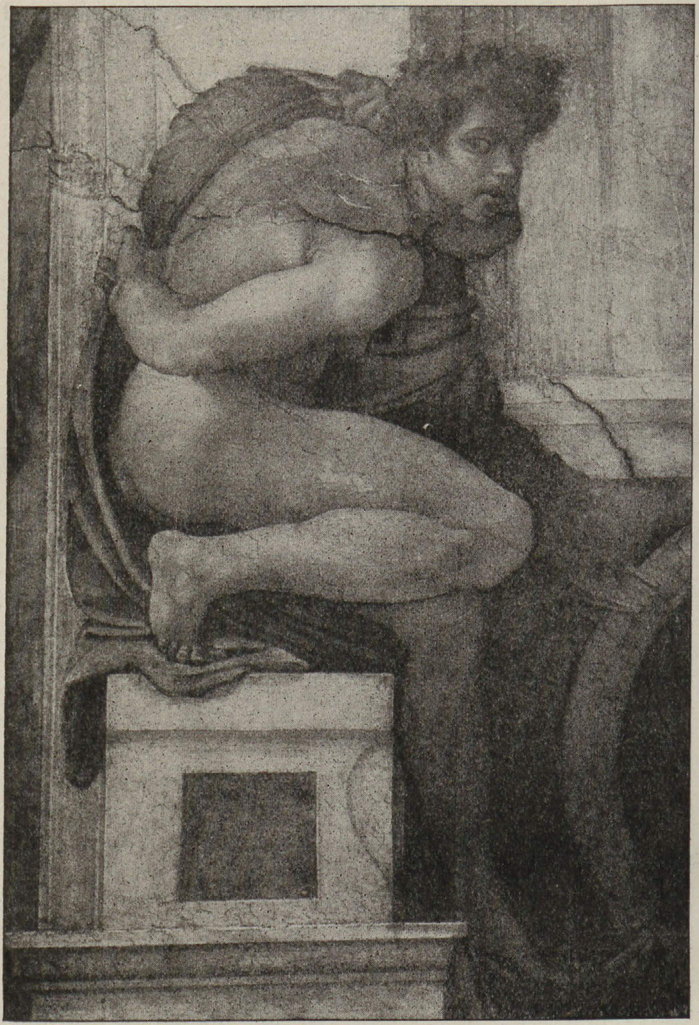


Baldaſſare Peruzzi, Antike Bauten u. Entwürfe.

Sammlung von Handzeichnungen in den Uffizien zu Florenz.

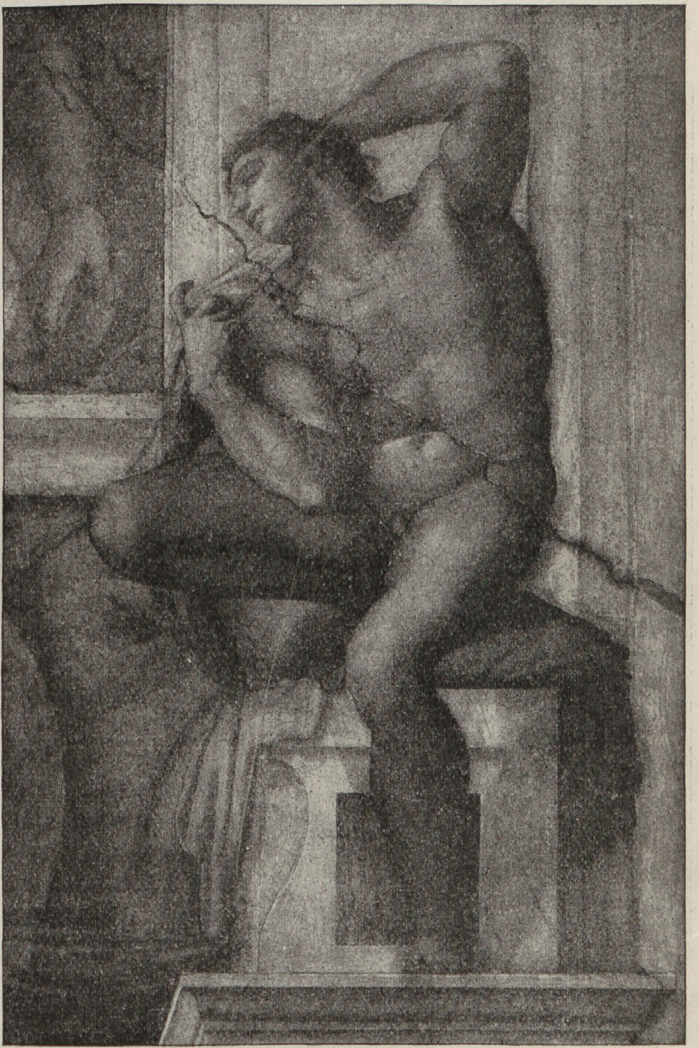
In Florenz herrſchte nach dem Tode Savonarolas noch einmal die Republik, und in glücklicher Zuverſicht ließ ſich das reiche Volk den großen Saal des Stadthauſes ausmalen durch Lionardo da Vinci und Michelangelo Buonarroti (1475—1563); ihre viel bewunderten Kompoſitionen ſind vor der Zeit vergangen, und die Geſtalt des großen Lionardo wird immer nur in Umriſſen geahnt nach den wenigen Reſten ſeiner Werke, nach dem magiſchen Eindruck auf die Zeitgenoſſen und der Fülle ſeiner Skizzen; leidenſchaftlicher hat nie einer ſeine Augen geweidet, als dieſer Seher, der das Leben ſpürte in allen Fäſerchen und jedem Hauche flüchtigen Lichterſpiels, der zuerſt die Kräfte der Natur in ſinnreichen Maſchinen zu bändigen ſtrebte.

Dagegen erhielt ſich die Koloſſalſtatue des David, die Michelangelo als Symbol der Freiheit an die Pforte des Stadthauſes ſtellte. Auch die Kirchen und Klöſter ſahen Werke, derengleichen die frühere Generation nicht geahnt hatte. In einem großartigen Gefühl für Architektonik, nach den in der menſchlichen Geſtalt ſelbſt liegenden Elementen der Symmetrie, des Gleichgewichts und der getragenen Bewegung, löſte ſich die Geſtaltenfülle und der Reichtum der Erfindung des letzten Jahrhunderts zu einem neuen Stil; die Individualitäten ordneten ſich wieder unter dem höheren Gemeingefühl. Gemälde, Statuen, Räume und Gebäude atmen denſelben Geiſt bewegter Schwere. In den florentiner Kirchen zeugen davon nicht minder die gebildete Schönheit des Andrea del Sarto wie der tiefe Ernſt des Fra Bartolomeo.



Michelangelo, Sklave. Fresko an der Decke der Sixtiniſchen Kapelle zu Rom.

Immer nachhaltiger aber äußerte das päpſtliche Rom ſeine überlegene Macht. Schon lebten in Rom die Baumeiſter Bramante aus Mailand, Giuliano da San Gallo aus Florenz, Fra Giocondo aus Verona. Wie die Päpſte, ſo bauten die vornehmen Kardinäle mit großen Mitteln ihre Kirchen, Paläſte und Landhäuſer. Bildhauern und Malern winkten hier die lohnendſten Aufgaben. Alle Vorgänger überbot Julius II. Bramante erhielt zunächſt den größten Auftrag mit dem Neubau von St. Peter; am 18. April 1506 wurde der Grundſtein gelegt zu einem der mächtigen Kuppelpfeiler. Gleichzeitig ergriff der Papſt den Plan ſeines eigenen Grabmals und berief dafür den Michelangelo aus Florenz; deſſen tiefe Phantaſie erſann alsbald eine Fülle unerhört ſchöner Geſtalten, und ſeine Hände ſtreckten ſich ſchon nach dem Marmor. Da brachte die Frage der würdigen Aufſtellung des Grabmals in St. Peter dieſen Plan ins Stocken, und zunächſt widerwillig ergoß der Bildner, der bis dahin kaum gemalt hatte, den ganzen Reichtum ſeiner Figuren über die Decke der ſixtiniſchen Kapelle. Seine Dichterkraft bildete die uralten Geſchichten von der Schöpfung der Welt und des Menſchen, von ihrer Verfehlung und Verheißung in Geſichten, die allen folgenden Jahrhunderten wie eine Erneuerung der Offenbarung geworden ſind. Größeres war nicht zu ſagen, und bedeutendere Formen hat noch keine Zeit dafür geſchaffen. Rings um die Geſchichten vom Sein oder Nichtſein des Menſchen aber entfaltet ſich in unendlichen muſikaliſchen Variationen die Schönheit der bewegten menſchlichen Geſtalt. Dem Raffael, der über dem großen Stil und über dem täglichen Lernen von den Florentinern nie die weiche Lieblichkeit ſeiner umbriſchen Schule verloren hat, gab der Papſt ſeine Wohngemächer auszumalen, darunter den Raum der Bibliothek, der ſpäter zur Camera della Segnatura wurde. Da ſchuf der junge Mann, beraten von der humaniſtiſchen Geſellſchaft, die großen Sinngemälde der Theologie, der Poeſie und der Wiſſenſchaft, wie die Geſtalten des geiſtlichen und weltlichen Rechts, im Grunde doch Triomfi nach Art des Petrarca, aber von unendlich größerer Freiheit: Allegorien und Liſten berühmter Männer in der ausdrucksvollſten Konzeption ihrer ſinnlichen Darſtellung. Auch dieſe Werke ſind Bekenntniſſe, ſo gut wie die elegiſchen Figuren Botticellis. Sie verraten wirklich das ſtrahlende Selbſtbewußtſein dieſer Kultur, darin ihre Widerſprüche und Greuel überwunden ſcheinen durch die Phantaſie. Die Weltanſchauung des Mittelalters iſt in ihren Grundzügen verlaſſen und dafür der Sieg des Humanismus laut verkündet, wenn hier neben eine ganz humaniſtiſch, ganz perſönlich gefaßte Theologie (die „Diſputa"), in der „Schule von Athen" die Verherrlichung der Wiſſenſchaften und der Philoſophie geſtellt iſt, und zwiſchen beiden ſich der Parnaß erhebt als Heimat der Poeſie, die nicht minder als Angelegenheit derſelben ſchöngelehrten Bildung angeſprochen wurde.

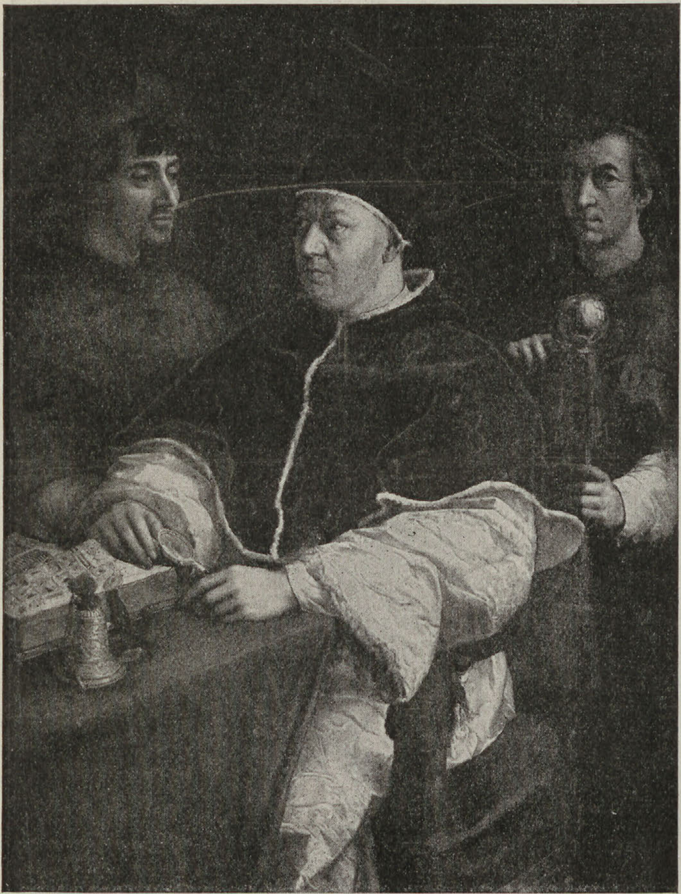


Michelangelo, Sklave.

Fresko an der Decke der Sixtiniſchen Kapelle zu Rom.

Begonnen ſind dieſe und viele andere Werke für Julius II., vollendet für Leo X., der ſich, wie einſt ſein Vater Lorenzo Magnifico zu Florenz, ſonnte in dem Glanz des Lebens, das er dem Vorgänger verdankte. Auch er wollte beiſteuern zum Schmuck der ſixtiniſchen Kapelle, die das Juwel des päpſtlichen Palaſtes wurde, und ließ den Raffael die Kartons zeichnen zu den Prunkteppichen, mit denen man bei feſtlichen Anläſſen den Sockel dieſes Raumes ſchmücken wollte. Der reif gewordene Künſtler gab darin vielleicht das Vollendetſte an überlegter Kompoſition und Klarheit des Ausdrucks; auf den Borten aber erzählte er in halb antiken Bildern das Leben des Papſtes. Er malte auch die vornehmſten Figuren dieſes Fürſtenhofes, und alle Zeiten werden ſie glücklich preiſen wegen ſeiner klugen und liebenswürdigen Verewigung ihres Weſens.

Da die erſte Not der großen Kämpfe vergangen ſchien, kamen nach der Neigung des behäbigen und genußfähigen Papſtes auch andere Züge des kurialen Lebens wieder zum Vorſchein. Man ließ bauen und malen, dichtete und ſang, gab muſikaliſche und mimiſche Aufführungen bis über die Grenze des Schönen. Gleichwohl hatte dieſe lockere Geſellſchaft noch das Glück einer weiteren Bereicherung ihres Bildungsſtoffes und ihrer Formen. Man kam der Antike überall doch wirklich näher, und wenn man jetzt in Rom nach Beſchreibungen der Klaſſiker antike Stoffe malte, wie Sodoma im Schlafgemach des Agoſtino Chigi die Hochzeit Alexanders mit der Roxane nach Lucian, oder Raffael in derſelben Villa den Triumph der Galathea, ſo hatte das doch etwas ganz anderes zu bedeuten als noch ein Menſchenalter früher die befangenen Mythologien der Florentiner. Noch mehr. Aus dem römiſchen Boden ſtiegen jetzt für dieſe vielen ſehenden Augen nicht bloß Bildſäulen und Zierſtücke, ſondern ganze Syſteme von Anregungen auf, aus Fundamenten, Grotten und Ruinen. Vieles ſuchte man unmittelbar zu verwerten. Im übrigen wurde planmäßig ausgegraben, und von Raffael erhoffte man ſchon, daß er als Generalaufſeher dieſer Arbeiten nicht bloß reiche Anregungen der Dekoration, ſondern geradezu ein vollkommenes Bild von dem alten Rom zurückgewinnen würde. Er war das Sinnbild dieſer Zeit fröhlichſter Zuverſicht, ſpielender Löſung aller Aufgaben der Darſtellung und immer noch unerſättlicher Begierde nach gelehrter und ſchöner Bildung. Sein einziges Talent umfaßte alles mit derſelben Genialität, und Pietro Bembo mochte bei dem frühen Tode des Urbinaten (1520) klagen, daß die Mutter Natur ſelbſt mit ihrem ſchönſten Kinde zu vergehen drohte. In Wahrheit hatte man die Mittaghöhe lange überſchritten und der goldene Tag ſank unaufhaltſam hinab.

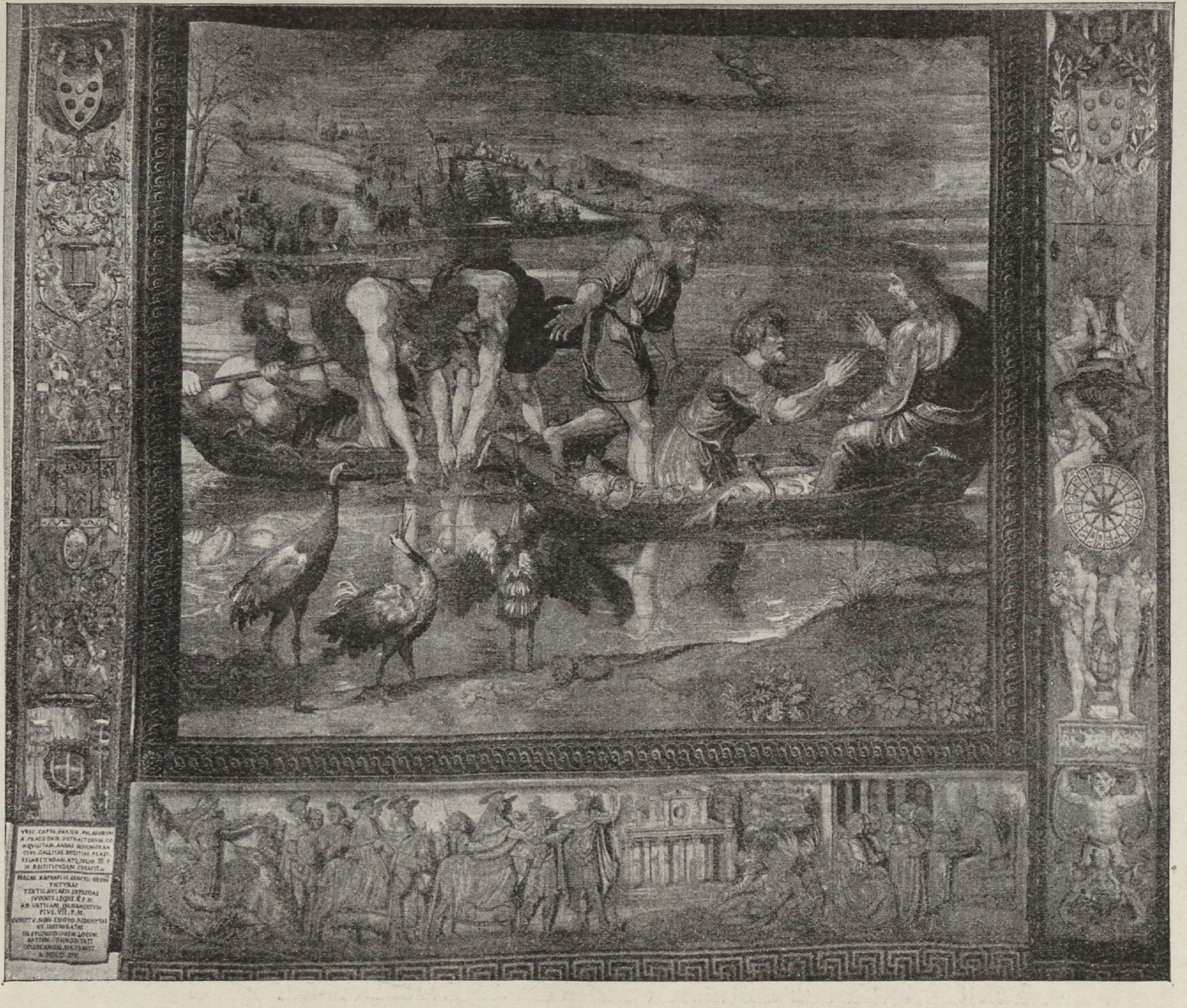


Raffael, Papſt Leo X. mit den Kardinälen Medici und Roſſi. Galerie Palazzo Pitti in Florenz.

* * *

Das päpſtliche Rom war groß geworden auf Koſten der anderen Staaten. Rom ſelbſt hat keine Talente hervorgebracht, weil es in dieſen Jahrhunderten nie mehr ein freies und tätiges Volk gehabt hat, und auch ihm fehlte der Nachwuchs, ſeitdem nach dem Willen der Fremden und der Päpſte alle Freiheit im alten Italien bekämpft und ſchließlich vernichtet wurde. Das medicäiſche Papſttum, das von Leo X. (1513—21) mit der kurzen Unterbrechung Hadrians VI. bis tief in die dreißiger Jahre währte, begehrte nicht nur die Vorherrſchaft des apoſtoliſchen Stuhles in Italien, ſondern noch mehr die Herſtellung ſeines fürſtlichen Hauſes in Florenz.

Um beides ſollte noch lange und leidenſchaftlich gekämpft werden. Der Kampf um die Freiheit von Florenz vor dem Hintergrunde der europäiſchen Verwickelungen iſt von erſchütternder Tragik und um ſo denkwürdiger, je unmittelbarer er erlebt und empfunden worden iſt von dem Mann, den man den letzten großen florentiner Bürger nennen darf und der in der Fiebernot des letzten Kampfes ſich mit Reue quälte über das verfehlte Leben dieſer Kommune und übermenſchlich grauſame Gedanken phantaſierte für eine Zukunft, die nie mehr anbrechen ſollte. Das war Niccolo Machiavelli (1469—1527), der in kleinen Stellungen begann, nie zu den Leitern der florentiner Politik gehörte, aber in ausgebreiteter Erfahrung des diplomatiſchen wie des inneren Dienſtes die Ergebniſſe ſeiner hiſtoriſch-politiſchen Studien lebendig machte. Auch er war Künſtler und



Petri wunderbarer Fiſchzug; Bordüre mit Emblemen und Darſtellungen aus dem Leben Leos X.

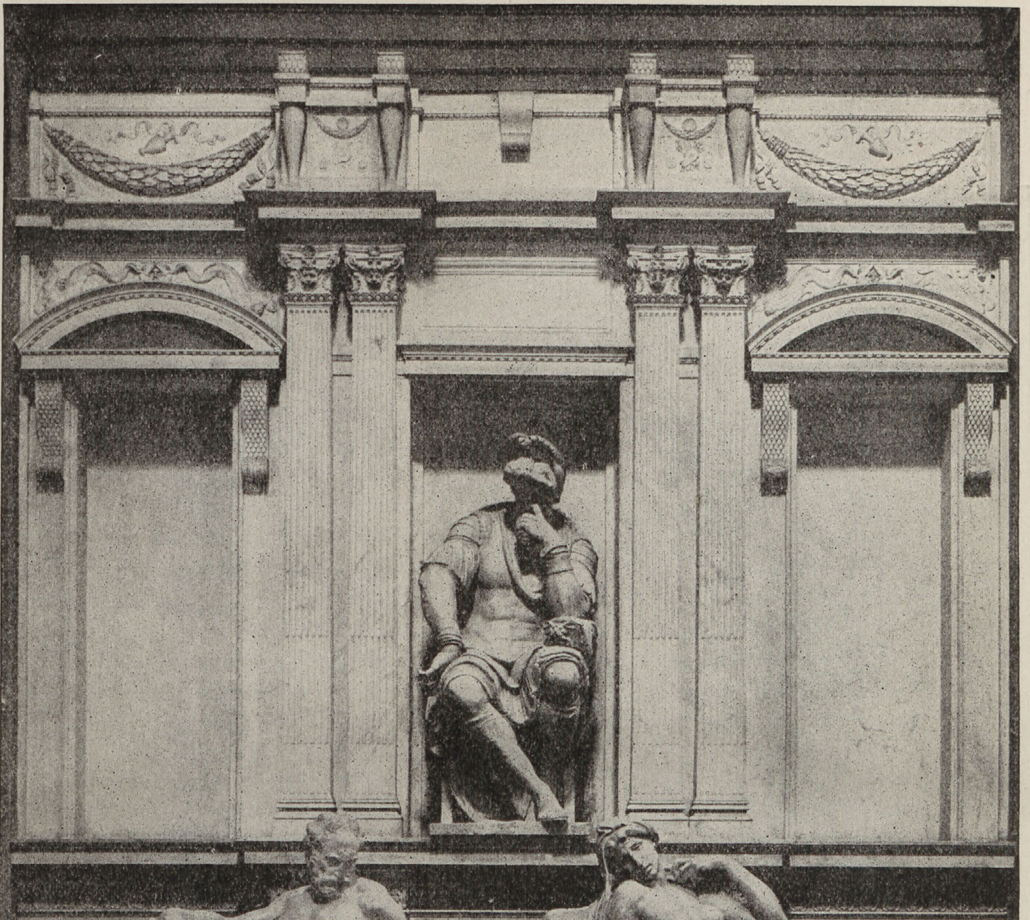
Gobelin (nach Raffaels Karton; Original in London) Galerie der Arrazzi, Rom, Vatikan.

auch er ging auf die große Form und die wirkſame Vereinfachung. Da er nun in ſeiner Republik den rechtſchaffenen Pier Soderini ſo ganz erfolglos ſah, draußen dagegen den Ceſare Borgia und nachher Julius II. mit Energie alles erreichen, was ſie im Augenblick begehrten, ſo bildete ſich in ihm mit dem Radikalismus einer noch unausgereiften Theorie die Überzeugung von der politiſchen Notwendigkeit völlig rückſichtsloſer Tatkraft; und bei der erſten halb erfahrungsmäßigen, halb literariſchen Ergründung der politiſchen Mechanik entwickelt er ganz doktrinär das, was die Tyrannen und Condottieri inzwiſchen ſeit mehr als einem Jahrhundert geübt hatten: die gewiſſenloſe Ausnutzung aller Mittel im Kampfe um die Macht. Da er aber zuerſt ſo folgerichtig über dieſe Dinge reflektierte, machte er beiläufig die bedeutendſten Entdeckungen und wurde vielen Generationen von Politikern zum bewunderten Lehrmeiſter. Er verglich die politiſchen Bedingungen und Mittel der Staaten, auch der weiteren Welt, und zog dabei als erſter wieder die pſychologiſchen Wirkungen neben den materiellen in Betracht. Er begriff wieder im großen die Bedeutung der Macht ſchlechthin und ſetzte, ohne Vorbild in den neueren Zeiten, den Wert der volkstümlichen Wehrkraft gegen die Unzuverläſſigkeit der Söldner auseinander. Er hoffte ſchließlich doch noch auf einen Medici zur Rettung Italiens und apoſtrophierte ihn im Schlußkapitel ſeines „Fürſten" mit den berühmten Verſen des Petrarca, „noch ſei die alte Kraft der Italiener ungebrochen".

Nur vom Papſttum erwartete er nichts und wie die älteren Politiker ſeiner frommen Stadt, wie Dante und Coluccio Salutati ſah er das Unglück Italiens vor allem im Kirchenſtaat und ſeiner Politik. Machiavelli aber war nicht mehr fromm. Er gehörte zu jenen, die es immer gegeben, die weder religiös noch aufgeklärt, ſondern ſchlechthin verhärtet waren gegen Kirche und Chriſtentum. Mit dieſen Einzelnen kam es zu keinem Zuſammenſtoß und das Papſttum der Renaiſſance iſt weder durch geiſtige noch durch ſittliche Kräfte geſtürzt worden. Denn die Klugen, zu denen auch der Staatsmann und Hiſtoriker Guicciardini gehörte, wußten ihre Zungen zu hüten, und bevor noch die empörten Deutſchen ihre chriſtliche Freiheit erſtritten hatten, waren ſchon die Spanier mit gröberen Waffen am Werke, der Macht des Papſttums in Italien ein Ziel zu ſetzen und damit, wie zu allen Zeiten, ſeine geiſtlichen Intereſſen wieder zu erheben über die fürſtlichen. Als ſchon der ſpaniſche Sturm heraufzog, iſt Machiavelli ganz verzweifelt, ohne Hoffnung aus dem Leben gegangen.

Die Macht der Spanier in Italien hatte einen gewaltigen Rückhalt, freilich auch ein bedrohliches Anſehen gewonnen, als Ferdinand und Iſabella alle ihre Königreiche diesſeits und jenſeits der Meere an den einen Karl vererbten, dem ſein Großvater, Maximilian I., die burgundiſch-öſterreichiſchen Länder und ſchließlich auch die Kaiſerkrone hinterließ. Jetzt ſtand dem medicäiſchen Papſttum mit ſeinen angeſtammten franzöſiſchen Neigungen in einer Perſon gegenüber der König von Neapel, der kaiſerliche Lehnsherr von Mailand, der Herr der kirchlich frommen Spanier und das Oberhaupt der tief erregten Deutſchen. Er ſtellte politiſche und kirchliche Forderungen, aber weder Leo X. noch Clemens VII. waren je geneigt, ihm zu willfahren; dabei täuſchten ſie ſich doch wohl über die Machtmittel ihres Gegners ſo gut wie über die eigene Unfähigkeit, Italien wirklich gegen die ſpaniſche Erdrückung aufzurichten. Karl V. warnte und drohte; Clemens VII. ließ ſich nicht belehren. So geſchah es unter Duldung des Kaiſers, daß ſeine unbezahlten und führerloſen Ritter und Knechte im Frühjahr 1527 gradenwegs auf Rom zogen, die ewige Stadt erſtürmten, plünderten und den Papſt in der Engelsburg zur Kapitulation zwangen. Je überraſchender ſich das alles vollzog, um ſo tiefer war der Eindruck. Ein geborener Römer fand mit Schrecken ſeine Landsleute mehr geſchickt zu den Händeln des Amor als des Mars, und der ernſte Sadolet, bald ein würdiges Mitglied des Kollegiums der Kardinäle, ſchrieb dem Papſte die denkwürdigen Troſtworte: „Wenn dieſe furchtbaren Strafen uns wieder den Weg öffnen zu beſſeren Sitten und Geſetzen, dann iſt vielleicht unſer Unglück nicht das ärgſte geweſen."

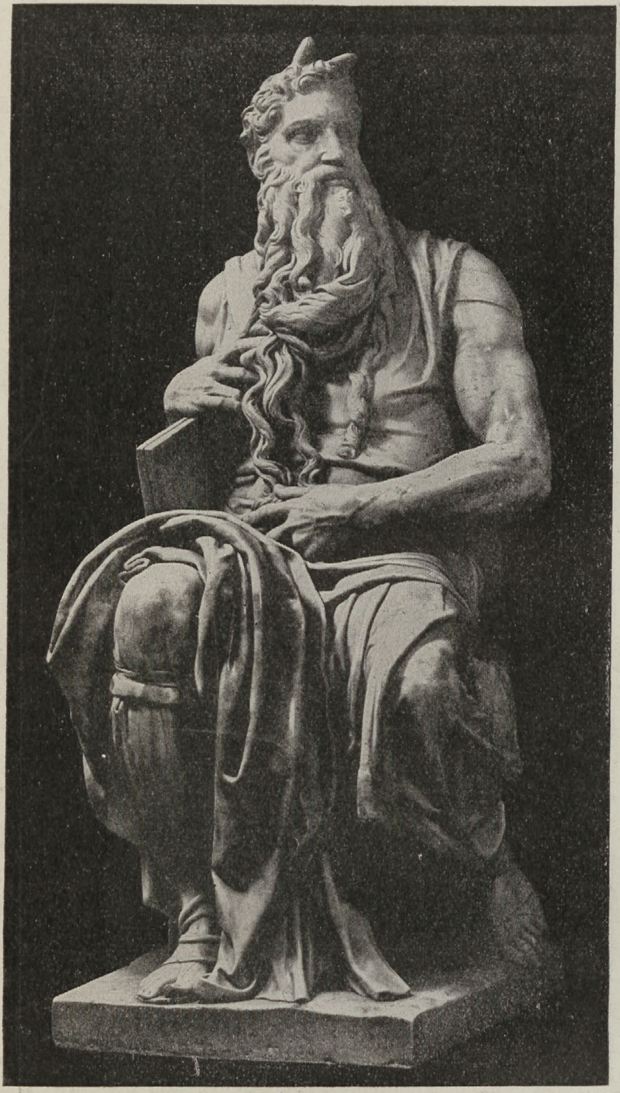
Dem Fall Roms und der tiefen Demütigung des Papſttums folgte alsbald die endgültige Vernichtung der Freiheit von Florenz. Papſt und Kaiſer machten ihren Frieden auf die Zurückführung des Hauſes Medici; die Stadt ſetzte ſich zur Wehr, aber ſie wurde trotz tapferer Verteidigung erobert und unterworfen (1530). Bei dieſer Verteidigung wirkte auch als Feldbaumeiſter der Künſtler Michelangelo. Er hatte abwechſelnd der Republik, den Päpſten und dem fürſtlichen Hauſe gedient, ruhelos hin- und hergeworfen von den Launen ſeines Schickſals. Die Medici hatten ſeine Jugend gefördert; dann hatte ihr Gegner Savonarola auch ihn erſchüttert, und wenn ſeine



Michelangelo Buonarroti, Grabmal des jüngeren Lorenzo Medici.

Neue Sakriſtei bei S. Lorenzo, Florenz.

tiefe Seele überhaupt von äußeren Erlebniſſen berührt worden iſt, ſo hat die Erregung der neunziger Jahre einen Anteil an der Vollendung ſeines düſteren Weſens. Wie Dante und Savonarola fühlte auch er die Übermacht Amores; doch während jene ihre Leidenſchaft ausſtrömen ließen in das Allgemeine, ſchuf ſeine Phantaſie nur immer neue quälende Geſtalten von überwältigender Liebeskraft und Schönheit. Der Freiheit (ſeit 1494) galten ſeine erſten großen Werke, dann holte ihn der Kriegerpapſt nach Rom (1505): er malte die Schöpfungsgeſchichte und blieb verpflichtet für das Grabmal Julius’ II. Die Arbeit ſtockte und über unendlichen Verdrießlichkeiten iſt nicht viel mehr davon vollendet als die impoſante Figur des Moſes, urſprünglich nur eine von vielen, denen er an dieſem Monument das Leben geben wollte. Die medicäiſchen Päpſte, die ſeit 1512 auch in Florenz geboten, nahmen ihn für ſich und für ihr Haus in Anſpruch; die alte Familienkirche von San Lorenzo ſollte endlich eine würdige Faſſade erhalten (1516), — ſchließlich zogen ſich doch ſchon die Arbeiten an der Grabkapelle der Medicäer auf das ärgerlichſte hin; ganz vollendet iſt auch ſie nicht, aber in den ſchwer laſtenden Geſtalten dieſer Gräber, die man als Tag und Nacht, als Abend und Morgenfrühe anſpricht, iſt alles zuſammengefaßt, was der Meißel des vollendeten Meiſters zu ſagen hatte über das in ihm ſelbſt ruhende Schickſal.



Michelangelo, Moſes.

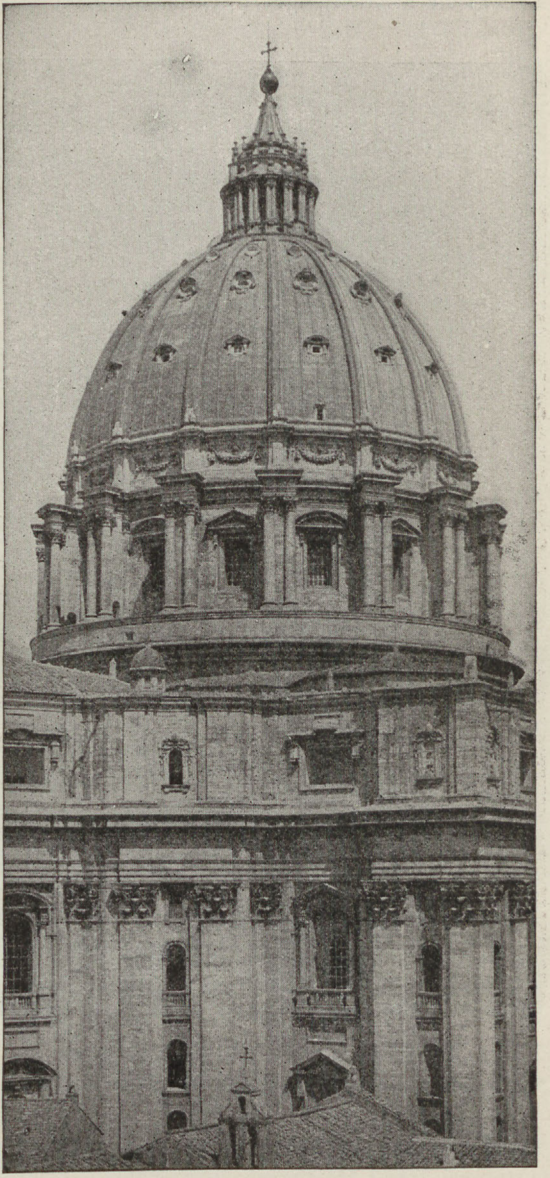
San Pietro in Vincoli, Rom.

Gewaltiger ſind die letzten Gedanken der neuen Kultur nicht geſtaltet worden als durch dieſen Künſtler, der ſeine Menſchen formte aus der vollkommenſten Kenntnis ihrer Erſcheinung und aus der größten Vorſtellung ihrer inneren Not und ihrer höheren Beſtimmung. Er malte nicht mehr in alter Erzählungskunſt Madonnen und Chriſtuskinder, Johannesknaben und die bunte Geſellſchaft der lieben Heiligen. Er ſtellte mit dem tiefſten Ernſte neben freien Schöpfungen nur die beziehungsreichen Bilder der Offenbarung vor Augen, und wenn er den Moſes ſo mächtig ſprechen ließ, wenn er um die Schöpfungsgeſchichte der ſixtiniſchen Kapelle die Sibyllen und Propheten anordnete als die Wiſſenden und Ahnenden, ſo liegt in dieſer Verherrlichung der Offenbarung Gottes durch vermittelnde Perſönlichkeiten doch die tiefſte Faſſung von der „Würde des Menſchen“.

Solche Größe war gebunden an die Freiheit, und dieſe ſollte nun in jedem Sinn vergehen. Die vollkommene Wandlung trat wirklich ein, die ſich der edle Sadolet ſchon 1527 gewünſcht hatte; zwar konnte ſich weder Clemens VII. noch Papſt Paul III. aus dem Hauſe Farneſe entſchließen, ehrlich die Partei des ſpaniſchen Kaiſers zu halten, trotz der dringenden Nöte Italiens und der Chriſtenheit. Noch einmal gab es Nepoten und päpſtliche Familienpolitik. Aber in die Umgebung

Pauls III. zog ein anderer Geiſt ein, und nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten kam es ſogar zu dem lange erſehnten Konzil von Trient (1545). Dieſe Kirchenverſammlung war nichts im Sinne der deutſchen Reformation, aber unberechenbar viel im Sinne der altkirchlichen Intereſſen gegen die jüngſte Entwickelung des verweltlichten Papſttums.

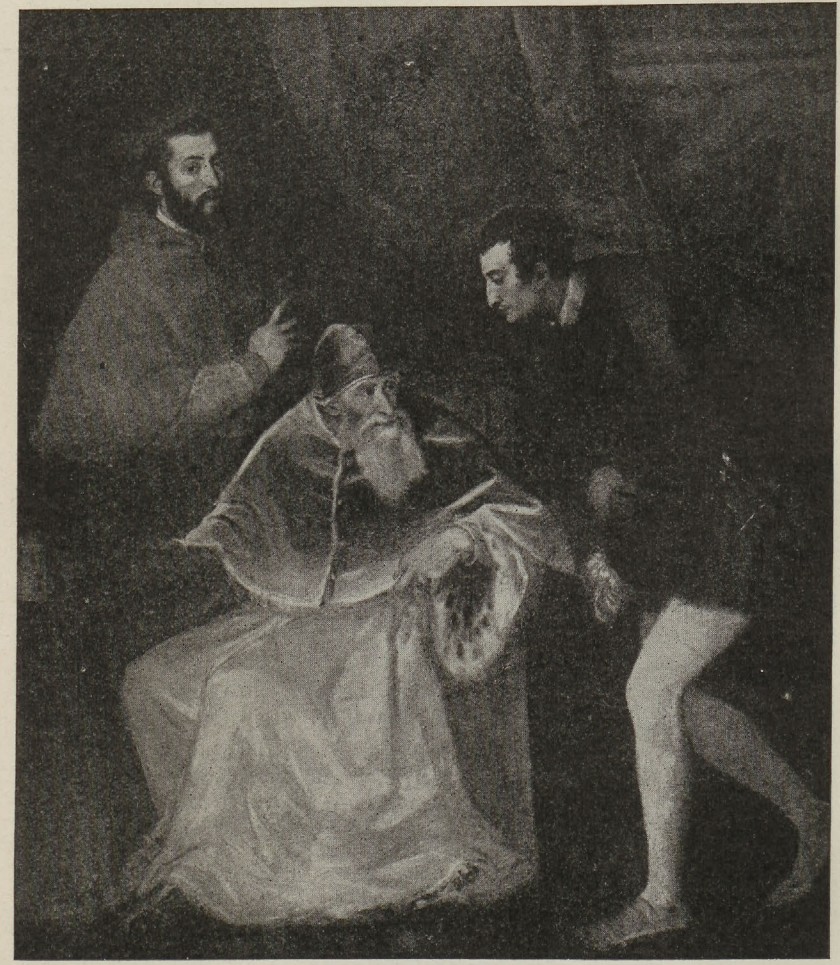
Für eine Rückkehr der führenden Geſellſchaft zu kirchlicher Strenge waren die Vorausſetzungen eigentlich nie geſchwunden. Mönchtum und Scholaſtik waren nur zurückgetreten, nicht innerlich überwunden. Die griechiſchen Studien, die Schwärmerei der Philoſophen und der Ernſt ſo vieler Künſtler ſtärkten die kirchlichen Neigungen, und man iſt nicht überraſcht über das, was der berühmte Bericht eines portugieſiſchen Malers (1539) über die vornehmſte römiſche Geſellſchaft erzählt. Sein Freund Lattanzio Tolomei führte ihn ein in den Zirkel, der ſich gebildet hatte um Vittoria Colonna, die Witwe des kaiſerlichen Generals Peſcara; man traf ſich in San Silveſtro auf Monte Cavallo, wo ein gefeierter Theologe, Fra Ambrogio aus Siena, die Briefe des Apoſtels Paulus erklärte; dort ſah der Fremde auch den Maler und Bildhauer Michelangelo Buonarroti, den eine innige Freundſchaft verband mit der Frau Marcheſa von Peſcara. Der mehr als Sechzigjährige wurde in dieſem Kreiſe wieder bewegt von den Stimmungen, die der Zwanzigjährige als Zuhörer Savonarolas erlebt hatte. Sein ganzes Weſen ward noch einmal ergriffen von der „göttlichen Gerechtigkeit“, und wie Savonarola einſt die furchtbare Zukunft verkündet hatte, ſo löſten ſich jetzt aus der Phantaſie des Künſtlers und Dichters die ſchweren Geſtalten des jüngſten Gerichts der ſixtiniſchen Kapelle (1541). Die Verdammten ſinken nicht mehr in die züngelnden Flammen und die kindlichen Schrecken der alten Hölle, ſondern in die hoffnungsloſe Düſterheit der Gottverlaſſenen.



Bramante und Michelangelo. Der Chor und die Kuppel von St. Peter in Rom.

Noch in dieſen ſpäten Zeiten ragten als mächtige Ruinen gen Himmel die Mauern und Pfeiler des Neubaues von St. Peter, der doch das impoſanteſte Denkmal der päpſtlichen Herrlichkeit ſein ſollte. Nun wurde dem greiſen Michelangelo auch dieſe Sorge anvertraut, und er vollendete nahezu die herrliche Kuppel des Bramante. Nach ſeinem Tode aber ward für das größere Gotteshaus der alte Plan des idealen Raumes aufgegeben; der ſchönſte Traum aller Baumeiſter der Renaiſſance, St. Peter als vollendeter Zentralbau, iſt niemals in Erfüllung gegangen.

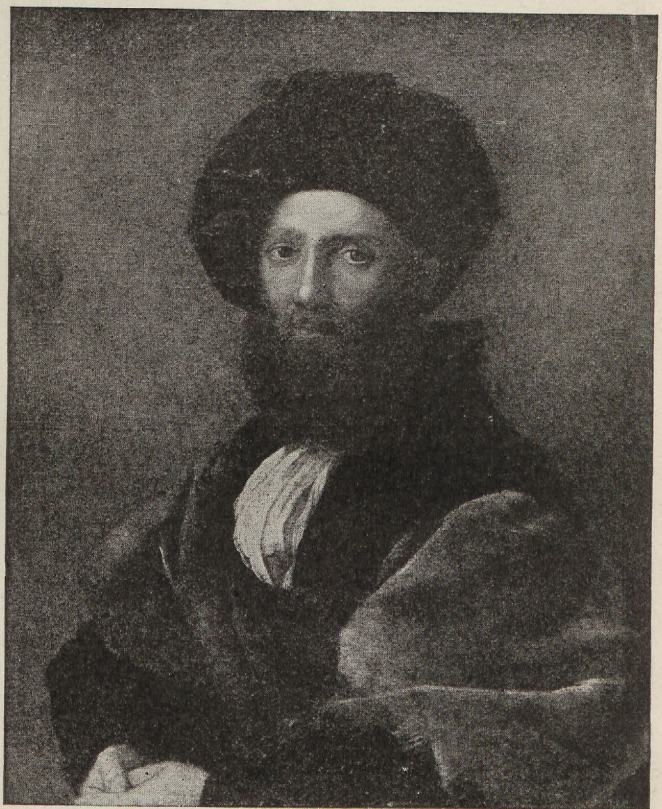
Von den Errungenſchaften der Renaiſſance hielt die römiſche Kirche nur das feſt, was ihr diente. Nicht minder aus den Anregungen der deutſchen Reformation. Denn als ſie ſich angeſichts des Abfalls von Deutſchland, England und Skandinavien wieder ernſtlich auf ihr Weſen beſann, da nahm ſie zwar bereitwillig die Stärkung an, die in der Erneuerung religiöſer Intereſſen und kirchlicher Zucht lag, aber ſie hütete ſich wohl, die innere Freiheit zu befördern. Sie fürchtete die Gedanken und beſchränkte auch die Pflege der Kunſt und Wiſſenſchaft wieder wie in alten Zeiten auf Syſtem und Form. Darin freilich zeigte ſie noch lange den größten Glanz. An den neuen Orden, die nichts eifriger pflegten als Jugendunterricht und Prinzenerziehung, rühmt man die Neigung für humaniſtiſche Bildung, und die reich gebliebenen Kirchenfürſten überboten ſich in prächtigen Bauten, Altarbildern und Kleinodien. Der hiſtoriſchen Kritik ſetzte die Kirche in ihren Annalen eine Sammlung aller ihrer Ruhmestitel entgegen und die harmloſen antiquariſchen Studien fanden dauernd ihre lebhafte Unterſtützung; die Sammlungen des Vatikans ſind unübertroffen, und noch jahrhundertelang holte das Abendland ſeine künſtleriſche Bildung vor allem in dem päpſtlichen Rom. Schön und feierlich blieben die Formen des Kultus und in gemeſſener Gravität bewegten ſich noch immer die Prälaten. Aber alles das hat nichts mehr gemein mit der Begehrlichkeit der Renaiſſance.



Tizian, Papſt Paul III. mit ſeinen Nepoten Aleſſandro und Ottavio Farneſe. Muſeum Neapel.

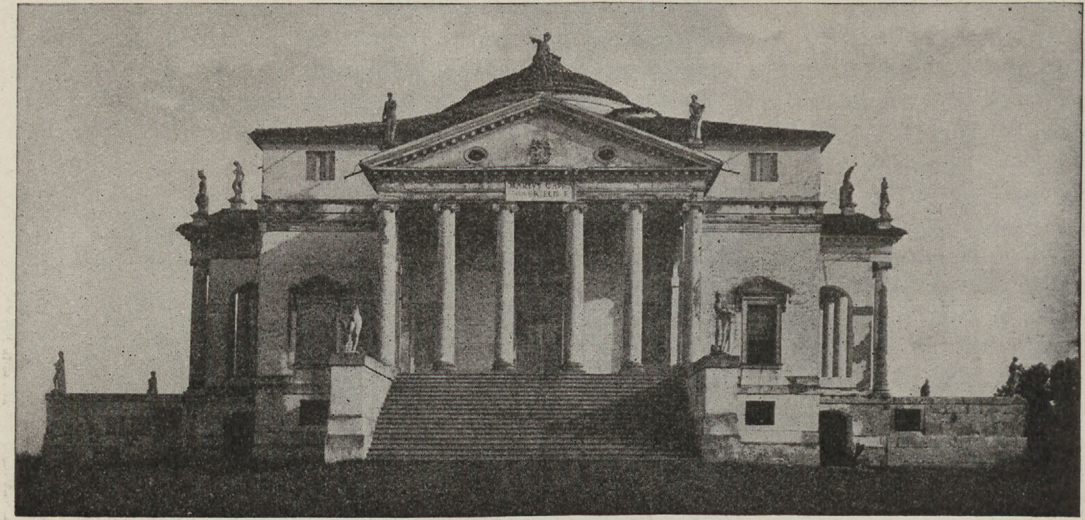
8. Die kleinen Höfe und die Lebenskunſt. Kultur Venedigs.

Nicht eben zu den großen und doch zu den wichtigen und eigenartigen Zügen der Renaiſſance gehört die Entwicklung des Geſelligen. Wie die bürgerliche Geſellſchaft faſt in allem zunächſt der ritterlichen folgte, ſo übernahm ſie auch die gezierten Formen des Verkehrs. Aber ſie befreite ſich bald von dieſem Zwang und gewann, ſpäteſtens im 14. Jahrhundert, ſchon jene Eigenart und höhere Bedeutung, die ihr ſeitdem geblieben ſind. Wie die bürgerliche Geſellſchaft ſelbſt früh gemiſcht war aus Geſchlechtern und Gewerbetreibenden, Kaufleuten, Ärzten und Notaren, ſo bewegten ſich in ihr bald Kleriker und Laien, Bürger und Fremde auf gleicher Stufe. Und wenn wir die Rahmenerzählung in Boccaccios Decamerone als Abbild der Sitten und Anſchauungen ſeiner Zeit nehmen dürfen, begehrten ſchon damals (1348) Frauen und Mädchen, als gebildete und freie Perſönlichkeiten in der Geſellſchaft aufzutreten. Etwas derb, aber ſehr deutlich ließ Boccaccio die Königin des erſten Tages zu den Freundinnen ſprechen: „Es iſt eine Schande für uns, daß die Damen von heute die Vorzüge des Geiſtes vertauſcht haben gegen äußeren Putz. Was bilden ſich doch diejenigen ein, deren Kleider am ſchönſten geblümt und geſtreift, mit Flittern und Franſen beſetzt ſind, — ſie bedenken nicht, daß davon ein Eſel noch ſehr viel mehr tragen könnte.“ Nicht lange nachher (1389) kleidete ein anderer Florentiner ſeine leichte Weisheit in die Form von Geſprächen, die in der Villa Paradiſo vor den Toren von Florenz abgehalten ſein ſollten; da blickt man noch unmittelbarer hinein in den freieſten und liebenswürdigſten Verkehr von jung und alt. Es wird geſtritten, geſungen und geſpielt, bald auf den Wieſen, bald in den kühlen Hallen und Sälen der Villa. Seitdem begegnen immer häufiger Berichte von ähnlichen Unterhaltungen gelehrter oder heiterer Art; was man im Hauſe des Coſimo und Lorenzo Medici die platoniſche Akademie genannt hat, war auch nichts anderes, als die gelehrt gebundene Unterhaltung von Freunden.


Raffael, Graf Bald. Caſtiglione. Louvre, Paris

Zu allen dieſen Veranſtaltungen iſt zu ſagen, daß die Geſellſchaft künſtleriſcher iſt als der freie Verkehr der einzelnen. Die Geſellſchaft iſt geſtaltet und gehalten und mäßigt die Leidenſchaften; ſie bringt den Verkehr der Menſchen in Rhythmus und Grazie; ſie wirkt muſiſch wie die öffentlichen Aufführungen des Volkes und der Kirche. Das Größte verdankte die Renaiſſance unzweifelhaft den ſtarken und begehrlichen Perſönlichkeiten; aber dieſe ſelbſt fanden in den gebundenen Formen der Geſellſchaft erſt den nötigen Ausgleich und die ſichere Tradition. Alles aber was in das Gebiet des Geſellſchaftlichen gehört, ſteigert ſich in der höfiſchen Kultur. Das Moment der Ruhe und des Ebenmaßes wird hier noch ſtärker gepflegt und entwickelt als ſonſt.

Nun herrſchte im ſpäten 15. Jahrhundert faſt überall ſchon höfiſche Kultur; auch zu Florenz im Haus der Medici; erſt recht an den alten kleinen Fürſtenhöfen, die ſich bis zuletzt behauptet haben, zu Mantua und Ferrara oder innerhalb des Kirchenſtaats zu Urbino. Eine Zeitlang gab es deren noch viel mehr, etwa zu Rimini und Camerino, oder im Schloſſe zu Mirandola. Mancher päpſtliche Nepot hat auf kurze Zeit in einem Städtchen Hof gehalten, wie Lucrezia Borgia als junge Witwe zu Nepi. Die Idee und Art der Herrſchaft dieſer Herren war überaus verſchieden. Es gibt beizeiten das Ideal des „guten Regiments“. Nach und nach legte man auch Wert darauf, für den Dienſt des Fürſten nicht bloß ritterliche, ſondern vielſeitig gebildete Edelleute zu erziehen. Schon in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in der Frühzeit des Humanismus, hielt der treffliche Vittorino da Feltre unter den Augen ſeines Fürſten die weit berühmte Fürſtenſchule la Giocoſa zu Mantua. Vittorino wird geſchildert als ein Mann von ſtrengſter Frömmigkeit und Selbſterziehung, doch bedacht auf Pflege einer ſchönen und durchaus weltläufigen Bildung.



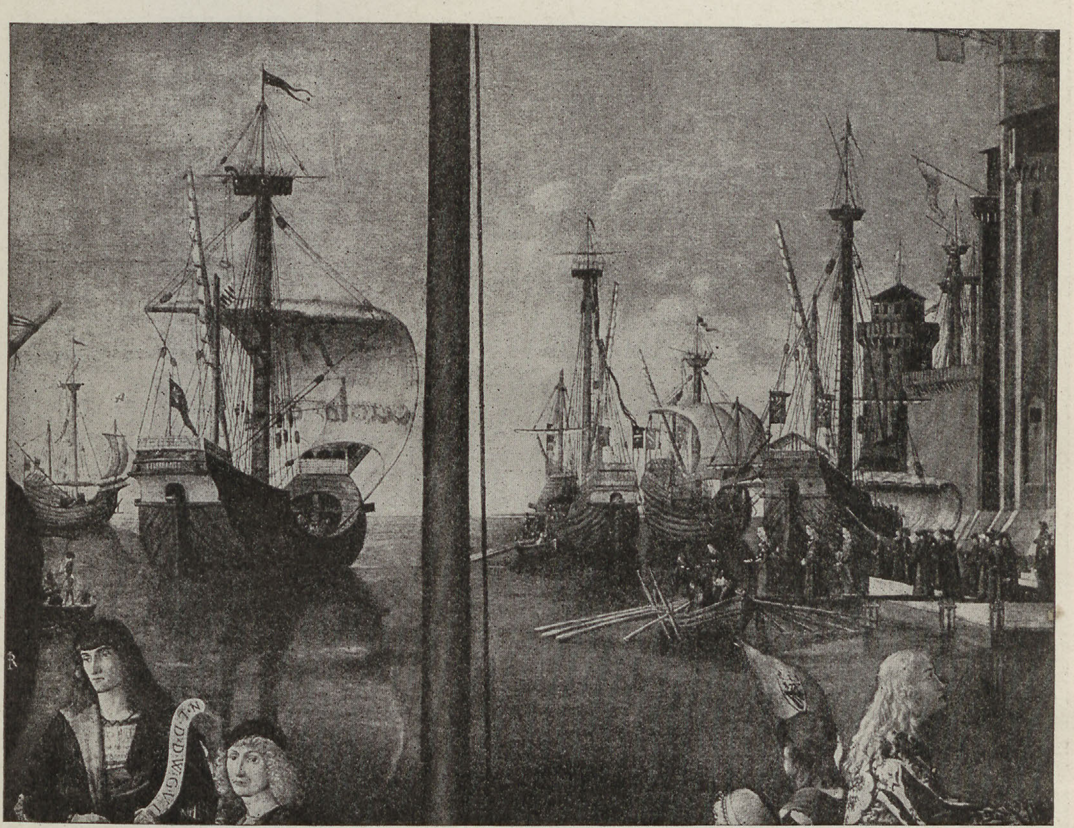
Palladio, Villa Rotonda. Für Marius Capra erbaut bei Vicenza.

Die jungen Edelleute ſolcher Schule dienten ihren Höfen zu Mantua und Ferrara nicht mehr in den düſteren Türmen der alten ſchweren Waſſerburgen; ſie belebten an der Seite ihrer Fürſten und Damen die luftigen Säle, Hallen und Gärten der neuen höfiſchen Paläſte. In Ferrara gibt wenigſtens der Geſellſchaftsſaal des Palazzo Schifanoja noch ein Bild von dieſem Leben; ſeine Wände ſind ringsum mit dem reizvollſten Spiel von hiſtoriſchen und allegoriſchen Bildern bedeckt: die Jahreszeiten und Geſtirne, und in die Szenen der Monate anmutig verwebt die Geſchichte des Herzogs Borſo und ſeines Hofes. In dieſen Räumen iſt die liebenswerteſte Fürſtin der Renaiſſance aufgewachſen, Iſabella von Eſte, die Gattin des Markgrafen Francesco Gonzaga, und die kleine Welt, die ſie ſich ſelbſt im neuen Schloß zu Mantua ſchuf, ihr Paradiſo mit dem auserleſenſten Schmuck der beſten Meiſter, wird an Reichtum und Intimität in der Welt ſo leicht nicht ſeinesgleichen gehabt haben.

Anſchauungen und Empfindungen aber, die in dieſen Räumen wie in dem hochgelegenen Herzogsſchloß von Urbino herrſchten, hat uns vollkommen erſchloſſen ein hervorragendes Mitglied der Geſellſchaft, der Graf Baldaſſare Caſtiglione. Sein Buch vom vollendeten Edelmann (il Cortegiano) entwickelt geſprächsweiſe das Ideal, nicht mehr der kraftvollen, wohl aber der vornehmen und gebildeten Perſönlichkeit. Man verlangt von ihr ſchon wieder die gute Familie und alle ritterlichen Künſte, auch der Unterhaltung; humaniſtiſche Bildung und ein Verhältnis zu den bildenden Künſten ſind ſelbſtverſtändliche Forderungen; der Graf Canoſſa preiſt vor allem die Maler, und wenn neben Raffael und Michelangelo auch Lionardo, Mantegna und Giorgione genannt werden als die Größten, wenn man ſchöne Augen und goldnes Haar beſonders bewundert, ſo iſt deutlich, wie der Geſchmack bereits ins Venezianiſche hinüberſpielte. Auch verlangt man für die Männer in allem mehr die Vornehmheit als den Schmuck. Die Kleidung des Edelmanns ſoll weder aufdringlich wie bei den Franzoſen, noch dürftig ſein wie bei den Deutſchen; am beſten ſchwarz und ruhig nach Art der Spanier. Freier und beweglicher iſt man in Fragen des literariſchen Geſchmacks und der Sitte; gleichwohl iſt das was in dieſem Geſellſchaftsſpiegel über Frauenliebe und Verfehlungen geſagt wird von überraſchender Zartheit, und man vergißt darüber, daß uns von dieſen Menſchen nun ſchon vier Jahrhunderte trennen voll Engherzigkeit und derber Zügelloſigkeit.

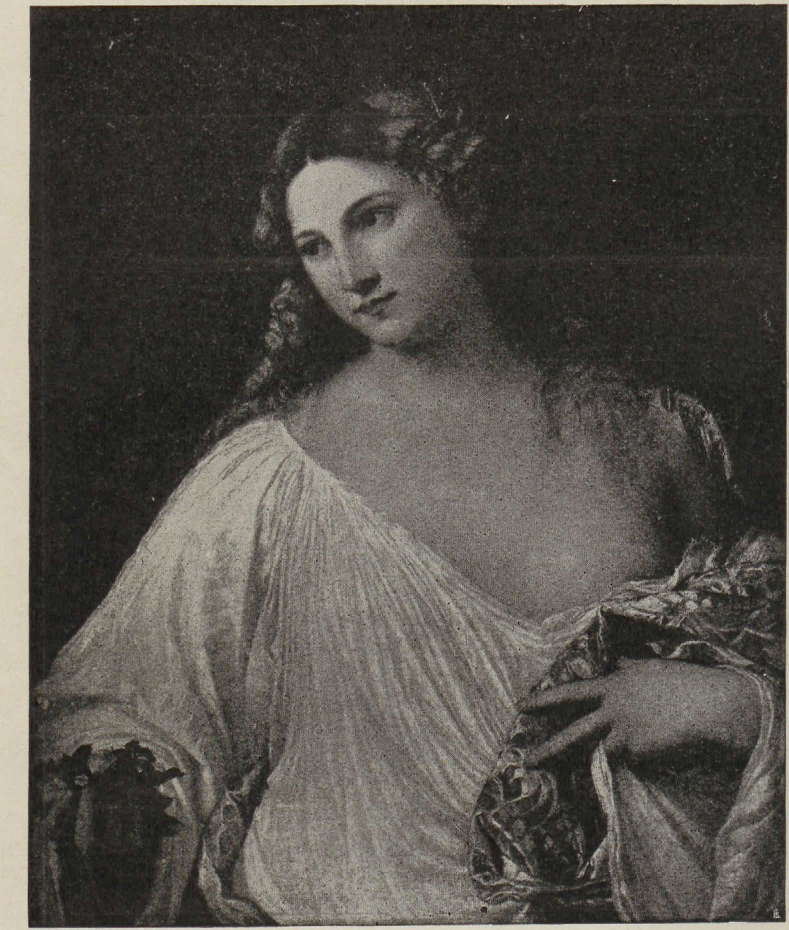
Nach Art der florentiner Platoniker wird Ausgleich und Vollendung aller Seelenkräfte geſucht in der Welt des Religiöſen. Man kehrt ſchon damit im Grunde zu der Stimmung der ritterlichen Poeſie zurück, und es iſt bezeichnend, daß eben zu der Zeit, da der Klerus ſich wieder auf ſeine alte Art beſinnt, auch die Neigungen der höfiſchen Geſellſchaft nach Stoff und Form die

Rückwendung in die mittelalterliche Romantik nehmen. Am Hofe jenes Borſo von Eſte dichtete Bojardo (1434—94) ſeinen „Verliebten Roland“, in der geſpreizten Ritterlichkeit der franzöſiſchen Karlſage, und der größere Arioſt fügte in dem „Raſenden Roland“ dazu das berühmtere Gegenſtück. Auch Lodovico Arioſto fand ſeine Gönner und Bewunderer in den Herren und Damen des Hofes von Ferrara, die er zwiſchendurch mit leichten Sachen für Feſte, Theater und Maskenſcherze unterhalten mußte. Früher hatte Arioſt in zornigen Sonetten auch ſeinen Anteil am politiſchen Leben bezeugt, — aber mit der Zeit hatten ſie alle ihren Frieden gemacht, und die letzte Faſſung des Orlando furioso überreichte Arioſt noch kurz vor ſeinem Tode (1533) Karl V. zu Mantua. Noch viel weiter hinab führt das „Befreite Jeruſalem“ des Torquato Taſſo (1581), aber gerade dies Werk verſetzt uns mit dem ganzen Ernſt der Kreuzzugſtimmung vollends in das Mittelalter zurück.



Carpaccio, Schiffe im Hafen. Aus der Urſula-Legende. Akademie zu Venedig.

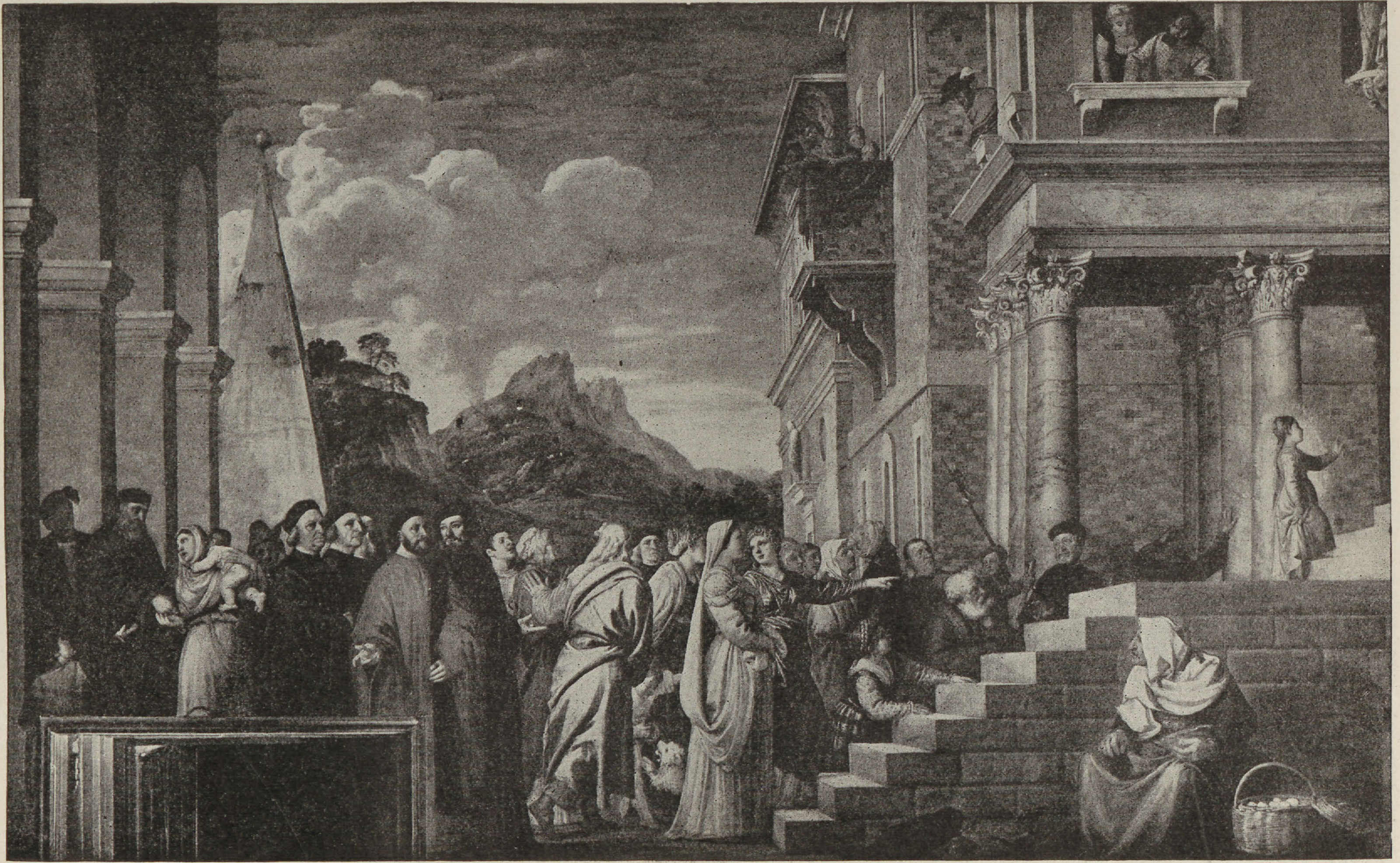
Von einem Ausleben der Renaiſſance in ihrem eigentlichen Sinne iſt an jenen Fürſtenhöfen nicht zu reden. Das was ihr Weſen ausmachte, alte Freiheit und bürgerliche Kultur, gab es zuletzt nur in Venedig, und wenn auch ſeine Ariſtokratie keineswegs unberührt geblieben iſt von höfiſchen Allüren, ſo findet man doch hier allein eine Fortentwicklung der Kultur ohne jene Rückbildung ins Mittelalterliche. Lange Zeit hatte Venedig völlig für ſich geſtanden, unter anderen Bedingungen und anderen Kultureinflüſſen als das übrige Italien. Seine Geſchlechter wachten durch Geſetze und künſtliche Ordnungen eiferſüchtig über den Freiheiten des Rats, und alle Verſuche einzelner Dogen, mit der Erblichkeit ihrer Würde eine wahre Herrſchaft zu begründen, wurden hart und blutig geahndet. Die geſchäftlichen Intereſſen zunächſt in der Levante, dann auch auf dem italieniſchen Feſtlande entwickelten eine behende und rückſichtsloſe Diplomatie, und wie der Venezianer Marco Polo († 1324) ſich ſelbſt den Tataren unentbehrlich zu machen wußte, ſo erſchienen die Venezianer allgemein von unvergleichlicher Gewandtheit in der Behandlung der Menſchen und in der Charakteriſtik ihrer Art und Einrichtungen. Sonſt aber hatten die Venezianer keine literariſchen Intereſſen; ſie ſtellten keine Fragen an die Philoſophie, und man hörte über den Lagunen weder das Helden- noch das Liebeslied der Toskaner. In dem naſſen Boden baute man auf Pfählen leichte und durchbrochene Gebilde, und die ſchweren Palazzi und Kirchen der Hochrenaiſſance, die man ſpäter aus der Fremde hierher zu verſetzen wagte, erſcheinen wie Verſtöße gegen die zarten Stimmungen des älteren Venedig. Auch die Maler und Bildhauer, die man ſchließlich doch beſchäftigte, brachten zunächſt fremde Formen aus dem feſten Hinterland (der Terra ferma) oder gar aus Toskana, wie Verrocchio und der Florentiner Sanſovino, deſſen reizende Loggietta unter dem alten Glockenturm von San Marco unwiederbringlich zuſammengeſtürzt iſt.



Tizian, Flora. Galerie der Uffizien zu Florenz.

Erſt nach und nach, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, als Dürer in Italien lernte, gewann Venedig ſteigende Bedeutung als das einzige ſelbſtändige Kulturzentrum neben Rom. In der reichen Stadt ſammelten ſich die beſten Kräfte der oberitalieniſchen Kunſt; ja in Venedig kamen alle ihre beſonderen Vorzüge zur Vollendung. Dieſe Kunſt von Mailand, Parma, Padua und Verona entfernte ſich in ihrer ausgeſprochen maleriſchen Richtung längſt von der monumentalen und plaſtiſchen Art der Florentiner und der Römer. In Rom gipfelte die Renaiſſance ſchließlich in der Architektonik des Barock; Gewicht und Maſſe, Aufbau des Körperlichen überall, auch in der Malerei. Venedig dagegen ſuchte alle Vollendung in der ſüßen Weichheit der Formen, im Glanz der Farben, im Zauber des Lichts, in der Tiefe des Raumes, und deshalb gelang es dieſer maleriſchen Interpretation der Welt auch zuerſt in Italien, die Landſchaft wirklich zu erobern. Nicht die Größe der See freilich ſuchte man, ſondern die intime Lieblichkeit des Hügellandes und der blauen Vorberge der Alpen, an denen die köſtlichen Villen venezianiſcher Nobili und reicher Bürger der friedlich gewordenen Städte von Venetien lagen.

Der erſte große Vertreter der reifen Kunſt von dieſer Art iſt Giorgione aus Caſtelfranco; ihr Vollender Tizian (1477—1576). In einem faſt hundertjährigen Leben hat dieſer gewaltige Gebieter im Reiche der ſinnlichen Erſcheinungswelt die wunderbarſten Eroberungen gemacht, und man kann ewig ſtreiten, welches Fach ihm mehr gelegen. Der Hiſtoriker kennt keine tiefere Charakteriſtik von Perſönlichkeiten als ſie die Porträts Karls V. oder Pauls III. mit ſeinen Nepoten

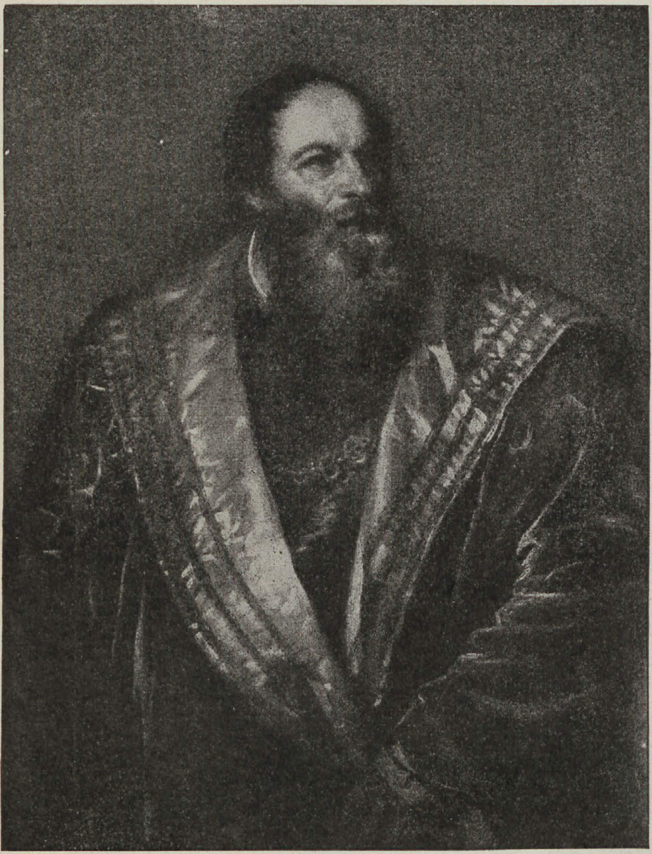


Tizian, Tempelgang Mariä (linke Hälfte). Akademie zu Venedig.

geben. Die gläubige Zuverſicht und die ſelige Verklärung ſind nie glänzender geſtaltet als auf der Aſſunta, der Himmelfahrt Mariä zu Venedig, und alle geheimnisvolle Schönheit der Erde drängt ſich in jenes rätſelhafte Gedicht der Galerie Borgheſe, das mit dem Namen der himmliſchen und irdiſchen Liebe alle Erklärungskunſt zuſchanden macht. So hatte ſonſt nur Lionardo die Natur ergründet, und wieviel williger folgte ſie dem Pinſel des Venezianers:

„Erweck' uns, mach' aus uns ein Bacchanal,
Rief alles Lebende, das ihn erſehnte
Und ſeinem Blick ſich ſtumm entgegendehnte.“ (Hofmannsthal.)

Seitdem gibt es eine echt venezianiſche Kunſt. Nach Tizian zauberten die Pinſel des Paolo Veroneſe, Tintoretto, und noch zweihundert Jahre ſpäter des Tiepolo ein Bacchanal nach dem andern auf die Leinwand und die Rieſenwände der Feſtſäle.



Tizian, Pietro Aretino. Galerie Pitti in Florenz.

In Venedig ſammelte ſich ſeit dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts alle aus dem übrigen Italien ausgewieſene Lebensluſt und Kunſt. 1527 kam aus Rom der Literat Pietro Aretino, um zu Venedig noch faſt 30 Jahre in einem Kreiſe von Freunden, Kurtiſanen und Spaßmachern das Leben zu genießen. Sein keckes Schlagwort war das „Vivere risolutamente“, der Entſchluß zum Leben. Niemand hat die Welt der ſinnlichen Vergnügungen, des Laſters und der Verkommenheit ſo intim und frech geſchildert wie dieſer Menſch, der ſich dabei der Freundſchaft edler Frauen und der größten Künſtler rühmen durfte. Man bewunderte an ihm die aufdringliche Pracht des Stils, die man für bedeutend hielt, und die Fülle ſeiner Bilder; und wirklich hatte dieſer gefährliche Literat in ſeiner derb ſinnlichen Exiſtenz ein echtes Verhältnis zu der bildenden Kunſt. Man mag ermeſſen, was in dieſem Kreiſe der Tizian und Aretino an Pracht des Daſeins entfaltet worden iſt. Ob die Maler nun bibliſche oder profane Hiſtorien malten, ihre übervollen Augen ſchufen immer die höchſte Verklärung glänzenden Genußlebens in den Feſten ihres ſchönen und reichen Venedig: erträumte Paläſte und erdichtete Durchblicke, aber angefüllt mit wirklichem und geſchautem Leben.

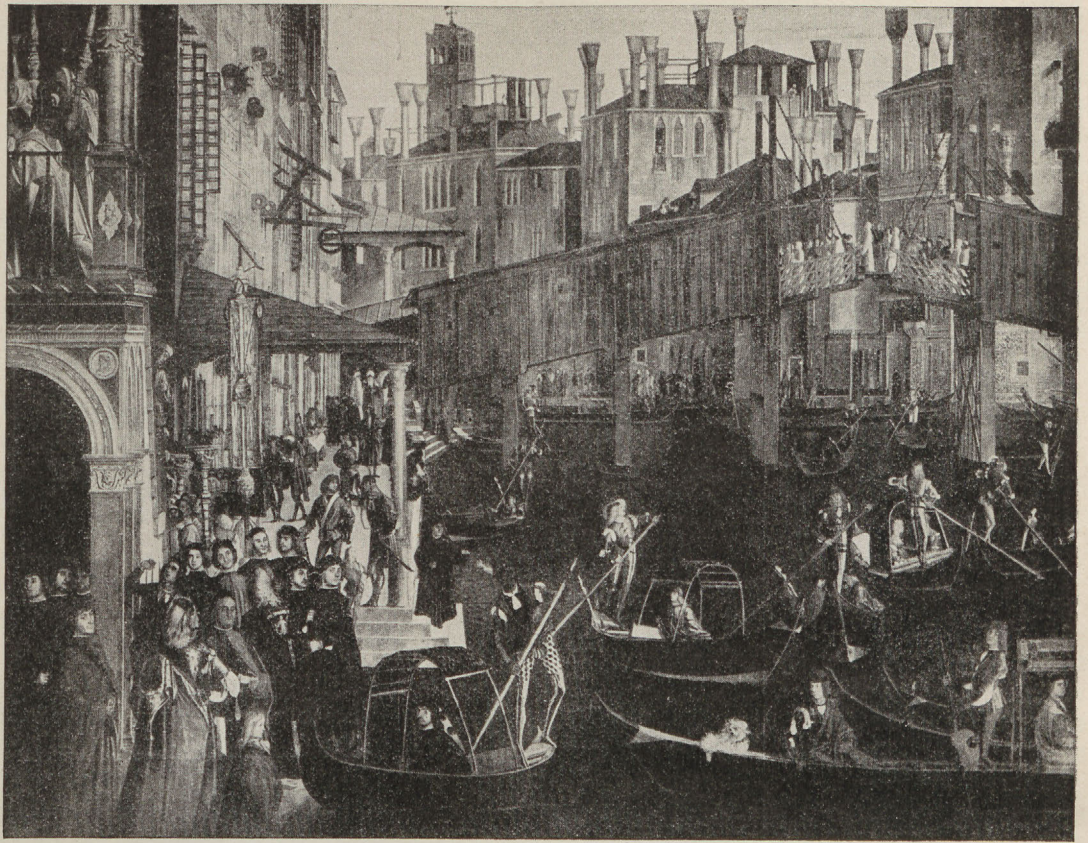
Über ſchweren Verluſten in der Levante geht dann der Reichtum wohl zurück; die alte Nobilität von Venedig iſt verſchliſſen, und die Schauſtellungen wurden ärmlicher. Doch auch im 17. und 18. Jahrhundert iſt Venedig mit ſeinen Ridotti und Caſini noch immer die erſte und amüſanteſte Stadt der großen Welt. Niemand ging dahin um tieferer Studien willen, Unzählige um ſich in der weichen Luft der Lagunen zu vergnügen und auszuruhen. Die einſt ſo feierlichen Damen von Venedig wurden flink und keck, und um ſie ſchwebten die letzten Grazien der alten Geſellſchaft.

Aus der Renaiſſancezeit: Die Hochzeit zu Kana

Von Paolo Veroneſe (1528-1588). Königl. Gemäldegalerie Dresden

Aus der Renaiſſancezeit: Die Hochzeit zu Kana

Von Paolo Veroneſe (1528-1588). Königl. Gemäldegalerie Dresden

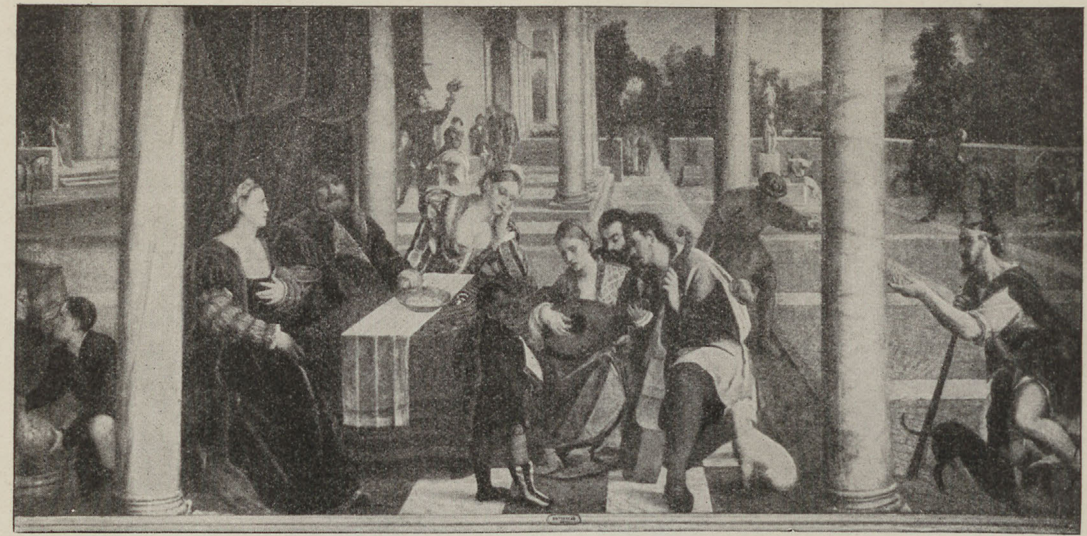


Carpaccio, Canal Grande an der Rialtobrücke. Aus der hl. Kreuz-Legende. Akademie Venedig.

Literariſcher Rückblick.

Es liegt in der Eigenart der Renaiſſance begründet, daß ſie ſich ihres Willens bewußt war und daß ſie ſelbſt ihr Weſen und Streben benannt hat. Schon Petrarca gefiel ſich darin, das Neue und Unerhörte ſeiner Entdeckungen hervorzuheben; ſeitdem gab es, wenn auch zunächſt nur für einen kleineren Kreis von Literaten, den Humanismus als Begriff und Wort, die menſchliche Bildung aus den „Alten“, die humanitas. Da man die Alten aber aus vergeſſenen Handſchriften und verſchütteten Denkmälern wieder entdecken mußte, ergab ſich die Vorſtellung von einer barbariſchen, den Künſten und den Wiſſenſchaften verderblichen Zwiſchenzeit, und ſobald die hiſtoriſchen Studien nach rückwärts weitere Zeiträume überſahen, ſuchte man die Zeiten gegeneinander abzuſetzen und zu benennen. Flavio Biondo ſchrieb ſeine Geſchichte Italiens ſeit dem Untergang des römiſchen Reiches; er begann mit dem Jahre 410, der erſten Plünderung Roms durch die Weſtgoten. Ein folgenſchwerer Anſatz, denn die Überzeugung kam darin zum Ausdruck, daß die Zwiſchenzeit, in der die alte Welt zerſtört ſein mußte, die Zeit der Goten geweſen ſei; als „gotiſch“ bezeichnete man bald allgemein das Fränkiſche und Deutſche. Die Täuſchung ging ſo weit, daß man die gebrochene einheimiſche Schrift für gotiſch, die dünne und eckige der älteren Handſchriften, die in Wahrheit karolingiſch war, für die antike hielt und als „lateiniſche“ Schrift wieder aufnahm.

Die humaniſtiſchen Studien bedeuteten im 15. Jahrhundert eine wirkliche Erneuerung für die Denkarbeit auf immer weiteren Wiſſensgebieten, d. h. aus dem literariſchen Humanismus wurde ein hiſtoriſcher. Polizian brachte die alte Piſaner Pandekten-Handſchrift wieder ans Licht und damit den edelſten Teil des römiſchen Rechts. Vergeſſene Geſchichtsquellen

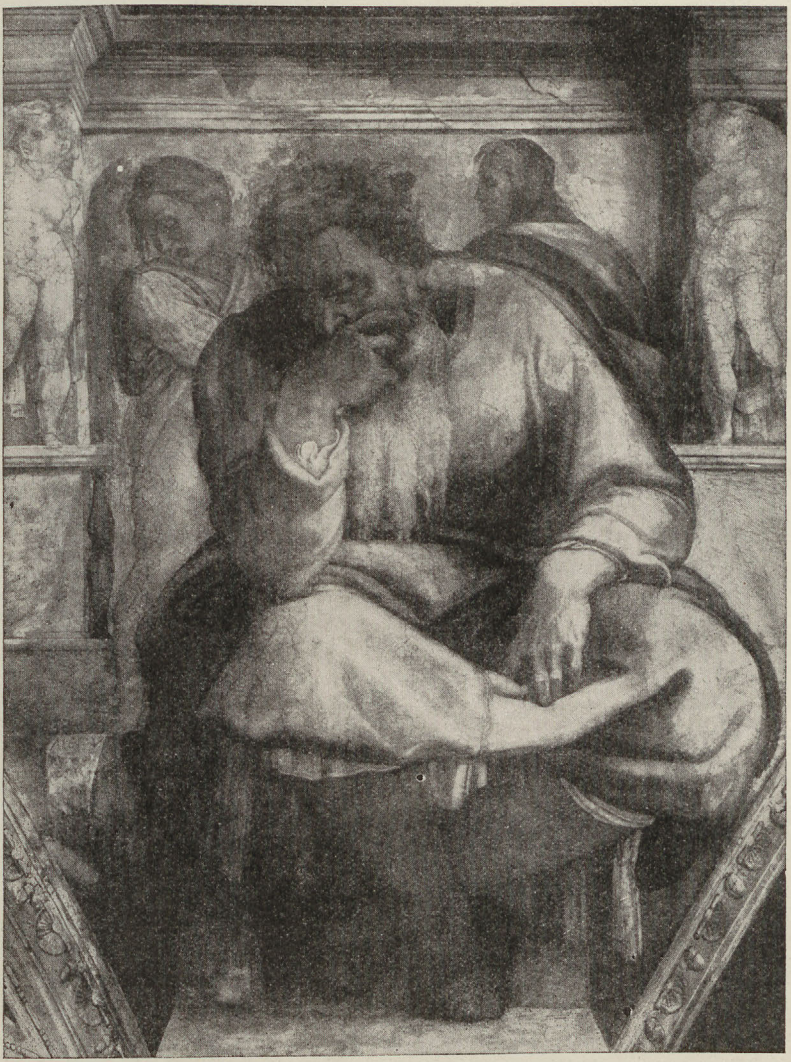


Bonifacio Veroneſe,
Venetianiſche Geſellſchaft.

Aus der Geſchichte des armen
Lazarus. Akademie Venedig.

wurden entdeckt und gedruckt, die Kenntnis der antiken wie der nationalen Geſchichte auf eine völlig neue Grundlage geſtellt. Aus der Beſchäftigung mit den hebräiſchen und griechiſchen Urtexten der Heiligen Schrift ergab ſich die Kritik der Vulgata; ja, die Theologen, gleichzeitig erregt durch kirchliche Reformbeſtrebungen und durch hiſtoriſch-philologiſche Studien, trugen ſich mit der „Hoffnung auf eine Wiedergeburt des Chriſtentums“; um die Wende des 15. Jahrhunderts begegnet dieſer Ausdruck öfters. Dann teilte ſich die Bewegung, in der bis dahin die verſchiedenſten Strömungen vereinigt geweſen waren. Im Norden ſiegte in politiſchen Kämpfen die Reformation, die einen Teil der Kraft des gelehrten Humanismus an ſich gezogen hatte. Im Süden behauptete ſich die von jeher ſtärkere formale Richtung. Als nun in Italien nach der Mitte des 16. Jahrhunderts die erſten Akademien der Künſte gegründet wurden und ſich ſowohl der akademiſche Kunſtbetrieb wie die Kunſtgelehrſamkeit in Florenz zuerſt bedeutend in Giorgio Vaſari aus Arezzo verkörperte, da befeſtigten ſich jene älteren Vorſtellungen von einer Erneuerung der Kultur. Von dem franzöſiſchen Bauſtil ſagte Vaſari in ſeinen Lebensbeſchreibungen der berühmten Künſtler, er ſei „durch die Goten erfunden“; die „Moderne“ aber ſei eine Erneuerung, „beſſer eine Wiedergeburt“ der Kunſt, zuletzt ganz weſentlich aus der Antike. Seitdem ſtehen die Schulen und die Akademien vorzüglich der Romanen, doch auch der von ihnen beeinflußten Deutſchen unter dem Zeichen der humaniſtiſchen Muſtertexte und der klaſſiſchen Muſterabgüſſe, bis im 18. Jahrhundert nach den glücklichen Ahnungen Johann Joachim Winckelmanns die Antike ſelbſt ſich unendlich vertiefte, die helleniſche Welt als die eigentlich ſchöpferiſche heraustrat und allgemein der Blick frei wurde für eine wirklich hiſtoriſche Betrachtung. Zum zweiten Male trat neben den formalen Humanismus ein hiſtoriſcher; ſein Intereſſe dehnte ſich alsbald von der Antike aus auf die mittelalterliche Welt, und von den verſchiedenſten Seiten kam man zurück auf die Periode der Renaiſſance, der man vor drei Jahrhunderten die erſte Erneuerung der Antike und des Hiſtoriſchen verdankt hatte. Aber nicht bloß hiſtoriſch wurde man dahin geführt. Der Sturm und Drang malte in Heinſes Ardinghello das Übermenſchentum und das Leben auf den glückſeligen Inſeln mit Farben aus der Renaiſſance; der politiſche Liberalismus erneuerte in dem franzöſiſchen Schweizer Simonde de Sismondi die Erinnerung an die italieniſchen Freiſtaaten und an die „Greuel ihrer Unterdrücker“; die Romantik pries den Glauben Dantes und die Einfalt der älteren Maler; ganze Schulen in England und in Deutſchland ſchloſſen ſich an ſie an, und den Künſtlern zogen die Liebhaber nach in das damals noch romantiſche Italien.

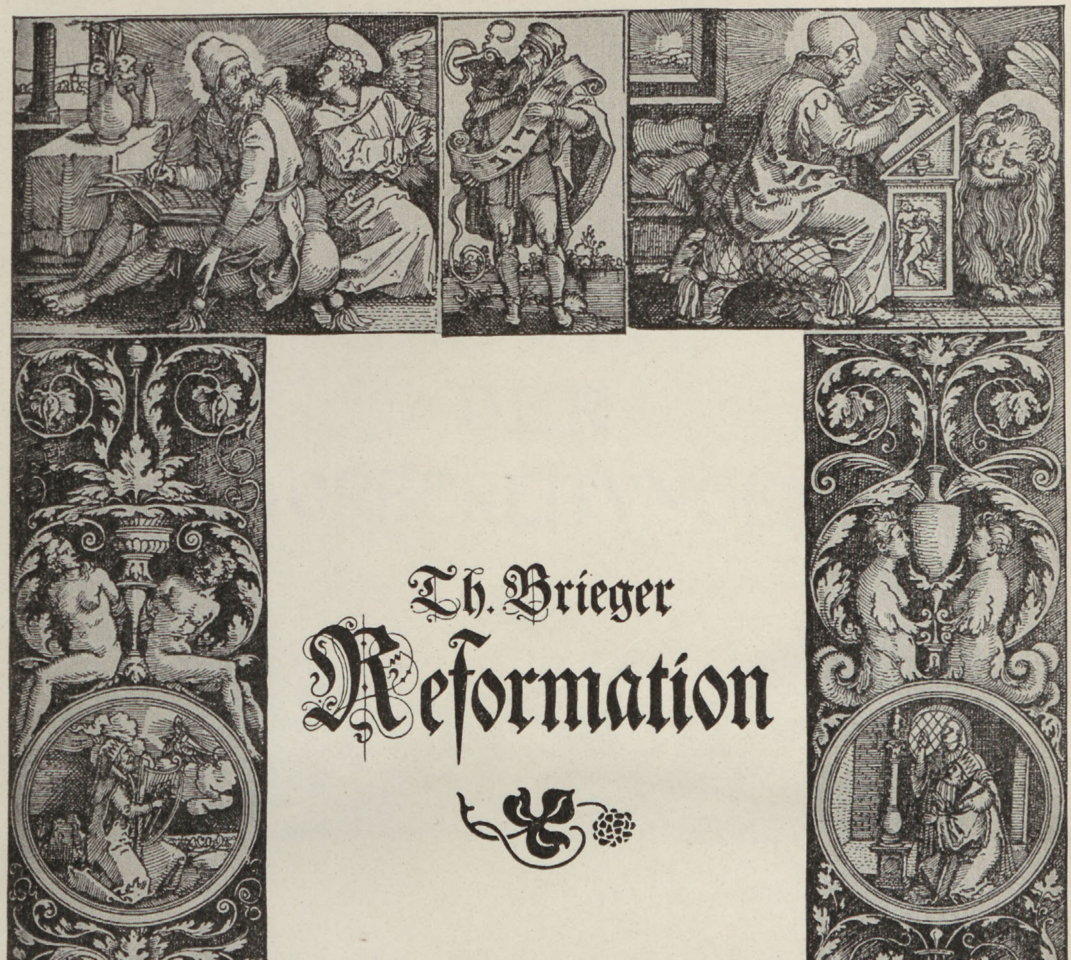
Die wiſſenſchaftliche Erkenntnis begründeten aber in demſelben Jahre 1859 die Deutſchen Georg Voigt für die Anfänge des „Humanismus“, Jakob Burckhardt für die Kultur der „Renaiſſance", nachdem die Franzoſen, zunächſt für ihre eigene Geſchichte, dies Wort aufgenommen hatten. Beide Worte erhielten erſt jetzt die allgemeinere Bedeutung als Bezeichnungen jener ganzen Kulturperiode, die beſonders durch Jakob Burckhardt, weniger in den überlieferten Elementen denn in ihren neuen Tendenzen, als höhere Einheit gefaßt wurde. Inzwiſchen hat man ſich vorzüglich darum bemüht, die Abgrenzung dieſer Periode gegen das Mittelalter vorzunehmen oder, was dasſelbe iſt, den Anteil der mittelalterlichen Welt und der Antike an den großen Leiſtungen dieſer Kultur gegeneinander abzuſchätzen. Darüber hat die Wertung öfter gewechſelt, und die Stimmung iſt heute dem Humanismus und der Renaiſſance keine freundliche. Allein das Hiſtoriſche ſollte den Neigungen des Tages entzogen ſein; es erſchöpft ſich nie in einfachen Gegenſätzen, zeigt meiſt ein widerſpruchsvolles Durcheinanderwogen mit unberechenbaren Einflüſſen und Rückbildungen, und bleibt immer, ergreifender niemals als in der Renaiſſance, ein ungeheures Werden und Vergehen.



Michelangelo, Jeremias. Decke der Sixtiniſchen Kapelle, Rom.

Th. Brieger

Reformation



Titelblatt zu Luthers deutſcher Überſetzung des Neuen Teſtamentes.

Reformation

von

D. Dr. Th. Brieger

Profeſſor an der Univerſität Leipzig

DIE ZEIT DER VORBEREITVNGEN

Druckerzeichen von Joſt Amman.

1. Die geiſtliche Weltmacht des Mittelalters.

Die moderne Zeit fängt mit Martin Luther an.

Zwar ſind neuerdings mannigfach abweichende Anſichten hierüber geäußert worden.

So hat man jüngſt hin und wieder geurteilt, das moderne Leben ſei erſt mit der geiſtigen Umwälzung des 18. Jahrhunderts voll in die Erſcheinung getreten, während den voraufgegangenen Jahrhunderten nur die Bedeutung einer Übergangsepoche zukomme.

Gewiß iſt das 18. Jahrhundert von einſchneidender Bedeutung: je weiter wir uns von ihm entfernt haben, deſto klarer iſt ſie hervorgetreten. Allein wir dürfen darüber doch die bahnbrechende Kraft des 16. nicht überſehen. Eines Eingehens auf ſie bedarf es an dieſer Stelle nicht. Bei unſerer Betrachtung der entſcheidenden Jahrzehnte wird ihre einzig daſtehende Größe von ſelber ſich uns aufdrängen, mit jener Gewalt, welche den fundamentalen Tatſachen der Geſchichte eigen iſt.

Dahingegen können wir uns der Auseinanderſetzung mit einer anderen, vor etwa einem Menſchenalter aufgekommenen Anſchauung hier nicht entziehen. Jener erſteren entgegengeſetzt und doch mit ihr in einem wichtigen Punkte, der Unterſchätzung der Macht des mittelalterlichen Geiſtes, ſich berührend, läßt ſie die Neuzeit nach verſchiedenen Geſichtspunkten ſchon vor der Reformation beginnen.

Die einen weiſen auf die große Kulturbewegung hin, welche Italien ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts ergreift und ſtärker und ſtärker durchſchüttert. Da kommt es in den Männern der ſogenannten Wiedergeburt „des Geiſteslebens“, der Renaiſſance, zur „Entdeckung der Welt und des Menſchen“, die beide dem Mittelalter im Grunde fremd waren. So iſt es „der moderne Menſch“, deſſen Geburt in jene Zeit fällt. Der Menſchengeiſt wagt es, ſich der geiſtigen Bevormundung zu entziehen, er ſtellt ſich bewußt auf ſich ſelber und zerbricht zugleich die Ketten, in welchen bis dahin die Geſellſchaft den Einzelnen gefeſſelt hielt. Daher können wir denn auch ſchon im 14. und 15. Jahrhundert die Anfänge der „modernen, der individuellen Geſellſchaft“ wahrnehmen.

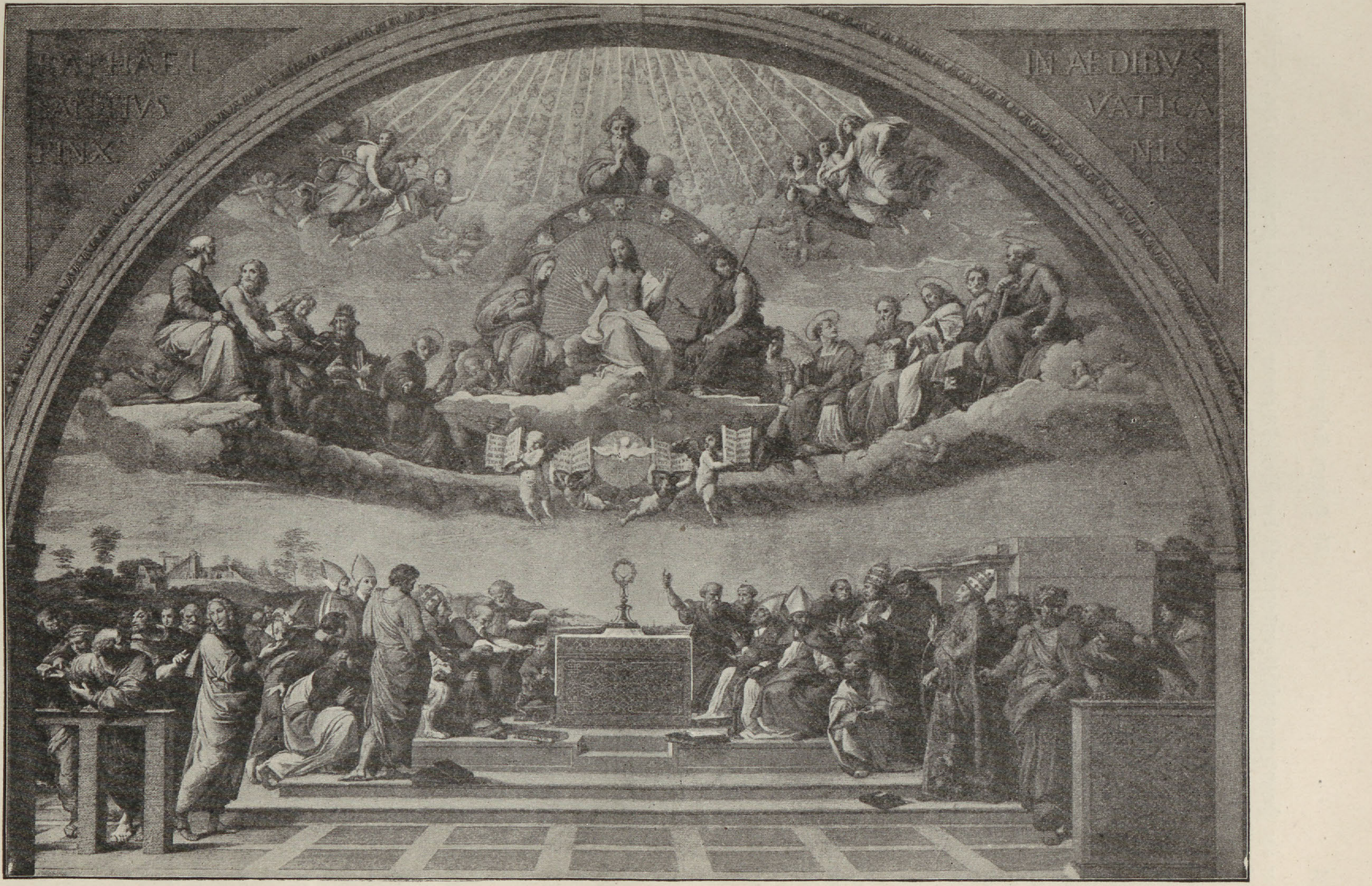
Andere betonen mit gleich ſtarkem Nachdruck die gewaltige wirtſchaftliche Umwälzung, die ſich ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Deutſchland vollzieht. Von Grund aus geſtaltet der allmähliche Sieg der Geldwirtſchaft über die bisherige bäuerliche Naturalwirtſchaft die materielle Lage des Volkes um; die unmittelbare Folge davon iſt eine tiefgreifende Veränderung der ſozialen Verhältniſſe, eine mittelbare Folge die Erweiterung des geiſtigen Horizontes der oberen Schichten und ſo eine Art von „geiſtiger Revolution“ überhaupt.

Zweifellos haben wir es hier mit Bewegungen von ungemeiner Bedeutung zu tun: die Renaiſſance ſowohl wie die neue wirtſchaftliche Entwicklung haben Kräfte entbunden, deren zerſetzende Wirkung das ausgehende Mittelalter auf ſo manchem Lebensgebiete erfahren hat.

Aber die Pforte der Neuzeit bilden gleichwohl dieſe Erſcheinungen nicht. Denn den Kernpunkt des mittelalterlichen Seins haben ſie nicht zu erreichen, geſchweige denn zu erweichen vermocht. Sie offenbaren ihre Ohnmacht gegenüber derjenigen Gewalt, welche das Weſtabendland zuſammenhielt und beherrſchte, ſeitdem ſich die germaniſch-romaniſchen Nationen überhaupt erſt zur Selbſtändigkeit erhoben hatten, und jetzt um ſo mächtiger umſchloß und durchwaltete, als ſie ſeit mehr denn zwei Jahrhunderten die einzige univerſale Macht Europas war. Denn ſchon im 13. Jahrhundert war es den Päpſten gelungen, in den letzten Staufern das römiſch-deutſche Kaiſertum niederzuringen, ſo daß es, zu einem Schatten zuſammengeſchrumpft, ſein Daſein nur noch friſtete durch die verblaßte Erinnerung an ſeine einſtige Aufgabe und Größe. Niemals hätte es ja überhaupt den deutſchen Kaiſern glücken können, ihr trügeriſches Vorbild, die Weltmonarchie des alten Rom, auch nur entfernt zu erreichen. Dagegen durfte die Weltmacht des neuen Rom in ihrer einheitlichen Geſchloſſenheit, ihrer Länder und Völker umklammernden Organiſation, dieſem reichen und gleich feſten wie biegſamen Gefüge aller nur erdenklichen Erfindungen der Regierungskunſt und des finanziellen Ausbeutungstalentes, ſich mit dem alten römiſchen Weltimperium getroſt vergleichen. Und durch Eines übertraf ſie dieſes noch, und zwar gerade durch das, was den Kern ihres Weſens ausmachte, das Eigentümliche ihrer Gewalt ſchuf und formte. Dieſe Weltmacht erhob den Anſpruch, eine geiſtige, eine überweltlich-geiſtige zu ſein, und noch mehr: ſie war es bis auf einen gewiſſen Grad, war es trotz all ihrer weltlichen Ziele und weltlichen Mittel, und vermochte ſo, eine Geiſtesherrſchaft auszuüben, die ohne Beiſpiel in der Geſchichte daſteht.

Worin aber beſtand ihr überweltlich-geiſtiger Charakter? Die römiſche Kirche erbot ſich, mit unfehlbarer Sicherheit für das ewige Heil aller derer zu ſorgen, die ſich vertrauensvoll ihr unterwarfen. Um das Ewige alſo handelte es ſich, um das im Menſchen, was dieſe irdiſche Welt mit all ihrer Luſt und all ihrem Leid überdauert: die unſterbliche Seele. Wer immer alſo davon überzeugt war, daß ſein Daſein mit dem Tode nicht ein Ende habe, oder wer wenigſtens in dieſem oder jenem Augenblick von der Vorſtellung eines Jenſeits durchdrungen, erſchüttert und mit Angſt erfüllt wurde, der ſah ſich auf die große Heilsanſtalt angewieſen, welche ihm Rettung verhieß. Sie gewann eine Macht über ihn, ſo hoch erhaben über alle irdiſche Gewalt, wie die Seele erhaben iſt über den dem Tode verfallenen Leib, die Ewigkeit mit ihren unvergänglichen Freuden höher zu ſchätzen iſt als alle Luſt und Herrlichkeit des flüchtigen Erdenlebens. Die Furcht vor dem Jenſeits, das Verlangen nach ſeinen Wonnen, bei tiefer religiöſen Gemütern die Sehnſucht nach der Gemeinſchaft mit Gott bildete die unvergleichlich ſichere Grundlage dieſer unvergleichlichen Macht.

Sollte aber ihr Wille für den ob ſeiner Sünde bangenden Menſchen oberſtes Geſetz ſein, ſollten ihre Verheißungen für ihn ausgeſtattet ſein mit der tröſtlichen Gewähr der Untrüglichkeit, dann mußte ſie ſelber, dieſe Macht, der ſichtbare Ausdruck deſſen ſein, der über Tod und Leben, ewige Verdammnis und ewige Seligkeit zu gebieten hat. Da iſt es wahrlich kein Zufall noch irgend ein Einfall der Willkür, wenn der römiſche Biſchof, zu Beginn des Mittelalters nur der Nachfolger und Stellvertreter des Apoſtelfürſten Petrus, auf dem Höhepunkt dieſer Epoche (in den Tagen Innocenz’ III., 1198—1216) zur Würde des Stellvertreters Gottes auf Erden aufrückte, fortan Vize-Gott ſein wollte, „ein Gott auf Erden“, „ein irdiſcher Gott“ (ſo daß es, wenn auch kühn, ſo doch nicht unrichtig war, wenn ein Ausleger des päpſtlichen Rechts im 14. Jahrhundert von „unſerem Herrgott dem Papſte“ redete). Und damit war die Kirche, die längſt den Anſpruch erhoben hatte, das Reich Gottes auf Erden zu ſein, vollends als ſolches beglaubigt. Denn


IN AEDIBVS
VATICA
NIS

Die Diſputa. Nach einem Freſko Raffaels in der Camera della Segnatura des Vatikans zu Rom.

war ihr Haupt nun nichts anderes als die Verſichtbarung Gottes, ſo mußte auch die Herrſchaft dieſes ſichtbaren Hauptes die Herrſchaft Gottes ſelber ſein, die Kirche ſein Reich.

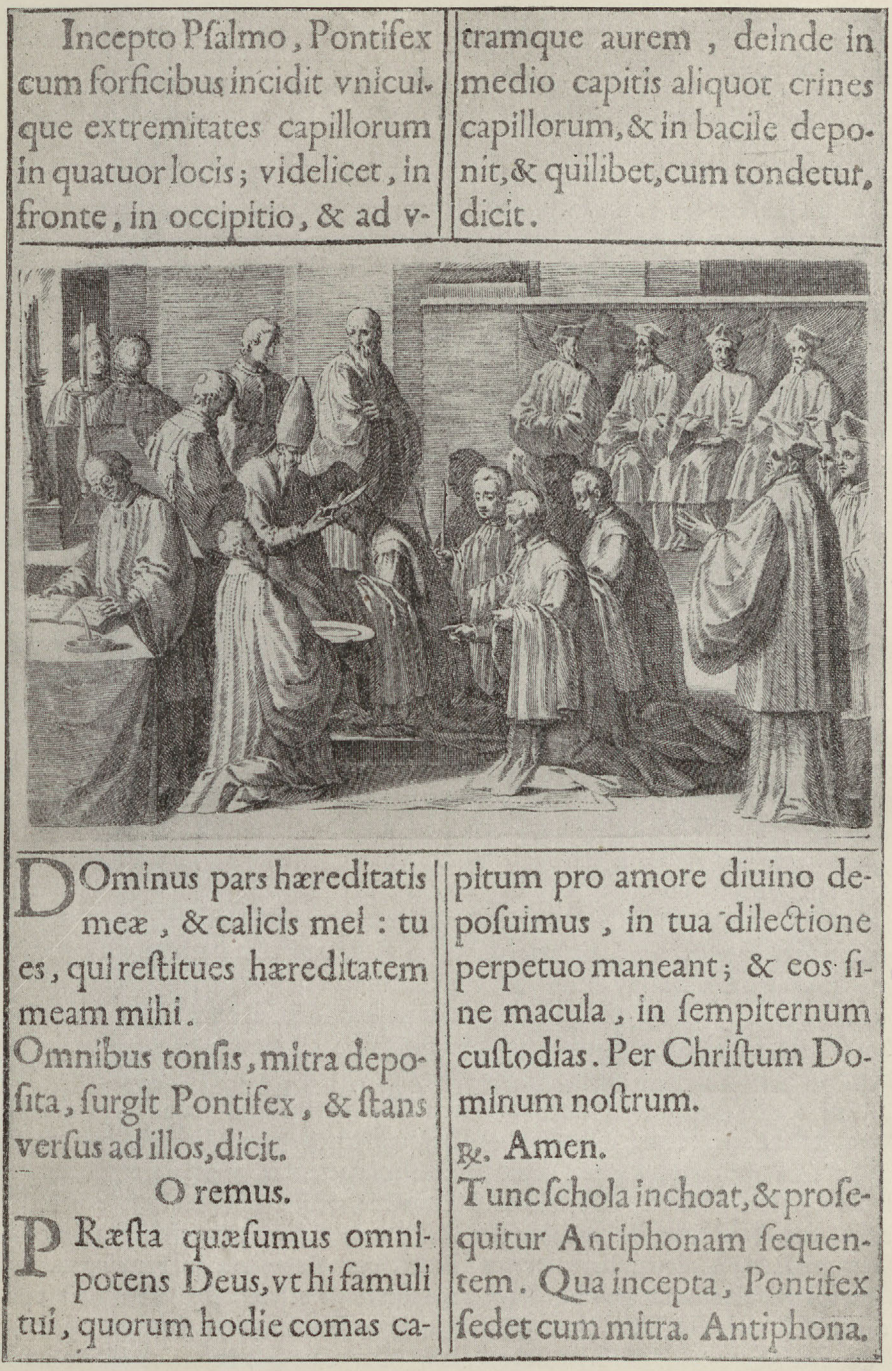
In der mit dem heiligſten Ernſt gemeinten Gottesherrſchaft (Theokratie) gipfelt, vollendet ſich der alles beherrſchende Gedanke der mittelalterlichen Weltkirche. Wehe dem Sterblichen, der den Verſuch macht, ſich dieſer Gottesherrſchaft zu entziehen! Wehe dem, welcher dem irdiſchen Oberhaupt des Gottesreiches den Gehorſam verweigert. „Dem römiſchen Oberprieſter untertänig zu ſein iſt für jedes menſchliche Geſchöpf Bedingung der Seligkeit“ — den Satz hatte der größte Gottesgelehrte des Mittelalters, Thomas von Aquino († 1274), ausgeſprochen, und Papſt Bonifatius VIII. hat ihn in einer berühmten Bulle (1302) der Chriſtenheit als ewige Wahrheit verkündet. „Untertan dem römiſchen Oberprieſter“ — das mußte hiernach für jeden Chriſtgläubigen der oberſte Grundſatz ſein im Leben und im Sterben. Denn wer, getroffen von dem Bannſtrahl der Kirche, losgelöſt vom Papſt dem Tode entgegenging, dem öffneten ſich mit furchtbarer Gewißheit die Pforten ewiger Qual und Pein.

Wenn aber die Kirche, deren Spruch in die Hölle hinabſtieß, ihren gehorſamen Kindern die zukünftige Seligkeit verbürgte, ſo fragt ſich, in welcher Weiſe ſie ihnen das Heil zu vermitteln ſich vermaß. Bei dem Reichtum der ihr hierfür zu Gebote ſtehenden Mittel können nur die beiden für unſere Aufgabe wichtigſten hier herausgegriffen werden, müſſen wir von allen anderen abſehen, ſeien ſie auch noch ſo bedeutſam, wie ihre Predigt des Evangeliums und ihr die Sinne gefangen nehmender Kultus mit ſeinem Höhepunkt des Meßwunders.

Obenan ſteht ein Mittel, welches für ſo weſentlich erachtet wurde, daß ohne dasſelbe dieſe Kirche gar nicht gedacht werden konnte. Es war die Verfaſſung. Faßt man den wahren, religiöſen Charakter einer kirchlichen Gemeinſchaft ins Auge, ſo erſcheint die Verfaſſung als etwas durchaus Untergeordnetes: ſie iſt ein bloßes Mittel zum Zweck und kann daher auch je nach Lage der Verhältniſſe ſo oder ſo geſtaltet und geändert werden. Allein bei einer Kirche von der Eigenart der römiſchen trifft das nicht zu. Bei ihr handelt es ſich nicht um dieſe oder jene Verfaſſung, ſondern um *die Verfaſſung*: es gibt nur *eine*, und ſie iſt von Gott ſelber gegeben, ein für allemal, iſt etwas göttliches wie die Kirche ſelbſt. Wir begreifen das: denn freilich, wir ſtoßen hier auf eine Verfaſſung, wie ſie *dieſer* Kirche, der Gottesherrſchaft auf Erden, einzig und allein entſpricht.

Kommt alles auf die Verbindung eines jeden Gliedes mit dem Haupte an, ſo iſt es die vornehmſte Aufgabe der Verfaſſung, dieſe Verbindung zu ermöglichen: der Papſt muß für jeden Gläubigen erreichbar ſein. Er muß daher ſeine Stellvertreter haben — auch noch im entfernteſten Winkel der Chriſtenheit. Und dieſe Stellvertreter, die Prieſter, müſſen wirklich den Papſt darſtellen, nicht nur in ſeinem Auftrage, ſondern ebenſo in ſeinem Sinn und Geiſte handeln. Hierfür aber bedarf es einer Aufſicht. Es müſſen jene Prieſter in den einzelnen Bezirken unter der Herrſchaft höherer Prieſter ſtehen, und auch dieſe wieder der Kontrolle noch höher geſtellter unterworfen ſein, bis hinauf zu denen, die unmittelbar vom Papſt ihre Weiſung empfangen. Als ein wohlgegliederter Stufenaufbau (die gewaltige Schöpfung von mehr als tauſend Jahren) ſtellt ſich uns ſo dieſe geiſtliche Monarchie dar. Es iſt zunächſt eine Herrſchaft von Prieſtern über Prieſter, eine Hierarchie im urſprünglichen Sinne des Wortes. Als ein kunſtreiches und feinmaſchiges Netz breitet ſie ſich über die abendländiſche Welt aus. Aber die Fäden dieſes Netzes ſind kein totes Garn. Es ſind Adern, in denen das Leben pocht. Dieſe Adern, ſtarke, feine und feinſte, treiben in ihrer Veräſtelung vom Papſt als dem ſchlagenden Herzen das Blut durch den Kirchenkörper — das Blut, das will ſagen: die göttliche Gnade. In wen ſie einſtrömt, der kann ſelig werden; wem ſie fernbleibt, dem bleibt der Himmel verſchloſſen.

Bei dieſer ungeheueren Bedeutung des vom Haupte den Gliedern zufließenden Gutes kommt alles darauf an, daß es rein und ſicher übertragen wird. Darum muß die perſönliche Beſchaffenheit der Mittelsperſonen, ob ſie gut oder böſe, heilig oder unheilig ſind, für ihr Tun gleichgültig ſein; ſonſt wären ſie ja unter Umſtänden nicht die gnadenreichen Kanäle, die ſie doch ſein ſollen. Von Amts wegen, und nicht entfernt perſönlich, müſſen ſie Vermittler der Gnade ſein. Dazu aber bedürfen ſie ſelber einer beſonderen Gnade, der geheimnisvollen „Gnade des Amtes“. Durch eine heilige Handlung, das Sakrament der Ordination, wird ſie ihnen mitgeteilt — unfehlbar



Incepto Pſalmo, Pontifex cum forficibus incidit vnicuique extremitates capillorum in quatuor locis; videlicet, in fronte, in occipitio, & ad vtramque aurem, deinde in medio capitis aliquot crines capillorum, & in bacile deponit, & quilibet, cum tondetur, dicit.

DOminus pars hæreditatis meæ, & calicis mei: tu es, qui reſtitues hæreditatem meam mihi.

Omnibus tonſis, mitra depoſita, ſurgit Pontifex, & ſtans verſus ad illos, dicit.

Oremus.

PRæſta quæſumus omnipotens Deus, vt hi famuli tui, quorum hodie comas capitum pro amore diuino depoſuimus, in tua dilectione perpetuo maneant; & eos ſine macula, in ſempiternum cuſtodias. Per Chriſtum Dominum noſtrum.

℟. Amen.

Tunc ſchola inchoat, & proſequitur Antiphonam ſequentem. Qua incepta, Pontifex ſedet cum mitra. Antiphona.

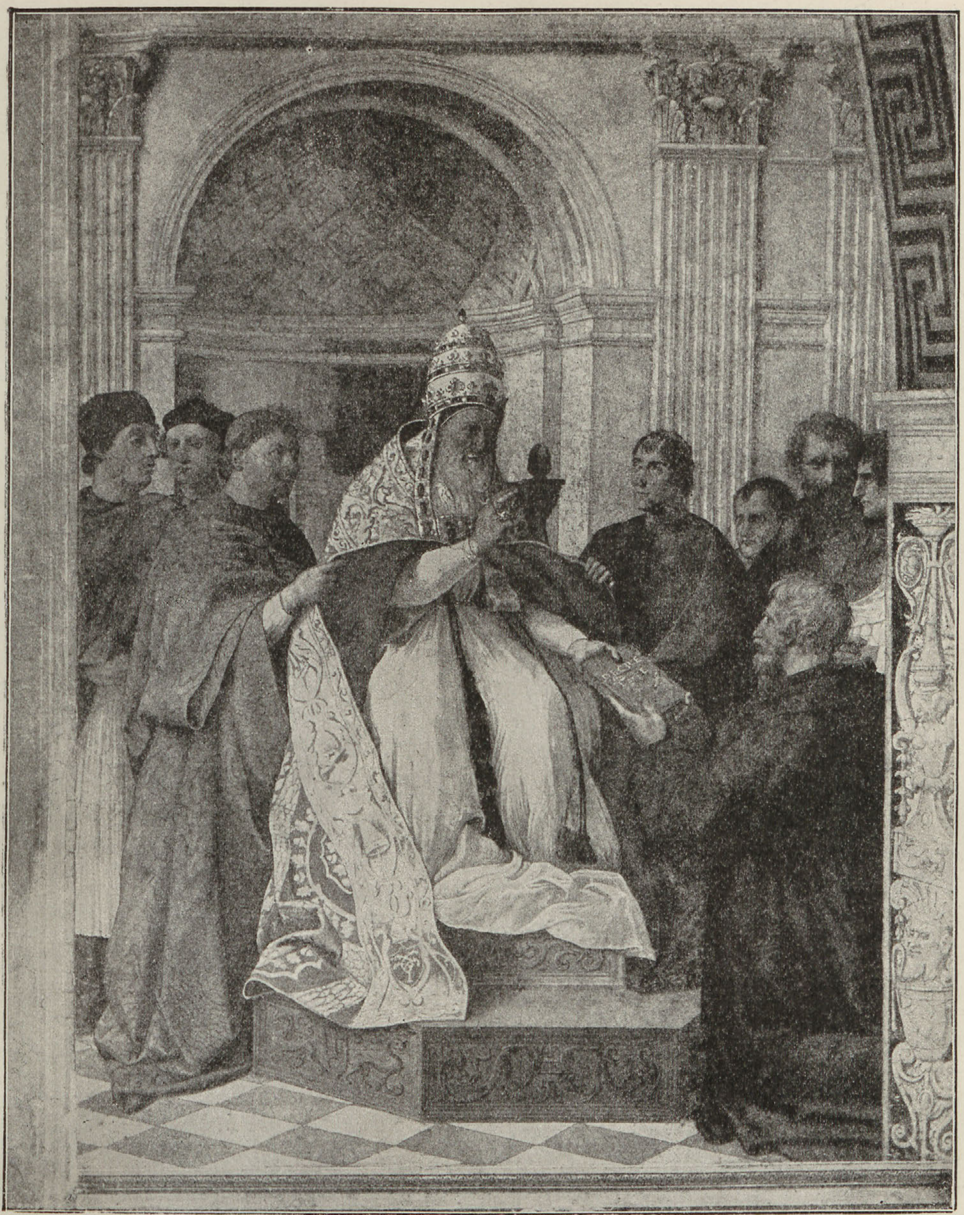
Die Prieſterweihe.
Darſtellung im „Pontificale Romanum“.

und für immer. Aus der Maſſe der gemeinen Sterblichen werden ſie damit herausgehoben, in unauslöſchlicher Weiſe geſtempelt zu höheren Weſen, zu Mittlern zwiſchen Gott und Menſchen.

So iſt die hierarchiſche Verfaſſung, die ihrer Natur nach in rechtlichen Formen und mit dem vollen Gewicht des Rechtes auftritt, für dieſe Kirche in der Tat von weſentlicher Bedeutung. Wer ſie antaſtet oder gar umſtürzt, der macht für die Glieder dieſer Kirche das Heil unſicher. Wird der große Strom der Gnade durch Abgraben ſeines hierarchiſchen Bettes unterbrochen, ſo weiß niemand mehr, ob der Prieſter, der ihn von Sünden entbindet und ihm die Seligkeit zuſpricht, die Befugnis dazu beſitzt, ob ſein Spruch Rechtskraft hat. —

Gleich unentbehrlich wie die Verfaſſung iſt aber für die römiſche Kirche das zweite Mittel, auf das wir noch einen flüchtigen Blick zu werfen haben. Es ſind jene geheimnisvollen Handlungen (Sakramente, d. h. Geheimniſſe, Myſterien), durch welche ſie das überſinnliche Gut an jedes ihrer Glieder heranbringt. Denn jedem Einzelnen muß, durch das Tun des Prieſters herbeigerufen, Gott im Geheimnis ſich nahen. Die Prieſterkirche iſt zugleich Sakramentskirche. Ohne die Sakramente gäbe es keinen Chriſten. Eines von ihnen haben wir ſchon kennen gelernt und zugleich in ſeiner Bedeutung erkannt: jene Weihe, die dem Prieſter die für ſein Amt ſchlechthin notwendige Gnade ſpendet. Aber an dieſes Sakrament reiht ſich ein Kranz weiterer, dazu beſtimmt, das ganze Leben der Gläubigen weihend und ſegnend zu umſchließen. Wie dem Neugeborenen alsbald der Segen der Kirche ſich naht, ſo dem Sterbenden in ſeiner letzten Not. Und auf der Höhe des Lebens, wenn der Mann der Gefährtin die Hand reicht, drängt ſich zwiſchen beide die Kirche — mit ihrem Segen, aber auch mit dem Anſpruch auf Unterwerfung unter die vielen und ſtrengen von ihr für die Eheſchließung aufgeſtellten Geſetze Denn die erfindungsreiche Willkür der römiſchen Kirche hat es verſtanden, die rein menſchliche, bürgerliche Handlung umzuſchaffen zu einem Sakrament. Es hat ſie auch nie irre gemacht, daß aller Scharfſinn ihrer Gelehrten ſich unfähig erwies, die Elemente dieſes Sakramentes aufzuzeigen und Raum zu ſchaffen für das durch die Idee geforderte geheimnisvolle Tun des Prieſters. So bedarf es bei dieſem ſonderbaren Sakrament nach römiſcher Anſchauung keines ſegenſpendenden Dieners der Kirche: die Ehegatten reichen es ſich ſelbſt — nur, daß dies in Gehorſam gegen die Kirche geſchehen ſoll. Durch letzteres war freilich deren Einfluß und Vorteil zur Genüge geſichert. Wie reiche, überreiche Gelegenheit bot ſich hier doch, daß der Prieſter, der Papſt ſich einmiſchte in die ſehnlichſten Wünſche, das heißeſte Verlangen der einander begehrenden. In der kirchlichen Ehegeſetzgebung und Ehegerichtsbarkeit erſchloß ſich ein unermeßliches Feld, auf dem der Weizen der Kirche blühen und goldene Ähren tragen konnte. Und noch ein Sakrament gab es, das wie dazu geſchaffen war, unmittelbar ins Leben einzugreifen und in mannigfachſter Weiſe, überall da, wo Sünde und Schuld ihre dunklen Schatten warfen, die Furcht vor den Strafen des Himmels den Sünder zittern machte. Und wiederum ergoß ſich ein goldener Regen über das allzeit dürre Erdreich Roms. Wir werden das Sakrament der Buße noch in einem anderen Zuſammenhange genauer zu beachten haben.

Das war die Kirche Roms, die theokratiſche Papſtkirche jener Epoche, wo die Sonne des Mittelalters am höchſten ſtand. Wir haben, denke ich, den Kernpunkt ihrer Macht jetzt in hinreichender Deutlichkeit erkannt. Kraft ihres überweltlich-geiſtigen Charakters erhebt ſie die Forderung, daß jeder Sterbliche ihr als höchſter Gebieterin ſich unterwirft. In ihrer Verfaſſung beſitzt ſie ein großartiges, bewundernswertes Mittel, den Gehorſam zu erzwingen. Niemals iſt ein Reich der Welt feiner und zweckmäßiger organiſiert geweſen. Die Herrſchaft von Prieſtern über Prieſter, dieſe urſprüngliche Hierarchie, iſt in ihrer Wirkung das, was wir heute Hierarchie nennen: eine Herrſchaft von Prieſtern über Laien. Der Laie hat in dieſer Kirche nur Pflichten, keine Rechte, keinen Schimmer eines Anteils an der Regierungsgewalt. Er iſt der Leibeigene der Kirche! Und — erſt darin erreicht die Gewalt der Kirche des Mittelalters ihren Höhepunkt — er iſt es willig. Denn er weiß es und erfährt es immer aufs neue: ſeine Herrin, mag auch ihre Hand mitunter ſchwer auf ihm laſten, ſorgt für ſein Wohl, ſein wahres Wohl: die Fülle ihrer ſakramentalen Segnungen begleitet ihn durch das Leben, bewahrt ihn vor der Hölle, erſchließt ihm das Reich der Herrlichkeit. Mag er ſich auch hie und da innerlich aufbäumen gegen die rauhe Gewalt der Prieſterkirche, die ſänftigende Macht der von Segen triefenden Myſterienkirche ſtillt jeden Sturm. Unmut, Zorn, kühne Reden tun der Gebundenheit des mittelalterlichen Chriſten keinen Eintrag.



Papſt Gregor IX. erläßt ein Dekretal. Gemälde Raffaels im Vatikan zu Rom.

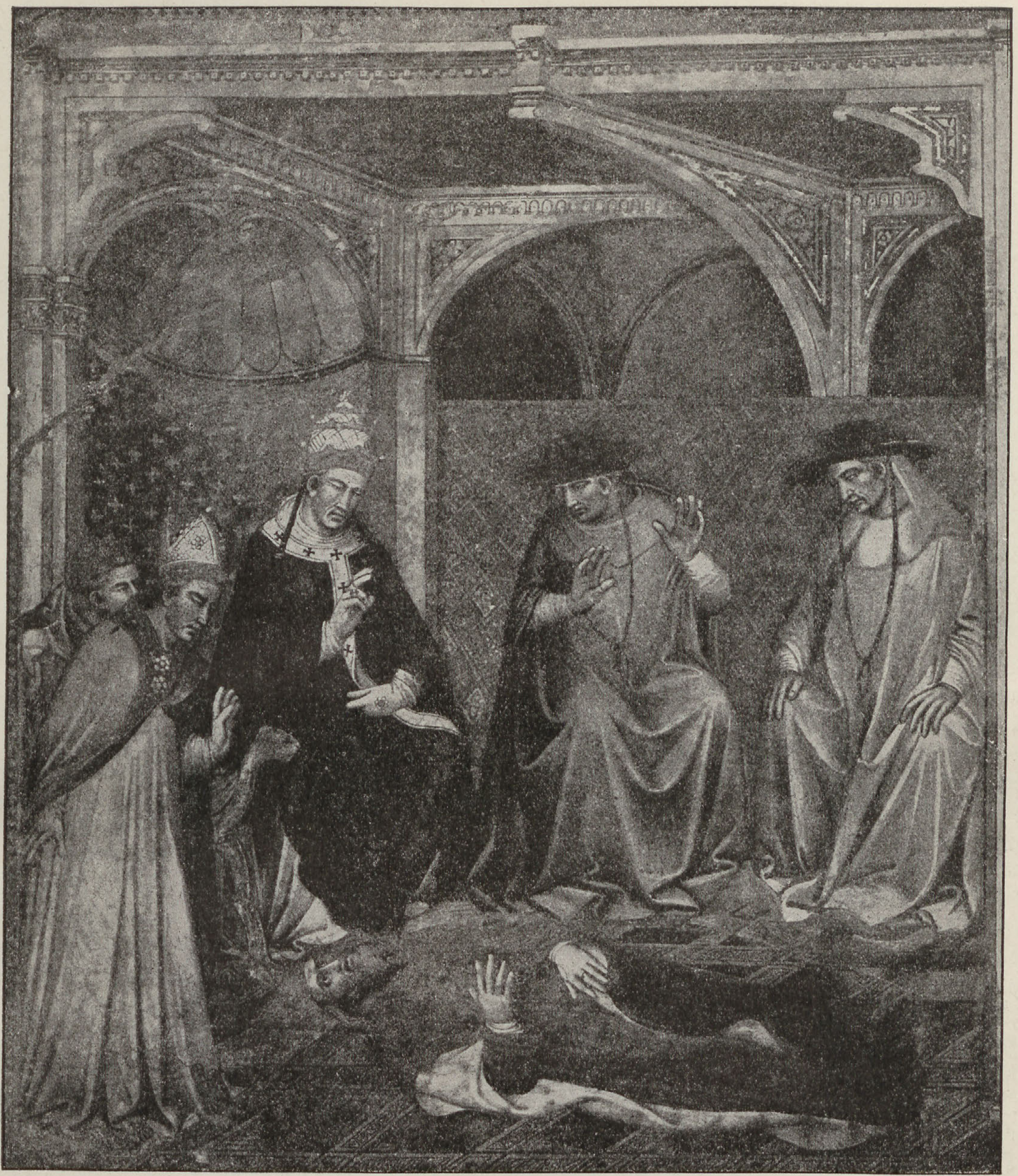
Auch war dafür geſorgt, daß ſich ſelbſt der frömmſte Laie nicht überheben konnte. Ein jeder Mönch, der ihm begegnete, führte ihm durch ſeinen bloßen Anblick den eigenen Unwert zu Gemüte. Denn nach altchriſtlicher Anſchauung, welche die weltfreudige Hierarchie aus der Epoche weltflüchtigen Sinnes übernommen hatte, ſtellte der Mönch mit dem unerbittlichen Ernſt ſeiner Weltentſagung eine „höhere Sittlichkeit“ dar, war er das verkörperte Ideal der Vollkommenheit. Die Kirche hatte ja freilich niemals daran denken können, das Leben in der Welt, die Arbeit des irdiſchen Berufes zu verpönen; denn was hätte alsdann aus ihr werden ſollen? Allein ein jeder „Weltliche“ ſollte durch die mönchiſche „Heiligkeit“ doch ſtets daran gemahnt werden, daß der Laie, dem es verſagt geblieben, oder der es gar verſchmäht, das höchſte Opfer zu bringen, mit all ſeiner Frömmigkeit doch über eine niedere Stufe des chriſtlichen Lebens es nicht hinausbringe, daß ſein Leben, ſeine Arbeit, ſelbſt die aufopfernde Fürſorge für die Seinen — als ein Dienſt der Welt — im letzten Grunde mit einer Art von Makel behaftet ſei. Welch ſtarker Anreiz für ihn, ſich rückhaltlos in die

Arme der Kirche zu werfen, durch ſie und durch die Verdienſte ihrer „Heiligen“ ſich erſetzen zu laſſen, was ihm ſelber abging!

Bei dieſer Abhängigkeit der Laienwelt ſpielte das religiöſe Leben Aller, mit faſt verſchwindenden Ausnahmen, ſich in den Formen der Kirche ab. Die Frömmigkeit der Maſſe war die der Kirche. Nur eine winzige Minderheit ſonderte ſich ab, etwa weil die Wärme ihres religiöſen Gefühls auf kalte Satzungen ſtieß, ihr ſittlicher Ernſt verletzt wurde: man ſehnte ſich zurück nach der Gemeinde des apoſtoliſchen Zeitalters, von welcher die Papſtkirche mit ihrem weltlichen Treiben himmelweit abſtand. Allein auch dieſe Abtrünnigen blieben in ihren religiöſen Grundanſchauungen in Übereinſtimmung mit der Kirche. Die Sekten des Mittelalters tragen, ſo mannigfach dieſe Abſplitterungen auch ſein mögen, ohne Ausnahme das Gepräge des Katholizismus der Zeit; ſie gehören ihm an, ſind ſeine Gebilde; nur auf dieſem Grund und Boden konnten ſie erwachſen; mehr noch, überall läßt ſich in den wilden Senkreiſern das Gewebe des Stammes erkennen.

So wie wir den hierarchiſchen Bau der römiſchen Kirche kennen gelernt haben, bedarf es kaum noch der Bemerkung, daß wie die Laien ſo auch die Geiſtlichen vom niedrigſten Prieſter bis zum höchſten Prälaten in ſtrenger Botmäßigkeit des römiſchen Biſchofs gehalten wurden. Mit der vollendeten Ausbildung des Papſttums im 13. Jahrhundert hörte im Grunde jede andere kirchliche Gewalt auf. Nach römiſcher Anſchauung war grundſätzlich alle Gewalt Papſtgewalt. Der Papſt war auch die Quelle alles Rechtes in der Kirche. Die Biſchöfe, deren urſprüngliche Eigengewalt hierdurch gebrochen war, haben ſich freilich ſpäter noch einmal zu dem Verſuche aufgerafft, die ihnen ungünſtige Entwicklung rückgängig zu machen, doch, wie wir noch ſehen werden, ohne ihr Ziel zu erreichen.

Dieſe Machtſtellung des Papſttums mußte auch außerhalb der Kirche auf das ſtärkſte zum Ausdruck kommen. So ſelbſtverſtändlich iſt dies, daß es dafür kaum noch des Nachweiſes bedarf. Auf den verſchiedenſten Gebieten des Lebens vermochte die Weltkirche Roms faſt mühelos ihre Herrſchaft durchzuführen. Ihre Überlegenheit über den mittelalterlichen Staat offenbarte ſich am deutlichſten in der Niederwerfung des Kaiſertums. Hat es hier noch eines harten Ringens bedurft, ſo war ſie im Reiche des Geiſtes von allem Anfang an die allgemein anerkannte Führerin. Denn ſie war die einzige Trägerin der Kultur. Darum konnte Kunſt und Wiſſenſchaft nur in ihrem Bannkreiſe gedeihen, war ſie es, die auch das geſellſchaftliche Leben maßgebend beſtimmte. Alle idealen Beſtrebungen der Zeit gingen von ihr aus. Unter ihrer Einwirkung ſtanden aber auch die praktiſchen Ziele, waren ſie nicht gar ebenfalls aus ihrer Eingebung gefloſſen. Im Wirtſchaftsleben durfte ſie als der wichtigſte Faktor gelten: ſie war die reichſte Grundbeſitzerin, und wie viele Klöſter waren Muſterſtätten des wichtigſten Erwerbszweiges, der Landwirtſchaft. Allen ſozialen Einrichtungen, den für den mittelalterlichen Menſchen ſelbſtverſtändlichen genoſſenſchaftlichen Bildungen war der Stempel der Kirche aufgedrückt. Nichts wäre im Stande geweſen, ſich im Gegenſatze zu ihr zu behaupten. Alles Weltliche, alles Bürgerliche war mit dem Firnis des Geiſtlichen überzogen. Das rein Menſchliche ſchien ausgelöſcht. Ja, hätte ein ſeit Beginn des 13. Jahrhunderts mächtig hervortretendes, von der Kirche eine Zeit lang unterſtütztes Streben ſich voll durchgeſetzt, ſo wäre — dank dem Umſichgreifen der an die Bettelorden ſich anlehnenden „Bußbruderſchaften“ — jedes Haus das abgeblaßte Abbild eines Kloſters geworden, hätte ein jeder Laie unter ſeinem weltlichen Gewand ein Abzeichen mönchiſcher Weltentſagung getragen, der König unter ſeinem Purpurkleid, unter ſeinen Lumpen der Bettler. Und welch’ gewaltigen Triumph feierte Jahrhunderte hindurch der von der Kirche eingegebene Sinn entſagungsreichen Dienſtes in den mitunter lawinenartig anſchwellenden Scharen aller derer, die Haus und Hof und die Heimat verließen, um als begeiſterte Gottesſtreiter oder auch als kampfesfreudige Büßer zur Wiedereroberung des heiligen Landes, zur Ausrottung verruchter Ketzer auszuziehen! Dieſelbe Kirche erſcheint zugleich als die große koloniſatoriſche Kraft der Zeit: wie es ihre Mönche waren, deren geräuſchlos-emſige Arbeit weiten bis dahin unangebauten Flächen ihren Ertrag abrang, ſo zogen auf des Papſtes Geheiß oder wenigſtens mit ſeiner Zuſtimmung die geiſtlichen Ritterorden hinaus in die Ferne, um ganze Länder unter das Kreuz zu beugen und für die Kultur zu erſchließen. Und noch eins — es iſt wahrlich an Bedeutung nicht das letzte — haben wir hier zu beachten: die Völker verbindende Kraft des Papſttums. Von ihm werden die auseinanderſtrebenden Nationalitäten des Abendlandes zuſammengehalten, und von ihm allein, ſeitdem das Kaiſer-



Demütigung Kaiſer Friedrichs I. vor dem Papſt Alexander III.

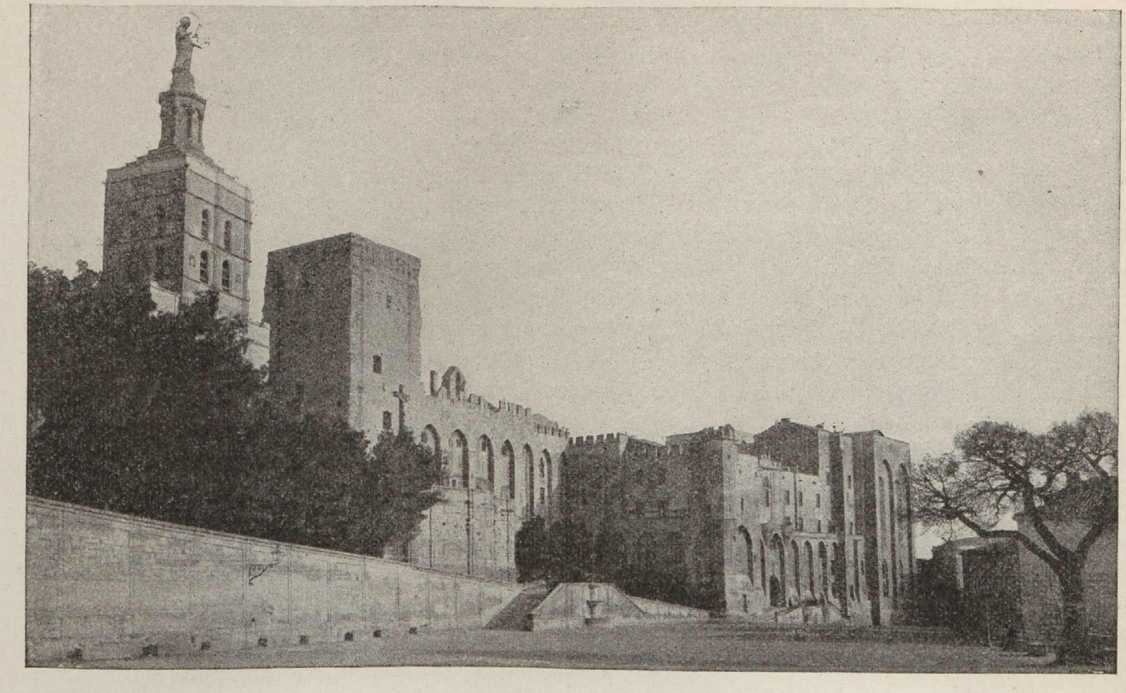
Fresko von Spinello Aretino in dem Rathaus zu Siena.

tum ſich unfähig gezeigt, dieſe Aufgabe zu erfüllen. Jedes Volk, jeder Stamm, jedes Land, jede Provinz von den Südküſten Italiens und Spaniens bis zum Norden Skandinaviens hinauf hat in Rom ſeinen Mittelpunkt, in ihm ſeinen Zuſammenhang. Es iſt die Klammer der abendländiſchen Welt. Kein Wunder daher, daß alles, alles von ſeinem Geiſte erfüllt iſt, dieſem Geiſte, deſſen Art wir ſchon kennen.

Kein Wunder zugleich, daß dieſer Geiſt ſich als unbeſieglich erwieſen hat, noch durch Jahrhunderte, — unbezwinglich bis zu dem letzten Tage des Mittelalters. Denn einzig und allein die Dauer ſeiner Unbezwinglichkeit friſtet dem ſinkenden Mittelalter das Leben. Es geht unter in demſelben Augenblick, wo er ſeine erſte entſcheidende Niederlage erleidet — nicht durch irgend eine äußere Gewalt, ſondern durch einen anderen, neuen Geiſt, den Geiſt einer reineren und tieferen Religioſität.

2. Vergebliches Sturmlaufen wider die Zwingherrſchaft des Papſttums.

Noch Jahrhunderte lang, ſagten wir, hat ſich der römiſche Geiſt als unbezwinglich erwieſen. Wohl zogen ſich gegen Ende des Mittelalters ſchwere Gefahren über dem Papſttum zuſammen, und es gab Zeiten, in denen ſeinem Abſolutismus, wie es ſchien, ein nahes Ende geweisſagt werden durfte. Der hierarchiſche Übermut, in dem es nach den Zügeln eines unumſchränkten Weltregimentes gegriffen hatte, erlitt einen Stoß, als zu Anfang des 14. Jahrhunderts Bonifatius VIII. es mit einem Königtum zu tun bekam, das ſich auf den Willen einer Nation zu ſtützen vermochte. Was den gewaltigſten Anſtrengungen der Kaiſer verſagt geblieben war, das glückte dem franzöſiſchen König: er warf einen Damm auf gegen die päpſtlichen Herrſchaftsgelüſte. Ja bald durften die Könige Frankreichs, nachdem Clemens V., ein früherer franzöſiſcher Prälat, die päpſtliche Reſidenz aus der Welthauptſtadt Rom nach einer kleinen Stadt der Provence, nach Avignon, verlegt hatte, ſich des unerhörten Vorzuges rühmen, in den nach wie vor von dem geſamten Abendlande anerkannten Oberhirten der Chriſtenheit ein gefügiges Werkzeug ihrer Launen zu beſitzen. Zwar dachten die Avignoniſchen Päpſte nicht daran, auch nur ein Titelchen ihrer ererbten Rechte und Anſprüche aufzugeben, ja noch mehr, ſie ſahen ſich im Stande, in ihrem unerſättlichen Hunger nach Macht und Reichtum außerhalb Frankreichs ihre Gewalt noch zu ſteigern. Trotzdem mußte jene unwürdige Knechtſchaft zu einer nicht ganz ungefährlichen Schmälerung ihres univerſalen Anſehens ausſchlagen. Und wie viel ſtärker mußte ihr Anſehen überhaupt leiden, als es im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts zu der verderblichen Spaltung des Papſttums kam. Da hatte die abendländiſche Welt, jetzt ſelber in zwei Hälften zerriſſen (denn an jedes Land war die Nötigung herangetreten, ſich für einen der beiden Päpſte zu entſcheiden), länger denn ein Menſchenalter hindurch das klägliche Schauſpiel vor Augen, daß der römiſche und der franzöſiſche Papſt ſich gegenſeitig unter entſetzlichen Flüchen in den Bann taten. Und zu gleicher Zeit wurde ihre Mißwirtſchaft, dieſes Syſtem von Bedrückungen und Erpreſſungen, unter denen ganz beſonders das unglückliche Deutſchland zu leiden hatte, auf eine bis dahin noch nicht erreichte Höhe getrieben. Da ward doch mancher Zweifel laut an der Rechtmäßigkeit einer ſo ſchrankenloſen Papſtgewalt, und noch mehr der Klagen — ſelbſt aus dem Munde der eifrigſten Kirchenmänner. Man zog bedenkliche Vergleiche mit den früheren, ſo viel beſſeren Zeiten der Kirche. Stärker und ſtärker wurde der Ruf nach einem allgemeinen Konzil. Mit ruhiger Zuverſicht bald, bald mit ſtürmiſcher Begeiſterung verlangte man nach ihm als dem einzigen, aber auch unfehlbar wirkenden Heilmittel für die Krankheit des Kirchenkörpers. „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern", des Hauptes zumal, war die Loſung. Aber wer ſollte das Konzil einberufen? wer die Reform in die Hand nehmen? Vom Kaiſertum war ja nichts zu erwarten, kaum mehr von den uneinigen Fürſten. In dieſer Not kam der Kirche die Wiſſenſchaft zu Hülfe: als „das wahre Licht der Kirche", das niemals eine Verdunkelung erfahren habe, glaubte ſie, die trübe und dunkle Gegenwart durch die Helle eines neuen Tages verſcheuchen zu können. Zum erſten Male fühlte ſie ſich als eine Großmacht der Geſchichte. Sie erhob ſich in ihrer Hauptburg, der Univerſität Paris — und nicht ohne Erfolg. Der eifrigen Agitation der Gelehrten, ihrer geſchickten Bearbeitung der öffentlichen Meinung war es zu danken, wenn die Kardinalskollegien der beiden zäh an ihrem Rechte feſthaltenden Päpſte ſich die Hand reichten zur Beſeitigung der Spaltung, zum Ausſchreiben eines allgemeinen Konzils, und wenn die Fürſten, ſich für die Reform des Papſttums erwärmend, dieſes Unternehmen unterſtützten. Aber auch das durften die Männer der Wiſſenſchaft als eine Wirkung ihres Wortes betrachten, daß in den Biſchöfen das Verlangen erwachte, ihre angeſtammten, durch die Päpſte ſo empfindlich geſchmälerten Rechte auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung, in welcher ſie als Vertreter der geſamten abendländiſchen Chriſtenheit die Hauptrolle ſpielen durften, zurückzugewinnen. Allein, ſie waren ſchlechte Diplomaten, und noch ſchlechtere die auf den Konzilien im Glanze ihrer beredten Weisheit ſtrahlenden Gelehrten mit ihren feindurchdachten Schreibpult-Theorien. Lange Reden, mutige Worte, tapfere Beſchlüſſe, obenan der im Prinzip entſcheidende von der Überordnung eines allgemeinen Konzils über den Papſt, unkluge Taten, vor allem



Der päpſtliche Palaſt zu Avignon.

die, daß die Konſtanzer Synode nach Abſetzung der alten Päpſte — es gab zuletzt deren drei — zur Wahl eines neuen ſchritt, ohne daß zuvor ſeine Macht weſentlich beſchnitten worden wäre; infolgedeſſen Reformen, die im Grunde nichts reformierten, nur einige der ärgerlichſten Mißbräuche abſtellten oder doch zeitweilig einſchränkten — das alles zeichnet die Haltung der großen ſog. reformatoriſchen Konzilien, an welche das Abendland Jahrzehnte hindurch mit all ſeinen Hoffnungen ſich anklammerte. Ihr einziges ſchwerer in die Wage fallendes Ergebnis war die Wiederherſtellung der Einheit des Papſttums und — ſeiner Allmacht. Denn die überlegene Politik der neuen römiſchen Päpſte verſtand es, die Fürſten, große und kleine, auf ihre Seite zu bringen. Die einen waren nach einer Steigerung ihrer monarchiſchen Gewalt lüſtern, die anderen (hier kamen namentlich die zahlreichen Territorialgewalten Deutſchlands in Betracht) nach Mehrung ihrer landesherrlichen Befugniſſe — alle ließen ſich gleichermaßen durch Einräumung einiger geiſtlicher Rechte ködern; ihre Preisgabe erſchien ungefährlich für die Kurie und war es auch zur Zeit; welche Bedeutung ſie dereinſt gewinnen ſollten als brauchbare Bauſteine zur Errichtung von Landeskirchen, ahnte man in Rom nicht. Immer konnten die Päpſte, die alsbald die ſie bindenden Feſſeln der Konzilien wie Spinnengewebe zerriſſen, dank jener Rückendeckung in den letzten ſechzig Jahren vor der Reformation nach und nach zurückerobern, was ihnen während der Wirren der Kirchenſpaltung verloren gegangen war — und das um ſo leichter, als der Ruf nach einem allgemeinen Konzil ſeine Kraft verloren hatte. Zwar fand er noch lange einen Nachhall — bis zu den Tagen Luthers hin; und noch lange ſuchten weite Kreiſe Beruhigung in dem Satze von der ſelbſtändigen Gewalt der Biſchöfe und der Stellung der allgemeinen Kirchenverſammlungen über dem Papſt. Indes, die Zuverſicht war dahin — matt und müde beugte man ſich von neuem unter das Joch. Mochten gleich die Freiheitsgelüſte der Biſchöfe nicht gänzlich erſtickt ſein (ſie haben auch noch den Päpſten der Neuzeit manche Schwierigkeit bereitet, bis ſie im Jahre 1870 mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurden), immer war die biſchöfliche Auflehnung mißglückt, war dieſe eine Zeit lang ſo bedrohlich ausſehende innerkirchliche Oppoſition niedergeſchlagen.

Indeſſen, es war noch zu einer anderen Bewegung gekommen (in der letzten Zeit der Spaltung), die ſich nicht wie jene gegen den päpſtlichen Abſolutismus richtete, ſondern gegen die Hierarchie überhaupt, den Papſt und die ganze üppige Kleriſei. Es war die wildeſte des ganzen Mittelalters. Wer wüßte nicht von dem trotzigen Anſturm des Huſitentums?

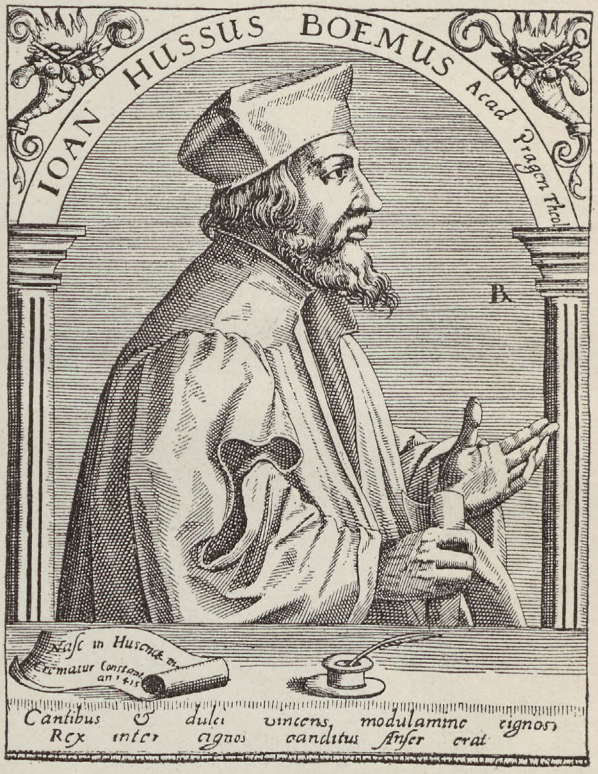
Ein breiter, reißender Strom flutete es dahin. Von verſchiedenen Quellen geſpeiſt, verdankte er doch ſeinen Hauptzufluß der Wirkſamkeit eines Mannes, an dem wir bei unſerem flüchtigen Rückblick auf die letzten Zeiten des Mittelalters ohnehin nicht achtlos vorübergehen dürften, des Engländers Johann Wiclif. Denn einen größeren und entſchiedeneren Feind hat vor Luther das verweltlichte Papſttum nicht geſehen; er überragt um mehr als Haupteslänge alle, die ſich ſonſt wider St. Peters ſtolze Nachfolger erhoben haben. Indem er, allerdings in ſehr beſchränktem Umfange, auf die Heil. Schrift zurückging, gewann er einen Maßſtab für die Abſchätzung des Papſttums. Dieſer Maßſtab war das „Geſetz Chriſti“. Unter ihm verſtand er, nach dem Vorgange Anderer, die Vorſchrift eines Lebens in apoſtoliſcher Armut und Demut. Wo blieb da noch Raum für das päpſtliche Weltregiment? ja, auch nur für den weltlichen Beſitz des Papſtes, der Kirche? Der Papſt, der kein apoſtoliſches Leben führt, der kein „Mann des Evangeliums“ iſt, indem er auf Hoffahrt und Reichtum nicht verzichten will, iſt nichts anderes als der Antichriſt. Wie hätte Wiclif vor deſſen Bannſtrahlen erzittern ſollen? Es iſt etwas Großes, daß er da nicht wankte, ſondern ſich auf das Recht ſeines chriſtlichen Gewiſſens zurückzog, wie ſpäter auch der von ihm durchgeiſtete Blutzeuge des Geſetzes Chriſti, Johann Hus. So kannte Wiclif eine Kirche, deren rechtliche Ordnungen und Sprüche keine bindende Kraft beſitzen, und die der Pracht eines hierarchiſchen Aufbaues nicht bedarf, ja ſie nicht einmal verträgt. Es waren fruchtbare Gedanken, welche er mit dieſer Auffaſſung der Kirche an den Tag förderte. Allein, die Linie des Mittelalters hat er doch nicht überſchritten. Denn ſeinen Augen blieb die Kirche verhüllt, die auch der Prieſter entbehren kann und der „Geheimniſſe“ als der magiſchen Kanäle des ewigen Heils. Der grimme Feind der Papſtkirche hielt an der Sakramentskirche feſt und damit an einer Kirche, die einen „Glauben“ verlangt, der vor allem gehorſame Unterwerfung iſt. Zur „Freiheit des Chriſtenmenſchen“ iſt ſo auch Wiclif nicht hindurchgedrungen.

Durchaus innerhalb der Schranken des Mittelalters hat ſich auch Wiclifs bedeutendſter Anhänger Johann Hus gehalten, innerhalb dieſer Schranken die Huſiten, welche eiferſüchtig über der Ehre ihres katholiſchen Namens wachten.

Huſens mannhafter Perſönlichkeit war es dank einer merkwürdigen Verkettung der verſchiedenſten Verhältniſſe gelungen, dem in England raſch unterdrückten Wiclifismus unter den Tſchechen eine zweite Heimat zu ſchaffen. Und hier entwickelte dieſer bald eine ungeahnte Kraft: verbündet mit der Macht eines empfindlichen Nationalgefühls, vermochte er einen ungeheueren Brand zu entzünden. Es kam zu dem großen Drama der Revolution des 15. Jahrhunderts, in der religiöſe, nationale, politiſche und ſoziale Elemente bunt durcheinander wogten (das ſoziale vornehmlich in der Rolle bemerklich, welche die Bauern ſpielten). Zum erſten Mal kündigte ein ganzes Volk, wenigſtens ſeiner überwiegenden Mehrheit nach, der Hierarchie den ſklaviſchen Gehorſam auf, ſagte ſich los nicht bloß vom Papſttum, ſondern auch von der Papſtkirche.

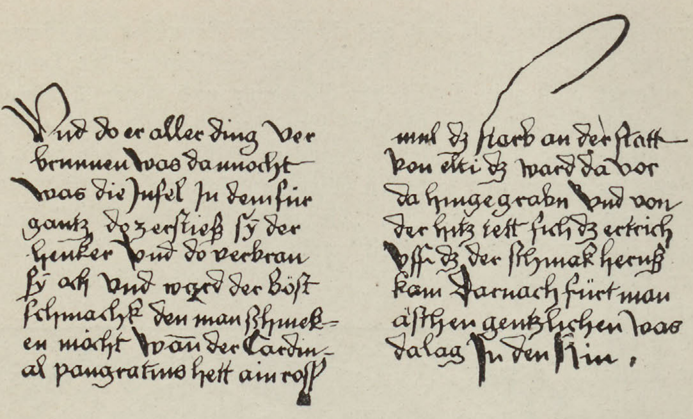
Auch von den Huſiten wurde „das Geſetz Gottes“ auf den Thron erhoben — und zwar in einer Weiſe, die ganz unzweifelhaft nicht nur religiöſes Verlangen zeigt, ſondern auch religiöſen Schwung und, trotz aller Ausſchreitungen, ein hohes Maß von ſittlicher Kraft. Das „göttliche Geſetz“ oder die (auch von ihnen im Sinne Wiclifs verſtandene) Heil. Schrift ſoll maßgebend ſein für die Kirche, ihre Lehren, Ordnungen, Einrichtungen, für das ganze chriſtliche Leben. So verlangten ſie „freie Predigt des Wortes Gottes“, Einziehung der reichen Kirchengüter durch die weltliche Gewalt und Zurückführung der Geiſtlichen zu einem „apoſtoliſchen“ Leben, Beſtrafung, ja Ausrottung aller öffentlich Anſtoß gebenden Sünden, Beſeitigung aller Ordnungen, die dem „Geſetze Chriſti“ widerſtritten, im Zuſammenhang hiermit Rückgabe des Kelches an die Laien. Dazu finden wir bei den am weiteſten Fortgeſchrittenen die Forderungen, daß die Kirche, unter Beſeitigung ihrer gegenwärtigen Verfaſſung und Bräuche, dieſer bloß menſchlichen Erfindungen, nach dem Muſter der Bibel dem Ideal der apoſtoliſchen Gemeinden nahe gebracht werde, und daß der ganze Gottesdienſt in der Landesſprache vor ſich gehe.

Das waren ja nun alles verdammte Ketzereien, die nach gut römiſchem Grundſatz mit Gewalt ausgerottet werden mußten. Doch der erſte Verſuch ihrer Anwendung entflammte die Huſiten zum heiligen Kriege. Griffen ſie anfangs bloß zum Schutz des Glaubens und ſeiner Anhänger zu den Waffen, ſo faßten die Vorkämpfer des göttlichen Geſetzes ihre Aufgabe bald noch ernſter und größer. Sie glaubten den Krieg auch in die Nachbarländer tragen zu müſſen, um den heiligen Gott an den Übertretern ſeines Geſetzes zu rächen und ſo deſſen Wiederaufrichtung und Erfüllung zu erzwingen, d. h. den wahren Glauben auszubreiten. Ja, „die ganze chriſtliche Welt“ ſollte „gewaltſam zur Bekehrung und zur idealen Vollkommenheit“ gebracht werden. Auf dieſem Wege gedachten ſie die Einheit der Kirche wiederherzuſtellen, die dann eine huſitiſche geweſen wäre. Wie oft leſen wir mit Betrübnis auf den Blättern der Geſchichte, daß der Eifer für das göttliche Geſetz ſeine Vollſtrecker hart und grauſam gemacht hat. Auch hier war erbarmungsloſer Eifer Prinzip, Austilgung aller Böſen, Gottloſen, Ungläubigen die nicht ſelten ausgegebene Parole: „verflucht iſt jeder Gläubige, der ſein Schwert vom Blut der Widerſacher des Geſetzes Chriſti fern hält“. Wieder konnte ſich da die vermeintliche religiöſe Pflicht ein Genüge tun in Taten der göttlichen Rache, entſetzlichem Blutvergießen, furchtbaren Grauſamkeiten. Und nicht bloß gegenüber den verhaßten Deutſchen iſt ſie — und zwar mit Luſt — geübt, ſondern auch an tſchechiſchen Volksgenoſſen, die dem heiligen Geſetze widerſtrebten. Der nationale Fanatismus wurde von dem religiöſen überboten (übrigens auch bei den Deutſchen, die im Namen der heiligen Kirche ſich an den Ketzern mit wahrlich nicht geringerer Härte rächten). Für den Ernſt ihres Glaubens an eine Weltmiſſion, der ſie die nationalen Schranken durchbrechen ließ, haben aber die Huſiten einen ſchlagenden Beweis gegeben: ſie wußten zur Erreichung ihres Zieles neben dem Kriege noch ein zweites Mittel anzuwenden: eine umfaſſende friedliche Miſſionstätigkeit. In allen Ländern des Kontinents konnte man ihren Sendboten begegnen, die ihre Manifeſte verbreiteten, dieſe „Ketzerbriefe“ — mit ihrer Warnung vor dem Betrug der Pfaffen, ihrem Wunſche nach einer „heiligen göttlichen Einigung“. —


IOAN HUSSUS BOEMUS
Acad Pragen Theol
Nasc in Husinecz
crematur Constant an 1415
Cantibus & dulci vincens modulamine cignos
Rex inter cignos canditus Anser erat

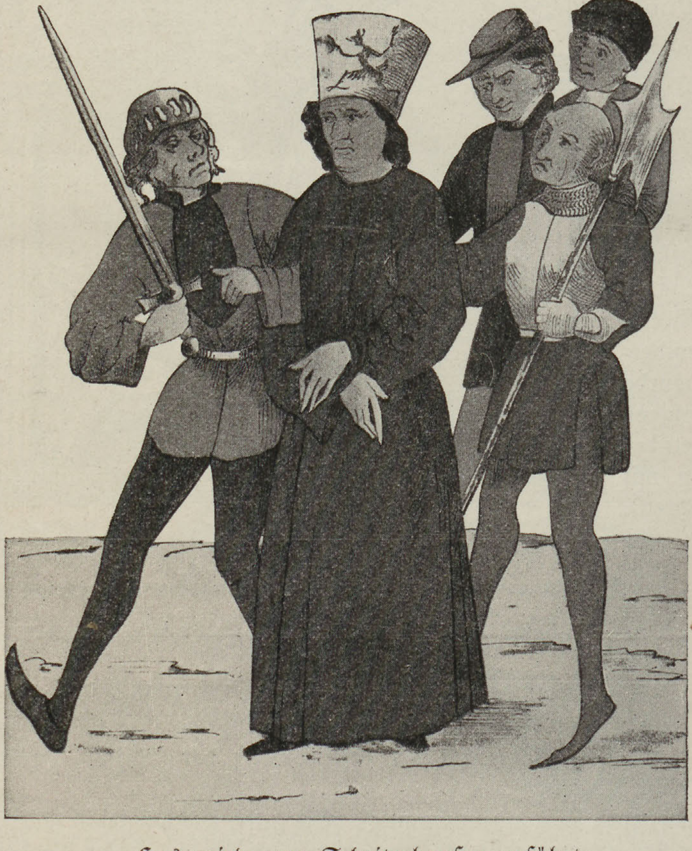
Johann Hus. Nach einem ſpäteren Kupferſtich.

Was hat die römiſche Kirche getan, dieſe Flut einzudämmen? Sie griff, wie wir ſchon ſahen, anfangs zur Gewalt. Als aber ihre Kreuzheere verſprengt waren wie die Spreu, unter die der Sturmwind fährt, verſuchte ſie es mit gütigem Entgegenkommen — das berühmte römiſche „Wir können nicht“ (non possumus) hat noch zu jeder Zeit ſeine Grenze an dem harten „Muß“ gefunden. Es ging bei dieſen gütlichen Verhandlungen freilich nicht ohne arge Demütigung der katholiſchen Kirche ab, aber zuletzt triumphierte bei dieſen die Liſt: das Konzil von Baſel verſtand es, einen Zankapfel unter die böhmiſchen Parteien zu werfen: ein brudermörderiſcher Kampf endete mit der Aufreibung der entſchiedeneren Huſiten; die milderen behaupteten das Feld. Das übrige beſorgte dann auch hier die Taktik und Zähigkeit der Päpſte, die nötigenfalls auch zu warten wußten. Genug, ſchon um die Mitte des 15. Jahrhunderts war ihr Sieg auch über dieſe große Ketzerei, vielmehr über dieſe Volkserhebung gegen die Hierarchie, nur noch eine Frage der Zeit, und die römiſche Kurie konnte das tief zerrüttete Tſchechenvolk für die anderen Nationen als ein abſchreckendes



Vnd do er aller ding ver
brunnen was da nocht
was die Inſel zu dem für
gantz do zerſtieſs ſy der
henker vnd do verbran
ſy ach vnd wegen der böſt
ſchmachz den man ſchmek-
en möcht wan der Cardin-
al pangratius hett ain roſſ

mul dz ſtarb an der ſtatt
von etti dz ward da vor
da hinge grabn vnd von
der hitz tett ſich dz ertrich
vff dz der ſchmak heruſs
kam darnach fürt man
äſchen gentzlichen was
da lag in den Rin .



Hus wird zum Scheiterhaufen geführt.
Nach einem im Beſitz des Grafen von Königsegg befindlichen alten Codex.

Beiſpiel dafür verwenden, wohin Unbotmäßigkeit gegen die Kirche führe. Furcht vor einer neuen Auflehnung war ihr fremd. Und in der Tat war eine ſolche nicht zu beſorgen! Und doch hatten die Huſiten weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus den Samen ihrer kirchlich- und auch ſozial-revolutionären Gedanken ausgeſtreut, war dieſer vielfach bei dem gemeinen Manne auf einen günſtigen Boden gefallen, um den blinden Gehorſam allmählich zu untergraben, eine Stimmung der Gleichgültigkeit, wenn nicht gar feindſeliger Kritik gegen die Papſt- und Prieſter-Kirche zu erwecken — hier bei den Stillen im Lande, myſtiſch-weichen Seelen, dort bei unruhigen Schwärmern mit trotzigen Zukunftsbildern in dem wirren Hirn. Doch nur im Verborgenen, tief unter der mit Schnee und Eis bedeckten Erde, entfaltete jener Same ſeine Keimkraft. Nur die Frühlingsſonne konnte ihm zum Durchbruch verhelfen. Die aber fehlte.

Und ſo ging es mit allem, allem, was da in den letzten Zeitſpannen des Mittelalters an fruchtbaren Samenkörnern in das Erdreich geſenkt war. Es trieb und keimte, aber es war noch Winterszeit, die Sonne fehlte.

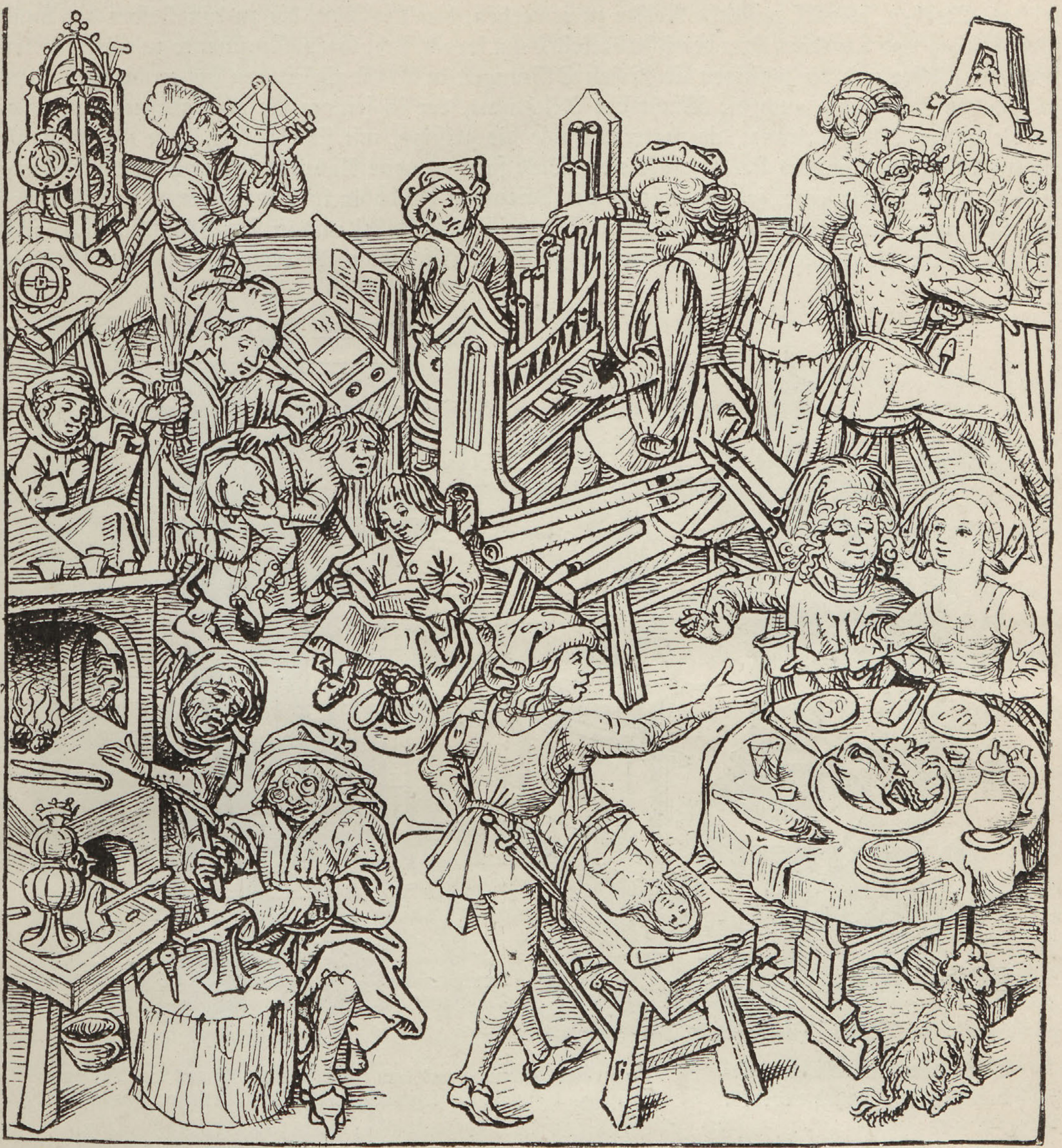
Der Winter, der regierte, war, wir wiſſen es, der römiſche Geiſt.

* * *

Haben ihn nun die Mächte, deren Walten wir bisher beobachteten, nicht übermocht, ſo ſteht es vielleicht anders mit jenen Kräften, von deren Eintritt in die Geſchichte man, wie wir früher ſahen, heute ſo oft die neue Zeit datiert?

Unzweifelhaft muten die jungen, friſch aufſtrebenden Kräfte, welche der neuen wirtſchaftlichen Entwicklung und der großen Geiſtesbewegung der Renaiſſance ihr Daſein verdanken, uns nicht mit Unrecht modern an.

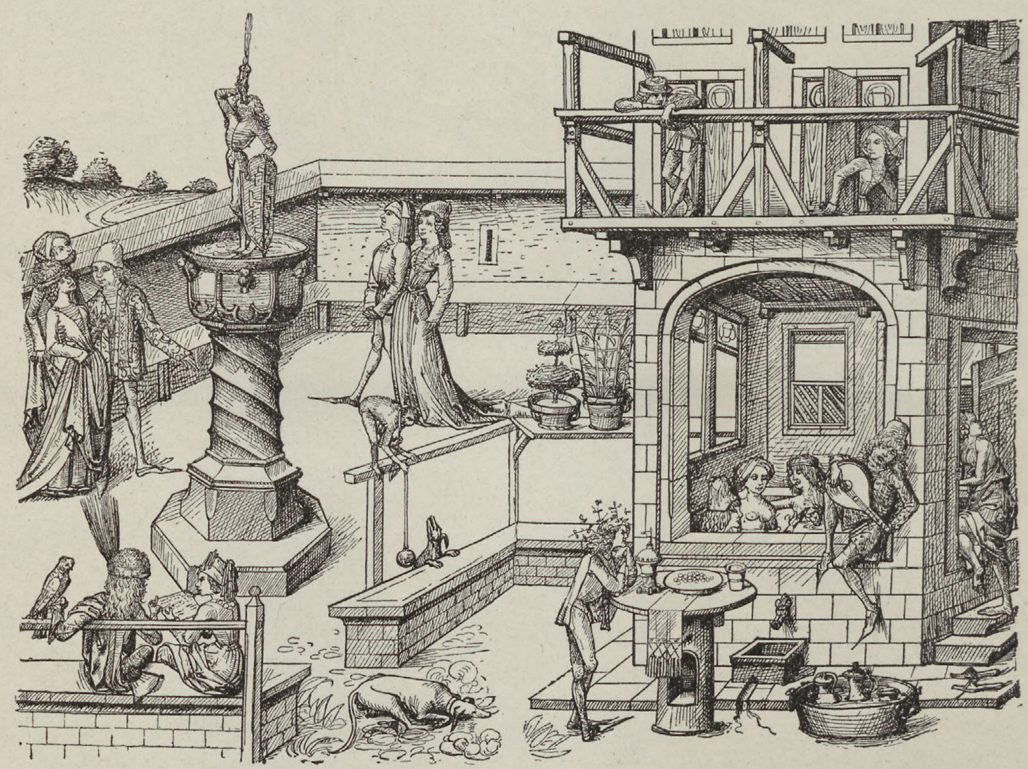
Zunächſt die neue wirtſchaftliche Entwicklung, die allmähliche Verdrängung der Naturalwirtſchaft durch die aufſchießende Großmacht des Geldes! Deutlich läßt ſie, ſeit Mitte des 13. Jahrhunderts, am Horizont ein Gebilde auftauchen, welches bereits das Gepräge der Neuzeit trägt. Und nicht



Aus dem häuslichen Leben des 16. Jahrhunderts. Nach einer Zeichnung aus dem im Beſitze des Hauſes von Waldburg-Wolfegg befindlichen ſogenannten „Mittelalterlichen Hausbuch“.

bloß das Wirtſchaftsleben im engeren Sinne wirkt in dieſer Weiſe, ſondern auch ſeine Folge, die Verſchiebung der ſozialen Verhältniſſe mit ihren erſchütternden Revolutionen und erbitterten Kämpfen. Mehr als anderswo trat dieſe in Deutſchland hervor. Es waren hier, bei dem Fehlen einer einheitlichen, regulierenden Obergewalt, naturgemäß die Mittelpunkte des Handels und des Handwerks, wohin das Geld zuſammenfloß, um das Leben, zunächſt das der führenden Klaſſen, auf eine höhere Stufe des Daſeins zu heben. So überflügelten die Städte nicht nur das platte Land, ſondern auch die Fürſten und Herren, weltliche und geiſtliche. Das deutſche Bürgertum trat in ſeine klaſſiſche Epoche.

Es ſchuf kleine Staaten im Staate, das will ſagen im Reich! Und dieſe ſuchten auch in kirchlicher Hinſicht ein entſprechendes Maß von Selbſtändigkeit zu gewinnen, und das um ſo mehr, je ſtärker ſie, verſtändig, ja kunſtgemäß verwaltet, die kirchlichen Schöpfungen mit der Fülle ihrer ſelbſtiſchen Zwecke als einen Pfahl im Fleiſche empfinden mußten. Daher ihr, nicht ſelten erfolgreiches, Streben, allerlei geiſtliche Rechte zu erwerben, die Pfaffheit, die zu den Laſten der Stadt nicht beitrug und überdies ihrer Gerichtsbarkeit Hohn ſprach, ſich, ihrem Regimente zu unterwerfen, Kirchen, Klöſter und die ſonſtigen kirchlichen Stiftungen in Abhängigkeit von ſich zu bringen. Und zu gleicher Zeit flößte auch die Macht des Reichtums, der in ſeinem Gefolge größere Anſprüche an die ganze Lebenshaltung, die materielle wie die geiſtige, mit ſich brachte, dem Bürgerſtande ein bis dahin ungekanntes Selbſtgefühl ein. Bald fand es neue Nahrung in der höheren Bildung, die jetzt Einzug hielt, einer ſolchen, wie ſie der Laienwelt bis dahin im ganzen fremd geweſen war. Als eine neue Kraft von unberechenbarem Werte iſt damals bei uns in Deutſchland dieſe Laienbildung in die Geſchichte des Mittelalters eingetreten. Immer mehr erweiterte ſich der Geſichtskreis. Der Einzelne, auch äußerlich durch Handelsunternehmungen und Reiſen der Enge des ſtädtiſchen Lebens entrückt, begann ſich auf ſeine eigenen Füße zu ſtellen, ſich der Bevormundung durch die Geſamtheit zu entziehen. Das Leben der Städte wird durch einen neuen Zug bereichert: es zeigen ſich die erſten Spuren einer Herausbildung der Einzelperſönlichkeit: die Familie, die Korporation, die Zunft verlieren von ihrer bis dahin alles und alle bändigenden Macht. Wie hätten die Wellen dieſer Bewegung nicht auch an die Mauern derjenigen Körperſchaft ſchlagen ſollen, die das Individuum am ſtärkſten band? Zwar fand ihre überweltliche Gewalt und Hoheit noch immer eine uneingeſchränkte Anerkennung. Das vermochte doch nicht zu hindern, daß man ſich ihre Diener und ihre Inſtitute etwas genauer anſah, und da nahm der geſchärfte Blick nur allzuviel Menſchliches wahr. Das Vermögen zu urteilen führt leicht zu Spottluſt und — der Tyrannei gegenüber zu Haß. An Stimmen der Kritik hatte es auch ſchon in früheren Jahrhunderten nicht gefehlt; man braucht hier nur an Walter von der Vogelweide zu denken. Aber wie viel bitterer klingen die Klagen, wie ſie ſchon im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert aus dem Kreiſe der Bürgerſchaft erſchallen, um bei dem Bauern einen vielfachen Widerhall zu finden. Es iſt ein vielſtimmiger Chor, der, oft in ſchrillen Tönen, das garſtige und doch gern gehörte Lied ſingt von



Aus dem häuslichen Leben des 16. Jahrhunderts. Nach einer Zeichnung aus dem im Beſitze des Hauſes von Waldburg-Wolfegg befindlichen ſogenannten „Mittelalterlichen Hausbuch“.

der Pfaffen Übermut, Üppigkeit, Geiz, Eigennutz und Blutſaugerei, von ihrer Unbildung und Verwilderung, von der „Geweihten“ wie der Mönche und Nonnen unflätigem Treiben, und auch der Päpſte nicht ſchweigt. Und welches Maß von Haß hat ſich in dieſen beiden Jahrhunderten angehäuft bei Bürgers- und Bauersmann, der lieber heute als morgen ſeinen Mut in heißem Blute gekühlt hätte der Geiſtlichen (und der Reichen; denn überall iſt bei dem Proletariat, dem ſtädtiſchen wie dem ländlichen, dieſer Haß durchwoben von ſozialiſtiſchen Gedanken). Die Bauernhaufen, die im Jahre 1476, durch die Aufruhrpredigt des „Pfeiffers von Niklashauſen“ in Bewegung geſetzt, dem Führer zuzogen, ſangen im Ton eines Wallfahrtsliedes:

„Wir wollen Gott im Himmel klagen,
Kyrie eleiſon,
Daß wir die Pfaffen nit ſollen zu Tode ſchlagen,
Kyrie eleiſon.“

Lauerte hier nun etwa eine Gefahr für das Papſttum, für den Geiſt Roms? Es iſt ſchon vor dem Auftreten Martin Luthers gelegentlich zu einem „Pfaffenſtürmen“ gekommen. Aber was bedeuteten lokale Vorgänge der Art für die Weltkirche? Ein Kräuſeln der Wellen am Uferfelſen bei glatter See. St. Peters Schiff hatte ruhige Fahrt. Wurde dieſer pfaffenfeindlichen Strömung nicht von irgend einer Seite ein poſitives Ziel vorgehalten, ſo hatte der Klerus ein gutes Recht, in ſtolzer Sicherheit ſich über ſie hinwegzuſetzen. Und vollends die neue Wirtſchaftsordnung und die junge Laienbildung vermochten die römiſche Kirche nicht zu ſchrecken. Mit jener konnte ſie ſich mit der Zeit vortrefflich befreunden, und dieſe vertrug ſich ſehr wohl mit der hergebrachten Frömmigkeit. Letztere hat in dieſer Zeit nicht gelitten, vielmehr, wir werden es noch ſehen, an Wärme nur zugenommen. Nirgends finden wir in der Laienbildung die Anzeichen einer „geiſtigen Revolution“.

Wohl aber kann man eine ſolche finden in der mächtigen Bewegung der Renaiſſance und des Humanismus.

Haben wir unter Renaiſſance, wie der Name beſagt, die „Wiedergeburt“ des klaſſiſchen Altertums zu verſtehen, ſo weiſt die zweite Bezeichnung auf dasjenige hin, was zunächſt und vor allem an dieſem Altertum anzog: das Rein-Menſchliche. Das Wort „Humanismus“ hat freilich mit der Zeit einen engeren Sinn erhalten, indem man darunter die wiſſenſchaftliche und literariſche Pflege des Altertums verſteht, wie ſie die ſog. Humaniſten vornehmlich des 15. und 16. Jahrhunderts ſich angelegen ſein ließen. Aber dieſen ſelbſt kam es doch, ſo weit ſie nicht zu dürren Gelehrten oder zu geiſtloſen Antiquitätenſammlern zuſammenſchrumpften, immer auf das an, was das Wort Humanismus in Wahrheit beſagt: die Hervorkehrung des Menſchen im Menſchen — ein Streben, deſſen Gegenſatz zur Kirche des Mittelalters klar zu Tage liegt. Denn dieſe ging ja, wie wir früher ſahen, gerade darauf aus, alles „Menſchliche“ zu unterdrücken: Wiſſenſchaft, Kunſt, den Verkehr des Menſchen mit dem Menſchen, ſeine Betätigung in den Aufgaben des bürgerlichen Berufes, des weltlichen Lebens überhaupt — alles ſollte ja nur ein Recht haben, wenn es ſich von der Kirche gängeln ließ. Fing die Menſchheit an, ſich dieſer Bevormundung zu entziehen, ſo war das unfraglich der Beginn einer geiſtigen Revolution.

Wie aber hat ſie ſich im einzelnen geäußert? und zu welcher Wirkung hat ſie es gebracht?

Die Heimat der Renaiſſance iſt Italien, das klaſſiſche Land des Papſttums. Hier vor allem hat ſie ſich daher in ihrem wahren Weſen offenbaren, hier am ſtärkſten auswirken müſſen.

Noch bevor das wiederauflebende Altertum auf die Italiener einwirkte, hatte ihre geiſtige Entwicklung in überraſchender Weiſe einen neuen Anlauf genommen, ſie wie mit einem Schlage in ein neues Zeitalter geführt, eben dieſes der Renaiſſance ſelbſt. Denn es iſt bereits ihr Flügelſchlag, den wir in Italien vernehmen, noch ehe es in den Gebeinen der Alten zu rauſchen begann.

Mehr als anderswo hatte hier der Geiſt ſich der Betrachtung der Natur, ihrer Wunder, ihrer Schönheit zugewendet. Kein anderer als Italiens größter, genialſter Dichter, der Laie Dante, der aus eigener Kraft ſich ein Weltbild gezimmert, der nämliche, vor deſſen ahnungsreichem Geiſte das neue Land der Renaiſſance ſchon von Ferne aufgetaucht iſt, war ſeinen Landsleuten darin vorangegangen; ſchon bei ihm finden ſich Spuren einer empiriſchen Erforſchung der Natur. Indem die Italiener dieſen Spuren folgten, entdeckten ſie die Welt, die ſie umgab. Man hat ſie deshalb geradezu „das moderne Entdeckervolk“ des ſpäteren Mittelalters genannt, deſſen Stolz für immer Kolumbus ſein darf. Aber noch mehr, nicht nur die Entdeckung der äußeren Welt hat man ihnen zugeſchrieben, nein, auch „die Entdeckung des Menſchen“, „des Ich“. Wir werden ſpäter ſehen, ob mit vollem Rechte. Auf alle Fälle ſind ſie an dieſer Entdeckung auf das ſtärkſte beteiligt. Nicht umſonſt haben hier ſchon vom 13. Jahrhundert ab jene wilden, zügelloſen, tief aufwühlenden politiſchen und kommunalen Kämpfe gewütet, die den Einzelnen aus ſeiner Ruhe herausriſſen, ihn zwangen, alle Kräfte wie des Leibes ſo der Seele anzuſpannen, um ſich zu behaupten. Und da, mitten im Kampf, lernte der Einzelne ſich in einer neuen Weiſe kennen, lernte er achten auf ſich, ſein Inneres. Wiederum iſt es Dante, der mit ſeinen Seelenſchilderungen zuerſt in dieſe Tiefe hineinleuchtete. Er konnte als Pfadfinder dienen, wenn man jetzt mehr und mehr das eigene Ich, das Anderer zu ergründen ſuchte. Jener Kampf des Einzelnen, dieſes Eindringen in den Lebensgehalt des Menſchen — was war es aber anderes als der beginnende Prozeß der Herausbildung der Perſönlichkeit?

Und in ſeine Anfänge fiel nun — wahrlich nicht durch Zufall — die Wiederentdeckung einer Welt, in der einſt die Perſönlichkeit Spielraum gehabt hatte zu freieſter Entfaltung.

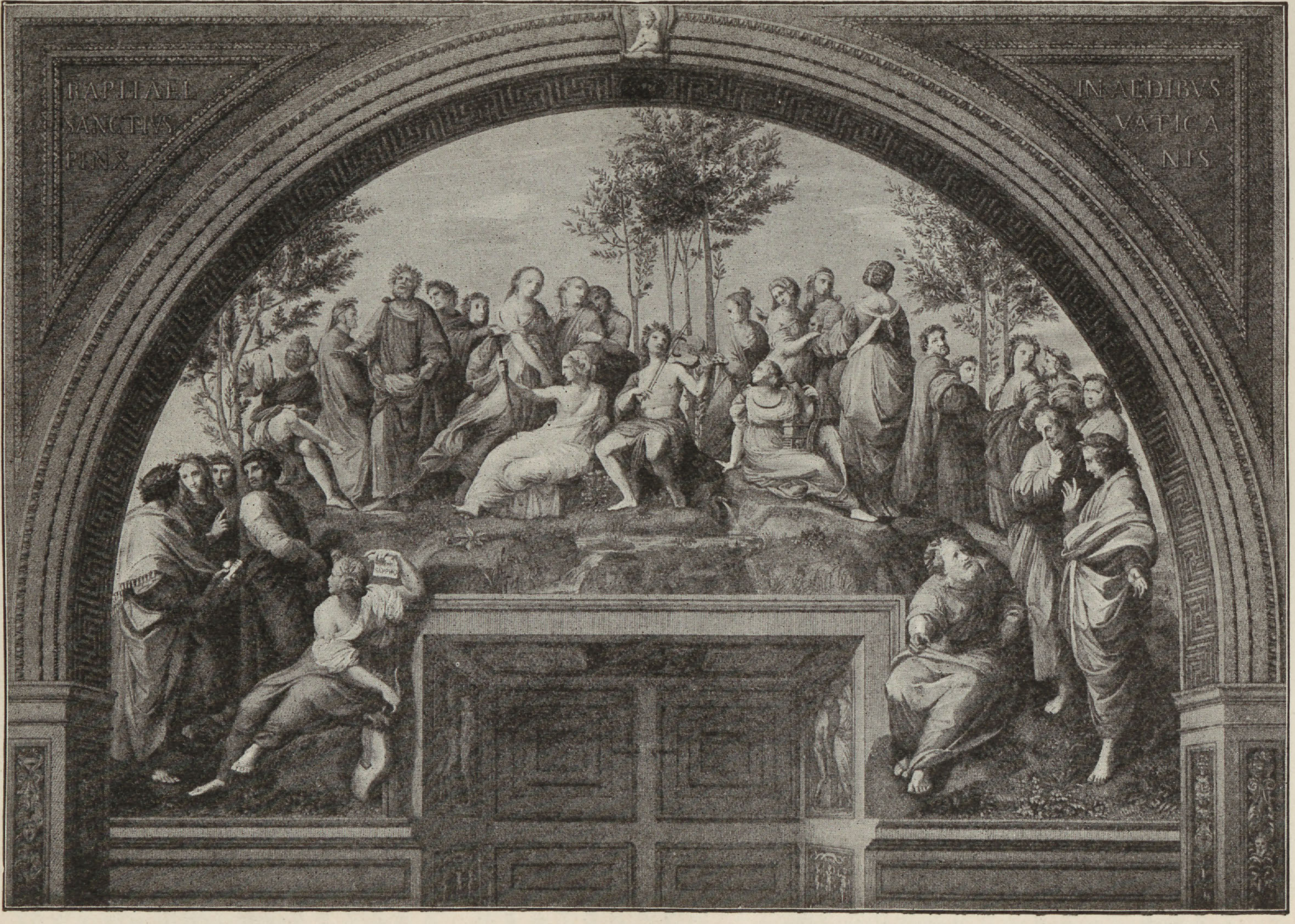
Man ſpricht allgemein von der „Wiederbelebung des klaſſiſchen Altertums“, und mit Recht.

Zwar war dieſes keineswegs ganz untergegangen. Ein gutes Stück von ihm lebte in der Kirche ſelbſt. Ihr Dogma, aus der Vermählung des Chriſtentums mit dem griechiſchen, zum Teil auch dem römiſchen Geiſte hervorgegangen, hatte eine Menge von Gedanken der alten griechiſch-römiſchen Welt auf die Gegenwart gebracht — in autoritativer Geltung. Und ähnliches wie vom Dogma galt von der Verfaſſung der Kirche, dieſer Hierarchie, welche die Religion Jeſu zu einer Summe von Rechtsordnungen umgeſchaffen hatte: ſie war ein Erzeugnis des Römergeiſtes auf dem Boden des Chriſtentums. Und damit nicht genug. Der größte und einflußreichſte aller Väter der Kirche, Auguſtinus, war in all ſeinem Denken durchdrungen von den Ideen des Altertums und trug ſie ſo weiter. Dazu die Herrſchaft, welche in der Blütezeit der mittelalterlichen Wiſſenſchaft der Grieche Ariſtoteles mit ſeiner alles umſpannenden Philoſophie ausübte — um all der anderen Kanäle nicht zu gedenken, welche fort und fort der Menſchheit des Mittelalters den Erwerb der alten Kulturvölker zuführten. Aber freilich, alles das war doch nicht mehr das Altertum. Es war doch nur in Bruchſtücken übrig, die, groß oder klein, eingefügt waren in einen Bau ganz anderen Stiles und völlig anderer Beſtimmung. Und es war ein Bau, in dem gerade das keinen Raum gefunden hatte, was einſt in Hellas und Rom das Ideal geweſen war: die freie Menſchlichkeit.

Von dieſem Ideal mußte ſich inſtinktiv angezogen fühlen die nach Freiheit durſtende Perſönlichkeit des Italieners, und gerade auf Italiens Boden konnte dieſes halb unbewußte Sehnen geſtillt werden. In ſeinem Mittelpunkte Rom beſaß es das Zentrum der Welt des Altertums, in Roms Mauern und durch die ganze Halbinſel zerſtreut ungezählte Überreſte aus ihr. Selbſt die Sprache Italiens ſtand der des alten Latium noch nahe, wie überhaupt der Grundſtock der Bevölkerung in weiten Strichen noch der nämliche war wie in den Tagen der weltherrſchenden Roma und, ohne es zu wiſſen, ſo manches im Buſen trug, was ſeinen antiken Urſprung nicht verleugnete.

Gewiß, Anknüpfungspunkte genug, zugleich aber auch ebenſoviele Quellen der nationalen Begeiſterung, die den Entdecker des Altertums beſeelte, und die — ſtürmiſch, wie nur dieſes heißblütige Volk ihrer fähig war — ſein großes Werk begleitete, ihn ſelbſt, den Führer auf dem Gebiete der Kultur, zum nationalen Heros ſeiner Zeit emporhob. Niemals ſonſt iſt ein Mann der Feder, des Wortes (denn Luther iſt vom erſten Augenblick ſeines Auftretens an mehr als dieſes geweſen) von den Gebildeten ſeines Volkes umjubelt worden wie Franceſco Petrarca.

Ein Talent von einem ſtaunenswerten Vermögen der Aneignung und der Anempfindung, verſenkt er ſich in das Altertum, in ſeine formvollendete und weisheitsvolle Literatur. Je tiefer er in den verjüngenden Quell eintaucht, deſto mehr erſtarkt er. Es wächſt ihm die Kraft, in ſeiner eigenen Seele die Welt des Altertums von neuem aufzubauen. Indem er, ſein Selbſt zergliedernd,


RAPHAEL
SANCTIVS
PINX
IN AEDIBVS
VATICA
NIS

Der Parnas. Nach einem Fresko Raffaels in der Camera della Segnatura des Vatikans zu Rom.

hohe Muſter vor Augen, in Seelenmalereien ſchwelgt, wird er zum Weisheitsorakel ſeiner Zeit. Selber hingeriſſen, zeugt er mit hinreißender Gewalt von der Herrlichkeit der Antike und läßt die eigene Begeiſterung auf Andere überſtrömen.

Er allein vollführt dieſes Werk der Wiederbelebung der Alten. Seinen Jüngern und Nachfolgern bleibt nur die Aufgabe, das vom Meiſter entdeckte, ihnen als Erbe zugefallene Land durch fortgeſetzten Anbau in Beſitz zu nehmen. Für immer iſt dem Entdecker, wie auch ſonſt das Urteil über ſeine Perſon, über den Menſchen Petrarca, ausfallen mag, ein Ehrenplatz in der Geſchichte der europäiſchen Kultur geſichert.

Suchen wir, was er gewollt und was er geleiſtet, im Lichte der Geſchichte zu erfaſſen!

Was er wollte, ſtand im vollſten Einklang mit dem Geiſte der Renaiſſance. Wollte ſie eine Rückkehr ſein, ſo gab Petrarca als ihr Vorkämpfer die Loſung aus: zurück von der Unbildung, der Barbarei der Gegenwart zu der ſo lange verſchüttet geweſenen Quelle der Bildung! Was unterdrückt war von der Kirche des Mittelalters, mit Unrecht unterdrückt, das ſollte wieder auf den Thron geſetzt werden. Aber, überſehen wir nicht, es war nichts neues, nur ein altes, — ein altes, das ſich dereinſt nicht zu behaupten vermocht hatte, über das die Entwicklung hinweggegangen war, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht. Die Zeit, die Welt, in die es jetzt, zu neuem Leben erwacht, eintrat, war eine andere. Sollte es in ihr ſich entfalten, die Welt der Gegenwart vorwärts treiben, im großen Schritt der Geſchichte, dann mußte das Alte zugleich ein neues ſein, nicht etwas künſtlich belebtes, nichts nachgeahmtes, ſondern Leben, volles friſch ſprudelndes Leben, kurz: Leben der Gegenwart. Das heißt, dieſes neue Alte mußte das ganze ungeſchmälerte Erbe auch der jüngſten Entwicklungsepoche der Menſchheit, das, was ſie als wirkliches Gut erarbeitet hatte, mit ſich führen.

Iſt dieſe „Wiederbelebung“ dazu im Stande geweſen? hat ſie wirklich ein neues Leben gebracht?

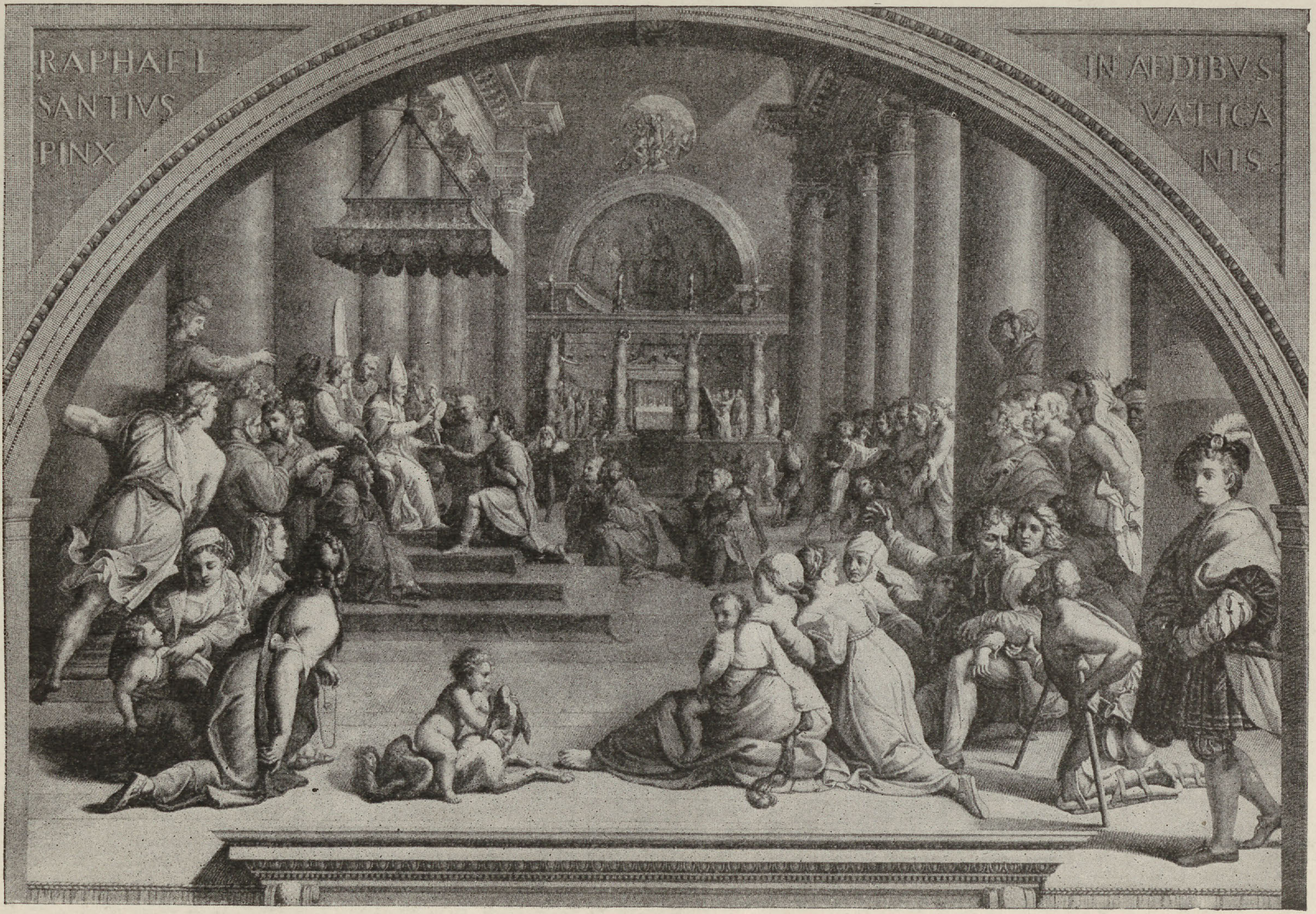
Auf mehr als Einem Gebiete gewiß!

Vor allem — dies iſt ihr ewiges Ruhmesblatt — auf dem der Kunſt. Sie hat der Welt den Sinn für das Schöne wiedergegeben und Werke der Unvergänglichkeit geſchaffen. Michel Angelo, Raffael, Bramante prangen am Himmel der Renaiſſance als Sterne von unvergleichlichem Glanze. Aber die Renaiſſance hat noch eine zweite Großtat aufzuweiſen, die wahrlich an geſchichtlicher Bedeutung hinter jener erſten nicht zurückſteht. Indem ſie den lange verſiegten Quell der Bildung des Altertums wieder erſchloß in dem ganzen Reichtum ſeines Inhaltes, hat ſie dem Mittelalter ein ganz neues Element zugeführt. Und dieſes Kulturelement, an ſich ſchon von unſchätzbarem Werte, gewann noch eine beſondere Bedeutung, indem es von Italien her den auseinanderſtrebenden Nationen des Abendlandes als ein Gemeingut zufloß — ein neues Band der Einheit, deſſen Feſtigkeit ein halbes Jahrtauſend erprobt hat.

Freilich, dieſe am Altertum ſich emporrankende Bildung, deren innerem Reichtum bald ihr äußeres Machtgebiet entſprach, führte unvermeidlich einen tiefen Schatten mit ſich. Naturgemäß nur den höheren Ständen zugänglich, verſetzte ſie der inneren Einheitlichkeit des Volkslebens überall einen tödlichen Stoß. Wer in Sprache und Weisheit der Alten eingeweiht war, erhob ſich hoch, hoch über die „ungebildete“ Menge. Aber war dieſe Scheidung nicht einfach der Preis, der hier wie ſo oft für einen Fortſchritt gezahlt werden mußte? Einen Fortſchritt bedeutete aber die neue Bildung auch noch in einer ganz beſtimmten Hinſicht. Mochten gleich auch die Spitzen der Geiſtlichkeit von ihr berührt werden, ihr eigentlicher Boden war doch die Laienwelt, und unkirchlich, „weltlich“ war ſchon aus dieſem Grunde ihr Gepräge.

Haben wir es hier ſomit von neuem mit einer Laienbildung zu tun, ſo erhellt ſofort, daß ſie jene erſte, auf die wir früher bei dem deutſchen Bürger geſtoßen ſind, binnen kurzem weit überholen mußte. Wie unendlich war ſie ihr doch überlegen an Umfang, Tiefe und nicht zuletzt an Kraft! Von dieſer hat ſie, ſo jung ſie war, eine erſtaunliche Probe abgelegt, indem ſie die erſten Spatenſtiche zu einer Laienwiſſenſchaft tat. Die Wiſſenſchaft fing an, der Hand der Geiſtlichen, der Theologen zu entgleiten, und die Geſellſchaft wurde bereichert durch einen neuen Stand, den des weltlichen Gelehrten. Es ſind die erſten, wenn auch noch ſchwachen Anſätze der modernen Wiſſenſchaft, die wir hier wahrnehmen.

Welche Bedeutung ſollte es allein ſchon gewinnen, daß neben dem Latein, dem echten, urſprünglichen, auch das dem Abendland ſo gut wie verloren gegangene Griechiſch, ja bei dem weiteren Fortſchreiten des Humanismus ſelbſt das fernliegende Hebräiſch dem Verſtändnis erſchloſſen


RAPHAEL SANTIVS PINX
IN AEDIBVS VATICANIS

Die Schenkung Conſtantins.

Nach einem Fresko Raffaels in den Stanzen des Vatikans zu Rom.

und in rationeller Weiſe ſtudiert wurde! Zeigte ſich ſchon in dem neuen Betrieb des Latein, in dem Verlangen, die griechiſchen Schriftſteller ſtatt aus Überſetzungen oder gar Überarbeitungen in ihrer wahren Geſtalt kennen zu lernen, der Sinn für das Urſprüngliche, ſo griff dieſer weiter und brachte es zu dem allgemeinen Grundſatz: zurück zu den Quellen, von dem trüben Gewäſſer der abgeleiteten Bäche und Rinnſale zu dem lauteren Born! Dieſer für die Forſchung ſo belangreiche Ruf mußte vor allem einer unſerer heutigen Wiſſenſchaften zugute kommen, der Geſchichte — und gerade für ſie hatte die Renaiſſance noch in anderer Weiſe den Boden bereitet. Die Kirche hatte ihre Glieder Jahrhunderte hindurch mit einer dumpfen Bewunderung ihrer Heiligen erfüllt. Dieſe hatten zwar zum Teil nie gelebt oder doch nur ein flüchtiges Daſein von heute auf morgen geführt, das mit ihrem Tode verwiſcht war; trotzdem wurde ihr Ruhm verewigt durch pomphafte Feſte und durch Legenden, die von Wundern und ungeheuerlichen Unwahrheiten wimmelten. Jetzt lenkte das Altertum den Blick auf ſeine Helden, die ihre noch nach vielen Jahrhunderten ſichtbaren Spuren in der Geſchichte hinterlaſſen hatten. Es waren Männer der Vergangenheit, die den Menſchen menſchlich anſprachen und ſo unmittelbar das Gefühl für die „geſchichtliche Größe“ weckten. Man ging ihnen an der Hand der alten Schriftſteller nach, verglich die verſchiedenen Berichte und war ſo, ohne es zu wiſſen, ſchon in den allererſten Anfängen der hiſtoriſchen Kritik. Von hier aus bedurfte es nur noch eines Schrittes weiter und man wagte den Verſuch, auch bei einem oder dem anderen Stücke der kirchlichen Überlieferung, wie z. B. der angeblichen Schenkung Konſtantins des Großen an den römiſchen Biſchof, durch ein bewußtes Zurückgehen auf die älteſten Nachrichten, auf „die Quellen“, unter Verwerfung des Sagenhaften oder auch des Erdichteten, Gefälſchten die Wahrheit ans Licht zu bringen. —

* * *

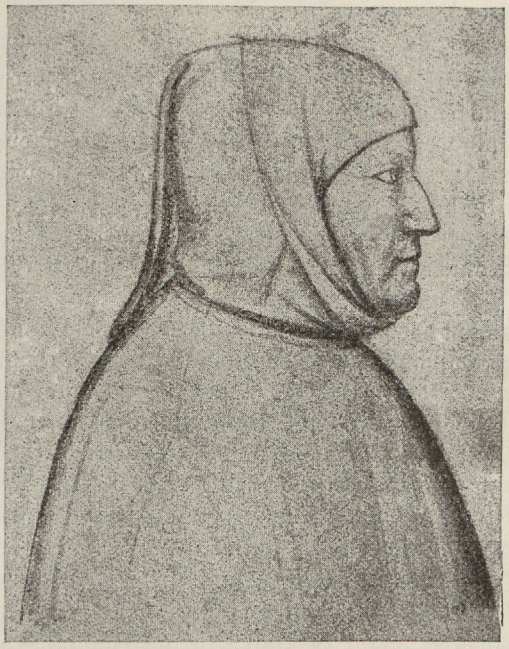
Aber wie ſtellte ſich die Kirche zu dieſen Anſätzen einer neuen, von ihr unabhängigen Wiſſenſchaft? wie zu der neuen Bildung überhaupt? Gelegentlich hat wohl die allzeit wache Inquiſition Miene gemacht einzuſchreiten, ereiferte ſich ein beſchränkter Mönch gegen die „heidniſchen Studien“. Doch das waren Ausnahmen. Im ganzen hat die Kirche ſich nichts weniger als unduldſam gezeigt: ſie fühlte ſich nicht bedroht. Und dieſes Kraftgefühl, mit dem ſie dem anſpruchsvollen Treiben der Herolde der antiken Kultur gleichmütig zuſah, beruhte nicht auf Selbſttäuſchung. Nur dann wäre ſie der von dieſer Bewegung ausgehenden Gefahr nicht mehr gewachſen geweſen, hätte die Renaiſſance es vermocht, ihr letztes und höchſtes Ziel zu erreichen: die Wiederbelebung der geſamten Welt- und Lebensanſchauung des Altertums. Aber wie wäre das allerwegen eine Möglichkeit geweſen? Auf einen ſo ganz und gar unausführbaren, utopiſchen Gedanken konnten überhaupt nur Männer verfallen, welche — in blinder Anbetung einer idealiſierten Vergangenheit, „des goldenen Zeitalters“, — der Gegenwart, ja der geſamten Welt der Wirklichkeit fremd gegenüberſtanden. Es iſt ein ewiges Geſetz der Geſchichte, daß keine Epoche, die einſt geweſen, wiederkehrt. Auch das Altertum ließ ſich nicht von den Toten heraufbeſchwören.

Daher verſagte die Renaiſſance gerade auf dem Gebiete, das den Menſchen formt und bildet, dem der Religion und Sittlichkeit. Da blieb das Alte alt, das will ſagen: ſchwächlich, nur zu hohlen, unwahren Kompromiſſen fähig, kurz, unfruchtbar, ohne die Kraft, neues Leben zu zeugen.

Dieſes Unvermögen des Humanismus hat gleich Petrarca, ſein großer Begründer, in typiſcher Weiſe an den Tag gelegt. Ganz verſenkt in den Gedankenkreis ſeiner Alten, lebte er wie in einer Welt des Traumes. Da wähnt er, als Kenner der alten römiſchen Republik, ihrer großen Männer mit ihrer Weltpolitik ſei er ſelber berufen, mit ſeinem Worte in die Welthändel einzugreifen. Er wüßte wohl, wie dem armen zerriſſenen und geknechteten Land ſeiner Väter zu helfen wäre: nur der Rückkehr zur Freiheit des alten Rom, zu den Tugenden ſeiner Bürger bedürfte es. Er drängt den politiſchen Machthabern ſeinen weltklugen Rat auf. Bald ſchwärmt er mit dem römiſchen Volkstribunen Cola di Rienzi für die Wiederherſtellung der republikaniſchen Formen in „der heiligen Roma“, bald, nach dem Sturz des phantaſtiſchen Weltverbeſſerers, ruft er Kaiſer Karl IV. auf, dem Beiſpiel der alten Kaiſer folgend Italien zu retten. Der Einwurf des Kaiſers, man lebe „nicht mehr im Altertum und alten römiſchen Reiche“, macht ihn nicht irre; die Welt, entgegnet er, ſei dieſelbe geblieben und nur die Menſchen wären ärmer an Tatkraft geworden. Wir werden es erklärlich finden, daß dieſe Welt des Traumes bei Petrarca zugleich die Welt der Worte war.

Zum Worte die Tat zu fügen, war dem Dichter nicht beſchieden. Beweis dafür iſt ſein politiſches Verhalten, Beweis ſein Kampf wider die Kurie von Avignon: im Ton des altteſtamentlichen Propheten eifert er wider dieſen „Laſterpfuhl der neuen Babel", aber von eben dieſem Hofe fühlt ſich der Pfründenjäger Petrarca immer von neuem angezogen. Über Worte hat er es auch in ſeinen „moraliſchen Kämpfen" nicht hinausgebracht. Er prunkt mit ihnen. Öffentlich legt er — in Nachahmung der „Bekenntniſſe", in denen einſt Auguſtinus den Zwieſpalt ſeines Fauſtiſchen Ich mit den Mitteln antiker Rhetorik aufgedeckt hatte — ſeine „Beichte" ab. Sie iſt ein farbenprächtiges Gemälde einer innerlich friedloſen Natur, das doch Eins vermiſſen läßt: religiöſen und ſittlichen Ernſt.

Man hat wohl geurteilt, „das ruheloſe Drängen und Pochen tiefgreifender Widerſprüche, das gewaltige Ringen verſchiedener Bildungselemente" kündige in Petrarca den „modernen Individual-Menſchen" an. Es könnte wohl fraglich erſcheinen, ob man bei Petrarca wirklich von „tiefgreifenden" Widerſprüchen reden darf. Aber geſetzt, ſie waren vorhanden, dann müßten wir doch ſogleich hinzufügen, daß er ſich nur allzu oberflächlich mit ihnen abgefunden hat; vor allem aber: nicht ſie verraten etwas von dem modernen Menſchen. Dem Kenner des mittelalterlichen Chriſtentums treten Widerſprüche, wie wir ſie bei dem Vater „des Humanismus" finden, als eine wohlbekannte Erſcheinung entgegen: neu an ihr iſt nur der antike Faltenwurf des Gewandes. Nicht der Zwieſpalt zwiſchen Chriſtentum und Heidentum, eines neuen und eines alten Bildungselementes, durchzieht ihn, vielmehr der alte Zwieſpalt zwiſchen den Forderungen ſeines Gewiſſens und den widerſtrebenden Neigungen, die Herr über ihn werden wollen. Sein Gewiſſen aber iſt einträchtig vom Chriſtentum und von der heidniſchen Philoſophie geſchult. Das konventionelle Chriſtentum ſeiner Zeit war auch das ſeine. Es war ein Chriſtentum zweiten oder dritten Grades, das ſeine Herrſchaft über das Gemüt nicht zum wenigſten durch die Vorſpiegelung von furchtbaren Strafen des Jenſeits behauptete. Dieſes Chriſtentum ließ ihn einen Widerſpruch mit der heidniſchen Weisheit überhaupt nicht empfinden: Chriſtus und die erhabene Tugendlehre der ſtoiſchen Philoſophie waren gleich wahre Normen für ihn. Daher war es ſicher keine Unwahrheit, wenn er ſein Chriſtentum mit Nachdruck beteuerte, keine Lüge, wenn er die chriſtliche Religion als „die einzige und unerſchütterliche Grundlage aller wahren Wiſſenſchaft" pries, auf die allein der menſchliche Geiſt bauen dürfe; wenn er ausrief: wo es ſich um die höchſten Wahrheiten der Religion, um das ewige Heil handle, da ſei er weder Ciceronianer noch Platoniker, ſondern Chriſt!



Petrarca. Nach einem alten Stich.

Auch Petrarcas Verhältnis zur Kirche war ein einfaches und unterſchied ſich von dem der Maſſe nur durch einen nebenſächlichen Zug. Den Kernpunkt der Religion bildete auch bei ihm der „Glaube", d. h. Vertrauen zu der Kirche und gehorſame Unterwerfung unter ihre Glaubensſätze und Vorſchriften. Nur möchte er ſich der auch ihn feſſelnden Autorität nicht wie der gemeine Haufe unterordnen: blind und unter Aufgabe jeder eigenen Anſicht; einem Manne von ſeiner Bildung mußte es doch erlaubt ſein, die verſchiedenen Meinungen zu prüfen und auch über die Kirche ſelbſt zu urteilen. Allein von der beſonderen Vollmacht, die er damit für ſich in Anſpruch nahm, hat er den beſcheidenſten Gebrauch gemacht. Sehen wir ab von ſeinem Klagelied über das ſittliche Verderben in der Kirche, ſo hat er nur Eines an ihr verurteilt: ihre moderne Theologie, die Scholaſtik. Aber auch ſie bekämpfte er ohne Ernſt; denn er hat ſich nicht erſt die Mühe genommen, ſie kennen zu lernen; es genügte ihm, ſich im Gegenſatz zu ihr zu Auguſtinus und andern großen Lehrern der alten Kirche zu bekennen, den nämlichen, die doch unter den Autoritäten der Scholaſtik obenan ſtanden. Indem er ſo religiös mit ihr auf demſelben Boden ſtand, war ſeinem Angriff von vornherein der Erfolg verſagt; denn die einzige Waffe, die ihm blieb, die des Witzes und Spottes, mußte ſich als ſtumpf erweiſen. Mochte auch die Scholaſtik jener Tage durch ihre wunderlichen Auswüchſe zum Lachen reizen, es ſteckte in ihr doch immer ein viel zu großes Maß ernſter Gedankenarbeit von Männern, die ſelbſt unſere heutige Wiſſenſchaft zu den großen Denkern zählt. Auch die Jünger Petrarcas haben die Scholaſtik nicht zu ſtürzen vermocht, ſo ingrimmig ſie auch den Kampf des Meiſters fortſetzten. —

Es kann für uns nach alledem keinem Zweifel unterliegen: die Geſamthaltung Petrarcas gegenüber den herrſchenden geiſtigen Mächten des Mittelalters drängt uns die Wahrnehmung auf, daß die Renaiſſance in ihm ihr Ziel der Befreiung der Perſönlichkeit nicht erreicht hat: auch das Moderne bleibt mittelalterlich gebunden.

Aber auch in ihrem weiteren Verlaufe iſt ſie dem Ziele nicht näher gekommen. Es gilt für ſie bis zu ihrem Ausgange hin, was Adolf Harnack geſagt hat: „in ihren großen Repräſentanten fühlte ſie ſich weder der chriſtlichen Religion noch der katholiſchen Kirche entwachſen“; „der Spott und die Frivolität einiger untergeordneter italieniſcher Poeten und Novelliſten kommt überhaupt nicht in Betracht“. Es iſt wahr, die Renaiſſance hat in Italien Individuen in Fülle geſchaffen, unter ihnen auch ſolche, die im erſten Freiheitsrauſche alle Feſſeln, auch die der Moral, von ſich warfen, ja zügellos in ungeheueren Frevelmut gerieten. Aber Zügelloſigkeit iſt keine Freiheit. Überdies, auch dieſe blieben Kinder ihrer Zeit und ſchloſſen, mit verſchwindenden Ausnahmen, ernüchtert von neuem einen Pakt mit der Macht, die ſie und alle band, — ob mit mehr oder weniger innerem Zwieſpalt, iſt für die Tatſache ſelbſt gleichgültig. Es hat, zumal im letzten Jahrhundert des Mittelalters nicht wenige Humaniſten gegeben, die mit ihren Gedanken faſt mehr im Heidentum lebten als in der ihnen anerzogenen Religion, und die ſich auch mit dem heidniſchen Aberglauben durchdrangen, freilich ohne ſich von dem kirchlichen ihrer Zeit zu befreien. Aber alle blieben ſie abhängig von der Kirche, wenigſtens äußerlich. Nicht nur, daß viele, ja die meiſten von ihnen ihr Brot aßen; auch ſonſt ragte ſie nach wie vor überall in das äußere Leben hinein. Wer konnte mit ihr brechen? Ein Austritt aus ihr war ja unmöglich. Niemand konnte ſich ihrer Zwangsgewalt entziehen, es hätte ihn denn der Mut erfüllen müſſen, als ein Märtyrer ſeiner Überzeugung auf dem Scheiterhaufen zu enden. Wie oft hatten ſeit zwei Jahrhunderten deſſen Flammen (man hat ſie noch neuerdings als „geſegnete“ geprieſen!) gelodert, ja wie oft züngelten ſie noch jetzt, wenn es darauf ankam, hartnäckige Ketzer zu ſtrafen für ihr Kapitalverbrechen, ihren Zweifel an der alleinſeligmachenden Kraft der Papſtkirche! Aber freilich aus dem harten Holz ſolcher Ketzer waren dieſe ſchöngeiſtigen Gelehrten und Dichter nebſt ihren Gönnern und Bewunderern nicht geſchnitzt. Sie meinten es auch gar nicht ſo ſchlimm. Mag auch hie und da unter der unvermeidlichen Anbequemung ſich ein harter Widerwille gegen die Kirche verborgen haben, die übergroße Mehrzahl fühlte ſich doch auch innerlich an ſie gebunden. Wie wenige waren im Stande, auch nur der Macht der Gewohnheit ſich zu entziehen und dem phantaſievollen, die Sinne umſchmeichelnden Kultus. Vollends der Reichtum der ſakramentalen Segnungen der Kirche hatte auch für den Gebildeten kaum etwas von ſeinem alten Zauber eingebüßt; und wer ausnahmsweiſe ſoviel Feſtigkeit beſaß, ſie in den Jahren der Kraft, in den Tagen des Glückes zu verſchmähen, der nahm ſicher ſeine Zuflucht zu ihnen, wenn — etwa nach einem „wüſten Sinnenleben“ — Alter und Krankheit kam, oder der Tod ſich nahte.

Jenes Heidentum im Herzen, mit dem bald Zweifelſucht, bald, was ſchlimmer, religiöſe Gleichgültigkeit verknüpft war, wäre nun freilich trotz alledem unvereinbar mit der Kirche geweſen, hätte ſie einen Glauben gefordert, der freie innere Überzeugung von der Wahrheit iſt, und nicht vielmehr Unterwerfung. Der blinde Gehorſam der Unmündigen iſt der Kirche freilich zu allen Zeiten lieber geweſen; denn auf keinem andern Wege wandelt es ſich für ſie ſo ſicher. Doch auch die nichts weniger als überzeugungsvolle Unterwerfung der Mündigen, der Hochgebildeten, hatte ihren Vorzug für die Kirche — wie für die ſich Unterwerfenden ſelbſt: brachte ſie dieſen höheren Lohn (denn je ſchwerer der „Glaube“ fällt, deſto größer das Verdienſt, das man ſich bei Gott erwirbt), ſo der Kirche höheren Ruhm.

Zum höheren Ruhm der Kirche, des Papſttums iſt aber die Renaiſſance überhaupt ausgeſchlagen.

Die Kirche hat ſie geradezu in ihren Dienſt genommen — ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß dieſe Umwälzung des Geiſteslebens, wie ſie ſich damals in den Köpfen der Stürmer darſtellte, in keinem inneren Gegenſatze zu dem mittelalterlichen Chriſtentum geſtanden hat. Denn für die ihr wirklich feindlichen Mächte hat die römiſche Kirche allezeit einen klaren Blick gehabt, eine gute Witterung der Gefahren, die neu auftauchende Zeiterſcheinungen etwa in ſich bargen. Es hat daher in der Tat nichts Auffallendes, „wenn Mönche, Prieſter, Kardinäle" dieſe literariſch-künſtleriſche Bewegung „mit Begeiſterung begrüßten, Päpſte ihr die Pforten des Vatikans öffneten". Auffallend könnten wir nur finden, in welchem Umfange man in Rom, an der Kurie ſelbſt, beſonders unter Leo X., zugleich das Heidentum mit aufgenommen hat, das die Humaniſten ſogar in gewiſſen Äußerlichkeiten in lächerlicher Weiſe zur Schau trugen. Im übrigen wußten die Päpſte ſehr wohl, was ſie taten, wenn ſie das neue Kulturelement nicht verſchmähten. Die Kunſt der Renaiſſance, hochſinnig von ihnen gepflegt, hat ſie ſelber und ihre Reſidenz, das unvergleichliche Rom, wie mit einem neuen Zauberlicht übergoſſen. Aber nicht minder begierig gingen Päpſte, die ihre Zeit und deren Anforderung verſtanden, auf die literariſche Pflege des Altertums ein. Sie machten den jüngſten Fortſchritt mit, ja ſchritten wohl gar an der Spitze. Niemand hätte da über bildungsfeindliche Zurückgebliebenheit oder gar über Erſtarrung klagen können. Das Papſttum, das ſich vor einer langen Reihe von Jahrhunderten als die größte Kulturmacht ausgewieſen hatte, erſtrahlte ſo noch ein Mal im Glanze einer modernen Kulturgröße, im Glanze zugleich ewiger Jugend. Wer mit der Zeit fortſchreitet, altert nicht.

Nur wenige Jahrzehnte ſpäter ſollte für die Kirche aus ihrer Pflege der klaſſiſchen Bildung noch ein ganz beſonderer Segen erwachſen. Es war die junge „weltliche" Wiſſenſchaft, die ihr damals einen Dienſt von geradezu unſchätzbarem Werte zu leiſten vermochte. Wie wehrlos hätte doch die römiſche Kirche dageſtanden in dem Kampfe ums Daſein, der ihr vom deutſchen Geiſte aufgezwungen war, hätte nicht Ignatius von Loyola die Bedeutung eines vom Heidentum losgelöſten Humanismus begriffen und ihn zu einer Waffe umgeſchmiedet, deren Gewalt und Schärfe ſeine Jünger in der Gegenreformation ſattſam erprobt haben.

Aber auch wenn wir dieſen Vorteil, den in den Tagen Leo's X. niemand hätte ahnen können, außer Anſatz laſſen, immer ſehen wir unter dieſem Papſte die Kurie, deren geiſtliche Herrſchaft, wie wir fanden, aus den gefahrvollen Zeiten der Reformkonzilien und der Huſitiſchen Revolution neu erſtarkt hervorgegangen war, auch in rein geiſtiger Hinſicht noch ein Mal auf einem Höhepunkte von Einfluß und Macht angelangt.

Von einem Niedergange des römiſchen Geiſtes war wahrlich nichts zu ſpüren! Noch immer hielt er die mittelalterliche Menſchheit in Feſſeln.

Und doch erhoben ſich bereits ſeit lange und mit ſteigender Gewalt aus dem Inneren dieſes mittelalterlichen Chriſtentums ſelber Kräfte, welche über die dieſem eigene Gebundenheit des religiöſen Lebens hinausſtrebten. Schon ſeit dem 13. Jahrhundert finden wir ſie an der Arbeit.

* * *

Die beiden damals entſtandenen großen Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner haben auf der einen Seite die Aufgabe erfüllt, die großen Maſſen des Volkes im Gehorſam gegen die Kirche zu erhalten, ſie taub zu machen gegen den verlockenden Ruf volkstümlicher Ketzereien. Aber zugleich haben ſie andererſeits in Seelſorge und Predigt eine Tätigkeit entfaltet, welche geeignet war, gerade in der entgegengeſetzten Richtung wirkſam zu werden, d. h. dem Einzelnen der Kirche gegenüber eine gewiſſe Selbſtändigkeit zu verleihen. Denn die Bettelorden haben — es iſt das ihre größte Tat — in weiten Kreiſen des Volkes ein religiöſes Leben erweckt, das, im Unterſchied von der landläufigen Kirchlichkeit, einen perſönlich-eigenartigen Charakter annahm. Es war die ſogenannte Myſtik, welche von dieſen Orden gepflegt und populariſiert wurde. Wir haben unter ihr eine durch die lebendigere Beziehung der einzelnen Seele auf Gott verinnerlichte katholiſche Frömmigkeit zu verſtehen, die bis dahin faſt ausſchließlich in der Stille des Kloſters ausgebildet und geübt war. Hier hatte die Beobachtung des eigenen inneren Lebens, die Erforſchung des Ich, längſt ihre Blüten getrieben. Schon das 12. Jahrhundert hatte in Bernhard von Clairvaux einen Meiſter dieſer pſychologiſchen Kunſt geſehen. Was ſpäter in dieſer Hinſicht Petrarca, einen Seneca und Auguſtinus nachahmend, verſuchte, das hatte mit ungleich größerer Feinheit und Vollkommenheit die Selbſtbetrachtung dieſes Mönches vollbracht, ſein Studium aller der zarteſten individuellen Regungen des Seelenlebens; und was er zu Tage gefördert, das war echt geweſen und wahr und urſprünglich, weil empfunden von dem Innerſten ſeines Seins. Und das wurde von ſeinem Nachfolgern nicht nachgeahmt, ſondern nacherlebt. Welche Wirkung mußte es da haben, daß jetzt dieſe Myſtik von den neuen Orden hinausgetragen wurde ins Volk? Denn bald begnügten ſie ſich nicht damit, ſie nur in der Sprache der Gelehrtenwelt vorzutragen; ſie bedienten ſich bei uns in Deutſchland der Mutterſprache. Mächtig und prächtig ertönte da in deutſchen Lauten die Stimme der neuen, tieferen Frömmigkeit. Mit der Innigkeit der religiöſen Wärme wetteiferte in dieſen deutſchen Schriften, die zu den Perlen unſerer Literatur gehören, die Kraft einer volkstümlichen Sprache, deren Schönheit nicht zum wenigſten auf ihrer Einfachheit beruhte.

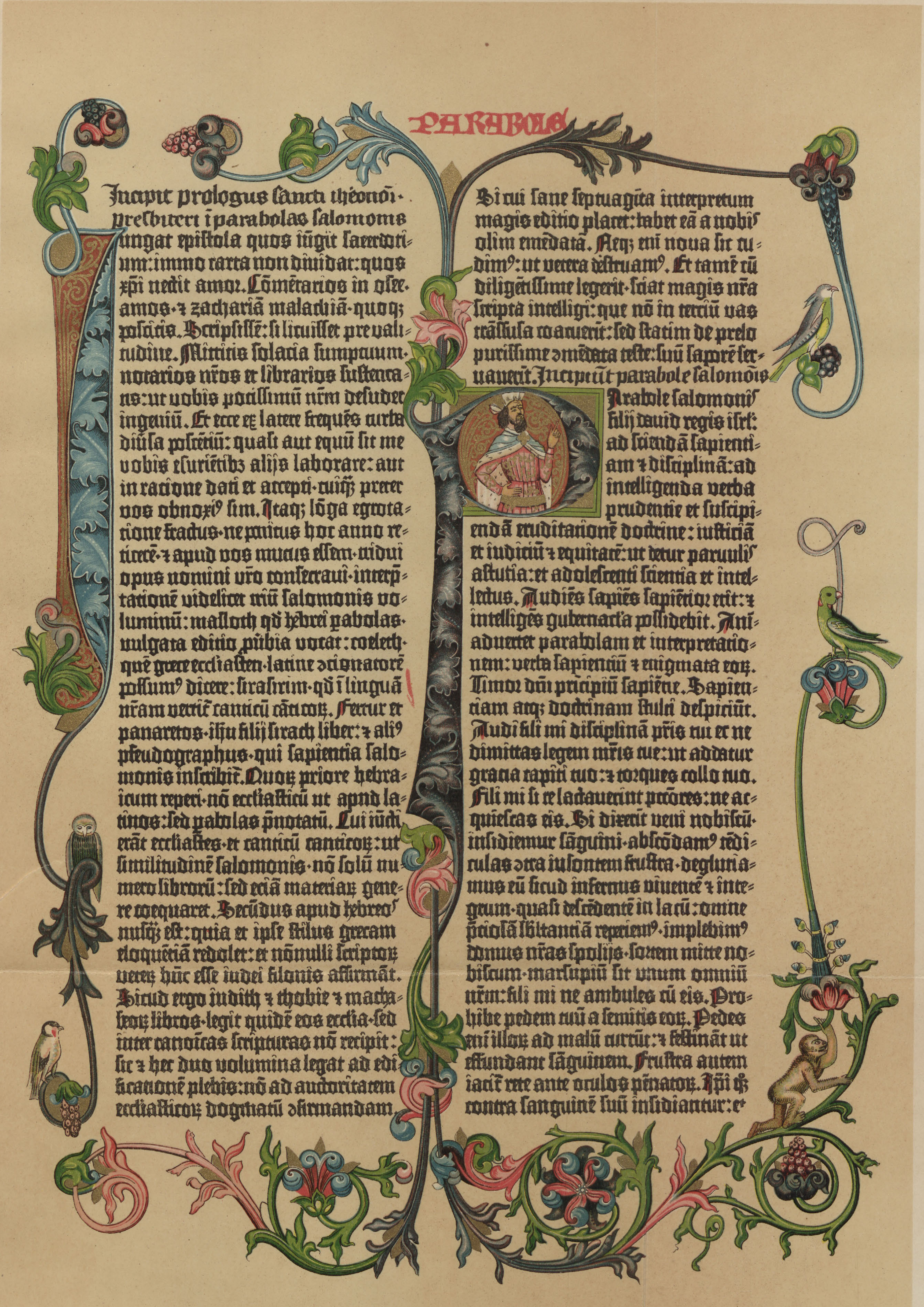
„Ein Meiſter hat geſagt: ‚daß wir nicht das Beſte lieb haben, das kommt von Gebrechen‘. Er hat wahr geſagt: das Beſte ſollte das Liebſte ſein, und in dieſer Liebe ſollte nicht angeſehen werden Nutz oder Unnutz, Frommen oder Schaden, Gewinn oder Verluſt, Ehre oder Unehre, Lob oder Unlob oder dieſer eins; ſondern was in Wahrheit das Edelſte und Beſte iſt, das ſollte auch das allerliebſte ſein, und wegen nichts anderem denn allein deshalb, weil es das Beſte und das Edelſte iſt. Hiernach möchte ein Menſch ſein Leben richten von außen und von innen“. — „In ganzer Wahrheit ſoll man wiſſen und glauben, daß kein ſo edles und gutes und auch Gott ſo liebes Leben iſt als das Leben Chriſti, und iſt doch aller Natur und Selbſtheit das bitterſte Leben — und dennoch das allerliebſte“.

Was Wunder, daß da auch die Laienwelt aufhorchte und ſich zum Nachdenken angeregt fühlte über das Beſte in der Welt, das auch das Liebſte ſein ſollte, und ſich in das Leben Chriſti vertiefte und ſich in Gott verſenkte und in das eigene Ich und in die Außenwelt, die als Schöpfung Gottes auch ihre Sprache redete?

Hier zuerſt erwachte der mittelalterliche Menſch zu ſelbſtbewußtem inneren Leben. Von hier aus iſt ein individuelles Leben in viel breitere Schichten hineingetragen worden, als wie ſie ſpäter der Renaiſſance für einen ganz ähnlichen Einfluß offen ſtanden; denn dieſe wandte ſich doch ausſchließlich an die Ariſtokratie des Geiſtes.

So darf man für die drei letzten Jahrhunderte des Mittelalters von einer Laienfrömmigkeit reden, deren Natur es mit ſich brachte, daß ſie den Lehren und den Anforderungen der Kirche nicht gänzlich urteilslos gegenüberſtand, vielmehr über beide ſich Rechenſchaft zu geben bemüht war, während ſie zugleich für ihre Aufrichtigkeit ein ſchönes Zeugnis in den von ihr geübten Werken der Nächſtenliebe ablegte. Wir können dieſe Frömmigkeit in ihrem Wachstum und Erſtarken verfolgen. Es iſt ein beſtändiger Aufſchwung. Beſonders deutlich tritt er um die Mitte des 15. Jahrhunderts hervor. Hart ſtreifte hier die Religioſität bis an die Grenze, wo die Pforte der Freiheit ſich ihr hätte auftun können; und ſie ſuchte nach ihr je länger deſto verlangender, aber — ohne ſie zu finden. Man wagte es noch immer nicht, Gott gegenüber ſich ſelber und ſich ſelber ganz allein verantwortlich zu fühlen, anſtatt die Verantwortung, die Sorge für das Heil doch zuletzt immer wieder der Kirche zu überlaſſen, ihr im Vertrauen auf ihre Hülfe, ihre ſakramentalen Gnadenſchätze gehorſam ſich zu unterwerfen.

So kam man nicht dazu, in der Religion auf eigenen Füßen zu ſtehen. Im Gegenteil, bei der Unruhe und Unbefriedigtheit des inneren Lebens, das vergeblich nach einem feſten Halt ſuchte, warf man ſich der Kirche erſt recht in die Arme. Nur deſto tiefer ſtürzte ſich die Laienfrömmigkeit in den Abgrund des mittelalterlichen Chriſtentums, nur deſto ſtürmiſcher nahm ſie ihre Zuflucht zu den kirchlichen Surrogaten einer tieferen Religioſität. Es iſt ein religiöſes Haſten und Jagen, wie es keine der früheren Zeiten geſehen hatte. Der kirchliche Sinn wußte ſich ſchier kein Genüge zu tun. Er tat ſich kund nicht nur in der Unmenge von frommen Stiftungen, ſondern vor allem in der abergläubiſchen Verehrung von gewiſſen äußeren Dingen, von „heiligen Zeichen“, hinter denen von jeher die Myſtik einen beſonderen Sinn geſucht hatte, und die nun wie Kreuze, Reliquien, „Heiltümer“ aller Art zur Steigerung der Andacht benutzt wurden. Nicht minder äußerte er ſich in dem ungewohnten Eifer des Heiligenkultus und in den „Bruderſchaften“, die jetzt wie die Pilze aufſchoſſen: in größeren deutſchen Städten zählte man deren bis gegen hundert. Es waren fromme Vereinigungen von Laien, die ſich an irgend eine Ordenskirche anlehnten, auf daß den



PARABOLE

Incipit prologus sancti iheronĩi presbiteri ĩ parabolas salomonis

Iungat epistola quos iũgit sacerdotium: immo carta non diuidat: quos xp̄i nectit amor. Cōmētarios in osee· amos· ⁊ zachariā malachiā· quoq; poscitis. Scripsissē: si licuisset pre ualitudine. Mittitis solacia sumptuum· notarios nr̄os et librarios sustentantes: ut uobis potissimū nr̄m desudet ingeniū. Et ecce ex latere frequēs turba diuersa poscētiū: quasi aut equū sit me uobis esurientibꝫ aliis laborare: aut in ratione dati et accepti· cuiq̃ȝ preter uos obnoxiꝰ sim. Itaq; lōga egrotatione fractus· ne penitus hoc anno reticerē· ⁊ apud uos mutus essem· tridui opus nomini ur̄o consecraui· interp̄tationē uidelicet triū salomonis uoluminū: masloth qđ hebrei parabolas· uulgata editio p̄ũbia uocat: coeleth· quē grece ecclīasten· latine ꝯcionatorē possumꝰ dicere: sirasirim· qđ ĩ linguā nr̄am uertit̃ canticū cāticoꝝ. Fertur et panaretos· ihū filii sirach liber: ⁊ aliꝰ pseudographus· qui sapientia salomonis inscribit̃. Quoꝝ priore hebraicum reperi· nō ecclīasticū ut apud latinos: sed parabolas p̄notatū. Cui iũcti erāt ecclīastes· et canticū canticoꝝ: ut similitudinē salomonis· nō solū numero librorū: sed etiā materiaꝝ genere coequaret. Secūdus apud hebreos nusq̃ȝ est: quia et ipse stilus grecam eloquētiā redolet: et nōnulli scriptoꝝ ueteꝝ hūc esse iudei filonis affirmāt. Sicut ergo iudith ⁊ thobie ⁊ machabeoꝝ libros· legit quidē eos ecclīa· sed inter canoīcas scripturas nō recipit: sic ⁊ hec duo uolumina legat ad edificationē plebis: nō ad auctoritatem ecclīasticoꝝ dogmatū ꝯfirmandam.

Si cui sane septuagīta interpretum magis editio placet: habet eā a nobis olim emēdatā. Neq; enī noua sic cudimꝰ: ut uetera destruamꝰ. Et tamē cū diligētissime legerit· sciat magis nr̄a scripta intelligi: que nō in terciū uas trāsfusa coacuerit: sed statim de prelo purissime ꝯmēdata teste: suū saporē seruauerit. Incipiūt parabole salomōis.

Parabole salomonis filii dauid regis isrl̄: ad sciendā sapientiam ⁊ disciplinā: ad intelligenda uerba prudentie et suscipiendā eruditationē doctrine: iusticiā et iudiciū ⁊ equitatē: ut detur paruulis astutia: et adolescenti sciencia et intellectus. Audiēs sapiēs sapiēcior erit: ⁊ intelligēs gubernacula possidebit. Animaduertet parabolam et interpretationem: uerba sapientū ⁊ enigmata eoꝝ. Timor dn̄i principiū sapiētie. Sapienciam atq; doctrinam stulti despiciūt. Audi fili mi disciplinā p̄ris tui et ne dimittas legem m̄ris tue: ut addatur gracia capiti tuo: ⁊ torques collo tuo. Fili mi si te lactauerint peccatores: ne acquiescas eis. Si dixerit ueni nobiscū· insidiemur sāguini· abscōdamꝰ tendiculas ꝯtra insontem frustra· deglutiamus eū sicud infernus uiuentē ⁊ integrum· quasi descēdentē in lacū: omne p̄ciosā substanciā reperiemꝰ· implebimꝰ domus nr̄as spoliis· sortem mitte nobiscum· marsupiū sit unum omniū nr̄m: fili mi ne ambules cū eis. Prohibe pedem tuū a semitis eoꝝ. Pedes enī illoꝝ ad malū currūt: ⁊ festināt ut effundant sāguinem. Frustra autem iacit̃ rete ante oculos pēnatoꝝ. Ipsi q̃ȝ contra sanguinē suū insidiantur: et

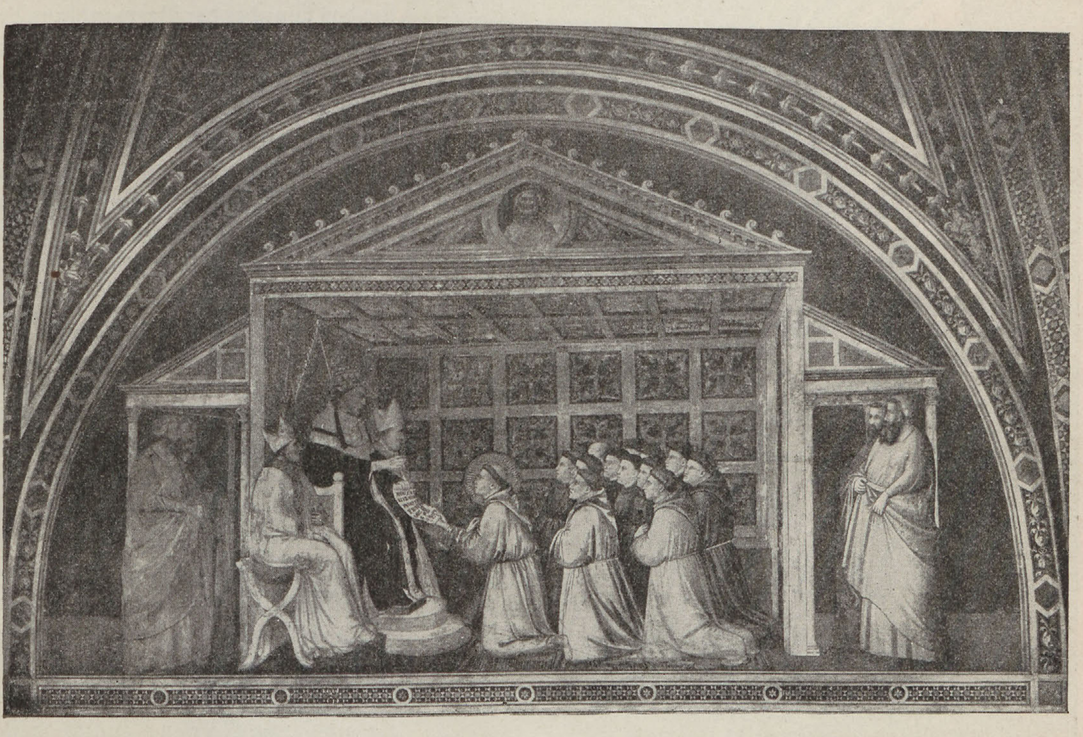
Fakſimile einer Seite (Kommentar zu den Sprüchen Salomonis) aus Gutenbergs 42 zeiliger lateiniſcher Bibel (entſtanden um 1453-1456)

Nach einem Exemplar im Britiſchen Muſeum zu London

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadtbücherei Elbing

Brüdern all die guten Werke der frommen Mönche wie ihre Fürbitten und Seelmeſſen zugute kämen. Nicht ſelten wurden ſie zu Ehren dieſes oder jenes Heiligen geſtiftet, dem man eine beſondere Provinz im Reiche der himmliſchen Protektion übertrug. Für die Fülle der Aufgaben wollten — ſo gewann es den Anſchein — die alten Heiligen nicht ausreichen; das gläubige, nach Fürſprechern verlangende Volk ſchuf, von den Prieſtern unterſtützt, neue, unter denen die heilige Anna, die Mutter der Jungfrau Maria, ſich bald einer ganz beſonderen Beliebtheit erfreute. Noch ſtärker womöglich äußerte ſich der kirchliche Sinn in dem ungeheuren Zudrang zu der Himmelsgnade des Ablaſſes, welche die Kirche nie ſo freigebig geſpendet hatte wie um dieſe Zeit: das unfehlbare Mittel wider die Qualen des Fegefeuers für Lebende und für Tote verdiente ſolche Nachfrage. Und damit nicht genug: von neuem, wie in den Tagen der Kreuzzüge, trieb das Verlangen nach Vergebung hinaus in die Ferne. Zu den Wallfahrten nach Rom und nach St. Jago di Compoſtella in Spanien geſellten ſich die häufigen Pilgerfahrten ins Heilige Land, wo ungezählte Stätten dem Sünder „Ablaß von Pein und Schuld“ gewährten.

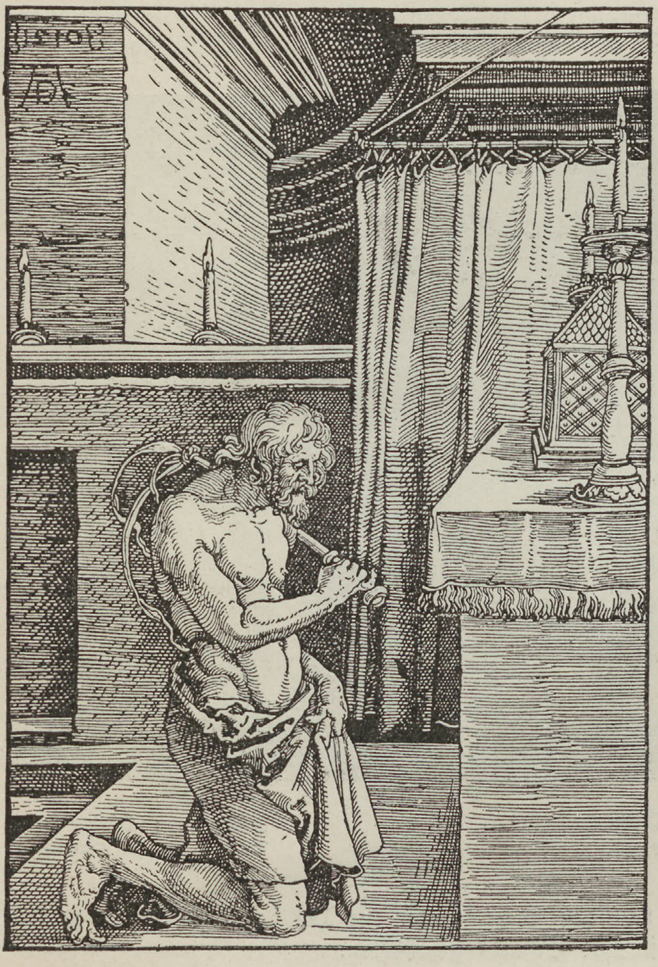


Der hl. Franziskus unterbreitet dem Papſt Innocenz III. die Regel ſeines Ordens.

Fresko von Giotto in Santa Croce zu Florenz.

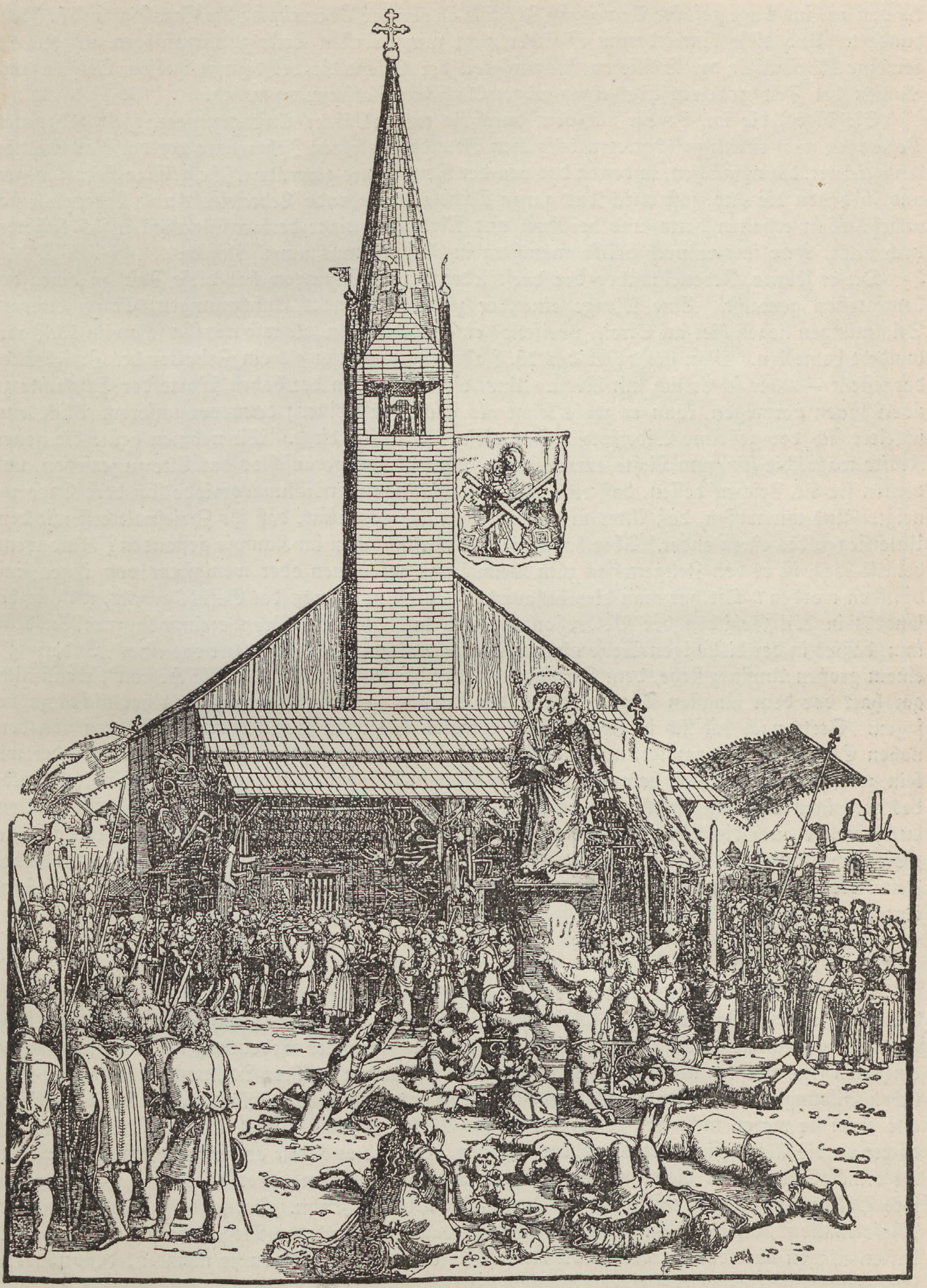
Und nicht ſelten ſchlug die religiöſe Regſamkeit in Reizbarkeit um. Auf dieſer beruhte der großartige, freilich wie ein Rauſch vorübergehende Erfolg der gewaltigen Bußprediger des 15. Jahrhunderts, wie ſie — wir brauchen hier nur an Bernardino von Siena und an Savonarola zu denken — vor andern Ländern Italien hervorgebracht hat, deſſen üppige und leichtlebige Kinder ſich plötzlich von einem Strudel von Bußepidemien erfaßt ſahen. Aber auch das kühlere Gemüt des Deutſchen war nicht gefeit gegen den Anprall der ſüdländiſchen Buße. Welche Triumphe hat einer jener Italiener, der redegewandte Barfüßermönch Johann von Capiſtrano, in den Jahren 1451 bis 1454 in einer Reihe deutſcher Städte mit ſeinen Buß- und Sittenpredigten errungen, in Wien und Augsburg, Nürnberg und Frankfurt a. M., in Magdeburg, Erfurt, Leipzig und Breslau. Da trug männiglich auf Geheiß des ob ſeiner Wunder abgöttiſch verehrten „heiligen Mannes“ ſeine „Eitelkeiten“ herbei, die Männer Brettſpiel, Karten und Würfel, dazu die Prunkſchlitten, die Frauen allerlei Luxusgegenſtände, vor allem den ſchönſten Schmuck, ihre großen Zöpfe, auf daß alles miteinander auf dem Holzſtoß als Opferflamme gen Himmel loderte. In Nürnberg fielen ſo am 10. Auguſt 1452 „3612 Brettſpiele und mehr denn 20 000 Würfel und Kartenſpiele ohne Zahl und 72 Schlitten“ dem Feuer anheim. Gelegentlich hatte ſein erſchütterndes Wort noch eine andere Wirkung. So in Leipzig, wo infolge einer Predigt über den Tod, die er durch das Vorzeigen eines Totenkopfes wirkſam unterſtützte, alsbald gegen 120 Studenten der Welt abſagten und ſich in verſchiedene Orden aufnehmen ließen, die meiſten in den, dem der Gottesmann ſelber angehörte.

Allein, auch wo eine künſtliche Erregung dieſer Art fehlte, offenbarte ſich mitunter die religiöſe Reizbarkeit in höchſt auffallender Weiſe. Schon ſeit dem Jahre 1383 hatte das „heilige Blut“ von Wilsnack (in der Mark Brandenburg) unzählige Gläubige angelockt. Hier konnte jedermann an der blutigen Hoſtie das Wunder der Verwandlung des Abendmahlsbrotes in den Leib des Herrn mit Augen ſehen. Zwar hatte der Erzbiſchof von Magdeburg dieſen Prieſtertrug mit allen Mitteln bekämpft; allein der Papſt (es war Nikolaus V., der erſte Humaniſt auf dem Stuhle St. Peters) hatte im Jahre 1453 das einträgliche Wunder anerkannt und beglaubigt. Und von neuem übte es ſeine Anziehungskraft. Ausgezeichnet iſt hier das Jahr 1475. Damals erhob ſich in Thüringen, Meißen, Heſſen und Franken, ja bis nach Öſterreich, Ungarn und Polen hin, um mit einem klar blickenden Zeitgenoſſen zu reden, wie eine „anſteckende böſe geiſtliche Seuche“ das „Lauffen“ nach Wilsnack. Es waren zuerſt und zumeiſt die jungen Leute, die ſich auf den Weg machten: „Knaben und Jungfrauen — ſo erzählt ein Thüringer Chroniſt — zwiſchen zwanzig und acht Jahren, zumal kleine Kinder“. Sie zogen davon, „ohn Wiſſen der Eltern“, auch ſolche, die ſonſt „ohne der Eltern Geheiß nicht aus dem Hauſe gegangen wären, frommer Leute Kinder und wohlgezogen“. „Dienſtboten, Mägde und Knechte, ließen ihre Kleider und was ſie hatten unbewahrt und liefen ihre Straße, oft in Haufen von zwei- oder dreihundert und ſangen Leiſen und hatten ein Banner, und ein rotes Kreuz ging vor“. Auch Alte ſchloſſen ſich an: „mancher Mann um ſeiner Kinder willen, manche Frau wegen ihrer Tochter, oft der Mann von wegen der Frau; desgleichen Sechswochenfrauen mit Kindern, und manche junge Frau hatte fünf oder ſechs Kinder daheim; die ließen ſie alle unbeſorgt und liefen dahin; Vieh, Kühe und Schafe, Haus und Hof ließen ſie unbeſtellt daheim“. Und wo immer die Wallfahrer durch Dörfer oder Städte kamen, lief man, von demſelben unwiderſtehlichen Triebe fortgeriſſen, ihnen zu.



Geißelbruder. Stiche von Albrecht Dürer.

Geiſtige Epidemien dieſer Art waren ja freilich nichts Neues. Unwillkürlich werden wir an den Kinderkreuzzug von 1213 erinnert, auch wohl an die italieniſchen Geißlerfahrten des Jahres 1260, deren anſteckende Gewalt damals auch Deutſchland zu fühlen bekam. Immer aber legt



Wallfahrtsbild (Bittgang gegen die Peſt). Holzſchnitt von Michael Oſtendorfer.

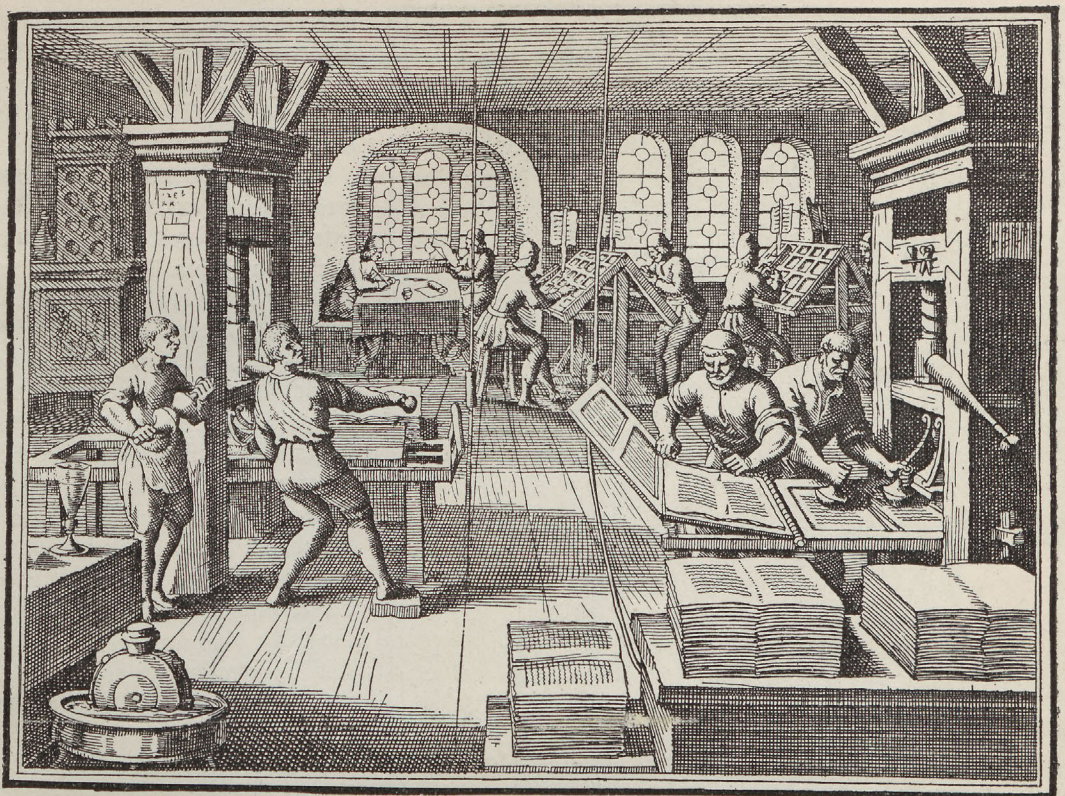
die von uns ins Auge gefaßte Bewegung Zeugnis ab von der Überreizung der Gemüter im 15. Jahrhundert. Und dieſe hinwiederum iſt ſicher nicht zum kleinſten Teile zurückzuführen auf die ungemeine Regſamkeit der kirchlichen Frömmigkeit der Laien, die bei dem religiöſen Sehnen und Suchen der Zeit noch ein Mal einen ungewöhnlichen Aufſchwung nahm.

Sie iſt es, die im Verein mit dem durch ſie trotz all ihrer Anſtrengungen nicht gebannten Verlangen nach einem geſicherteren religiöſen Grunde die letzten Jahrzehnte vor der Reformation kennzeichnet, die nämlichen, in denen das von der Renaiſſance geweckte reiche geiſtige Leben wogte, und in denen die alte, faſt durch das ganze Mittelalter gehende Lebenskraft und Lebensluſt ſich ungeſchwächt erhalten hatte und bei Hoch und Niedrig in einer derben Sinnlichkeit ſich äußerte, doch nicht, ohne immer noch bei ſo manchem in Peſſimismus umzuſchlagen.

Dieſes bunte Nebeneinander der verſchiedenſten Strömungen hat dieſe Zeit zu einer der bewegteſten gemacht. Eine Menge einander zuwiderlaufender Anſchauungen, Empfindungen, Stimmungen liegen hier im Streit, zweifellos einem heftigeren, als wie wir ihn ſchon im 13. Jahrhundert bemerken. Man hat daher das 15. Jahrhundert häufig als ein Zeitalter des Zwieſpaltes dargeſtellt — aber ſchwerlich mit Recht. Uns, die wir es von der hohen Warte der Geſchichte zu überſchauen vermögen, kann es wohl leicht als ſolches erſcheinen; denn vor unſerem Blicke entſchleiert ſich der geheime Widerſpruch, den dieſe Zeit in ſich birgt. Wir nehmen heute die neuen Kräfte wahr, die ſich zum Lichte emporringen, um ſtill und geräuſchlos das Alte zu zerſetzen, und deuten ſie als Zeichen deſſen, daß eine vielhundertjährige Entwicklungsperiode ſich dem Ende zuneigt. Und wir wiſſen, daß Altes und Neues nimmer ſich reimt, daß ihr Zwieſpalt erſt mit dem Unterliegen des einen endet. Aber haben ſie hier wirklich ſchon im Kampfe geſtanden? Und wenn dem ſo war, iſt er den Zeitgenoſſen zum Bewußtſein gekommen oder wenigſtens von ihnen empfunden worden? Oft hat man dies behauptet: überall habe man das Gefühl gehabt, welches beſonders in den Gebilden der Volksphantaſie und in mancherlei Prophezeiungen zum Ausdruck kam, daß es in der bisherigen Weiſe nicht weiter gehen könne, daß man hart vor einer „Änderung“, einem großen Umſturz ſtehe, dem Strafgericht über die Kirche und über „die Herren“, wenn nicht gar hart vor dem jüngſten Tage. Indes, die Erwartung des Weltuntergangs hat nichts zu beſagen. Stets noch hat ſich in Zeiten eines erregten religiöſen Gefühls die Vorſtellung von dem nahen Ende der Welt gezeigt, und wer hätte ſtärker in ihr gelebt als gerade der Mann, der wie kein zweiter die neue Zeit heraufgeführt hat, Martin Luther? Aber auch jene Lieblingsgedanken des gemeinen Mannes umſchloſſen doch als Kern nur die Hoffnung auf eine ſoziale Revolution, durch welche auch die Kirche von dem Geſchmeiß der gottloſen Pfaffen geſäubert werden ſollte. „Die Erwartung ſchwerer Gerichte über die Kirche, großer ſozialer Umwälzungen und eines goldenen Zeitalters in Kirche und Staat“ gehörten ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert zu dem eiſernen Beſtand einzelner kirchlicher Kreiſe.

Man darf ſich durch das Auftauchen ſolcher Phantaſien, denen jetzt freilich die Kunſt des Buchdruckes eine weite Verbreitung in Wort und Bild ſicherte, nicht den Blick ablenken laſſen von dem, was für das richtige Verſtändins der Zeit von ausſchlaggebender Bedeutung iſt: ſo verſchieden die einzelnen ſein mochten in religiöſer und ſittlicher Hinſicht wie in ihrer Stellung zu der neuen weltlichen Bildung, in Einem waren ſie, abgeſehen von dem kleinen Häuflein der heimlichen Sektierer, alle eins: ſie waren nicht irre geworden an der Kirche, ja nicht einmal am Papſttum. Niemand dachte an die Abſchaffung der einen, des anderen, niemand auch nur an eine ins Innere dringende Reform. Das Weſen dieſer mittelalterlichen Kirche anzutaſten, ihren Glauben, ihre Dogmen, ihre Sakramente, ihre Verfaſſung, das kam Keinem in den Sinn. Ja, ſogar zu der beſcheidenen „Reformation“, die ſo viele im Munde führten, wußte niemand den Weg. So fehlte den maſſenhaften Klagen über das Verderben die Kraft. Je ernſter die einzelnen ſie meinten, deſto ſchwerer laſtete auf ihnen der Druck einer dumpfen Verzichtleiſtung.

Und was hatte es doch zu bedeuten, daß man an der Kirche nicht irre wurde! an der Kirche, wie ſie unmittelbar vor dem Auftreten Luthers war! Wie hatte ſie denn in den letzten Jahrhunderten ihren religiöſen Beruf erfüllt? Jakob Burckhardt, der kundige Geſchichtſchreiber der „Kultur der Renaiſſance“, hat geurteilt: es falle auf dieſe Kirche die „ſchwerſte Verantwortung,



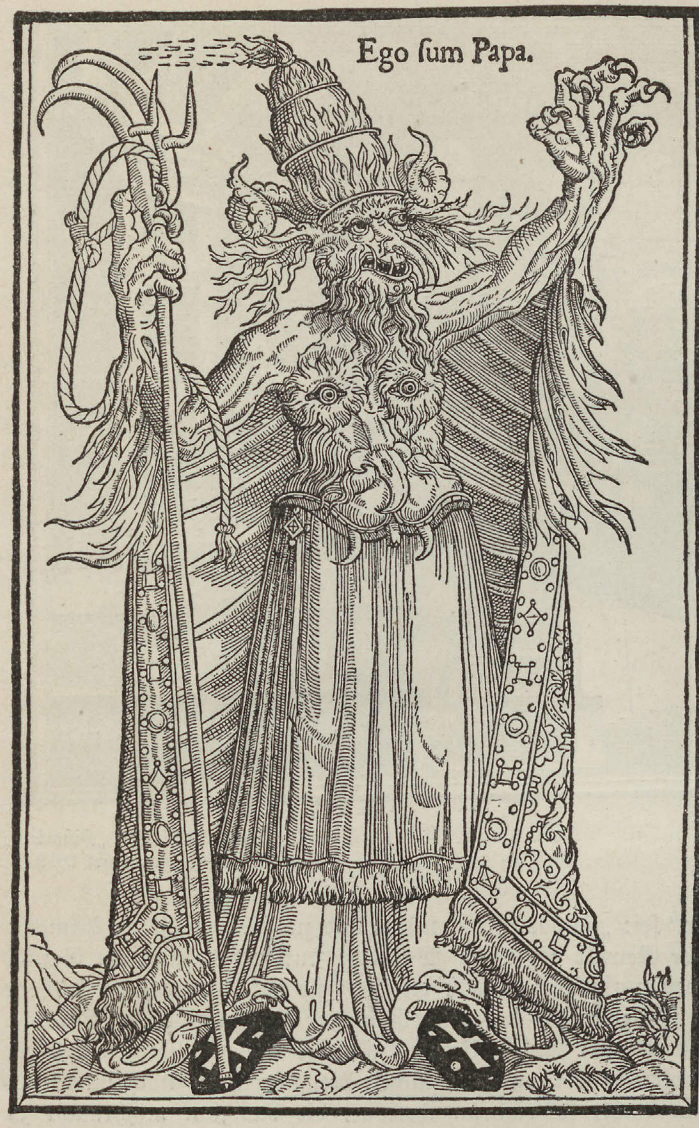
Inneres einer Druckerei mit Joſt Ammans Druckerpreſſe.

Stich aus Gottfrieds „Hiſtoriſche Chronik“. Frankfurt 1619.

die je in der Geſchichte vorgekommen“ ſei: „ſie hat eine getrübte und zum Vorteil ihrer Allmacht entſtellte Lehre mit allen Mitteln der Gewalt als reine Wahrheit durchgeſetzt und im Gefühl ihrer Unantaſtbarkeit ſich der ſchwerſten Entſittlichung überlaſſen; ſie hat, um ſich in ſolchem Zuſtande zu behaupten, gegen den Geiſt und das Gewiſſen der Völker tödliche Streiche geführt“. Iſt dieſe furchtbare Anklage zu hart? Wir verkennen nicht die reichen religiöſen Schätze, welche die römiſche Kirche als Überbleibſel der unverwüſtlichen Religion Jeſu noch immer in ſich trug und darbot. Aber hatte ſie nicht, ſo viel an ihr war, die Religion mißbraucht zu den Zwecken einer politiſchen Herrſchaft? ſie umgeſchaffen hier in ein ſtarres Geſetz (der Kodex ihres Rechtes war für ſie von unendlich höherem Werte als die Heilige Schrift), dort in das Handelsgeſchäft gemeiner Krämerſeelen? Waren ſo nicht alle religiöſen Fragen zu Fragen der Macht geworden? „Die Kirche im Kampf um die Macht“ — das könnte man als Überſchrift ſetzen über die Geſchichte von Jahrhunderten. Das Heiligſte war das Profanſte geworden!

Und nun vollends das Papſttum! Wie verſtanden denn ſeine Inhaber zuletzt ihre Aufgabe?

Seitdem ſie wieder feſt im Sattel ſaßen, jagten ſie rückſichtsloſer denn je nur dem eigenen Vorteil nach, faſt ohne ſich überhaupt noch als die Oberhirten der Chriſtenheit zu fühlen. Deſto weniger vergaßen ſie, daß ſie Herren des Kirchenſtaates waren. Als ſolche ſahen ſie ſich im 15. Jahrhundert mitten in dem Gewirr der großen und kleinen Tyrannen, wie Italien ſie in Fülle hervorgebracht hatte. Sich unter ihnen zu behaupten, darauf kam es an, darauf vornehmlich war ihr Sinnen und Denken gerichtet. Lag einmal einem Beſſeren unter ihnen die Vergrößerung des Kirchenſtaates am Herzen, ſo waren die meiſten erfüllt von der niedrigen Leidenſchaft, den Neffen, die Nichte, den Sohn, die Tochter glänzend auszuſtatten — mit Fürſtentümern oder doch fürſtlichem Reichtum. Blieb da noch Raum für den geiſtlichen Beruf? Doch! Denn auch er war von Wert, ja von unſchätzbarem Werte. Er bot den Päpſten die Gelegenheit,


Ego ſum Papa.

Ego sum Papa
(Ich bin der Papſt).

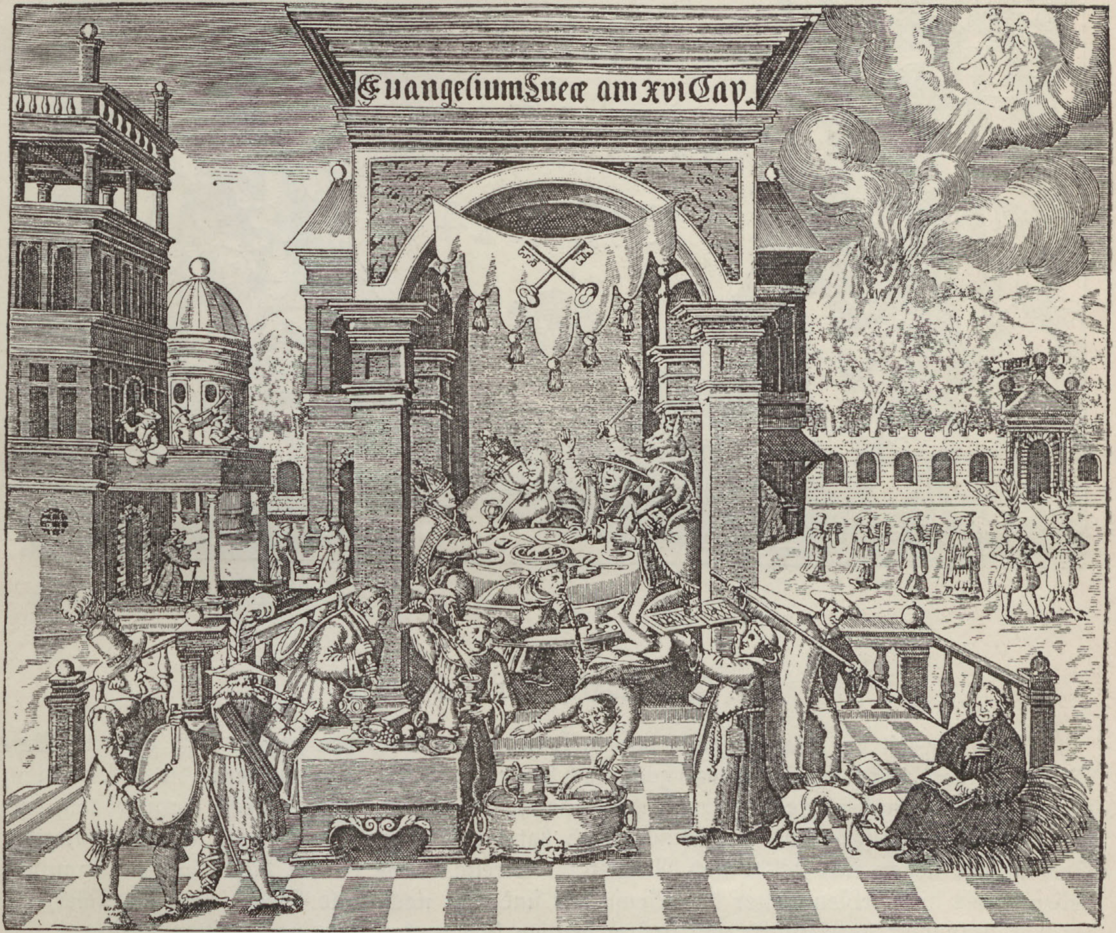
Franzöſiſcher Holzſchnitt gegen den laſterhaften Papſt Alexander VI.

überall in die großen Welthändel ſich einzumiſchen, vor allem aber, er war der tadellos funktionierende Apparat, die „Schäflein Chriſti" zu ſcheren und auszuſaugen.

Dieſer frivolen Auffaſſung ihrer Pflicht entſprach das Ausſehen ihres Hofes nur zu genau. Einſt, im Jahre 1376, hatte ein mutiges Weib, die heilige Caterina von Siena, dem Papſt ins Geſicht geſagt, „daß an der römiſchen Kurie, die ein Paradies himmliſcher Tugenden ſein ſollte, der Geſtank ſataniſcher Sünden verſpürt werde; ſelbſt in ihrer Vaterſtadt Siena habe ſie ihn empfunden". Jetzt ergoß er ſich, unſagbar verſtärkt, über alle Länder der römiſchen Chriſtenheit. Denn wo wäre eine ärgere Sittenloſigkeit anzutreffen geweſen als in Rom, an der Kurie, im Hauſe des Papſtes? Wir kennen die „heiligen Väter" Paul II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI. und wie ſie weiter heißen nur zu gut. Jahrzehnt um Jahrzehnt wurde hier eine Saat ſittlichen Verderbens ausgeſtreut, deren furchtbarer Blütenſtaub weit über die Länder getragen wurde: für ungezählte Kleriker aller Nationen war Rom die Schule des Laſters und — des Unglaubens. Denn nirgends erhob dieſer kecker ſein Haupt als an der Kurie. „In Rom", ſagt Leopold Ranke, „gehörte es zum guten Ton der Geſellſchaft, den Grundſätzen des Chriſtentums zu widerſprechen. Am Hofe ſprach man von den Satzungen der katholiſchen Kirche, von den Stellen der Heiligen Schrift nur noch ſcherzhaft: die Geheimniſſe des Glaubens wurden verachtet" — oder blasphemiſch verwendet. Der ſchlüpfrige Kardinal Bibbiena, der ſich unausgeſetzt des höchſten Vertrauens ſeines Herrn, Leo's X., erfreute, ſchrieb an die Königin-Mutter von Frankreich, er verehre ſie, ihren Sohn Franz und ihre Tochter Margarete wie die heilige Dreifaltigkeit und würde dieſer Trinität treu und fromm beichten „wie unſerem Herrgott ſelber". Und dazu nehme man nun die geſalbten Reden, die dem Munde dieſer chriſtlichen Prälaten entſtrömten. Bekannt iſt das Wort des großen Florentiners jener Zeit, Macchiavelli, der, wohltuend von jenen heuchleriſchen Dienern der Kirche ſich abhebend, aus ſeiner irreligiöſen Sinnesart kein Hehl machte: „Wir Italiener," ſo hat er in den Tagen Leo's X. geſchrieben, „ſind mehr als Andere irreligiös und böſe, weil der römiſche Hof, die Kirche nebſt ihren Prieſtern, uns das übelſte Beiſpiel gibt. Je näher ein Volk Rom, dem Haupte unſerer Religion, deſto weniger Religion hat es."

An dieſer Kirche und an dieſem Papſttum waren die Völker des Abendlandes nicht irre geworden! Wie viele Geſchlechter hindurch war ihnen eingeſchärft worden, daß dem Segen der Kirche das böſe Leben ihrer Diener keinen Abbruch zu tun vermöge. So ſchalten ſie auf die Prieſter und ließen ſich gläubig ihre Weihen gefallen. Noch immer triumphierte der römiſche Geiſt.

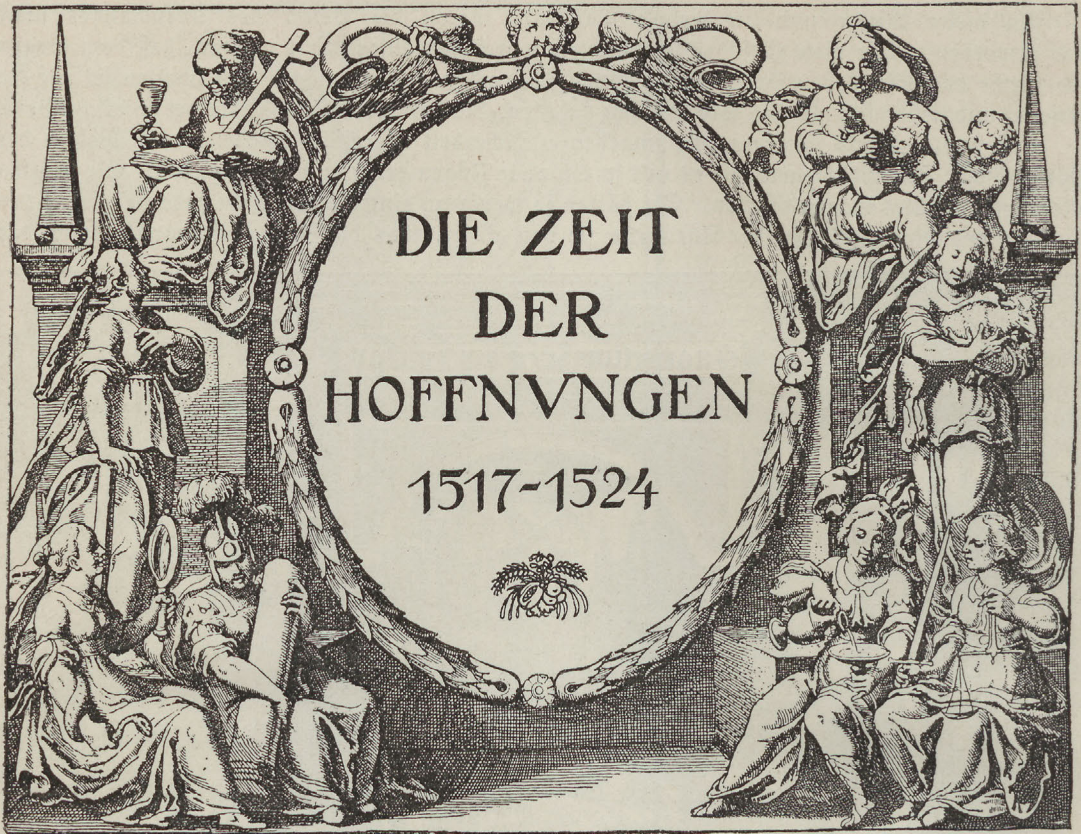
Erſt von hier aus wird uns die ungeheure Sicherheit begreiflich, die aus dem Walten der Päpſte dieſer Zeit ſpricht, wie wir es uns in ein paar Zügen vergegenwärtigt haben. Sie wagten alles, weil ſie alles wagen durften. Sie hätten ſo wenig an eine Reformation gedacht wie an den Einſturz des Himmels. In der Tat hatte ſie von allem, was die Zukunft bringen mochte, das geringſte Maß von Wahrſcheinlichkeit für ſich. Und dennoch war die Zeit, ohne es zu ahnen, reif für ſie. Ja ſie ſelber, die Reformation, ſtand ſchon vor der Tür.


Euangelium Luce am xvi Cap.

Karrikatur auf die Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit zur Zeit Leos X.

Das Unerwartete wurde Ereignis.

Da lebte in deutſchen Landen ein einfacher Mönch. Seine Gedanken gingen kaum von heute auf morgen: nur einen jeden Tag wollte er ſchlicht und einfach tun, was Beruf und Gewiſſen von ihm verlangten. Aber ſchon arbeitete in ihm ein religiöſer Geiſt von eigener Art. In ſeinem äußeren Bezeigen glich dieſer noch ganz der tieferen Frömmigkeit, wie ſie ſeit lange die Beſten des deutſchen Volkes durchdrang, die fern waren von römiſcher Frivolität. Aber in ſeinem Inneren war er neu: eigenſtändig und mannhaft und mit der Kraft ausgeſtattet, einer Welt zu trotzen. Der Mönch wußte freilich nicht von dem Rieſen, der in ihm ſchlummerte. Allein es kam die Stunde, da dieſer geweckt wurde. Es war die Stunde des Einzugs der neuen Zeit.



DIE ZEIT DER HOFFNVNGEN 1517–1524

Druckerzeichen des Andreas Wechel.

3. Der Angriff auf den Ablaß.

Die neue Zeit der Weltgeſchichte wird gekennzeichnet durch den großen Riß, der, ein Werk Martin Luthers, durch das Abendland geht, noch heute ungeheilt. Denn weder iſt die Reformation, der im 16. Jahrhundert die Erreichung ihres Zieles, ſich über die ganze Kirche auszubreiten, verſagt blieb, ſeitdem ſiegreich durchgeführt, noch hat die Papſtkirche vermocht, ſie niederzutreten. Noch immer liegen Mittelalter und Neuzeit im Streite. Das Getöſe dieſes großen Kampfes, deſſen Preis die edelſten Güter der Menſchheit ſind, hat noch, bald ſtärker, bald ſchwächer, ein jedes Jahrhundert durchzittert, und unſere heutige Generation ſteht noch mitten darin.

Das Zeitalter, deſſen Schattenriß wir hier betrachten wollen, bildet nur den erſten Abſchnitt dieſes Kampfes. Es iſt die Epoche des allererſten Ringens von Neu und Alt, die mit der Herſtellung eines gewiſſen Gleichgewichtes von beiden endet. Sie iſt lehrreich wie vielleicht keine der folgenden. Denn ſie gewährt uns einen Einblick in den ganzen urſprünglichen Reichtum des neuen Geiſtes und in die Urſachen ſeiner Verengung, ja Verkümmerung. —

Der Kampf ſpielt ſich in dieſem Zeitraum vornehmlich in Deutſchland ab. Das tut aber ſeinem weltgeſchichtlichen Charakter nicht den mindeſten Abbruch. Schon inſofern iſt die deutſche Reformation ein europäiſches Ereignis, als die Zerreißung der hierarchiſchen Einheit gleichbedeutend wurde mit der Zerreißung der germaniſch-romaniſchen Welt, deren Glieder heute den Erdkreis beherrſchen. Aber man darf noch mehr ſagen: Deutſchland war in dieſer Epoche das ſchlagende Herz Europas. Deshalb heißt „Weltgeſchichte im Zeitalter der Reformation“ weſentlich „deutſche Geſchichte der Reformationszeit“. Die großen europäiſchen Verhältniſſe gruppieren ſich um unſer Vaterland und ſeinen freilich kosmopolitiſchen Herrſcher. Und was das geiſtige Leben anbelangt, führt Deutſchland den Reigen wie nie zuvor und wie in dieſer maßgebenden Weiſe
]

LUTHERS THESEN IN DEUTSCHER UEBERSETZUNG

1545

DA vnſer Meiſter vnd HERR Jheſus Chriſtus ſpricht, Thut buſſe etc. wil er, das das gantze leben ſeiner Gleubigen auff Erden, ein ſtete vnd vnauffhoerliche buſſe ſol ſein.

2 Vnd kan noch mag ſolch wort nicht vom Sacrament der Buſſe, das iſt, von der Beicht vnd Gnugthuung, ſo durch der Prieſter ampt geuebet wird, verſtanden werden.

3 Jedoch wil er nicht allein verſtanden haben, die innerliche Buſſe, ja die innerliche Buſſe iſt nichtig, vnd keine Buſſe, wo ſie nicht euſſerlich allerley toedtung des fleiſches wircket.

4 Wehret derhalben rew vnd leid, das iſt, ware Buſſe, ſo lang einer misfallen an jm ſelber hat, nemlich, bis zum eingang aus dieſem in das ewige Leben.

5 Der Bapſt wil noch kan nicht einige andere pein erlaſſen, auſſerhalb derer, die er ſeins gefallens, oder laut der Canonum, das iſt, Bepſtlicher ſatzungen, auffgeleget hat.

6 Der Bapſt kan kein ſchuld vergeben, denn allein ſo fern, das er erklere vnd beſtetige, was von Gott vergeben ſey, Oder aber, das ers thu in den Fellen, die er jm vorbehalten hat, welche Felle, ſo ſie verachtet wuerden, bliebe die ſchuld gantz vnd gar vnauffgehaben oder verlaſſen.

7 Gott vergibt keinem die ſchuld, den er nicht zu gleich durchaus wol gedemuetiget, dem Prieſter, ſeinem Stathalter, vnterwerffe.

8 Canones poenitentiales, das iſt, die Satzungen, wie man beichten vnd bueſſen ſol, ſind allein den Lebendigen auffgelegt. und ſollen nach laut derſelbigen ſatzungen, den jtzt Sterbenden nicht auffgelegt werden.

9 Daher thut vns der heilige Geiſt wol am Bapſt, das der Bapſt alle wege in ſeinen Decreten oder Rechten, ausnimet den Artikel des todes, vnd die euſſerſte not.

10 Die Prieſter handeln vnuerſtendig vnd vbel, die den ſterbenden Menſchen poenitentias Canonicas, das iſt, aufferlegte Buſſe, ins Fegfewer, daſelbs denſelben gnug zu thun, ſparen vnd behalten.

11 Dieſes Vnkraut, das man die Buſſe oder Gnugthuung, ſo durch die Canones oder Satzungen auffgelegt iſt, in des Fegfewers buſſe oder pein ſolte verwandeln, iſt geſeet worden, da die Biſchoue geſchlaffen haben.

12 Vorzeiten worden Canonicae poenae, das iſt, Buſſe oder gnugthuung fur begangene ſuende, nicht nach, ſondern vor der Abſolution auffgelegt, dabey zu pruefen, ob die rew vnd leid rechtſchaffen were.

13 Die Sterbenden thun fur alles gnug durch jren tod oder abſterben, vnd ſind dem recht der Canonum oder Satzungen abgeſtorben, vnd alſo billich von derſelben aufflage entbunden.

14 Vnuolkomene froemigkeit, oder vnuolkomene liebe, des, der jtzt ſterben ſol, bringet notwendig groſſe furcht mit ſich, ja, wie viel die Liebe geringer iſt, ſo viel iſt die furcht deſte groeſſer.

15 Dieſe furcht vnd ſchrecken iſt an jr ſelbs vnd allein, das ich andere ding ſchweige, dazu gnug, das ſie des Fegfewrs pein vnd qual anrichte, dieweil ſie der angſt der verzweiuelung gantz nahe iſt.

16 Helle, Fegfewer vnd Himel ſcheinen gleicher mas vnterſcheiden ſein, wie die rechte verzweiuelung, vnuolkomene oder nahe verzweiuelung, vnd ſicherheit, von einander vnterſchieden ſind.

17 Es ſcheinet, als mueſſe im Fegfewer, gleich wie die angſt vnd ſchrecken an den Seelen abnimpt, Alſo auch die liebe an jnen wachſen vnd zunemen.

18 Es ſcheinet auch vnbeweiſet ſein, weder durch gute Vrſachen, noch durch Schrifft, das die Seelen im Fegfewer auſſer dem ſtand des verdienſts, oder des zunemens an der Lieb ſeien.

19 Es ſcheinet auch dis vnerweiſet ſein, Das die Seelen im Fegfewer, zum wenigſten alle, jrer ſeligkeit gewis vnd vnbekoemmert ſeien, ob wir ſchon des gantz gewis ſind.

20 Derhalben meinet noch verſtehet der Bapſt nicht, durch dieſe wort (Volkomene vergebung aller pein) das in gemein allerley pein vergeben werde, Sondern meinet die pein allein, die er ſelbs hat auffgelegt.

21 Derhalben jrren die Ablasprediger, die da ſagen, Das durch des Bapſts ablas der Menſch von aller pein los vnd ſelig werde.

22 Ja, der Bapſt erleſſet kein pein den Seelen im Fegfewer, die ſie hetten in dieſem leben, laut der Canonum, ſollen bueſſen vnd bezalen.

23 Ja, ſo jrgend ein vergebung aller pein jemand kan gegeben werden, iſts gewis, das die allein den volkomeneſten, das iſt, den gar wenigen, gegeben werde.

24 Darumb mus der groeſſer teil vnter den Leuten betrogen werden, durch die prechtige Verheiſſung on alle vnterſcheide, dem gemeinen Man eingebildet von bezalter pein.

25 Gleichen gewalt, wie der Bapſt hat vber das Fegfewer, durch aus vnd in gemein, So haben auch ein jeder Biſchoff vnd Seelſorger, in ſeinem Biſthum vnd Pfarr, in ſonderheit, oder bey den ſeinen.

26 Der Bapſt thut ſehr wol dran, das er nicht aus gewalt des Schlueſſels (den er nicht hat) ſondern durch huelffe, oder furbitweiſe, den Seelen vergebung ſchencket.

27 Die predigen Menſchentand, die da furgeben, das, ſo bald der groſſchen in den kaſten geworffen, klinget, von ſtund an die Seele aus dem Fegfewer fare.

28 Das iſt gewis, als bald der Groſſchen im kaſten klinget, das gewinſt vnd Geitz kome, zunemen und groeſſer werden, Die huelffe aber, oder die furbitt der Kirchen ſtehet allein in Gottes willen vnd wolgefallen.

29 Wer weis, ob auch alle Seelen im Fegfewer wollen erloeſet ſein, wie man ſagt, das es mit S.Seuerino vnd Paſchalio ſey zugangen.

30 Niemand iſt des gewis, das er ware rew vnd leid gnug habe, viel weniger kan er gewis ſein, ob er volkomene vergebung der ſuenden bekomen habe.

31 Wie ſelten einer iſt, der warhafftige rew vnd leid hab, So ſelten iſt auch der, der warhafftig Ablas loeſet, das iſt, es iſt gar ſelten einer zu finden.

32 Die werden ſampt jren Meiſtern zum Teufel faren die vermeinen durch Ablasbrieue jrer ſeligkeit gewis zu ſein.

33 Fur denen ſol man ſich ſehr wol hueten vnd furſehen, die da ſagen, des Bapſts ablas ſey die höchſte vnd werdeſte Gottes gnade oder geſchenck, dadurch der Menſch mit Gott verſuenet wird.

34 Denn die Ablas gnade ſihet allein auff die pein der Gnugthuung, welche von Menſchen auffgeſetzt iſt worden.

35 Die leren vnchriſtlich, die furgeben, das die, ſo da Seelen aus dem Fegfewr, oder Beichtbrieue wollen loeſen, keiner rew noch leides bedueffen.

36 Ein jeder Chriſt, ſo ware rew vnd leid hat vber ſeinen ſuenden, der hat vollige vergebung von pein vnd ſchuld, die jm auch ohne Ablasbrieue gehoeret.

37 Ein jeder warhafftiger Chriſt, er ſey lebendig oder tod, iſt teilhafftig aller gueter Chriſti vnd der Kirchen, aus Gottes geſchenck, auch ohne Ablasbrieue.

38 Doch iſt des Bapſts vergebung vnd austeilung mit nichten zu verachten, denn, wie ich geſagt habe, iſt ſeine vergebung ein erklerung goettlicher vergebung.

39 Es iſt aus der maſſen ſchweer, auch den aller gelerteſten Theologen, zugleich den groſſen reichthum des Ablas, vnd dagegen die ware rew vnd leid fur dem Volk zu rhuemen.

40 Ware rew und leid ſucht vnd liebet die ſtraffe, Aber die mildigkeit des Ablas entbindet von der ſtraffe, vnd das man jr gram wird, zum wenigſten, wenn dazu gelegenheit furfelt.

41 Furſichtiglich ſol man von dem Bepſtlichen Ablas predigen, das der gemeine Man nicht felſchlich dafur halte, das er den andern wercken der Lieb werde furgezogen oder beſſer geachtet.

42 Man ſol die Chriſten leren, das es des Bapſts gemuet vnd meinung nicht ſey, das Ablas loeſen jrgend einem werck der barmhertzigkeit mit jchtes ſolte zu vergleichen ſein.

43 Man ſol die Chriſten leren, das, der dem Armen gibt, oder leihet dem Duerfftigen, beſſer thut, denn das er Ablas loeſete.

44 Denn durch das werck der Liebe wechſſt die liebe, vnd der Menſch wird froemer, Durch das Ablas aber wird er nicht beſſer, ſondern allein ſicherer vnd freier von der pein oder ſtraffe.

45 Man ſol die Chriſten leren, das der, ſo ſeinen Neheſten ſihet darben, vnd des vngeachtet, Ablas loeſet, der loeſet nicht des Bapſts ablas, ſondern ladet auff ſich Gottes vngnade.

46 Man ſol die Chriſten leren, das ſie, wo ſie nicht vbrig reich ſind, ſchueldig ſind, was zur notdurfft gehoeret, fur jr Haus zu behalten, vnd mit nichten fur Ablas zu verſchwenden.

47 Man ſol die Chriſten leren, das das Ablas loeſen ein frey ding ſey, vnd nicht geboten.

48 Man ſol die Chriſten leren, das der Bapſt, wie mehr er eines andechtigen Gebets bedarff, Alſo deſſelben mehr begere, denn des gelts, wenn er Ablas austeilet.

49 Man ſol die Chriſten leren, das des Bapſts ablas gut ſey, ſo fern man ſein vertrawen nicht drauff ſetzet, Dagegen aber nichts ſchedlichers, denn ſo man dadurch Gottes furcht verleuret.

50 Man ſol die Chriſten leren, Das der Bapſt, ſo er wueſte der Ablasprediger ſchinderey, lieber wolte, das S. Peters Muenſter zu puluer verbrand wuerde, denn das es ſolt mit haut, fleiſch vnd bein ſeiner Schaffe erbawet werden.

51 Man ſol die Chriſten leren, das der Bapſt, wie er ſchueldig iſt. alſo auch ſeines eigen gelds, wenn auch ſchon S. Peters Muenſter dazu ſolte verkaufft werden, den Leuten austeilen wuerde, welche doch etliche Ablasprediger jtzund ſelbs vmbs geld bringen.

52 Durch Ablasbrieue vertrawen ſelig zu werden, iſt nichtig vnd erlogen ding, ob gleich der Commiſſarius (oder Ablas vogt) ja der Bapſt ſelbs, ſeine Seele dafur zu pfand wolt ſetzen.

53 Das ſind feinde Chriſti vnd des Bapſts, die von wegen der Ablaspredigt, das wort Gottes in andern Kirchen zupredigen gantz vnd gar verbieten.

54 Es geſchiet dem wort Gottes vnrecht, wenn man in einer Predigt, gleich ſo viel, oder mehr zeit auffwendet, das Ablas zu verkuendigen, als auff das wort Gottes.

55 Des Bapſts meinung kan nicht anders ſein, denn ſo man das Ablas (das das geringſte iſt) mit einer glocken, einem gepreng vnd ceremonien begehet, das man dagegen vnd viel mehr das Euangelium (welchs das groeſſt iſt) mit hundert Glocken, hundert gepreng, vnd Ceremonien ehren vnd preiſen ſolle.

56 Die ſchetze der Kirchen, dauon der Bapſt das Ablas austeilet, ſind weder gnugſam genand noch bekand, bey der gemein Chriſti.

57 Denn das es nicht leibliche zeitliche Gueter ſind, iſt daher offenbar, das viel Prediger dieſelben nicht ſo leichtlich hingeben, ſondern allein auff ſamlen.

58 Es ſind auch nicht die verdienſt Chriſti vnd der Heiligen, Denn dieſe wircken alle zeit, on zuthun des Bapſts, gnad des innerlichen Menſchen, vnd das Creutz, Tod vnd Helle, des euſſerlichen Menſchen.

59 S. Laurentius hat die Armen, ſo der Kirchen glieder ſind, genant die Schetze der Kirchen, Aber er hat das woertlin genomen, wie es zu ſeiner zeit im brauch war.

60 Wir ſagen aus gutem grund, on freuel oder leichtfertigkeit, das dieſer ſchatz ſeien die Schlueſſel der Kirchen, durch das verdienſt Chriſti der Kirchen geſchencket.

61 Denn es iſt klar, das zu vergebung der pein, vnd vorbehaltener Felle, allein des Bapſts gewalt gnug iſt.

62 Der rechte ware ſchatz der Kirchen, iſt das heilige Euangelium der herrligkeit vnd gnaden Gottes.

63 Dieſer Schatz iſt billich der allerfeindſeligſte vnd verhaſſeſte, Denn er macht, das die erſten die letzten werden.

64 Aber der Ablas ſchatz iſt billich der aller angenemeſte, Denn er macht aus den letzten die erſten.

65 Derhalben ſind die ſchetze des Euangelij, netze, da man vor zeiten die Reichen wolhabende Leute mit gefiſchet hat.

66 Die ſchetze aber des Ablas ſind die netze, damit man jtziger zeit die reichthum der Menſchen fiſchet.

67 Das Ablas, das die Prediger fur die groeſſeſte gnad ausruffen, iſt freilich fur groſſe gnad zu halten, denn es groſſen gewinſt vnd genies treget.

68 Vnd iſt doch ſolch Ablas warhafftig die allergeringſte gnade, wenn mans gegen der gnaden Gottes, vnd des Creutzes gottſeligkeit helt oder vergleichet.

69 Es ſind die Biſchoue vnd Seelſorger ſchueldig, des Apoſtoliſchen Ablas Commiſſarien mit aller ehrerbietung zu zulaſſen.

70 Aber viel mehr ſind die ſchueldig mit augen vnd ohren auff zu ſehen, das dieſelben Commiſſarien nicht an ſtat Bepſtliches befehls, jre eigen trewme predigen.

71 Wer wider die warheit des Bepſtiſchen Ablas redet, der ſey ein Fluch vnd vermaledeiet.

72 Wer aber wider des Ablas predigers mutwillige vnd freche wort ſorge tragt, oder ſich bekuemmert, der ſey gebenedeiet.

73 Wie der Bapſt die jenigen billich mit vngnad vnd dem Bann ſchlegt, die zu nachteil dem Ablas jrgend auff einigem weg handlen.

74 So viel mehr trachtet er auff die Leute vngnad vnd Bann zu ſchuetten, die vnter dem ſchein des Ablas, zu nachteil der heiligen Lieb vnd Warheit handeln.

75 Des Bapſts Ablas ſo groß halten, das er einen abſoluiren, oder von ſuenden los machen koenne, wenn er gleich (vnmueglicher weiſe zu reden) die mutter Gottes geſchwechet hette, iſt raſend vnd vnſinnig ſein.

76 Dagegen ſagen wir, das des Bapſts Ablas nicht die allergeringſte tegliche ſuende koenne hinweg nemen, ſo viel die ſchuld derſelben belanget.

77 Das man ſaget. S.Peter, wenn er jtzt Bapſt were, vermoechte nicht groeſſern Ablas zu geben, iſt ein leſterung wider S.Peter vnd den Bapſt.

78 Dawider ſagen wir, Das auch dieſer vnd ein jeder Bapſt groeſſern Ablas hat, nemlich, das Euangelium, Krefft, gaben geſund zu machen etc. 1. Corinth. 12.

79 Sagen, das das Creutz mit des Bapſt wapen herrlich auffgericht, vermoege ſo viel als das Creutz Chriſti, iſt eine Gottesleſterung.

80 Die Biſchoue, Seelſorger vnd Theologen, die da geſtatten, das man ſolche wort fur dem gemeinen Man reden darff, werden rechenſchafft dafur mueſſen geben.

81 Solche freche vnd vnuerſchempte Predigt vnd rhum vom Ablas. macht, das es auch den Gelerten ſchweer wird, des Bapſts ehre vnd wirde zu verteidingen, fur derſelben verleumbdung, oder ja fur den ſcharffen liſtigen des gemeinen Mans fragen.

82 Als nemlich. Warumb entlediget der Bapſt nicht alle Seelen zu gleich aus dem Fegfewr vmb der allerheiligſten Liebe willen, vnd von wegen der hoechſten not der Seelen, als der allerbillichſten vrſachen, So er doch vmb das allervergenglichſten gelts willen, zum baw S. Peters Muenſter, vnzelich viel ſeelen erloeſet, als von wegen der loeſeſten vrſachen?

83 Item, Warumb bleiben die begengnis vnd jarzeit der Verſtorbenen ſtehen, vnd warumb gibt er nicht wider, oder vergoennet wider zu nemen die Beneficia oder Pfruenden, die den Todten zu gut geſtifftet ſind, So es nu mehr vnrecht iſt, fur die Erloeſeten zu beten?

84 Item. Was iſt das fur ein newe heiligkeit Gottes vnd des Bapſts, das ſie den Gottloſen vnd dem Feinde, vmb gelds willen verguennen ein Gottfuerchtige vnd von Gott geliebte Seele zu erloeſen, vnd wollen doch nicht viel mehr vmb der groſſen not derſelben Gottfuerchtigen vnd geliebten Seelen willen, ſie aus liebe vmb ſonſt erloeſen?

85 Item. Warumb die Canones poenitentiales, das iſt, die ſatzunge von der Buſſe, nu langeſt in jnen ſelbs mit der that, ob ſie ſchon noch im gebrauch ſind, abgethan vnd tod, noch mit geld geloeſet werden, durch [illegible] des Ablas, als weren ſie noch gantz krefftig vnd lebendig?

86 Item, Warumb bawet jtzt der Bapſt nicht lieber S. Peters Muenſter, von ſeinem eigenen gelde, denn von der armen Chriſten geld, weil doch ſein vermoegen ſich hoeher erſtreckt, denn keines reichen Craſſi gueter?

87 Item, Was erloeſet oder teilet der Bapſt ſein Ablas denen mit, die ſchon durch volkomene rew einer volkomenen vergebung vnd Ablas berechtigt ſind?

88 Item, Was kuend der Kirchen mehr guts widerfaren, denn wenn der Bapſt, wie ers nur ein mal thut, alſo hundert mal im tage jedem Gleubigen dieſe vergebung vnd Ablas ſchencket?

89 Weil auch der Bapſt der Seelen ſeligkeit, mehr durch Ablas, denn durchs Gelt ſuchet, Warumb hebt er denn auff, vnd macht zu nicht die brieue vnd Ablas, die er vormals gegeben hat, ſo ſie doch gleich krefftig ſind?

90 Dieſe der Leyen ſehr ſpitzige Argument, allein mit gewalt wollen dempffen, vnd nicht durch angezeigten Grund vnd Vrſach auffloeſen, heiſſt die Kirche vnd Bapſt den Feinden zu verlachen darſtellen, vnd die Chriſten vnſelig machen.

91 Derhalben, ſo das Ablas nach des Bapſts geiſt vnd meinung gepredigt wuerde, weren dieſe Einreden leichtlich zu verantworten, ja ſie weren nie nicht furgefallen.

92 Muegen derhalben alle die Prediger hinfaren, die da ſagen zu der gemeine Chriſti, Fried, Friede vnd iſt kein fried.

93 Denen Predigern aber müſſe es allein wol gehen, die da ſagen zur gemein Chriſti, Creutz, Creutz, vnd iſt kein Creutz.

94 Man ſoll die Chriſten vermanen, das ſie jrem Heubt, Chriſto, durch Creutz, tod vnd Helle nach zu folgen ſich befleiſſigen.

95 Und alſo mehr durch viel truebſal ins Himelreich zu gehen, Denn das ſie durch vertroeſtung des friedes ſicher werden.

* * *

Stadt-
bücherei
Elbing

¶ Amore et ſtudio elucidande veritatis. hec ſubſcripta diſputabuntur Wittenburge Preſidente R. P. Martino Luther Eremitano Auguſtiniano Artiū et S. Theologie Magiſtro. eiuſdemqꝫ ibidem lectore Ordinario. Quare petit vt qui non poſſunt verbis preſentes nobiſcum diſceptare / agant id literis abſentes.
In Nomine dñi noſtri Iheſu Chriſti. Amen.

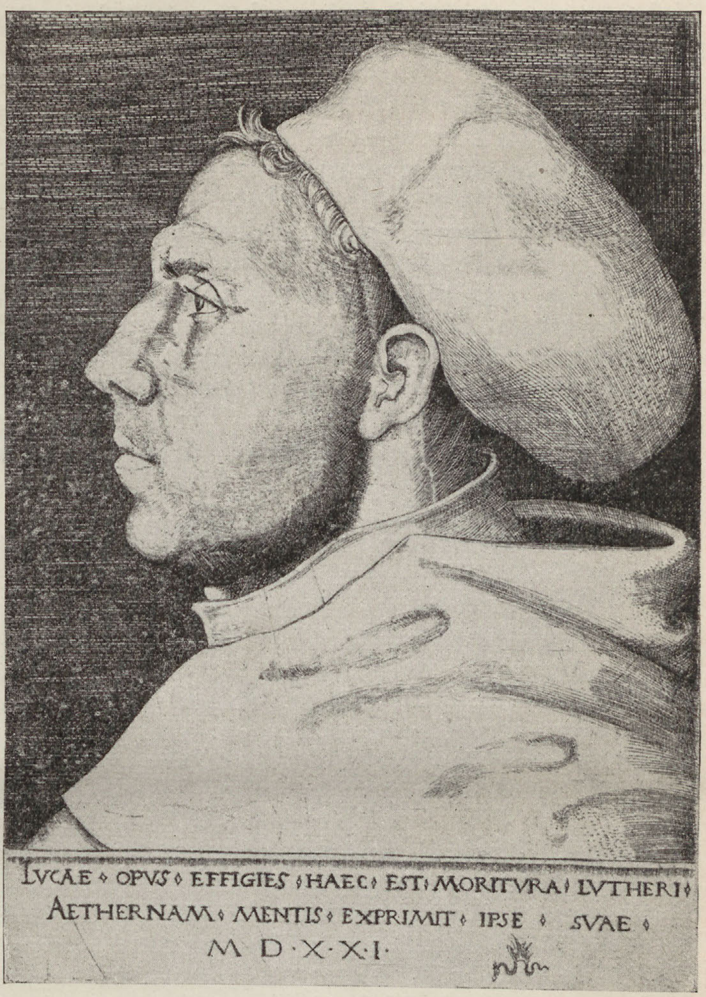
1 Dñs et magiſter noſter Iheſus Chriſtus. dicendo penitēciā agite ꝛc̄. omnē vitam fidelium. penitentiam eſſe voluit.
2 Qđ verbū de penitētia ſacramētali (.i. cōfeſſionis et ſatiſfactionis que ſacerdotum miniſterio celebratur) non poteſt intelligi.
3 Nō tñ ſolā intēdit interiorē: immo interior nulla eſt. niſi foris oꝑetur varias carnis mortificationes
4 Manet itaqꝫ pena donec manet odiū ſui (.i. penitētia vera intus) ſcꝫ vſqꝫ ad introitum regni celorum.
5 Papa nō vult nec pōt: vllas penas remittere. p̄ter eas. q̄s arbitrio vel ſuo vel canonum impoſuit.
6 Papa nō poteſt remittere vllā culpam. niſi declarando et approbando remiſſaꝫ a deo. Aut certe remittendo caſus reſeruatos ſibi. quibus contēptis culpa prorſus remaneret.
7 Nulli prorſus remittit deus culpā. quin ſimul eū ſubijciat: humiliatū in omnibus: ſacerdoti ſuo vicario.
8 Canones penitentiales ſolū viuentibus ſunt impoſiti: nihilqꝫ morituris ſ̄m eoſdem debet imponi.
9 Inde bñ nobis facit ſpūſſanctus in papa. excipiendo in ſuis decretis ſemper articulum mortis et neceſſitatis.
10 Indocte et male faciūt ſacerdotes ij. qui morituris pñias canonicas in purgatorium reſeruant.
11 Zizania illa de mutanda pena Canonica: in penaꝫ purgatorij. vidētur certe dormientibus Epiſcopis ſeminata.
12 Olim poene canonice nō poſt. ſed ante abſolutionē imponebant̄. tāq̄ tentamenta vere contritionis.
13 Morituri: per mortē oīa ſoluūt: et legibus canonū mortui iam ſunt: hñtes iure earum relaxationem.
14 Imperfecta ſanitas ſeu charitas morituri: neceſſario ſecum fert. magnū timorem. tantoqꝫ maiorem: quanto minor fuerit ipſa.
15 Hic timor et horror. ſatis eſt. ſe ſolo (vt alia taceā) facere penā purgatorij. cū ſit proximus deſperationis horrori
16 Vident̄: infernꝰ: purgatoriū. celū differre. ſicut deſꝑatio: ꝓpe deſꝑatio: ſecuritas differunt.
17 Neceſſariū videt aīabꝰ ī purgatorio ſicut minui horrorē: ita augeri charitatē
18 Nec probatū videtur vllis: aut rōnibus aut ſcripturis. ꝙ ſint extra ſtatū meriti: ſeu augende charitatis.
19 Nec hoc probatum eſſe videt̄. ꝙ ſint de ſua beatitudine certe et ſecure ſaltem omnes: licet nos certiſſimi ſimus.
20 Igitur Papa per remiſſionē plenariā oīm penarū: nō ſimpliciter oīū intelligit. ſed a ſe ipſo tantūmodo impoſitarum.
21 Errant. itaqꝫ indulgētiaꝝ p̄dicatores ij. qui dicunt per Pape indulgēcias. hominem ab omni pena ſolui et ſaluari
22 Quin nullam remittit aīabus in purgatorio: quā in hac vita debuiſſent. ſ̄m Canones ſoluere.
23 Si remiſſio vlla oīm omnino penarū. poteſt alicui dari. certum eſt eam non niſi perfectiſſimis. ī. pauciſſimis dari.
42 Falli ob id neceſſe eſt. maiorē ꝑtē populi: per indiffereutē illam et magnifica pene ſolute promiſſionem.
25 Qualē poteſtatē habet Papa in purgatoriū generaliter: talē habet: quilibꝫ Epūs et Curatus in ſua Dioceſi et parochia ſpecialiter.
26 Optime facit Papa. ꝙ nō ꝑtāte clauis (quā nullā hꝫ) ſed per modū ſuffragij dat animabus remiſſionem.
17 Hominem predicant. qui ſtatim: vt iactus nūmus in ciſtam tinnierit: euolare dicunt animam.
18 Certum eſt nūmo in ciſtam tinniente: augeri queſtū et auariciā poſſe: ſuffragium aūt eccleſie eſt in arbitrio Dei ſolius.
19 Quis ſcit ſi oēs anime in purgatorio velint redimi. ſicut de. S. Seuerino et paſchali factum narratur.
20 Nullus ſecurus eſt de veritate ſue cōtritionis: multo minus de conſecutione plenarie remiſſionis.
21 Q̄ rarus eſt vere penitēs: tā rarus eſt vere indulgēcias redimēs. i. rariſſimꝰ
22 Damnabuntur ineternū cū ſuis magiſtris: qui ꝑ lrās veniarum ſecuros ſeſe credunt de ſua ſalute.
23 Cauendi ſunt nimis. qui dicunt venias illas Pape: donum eſſe illud Dei ineſtimabile quo recōciliatur homo deo.
24 Gratie eñ ille veniales: tantū reſpiciunt penas ſatiſfactionis ſacramentalis ab homine conſtitutas.
25 Non chriſtiana p̄dicant: qui docēt: ꝙ redempturis animas vel confeſſionalia nō ſit neceſſaria contritio.
26 Quilibet Chriſtianus vere cōpunctus: hꝫ remiſſionem plenariam a pena et culpa: etiam ſine literis veniarum ſibi debitam
27 Quilibet verus chriſtianus ſiue viuus ſiue mortuus: hꝫ participationē omnium bonorum Chriſti et eccleſie: etiā ſine literis veniarum a Deo ſibi datā
28 Remiſſio tamē et participatio Pape: nullo modo eſt contēnenda. quia (vt dixi) eſt declaratio remiſſionis diuine.
29 Difficillimū eſt etiam doctiſſimis Theologis: ſimul extollere veniarum largitatē et cōtritionis veritatem coram populo.
30 Contritionis veritas penas querit et amat. Veniarū autem largitas relaxat et odiſſe facit ſaltem occaſione.
31 Caute ſunt venie Apoſtolice p̄dicande: ne populus falſe intelligat. eas preferri ceteris bonis operibus charitatis
32 Docendi ſunt chriſtiani: ꝙ Pape mens non eſt: redemptionem veniarum vlla ex ꝑte comparandā eſſe operibus miſericordie.
33 Docendi ſunt Chriſtiani: ꝙ dans pauperi: aut mutuans egenti. melius facit. q̄ ſi venias redimeret.
34 Quia ꝑ opus charitatis creſcit charitas et fit homo melior: ſ̄ per venias nō fit melior: ſed tantūmodo a pena liberior.
35 Docendi ſunt chriſtiani. ꝙ qui videt egenū et neglecto: dat pro venijs non indulgentias Pape: ſed indignationem dei ſibi vendicat.
36 Docendi ſunt chriſtiani: ꝙ niſi ſuperfluis abundent: neceſſaria tenent̄ domui ſue retinere: et nequaq̄ ꝓpter venias effundere.
37 Docendi ſunt Chriſtiani. ꝙ redemptio veniarum eſt libera: on precepta
38 Docēdi ſunt Chriſtiani. ꝙ Papa ſicut magis eget: ita magis optat: in venijs dandis ꝓ ſe deuotam orōnem: q̄ promptam pecuninam.
39 Docendi ſunt Chriſtiani. ꝙ venie Pape ſunt vtiles: ſi nō in eas cōfidant: ſ̄ nocentiſſime: Si timorem dei per eas amittant.
40 Docēdi ſunt Chriſtiani ꝙ ſi Papa noſſet exactiōes venialiū p̄dicatoꝝ. mallet Baſilicā S. Petri ī cineres ire. q̄ edificari: cute carne ꝛ oſſibꝰ ouiū ſuaꝝ.
41 Docēdi ſunt Chriſtiani. ꝙ Papa ſicut debet ita vellet: etiā vēdita (ſi opꝰ ſit) Baſilica S. Petri. de ſuis pecunijs dare illis: a quoꝝ plurimis quidā concionatores veniarum pecuniam eliciunt.
42 Vana eſt fiducia ſalutis ꝑ literas veniarū etiā ſi Commiſſarius: immo Papa ipē ſuam animam ꝓ illis impignoraret.
43 Hoſtes Chriſti et Pape: ſunt ij: qui propter venias p̄dicādas verbū dei in alijs eccleſijs penitus ſilere iubent.
44 Iniuria fit Vbo Dei: dū in eodē ſ̄mōe: equale vel longius tp̄s impenditur venijs q̄ illi.
45 Mens Pape neceſſario eſt ꝙ ſi venie (qđ minimū eſt) vna cāpana: vnis pōpis et ceremonijs celebrantur.
46 Euāgeliū (qđ maximū eſt) centū cāpanis: cētū pōpis: centū ceremonijs p̄dicetur.
47 Thezauri eccleſie: vnde Papa dat indulgentias: neqꝫ ſatis nominati ſunt: neqꝫ cogniti apud populum Chriſti.
48 Temꝑales certe nō eſſe patet ꝙ nō tam facile eos ꝓfundūt: ſed tantūmodo colligūt multi Concionatorum.
49 Nec ſunt merita Chriſti et ſanctorū: qꝛ hec ſemꝑ ſine Papa: oꝑantur gratiam hominis interioris: et crucē mortem infernumqꝫ exterioris.
50 Theſauros eccleſie S. Laurentius dixit eſſe: pauperes eccleſie: ſed locutus eſt vſu vocabuli ſuo tempore.
51 Sñ temeritate dicimꝰ claues eccl'ie (merito Criſti donatas) eē theſauꝝ iſtū
52 Clarū eſt eñ ꝙ ad remiſſionē penarū et caſuū ſola ſufficit ꝑtās Pape.
53 Verus theſaurus eccleſie eſt ſacroſanctū Euangeliū glorie et gratie Dei.
54 Hic aūt eſt merito odioſiſſimus: quia ex p̄mis facit nouiſſimos.
55 Theſaurꝰ aūt indulgētiaꝝ merito eſt gratiſſimꝰ: qꝛ ex nouiſſimis facit p̄os.
56 Igitur theſauri Euāgelici rhetia ſunt: quibus olim piſcant̄ viros diuitiarū.
57 Theſauri indulgentiaꝝ rhetia ſunt: quibꝰ nūc piſcabātur diuitias virorum.
58 Indulgentie: quas Cōcionatores vociferantur maxias grās: intelliguntur vere tales: quo ad queſtum ꝓmouendum.
59 Sunt tamē re vera minime ad gratiam Dei et Crucis pietatem compꝑate.
60 Tenentur Epī et Curati veniarū Apoſtolicarū Cōmiſſarios cū oīm reuerentia admittere.
61 Sed magis tenent̄ oībus oculis intendere: oīmbꝰ auribus aduertere: ne ꝓ cōmiſſione Pape ſua illi ſomnia p̄dicent.
62 Contra veniarū Aplicaꝝ veritatē: qui loquit̄: ſit ille anathēa et maledictus
63 Qui vero cōtra libidinē ac licentiā verboꝝ Concionatoris veniarū: curam agit: Sit ille benedictus.
64 Sicut Papa iuſte fulminat eos: qui in fraudē negocij veniarum quacumqꝫ arte machinantur
65 Multo magis fulminare intendit eos: qui per veniarum p̄textum in fraudē ſancte charitatis et veritatis machinantur.
66 Opinari venias papales tantas eſſe vt ſoluere poſſint hominē: etiā ſi quis ꝑ impoſſibile Dei genitricem violaſſet Eſt inſanire.
67 Dicimꝰ cōtra ꝙ venie Papales: nec minimū venialium peccatorum tollere poſſunt: quo ad culpam.
68 Quod dicit̄: nec ſi. S. Petrus mō Papa eſſet: maiores grās donare poſſet: eſt blaſphemia in. S. Petrum et Papam.
69 Dicimus cōtra: ꝙ etiaꝫ iſte et quilibet Papa maiores hꝫ: ſcꝫ Euangelium: virtutes: grās curationū ꝛc̄. vt. 1. Corin: 12.
70 Dicere crucem armis Papalibus inſigniter erectam: Cruci Chriſti equiualere: Blaſphemia eſt.
71 Rationē reddent Epī: Curati: et Theologi: Qui tales ſermones in populū licere ſinunt.
72 Facit hec licentioſa veniarū p̄dicatio: vt nec reuerentiā Pape facile ſit etiam doctis viris redimere a calūnijs: aut certe argutis queſtiōibus laicorum.
73 Scꝫ cur Papa nō euacuat purgatoriū ꝓpter ſanctiſſimā charitatē: et ſummā animaꝝ neceſſitatē vt cām oīm iuſtiſſimā: Si infinitas animas redīmit ꝓpter pecuniam funeſtiſſ: ad ſtructuram Baſilice vt cauſam leuiſſimam.
74 Itē cur ꝑmanent exequie et anniuerſaria defunctorū: ꝛ nō reddit: aut recipi
75 ꝑmittit bñficia ꝓ illis inſtituta: cū iam ſi iniuria ꝓ redemptis orare.
76 Itē que illa noua pietas Dei et Pape: ꝙ impio et inimico ꝓpter pecuniā cōcedunt: animā piam et amicam dei redimere: Et tñ ꝓpter neceſſitatē ipſiuſmet pie et dilecte anime: nō redimūt eam gratuite charitate.
77 Itē Cur Canones pñiales. reipa et nō vſu: iā diu in ſemet abrogati et mortui. Adhuc tñ pecunijs redimunt̄ ꝑ ꝯceſſionē indulgētiaꝝ tāq̄ viuaciſſimi.
78 Itē Cur Papa cuius opes hodie ſunt opulentiſſimis Craſſis craſſiores Nō de ſuis pecunijs magis q̄ pauperꝝ fideliū ſtruit vnā tm̄ Baſilicā S. P
79 Item: Quid remitit: aut ꝑticipat Papa ijs: qui per cōtritionē ꝑfectam. ius habent plenarie remiſſionis et participationis.
80 Item Quid adderetur eccleſie boni maioris. Si Papa ſicut ſemel facit: ita centies in die cuilibet fidelium has remiſſiones et participationes tribueret
81 Ex quo Papa ſalutem querit animaꝝ ꝑ venias magis q̄ pecunias: Cur ſuſpendit literas et venias iam olim cōceſſas: cum ſint eque efficaces.
82 Hec ſcrupuloſiſſima laicoꝝ argumēta: ſola ꝑtāte cōpeſcere: nec reddita rōne diluere. Eſt eccleſiā et Papā hoſtibꝰ ridendos exponere et infelices chriſtianos facere.
83 Si ergo venie ſ̄m ſpiritum et mentem Pape p̄dicarentur: facile illa omnia ſoluerentur: immo non eſſent.
84 Valeāt itaqꝫ oēs illi ꝓphete: q̄ dicūt populo Chriſti: pax pax et nō eſt pax
85 Bñ agāt oēs illi ꝓphete qui dicūt populo Chriſti: Crux crux: et nō eſt crux.
86 Exhortandi ſunt Chriſtiani vt Caput ſuum Chriſtū per penas: mortes: infernoſqꝫ ſequi ſtudeant.
87 Ac ſic magis per multas tribulationes intrare celum: q̄ per ſecuritatem pacis confidant.

1517.

Stadt-
bücherei
Elbing

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing


LVCAE ◆ OPVS ◆ EFFIGIES ◆ HAEC ◆ EST ◆ MORITVRA ◆ LVTHERI ◆
AETHERNAM ◆ MENTIS ◆ EXPRIMIT ◆ IPSE ◆ SVAE ◆
M · D · X · X · I ·

Luther als Mönch. Holzſchnitt von Lucas Cranach aus dem Jahre 1521.

niemals wieder in der Folge. Es iſt der religiöſe Gedanke, welcher als alles beherrſchende Macht ſich Geltung erzwingt: alle Nationen müſſen zu ihm Stellung nehmen, ſie mögen wollen oder nicht. Dieſer religiöſe Gedanke aber war das Eigentum Deutſchlands. Die Überlegenheit über die romaniſchen Völker, deren wir uns heute erfreuen, verdanken wir einzig der religiöſen Idee, ihrem ſchöpferiſchen Inhalt. Denn uns iſt ſie ganz unmittelbar und in voller Stärke zugute gekommen, ihnen nur mittelbar in ihren Ausſtrahlungen. Kein Volk kann auf die Dauer von Gedanken der Verneinung leben, ſie mögen noch ſo berechtigt ſein. Die Säuberung des Erdreiches von wucherndem Unkraut ſchafft kein Brot, wird nicht der fruchtbringende Same eingeſenkt. Nur das Poſitive, das ein Mann ſeinem Volke gibt (denn alles Große geht ſtets von einer überragenden Perſönlichkeit aus), vermag es zu ſättigen. Hierin aber ſteht Luther unerreicht da. Was in der Seele des deutſchen Mönches, die wie in einem verkleinerten Bilde die ganze Entwickelung der letzten Jahrhunderte in ſich widerſpiegelte, auftauchte und zum Lichte drängte — es war zwar zerſtörungsgewaltig (zu unſerem Glück!), aber doch ſeiner innerſten Natur nach ſchöpferiſch, unüberſehbar in ſeinen Hervorbringungen. Hier erſtand eine Schöpfung, herrlich in ihren Anfängen, groß in ihrer ſpäteren Entfaltung, voll Verheißung einer noch ſchöneren Zukunft.

Wie oft in den letzten Menſchenaltern hatte man eine Reformation machen wollen. Hier ward ſie geboren: alles machte ſich ganz wie von ſelbſt, wie rein zufällig; keine Abſicht war vorhanden; ja, der ihr zum Durchbruch half, wußte nicht von dem, was er tat, er handelte wie von einer höheren Macht getrieben.

Dieſen unſcheinbaren Anfang müſſen wir jetzt ins Auge faſſen.

Jedermann weiß, was den Stein ins Rollen gebracht hat: Luthers 95 Sätze „über die Kraft des Ablaſſes“, die er am Vorabend vor Allerheiligen, am 31. Oktober, 1517 an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg ſchlug. Der Ablaß, den die Theſen unter die Lupe nehmen, war ein ſog. Jubelablaß, wie die Päpſte ihn unter mancherlei Titeln und Vorwänden zum Beſten der Empfänger wie ihrer eigenen Kaſſe als ſonderliches Gnadengeſchenk zu gewähren pflegten: diesmal war der Ertrag angeblich zum Bau von St. Peter in Rom beſtimmt. Leo X. hatte ihn vor kurzem dem mächtigſten Kirchenfürſten Deutſchlands, dem Kurfürſten-Erzbiſchof von Mainz, bewilligt. Es war der Hohenzoller Albrecht von Brandenburg, ein blutjunger, aufs eifrigſte dem Humanismus ergebener

Fürſt. Ihm war zugleich die Aufgabe zugefallen, als päpſtlicher Oberkommiſſar in den von der Kurie feſtgeſetzten Bezirken, einem anſehnlichen Teile Deutſchlands, die bewilligte „Gnade" in Geld umzuſetzen.

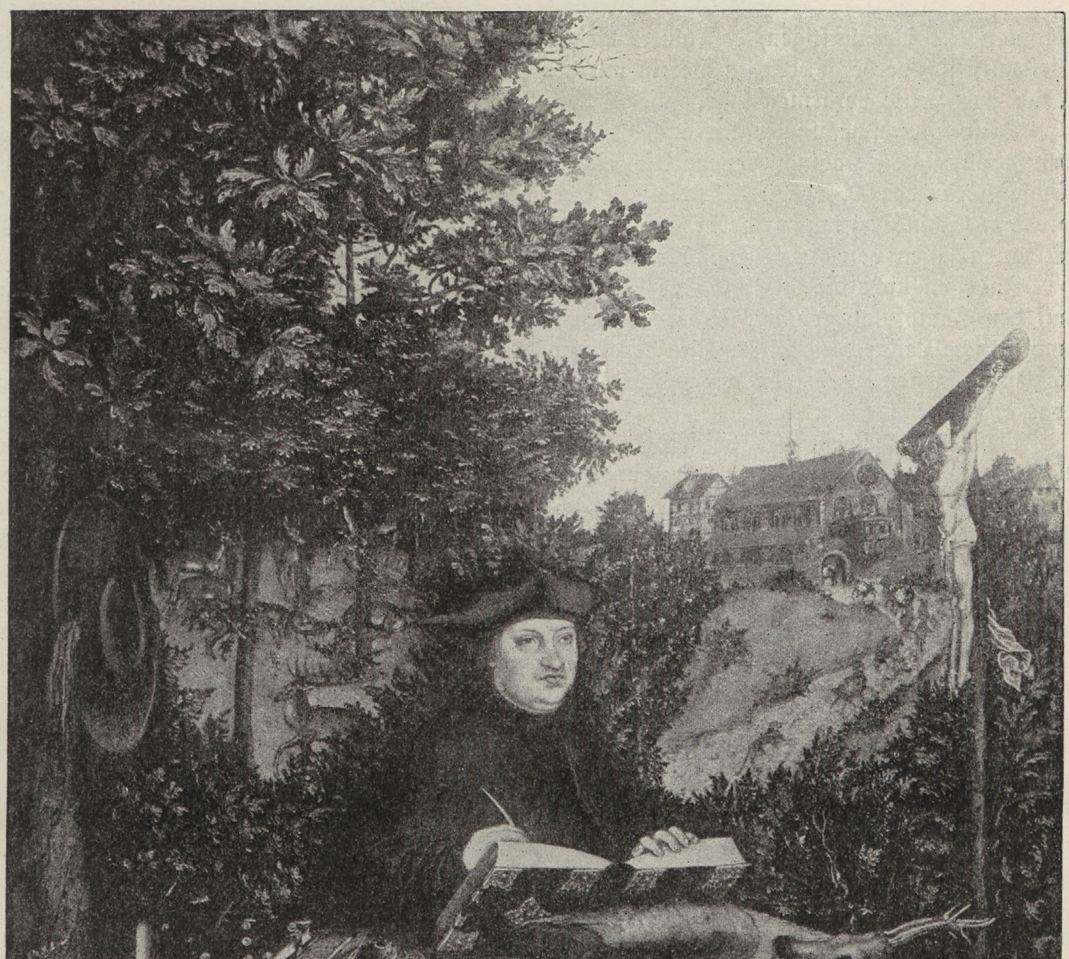
Die glänzende Hofhaltung Leo's X. verſchlang ungeheuere Summen. Nur eine ſkrupelloſe Finanzkunſt konnte das Notwendigſte beſchaffen. Auf eines der vielen Mittel, zu denen ſie griff, führt uns die Bewilligung des Mainzer Ablaſſes. Seit lange führte man an der Kurie Liſten von Übertretungen aller Art mit Angabe des Preiſes bei einer jeden, für den man in Rom von ihr abſolviert werden konnte. Dazu kam das faſt unüberſehbare Heer von Diſpenſationen und Erlaubniſſen, von denen jede wieder ihren Preis hatte. Denn unzählige Dinge hatten die Päpſte verboten, bloß um ſie erlauben zu können, unzählige Beſtimmungen nur dazu gegeben, um die Möglichkeit zu haben, von ihnen zu befreien. Es war eine Geſetzgebung, berechnet auf die Verletzung der Geſetze. Je häufiger die Übertretungen und die Sünden, deſto mehr Nachfrage nach dieſen geiſtlichen Gnaden, deſto blühender der Handel. Ein Jahr vor Leo's Wahl war jene Preisliſte, ſchon ſeit 1479 wiederholt unter dem hergebrachten ehrſamen Titel einer „Kanzlei-Taxe" gedruckt, von neuem durch die Preſſe der Öffentlichkeit preisgegeben, und ſie ging nun auch unter ihm in alle Welt hinaus, um das ſchwungvolle Geſchäft noch einträglicher zu machen. Ein übler Mißbrauch war ſeit lange die Häufung von Pfründen, d. h. von geiſtlichen Stellen, auf eine Perſon: von einfachen Pfarrämtern und Kanonikaten an bis zu den Biſtümern und Erzbiſtümern hin. Auch dieſes Unweſen wurde von oben her begünſtigt, ja gepflegt. Es war den Päpſten wert, bald weil ſie auf dieſe Weiſe ihre Verwandten oder Günſtlinge leicht mit Reichtümern überſchütten konnten, bald weil auch hier wieder ſich eine günſtige Gelegenheit bot, zu „diſpenſieren". Je höher die Ämter waren, um die es ſich dabei handelte, deſto größer war ſelbſtverſtändlich die Entſchädigungsſumme — man nannte ſie „Kompoſition" —, welche der Papſt fordern zu dürfen glaubte, während die Prälaten, deren Beutel geſchröpft werden ſollte, ebenſo natürlich nach Kräften beſtrebt waren, etwas davon abzuhandeln.

Albrecht, bereits Erzbiſchof von Magdeburg und Adminiſtrator des Biſtums Halberſtadt, war im Frühjahr 1514 auch zum Kurfürſten von Mainz erwählt worden. Bei einer in Deutſchland wenigſtens unerhörten Vereinigung ſo großer Kirchenprovinzen bedurfte es einer beſonders ſtattlichen „Kompoſition"; ſie wurde nach langem Hin- und Herfeilſchen auf 10 000 Dukaten feſtgeſetzt. Und bei dieſer Gelegenheit hat nun der Papſt ohne jede voraufgegangene Bitte darum dem deutſchen Kirchenfürſten jenen verhängnisvollen Ablaß angetragen, um ihn für die Zahlung der 30 000 Dukaten, welche die Beſtätigung mit Einſchluß jener Kompoſition im ganzen koſtete, zu kräftigen und die Hälfte des Reingewinnes als angenehme Zugabe einſtreichen zu können.

Niemals hatten die Päpſte die Steuerſchraube des Ablaſſes ſchärfer angezogen als ſeit dem Jahre 1500, wo das römiſche „Jubiläum" eine faſt ununterbrochene Reihe von Abläſſen einleitete. Allein während der erſten Jahre der Regierung Leo's konnte die päpſtliche Kammer in ihren Rechnungsbüchern die Erträgniſſe von nicht weniger als elf Plenarabläſſen verzeichnen. Insgeſamt lauten die, ohne Zweifel nicht lückenlos auf uns gekommenen, Quittungen des Papſtes, ſoweit ſie ſich auf unſer heutiges Deutſches Reich beziehen, für die Jahre 1515 bis 1520 auf rund 28 000 Dukaten. Im ganzen dürfen wir die hier verrechnete Ausbeutung des frommen Bußeifers der Chriſtgläubigen Deutſchlands, bei ſehr geringer Taxierung der Unkoſten, auf ungefähr 60 000 Dukaten veranſchlagen. Sie bedeuten nach dem heutigen Geldwerte etwa 600000 Mark. Das waren nun freilich längſt nicht mehr die Summen, welche der Ablaß in Deutſchland etwa 15 Jahre früher eingetragen hatte. Bei dem gehäuften Angebot hatte mittlerweile die Nachfrage nach dieſer „koſtbaren Ware" (um mit einem Kardinal jener Zeit zu reden, der ſein halbes Leben im Ablaßhandel verzehrt hatte) erheblich nachgelaſſen.

Immer war die Ausbeute der Goldgrube noch groß genug, daß ſie den Landesherrn nicht gleichgültig ſein konnte. Wo dieſe nicht in einer oder der anderen Weiſe perſönlich an dem Gewinn beteiligt waren, verboten ſie daher unter Umſtänden das Feilbieten des Ablaſſes in ihrem Lande. Auch dem Mainzer Ablaß iſt dieſes Schickſal begegnet. Wie Kurfürſt Friedrich der Weiſe, ſo hat auch ſein Vetter von der Albertiniſchen Linie, der bis an das Ende ſeines Lebens der römiſchen Kirche eifrig ergebene Herzog Georg von Sachſen, ihm ſeine Grenzen verſperrt.

Schon ſeit zwei Menſchenaltern war übrigens die finanzielle Seite des Ablaſſes ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für die Staatsgewalten geweſen; und ziemlich ebenſo lange durch-



Kardinal Albrecht von Brandenburg als heiliger Hieronymus.

Gemälde von Lucas Cranach im Kaiser-Friedrich-Muſeum zu Berlin.

ſchauten alle Vernünftigen, daß hinter dieſer angeblichen Förderung des Heiles der Seele eitel Gelddurſt ſich verberge, der im Verein mit den anderen Mitteln der römiſchen Ausſaugungskunſt Land und Leute verarmen laſſe.

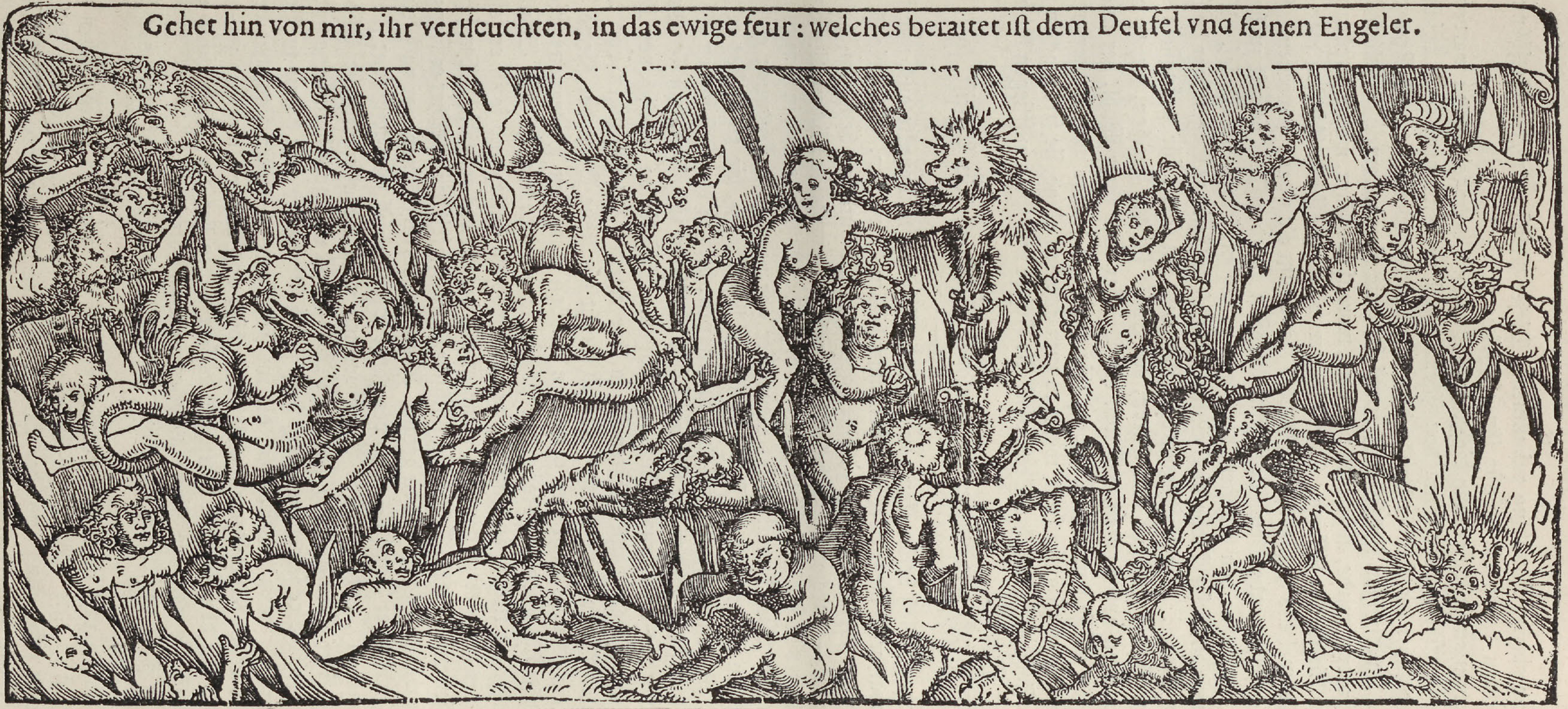
Dieſe Brandſchatzung konnte auch Luther nicht überſehen; aber er glaubte für ſie nicht ſowohl den Papſt, als die Habſucht der marktſchreieriſchen Ablaßhändler verantwortlich machen zu müſſen. So ſagt er in der 50. Theſe: „Man ſoll die Chriſten lehren, daß der Papſt, wenn er von der Ablaßprediger Schinderei wüßte, lieber St. Peters Dom in Flammen aufgehen laſſen würde, als ihn aufbauen laſſen von Haut, Fleiſch und Knochen ſeiner Schafe.“

Indeſſen nicht die Rückſicht, die dem Politiker obenan ſtand, hat den Wittenberger Mönch auf den Kampfplatz geführt, ſondern vielmehr die Verderblichkeit des Ablaſſes für das religiöſe und ſittliche Leben des Volkes. Um den Anſtoß, den ihm in dieſer Beziehung der Ablaß bot, verſtehen zu können, muß man wiſſen, was dieſer damals ſeinem Weſen nach denn eigentlich war, was er zu bedeuten hatte.

Der Ablaß, urſprünglich, bei ſeinem erſten Aufkommen im 11. Jahrhundert, nur Erlaß der von der Kirche auferlegten Strafen, hatte eine großartige Bedeutung gewonnen, ſeitdem im 13. Jahrhundert ſeine Wirkung ausgedehnt worden war auf die Strafen des Fegefeuers. Denn vor den furchtbaren Qualen dieſes Ortes, die ſich von der Höllenpein faſt nur durch ihre zeitliche Begrenztheit unterſchieden, hatte der mittelalterliche Chriſt in ſteter, ja ſtündlicher Furcht zu leben. Mochte er ſich auch deſſen getröſten, daß ihm im Sakrament der Buße wieder und wieder zugleich mit der Sündenſchuld die Strafe ewiger Verdammnis erlaſſen werde, ſo wußte er doch aus der Belehrung der Kirche, daß er die zeitlichen Strafen ſeiner Vergehungen noch abzubüßen habe, ſei es hier auf Erden, ſei es, falls bei ſeinem Tode ſein Schuldkonto bei Gott noch nicht völlig getilgt ſein ſollte, im Jenſeits. Niemand aber konnte wiſſen, ob ſeine Reue und alle ſeine Bußübungen und guten Werke genügten, ihn vor dem Fegefeuer zu bewahren. Mit welcher Freude, ja Wonne mußte daher von der Chriſtenheit ein Mittel begrüßt werden, das ſich anheiſchig machte, dieſer furchtbaren Gefahr vorzubeugen! Wer nur vom Papſte Plenar- oder Voll-Ablaß erhalten hatte (d. h. Erlaß der geſamten zeitlichen Strafe), deß Seele fuhr im Tode „von Mund auf gen Himmel“.

Aber Jahrhunderte lang wurde dieſer Ablaß nur den Lebenden zu Teil. Die Päpſte wagten nicht, ihre „apoſtoliſche Vollmacht“, auf Erden zu binden und zu löſen, auch auf diejenigen auszudehnen, die bereits vor Gottes Richterſtuhl ſtanden. Erſt die Päpſte der Renaiſſance haben ſich kühn über dieſes Bedenken hinweggeſetzt. Erſt ſeit Sixtus IV., demjenigen Papſt, in deſſen Regierungszeit die Geburt Luthers fällt, begann das ſchwungvolle, einträgliche Geſchäft des Totenablaſſes, indem der Papſt „aus der Fülle ſeiner Gewalt“ geſtattete, daß Verwandte und Freunde für die armen Seelen im Fegefeuer eine Geldſpende zahlten, und ſeinen „Willen“ erklärte, daß den Abgeſchiedenen dieſe Unterſtützung von Seiten der Lebenden „zum Erlaß der Strafen gereiche“. Dadurch allein unterſchied ſich dieſer neue Totenablaß von dem früheren, der nur dem Erdenpilger zugute kommen konnte, daß die Lebenden den Toten zu Hülfe kamen, indem ſie ſtellvertretend für ſie zahlten. An Sicherheit der Wirkung ſollten beide Arten der Abläſſe ſich gleichſtehen. Tetzels bekannter und geſchichtlich beglaubigter Reim: „Sobald das Geld im Kaſten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer ſpringt“ iſt nicht aus marktſchreieriſchem Übereifer geboren; er ſtand in vollem Einklang mit der Willenserklärung Sixtus' IV. und ſeiner Nachfolger bis Leo X. hin. Der verſtockteſte Todſünder konnte ſeinen Vater, ſeine Mutter aus der Pein erlöſen: er zahlte, das übrige beſorgte der Papſt mit ſeiner Machtvollkommenheit.

Wir verſtehen daher die ungemeine Zugkraft dieſes Fegefeuerablaſſes. Allein der Schwerpunkt des ganzen Inſtitutes ruhte doch nach wie vor auf dem Ablaß für die Lebenden. Aber auch dieſer war mittlerweile ein anderer geworden. Es iſt der neue „Ablaß von Strafe und Schuld“. In den von ihnen geſpendeten Vollablaß hatten die Päpſte durch Erteilung beſonderer Vollmachten an die Beichtprieſter das Bußſakrament mit hineingezogen. Überall in der ganzen Chriſtenheit, wo jetzt dieſe „Gnade“ ausgeboten wurde, da wurde das Sakrament der Buße in ihrem Auftrage verwaltet, von Beichtvätern, deren Befugniſſe ein Ausfluß der päpſtlichen Gewalt waren, und die nun der Spendung des Sakramentes die Spendung des Ablaſſes anſchloſſen: die Losſprechung von der Sündenſchuld und Losſprechung von den Strafen des Fegefeuers,


Gehet hin von mir, ihr verfluchten, in das ewige feur: welches beraitet iſt dem Deufel vnd ſeinen Engeler.

Die Hölle.

Holzſchnitt von Lucas Cranach.

beides floß in eine einzige Handlung zuſammen. Dieſer Ablaß war „die Verſöhnung mit Gott" — in dürren Worten haben die Päpſte ihn als ſolche gefeiert.

Und was hatte man zu leiſten, um dieſer unſchätzbaren Gnade teilhaft zu werden? Wie lange waren die Zeiten vorüber, wo es, um den Plenarablaß zu gewinnen, einer beſchwerlichen und gefahrvollen Kriegsfahrt ins Heilige Land oder auch nur der Wallfahrt nach Rom bedurfte. Ein paar geringfügige Handlungen kirchlicher Frömmigkeit, die niemandem läſtig fallen konnten — das war alles, was gefordert wurde, abgeſehen von dem, worauf es ankam, wofür jenes nur ein zierendes Beiwerk war: der klingenden Münze. Durch immer weiter geöffnete Pforten war das Geld eingezogen in den Tempel des Heiligen, war Gottes Haus zum Kaufhaus geworden. Kaufen konnte jeder Gottloſe die wohltuende Gewißheit, ſeine Liebſten aus der Qual befreit zu haben. Kaufen konnte ein jeder, auch ohne den Schmerz der Reue zu fühlen, ſeinen Ablaßbrief. Und (vergegenwärtigen wir es uns an dieſer Stelle noch einmal): welch unſäglicher Segen war doch ſo ein Brief mit Schnur und Siegel! Ein unſchätzbarer Talisman, ein Troſt für geängſtete Gewiſſen, ein ſanftes Ruhekiſſen für die Läſſigen und Laxen, ein Schild für die Frechen, welche auf den päpſtlichen Freibrief pochten und trotzten, daß nun ein Prieſter nach ihrer Wahl, der nur ihre Beichte höre, ſie abſolvieren müſſe von allen Sünden, wie groß und ſchwer auch immer, wenigſtens einmal im Leben, und dann zu guter Letzt, wenn es zum Sterben ginge, ſie frei machen müſſe von der Sünde und ihren Folgen, ſo daß ihre Seele ohn' alle Furcht und Pein auffliegen könne unmittelbar „zur himmeliſchen Freud".

Das war der Ablaß, wie Luther ihn vorfand. Ihm galt ſein Angriff.

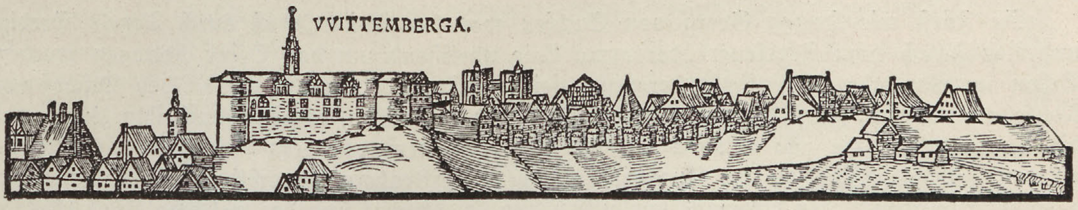
* * *

Man konnte den Ablaß bekämpfen von gut katholiſchem Standpunkte aus, und ſchon manches Mal vor Luther war er ſo mehr oder weniger ſcharf bekämpft worden. Auch die 95 Theſen, ohne jeden weitergehenden Gedanken bloß zu einer gelehrten Disputation beſtimmt, halten ſich — es iſt das beachtenswert — durchaus innerhalb der Grenzen des mittelalterlichen Chriſtentums. Wohl lebte bereits ein Neues in Luther. Aber noch war er ſich des Widerſpruchs, in dem es mit dem Alten ſtand, nicht bewußt. Auch kommt dieſes Neue hier gar nicht zum Ausdruck; es bildet nur den ſchwach angedeuteten Hintergrund. Dagegen finden ſich Theſen, die zweifellos mit ihm ſtreiten. Daneben andere, die es wenigſtens ſcheinbar verleugnen: dies iſt der Fall in den Sätzen, in denen er ſich unbefangen auf den Boden der Gegner ſtellt, um ihnen zu zeigen, daß ſie ſelber folgerichtig ſeiner Bekämpfung des Unweſens zuſtimmen müſſen. Daß ſie da wirklich von ihm abweichen könnten, iſt ihm undenkbar; dann müßten ſie ja ihre eigenen Vorſtellungen von dem Wert der Reue und der guten Werke preisgeben. Überall ſpricht der treue Sohn der Kirche, ja ein ſolcher, der auch an ihrem Haupte nicht irre geworden iſt: voll kindlichen Vertrauens blickt er zu dem Papſte auf. Er hält für einen Mißbrauch der Praxis, was ſich doch, nicht ohne Schuld der Päpſte, zu einer feſtgewurzelten kirchlichen Einrichtung ausgewachſen hatte; und ſo iſt er feſt davon überzeugt, im Sinne des Papſtes zu handeln, wenn er alle die für das religiöſe Leben ſchädlichen Auswüchſe des Ablaſſes abſchneidet. Daher die glückliche Sorgloſigkeit, mit welcher er hier zu Werke geht.

In ihr hat er wahrlich ganze Arbeit getan. Kaum wiederzuerkennen war nach ſeinen Schnitten der Baum. Ein mächtiger Schnitt — und der ganze Schuldablaß war geſunken: „Der Papſt kann keine Schuld vergeben", „des Papſtes Ablaß vermag nicht die allergeringſte Sünde hinwegzunehmen." Ein zweiter Schnitt, gleich gewaltig: „Der Papſt will noch kann keine anderen Strafen erlaſſen außer denen, die er ſelber aufgelegt hat." Ein Doppeltes war damit zu Boden gefallen: 1. der Fegefeuerablaß; denn die Strafen, die im Fegefeuer zu büßen ſind, hat der Papſt nicht verhängt, überdies reicht ſeine Gewalt nicht bis dahin; und 2. der Erlaß der zeitlichen Sündenſtrafen überhaupt: mit den Strafen Gottes in dieſem Leben hat der Ablaß nichts zu ſchaffen, er iſt lediglich Nachlaß der von der Kirche auferlegten Bußſtrafen.

Wir ſehen, es wird der Ablaß auf ſeine urſprüngliche Geſtalt, auf ſeine höchſt beſcheidenen Anfänge zurückgeführt.

Die Theſen laſſen uns aber auch deutlich erkennen, warum es einer ſolchen Einſchränkung bedarf. Der Ablaß iſt eine verwerfliche Scheu vor dem heilſamen Werke der Buße, der Selbſtertötung; er iſt eine feige Flucht vor der Strafe. Welche Leichtfertigkeit, die Sündenſtrafen auf eine ſo bequeme Weiſe loswerden zu wollen! Dieſe Erwägung konnte jeder katholiſche Chriſt an-



Die Stadt Wittenberg im Jahre 1551. Holzſchnitt von Lucas Cranach.

ſtellen, in welchem der beſſere Geiſt der Kirche des Mittelalters Raum hatte. Der Gedanke der Genugtuungen war doch herausgeboren aus einem lebhafteren Sündenbewußtſein. Wer es als katholiſcher Chriſt ernſt nahm mit ſeiner Sünde, der konnte ſich unmöglich dieſe Bußwerke ſchenken laſſen. Deshalb war, wie Luther ſagt, der Ablaß nur für „die faulen und ſchläfrigen Chriſten“ oder für die ſchwachen, die nichts leiſten können. Deshalb hat der Ablaß, den die Theſen gelten laſſen wollen, nur einen ſehr geringen Wert; er iſt, wie es in den „Erläuterungen“ der 95 Sätze heißt, „das winzigſte Gut unter allen Gütern der Kirche.“ Immerhin kann man ihn gelten laſſen, ja, die Hochachtung vor der Kirche, vor dem Papſte erheiſcht, daß man ihn nicht verachte. An ihn kann ſich wenigſtens nicht das unſelige Mißverſtändnis heften, als ob er irgend etwas mit dem Heile der Seele zu ſchaffen hätte: denn ohne dieſen Ablaß kann man wohl ſelig werden, mit jenem, dem Ablaß von heute, nicht! Denn ſo lauten die beiden Sätze, in denen das Leben der Theſen am ſtärkſten pulſiert (Satz 32 und 33): „Die werden ſamt ihren Meiſtern zum Teufel fahren, welche vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu werden.“ „Vor denen ſoll man ſich wohl hüten, die da ſagen, des Papſtes Ablaß ſei jene unſchätzbare Gabe Gottes, durch die man mit Gott verſöhnt wird!“

Spricht ſonſt in den Theſen der Gelehrte, meiſt in ruhiger, wenn auch ſcharfer Beweisführung, ſo kommt in dieſen Sätzen der Prieſter, der treue Seelſorger zu Worte. Denn nirgends anderswo als im Beichtſtuhl hat die Reformation Luthers ihren Anſtoß empfangen. Hier hatte er den heilloſen Schaden kennen gelernt, wenn ihm die Ablaßbriefe entgegengehalten wurden als ein untrügliches Mittel des Heiles; in dieſem Vertrauen hatten ſich die verſchiedenſten Käufer der Gnadenbriefe berührt: die Frechen, die Sicheren, die Gleichgültigen und die verängſteten Gewiſſen. Und er war ergriffen worden von Erbarmen mit dem ſo jämmerlich verführten Volke und entflammt von Empörung über den ſchnöden Mißbrauch des Heiligſten. Schon vor Jahr und Tag hatte er auf der Kanzel bitter geklagt, daß das arme getäuſchte Volk wähne, durch den vollkommenen Erlaß werde die Sünde in der Art fortgenommen, daß die Seele ſogleich auffliegen könne. Er hatte hingewieſen auf die Frucht des Ablaſſes, dieſe Frechheit im Sündigen — kein Wunder, ſcheine doch die Nachſicht, die man Ablaß nenne, nichts anderes zu ſein als Zuſicherung der Strafloſigkeit, Erlaubnis zum Sündigen.

Das war es auch, was er am Tage des Theſenanſchlages ſelber dem Erzbiſchof Albrecht, da unter ſeinem erlauchten Namen die Ablaßinſtruktion ausgegangen war, in einem freimütigen Briefe vorhielt: „Die Unglücklichen glauben, wenn ſie Ablaßbriefe kaufen, ihres Heiles gewiß ſein zu dürfen; durch dieſen Ablaß werde der Menſch frei von aller Pein und Schuld.“ Der Brief, dem er ſeine Theſen beifügte, ſchließt mit der Bitte, der Erzbiſchof möge ſeine Inſtruktion mit ihrem frevelhaften Satze vom „Ablaß als der unſchätzbaren Gnade, durch die man mit Gott verſöhnt werde,“ zurückziehen und ſeinen Ablaßpredigern eine andere Weiſe zu predigen vorſchreiben, „damit nicht etwa endlich einer ſich erhebe, der jene Inſtruktion und dieſe Prediger öffentlich widerlege — dem Erzbiſchof zum Schimpf.“

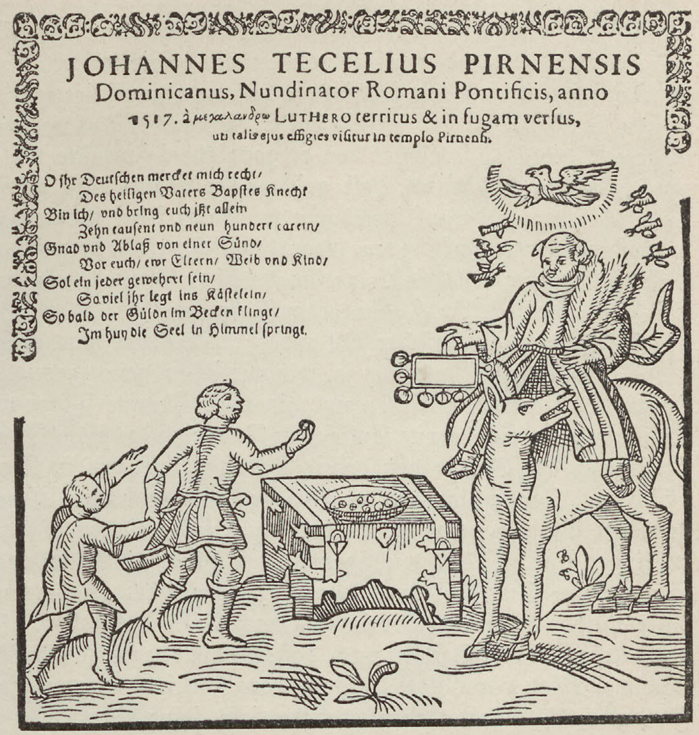
Auch das beklagte Luther in dieſem Briefe, daß das Volk der Meinung ſei, die Seelen flögen aus dem Fegefeuer, ſobald nur der Beitrag in den Kaſten geworfen. Auch hier wieder mußte ſich Albrecht getroffen fühlen. Denn wie ſtark hatte er doch dieſer trügeriſchen Meinung durch ſeine Inſtruktion Vorſchub geleiſtet! Da hieß es von dem Ablaß für die Seelen im Fegefeuer: „Dieſe Gnade recht eindringlich darzulegen ſollen die Prediger fleißig bemüht ſein, weil durch dieſelbe den abgeſchiedenen Seelen mit voller Sicherheit zu Hülfe gekommen und — für das Werk des Baues von St. Peter auf das fruchtbarſte und reichlichſte geſorgt wird.“

Ein Fürſt wie Herzog Georg von Sachſen war der Anſicht, daß durch Tetzels Predigt und Reimſpruch vom Fegefeuer „der arme Laie unwiſſend um das Seine betrogen werde“. Schon im November 1517 ſandte er einen ſeiner Räte in dieſer Sache an den Biſchof von Merſeburg. Dieſer, Fürſt Adolf von Anhalt, ließ ihm vermelden, es gefiel auch ihm „wohl, daß die armen Leute, die alſo zuliefen und die Gnade ſuchten, vor dem Betrug Tetzels gewarnt würden, und die Sätze, die der Auguſtinermönch zu Wittenberg gemacht, an vielen Orten angeſchlagen würden.“ In dieſem Urteil waren alſo der Biſchof und der weltliche Fürſt eins.

Völlig anders aber ſah derjenige die Sache an, den der ganze Handel zunächſt und ganz perſönlich anging. Erzbiſchof Albrecht las aus des „vermeſſenen Mönches zu Wittenberg“ Brief und Theſen, ſo „das heilige negotium indulgentiarum“ (d. h. das heilige Ablaßgeſchäft) betrafen, nur ein „trotzig Vornehmen des Mönches“ heraus, das, wie er ſeinen Magdeburger Räten ſchrieb, ihn zwar ſeiner Perſon halben wenig anfechte, ihn aber gleichwohl bewege, weil dadurch „das arme unverſtändige Volk geärgert und in beſchwerlichen Irrtum geführt“ werde. Dort alſo Tetzel der Betrüger der armen Leute, hier Luther der Verführer des unverſtändigen Volkes. Dem frechen Agitator mußte ungeſäumt das Handwerk gelegt werden. „Eilends“ (ſo leſen wir in dem angezogenen Briefe) fertigte der Erzbiſchof daher den Handel päpſtlicher Heiligkeit zu, „guter Hoffnung, Se. Heiligkeit werde alſo zur Sache greifen und tun, daß ſolchem Irrſal zeitlich [bei Zeiten] nach Gelegenheit und Notdurft widerſtanden“ werde. Inzwiſchen wollte er ſelber doch nicht die Hände in den Schoß legen. So beauftragte er am 13. Dezember 1517 ſeine Magdeburger Räte, nach Befinden durch ſeinen „Subkommiſſaren Ern Johann Tetzel“ gegen den Wittenberger Mönch einen Prozeß anſtrengen zu laſſen, „damit ſolcher giftiger Irrtum unter dem gemeinen Volke nicht weiter gepflanzt werde“.

Dem Weiterdringen des Giftes war doch kaum noch vorzubeugen. Zwar teilte Luther ſeine Theſen zunächſt nur unter der Hand guten Freunden mit; trotzdem wurden ſie, ganz wider ſein Erwarten, in kürzeſter Friſt durch die Preſſe über ganz Deutſchland verbreitet, überdies, was er ungern vernahm, ins Deutſche überſetzt: für die Ungelehrten, meinte er, ſeien ſie ja gar nicht beſtimmt, für ſie würde er den Gegenſtand klarer und verſtändlicher dargeſtellt haben. Allein, an Verſtändnis fehlte es nicht: wer die gelehrten Einzelheiten zu erfaſſen unfähig war, der begriff doch ſeine Abſicht, und viele jubelten, daß jetzt der Doktor gekommen ſei, der es wagte „dreinzugreifen“. Seine Freunde freilich waren voll Bedenken, wenn nicht gar erſchrocken. Er ſelber war durch den Erfolg ſeines Wortes auf das ſtärkſte überraſcht, aber doch voll ruhiger Zuverſicht: was er getan, das konnte er vor Gott verantworten. An dieſer Überzeugung vermochten auch die Gegner, die ſich auf ihn ſtürzten, ihn nicht irre zu machen. Einer nach dem andern erſchienen ſie auf dem Kampfplatz: als erſter der perſönlich beleidigte Dominikaner Johann Tetzel, der Inquiſitor, der über den „Erzketzer, Abtrünnigen, Frevler und Übelredner“ ſchrie, dann der gelehrte Ingolſtädter Profeſſor Johann Eck, der die Theſen irrig, falſch, frivol fand, voll Gift und huſitiſcher Ketzerei, voll Unehrerbietung gegen die Heiligkeit des Papſtes, geeignet, den ganzen Bau der Hierarchie umzuſtürzen, zu Aufruhr und Spaltung in der Kirche zu führen. „Das iſt Ketzerei“ — ſo ertönte es aber auch aus Rom, vom päpſtlichen Hofe ſelber, wo man, gegen unſchuldiges Heidentum ſo nachſichtig, jener gegenüber deſto empfindlicher war. „Ein Ketzer“, ſo wurde Luther in einer zur Widerlegung ſeiner Theſen beſtimmten Schrift belehrt, „ein Ketzer iſt nicht bloß, wer falſch über die Lehre, ſondern auch, wer falſch über das Tun der Kirche urteilt, ſoweit es den Glauben und die Sitten anlangt; wer vom Ablaß ſagt, die römiſche Kirche könne nicht tun, was ſie tatſächlich tut, der iſt ein Ketzer.“ In dieſer Weiſe ließ ſich Tetzels Ordensgenoſſe, der Dominikaner Silveſter Mazzolini von Prierio, vernehmen, ein Mann, der an der Kurie ein hohes Amt inne hatte; denn er war „Magiſter des heiligen Palaſtes“, d. h. der Beichtvater Leo's X., und nicht ohne Grund fühlte er ſich als päpſtlicher Hoftheologe. Soeben hatte ihn der Papſt zu einem amtlichen Gutachten über die Irrlehre des Auguſtinermönches aufgefordert, und es hat die Vermutung viel für ſich, daß jene, übrigens dem Papſt gewidmete, Streitſchrift nichts anderes iſt als eine Überarbeitung dieſes Gutachtens.

Man hat wohl behauptet, dieſe Gegner Luthers hätten dem Papſt einen ſchlechten Dienſt geleiſtet: in blindem Eifer hätten ſie eine abſeits liegende Frage von verhängnisvoller Tragweite, die von der Gewalt des Papſtes, herangezogen und ſo den Streit auf ein ganz



JOHANNES TECELIUS PIRNENSIS
Dominicanus, Nundinator Romani Pontificis, anno
1517. à μεγαλανδρῳ LUTHERO territus & in fugam verſus,
uti talis ejus effigies viſitur in templo Pirnenſi.

O ihr Deutſchen mercket mich recht/
Des heiligen Vaters Bapſtes Knecht
Bin ich/ vnd bring euch jtzt allein
Zehn tauſent vnd neun hundert carein/
Gnad vnd Ablaß von einer Sünd/
Vor euch/ ewr Eltern/ Weib vnd Kind/
Sol ein jeder gewehret ſein/
So viel jhr legt ins Käſtelein/
So bald der Güldn im Becken klingt/
Im huy die Seel in Himmel ſpringt.

Zeitgenöſſiſches Flugblatt auf den Ablaßhandel Tetzels.

anderes Gebiet hinübergeſpielt. Man tut ihnen damit doch Unrecht. Hatte nicht Luther eine Einrichtung bekämpft, die tief in das kirchliche und religiöſe Leben einſchnitt? und in einer Weiſe, daß von einer Schöpfung von Jahrhunderten, an der Päpſte und Theologen mit gleich regem Eifer gearbeitet hatten, kaum mehr übrig blieb als der Name? War das nicht in der Tat ganz unmittelbar ein Angriff auf die päpſtliche Gewalt? Nur in Einem irrten die Gegner. Sie wußten nicht und konnten es nicht wiſſen, daß dieſer Mönch ſich nicht von ferne vorſtellte, was die ſelbſtverſtändliche Tat ſeiner religiöſen Gewiſſenhaftigkeit zu bedeuten habe. In ſeiner weltfremden Anſchauung der Dinge, in ſeiner kindlichen Vorſtellung von des Papſtes Macht, in ſeiner ehrlichen Zuverſicht zu dem guten Willen des Oberhirten der Chriſtenheit hatte er naiv der Überzeugung gelebt, der Papſt müſſe nicht nur, nein, er könne und werde abſchaffen, was hier als gegen das Heil der Seele ſtreitend angefochten war.

Da kamen ihm nun die Gegner zu Hülfe und öffneten ihm die Augen. Je mehr ſie tobten, deſto ſchnellere Fortſchritte machte er. Keinem blieb er die Antwort ſchuldig, mit mächtigen Waffen verteidigte er ſich. Er entnahm ſie der Heiligen Schrift und der Geſchichte, in deren Studium er mit Gewalt hineingetrieben wurde. Es iſt reizvoll zu verfolgen, wie die Verſenkung in ſie, in die Väter der alten Kirche, in die Urkunden des Mittelalters, ihn von Entdeckung zu Entdeckung führt. Jene Väter wußten nichts von einem Primat des römiſchen Biſchofs mit ſeiner Allgewalt, wie er von Uranfang an beſtanden haben ſollte. Und die Urkunden, auf die der Papſttyrann ſich ſtützte, erwieſen ſich ihm hier als im Widerſtreit mit Bibel und Vernunft, dort gar als gefälſcht. Vor Staunen wußte er mitunter kaum, was er ſagen ſollte. Aber nicht weniger groß als ſein Erſtaunen war ſeine Erſchütterung. Ein Stück nach dem andern von dem, woran er feſthielt, woran er hing mit allen Faſern ſeiner Seele, ſah er ſtürzen: es ſtürzte das göttliche Anſehen des Papſtes, es ſtürzte die Unfehlbarkeit der Konzilien, die Unfehlbarkeit der Kirche ſelbſt. Woran konnte er ſich noch halten? Gab es noch eine äußere Autorität für ihn? Und welchen Schmerz mußte es ihm doch machen, wenn er, der treueſte Sohn der Kirche, die Stützen ſeiner Zuverſicht zu ihr brechen ſah? Denn der größte Umſtürzler der Weltgeſchichte, er hatte keine Freude am Umſturz, er ging nicht einmal auf Neuerungen aus. Er gehörte zu den Naturen, die, durchdrungen von dem lebendigſten Gefühl der Ehrfurcht, der Pietät, mit Zähigkeit am Alten feſthalten. Jede neue Erkenntnis mußte er ſich daher abringen. Dem harten Kampf mit den Gegnern ging ſtets voraus ein härterer Kampf in ſeinem Innern. Aber war er erſt aus ihm ſiegreich hervorgegangen, dann blickte er nicht mehr zurück, es gab nur ein Vorwärts.

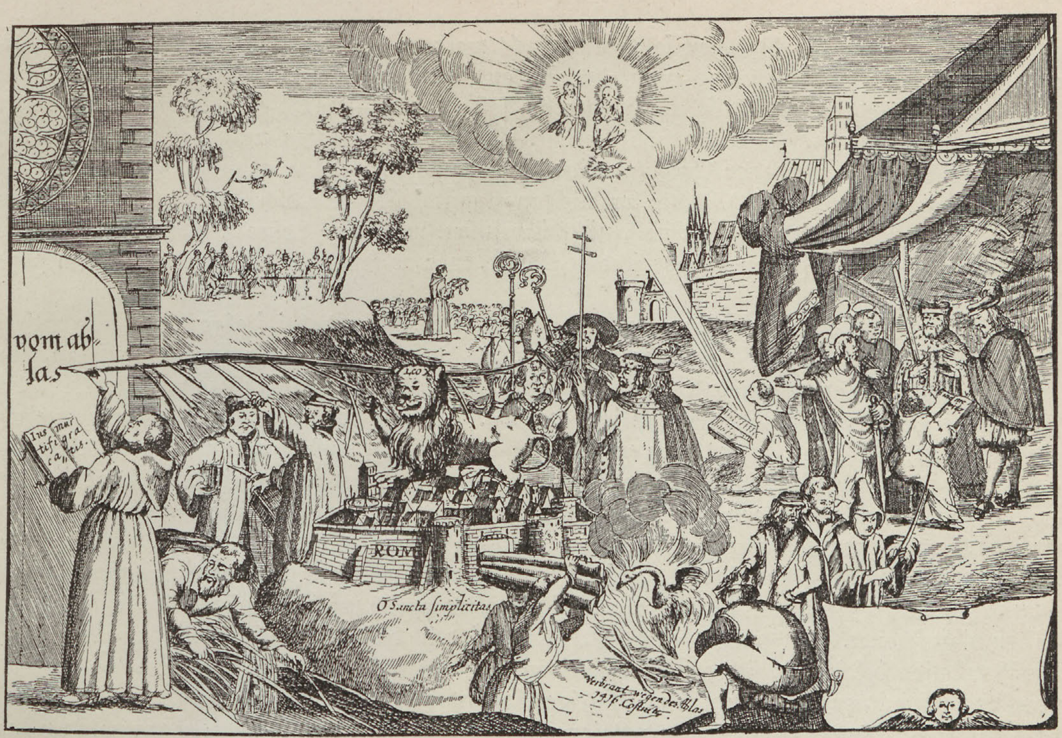
So hat Luther im Kampfe — es iſt das die wichtigſte Folge, die ſich an ſeine Tat vom 31. Oktober anſchloß — in den nächſten Jahren, bis 1520 hin, ſich zur vollen Reife des Reformators entwickelt.

Aber ließ man ihm denn Zeit zu ſolcher Entwickelung? Durfte er denn ungeſtört den großen Kampf führen, ungehindert den Samen des Wortes ausſtreuen, volle drei Jahre lang?

Es war etwa vierzig Jahre her, da war ein rheiniſcher Pfarrer, der Doktor der Heil. Schrift Johann von Weſel, der vor Jahrzehnten ein gefeierter Lehrer der Univerſität Erfurt geweſen war, zu Mainz auf Befehl des Erzbiſchofs vor ein Inquiſitionsgericht geſtellt worden, bei welchem ein Kölner Dominikaner den Vorſitz hatte. Vielfacher Ketzerei war er hier ſchuldig befunden, ſo auch in betreff des Ablaſſes, über den er ganz ebenſo urteilte wie Luther. Mit vieler Mühe war der alte, kränkliche und durch Haft geſchwächte Mann dazu gebracht worden, um Gnade zu bitten. Feierlich hatte er darauf im Dome zu Mainz ſeine falſchen Lehren abſchwören müſſen und war dank ſeiner Unterwerfung zu lebenslänglichem Kloſtergefängnis begnadigt worden. Ohne den Widerruf wäre zweifellos „eine Gnade ohne Gnade“, wie der Kölner Ketzermeiſter ihm drohte, ſein Teil geweſen, der Tod in den Flammen.

Wie ging es zu, daß der Wittenberger Profeſſor nicht alsbald einem ähnlichen Geſchick verfiel?

Sein Erzbiſchof hatte ihn ja, wie wir ſahen, zeitig genug in Rom angeklagt (noch in der erſten Hälfte des Dezembers 1517), und ein paar Monate ſpäter war von Tetzels Ordensbrüdern, den Dominikanern, eine zweite Anklage in Rom eingelaufen. Schon vorher aber hatte Leo X. in klarer Erkenntnis der Gefahr den erſten Schritt getan, den in Deutſchland ausgebrochenen Brand zu dämpfen. Immerhin hatte er noch geglaubt, auf dem Wege der Milde zum Ziele zu kommen, und den Verſuch gemacht, Luther durch ſeine Ordensoberen von ſeiner „Neuerungsſucht“ abzubringen und zu „beſchwichtigen“. Erſt als dieſes Mittel verſagte, ſchritt er mit unnachſichtlicher Strenge ein. Im Juni wurde der Prozeß gegen den „Ketzer“ an der Kurie angeſtrengt, am 7. Auguſt hatte Luther bereits die Vorladung nach Rom in Händen. Zwar gab der Papſt dann der Bitte des Kurfürſten von Sachſen nach, daß der Angeklagte ſtatt in Rom ſich vor einem gerade in Deutſchland weilenden päpſtlichen Legaten, dem Kardinal Cajetan, verantworten durfte. Gleichwohl war für den Fall, daß Luther nicht widerriefe, ſeine Verurteilung beſchloſſene Sache. Ja, ſchon lag im Herbſt, wenn wir recht ſehen, die Bannbulle fertig vor, und ſchon hatte Kaiſer Maximilian, von Cajetan bearbeitet, in einem Briefe an Leo X. ſeine Bereitwilligkeit ausgeſprochen, ſobald der Papſt das Urteil gefällt, auch von Reichs wegen gegen den Hartnäckigen einzuſchreiten. Luther, der zu Augsburg eine Berufung von dem Legaten an den Papſt eingelegt hatte, appellierte einen Monat ſpäter von dieſem an ein allgemeines Konzil. Es war in den Tagen, wo er nicht ohne Grund tagtäglich „die Flüche aus der Stadt Rom“ erwartete. Er war entſchloſſen, die kurfürſtlichen Lande zu verlaſſen, um ſeinen Landesherrn nicht in Gefahr zu bringen, die Univerſität nicht zu ſchädigen. Er ordnete ſeine Angelegenheiten, jeden Tag zum Aufbruch bereit, „gegürtet“, wie er ſagte, „um auszuziehen wie Abraham, ohne zu wiſſen, ‚wohin‘, und doch ganz gewiß ‚wohin‘, weil Gott überall iſt. Der Herr wird mein Rat und Beiſtand ſein.“ Von ſeinen Wittenbergern nahm er auf der Kanzel Abſchied für den Fall, daß er eines Tages plötzlich davongehe, ohne wiederzukehren. Auch ſeinem gnädigen Herrn, dem Kurfürſten, ſagte er Lebewohl: „Siehe, ich verlaſſe dein Land und gehe wohin der barmherzige Gott mich führt, ſeinem Willen überlaſſe ich mich, mag es kommen wie es wolle.“ Er war in derſelben hochgemuten Stimmung wie vor einem halben Jahre, als er nach Vereitelung des päpſtlichen Beſchwichtigungsverſuches zuerſt auf die Eröffnung des Prozeſſes in Rom gefaßt ſein mußte. Damals hatte er ſeinem Ordensoberen und väterlich geſinnten Freunde, dem Generalvikar Johann von Staupitz, geſchrieben: „Wer arm iſt, fürchtet nichts, denn er kann nichts verlieren; Gut und Geld habe ich nicht, begehre ſein auch nicht, mein guter Ruf und Ehre iſt dahin. Nur eins bleibt übrig, der nichtige und durch viel Widerwärtigkeit geſchwächte Leib; nehmen ſie den durch Liſt oder Gewalt dahin (Gott zum Dienſt), ſo machen ſie mich vielleicht um ein oder zwei Stunden meines Lebens ärmer.“ Der Fortgang von Wittenberg erſchien ihm jetzt ſogar in einem günſtigen Lichte: „Wenn ich hier bleibe,“ ſchrieb er Anfang Dezember ſeinem vertrauten Freunde Spalatin, „werde ich nicht mit der erforderlichen Freiheit reden und ſchreiben dürfen; wenn ich aber gehe, will ich alles ausſchütten und mein Leben Chriſto dargeben.“ Er hat wohl flüchtig daran gedacht, ſich nach Frankreich zu wenden, doch war ihm das von ſeinem Fürſten widerraten worden. Wohin er ſonſt zu gehen gedachte, wiſſen wir nicht. Raſtlos arbeitete er in ſeinem Berufe weiter: er hielt Vorleſungen und predigte, veröffentlichte eine Darſtellung ſeiner Verhandlungen mit Cajetan und daneben eine erbauliche Auslegung des Vaterunſers „für die einfältigen Laien“. „Mein Sinn iſt je, daß ich jedermann nützlich, niemand ſchädlich wäre.“


vom ablas
Leo
ROM
O Sancta ſimplicitas
Verbrant wegen des Ablas 1415 Coſtnitz

Allegorie auf Luthers Auftreten gegen den Ablaß.

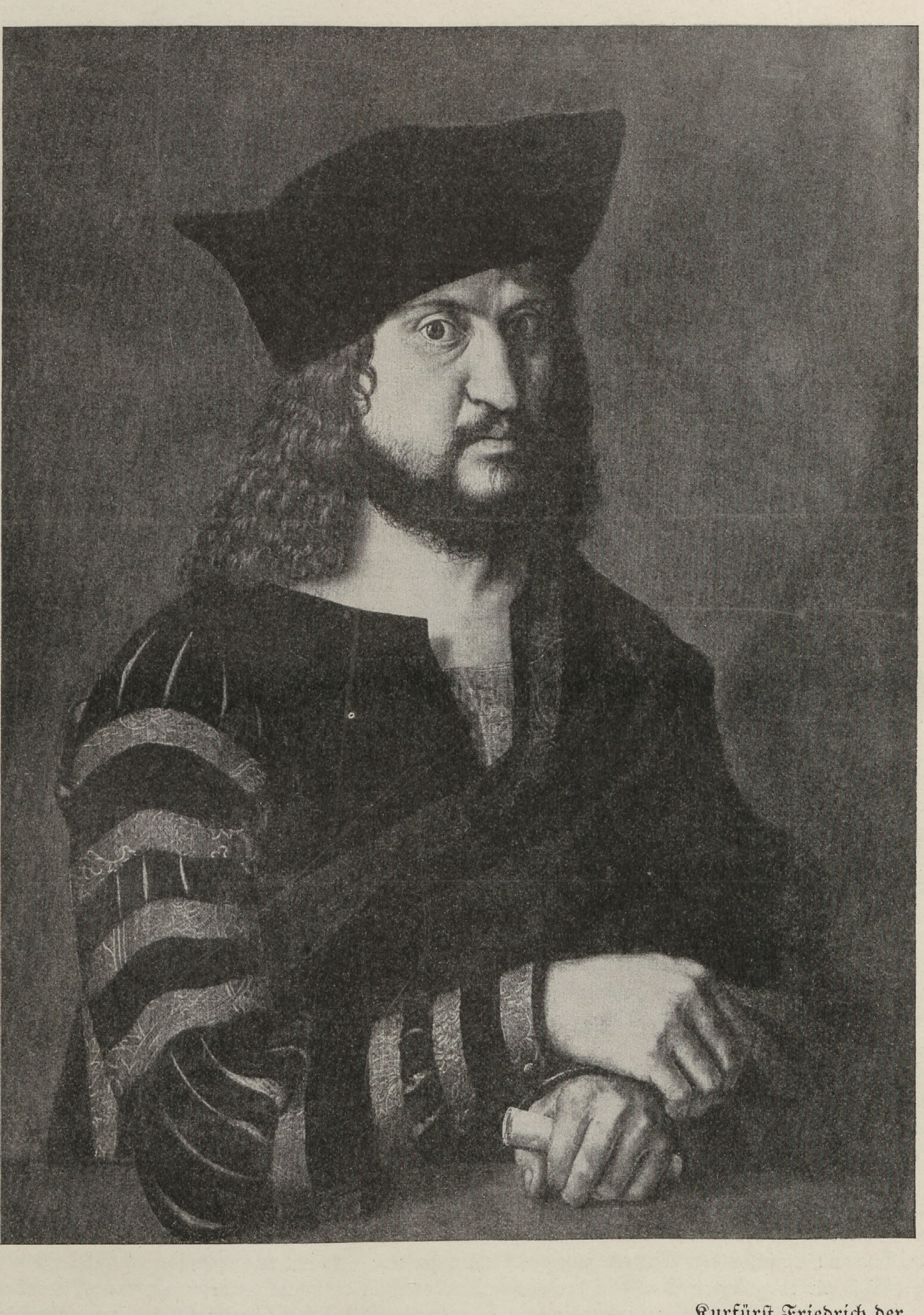
Alter Stich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Friedrich der Weiſe iſt in der Tat eine Zeit lang damit einverſtanden geweſen, daß ſein Wittenberger Profeſſor zum Stabe griffe. Wiederholt hatte der Papſt in beſtimmter, wenn nicht gar drohender Weiſe die Forderung an ihn geſtellt, daß er den ketzeriſchen Bruder Martinus nach Rom ausliefere oder ihn wenigſtens aus dem Lande jage. Zu dem erſteren würde er ſich nie verſtanden haben, zu dem letzteren nur im äußerſten Notfall. Dieſe Haltung des Wettiners hat eine weltgeſchichtliche Bedeutung gewonnen. Daß die Reformation nicht im Keime erſtickt werden konnte, obwohl, um mit Friedrich ſelber zu reden, die Hohenprieſter Hannas und Kaiphas ſich mit Pilatus und Herodes dazu die Hand reichten, das haben wir allein dieſem charaktervollen, wahrhaft weiſen, ja in ſeiner Art großen Fürſten zu danken: ſeiner religiöſen Gewiſſenhaftigkeit wie ſeiner diplomatiſchen Umſicht und Zähigkeit. Es dürfte daher nicht unzweckmäßig ſein, wenn wir ſein Verhalten zu der tiefgehenden kirchlichen Bewegung ſeiner Zeit gleich hier im Zuſammenhang überſchauen. Mit einem regen Sinne für die religiöſe Wahrheit ausgeſtattet, der ihm frühzeitig den Blick ſchärfte für die Trübung der Religion durch politiſche Ausbeutung, war er doch der Kirche und ihrem Oberhaupte aufrichtig ergeben, und ſeine Frömmigkeit trug durchaus das kirchliche Gepräge. Sie äußerte ſich namentlich in ſeiner Wertſchätzung der Abläſſe und ſeiner Verehrung der Reliquien. Von dieſen hat er eine faſt unglaubliche Menge zuſammengebracht. Der ſonſt ſparſame Haushalter opferte dieſer Liebhaberei, an der er noch Jahre lang nach Luthers Auftreten feſtgehalten hat, erkleckliche Summen. Kaum weniger eifrig war er darauf bedacht, für ſeine Stiftskirche zu Wittenberg immer reichere Ablaßgnaden in Rom zu erwirken, die alljährlich am Tage Allerheiligen den Beſuchern der Kirche geſpendet wurden. Nicht ohne Abſicht hatte Luther für den Anſchlag ſeiner Theſen gerade den Vorabend dieſes Feſtes gewählt. So mußte Friedrich durch das Vorgehen ſeines Wittenberger Profeſſors, auf den er ſonſt große Stücke hielt, ſich faſt wie perſönlich getroffen fühlen, wie uns denn Luther ſpäter erzählt hat: „er habe ſich beim Herzog Friedrich ſchlechte Gnade verdient, denn er ſein Stift ſehr lieb hatte.“ Trotzdem hat der Kurfürſt vom erſten Augenblick an, wo dem Bekämpfer des Ablaſſes Vergewaltigung drohte, ſeine Hand über ihn gebreitet; ſchon im März 1518 hat er ihn wiſſen laſſen, nimmer werde er dulden, daß man ihn nach Rom ſchleppe. Die Wahrheit ſollte unterſucht werden: deshalb ſollte Luther ſich nur einem unparteiiſchen Richter ſtellen und unter der Vorausſetzung perſönlicher Sicherheit. An dieſem Grundſatz hat Friedrich der Weiſe unerſchütterlich feſtgehalten — ſelbſt auf die Gefahr hin, Land und Leute zu verlieren. Das römiſche Gericht, das den Angeklagten ungehört verdammte, wo der Papſt überdies in eigener Sache urteilte (denn zuletzt handelte es ſich doch um die Auflehnung gegen ſeine Gewalt), hätte er nie anerkannt. Mochte auch der Papſt zum Bann greifen, damit war der Verurteilte noch nicht überführt, war ſeine Lehre noch nicht als unchriſtlich erwieſen — und ſo lange das nicht geſchehen, war es ſeine Pflicht, ihn zu ſchützen gegen brutale Gewalt.

Von einer Zuſtimmung zu dem, was Luther vertrat, iſt er dabei Jahre lang weit entfernt geweſen. Indeſſen, Luthers gewaltige Schriften des Jahres 1520 machten auch auf ihn einen tiefen Eindruck. Mehr und mehr erſchloß er ſich von da ab den religiöſen Ideen Luthers und dem Worte Gottes, deſſen Verſtändnis ihm jetzt aufging. Fortan ſtand ihm feſt: Luther führte eine gerechte Sache, die Sache Gottes, und er hielt zu ihm, in ruhigem Gottvertrauen; denn die Wahrheit durfte nicht unterdrückt, das Wort aus Gott nicht zertreten werden. Allein durch ſeine Stellung genötigt, die politiſchen Folgen der kirchlichen Neuerungen ins Auge zu faſſen, vermochte er auch jetzt nicht, dem kühnen Vorſchreiten des Reformators zu folgen. So viel er konnte, hemmte er den bedenklich ſchnellen Lauf des Rades, worüber es gelegentlich zu einer Art von Spannung zwiſchen ihm und ſeinem großen Untertanen gekommen iſt, der, wo es ſich um die Sache handelte, auch ſeinen Fürſten nicht ſchonte. Im ganzen hat ſich Kurfürſt Friedrich daher in weiſer Politik auf ein ruhiges Gewährenlaſſen beſchränkt, ſich von jeder aktiven Einmiſchung fern gehalten (niemals ordnete er etwas von ſich aus an), ſchon um ſeine ſtändige diplomatiſche Ausrede nicht Lügen zu ſtrafen, daß das ganze ja ein Handel ſei, der ihn als Laien nichts angehe, von dem er als ſolcher nichts verſtehe. Auch rein äußerlich bemaß er ſein Verhalten darnach. Während er durch ſeinen Geheimſchreiber und Hofkaplan Georg Spalatin in ſtetem Verkehr mit dem Manne war, deſſen Rat er nicht entbehren konnte, hielt er ſich perſönlich gefliſſentlich von Luther fern; nie ſeit dem Wormſer Reichstage hat er ihn geſehen, niemals mit ihm geſprochen.

Als Friedrich, wie wir vorhin bemerkten, gegen Ende des Jahres 1518 es für geraten hielt, Luther aus dem Lande ziehen zu laſſen, kam es plötzlich zu einer Wendung in dem Verhalten der Kurie. Der Papſt entſchloß ſich zu dem Verſuche, den Kurfürſten durch freundliches Entgegenkommen zur Preisgabe des Ketzers zu bringen. Ein Höfling Leo's X. mußte ſich auf den Weg nach Deutſchland machen, um dem Fürſten die geweihte goldene Roſe, die ſeit Jahren das Ziel ſeines frommen Ehrgeizes war, nebſt den eifrig umworbenen Abläſſen zu überbringen; ein Sack voll anderer päpſtlicher Gnaden, die ſonſt nur für Geld zu haben waren, wurde dem Geſandten mitgegeben. Als man am kurfürſtlichen Hofe von der gnädigen Abſicht päpſtlicher Heiligkeit vernahm, erging ſofort an Luther der Befehl in Wittenberg zu bleiben. Unmittelbar darauf trat aber ein Ereignis ein, das ihm vollends Ruhe verſchaffte.

Am 12. Januar 1519 ſtarb Kaiſer Maximilian, und die Wahl ſeines Nachfolgers, die ſchon ſeit Jahren die politiſche Welt beſchäftigt hatte, rückte in den Vordergrund des Intereſſes. Es gab bereits zwei Bewerber um die Kaiſerkrone, die unerachtet der tatſächlichen Schwäche des Heiligen Römiſchen Reiches noch immer in dem Zauberglanze des Mittelalters leuchtete: Maximilians Enkel Karl und König Franz I. von Frankreich. Der Wahl des erſteren hatte Leo X. längſt entgegengearbeitet. Schon herrſchte Karl nicht nur über die Niederlande und das Königreich Spanien, dem durch die jüngſt entdeckten Länder der Neuen Welt ſich eine Zukunft von unberechenbarer Bedeutung öffnete, ſondern auch über das ſo zu ſagen vor den Toren Roms liegende Königreich Neapel. Gewann er nun gar noch die Kaiſerwürde und die gewaltige Kraft des deutſchen Volkes hinzu, ſo ſchien er eine Macht in ſeiner Hand zu vereinigen, die für die weltliche Gewalt des Papſtes und das territoriale Intereſſe des Hauſes Medici gleich verderblich zu werden drohte. In einem ganz andern Lichte hatte dem Papſte die Wahl des Franzoſen erſcheinen müſſen, zumal wenn er



Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen.

Gemälde von Albrecht Dürer im Kaiſer-Friedrich-Muſeum zu Berlin.

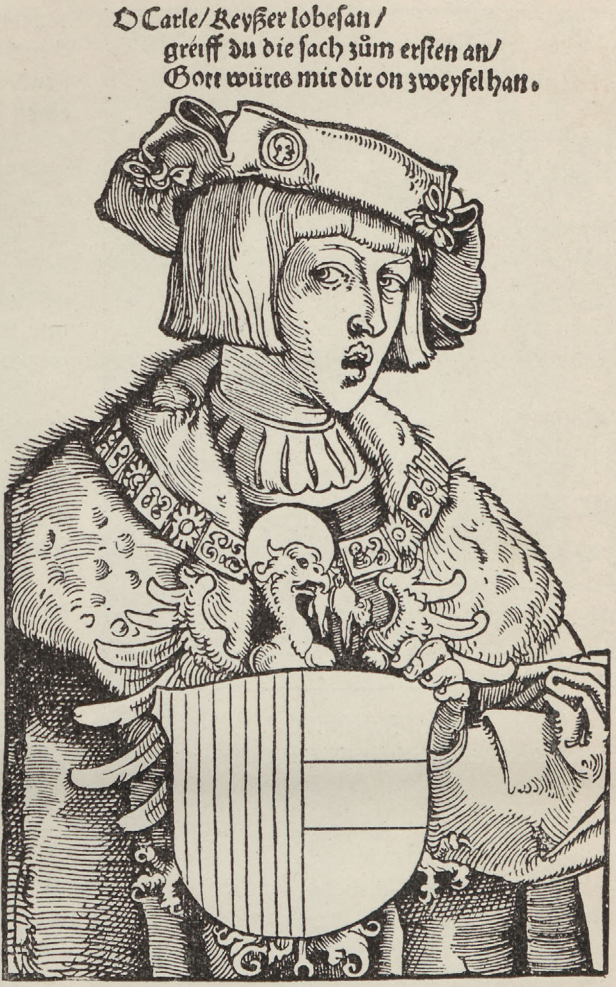
an den Vorteil ſeines Hauſes dachte; denn ſein Neffe Lorenzo von Medici, für den er das Herzogtum Urbino erobert hatte, war mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin vermählt. Jetzt nach dem Tode des Kaiſers verdoppelte Leo ſeine Anſtrengungen, die Wahl des Habsburgers zu vereiteln, und arbeitete leidenſchaftlich für Franz I. Dazwiſchen flößte ihm freilich auch die Ausſicht auf einen franzöſiſchen Kaiſer Bedenken ein. Schon lange ſtand Italien in Gefahr, der Herrſchaft von Fremden zu verfallen, indem Spanien und Frankreich — jenes vom Süden, dieſes vom Norden aus — ſich die Halbinſel zu unterwerfen beſtrebt waren; und es kam für die Päpſte darauf an, ſich der Umklammerung durch den einen wie durch den anderen gleichermaßen zu erwehren. Eine Erwägung dieſer Art ließ in dem Papſte den Wunſch aufſteigen, daß die deutſchen Wahlfürſten einen aus ihrer Mitte küren möchten. Hierfür konnte aber nur der Sachſe in Betracht kommen, ob der Größe ſeiner Hausmacht ſowohl wie wegen ſeiner Volkstümlichkeit. Und, ſo unglaublich es klingen mag, Leo X. hat wirklich ſeinen politiſchen Vertreter in Deutſchland angewieſen, für die Wahl Friedrichs des Weiſen zu wirken, und auch den König von Frankreich für ſie zu gewinnen geſucht, ja er iſt zuletzt an den Kurfürſten ſelbſt als Verſucher herangetreten. Hier fällt auf die völlig weltliche Politik dieſes Papſtes ein grelles Licht. Zweifellos hätte die allgemeine Lage der Chriſtenheit dem Vater derſelben zur Pflicht gemacht, für den „katholiſchen König" von Spanien einzutreten. Denn dieſer war nicht nur bei der drohenden Türkengefahr der geeignetere Vorkämpfer wider die Ungläubigen, ſondern er bot zugleich durch den Ernſt ſeiner kirchlichen Geſinnung die ſtärkere Bürgſchaft für die Unterdrückung der Ketzerei in Deutſchland. Statt deſſen denkt der Papſt in allem Ernſte daran, dem hohen Schirmherrn dieſer gefährlichen Ketzerei die höchſte Würde der Chriſtenheit zu verſchaffen. Zwar war ja die von dem deutſchen Mönche angeregte Frage für ihn bloß eine kirchliche Machtfrage. Aber auch die kirchliche Machtfrage ſehen wir hier unter die Füße getreten von dem politiſchen Vorteil des Papſtes aus dem Hauſe Medici. Man kann allerdings vielleicht zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, er habe ſich bei der allgemeinen Käuflichkeit leichtfertig der Vorſtellung hingegeben, den Beſchützer Luthers durch den Erweis ſo hoher Gunſt unſchwer in einen „Verteidiger des apoſtoliſchen Stuhles" umwandeln zu können. Wie er unvermögend geweſen wäre, den religiöſen Ernſt ſeines Thronkandidaten zu erfaſſen, ſo wußte er nicht einmal davon, daß unter allen Wahlfürſten Friedrich der einzige war, deſſen Ohren taub blieben für den lieblichen Klang des Goldes und den Ton goldener Verheißungen. Mit voller Uneigennützigkeit hat der ſächſiſche Kurfürſt demjenigen Bewerber ſeine Stimme gegeben, der ihm für das Vaterland der rechte zu ſein ſchien, indem er von ſeiner eigenen Wahl, an die man auch in Deutſchland dachte, nichts wiſſen wollte: in richtiger Erkenntnis ſeiner unzureichenden Macht und der Eigenart der Aufgabe: die Rabenbrut der deutſchen Fürſten, ſo äußerte er damals, könne nur durch einen noch größeren Raubvogel gebändigt werden.

Ein ſolcher iſt in der Tat in Karl V. am 28. Juni 1519 zu Frankfurt a. M. aus der einhelligen Wahl der Kurfürſten hervorgegangen. Ein Menſchenalter ſpäter griff ein Nachfolger Friedrichs in der Kur zu Sachſen zum Schwerte wider dieſen Kaiſer unter dem Vorgeben, Karl wolle das deutſche Fürſtentum unterdrücken, die deutſche Nation in „eine viehiſche erbliche Knechtſchaft bringen".

Nur in Einem hat ſich Friedrich der Weiſe geirrt. Er hielt den Enkel Maximilians, für deſſen Wahl die deutſchen Humaniſten in politiſcher Unreife ſchwärmten, das deutſche Volk in biederem Unverſtande ſich begeiſterte, für einen Deutſchen. Allein das Reich iſt an jenem Tage in die Fänge eines Fremden geraten, in dem keine Ader deutſchen Weſens ſich regte.

Es iſt nicht auszudenken, was unter ſeinem Regimente aus Deutſchland und ſeinen Großen geworden wäre, hätte nicht Germanien in einem ſeiner Kleinſten eine geiſtige Macht beſeſſen, an der die Staatskunſt des Spaniers mit ihren weltumſpannenden Plänen, mit ihren das halbe Weſteuropa umfaſſenden Mitteln zuletzt ſcheitern ſollte.

Daß dieſer geiſtigen Macht in der entſcheidenden Zeit vergönnt geweſen iſt, von Wittenberg aus auf das deutſche Volk einzuwirken und es mit einer Idee von unermeßlicher Spannkraft zu erfüllen, das haben wir, wie wir früher wahrgenommen, dem ſächſiſchen Kurfürſten zu verdanken und, was uns jetzt klar geworden ſein wird — der Politik Leo's X. Wir haben geſehen, wie Luther gegen Ende des Jahres 1518 täglich ſeiner Verurteilung gewärtig war. Indes, das ganze Jahr 1519 verging, und kein Bannſtrahl zuckte. Wie hätte auch der Papſt in der Hitze des


O Carle/Keyßer lobeſan/
greiff du die ſach zům erſten an/
Gott würts mit dir on zweyfel han.

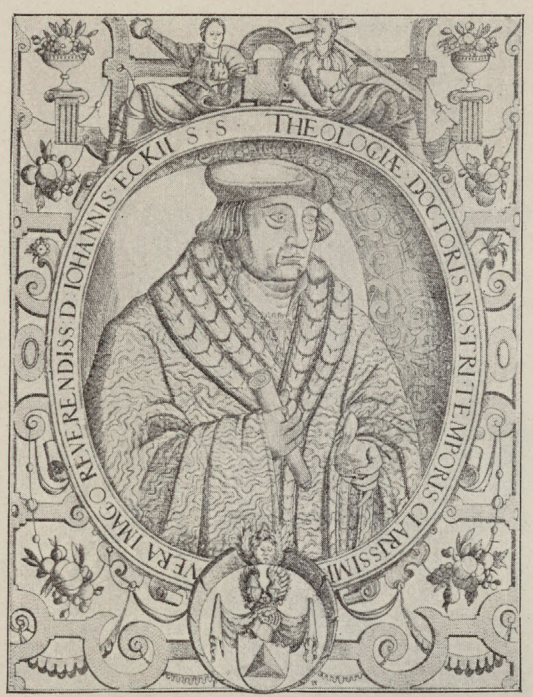
Jugendbild des Kaiſers Karl V. Gleichzeitiger Holzſchnitt.

Wahlkampfes, während er Luthers Landesherrn und Gönner als künftigen Kaiſer ins Auge faßte, daran denken können, den Prozeß wiederaufzunehmen und zu Ende zu führen? Und als dann zu Frankfurt Leo X. eine empfindliche Niederlage erlitten hatte, da hätte er ſchon, um den Schein des Anſtandes zu wahren, noch eine Zeit lang an ſich halten müſſen, wäre nicht ohnehin die Kurie ganz von der Aufgabe hingenommen geweſen, zu dem wider ihren Willen Erkorenen ein leidliches Verhältnis zu gewinnen. So hatte der Papſt erſt zu Anfang des Jahres 1520 den vor etwa vierzehn Monaten abgeriſſenen Faden des Prozeſſes wieder angeknüpft, nicht ohne der Anklage jetzt eine Spitze gegen den Kurfürſten als „Feind der Religion" zu geben, und dies mit deſto größerer Heftigkeit, je ſchnöder ſein Liebeswerben zurückgewieſen war. Ganze fünf Monate lang iſt jetzt, oft unter perſönlicher Beteiligung des Papſtes und der Kardinäle, von den Juriſten und den Theologen des päpſtlichen Hofes an dem Verdammungsurteil gearbeitet worden. Erſt am 15. Juni konnte die Bulle ausgefertigt werden. Fromm mit Schriftworten geziert hebt ſie an: „Mache dich auf, Herr, und führe deine Sache, gedenke an die Schmach, die dir täglich von den Toren widerfährt (Pſalm 74, 22). Neige deine Ohren zu unſerer Bitte (Pſalm 88, 3). Denn es ſind hervorgekommen Füchſe, die deinen Weinberg zu verwüſten trachten (vgl. Hoh. L. 2, 15), deſſen Kelter du allein getreten haſt (vgl. Jeſ. 63, 3), und deſſen Pflege, Regiment und Verwaltung du, als du zum Vater auffuhreſt, Petrus als dem Haupte und deinem Statthalter und ſeinen Nachfolgern übertragen haſt. Dieſen Weinberg unterwindet ſich zu zerwühlen ein Eber aus dem Walde, und ein ſonderlich wildes Tier weidet ihn ab (Pſ. 80, 14)." Man bezeichnet dieſes Aktenſtück in der Regel und nicht ohne Grund als Bannbulle, obgleich der Bann hier erſt bedingungsweiſe ausgeſprochen wird. Die Bulle enthält dreierlei. Sie verwirft zunächſt 41 Sätze Luthers, verbietet ſodann ſeine Bücher, mit der Beſtimmung, daß ſie ſofort nach der Veröffentlichung der Bulle überall feierlich verbrannt werden, und bedroht endlich Luther ſelbſt wie ſeine Gönner und Anhänger für den Fall, daß ſie nicht binnen ſechzig Tagen widerrufen, mit dem Bann: nach Ablauf dieſer Friſt ſoll jede geiſtliche und weltliche Obrigkeit bei Strafe des Interdikts verpflichtet ſein, ſie gefangen zu nehmen und nach Rom auszuliefern.

Erſt drei Monate ſpäter kam die Bulle nach Deutſchland. Ende September wurde ſie durch Eck feierlich in den Biſtümern Meißen, Merſeburg und Brandenburg durch Anſchlag an die Türen der drei Domkirchen veröffentlicht.

Der päpſtliche Gewaltſtreich kam zu ſpät!

Der Reformator war ausgereift, und ſoeben hatte er auch — im Sommer 1520 — in ſeiner Schrift „An den Adel deutſcher Nation von des chriſtlichen Standes Beſſerung" jenen entſchei-


VERA IMAGO REVERENDISS D. IOHANNIS ECKII S S THEOLOGIÆ DOCTORIS NOSTRI TEMPORIS CLARISSIMI

Dr. Johann Eck.
Nach einem zeitgenöſſiſchen Holzſchnitt.

denden Angriff auf das Papſttum gemacht, der dieſes in ſeinen Grundfeſten erſchütterte. Dazu ſtand er nicht mehr allein, ſondern hatte bereits einen großen Teil des deutſchen Volkes hinter ſich.

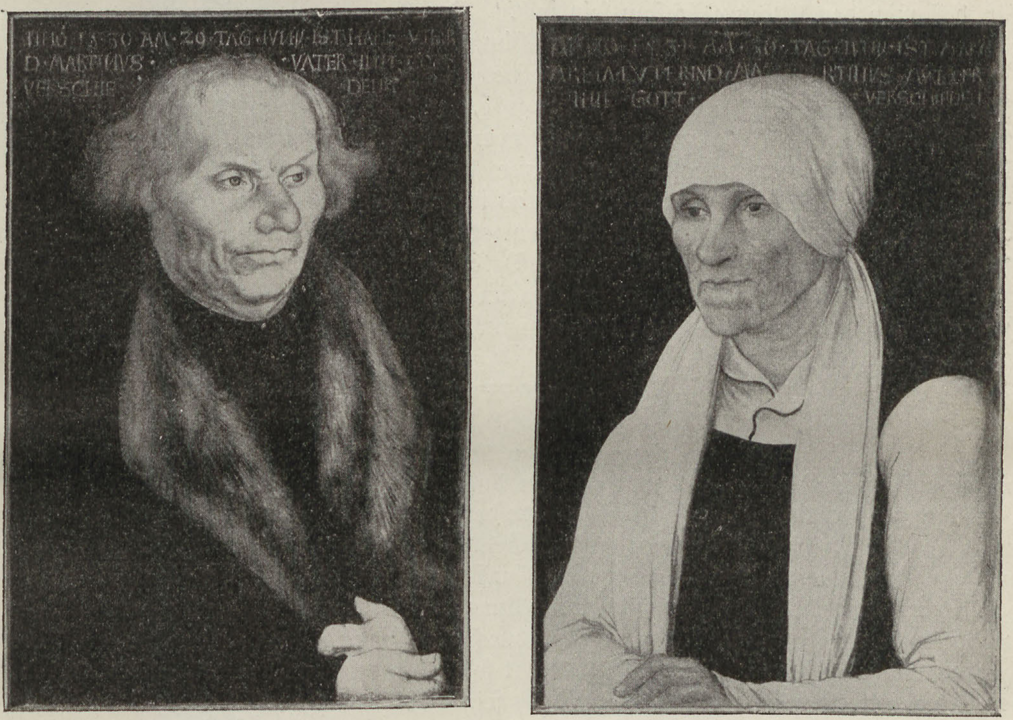
Als Leo X. im Mai kurz vor Vollendung der Bannbulle noch einmal unter Drohungen vom Kurfürſten verlangt hatte, Luther zum Widerruf zu zwingen, hatte Friedrich geantwortet: es ſeien „dieſer Zeit in Deutſchland viel hochgelahrte und verſtändige Leute, in Sprachen und jeder Art Wiſſenſchaft wohlbewandert; dazu fingen auch die Laien an klug zu werden und die Heilige Schrift zu verſtehen“; deshalb ſei nach dem Urteil vieler zu beſorgen, daß, wenn man Luther ohne ordentliche Prüfung ſeiner Lehre allein mit der Gewalt der Kirche angreife, die Sachen dadurch viel weitläufiger, ärger und gefährlicher werden möchten: „denn Luthers Lehre iſt alſo in das Volk in deutſchen Landen und darüber hinaus gebildet und hat ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß, wenn er nicht mit vernünftigen Gründen und der Heiligen Schrift überwunden, ſondern allein mit geiſtlicher Gewalt und Beſchwerung angegriffen wird, das deutſche Land dadurch zu großem Unwillen und verderblicher Empörung erregt werden würde“. Und dieſes Wort war geſchrieben, bevor noch die gewaltigen Schriften des Jahres 1520 ihre Wirkung getan hatten.

Aber was war es denn, was in dieſer Weiſe zündete? Weshalb hörte man auf das Wort des Wittenberger Mönches wie auf die Stimme eines Propheten? Weshalb klang gar manchem ſein Ruf wie der Hornſtoß des Wächters auf der Zinne, der nach langer, banger Nacht den Anbruch des Tages verkündet?

Es iſt Zeit, daß wir dem Neuen, was aus Luther ſprach, und was dem Mittelalter ein Ende bereitete, nunmehr unſere Aufmerkſamkeit zuwenden.

4. Der Reformator.

Martin Luther war ein Sohn des Volkes, das will ſagen: er war aus einer Schicht des Volkes hervorgegangen, deren Kraft noch nicht berührt war von einer Verfeinerung der Sitte und einer gehobenen Lebenshaltung, wie beide der höhere Bürgerſtand und in anderer Weiſe der Adel und die hohe Geiſtlichkeit kannten. Auch keine dem Leben abgewandte Spekulation noch Gelehrſamkeit hatte in ſeinen Vorfahren das volkstümliche Denken geſchwächt. Er durfte von ſeinen Ahnen ſagen, daß ſie ‚rechte Bauern‘ geweſen. Seit Geſchlechtern, dürfen wir annehmen, hatten ſie auf der nämlichen Scholle geſeſſen — dort, wo der Thüringer Wald im Südweſten ſich zur Ebene ſenkt. Noch ſein Vater, Hans Luther, war auf dem Bauernhofe zu Möhra groß geworden, und es war ein praktiſcher Beruf geweſen, in dem er, da das Erbe des Vaters nicht auf ihn überging, auf ſich ſelbſt angewieſen, mit eigener Kraft ſich emporarbeitete, ſo daß er imſtande war, ſeinem älteſten Sohne, wenn auch unter Mühen und Sorgen, eine beſſere Bildung zu geben, als wie ſie ihm ſelber beſchieden war. Das einfache Weſen des Volkes lebte auch in Luthers Mutter. Von ihr iſt der Knabe tief eingetaucht worden in alles das, was das Volk ſich erzählte, was es liebte, und was es fürchtete, in ſeine Sagen und in ſeine Vorſtellungen von der Natur und ihren geheimen Kräften. Auch der breite Strom des Aberglaubens, deſſen früheſte Zuflüſſe noch auf dem Gebiete des germaniſchen Heidentums lagen, fand ſo Zugang zu ſeiner Seele, und vieles von dem, was damals eindrang, iſt Zeit ſeines Lebens nicht gewichen. Er hörte von den Geiſtern, von den guten, wie den „Wichtelen“ (Wichtelmännern) und ‚Helkäpplein‘ (Tarnkäppchen), und noch mehr von den böſen, wie den ‚Alpen‘, die ſchlimmes ‚Herzgeſpann‘ verurſachten, und den Hexen, welche Vieh und Menſchen, beſonders die Kinder zu bezaubern, durch grauſames Unwetter und Hagel den Saaten zu ſchaden vermochten, die Eier aus den Hühnerneſtern ſtahlen und den Kühen die Milch entzogen. Gerade damals gewann der Hexenglaube eine ſteigende Macht über die Gemüter, und auch Luthers Mutter war dieſem Wahne verfallen: arg wurde ſie von dem böſen Zauber einer Nachbarin geplagt, die „ihr die Kinder ſchoß, daß ſie ſich zu Tode ſchrieen“. Einzelne Schriften des Reformators ſind noch heute eine Fundgrube für unſere Kenntnis dieſes mannigfachen Volksaberglaubens.

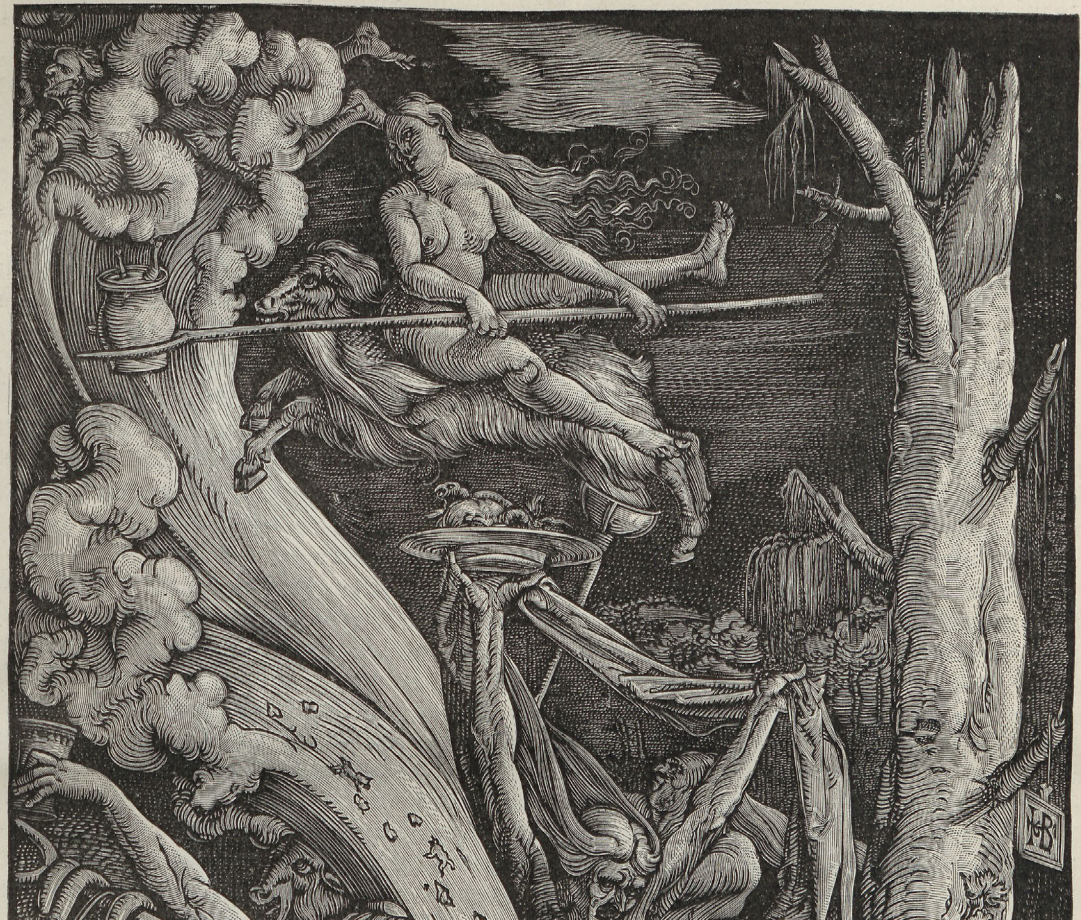


Die Eltern Martin Luthers. Gemälde von Lucas Cranach.

Aber auch die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Empfindens in Luther, ſeine Freude an der Natur, das friſche Mitleben mit ihr werden wir als ein ſchönes Erbteil ſeiner Väter betrachten dürfen. Weder die mönchiſche Gewöhnung noch die tiefe Schulgelehrſamkeit, welche ein Jahrzehnt ſeines Lebens ihm die beſten Kräfte koſtete, hat ihm jenes Erbe zu verkümmern vermocht. Sein heiterer Sinn fand ringsum die Gegenſtände des Ergötzens und genußreicher Beobachtung. Die zarten Töne ſeiner Naturfreude erinnern an bekannte Äußerungen Bismarcks, deſſen Kraftbetätigungen in der Natur ihm doch verſagt geblieben ſind.

Wir wiſſen es nicht, ob er den ſinnigen und zarten Zug ſeines Weſens der Mutter verdankt, deren leibliches Ebenbild er war. Die Eltern ſtehen für uns leider nicht in dem hellen Lichte der Geſchichte. Die phantaſievollen Schilderungen, die man in neuerer Zeit von ihnen gegeben, haben nur Wert als Zeichen des lebhaften Verlangens, in die Verhältniſſe einzudringen, in denen Daſein und Eigenart des Gewaltigen ſich gebildet haben. Vom Vater wiſſen wir nur: er war feſt und zuverläſſig, ernſt und ſtrenge, allem Scheine abhold — nicht zuletzt auf dem Gebiete des religiöſen Lebens. Die einfache Betätigung der Frömmigkeit in Haus und Beruf ſtand ihm höher als das mönchiſche Jagen nach beſonderer Heiligkeit: als gleißneriſch erſchien es ihm wohl. Daß ſein Älteſter, der Magiſter Martinus, den er im Geiſte bereits als einen tüchtigen Rechtsgelehrten wirken ſah, den er ſoeben in das Joch der Ehe mit einem ehrſamen und vermögenden Mädchen zu ſpannen vorhatte, wider des Vaters Willen, ja ohne ſein Wiſſen Mönch geworden war, hat er lange nicht verwinden können. Es war zwei Jahre nach der Flucht des Sohnes aus der Welt, als er 1507 äußerlich ſeinen Frieden mit ihm machte. Er erſchien im Erfurter Kloſter, um einen Ehrentag mit ihm zu feiern: der junge Prieſter las ſeine erſte Meſſe. Nach der Vorſtellung der Zeit von der Hoheit der Prieſterwürde durfte der Dreiundzwanzigjährige wohl wähnen, etwas Großes erreicht zu haben. So wagte er es in kindlichem Vertrauen, dem Vater die Heftigkeit ſeines Unwillens, ja Zornes vorzurücken. Allein die Antwort lautete hart und kurz: „Haſt du nicht gehört, daß man den Eltern gehorſam ſein ſoll?“ Der Sohn drang weiter auf den Vater ein: er ſei „mit einer erſchrecklichen Erſcheinung vom Himmel gerufen worden“ und habe, „von Schrecken und Angſt jähen Todes umgeben, ein gezwungenes und gedrungenes Gelübde getan.“ Auch das machte keinen Eindruck auf den Alten. „Gott gebe,“ erwiderte er, „daß es nicht ein Betrug und teufliſch Geſpenſt war.“ Das vierte Gebot geht dem Ratſchlag der Kirche und aller ſelbſtgewählten Heiligkeit, mag ſie auch auf einen Ruf vom Himmel ſich berufen, unbedingt vor. Daran hielt er ſich — ein erfreulicher Zug des religiöſen Lebens in dem einfachen Manne: das römiſche Weſen hatte das geſunde Empfinden doch nicht in Allen zerſtört. Auch ſonſt hat der alte Luther, obwohl durchaus kirchlich fromm, dies gezeigt. „Mein Vater“, erzählt der Sohn, „war einmal zu Mansfeld todkrank, und da der Pfarrherr zu ihm kam und ihn ermahnte, daß er der Geiſtlichkeit etwas beſcheiden ſollte, da antwortete er aus einfältigem Herzen: ‚Ich hab' viel Kinder, denen will ich's laſſen, die bedürfen's beſſer.‘“ —

Durch einen „Schrecken vom Himmel her“ wollte Luther ins Kloſter getrieben ſein. Er deutet damit hin auf ein furchtbares Unwetter, das ihn Anfang Juli 1505 unweit Erfurt im Freien überfiel. Allein, das Gewitter, noch ſo heftig, würde dem „fröhlichen Geſellen“, als welchen ihn ſeine Freunde zu rühmen wußten, ſicher nicht das Gelübde entlockt haben: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden!“ — hätte er nicht längſt unter dem Banne einer Macht geſtanden, die ſein Innerſtes aufwühlte und mit ſchreckhafter Unruhe erfüllte. Dieſe Macht war ſein Gewiſſen. Zwar vermochte es ſeine Anklagen nicht etwa durch den Hinweis auf ein leichtſinniges Leben zu begründen: auch der ſcharfe Blick der Feinde hat ſpäter an dem Treiben des Erfurter Studenten keinen Makel entdecken können. Aber auch aus ſeiner Wiſſenſchaft konnten die anklagenden Gedanken nicht ſtammen. Noch hatte er ſich mit der Theologie nicht beſchäftigt. Sein nahezu vierjähriges Studium zu Erfurt bis zur Erlangung der Würde eines „Magiſters der freien Künſte“ (1501—1505) hatte ihn tief in die verſchiedenen Gebiete der Philoſophie eingeführt; mit Eifer hatte er ſeinen Scharfſinn in der Löſung verwickelter Fragen geübt und ihn in den Diſputationen gewandt zu betätigen gelernt. Daneben aber hatte er, wohl durch einige junge Humaniſten angeregt, deren vorwiegend auf die Form gerichtetes Intereſſe er freilich nicht teilte, ſich unbefangen in das klaſſiſche Altertum verſenkt, mit Luſt und Liebe ſeine Philoſophen, Geſchichtsſchreiber und Dichter geleſen (zwei der letzteren, der Luſtſpieldichter Plautus und der gefühlvolle und fromme Vergil waren es nachmals, welche als die einzigen Bücher ihn in die Einſamkeit des Kloſters begleiteten). Seit ein paar Monaten lag er nun dem Studium der Rechte ob. Dieſes hat ihn allerdings in keiner Weiſe zu befriedigen vermocht, wird aber an ſeinem Entſchluſſe, die Welt zu verlaſſen, kaum beteiligt geweſen ſein. Den Anſtoß zu ihm und zu den Kämpfen, die des jungen Mönches warteten, und in denen es zu der Geburt der modernen Welt kommen ſollte, hat etwas ganz anderes gegeben; etwas, das heute vielen von denen, die ſich des Genuſſes der von ihm eroberten Güter erfreuen, altmodiſch vorkommt, wenn nicht gar ebenſo töricht wie überflüſſig erſcheint: die Tiefe des Sündengefühls, in dem er ſich von Gott getrennt wußte, demſelben Gott, nach dem er doch ſo heiß verlangte. Es marterte ihn die Frage: „O, wann willſt du einmal fromm werden und genugtun, daß du einen gnädigen Gott kriegeſt?“ Was in ſeinem Gewiſſen dieſe Frage hat erwachen laſſen, noch vor jenem äußeren Ereignis — wir wiſſen es nicht. Er hat über die Geburt ſeines inneren



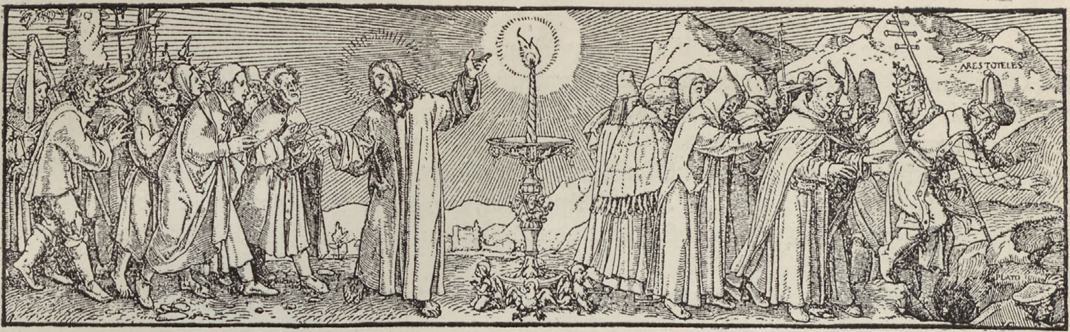
Hexen. Holzſchnitt-Zeichnung des Hans Baldung Grien.

Lebens mit Zartgefühl den Schleier des Geheimniſſes gebreitet und nur ab und zu wie abſichtslos einen Zipfel gelüftet. Aber jene Frage ſelber, was verrät ſie denn? Indem in ihr die Sehnſucht nach dem „gnädigen Gott“ laut wird, iſt ſie nichts anderes als der Naturlaut aller Religion, ein Laut, ſo alt wie die Menſchheit. Indem ‚Gott genugtun‘ als Mittel der Beſänftigung der Gottheit hingeſtellt wird, vernehmen wir eine Stimme, die zwar durch ſo viele Religionen hindurchgeht, die aber doch gerade im Munde eines mittelalterlichen Chriſten am wenigſten überraſchen kann. Wie viel hörte er doch von dem Syſtem von ‚Genugtuungen‘, das ſich durch das katholiſche Chriſtentum hindurchzog? Und wie trat ihm doch die Forderung ‚genugzutun‘ perſönlich nahe, ſo oft er dem Prieſter beichtete? Wer es aber ernſter nahm, ſo daß ihm die paar auferlegten Werke der Genugtuung nicht genügen wollten, der mußte ſich erinnern an das, was man auf allen Gaſſen vernahm, daß man Gott nicht vollkommener genugtun konnte, als durch die Aufgabe des irdiſchen Berufes, durch das Verlaſſen von Vater und Mutter, durch das Fliehen der ‚Welt‘, durch die rückhaltloſe Hingabe an den Dienſt Gottes, durch ein Leben fortwährender „Kreuzigung des Fleiſches“, unausgeſetzter Selbſtertötung, durch dieſes „irdiſche Fegefeuer, in dem“, wie es hieß, „der Roſt vieler Sünden gereinigt“ werde. Schon von Bernhard von Clairvaux an feierte man den Eintritt in einen Orden als eine ‚zweite Taufe‘, durch welche das Fegefeuer ausgelöſcht werde. Da erſchien dem heilsbegierigen Sünder die Pforte des Kloſters wie das Eingangstor zu jenem ſteilen Wege, der am ſicherſten zum Himmel führte.

An dieſes Tor klopfte am 17. Juli 1505 auch Martin Luther.

Mit dem ſteilen Wege war es ihm ein heiliger Ernſt. Faſt nicht genugtun konnte er ſich in den mönchiſchen Übungen und Kaſteiungen. Noch mehr als die Regel forderte, mutete er ſich zu, mehr als ſein von Hauſe aus kräftiger Körper ertragen konnte, ſo daß er ſpäter urteilte, er ſei im Kloſter „um des Leibes Geſundheit gekommen“. Eine Zeit lang ſcheint er in der ſaueren Arbeit für ſein Seelenheil, der übrigens das angeſtrengteſte Studium der Theologie zur Seite ging, wirkliche Befriedigung und Ruhe gefunden zu haben. Aber von Dauer war ſie nicht. Die Beobachtung, wie mangelhaft doch in den Augen des heiligen Gottes ſein redlichſtes Tun ſei, ließ den Zweifel in ihm erwachen, daß er auf dieſem Wege Gott genugtun könne, und mehr und mehr drohte der Zweifel zur furchtbaren Gewißheit zu werden. Da mußte er die Erfahrung machen: ſeine Kirche ließ ihn im Stich, ihre heiligenden Sakramente ſo gut wie die von ihr empfohlenen Mittel der Selbſtheiligung. Die Gewißheit des Heiles, nach der er verlangte, hatte ſie ihm ſo wenig gegeben, daß ihm in ſo mancher bitteren Stunde nichts ſicherer zu ſein ſchien als die ewige Verſtoßung von Gottes Angeſicht. Vorlängſt hatte die Kirche mit ihrem Prieſtertum und Opferweſen ſich eingedrängt zwiſchen die Seele und ihren Gott, und alles, was nur in ihrer Macht ſtand, hatte ſie aufgeboten, Gott mit einem Walle zu umſchanzen, durch deſſen geheime Pforte ſie und ſonſt Niemand zu führen vermochte. Hier fiel ihre Mittlerſchaft zu Boden. Dieſer Mönch ſah ſich ſeinem Gott allein gegenüber — in den harten Kämpfen ſeiner Seele.

Wir ſind, wie ſchon angedeutet, nicht näher in ſie eingeweiht, wiſſen aber doch genug von ihnen, um ſagen zu können, daß es heroiſche geweſen ſind. Die landläufigen Fehden, welche dem Weltflüchtigen der Rückſchlag einer raffiniert unterdrückten Sinnlichkeit zu erwecken pflegt, ließen ſie tief unter ſich. Es war ein Ringen der höchſten Mächte der Welt. Denn hier kämpfte eine unſterbliche Seele mit ihrem allgewaltigen Schöpfer. Durch ihre Sünde fühlt ſie ſich von Gott geſchieden, der doch allein ſie befriedigen könnte. Sie ſieht in ihm nur den furchtbaren und ſchrecklichen Richter und deshalb ihren Feind, und in dem Gefühl durchdringenden Schmerzes über ihre unſelige Lage durchkoſtet ſie nichts anderes als die Qualen einer Ewigkeit. „Ich kenne einen Menſchen“, ſo ſchrieb Luther 1518 in den Erläuterungen ſeiner Theſen, „ich kenne einen Menſchen, der mir verſichert hat, daß er öfter Qualen erduldet habe, allerdings nur ganz kurze Zeit, aber ſo heftige und infernale, daß keine Zunge ſie ausſagen, kein Griffel ſie beſchreiben, keiner, der ſie nicht erfahren, ſie glauben könne, ſo daß, wenn ſie ganz an ihm ſich vollendet oder auch nur eine halbe, ja eine zehntel Stunde gedauert hätten, er gänzlich hätte vergehen müſſen, und alle ſeine Gebeine zu Aſche verbrannt wären. Da erſcheint Gott als furchtbar zornig und mit ihm die ganze Schöpfung. Da gibt es keine Flucht, keinen Troſt, weder innen noch außen, ſondern alles iſt Anklage. Da wehklagt er: ‚verſtoßen bin ich von deinem Angeſicht‘, und er wagt nicht einmal zu flehen ‚Herr, ſtrafe mich nicht in deinem Zorn‘. In dieſem Augenblicke kann die Seele — es iſt wunderbar zu



Chriſtus als das wahre Licht. Holzſchnitt von Hans Holbein d. J.

ſagen — nicht glauben, daß ſie jemals erlöſt werden könne; ſie fühlt nur: die Strafe hat ihr Maß noch nicht erreicht; es iſt doch eine ewige, und ſie kann ſie nicht für eine zeitliche halten. Es bleibt ihr nur die bloße Sehnſucht nach Hülfe und ein ſchrecklich Seufzen; aber ſie weiß nicht, wo ſie um Hülfe bitten ſoll. Hier iſt die Seele ausgeſpannt mit Chriſto, daß man alle Gebeine zählen kann; und es gibt keinen Winkel in ihr, der nicht erfüllt wäre von bitterſter Bitternis, von Schauder, Entſetzen, Traurigkeit, die ewig dünken.“ So Luther unzweifelhaft über ſich ſelbſt. Er läßt uns damit etwas ahnen von den Abgründen tiefſten Seelenſchmerzes in dieſer doch ſo kernigen, geſunden, nichts weniger als weichlichen Natur. „Alles iſt Anklage“ — alles verſenkt momentan in die tiefe Nacht der Hoffnungsloſigkeit, durch die gleichwohl nicht erſtickt zu werden vermag das ſtille Feuer der Sehnſucht in der bang aufſeufzenden Seele.

Wie iſt es nun anders geworden? Was hat ihm geholfen? Das Wort eben des Gottes, vor dem er ſich fürchtete, iſt es geweſen, was ihm Troſt brachte. Das Wort Gottes, das will ſagen: ſeine Verheißungen. In brüderlicher Zuſprache zuerſt traten ſie ihm nahe (es war ein Zeugnis des ‚Glaubens‘, der nie in der Kirche untergegangen war), dann in der Schrift, auf die er ſich hingeführt ſah. Längſt kannte er dieſe Verheißungen; aber ſie waren ihm unfaßbar geblieben. Jetzt endlich erſchloß ſich ſeinem Heilsverlangen ihr Verſtändnis. Der Gedanke von der Barmherzigkeit Gottes, des nämlichen, von deſſen Feindſchaft ſein Gewiſſen zeugte, geht ihm auf — als ein fernes, noch ſchwaches Licht zuerſt, dann heller und heller leuchtend, ſchließlich ſeinen ganzen Weg, ja Zeit und Ewigkeit ihm erhellend. Aber Barmherzigkeit Gottes, was verkündet ſie? und wodurch wird ſie verbürgt? Mutet ſie doch den von der Not ſeiner Sünde Niedergebeugten wie eine unglaubliche Botſchaft an. Die Natur oder, wie Luther ſich ausdrückt, die Kreatur weiß nichts von ihr, des Menſchen Herz weiß nur das Gegenteil, die Geſchichte kennt ſie auch nicht — abgeſehen von einer Tat, in welcher Gott ſich geoffenbart hat, aus der allein er demnach zu erkennen iſt: der Sendung ſeines Sohnes, des Menſchen Chriſtus. Dieſe Tat der Liebe, wie ſie ihm aus dem Worte Gottes entgegentritt als deſſen Kern und Stern, ja einziger Inhalt, überwältigt ihn. Sie ergreift ihn und ſo ergreift er ſie. Der bei allem Verlangen nach Gott Gott erſchrocken Fliehende gewinnt Zutrauen zu ihm wie das Kind zu dem vergebenden Vater, deſſen Liebe durch keinen Zorn hatte geſchmälert werden können. Jetzt wird er deſſen gewiß, daß er an Gott einen gnädigen Gott hat, durch Chriſtus hat, „den Spiegel des väterlichen Herzens Gottes“; und er fühlt ſich (ohne jede Künſtelei eines myſtiſchen Aufſchwunges) geborgen in Gott, nicht anders als wie das Kind ſich geborgen fühlt in der Huld ſeines Vaters — und das iſt der Glaube, mit dem er Gott umfaßt, der Glaube, der ſich ſelber als ein Geſchenk Gottes weiß, als der reine Ausfluß ſeiner Barmherzigkeit, ganz umſonſt, ohne Verdienſt gegeben.

Der Glaube — das war die Entdeckung, die Luther in dieſen Kämpfen machte — iſt gar nichts anderes als Vertrauen zu Gott, ein Zutrauen zu ihm, ein „feſtiglich Trauen, daß man Gott wohlgefalle“, und damit eine Macht, die das ganze Leben bildend, geſtaltend beherrſcht. „Ein Chriſtenmenſch, der in dieſer Zuverſicht zu Gott lebt“, ſagt Luther in einer ſeiner großartigſten Schriften („Von den guten Werken“, 1520), „weiß alle Dinge, vermag alle Dinge, vermiſſet ſich aller Dinge, was zu tun iſt, und tut's alles fröhlich und frei, nicht um viel guter Verdienſte und Werke zu ſammeln, ſondern daß ihm eine Luſt iſt Gott alſo wohlgefallen, und daß er lauterlich umſonſt Gott dienet, ſich daran genügen läſſet, daß es Gott gefällt". „Solche Zuverſicht und Glaube bringen mit ſich Liebe und Hoffnung. Ja, wenn wir's recht anſehen, ſo iſt die Liebe das erſte oder je zugleich mit dem Glauben. Denn ich möchte Gott nicht trauen, wenn ich nicht gedächte, er wollte mir günſtig und hold ſein, dadurch ich ihm wieder hold und beweget werde, ihm herzlich zu trauen und alles Guten zu ihm mich zu verſehen."

Wie weit ſticht doch dieſe Art des Glaubens von dem ab, den die Kirche des Mittelalters forderte! Glaube war da Vertrauen auf die Kirche, Unterwerfung unter ihre Gewalt, blinder Gehorſam gegen ſie, weiter die Annahme einer Summe von Lehrſätzen, d. h. ein Fürwahrhalten derſelben um der Kirche willen.

Hier iſt der Glaube, in einem religiöſen Erlebnis gewonnen, etwas ganz Perſönliches, eine beſtimmte Stellung zu Gott, die das Herz fröhlich und gewiß macht, das geringſte Werk des Berufes zu einem Gottesdienſt geſtaltet — das freieſte zugleich, was es gibt, frei gegenüber allen äußeren Autoritäten; keine Kirche, kein Dogma darf ihm befehleriſch entgegentreten, ja ſelbſt der Heiligen Schrift unterwirft ſich der Glaube nicht, weil etwa die Kirche ihn verſichert, ſie ſei Gottes Wort, ſondern was ‚Gottes Wort' ſein will, muß ſich vor dem Glauben als ſolches ausweiſen: er iſt „der Richter über alles".

Dieſer Glaube iſt der Mittelpunkt des ganzen Chriſtentums Luthers, ja, recht verſtanden, der Inbegriff ſeines Chriſtentums. Er macht dieſes zu dem einfachſten und kindlichſten: ohne jede theologiſche Kunſt iſt es zu verſtehen und ohne alle hohen Worte menſchlicher Weisheit iſt es wiederzugeben, faßbar für den Geiſtesärmſten und jeder Bildung baren, der nur die religiöſen Vorbedingungen beſitzt: Gefühl ſeiner Gottentfremdung und Sehnſucht nach Gott.

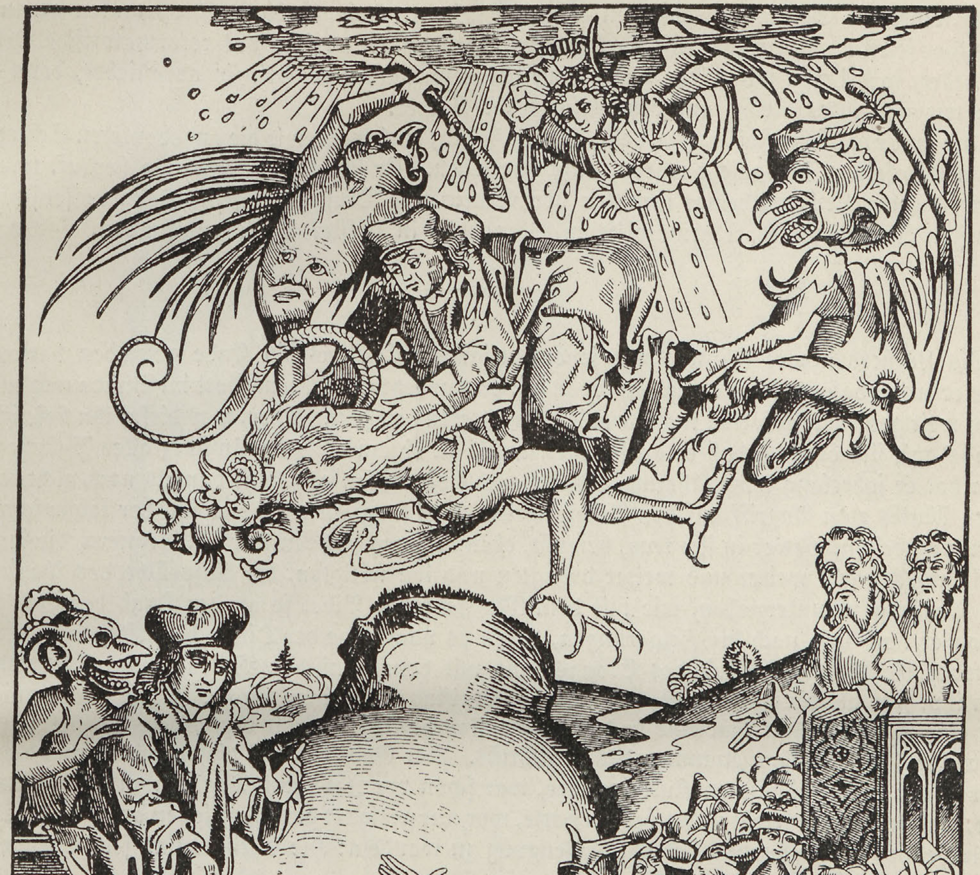
* * *

Dieſer Glaube — braucht es noch erſt ausdrücklich geſagt zu werden? — iſt zugleich das Neue, was, in manchem frommen Chriſten des Mittelalters ſich anbahnend, in Luther zum Durchbruch gekommen iſt und das Mittelalter grundſätzlich überwunden hat!

Warum iſt er des Mittelalters Ende? Wer dieſen Glauben hat, der ſteht religiös auf feſtem Grund und Boden und — auf eigenen Füßen; er überläßt die Verantwortung für ſein Heil nicht mehr oder weniger der Kirche, ſondern iſt ſich ſeiner eigenen Verantwortung bewußt, weiß, daß keine Macht der Welt ſie ihm abnehmen könnte. Damit iſt das ganze hierarchiſche Gebäude über den Haufen geſtürzt, geſprengt der Grundſtein, der das mittleriſche Prieſtertum trug. Petrus hat die Schlüſſel des Himmelreiches abgeben müſſen, jeder gläubige Chriſt beſitzt ſie fortan. Aus der ſchwächlichen Religion des Mittelalters iſt eine mannhafte geworden.

Grundſätzlich, ſagte ich, im Prinzip, iſt durch jenes Neue in Luther das Mittelalter überwunden worden. Daß es auch überall in der Wirklichkeit niedergekämpft ſein ſollte, können wir von vorneherein nicht erwarten. Große, bahnbrechende Prinzipien brauchen Zeit, ſich in der Welt durchzuſetzen, und je tiefer ſie greifen, je reicher ihr Inhalt iſt, deſto langſamer wirken ſie naturgemäß ſich aus. Hier aber war ein Prinzip von unermeßlichem Reichtum in die Geſchichte eingetreten. So hat es nichts Auffallendes, wenn es dem Reformator ſelber, um das gleich hier im voraus hervorzuheben, nicht beſchieden geweſen iſt, nach allen Seiten hin die Folgerungen aus ſeinem ‚Evangelium' zu ziehen. Schon für ihn, den einzelnen, wäre das eine übermenſchliche Aufgabe geweſen: wir mühen uns heute noch um ihre Löſung, und noch Geſchlechter werden hier Arbeit in Menge finden. Aber auch die Zeit wäre unvermögend geweſen, die ganze Fülle deſſen, was in dem Prinzip der Reformation beſchloſſen lag, in ſich aufzunehmen.

Luther iſt zwar nie in Gefahr geweſen, mit ſeinem Prinzip zu brechen, um keinen Preis der Welt wäre er ‚zurückgekrochen'. Aber, ohne es zu wiſſen, hat er einzelne Stücke ſeiner alten Weltanſchauung, welche er hätte ausfegen müſſen, weiter in ſich beherbergt. Auch hat es nicht an Stunden gefehlt, in denen er nicht im Stande geweſen iſt, ſich auf der Höhe ſeiner grundſätzlichen Anſchauung zu halten. Man kann daher gar manches Mittelalterliche mit Worten oder Taten des großen Mannes decken, aber nur, wenn man die Augen verſchließt vor dem, worin ſeine geſchichtliche Größe beſteht. Es gibt heute im Proteſtantismus Parteien, denen bange wird bei den Folgerungen, die ſich uns aus Luthers grundſätzlicher Stellung zum Dogma und vollends zu der Heiligen



Das Kommen des Antichriſt. *Holzſchnitt aus Hartmann Schädels Weltchronik. Nürnberg 1493.*

Schrift ergeben. Da klammern ſie ſich an jene Überbleibſel des Mittelalters in ihm. Er hat einmal das kühne Wort geſprochen: „Dringen meine Gegner wider Chriſtum auf die Schrift, ſo will ich wider die Schrift auf Chriſtum dringen.“ Jenen kleingläubigen Proſtetanten gegenüber hat Luther ſelbſt damit unſere Aufgabe hingeſtellt: dringen jene wider das reformatoriſche Prinzip auf Luther, ſo dringen wir wider Luther auf das reformatoriſche Prinzip oder lieber, denn dazu haben wir ein gutes Recht, auf den Reformator Luther.

Und an dem dürfen wir unſere helle Freude haben, auch wenn wir die angedeuteten Schranken, die ihm und ſeiner Zeit geſetzt waren, nicht überſehen. Er führte den Frühling herauf, und alle Wonne, die der Lenz mitbringt inmitten von Sturm und Drang, hat ſeine Zeitgenoſſenſchaft in den erſten Jahren ſeines reformatoriſchen Vorgehens in tiefſter Seele empfunden.

Als Luthers innere Kämpfe mit jenem religiöſen Erlebnis ein Ende gefunden hatten, da wußte er zwar, daß er ein anderer geworden ſei: er war jetzt mit ſeinem Gott im Bunde und meinte „durch weit geöffnete Pforten ins Paradies eingetreten“ zu ſein. Aber, was dieſer ihn beſeligende ‚Glaube‘ mit ſich brachte, daß er ausſchlagen müſſe zu einem völligen Umſturz alles Beſtehenden, davon hat er jahrelang keine Ahnung gehabt, auch (wir wiſſen es ſchon) damals noch nicht, als er kühnen Mutes zum Angriff auf den Ablaß ſchritt. Erſt langſam wurde er ſich der folgenſchweren Bedeutung deſſen, was er in ſich trug, bewußt, eben in jenen Fehden mit den Gegnern, die ihn von der Ablaßfrage aus weiter und weiter drängten und ihn nötigten, die Anſprüche des Papſttums einer Prüfung zu unterziehen, wie mit dem Maßſtabe der Bibel ſo an der Hand der Geſchichte. So zog er nach und nach die Folgerungen, deren es nach Lage der Dinge bedurfte, und erkannte allgemach die Unvereinbarkeit des Evangeliums mit dem römiſchen Weſen. Das Papſttum erſchien ihm jetzt als der vollendetſte Gegenſatz zu Chriſtus und ſeiner Kirche. Dieſe Erkenntnis goß er in eine Form, welche ihm eine in den letzten Jahrhunderten weit verbreitete Vorſtellung gab: es war die Idee von dem Kommen des Antichriſts. Der Gedanke, daß dieſer und niemand anders gegenwärtig in der römiſchen Kurie regiere, war ſchon vor Jahr und Tag in ihm aufgedämmert. Alles, was er ſeitdem erlebt und erfahren hatte, war nur geeignet geweſen, jenen anfangs ſchüchtern auftauchenden Gedanken zur feſten Überzeugung zu wandeln: Hie Chriſtus und ſein Evangelium, dort der Antichriſt mit ſeiner Lüge.

Mit dieſer, wiederum nur in unausgeſetzten inneren Kämpfen gewonnenen, Erkenntnis hatte Luther die Höhe ſeines reformatoriſchen Berufes erreicht. Seine eigene Aufgabe ſtand jetzt klar vor ihm. Er ſah nicht rechts, er ſah nicht links, er blickte nur auf das Evangelium. Deſſen Sache mußte er führen, und was das hieß, das wußte er. „Glaube nicht,“ ſo ſchrieb er im Februar 1520 ſeinem vertrauteſten Freunde (Spalatin), „daß man die Sache des Evangeliums führen kann, ohne dadurch Unruhe, Ärgernis, Aufruhr zu erregen. Du kannſt aus dem Schwerte nicht eine Feder machen, noch aus dem Kriege Frieden. Das Wort Gottes iſt ein Schwert, es iſt Krieg, Umſturz, Ärgernis, Verderben, Gift.“

Jetzt erſt trat er mit Bewußtſein, mit trotzigem Willen auf den Kampfplatz und, ſeiner Sache gewiß, ſtritt er mit unwiderſtehlicher Gewalt. Wie ein Bergſtrom, vor dem nichts ſtandhalten kann, flutete ſeine Rede: voll Haß und voll Liebe (jener nur die Kehrſeite von dieſer), zornig und einſchmeichelnd, rauh, derb und doch zart und innig, ſprudelnd bald von verletzendem Hohn, bald von gutmütigem Humor — in allem von der echteſten Leidenſchaft und jener ungeſchminkten Wahrheit, die ohne Scheu das Innerſte mit ſeinen Falten und Schlupfwinkeln vor der ganzen Welt bloß legt. Welcher Gegenſatz zu dem eitelen Pomp und Getöſe der Worte, mit dem einſt die Männer der Renaiſſance zu betäuben wußten, und worüber, mit Ausnahme von ein paar ernſthaften Gelehrten, auch die deutſchen Humaniſten von damals nicht hinauskamen, wenn nicht etwa, wie bei Ulrich von Hutten, der Hauch der Vaterlandsliebe oder wenigſtens, wie in den „Dunkelmännerbriefen“, der Haß gegen die mönchiſchen und pfäffiſchen Gegner den Worten Inhalt gab. Hatte Petrarca in einſamer Höhe über ſeiner Zeit gethront und in dem Bewußtſein ſeiner Erhabenheit auf das Gewimmel der Kleinen unter ihm voll Verachtung herabgeſehen, ſo äußert ſich bei Luther die wahre Größe in dem Gefühl der Dienſtbarkeit, in der er ſich dem Geringſten gegenüber

Paſſional Chriſti und Antichriſti.

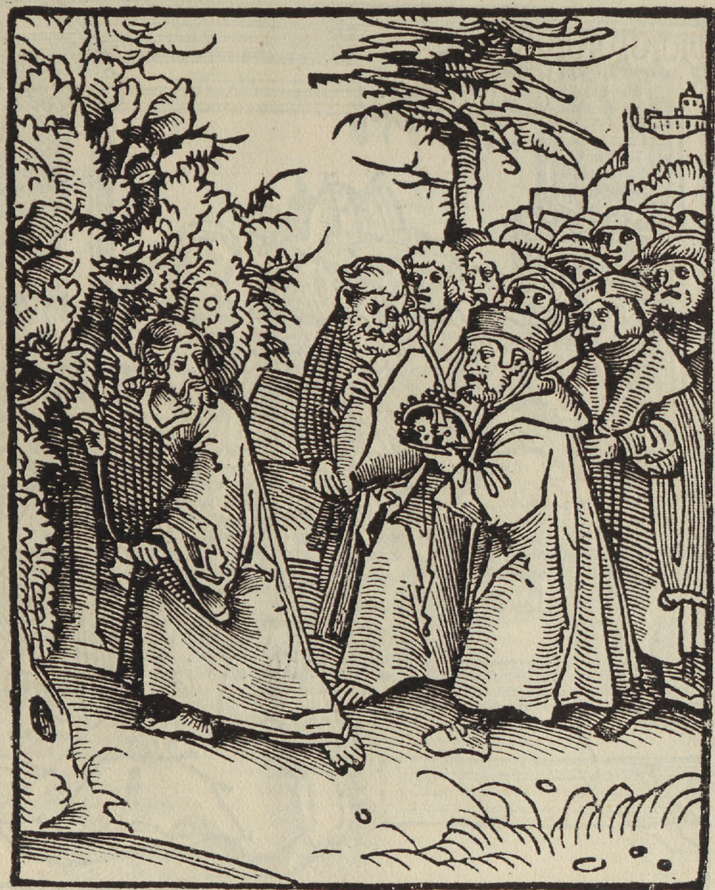
Das „Paſſional Chriſti und Antichriſti“ iſt eine im Geiſte der Reformation gehaltene Flugſchrift, die im Jahre 1521 erſchien, und mit mehr oder weniger Berechtigung Luther ſelbſt zugeſchrieben wird. Jedenfalls wurden die Bilder auf Anregung Luthers von Lukas Cranach d. Ä. in Holz geſchnitten und mit Unterſchriften verſehen, die der Heiligen Schrift und dem Kanoniſchen Rechte entnommen ſind. Der Traktat behandelt in Gegenüberſtellung von Chriſtus und Papſt die Demut und Selbſterniedrigung Chriſti im Gegenſatz zu der weltlichen Macht und dem anmaßenden Gebaren des Papſttums. Im einzelnen ſtellen die 8 von uns hier wiedergegebenen Holzſchnitte des Traktats folgende Szenen dar:

1. Chriſtus weiſt die ihm dargebotene Krone, das Sinnbild weltlicher Macht, zurück als Beweis, daß er die weltliche Herrſchaft verſchmähe.
2. Im Gegenſatz hierzu erhebt der Papſt als Antichriſt Anſpruch auf die Herrſchaft über die Reiche dieſer Welt, und erſcheint daher als Lehnsherr des deutſchen Kaiſers und Haupt aller weltlichen Macht, von dem Kaiſer und Könige ihre Kronen empfangen.
3. Chriſtus wäſcht und küßt in Selbſtverleugnung und Demütigung dem Petrus die Füße.
4. Dagegen muß der Kaiſer dem Papſte den Fußkuß erteilen, ſodaß dieſer als Petrus und als Gebieter des Kaiſers erſcheint.
5. Chriſtus unterwirft ſich und die Seinen dem Kaiſer, und zahlt der Staatsgewalt die ſchuldigen Abgaben.
6. Im Gegenſatz hierzu beſtreitet der Papſt als Antichriſt dem Kaiſer das Beſteuerungsrecht über die unmittelbaren Diener der Kirche, und bedroht einen Eingriff der weltlichen in die geiſtliche Gerichtsbarkeit mit der Strafe von Bann und Interdikt.
7. Chriſtus betet „gehorſam bis in den Tod“ auf dem Oelberg vor den Jüngern und erniedrigt ſich ſelbſt.
8. Anders der Papſt: er blickt hochmütig auf die deutſchen Ritter herab, deren Roſſe vor ihm in die Knie ſinken, und die ſich zu ſeinen Ehren ſchlagen. Hierzu ſtehen die Prunkliebe und der Stolz des Antichriſts (Papſtes) im ſchärfſten Gegenſatz.

Biblioteka Elbląg

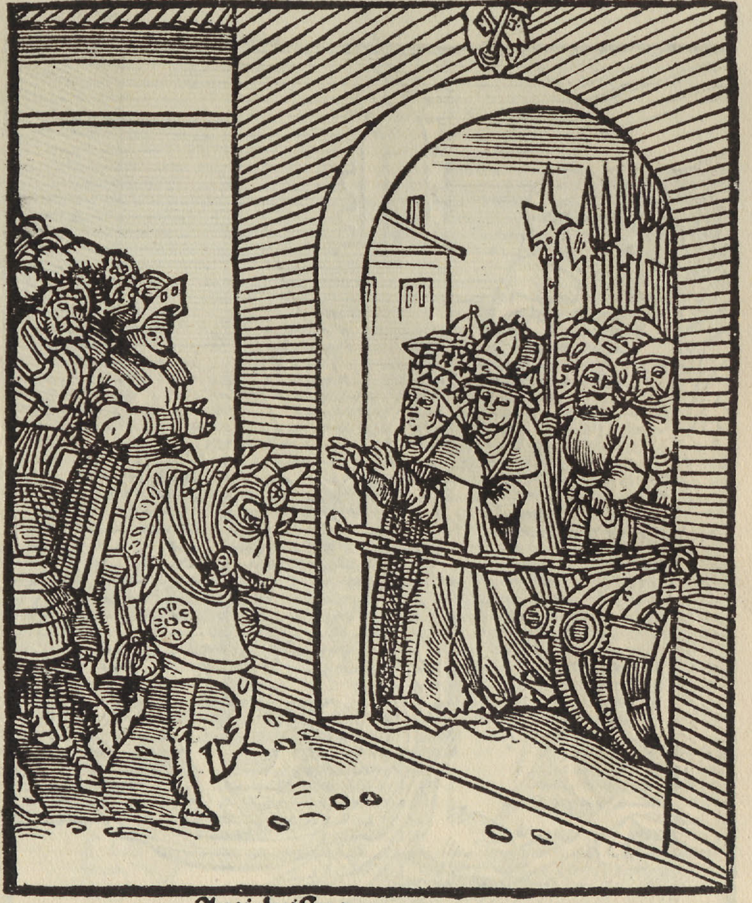
Stadtbücherei Elbing

Paſſional Chriſti vnd Antichriſti.



Chriſtus.

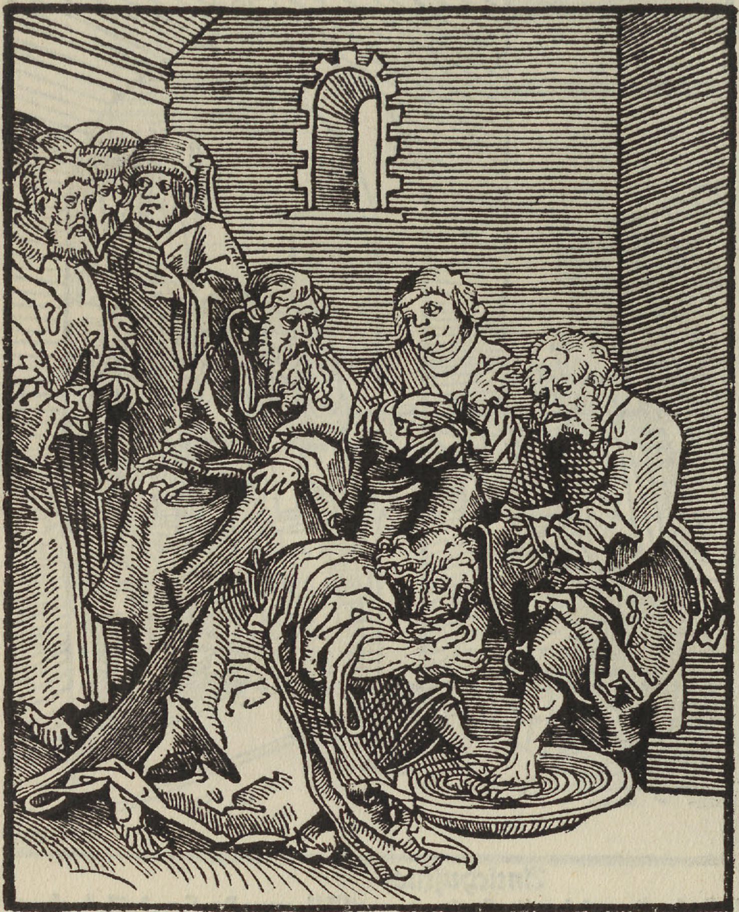
Do Jheſus innen wardt/das ſie kommen wurden vnd yhnen zum könig machen/iſt er abermals vffm bergk geflohen/ er allein. Johan. 6. Mein reich iſt nicht vō diſzer welt. Joh. 18. Die könnige der welt hirſchen yr/vnnd die gewaldt haben/ werden gnedige hern genandt/yr aber nicht alſzo/ſonder der do groſſer iſt vnther euch/ſall ſich nydern/als der weniger. Luce. zz.



Antichriſtus.

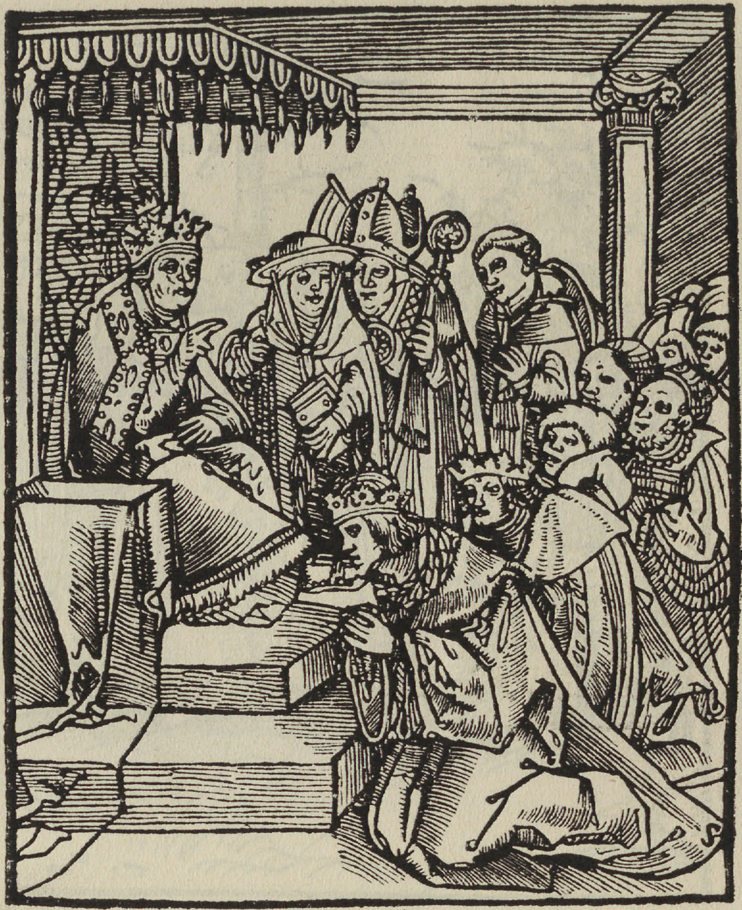
Auß obirkayt die wir ſonder zweiffell zum keyſzerthūb haben/ vnd auß vnſer gewalt/ ſeynt wir des keyſertumbs/ ſo ſich das vorledigt/ein rechter erbe. cle. paſtoralis ad ſi. de ſen. et re. iudi. Sūma ſummarū. Nichts anders iſt in des Bapſts geyſtlichē rechte zu finden/dan das es ſeynen abgot vnd Antichriſt vbir alle keyſzer/könig vñ furſten yrhebet/als Petrus vorgeſagt hat. Es werden kōmen vnuorſchambte Biſchoff die die weltlich herſchafft werden vorachten. z. Pet. z.

Paſſional Chriſti und Antichriſti.



Chriſtus.

Szo ich ewre fueſze habe gewaſchen ď ich ewir herr vñ meyſter bin/ vill mehr ſolt yr einander vnter euch die fuſze waſchen. Hiemit habe ich euch ein antzeygung vñ beyſpiel geben/ wie ich ym than habe/ alſzo ſolt yr hinfur auch thuen. Warlich warlich ſage ich euch/ ď knecht iſt nicht mehr dan ſeyn herre/ ſzo iſt auch nicht ď geſchickte botte mehr dã ď yn geſandt hat/ Wiſt yr das! Selig ſeyt yr ſzo yr das thuen werdent. Johan. 13.

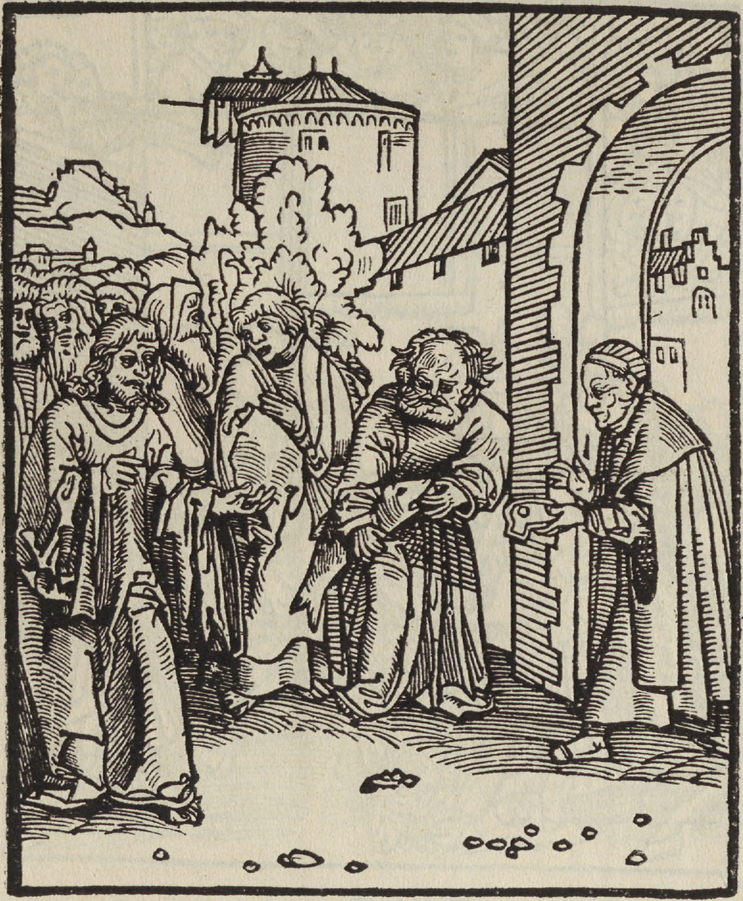


Antichriſtus.

Der Babſt maſt ſich an izlichen Tyrannen vnd heydniſchen furſten/ ſzo yre fueſz den leuten zu kuſzen dar gereicht/ nach zu volgen/ damit es waer werde das geſchrieben iſt. Wilcher dieſer beſtien bilde nicht anbetter/ ſall getőd werden. Apocalip. 13. Ditz kuſſens darff ſich der Bapſt yn ſeyně decretalen vnuorſchembt rümen. c. cũ oli de pri. cle. Si ſummus pon. de ſen. excõ.

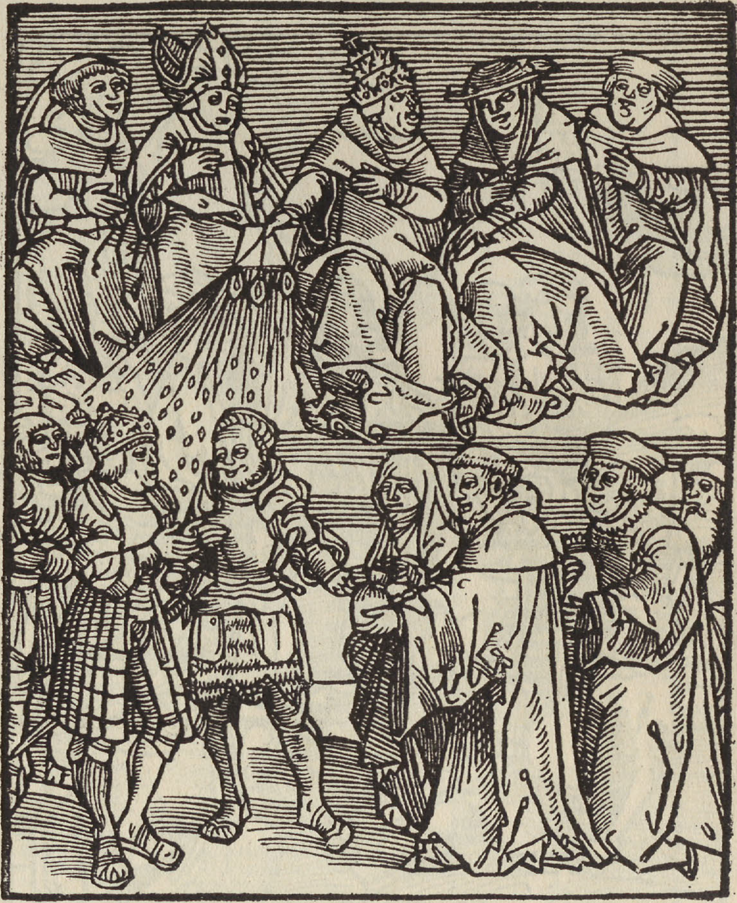
Stadt-bücherei Elbing

Paſſional Chriſti vnd Antichriſti.



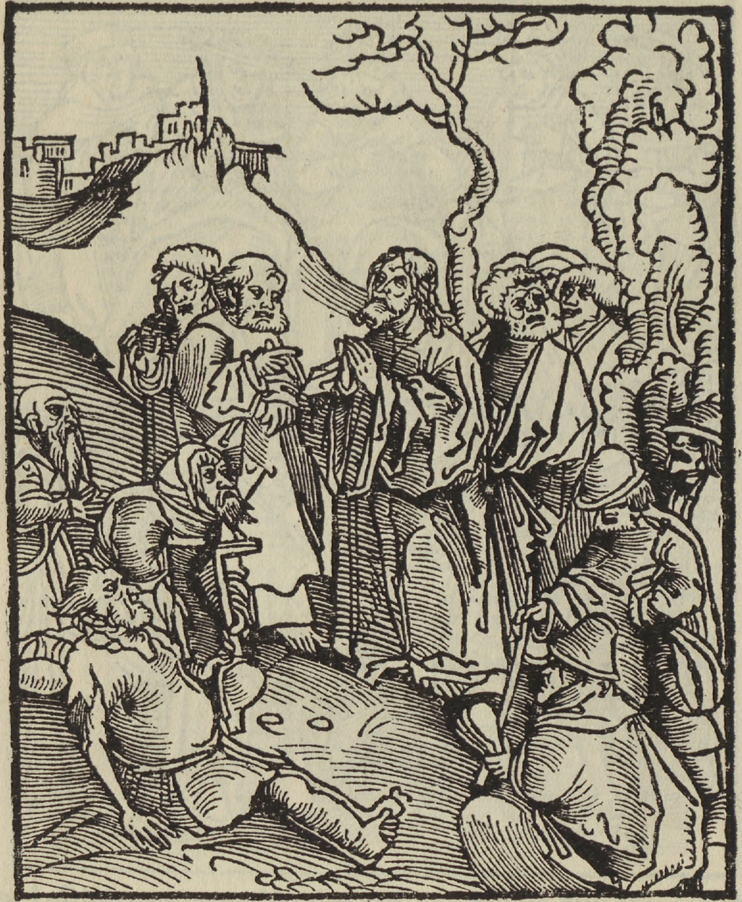
Chriſtus.

Gehe hyn tzum mehr/ vñ laß yn dynen hamen/ dem erſten fiſch der ſich vff wirfft/ thue das mauel auff/ dorinnen wirſtu findē einen gulden/ den gib yn tzoll vor mich vnd dich. Math. 17
Gebt der obirkeyt die das ſchwerdt in yren henden hat ſeyne gebüre/ den tzinß/ wem der zinß zuſtehet/ den zoll dē er gebürdt. Paul. ad Roma. 13.



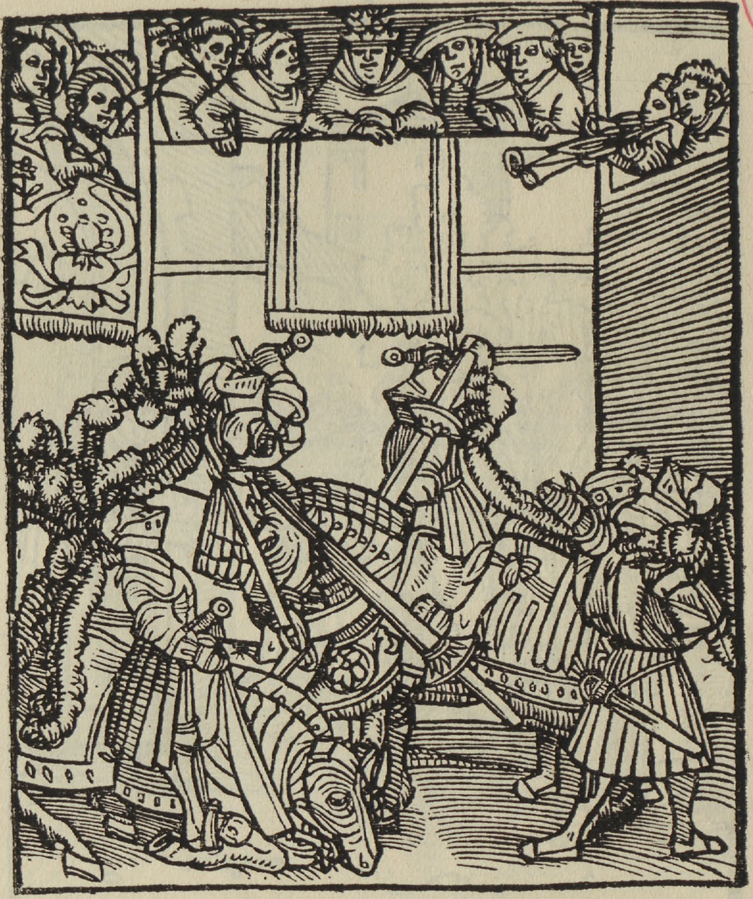
Wir ſetzen vnd ordnen das den mit nicht getzimen ſall ßo den weltlichen gerichts tzwägk habē ſtewir vñ ſchoß dē geyſtlichen perſonen vffzulegen ader den tzu forderen von yren hewſern vñ allen andern guttern bey der puß des ſchweren bans vnd interdictis/ des gleychen ſollen die geyſtlichen dieße alle nicht tzalen ſonder vnßer erleubnis .c. 1. de imunit. eccle. li. vi. Alßo hat der Babſt gots gebot durch ſeyne gebott tzuriſſen / welchs ſeyner vnchriſtlichen decretael eynigs werck iſt.

Paſſional Chriſti vnd Antichriſti.



Chriſtus.

Chriſtus aber wol yn der gotlichen form war/ dennoch hat er ſich des geewſert ſich genydert vñ geberdet wie ein knecht/ gleich den andern menſchen an tzuſehen vnd befunden ein menſch der ſich gedemůtiget hatt / vnnd iſt gehorſam geweßen biß in den todt. Philippenſes. 2.



Antichriſtus.

Der Bapſt meynt es ſey ſeynen ehren zu nahe das er ſich demůtige/ dañ der ſich zu faſt demůtiget gedeyet yhm yn dem regiment zuuorachtung. c. quando 86. diſt.

Alßo ſagt die gloſa/ das iſt waer bey den narren/ das iſt ßo vill man muß geſtreng vbir die deutſchen narren regiren/ ßo halten ße veil von vns.

Stadt-
bücherei
Elbing

verpflichtet weiß. „Wiewohl ich,“ ſchrieb er zu jener Zeit, „ihrer viele weiß und täglich höre, die meine Armut gering achten und ſprechen, ich mache nur kleine Sexternlein [Broſchüren] und deutſche Predigten für die ungelehrten Laien, laß ich mich nicht bewegen. Wollt’ Gott, ich hätt’ Einem Laien mein Lebtag mit allem meinem Vermögen zur Beſſerung gedienet, ich wollt’ mir genügen laſſen, Gott danken und gar willig hernach alle meine Büchlein laſſen umkommen.“ Dieſe ſeine Dienſtbarkeit iſt es, wodurch er die deutſche Volksſeele hingeriſſen hat, Hoch und Niedrig, die Einfältigſten wie die Gebildeten. Durch dieſe Selbſthingabe hat er ſie empfänglich gemacht für das, was er ihnen zu geben im Stande war, und was ihr Verlangen ſtillte.

Es war Anfang Juni 1520 (in den nämlichen Tagen, wo in Rom die Bannbulle im Begriff war, vom Stapel zu laufen), als Luther den Kampf eröffnete: mit einer Abſage, aus der ein tiefer Schmerz und ein faſt wilder Zorn zugleich ſprechen. Den Anlaß gab eine neue Schrift des Silveſter Mazzolini Prierias, die ihm damals zuging. In ihr verherrlichte der Haustheologe Leo’s X. die Allgewalt des Papſtes in ausſchweifendſter Weiſe und feierte die richterliche Entſcheidung des Statthalters Chriſti als „himmliſchen Wahrſpruch“, dem ein jeder Gläubige bei Strafe des „zeitlichen und ewigen Todes“ ſich unterwerfen müſſe. Luther hielt es für angezeigt, das Machwerk „zu Ehre und Ruhm aller Feinde der chriſtlichen Wahrheit“ durch einen Nachdruck, dem er ein kurzes Vor- und Nachwort beigab, der deutſchen Gelehrtenwelt zugänglicher zu machen. Hier zum erſten Mal ſprach er öffentlich (wenngleich noch nicht vor dem Volke, denn er ſchrieb lateiniſch) aus, was ihn bewegte: „Denkt und lehret man dermaßen in Rom mit Vorwiſſen des Papſtes und der Kardinäle (als ich nicht hoffe), ſo ſage ich hiermit frei heraus, daß der wahrhaftige Antichriſt in dem Tempel Gottes throne und herrſche in jenem purpurfarbenen Babylon, in Rom, und daß der römiſche Hof die Synagoge des Satans ſei.“ „Wenn Papſt und Kardinäle dieſes Satansmaul nicht zum Schweigen bringen und zum Widerruf zwingen, ſo bekenne ich, daß ich mit der römiſchen Kirche nichts zu ſchaffen haben will, ſondern ſie verleugne, ſamt dem Papſt und den Kardinälen, als ‚den Greuel der Verwüſtung, ſo da ſtehet an der heiligen Stätte‘ (Matth. 24, 15). Schon längſt iſt in ihr der Glaube erloſchen, das Evangelium geächtet, Chriſtus verbannt, Leben und Sitte ärger denn barbariſch.“ „Nun fahre hin, du unſeliges, verkommenes und läſterliches Rom, der Zorn Gottes iſt endlich über dich gekommen, wie du verdienet haſt.“ „Gehab dich wohl, lieber Leſer, und verzeihe, daß ich in meinem Schmerze ſo heftig rede, und habe Mitleid mit ihm.“ Aber noch heftiger bricht er in dem Nachworte los: „Mir ſcheinet wahrlich, wenn das Wüten der Römlinge alſo fortfährt, dann bleibt kein anderes Heilmittel übrig, als daß der Kaiſer, die Könige und Fürſten, mit Gewalt der Waffen ausgerüſtet, dieſe Peſt des Erdkreiſes angreifen und die Sache nicht mehr mit Worten, ſondern mit dem Eiſen entſcheiden.“ „Wenn wir die Diebe mit dem Galgen, die Mörder mit dem Schwerte, die Ketzer mit dem Feuer ſtrafen, warum greifen wir dann nicht vielmehr dieſe Lehrmeiſter des Verderbens, dieſe Kardinäle, dieſe Päpſte und das ganze Geſchwürm des römiſchen Sodom, welche die Kirche Gottes ohn’ Unterlaß ſchänden, mit allen Waffen an und waſchen unſere Hände in ihrem Blut, um uns und die Unſeren aus dem allgemeinen und gefährlichſten Brande zu erretten?“

Wie oft haben die Gegner des Reformators über dieſe grimme Äußerung gezetert, bis heute, ſie, die freilich niemals ihre Hände in Blut gebadet haben, auch nicht in dem von Ketzern! Auch Proteſtanten haben den Ausſpruch revolutionär genannt. Man braucht hier über Worte nicht zu ſtreiten. Gewiß war Luther ein Revolutionär, der größte ſogar, den wir kennen. Denn keiner hat einen ärgeren Umſturz gepredigt, keiner einen gewaltigeren ins Werk geſetzt. Die Frage würde nur ſein, ob er ein Recht hatte zu dieſer Revolution. Wer dies beſtreiten wollte, würde damit der Religion das Recht abſprechen, ſich aufzulehnen gegen den frivolſten Mißbrauch, der je mit ihr getrieben worden, der Wahrheit den Mund verbieten zum Proteſt gegen ſcheinheilige Heuchelei. Dabei dürfen wir ganz außer Betracht laſſen, daß dieſer Revolutionär die Eigenheit hatte, den Umſturz auf geſetzlichem Wege bewerkſtelligen zu wollen. An ein Konzil hatte er appelliert. Dieſe Berufung hatte Prierias ſoeben für ein Verbrechen erklärt, ihr die Behauptung entgegengeſchleudert, das Konzil bedeute nichts gegenüber dem Papſt als der „unfehlbaren Richtſchnur der Wahrheit“. Sollte der Wittenberger Profeſſor, dem es um die göttliche Wahrheit zu tun war, da ſeine Hoffnung noch auf ein Puppenſpiel ſetzen, deſſen Drähte von der Hand des Papſtes gezogen wurden, und das man Konzil nannte? Er wandte ſich vielmehr an die weltliche Macht und forderte ſie auf, der ſchändlichen Wirtſchaft in Rom ein Ende zu machen. Nicht ſeine Anhänger, nicht die Volksmaſſen rief er in heiligem Zorne auf: den weltlichen Gewalten: die er für zuſtändig halten durfte, ſchärfte er das Gewiſſen.

Aber freilich, ſeine Waffen waren es nicht, mit denen er hier eingeſchritten wiſſen wollte. Er konnte nur die Waffe des Wortes ſchwingen. Und ihrer und keiner anderen hat er ſich bedient, als er jetzt unmittelbar auf die Abſage den Angriff folgen ließ.

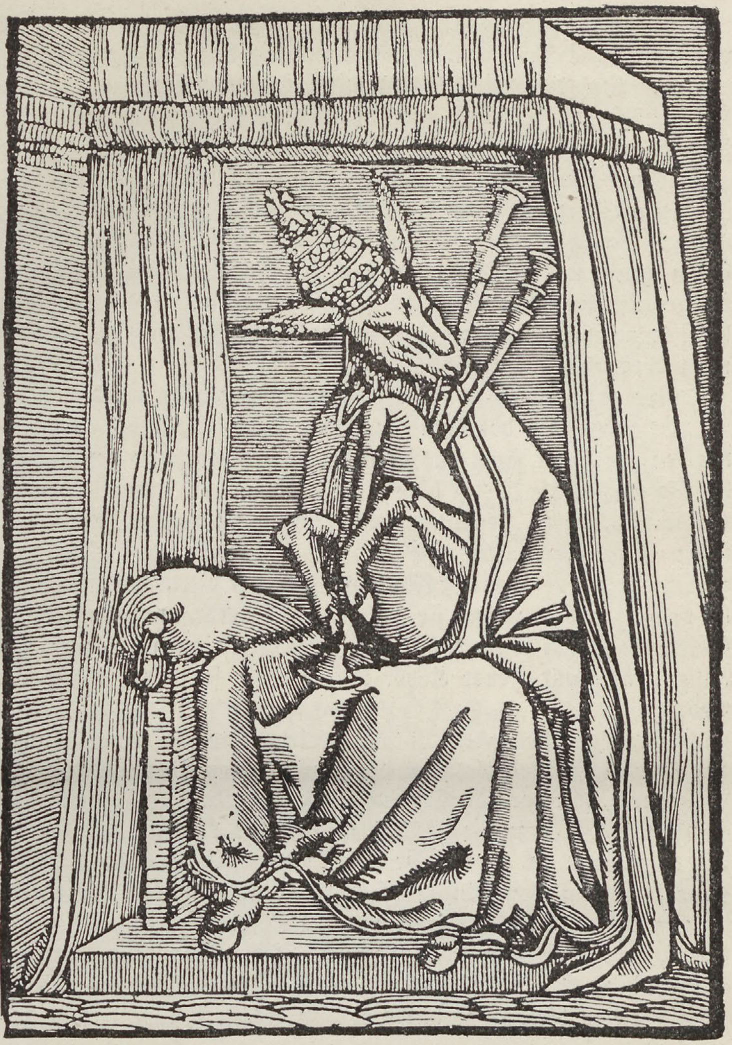
„Man muß endlich einmal die Geheimniſſe des Antichriſts enthüllen; ſie ſelber drängen dazu und wollen nicht länger verborgen bleiben.“ So leſen wir in dem nämlichen Briefe an Spalatin von Anfang Juni, der uns von Luthers Abſicht Kunde gibt, die „tolle“ Schrift des Prierias mit etlichen Beigaben neu drucken zu laſſen, und in welchem er zugleich dem Freunde anvertraut: er trage ſich mit dem Gedanken, „wider die Tyrannei und Schändlichkeit der römiſchen Kurie“ ein „Blatt“ an Karl V. und den deutſchen Adel herauszugeben.

Mitte Auguſt war die Schrift bereits in aller Händen: „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation: von des chriſtlichen Standes Beſſerung.“ Innerhalb weniger Tage war die erſte, 4000 Exemplare ſtarke Ausgabe vergriffen. Sofort erſchien eine zweite, vermehrte Auflage; eine dritte mußte ihr folgen. Und mit welchem Eifer bemächtigte ſich der Nachdruck der Schrift: Leipzig, Augsburg, Straßburg, Baſel wetteiferten darin. Die Preſſe erwies ſich als eine Macht.

Wir begreifen einen derartigen Erfolg. Ein Freund Luthers nannte die Schrift eine „Kriegspoſaune“. Allein, ſie war mehr als das, nicht bloß das Signal zum Angriff, ſondern der Angriff ſelbſt, und ein Angriff von Staunen erregender Kühnheit und Gewalt. Aber darin geht die Bedeutung der Schrift noch nicht auf: ſie verdankt ihre Wirkung zuhöchſt der Kraft und der Fülle ihrer poſitiven Ideen. Nicht allein ſind ſie es, die dem Angriff ſeine Wucht geben, nein, mitten in der Hitze des Streites verfolgen ſie ein weiteres, ein höheres Ziel: den Aufbau. Nicht als ein bloßer Zierat ſtand auf dem Titel: „Von des chriſtlichen Standes Beſſerung“. „Es ſind,“ ſagt unſer großer Geſchichtsſchreiber des Reformationszeitalters, Leopold Ranke, „es ſind ein paar Bogen von welthiſtoriſchem, zukünftige Entwickelungen zugleich vorbereitendem und vorausſagendem Inhalt.“

In dem zweiten (dem Umfang nach größeren), praktiſchen Teile der Schrift bekämpft Luther zuvörderſt die weltliche Pracht und Hoffart des Papſtes, die unerſättliche Geldgier Roms („der Antichriſt muß die Schätze der Erde heben“), wie ſie hundertfach ſich äußerte in dem Verkauf von Pfründen und Biſtümern, von Recht und von Unrecht; ferner die Unterdrückung der Freiheit und der Rechte der Landeskirchen, der deutſchen voran, ſo daß „den Biſchöfen und Stiften alle Gewalt genommen iſt, ſitzen wie die Ziffern, haben weder Amt, Macht noch Werk, ſondern alle Dinge regieren die Hauptbuben zu Rom“. Über die von ihm an den Pranger geſtellten Kniffe und „edlen Fündlein“ der römiſchen Kurie, ihre „heilige Behendigkeit“, hatte ſich Luther ſorgfältig unterrichtet, teils aus mündlichen Berichten, teils aus Schriften. Wie genau und zuverläſſig ſeine Kunde war, kann uns ſeine lebhafte Schilderung des großen römiſchen Bankhauſes zeigen. „Zuletzt hat der Papſt zu all dieſen edlen Händeln ein eigen Kaufhaus eingerichtet, das iſt des Datarius Haus zu Rom. Dahin müſſen alle die kommen, die dieſer Weiſe nach um Lehen und Pfründen handeln. Haſt du nu Geld in dieſem Haus, ſo kannſt du zu allen den geſagten Stücken kommen.“ „Da iſt ein Kaufen, Verkaufen, Wechſeln, Tauſchen, Rauſchen, Lügen, Trügen, Rauben, Stehlen, Prachten. Es iſt nichts mit Venedig, Antwerpen, Kairo gegen dieſem Jahrmarkt und Kaufshandel zu Rom.“ Es iſt die Zentralbörſe, wo Diſpenſe aller Art feilgeboten werden: da wird Wucher redlich, gerechtfertigt geſtohlen, geraubtes Gut; da werden die Gelübde aufgehoben, wird den Mönchen Freiheit gegeben, aus dem Orden zu treten; da kommt alle Unehre und Schande zu Ehren, wird böſer Makel zum Ritter geſchlagen und edel; da regiert eine Schätzerei und Schinderei, daß es den Anſchein hat, alle geiſtlichen Geſetze ſeien allein dazu gegeben, daß nur viele Geldſtricke würden, daraus man ſich löſen muß, wenn man ein Chriſt ſein will. Kurz, „hier wird der Teufel ein Heiliger und ein Gott dazu. Was Himmel und Erde nicht vermag, das vermag dies Haus. Es heißen ‚Kompoſitionen‘.“ Auch daß man, wie Albrecht von Brandenburg, dem Papſte die Vereinigung mehrerer Lehen „abkaufen konnte“, alſo daß deren „viel zuſammengekoppelt werden als ein Stück Holz“, iſt dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgangen. Es iſt, als ſei ihm kein Geheimnis geweſen, was wir erſt in jüngſter Zeit erfahren haben, wie es ſechs Jahre zuvor mit der ‚Kompoſition‘ des Mainzer Erzbiſchofs zugegangen war.

Indem der Reformator in dieſer Weiſe gegen die römiſche „Schändlichkeit“ zu Felde zieht, kommt es zugleich zu mannigfachen Entladungen ſeiner patriotiſchen Entrüſtung: denn ſchon vor Jahr und Tag war auch der Deutſche in ihm erwacht. Man könnte als Motto auf den Titel der Schrift die Aufforderung ſetzen, auf die wir im Eingang des zweiten Teiles ſtoßen: „Laſſet uns aufwachen, liebe Deutſchen, und Gott mehr als die Menſchen fürchten, daß wir nicht teilhaftig werden aller armen Seelen, die ſo kläglich durch das ſchändlich, teufeliſch Regiment der Römer verloren werden.“ „Wir wollen ſehen laſſen, wie die Deutſchen nicht ſo ganz grobe Narren ſind, daß ſie von der römiſchen Praktik nichts wiſſen oder verſtehen.“ Allezeit haben die Päpſte „unſere Einfältigkeit gemißbraucht zu ihrem Übermut und Tyrannei und heißen uns tolle Deutſche, die ſich äffen und narren laſſen, wie ſie wollen“. „Ich achte, daß Deutſchland jetzt weit mehr gen Rom gibt dem Papſt als vorzeiten den Kaiſern. Ja, es meinen etliche, daß jährlich mehr denn 300000 Gulden aus Deutſchland gen Rom kommen, lauterlich vergebens und umſonſt, dafür wir nichts als Spott und Schmach erlangen; und wir verwundern uns noch, daß Fürſten, Adel, Städte, Stifte, Land und Leute arm werden, daß wir noch zu eſſen haben.“ Aber noch weit ſchlimmer wird uns von päpſtlicher Heiligkeit mitgeſpielt: „Gott hat geboten, man ſoll Eid und Treue halten, auch den Feinden, und du, Papſt, unterwindeſt dich, ſolches Gebot zu löſen.“ „Wer hat dir Gewalt gegeben über deinen Gott, und Macht, die Chriſten, ſonderlich deutſcher Nation, die von edler Natur, beſtändig und treu in allen Hiſtorien gelobt ſind, zu lehren, unbeſtändig, meineidig, Verräter, Böſewichter, treulos zu ſein?“ „Ach, Chriſte, mein Herr, erhebe dich, laß hereinbrechen den jüngſten Tag und zerſtöre des Teufels Neſt in Rom.“ — In Worten dieſer Art war die Schrift an den deutſchen Adel ein Appell an das Nationalgefühl, und in wieviel hunderttauſend Herzen hat er einen Widerhall gefunden.



Der Bapſt kan allein auslegen
Die Schrifft ꝛ vnd irthum ausfegen
Wie der Eſel allein pfeiffen-
Kan : vnd die noten recht greiffen;
Mart. Luth. D, 1545.

Spottblatt auf den Papſt (1545). Holzſchnitt von Lucas Cranach.

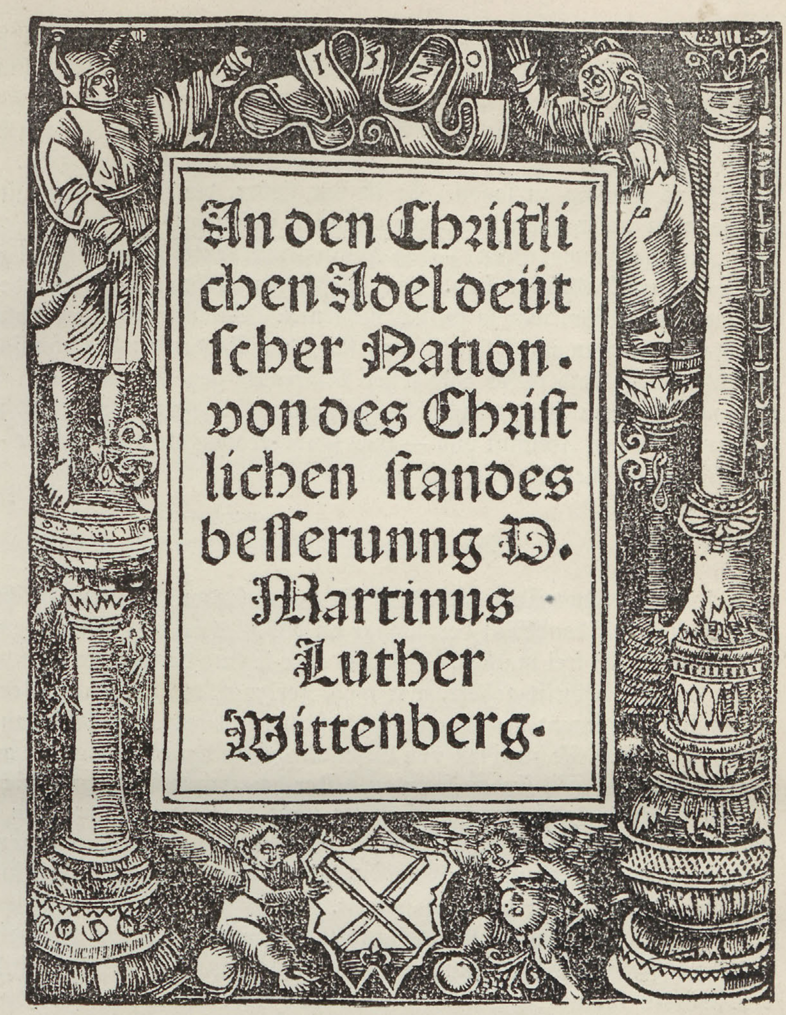
Es wäre verkehrt, wollten wir das Echo, welches die Schrift hervorrief, vornehmlich auf dieſe patriotiſchen Schlachtrufe zurückführen, die den religiöſen Kampf gegen das römiſche Weſen begleiten. Auch die weiteren Abſchnitte, in denen eine lange Reihe von „geiſtlichen Gebrechen“ der Chriſtenheit, nebſt einigen „weltlichen“ als Nachtrab, aufmarſchiert, reden eine eindringliche Sprache. Und ihre Wirkung mußte noch erheblich geſteigert werden durch die zahlreichen dem Tadel zur Seite gehenden Hinweiſe auf die fügliche Art der Abhülfe. Ein reiches Füllhorn von Verbeſſerungsvorſchlägen ſchüttet Luther hier aus. Sie ſind bald religiös-kirchlicher, bald auch rechtlicher und ſozialer Natur. In überraſchender Weiſe trifft dabei ſein geſunder und ſcharfer Verſtand auch in ihm bis dahin fernliegenden Dingen vielfach den Nagel auf den Kopf, wie das in neuerer Zeit von urteilsfähiger Seite auch in bezug auf ſeine national-ökonomiſchen Gedanken betont worden iſt. Überall kann man die Wahrnehmung machen: der fünfzehnjährige Mönchsſtand hatte den Sohn des Volkes nicht dem Leben entfremdet.

Nur ganz Weniges kann hier herausgegriffen werden.

Es zeugt von der Unabhängigkeit ſeines Denkens, wenn ihm, indem er die kirchlichen Gebrechen durchgeht, auch das Verhältnis der Kirche zu den verhaßten Huſiten einer Änderung bedürftig erſcheint. „Es iſt hoch Zeit, daß wir auch einmal ernſtlich und mit Wahrheit der Böhmen Sache vornehmen, ſie mit uns und uns mit ihnen zu vereinigen, daß einmal aufhören die greulichen Läſterungen, Haß und Neid auf beiden Seiten.“ Weit entfernt, das Verhalten der Huſiten zu billigen, iſt er doch der Meinung, daß vor allem die Kirche ihr Unrecht zu bekennen hätte, daß ſie begangen hat, indem ſie Johann Hus verbrannte, noch dazu unter Brechung des kaiſerlichen Geleites. „Man ſollte die Ketzer durch Schriften, nicht durch Feuer überwinden. Wenn es eine Kunſt wäre, mit Feuer Ketzer überwinden, ſo wären die Henker die gelehrteſten Doktoren auf Erden.“

Eingehend behandelt Luther zwei weitere Stücke, die ihm beſonders ſtark am Herzen liegen, das eine iſt der Krebsſchaden der erzwungenen Eheloſigkeit der „armen Pfaffen“, dieſe „teufliſche Tyrannei“, mit der gänzlich aufgeräumt werden muß, weil „dadurch leider ſo viel Jammers entſtanden, daß nicht zu erzählen iſt, und Sünde, Schand’ und Ärgernis gemehret“. Das zweite Stück iſt das Mönchtum, „der große Haufe derer, die das Viel geloben und das Wenig halten“. Dieſes bedarf einer ſtarken Einſchränkung und Reformation. Die Unmenge der Bettelordensklöſter iſt zu verringern, ihren Inſaſſen wie das Betteln ſo auch ihr ärgerliches Eingreifen in die geordnete Seelſorge der Pfarrgeiſtlichkeit zu verbieten. Man ſollte Stifte und Klöſter zu ihrem vorigen Stand zurückführen, da ſie Schulen und Erziehungsanſtalten waren, und jedermann Freiheit hatte, „darinnen zu bleiben, ſo lange es ihm gelüſtet“, während heute das Kloſter ein „ewiges Gefängnis“ iſt.

Hatte Luther hier bereits das Betteln der Mönche geſtraft, ſo wendet er ſich ſpäter in einem eigenen Abſchnitt gegen den Bettel überhaupt. Wir verſtehen das wohl. Denn von ganzen Scharen nahezu kunſtgerecht betrieben, war der Bettel damals eine der größten Landplagen, eine Folge zumeiſt der wirtſchaftlichen Umwälzung der Zeit. „Es wäre wohl der größten Not eine, daß alle Bettelei abgetan würde. Es ſollte je niemand unter den Chriſten betteln gehen.“ Mit Mut und Ernſt wäre es leicht, „eine Ordnung drob zu machen, nämlich daß eine jede Stadt ihre armen Leute verſorgte“ und fremde Bettler und Landläufer, auch die Wallbrüder und ſammelnden Mönche nicht zuließe; und nun entwickelt er hier, wie man mit Recht geſagt hat, „ein vollſtändiges Programm der Armenpflege“. Es rang ſich, wie das jüngſt ein Kenner wie Guſtav Schmoller ausgeführt hat, mit der Reformation der Grundgedanke durch: „es ſoll nicht mehr durch planloſes Almoſengeben das Seelenheil gefördert werden, ſondern es ſoll aus Nächſtenliebe den notleidenden Gemeindegenoſſen durch eine geordnete Armenpflege das Nötigſte nach genauer Prüfung gegeben, der Arme ſoll zur Arbeit angehalten werden. Gemeinde und Staat ſollen als chriſtliche Obrigkeit all dies ordnen“. Das Reformationszeitalter hat damit „einen großen weltgeſchichtlichen Fortſchritt herbeigeführt“. — Nicht ganz ohne Zuſammenhang hiermit iſt es, wenn Luther auch gegen die Menge der kirchlichen Feiertage eifert: man ſolle alle Feſte abtun und allein den Sonntag behalten, aus mehr als Einer Urſache: denn die heiligen Tage werden gemißbraucht zu „Saufen, Spielen, Müßiggang und allerlei Sünde“, und zu dem Schaden der Seele tritt noch ein „leiblicher Schaden des gemeinen Mannes“, daß er „an ſeiner Arbeit verſäumt wird, dazu mehr verzehret denn ſonſt, ja auch ſeinen Leib ſchwächt und ungeſchickt macht". — Noch lenkt das letzte Stück der „geiſtlichen Gebrechen" unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Es iſt die Forderung einer „guten ſtarken Reformation" der Univerſitäten: „denn hier ſoll die chriſtliche Jugend und unſer edelſtes Volk bereitet und erzogen werden". Man ſollte hier nicht auf die Menge ſehen, ſondern nur „die allergeſchickteſten" auf die Univerſität ſchicken. Aber das Studium ſelber iſt hier auf eine ganz neue Grundlage zu ſtellen, vornehmlich das der Juriſten und Theologen. Bei jenen müßte das ſchändliche „geiſtliche Recht", an das ſich der Papſt in ſeinem Mutwillen ja ſelbſt nicht mehr bindet, „vom erſten Buchſtaben an bis zu dem letzten von Grund aus ausgetilgt" werden; das weltliche Recht aber, das gar „eine Wildnis" geworden, wäre zu vereinfachen. Das Studium der Theologen aber iſt ſtatt auf die Schulweisheit des Mittelalters vielmehr auf die Heilige Schrift zu gründen. Ja, auch in den niederen Schulen ſollte das Evangelium gelehrt werden, und nicht bloß den jungen Knaben: denn „wollt' Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Maidenſchule, darinnen des Tages die Maidlin eine Stunde das Evangelium höreten, es wäre zu deutſch oder lateiniſch". Jetzt iſt nichts „denn Beten und Singen" in den Schulen!



An den Chriſtli
chen Adel deüt
ſcher Nation.
von des Chriſt
lichen ſtandes
beſſerunng D.
Martinus
Luther
Wittenberg.

Verkleinerte Wiedergabe des Titelblattes zu Luthers Schrift: „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation von des chriſtlichen Standes Beſſerung".

Bei den zum Schluß behandelten „weltlichen Gebrechen" will Luther nur aufmerkſam machen auf einige Übelſtände des öffentlichen Lebens, deren Abſtellung das hohe und ſchwere Amt der weltlichen Obrigkeit ſich angelegen ſein laſſen ſollte. Es ſind folgende: die überſchwengliche Üppigkeit in ausländiſchen Kleiderſtoffen und in Spezereien, die das Geld aus deutſchen Landen führt; der immer ärger werdende Geldwucher und die Handelsgeſellſchaften, wie die Fugger, die „bei eines Menſchen Leben ſo große königliche Güter" zuſammenbringen, ohne daß man verſtehen könnte, wie das mit Recht zugehen ſolle (doch ſetzt er hier hinzu: „Ich befehle das den Weltverſtändigen"; er als Theologe habe „nicht mehr dran zu ſtrafen als das böſe ärgerliche Anſehn"). Er ſchließt mit ernſten Worten über den „Mißbrauch des Freſſens und Saufens, davon wir Deutſchen als einem ſondern Laſter nicht ein gut Geſchrei haben in fremden Landen", und über die Verführung der Jugend zur Unkeuſchheit. „Die Jugend hat niemand, der für ſie ſorget. Die Obrigkeiten ſind ebenſoviel nütze, als wären ſie nichts, ſo doch das ſollte die vornehmſte Sorge ſein. Sie wollen fern und weit regieren und doch kein nütze ſein. O wie ein ſelten Wildpret wird um dieſer Sachen willen ſein ein Herr und Oberer im Himmel, ob er ſchon Gott ſelbſt hundert Kirchen bauet und alle Toten aufweckt.“

„Ich acht wohl,“ heißt es im Schlußwort, „daß ich hoch geſungen habe, viel Dings vorgebracht, das für unmöglich wird angeſehen, viel Stück zu ſcharf angegriffen. Wie ſoll ich ihm aber tun? Ich bin es ſchuldig zu ſagen. Es iſt mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott, man wird mir je nicht mehr denn das Leben können nehmen.“

„Zu ſcharf angegriffen“ — da könnten wir heute doch nur zwei oder drei Stücke nennen von den mit Zurückhaltung behandelten „weltlichen“ Mängeln. Aber „hoch geſungen“ war das Lied. So manches in ihm war ja freilich nicht neu. Wir haben früher wahrgenommen: ſeit Hunderten von Jahren waren unzählige Klagen über das Verderben des römiſchen Hauptes laut geworden, und ſcharf war bald dieſer bald jener Mißbrauch gegeißelt worden. Und dennoch: ſo hatte noch niemand zu dem deutſchen Volke geſprochen, in ſeiner Sprache, mit ſo hinreißender Gewalt, mit einem ſolchen Freimut und — was ſchwerer wog als alles andere — innerlich ſo frei gegenüber der Macht, welcher der Angriff galt.

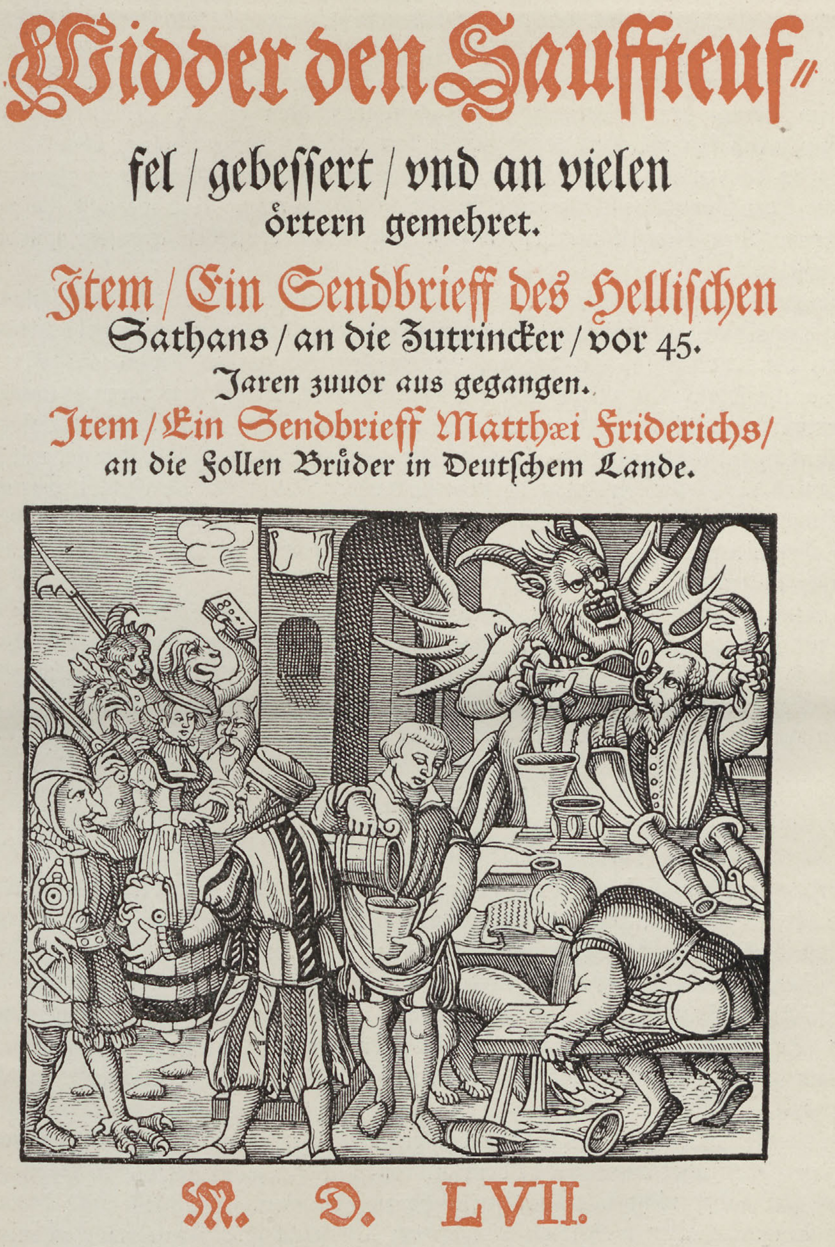
* * *

Sollte aber das Wort nicht bloß Widerhall finden, ſondern Frucht ſchaffen, d. h. die, in deren Herz es fiel, mit dem Mut der Abſage an die alles beherrſchende Gewalt erfüllen, dann mußte es auch ſie innerlich frei machen. Wodurch aber konnte der Reformator das erreichen? Alles was wir bisher aus der Schrift gehört, war wohl geeignet, die Leſer mit Verachtung und Haß gegen das tyranniſche Regiment des Papſtes zu erfüllen und mit dem heißeſten Verlangen nach „Reformation“, nicht aber, ſie zu löſen von dieſer Kirche, in der allein ſie, der auf ſie vererbten Überzeugung nach, ihr ewiges Heil finden konnten. Der berechtigte Tadel und die tapferen Ratſchläge würden darum nichts ausgerichtet haben, hätte nicht die Schrift zuvor den gänzlichen Ungrund der anmaßlichen Bevormundung, in welcher die römiſche Kirche den freien Chriſtenmenſchen gefangen hielt, erwieſen und damit die Gewiſſen befreit, einen jeden Chriſten in dem Höchſten und Heiligſten vor die eigene Verantwortung geſtellt.

Deshalb liegt die weltgeſchichtliche Bedeutung der Schrift mehr als in dem genial hingeworfenen Reformationsentwurf in jener an die Spitze geſtellten Kritik der Hierarchie, durch welche die Mauern Roms umgeworfen wurden. Aber das gewaltige Werk der Zerſtörung läuft aus in die Zurückeroberung des Grundrechtes des Chriſten, der Freiheit der Kirche, des göttlichen Rechtes des Staates. —

Luther bedient ſich hier, wie allgemein bekannt, des Bildes von „den drei Mauern der Romaniſten“, „damit ſie ſich bisher geſchützt, daß niemand ſie hat mögen reformieren“. Mit Gottes Hülfe will er ſie umſtoßen: „Nun helf' uns Gott und geb' uns der Poſaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen, daß wir dieſe ſtrohernen und papiernen Mauern auch umblaſen.“ Wir haben es hier aber nur mit dem Niederwerfen der erſten Mauer (d. i. der hierarchiſchen Gewalt überhaupt) zu tun; denn indem ſie fiel, ſtürzte von ſelbſt, was Luther als zweite und dritte Mauer hinſtellt: nämlich die „frevelhaft erdichtete Fabel“, daß der Papſt, der „nicht irren könne im Glauben“, allein Gewalt habe über die Schrift, d. h. allein und ganz nach Gefallen die Heilige Schrift auslegen könne, und die angemaßte Gewalt, der Papſt allein dürfe ein Konzil berufen und er allein verleihe ihm Geltung.

Doch nun zu der erſten Mauer der römiſchen Feſtung! Luther denkt bei ihr an den Grundſatz der Romaniſten: „weltliche Gewalt habe nicht Recht über den Papſt, im Gegenteil: die geiſtliche ſei über die weltliche“. Wir kennen den alten Satz von der Allgewalt des irdiſchen Vize-Gottes. Womit rückt der Reformator gegen dieſe Mauer vor? Mit einer einfachen chriſtlichen Wahrheit, die ihren Grundpfeiler zerſchmettert: das Chriſtentum weiß nichts von der ganzen Unterſcheidung von „geiſtlich“ und „weltlich“, von Prieſter und Laien. „Man hat's erfunden, daß Papſt, Biſchöfe, Prieſter und Kloſtervolk wird der geiſtliche Stand genannt, Fürſten, Herren, Handwerks- und Ackerleut der weltliche Stand.“ Das mittleriſche Prieſtertum iſt eine Verfälſchung der chriſtlichen Religion: „alle Chriſten ſind wahrhaftig geiſtlichen Standes“. Alle ſamt ſind wir ein Körper;



Widder den Sauffteufel / gebeſſert / vnd an vielen örtern gemehret.

Item / Ein Sendbrieff des Helliſchen
Sathans / an die Zutrincker / vor 45.
Jaren zuuor aus gegangen.
Item / Ein Sendbrieff Matthæi Friderichs /
an die Vollen Brůder in Deutſchem Lande.

M. D. LVII.

Wider den Saufteufel.

Titel einer von Matthäus Friderich, Pfarrherrn zu Görentz, im Jahre 1557 herausgegebenen Flugſchrift.

die Taufe, das Evangelium, der Glaube machen uns zum „geiſtlichen“ oder zum „Chriſtenvolk“. In ihm ſind alle gleich, alle Prieſter. Es iſt kein Unterſchied unter ihnen als bloß nach Seiten des Amtes: der eine hat dieſes, der andere jenes Amt. So gibt es allerdings auch ein Amt der Predigt des Wortes Gottes. An ſich kann ein ſog. Laie ſo gut das Wort Gottes verkünden und die Sakramente verwalten wie jeder „Prieſter“. Nur um der Ordnung willen wird beſtimmten Perſonen im Namen der Geſamtheit übertragen, was allen gehört. „Denn, weil wir alle gleich Prieſter ſind, muß ſich niemand ſelbſt herfür tun und ſich unterwinden, ohne unſer Bewilligen und Erwählen das zu tun, deß wir alle gleich Gewalt haben. Denn was gemeinſam iſt, kann niemand ohne der Gemeinde Willen und Befehl an ſich nehmen. Und wo es geſchähe, daß jemand, der zu ſolchem Amt erwählt worden, wegen Mißbrauch desſelben abgeſetzt würde, ſo wäre er gleich als vorhin.“

Wir ſahen früher: in der Kirche des Mittelalters war der Prieſter der Vermittler der göttlichen Gnade, ihr Kanal; und um das ſein zu können, wurde er ſelber durch ein von der Kirche geſchaffenes Sakrament, die Ordination, mit der geheimnisvollen Gnade des Amtes ausgeſtattet, unfehlbar und ein für alle Mal. Es wurde ihm ein Gepräge aufgedrückt, das niemals ausgetilgt werden konnte, er wurde zu einem höheren Weſen geſtempelt, für immer. Und dieſes Prieſtertum war das Fundament des ganzen Baues, von deſſen Zinnen das päpſtliche Banner mit den Schlüſſeln St. Peters und der dreifachen Krone darüber flatterte. Mit all der Herrlichkeit war es nun plötzlich vorbei. Ein Sprengſchuß war gefallen von vernichtender Wirkung, wie ihn auf phyſiſchem Gebiete das 16. Jahrhundert noch nicht kannte. Zertrümmert war jener Grundſtein, und was darauf ſtand, mußte fallen. Mit dem Prieſter ſtürzte der Papſt.

Hier tritt die ganze Weite des Abſtandes der Reformation Martin Luthers von allen Reformverſuchen des Mittelalters klar zutage. Man hatte wohl die Macht des Papſtes beſchneiden wollen, die meiſten ſo, daß es ihm nicht wehe getan hätte, und kaum der Kühnſte hatte ſich zu dem Gedanken erhoben, das Papſttum ſei überhaupt entbehrlich. Die Wurzel, aus der es immer wieder aufſchießen mußte, das Prieſtertum, hatten alle miteinander unberührt gelaſſen, auch Wiclif.

* * *

Es konnte aber dem Reformator nicht verborgen bleiben, daß ſein Prinzip nicht bloß die Freiheit der Kirche bedeute, ſondern zugleich in ganz anderer Hinſicht der Welt die Freiheit bringe, und gerade die Aufgabe dieſer Schrift nötigte ihn, es auch nach dieſer Seite hin ſofort geltend zu machen.

„Ein Schuſter, ein Schmied, ein Bauer, ein jeglicher hat ſeines Handwerkes Amt, und doch ſind alle gleich geweihte Prieſter, und ein jeder ſoll mit ſeinem Amte den andern nützlich und dienſtlich ſein.“ So gehört auch „das Amt der weltlichen Gewalt“, welche „das Schwert und die Rute in der Hand hat, die Böſen damit zu ſtrafen und die Frommen zu ſchützen“, der chriſtlichen Gemeinde und iſt ihr nützlich. Die Inhaber dieſer Gewalt ſind als Chriſten ſo gut Prieſter wie die Biſchöfe und alle anderen. Überall iſt der einzige Unterſchied die Verſchiedenheit des Amtes. Dieſe Ämter ſtehen aber eines neben dem andern, und ein jedes hat ſeinen eigenen Beruf. Das „geiſtliche“ hat daher nicht über das weltliche zu herrſchen. Vielmehr ſind die Verwalter des geiſtlichen Amtes in allen weltlichen Dingen der Obrigkeit ſo gut unterworfen wie jeder andere. „Darum, dieweil die weltliche Gewalt von Gott geordnet iſt, ſo ſoll man ihr Amt laſſen frei gehen unverhindert durch den ganzen Körper der Chriſtenheit, niemands angeſehen, ſie treffe Papſt, Biſchof, Pfaffen, Mönche, Nonnen oder was es iſt. Wer ſchuldig iſt, der leide.“

Die weltliche Gewalt ſoll alſo, wo es not tut, die „geiſtliche“ ſtrafen. Darin liegt zunächſt, daß der Staat verbunden iſt, keinerlei Übergriffe in ſein Gebiet zu dulden und ſeine Untertanen gegen römiſchen Zwang und Geiz zu ſchützen. So fordert Luther unter anderm eine Verordnung, daß keine weltliche Sache nach Rom gezogen werde, anſtatt daheim von den ordentlichen Gerichten entſchieden zu werden; desgleichen ein kaiſerliches Geſetz, daß kein Biſchof ſeine Beſtätigung in Rom holen dürfe; und ebenſo wünſcht er, „daß Fürſt, Adel, Stadt bei ihren Untertanen friſch verbiete“, die ſog. Jahrgelder, die „zu Schaden und Schanden der ganzen deutſchen Nation“ ausſchlagen, an den Papſt zu zahlen.

Erasmus von Rotterdam

Gemälde von Hans Holbein d. J.
(1497-1543) im Louvre Paris

Eraſmus von Rotterdam

Gemälde von Hans Holbein d. J.
(1497-1543) im Louvre Paris

Indeſſen die Aufgabe der Obrigkeit, die ein „Glied des chriſtlichen Körpers iſt“, reicht noch weiter. Sie muß bei der gegenwärtigen Notlage der Chriſtenheit zur Reformation der Kirche mitwirken. Wenn ein Glied des Körpers leidet, muß ein jedes, das es vermag, ihm zu Hülfe kommen. „Einem jeden Chriſten gebühret es, daß er ſich“ (nach ſeinem „gläubigen Verſtand der Schrift“) „des Glaubens annehme, ihn zu verfechten“ — zumal gegen ein „regierendes Glied“, welches als ſolches ſo großen Schaden ſtiftet. „Wo es die Not fordert, ſoll dazu tun, wer es am erſten kann, als ein treu Glied des ganzen Körpers, daß ein recht frei Konzil werde, was niemand ſo wohl vermag als das weltliche Schwert, ſonderlich dieweil ſie nun auch Mitchriſten ſind, Mitprieſter, mitgeiſtlich, mitmächtig in allen Dingen.“

Hier haben wir den Grund, weshalb Luther überhaupt mit ſeinem Aufruf ſich an den deutſchen ‚Adel‘ gewendet hat, den Kaiſer und die Fürſten an ſeiner Spitze (denn an den Adel in dieſem weiteſten Sinne hat er gedacht, nicht aber, wie man ihn oft mißverſtanden hat, etwa nur an die Reichsritterſchaft). Von der Geiſtlichkeit, der „es billiger gebührte“, iſt keine Beſſerung zu erwarten. Das hatte er auch ſchon in einer wichtigen Schrift, die im Mai unter die Preſſe gekommen war („Von dem Papſttum zu Rom“), ausgeſprochen, und ſchon damals hatte er hinzugefügt, es ſei „keine Hoffnung mehr auf Erden denn bei der weltlichen Gewalt“: „Könige, Fürſten und aller Adel“ müßten „dazu tun“. Und ſo erklärt er es auch hier für eine Pflicht des „Laienſtandes, der Kirche zu helfen“. Die zuſtändigen Gewalten, „das junge edle Blut“ Kaiſer Carolus, den er in einem der Schrift vorgedruckten Briefe für das große Werk zu gewinnen ſucht, die Fürſten, der Adel und die ſtädtiſchen Obrigkeiten, ſollen für „des chriſtlichen Standes Beſſerung“ eintreten — und zwar in doppelter Weiſe: indem ſie, ſoweit ihr obrigkeitlicher Beruf das mit ſich bringt, unmittelbar von ſich aus eingreifen, im übrigen aber, ein jeder an ſeinem Teile, zur Einberufung eines freien Konzils wirken (nicht eines päpſtlichen, „das uns nur durch Larven und Spiegelfechterei betrügt“). Deshalb ſind die einzelnen Beſſerungsvorſchläge, welche die Schrift bringt, zum großen Teil nichts anderes als eine Liſte von Stücken, die auf die Tagesordnung des Konzils zu ſetzen wären.

Luthers Satz vom allgemeinen Prieſtertum, der ihm die Möglichkeit eines freien Konzils vor Augen zauberte, ſetzte freilich zugleich eine freie, d. h. ganz neue Kirche voraus, welche die Unabhängigkeit ſeines Glaubens ohnehin forderte — und auch ſie hatte er bereits in jener Schrift „Von dem Papſttum zu Rom“ in kräftigen Strichen kecken Mutes gezeichnet: Die Chriſtenheit iſt nicht eine äußere Gemeinſchaft mit einer beſtimmten Verfaſſung und einem ſichtbaren Haupte wie die an Rom gebundene Kirche, ſondern ſie iſt überall da, wo „innerlich der Glaube iſt“, ſomit „eine geiſtliche Verſammlung“ der Seelen in Einem Glauben, „ſo daß die eigentliche, rechte, weſentliche Chriſtenheit im Geiſte ſteht und in keinem äußerlichen Ding.“

Erſt dieſe Kirche konnte Gott geben was Gottes iſt und dem Kaiſer was des Kaiſers iſt.

Welche Anſtrengungen hatten es ſich doch Kaiſer und Könige koſten laſſen, die Oberhoheit der geiſtlichen Gewalt abzuſchütteln, und mit welchem Ernſt hatten ſie für den Staat ſein eigenes Recht gefordert. Aber immer hatten ſie vor der Unmöglichkeit geſtanden, den Anſpruch wirkſam zu begründen. So lange der „weltlichen“ Gewalt die „geiſtliche“ gegenüberſtand, war der Kampf ein ungleicher. Von dem erzgepanzerten Schilde der Kirche prallten alle Geſchoſſe ab. Denn auf ihrer Seite war das göttliche Recht, der Staat war doch nur ein Stück der ſündigen Welt. Himmliſches und Irdiſches ſtritten miteinander.

Erſt Luther hat dem Staate ſein „göttliches“ Recht zurückgegeben und es auf einer unanfechtbaren Grundlage auferbaut. Die Religion, von deren Zerrbild es ihm geraubt war, konnte ihm in Zukunft nichts mehr anhaben; denn gerade im Namen der Religion, der echten, nur ſich ſelbſt wollenden, wurde die Ehre des Staates hier zurückgefordert.

Inſofern iſt Luther der Begründer des modernen Staates, der es weiß, daß er die Rechte ſeiner Hoheit von keiner Kirche ſich gewähren, von keiner ſich ſchmälern laſſen darf; und inſofern reicht der Einfluß des Wittenberger Recken weit über das Gebiet des Proteſtantismus hinaus. —

Es iſt klar, ſetzten die Ideen dieſer Schrift ſich durch, ſo mußte eine Umwälzung von Grund aus erfolgen: die kirchliche zog unmittelbar die politiſche nach ſich, und auch auf dem Gebiete des ſozialen Lebens konnten die Folgen nicht ausbleiben.

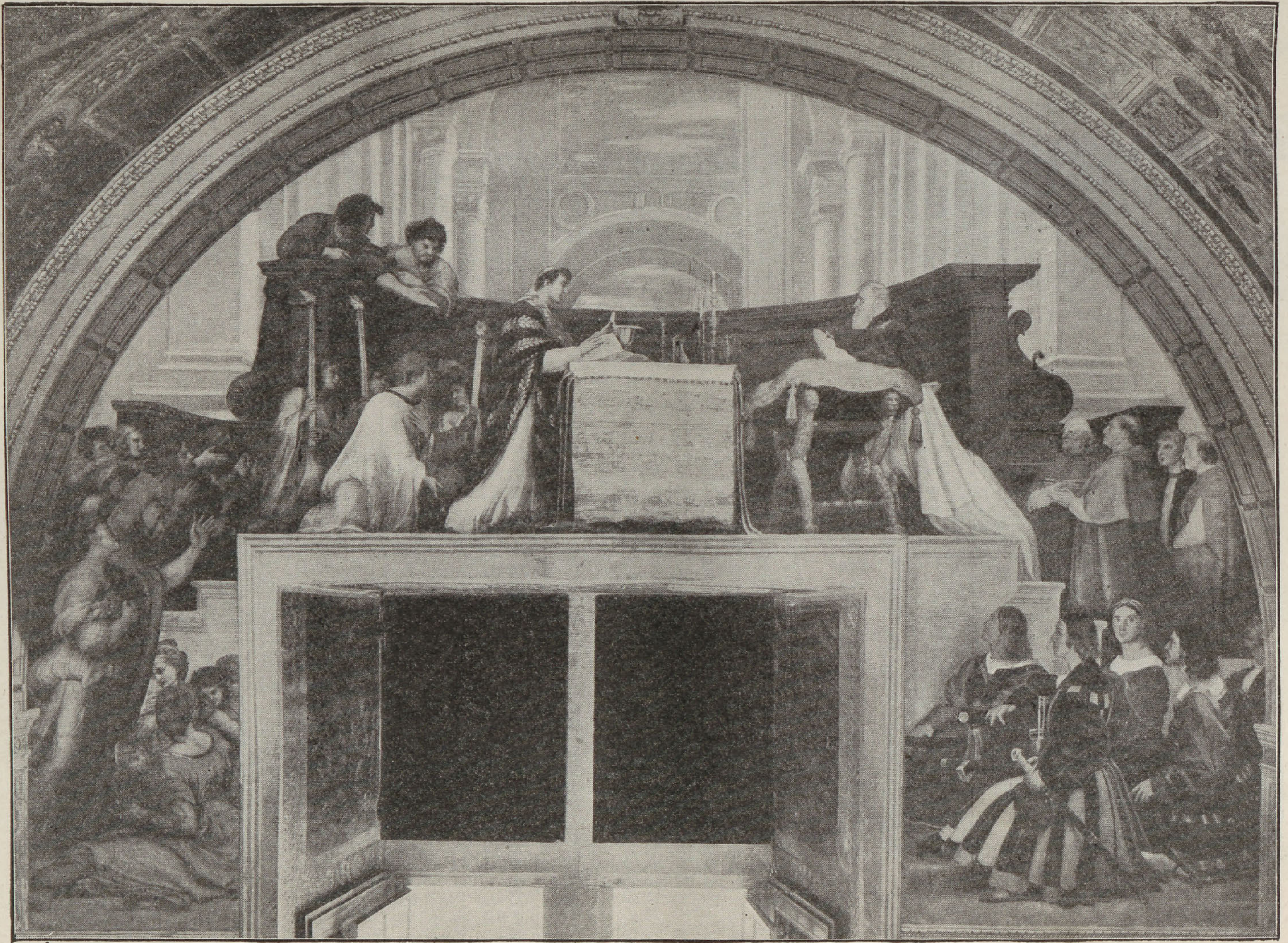
Sein oberſtes Prinzip, das, was das Innerſte ſeiner Überzeugung ausmachte, und was zu alle dem den Anſtoß gab, hatte Luther in dieſer kriegeriſchen Schrift nur ſchwach als Hintergrund angedeutet. Aber ſchon einige Monate früher hatte er in einer großen, ebenfalls für die Laienwelt beſtimmten Schrift Art und Kraft des evangeliſchen Glaubens mit der ihm eigenen Gewalt des Gedankens und der Sprache geſchildert. Es iſt die bereits beiläufig erwähnte Schrift „Von den guten Werken“, deren Vollendung in den Mai des Jahres 1520 fällt. Niemals iſt der Reformator ſchöpferiſcher geweſen als in den Monaten vom Frühling bis zum Herbſt dieſes Jahres, zu jener Zeit, wo die dunkle Wolke des Bannes über ſeinem Haupte hing, um ſich dann mitten während ſeiner ſchaffensfrohen Tätigkeit zu entladen. Wir können mindeſtens vier große reformatoriſche Hauptſchriften dieſes Jahres zählen und laſſen dabei gar manches für die Reformation Wichtige, was ſeiner nie ruhenden Feder entſtrömte, beiſeite. Auf die Schrift „An den Adel“ folgte ein zweiter gleich mächtiger Vorſtoß in der (lateiniſch verfaßten) gelehrten Streitſchrift „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche“, und an dieſe ſchloß ſich die ſowohl deutſch wie lateiniſch erſcheinende Schrift „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“, ein wunderbares Büchlein! Indem es das hohe Lied von der Herrlichkeit des evangeliſchen Chriſtentums, des ſich zu Gott emporſchwingenden Glaubens und der ſich zum Nächſten herablaſſenden Liebe, ſang, legte es ohne allen Zorn und Streit, als wäre Luther aus dem Getümmel des weltgeſchichtlichen Kampfes plötzlich in eine Oaſe himmliſcher Ruhe und ſeligen Friedens entrückt, auf ein paar Blättern, wie er an Papſt Leo ſchrieb, „die ganze Summe des chriſtlichen Lebens“ dar: in der Tonart einer Frömmigkeit, die zart und innig, mannhaft und kühn, frei und fröhlich zugleich war.

Das Bild des Reformators, welches dieſes Kapitel entwerfen will, iſt mit Hülfe der von dieſen Schriften bald ausführlich entwickelten, bald nur angedeuteten Gedanken noch um einige nicht unweſentliche Züge zu bereichern.

In ſeiner Schrift „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche“ denkt Luther zumeiſt an jene Knechtſchaft, in welcher der mittelalterliche Chriſt von der Kirche durch die Feſſeln ihrer ſakramentalen Segnungen gehalten wurde, durch dieſes Netz, das, wie wir früher ſahen, ſein ganzes Leben umſpannte. Gegenſtand des Angriffes iſt hier daher das geſamte Syſtem der Sakramente, ihr Mißbrauch in der Praxis ſowohl wie das falſche Dogma von ihnen. Gegen beide konnte Luther mit Leichtigkeit die Heilige Schrift ins Feld führen. Im übrigen zog er auch hier einfach eine Folgerung ſeines Glaubensbegriffes und verſetzte damit der Hierarchie nicht minder tödliche Streiche, als wie er ſie in der Schrift „An den Adel“ geführt hatte.

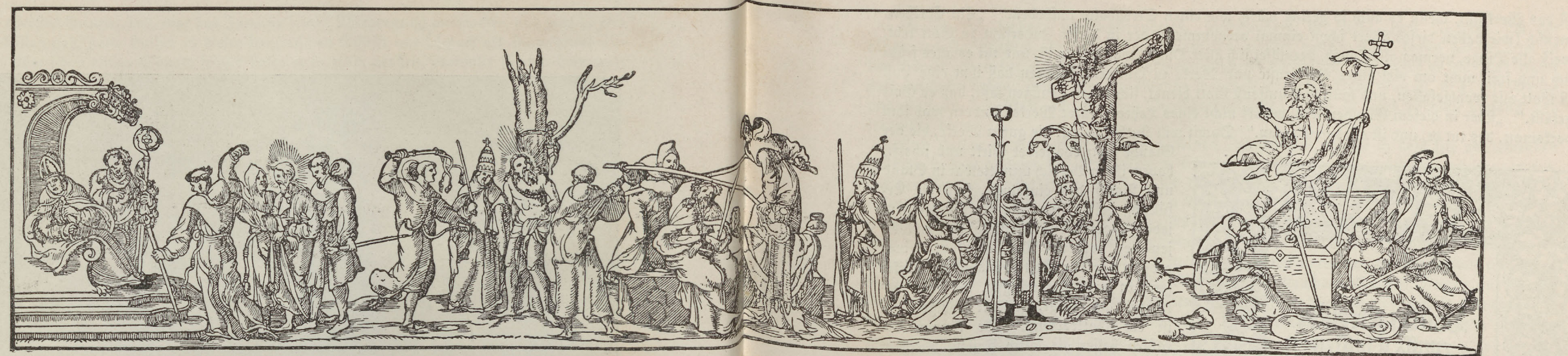
Und wiederum griff er das Übel an der Wurzel an. Denn er warf die ganze bisher angenommene Weiſe der Wirkſamkeit der Sakramente über den Haufen. Eine Art von höherer Naturkraft ſollte durch ſie in den Menſchen einſtrömen und in ihm wirken, was ihn zum ewigen Leben befähigte, ohne daß durch Empfang der Sakramente eine irgendwie tiefer gehende Wirkung auf das Bewußtſein ausgeübt wurde. Dieſes Magiſche der Wirkung wurde jetzt abgeſtreift: ein Sakrament kann nie wie ein Zaubermittel wirken. Die Sakramente — dies die neue von Luther vertretene Anſchauung — ſind Zeichen der göttlichen Huld, bei denen die Hauptſache das Wort der Gnadenverheißung iſt. Am Worte iſt mehr gelegen als am Zeichen, das nur die Bedeutung einer lebhaften Vergegenwärtigung des erſteren hat. Das Zeichen (d. h. das Sakrament) könnte daher zur Not entbehrt werden, nicht aber das Wort. Deshalb verlangt aber auch das Sakrament auf ſeiten des Empfängers Vertrauen zu Gott, Glauben. An letzteren, an dieſe bereits vorhandene Kindesſtellung des einzelnen zu Gott, iſt ſomit die Wirkſamkeit des Sakramentes gebunden. Nur der Gläubige kann ſeines Segens teilhaft werden („Soviel du glaubſt, ſoviel haſt du“), und dieſer ſelbſt kann nie etwas anderes ſein als die Steigerung jener Geſinnung des Vertrauens und ihre Ausſtattung mit neuer Kraft.

Gleichwie jene des Chriſtentums unwürdige Vorſtellung von der Zauberkraft der Sakramente zerſtört wird, ſo ſtößt Luther auch ihre Siebenzahl um, durch den einfachen Nachweis, daß von der Mehrzahl derſelben ſein Neues Teſtament nichts weiß. Das merkwürdigſte dieſer von der Kirche des Mittelalters aus freier Hand erfundenen Sakramente, die Ehe, iſt ſogar ſo alt wie die Welt und beſteht bei den Heiden ſo gut wie in der Chriſtenheit. Und wie iſt nun vollends „dieſe von Gott eingeſetzte Lebensweiſe durch gottloſe Geſetze verſtrickt und zum Spielball der Willkür gemacht“! Luther ſchüttet hier die Schale ſeines Zornes aus über den „Frevel der römiſchen Tyrannen“, „die



Die Meſſe von Bolſena.

Fresko Raffaels in den Stanzen des Vatikans zu Rom.



Chriſtus wird von Pfaffen gegeißelt und ans Kreuz geſchlagen.

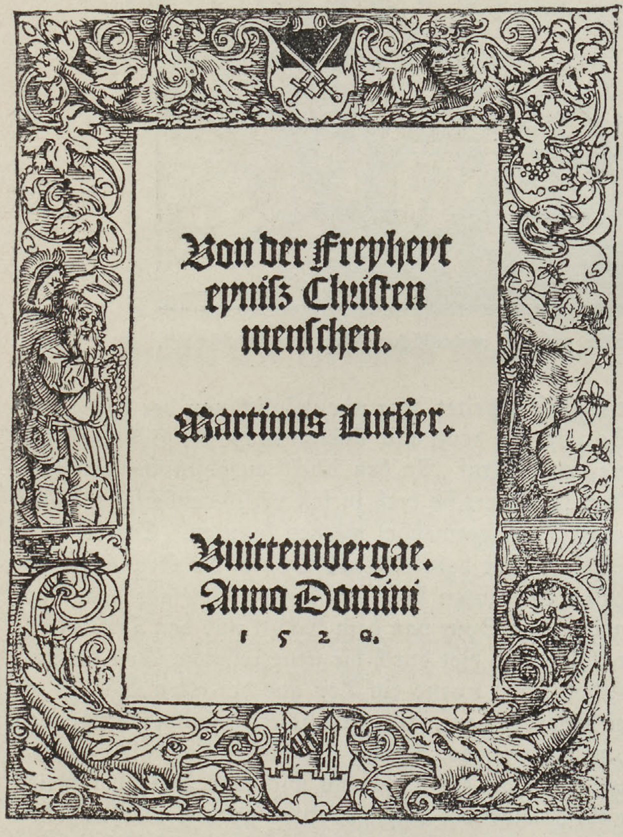
Holzſchnitt aus dem Reformationszeitalter auf das unchriſtliche Leben der Geiſtlichkeit.

ganz nach ihrem Gefallen die Ehe zerreißen und wieder zuſammenzwingen“. Hier das Verbieten der Heiraten durch die nichtigſten „Ehehinderniſſe“, dort ihre Kunſt, mit ihrer Hülfe rechtmäßige Ehen zu ſcheiden — alles nur, damit die „römiſchen Krämer ihre Goldnetze und Seelenſchlingen“ auswerfen können. Allein den Höhepunkt erreicht der verzehrende Eifer des Reformators erſt, indem er den ſchändlichen Mißbrauch aufdeckt, den die Kirche mannigfach mit dem Vermächtnis des Herrn, dem Sakrament des heiligen Abendmahls, treibt. Es iſt ein dreifacher: die „Verletzung der Majeſtät des Evangeliums“, daß die Kirche den Laien den Kelch entzogen hat, der doch allen gegeben iſt; die Tyrannei, zu einem Glaubensartikel zu ſtempeln, was doch nur „eine abenteuerliche Traumphantaſie“ iſt, von der man zwölf Jahrhunderte lang nichts gewußt hat, daß nämlich Brot und Wein im Sakramente der Subſtanz nach in Leib und Blut Chriſti verwandelt werden; endlich das größte Ärgernis von allen, daß das Abendmahl in der Meſſe zu einem Opfer für Lebendige und Tote gemacht iſt. Er weiß wohl, welches Wagnis es iſt, die Verwandlungslehre in Zweifel zu ziehen, und welche „ſchwierige, vielleicht unmögliche Sache“ er angreift, wenn er das Meßopfer, das im Mittelpunkt des ganzen katholiſchen Kultus ſteht, und „daran die ganze Nahrung der Prieſter und Mönche hangt“, zu beſeitigen unternimmt. Denn „durch einen Jahrhunderte alten Brauch befeſtigt und ganz allgemein gebilligt, iſt dieſer Mißbrauch ſo tief eingewurzelt, daß es nötig iſt, den größeren Teil der Bücher, die jetzt gäng und gäbe ſind, und faſt die ganze äußere Geſtalt der Kirche zu verändern und eine ganz andere Art von Gebräuchen einzuführen oder vielmehr wiederherzuſtellen“. Und dazu ſind auf dieſe Meſſen die „fetteſten“ Einnahmen ſo vieler Kirchen und Klöſter gegründet! „Aber gerade das hat mich getrieben, von der Gefangenſchaft der Kirche zu ſchreiben: denn ſo iſt das verehrungswürdige Teſtament Gottes in den knechtiſchen Dienſt des ſchnödeſten Gewinnes gezwungen worden“.

Wiederum eine radikale Umwälzung, zu der hier in klarer Erkenntnis ihrer Tragweite der Anſtoß gegeben wird! Der wirtſchaftliche Ruin ſo vieler kirchlicher Inſtitute war das Geringſte dabei. Denn wieder war hier die Macht der Kirche mitten ins Herz getroffen: die hierarchiſche Anmaßung, daß nur den „Geweihten“ der Kelch gebühre, war zurückgewieſen; gebrochen die Schöpferkraft der Kirche, die, ſo oft es ihr gefällt, durch das Tun ihrer von göttlicher Glorie umſtrahlten Prieſter aus vergänglichen Elementen den Leib des Herrn ins Daſein ruft; vom Altar geſtoßen das „Sühnopfer“, das der Prieſter zur Erlöſung der armen Seelen im Fegefeuer oder auch für große und kleine Nöte derer, die ihn für das eine wie für das andere geworben, darbringt. War früher der Prieſter gefallen, ſo ſank jetzt das Hauptſtück ſeiner Mittlerſchaft in den Staub. Denn Prieſter und Opfer gehören zuſammen.

Das Werk der Zerſtörung, an dem dieſe Schrift arbeitet, war nur möglich von der feſten religiöſen Stellung aus, die Luther einnahm. So zeigt ſich denn auch überall in ihr die Sicherheit des neuen Beſitzes. Und wenn ſie auch nicht wie der Weckruf „An den Adel“ ausgeſprochenermaßen mit dem Niederreißen das Aufbauen verbindet, ſo fördert ſie doch in faſt verſchwenderiſcher Fülle Steine zutage, die ohne weiteres zu dem neuen Baue verwendet werden konnten. Stärker aber als in dieſen beiden Schriften tritt der den Reformator beherrſchende Drang, die Grundlage für einen ſolchen aufzuführen, in der Schrift „Von den guten Werken“ hervor, und gar das Buch „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“ zeigt keine Spur von dem Schutt und den Trümmern, die das Evangelium aufhäufen mußte. Der Leſer wird hier durch die neue religiöſe Welt geführt, die ſo ruhig und in ſich abgeſchloſſen daliegt, daß kaum irgend ein Ton aus der alten Welt zu ihr hinüberdringt. Wir müſſen zum Schluß bei dieſen beiden, im weſentlichen zuſammenklingenden Schriften noch aus dem Grunde verweilen, weil ſie etwas, worauf wir bisher noch nicht geführt ſind, in deutlichen Umriſſen vor uns auftauchen laſſen, ein ungemein wichtiges Stück der neuen Weltanſchauung, was ſich binnen kurzem in einſchneidender Weiſe praktiſch geltend machen ſollte. Denn es hat in erheblichem Maße beigetragen zur Umgeſtaltung des geſamten geſellſchaftlichen Lebens. Es iſt das neue, evangeliſche Lebensideal, die ſpezifiſche Art der evangeliſchen Sittlichkeit, welche aus der vom Dunſt und Nebel des Kloſters bedeckten Erde einen Garten pflichtfroher und weltfreudiger Arbeit gemacht hat. Zwar dürfen wir auch hier nicht erwarten, daß ſich dieſe Umwandlung wie mit einem Schlage vollzogen habe. Noch manches Überbleibſel von dem alten Ideal weltabgewandter Frömmigkeit hat eine Zeit lang nachgewirkt (auch in Luther ſelbſt). Aber was hatte das zu bedeuten? Das neue Prinzip war gefunden! Kann man an dem Anbruch des Tages zweifeln, wenn blendender Sonnenglanz die ragenden Berge und das flache Feld überflutet und nur hier und da eine Schlucht ſich nicht von ihm durchleuchten läßt?

Nicht „ſonderlicher Heiligkeit“ iſt nachzulaufen, durch Wallfahrten, ins Kloſter gehen, die „Welt“ fliehen, auch nicht durch Vollbringen der von der Kirche vorgeſchriebenen guten Werke, wie Schenkungen zu frommen Zwecken oder Almoſen, mit denen man ſich ſelber dienen will. „Wenn du die Leute frageſt, ob ſie das auch für gute Werke halten, wenn ſie ihr Handwerk arbeiten, gehen, ſtehen, eſſen, trinken, ſchlafen und allerlei Werk tun zu des Leibes Nahrung oder gemeinem Nutz, und ob ſie glauben, daß Gott ein Wohlgefallen darinnen über ſie habe, ſo wirſt du finden, daß ſie nein ſagen und die guten Werke ſo enge ſpannen, daß ſie nur in Beten in der Kirche, in Faſten und Almoſen beſtehen; die andern achten ſie als vergeblich, daran Gott nichts gelegen ſei.“ Dagegen iſt die Regel aufzuſtellen, mit deren Hülfe „ein jeder merken und fühlen kann, wann er Gutes und nicht Gutes tut“: „findet er ſein Herz in der Zuverſicht, daß ſein Tun Gott gefalle, ſo iſt das Werk gut, wenn es auch ſo gering wäre, wie einen Strohhalm aufheben." „Ein Chriſtenmenſch (wir haben dieſes Wort ſchon einmal vernommen), der in dieſer Zuverſicht zu Gott lebt, weiß alle Dinge, vermag alle Dinge, vermiſſet ſich aller Dinge, was zu tun iſt, und tut es alles fröhlich und frei, nicht um viel guter Verdienſte und Werke zu ſammeln, ſondern daß ihm eine Luſt iſt Gott alſo wohlgefallen, und lauterlich umſonſt Gott dienet, ſich daran genügen läßt, daß es Gott gefällt." „Wer in dieſem Glauben lebt, bedarf nicht eines Lehrers guter Werke, ſondern was ihm vorkommt, das tut er, und iſt alles wohlgetan." Damit will Luther ſagen: die guten Werke, die der Glaube ganz von ſelber wirkt und ſchafft, haben ihren Bereich unmittelbar in Stand und Beruf des einzelnen, ſind die Erfüllung deſſen, was die von Gott einem jeden angewieſene Stellung in der Welt jeweilen fordert. Da bedarf es keiner großen vor der Welt prangenden Werke, ſondern das Allergeringſte, was der Beruf mit ſich bringt, iſt Gott wohlgefällig, iſt ein Gottesdienſt. So können die Eltern beſſer als durch Faſten, Kirchenbauen, Beobachtung aller der kirchlichen Zeremonien „ihre Seligkeit erlangen" durch die einfache Erfüllung ihrer Elternpflicht: „So ſie ihre Kinder zu Gottes Dienſt recht erziehen, haben ſie fürwahr beide Hände voll guter Werke vor ſich. Denn was ſind hier die Hungrigen, Durſtenden, Nackten, Gefangenen, Kranken, Fremdlinge als deiner eigenen Kinder Seelen? mit welchen dir Gott aus deinem Haus ein Spital macht und dich ihnen zum Spitelmeiſter ſetzet, daß du ihrer warten ſollſt, ſie ſpeiſen und tränken mit guten Worten und Werken, daß ſie lernen Gott trauen, glauben und fürchten und ihre Hoffnung auf ihn ſetzen, daß ſie zeitlich Ding lernen verachten, Unglück ſanfte tragen und den Tod nicht fürchten, dies Leben nicht liebhaben. Siehe, welche große Lektion das iſt, wie viel du habeſt guter Werke vor dir in deinem Haus, an deinem Kind, das ſolcher Dinge aller bedarf. O wie eine ſelige Ehe und Haus wäre das, wo ſolche Eltern innen wären! Fürwahr, es wäre eine rechte Kirche, ein auserwählt Kloſter, ja ein Paradies."



Von der Freyheyt
eyniſz Chriſten
menſchen.

Martinus Luther.

Vuittembergae.
Anno Domini
1520.

Verkleinerte Wiedergabe des Titelblattes zu Luthers Schrift: Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen. Wittenberg 1520.

Alles dieſes leſen wir in der Schrift „Von den guten Werken".

Weil Luther ſich feſt und ſicher in Gottes Huld geborgen wußte für dieſes und für jenes Leben, ſtand er zugleich ſo feſt mit beiden Füßen auf dieſer Erde. Keine Hölle und kein Fegefeuer vermochte ihn zu ſchrecken. Gott hat ſeinen Kindern keine Strafen vorbehalten, die durch mühſeliges Ringen, durch quäleriſche Genugtuungen, durch Arbeiten angeblicher Frömmigkeit dem ſtrengen Richter abgekauft werden müßten. Aus dem Herzen geſprochen war ihm das Wort des „Predigers" des Alten Bundes, das er im Zuſammenhang mit einem der vorhin mitgeteilten Sätze anführt: „Gang hin fröhlich, iß und trink und wiſſe, daß deine Werke gefallen Gott wohl. Alle Zeit laß dein Kleid weiß ſein, und das Öl laß deinem Haupte nimmermehr gebrechen. Genieße des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb haſt, ſo lange du dein eitles (d. h. flüchtiges) Leben haſt, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat" (Prediger Salomon. 9, 7—9).

Es iſt ein frohes, ſchaffensfreudiges, insbeſondere in Liebe zum Nächſten ſich betätigendes Chriſtentum, was das Evangelium ihn gelehrt hatte. Eben dieſes hat er auch in der Schrift „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“ verkündet. Da feiert er als „das wahrhaft chriſtliche Leben“ jenes, wo „der Glaube wahrhaft durch die Liebe tätig iſt, d. h. mit Freude und Luſt an das Werk der freieſten Dienſtbarkeit geht, indem er dem anderen umſonſt und freiwillig dient“.

Und Luther iſt nicht müde geworden, ſeinen Zeitgenoſſen, welche in dem ſich abhärmenden Mönche, in dem eheloſen Prieſter Heilige zu erblicken gewohnt waren, immer aufs neue zuzurufen, daß der Glaube, das Vertrauen zu Gott, ſich bewähren ſoll gerade im Leben des bürgerlichen Berufes, nur hier ſich bewähren kann, nur im Verkehr mit der Welt, nicht wenn man ſich aus ihr flüchtet, all ihren Verſuchungen, Sorgen, Mühen, Aufgaben feige zu entrinnen verſucht, und daß Gott dienen heißt, ihm in ſeinem Nächſten dienen: „Heißt das Gott dienen: in einen Winkel kriechen, niemand raten noch helfen? Wer Gott dienen will, der ſoll unter den Leuten bleiben und ihnen dienen, womit er kann.“ „Du haſt Weib, Kind, Geſind, Nachbarn, Fürſten, Herren und allerlei Stände; da findeſt du zu ſchaffen genug, da diene Gott.“ Folgte die Welt dieſem Rate, dann brauchte keiner mehr am Ende ſeiner Tage zu fürchten, er ſei „in einem verdammlichen Stande“ geweſen und müſſe jetzt anfangen, auf beſondere Weiſe Gott zu dienen.

So hat Luther den irdiſchen Beruf erſt wieder zu Ehren gebracht, die Arbeit, auch die unſcheinbarſte, geadelt, jedem in ſeinem Stand die Freudigkeit und den inneren Genuß treuer Pflichterfüllung wiedergeſchenkt. Man kann auch ſagen: er hat den Menſchen dem Diesſeits wiedergegeben, die Berechtigung und Freiheit des weltlichen Lebens gerettet.

Niemand kann die Bedeutung dieſes Momentes verkennen. Denn wie augenfällig unterſcheidet ſich doch gerade hierdurch die moderne Zeit von dem Mittelalter!

Wenn wir als ein Merkmal des modernen Menſchen die Entwickelung des individuellen Lebens in ihm betrachten, ſo iſt auch dieſes, deſſen Aufkeimen in den letzten Jahrhunderten vor der Reformation wir früher beobachtet haben, erſt durch Luther zum Wachstum und zur Blüte gebracht. Es gilt das zunächſt freilich nur von der individuellen Frömmigkeit, mittelbar aber von dem Individualismus überhaupt. Denn wo immer in der Tiefe des Weſens, dort wo die Wurzeln des religiöſen und ſittlichen Empfindens liegen, aufgeräumt iſt mit dem Inſtinkt der Maſſe, dem Führer zu folgen, dort iſt der Boden bereitet, in welchem auch das übrige Geiſtesleben, unter günſtigen Umſtänden, ſich in perſönlicher Eigenart zu entfalten vermag. Dieſe Herausbildung eines individuellen Kernes, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, konnte aber dank der Einfachheit der religiöſen Verkündigung Luthers in den weiteſten und breiteſten Schichten des Volkes ſich vollziehen; auch in jenen, welche für die Einwirkung der Renaiſſance und des Humanismus, die nur einer winzigen Auswahl Bevorzugter zu gute kommen konnten, unerreichbar blieben und großenteils ſelbſt heute noch für keine Philoſophie, für keine Wiſſenſchaft überhaupt zugänglich ſind.

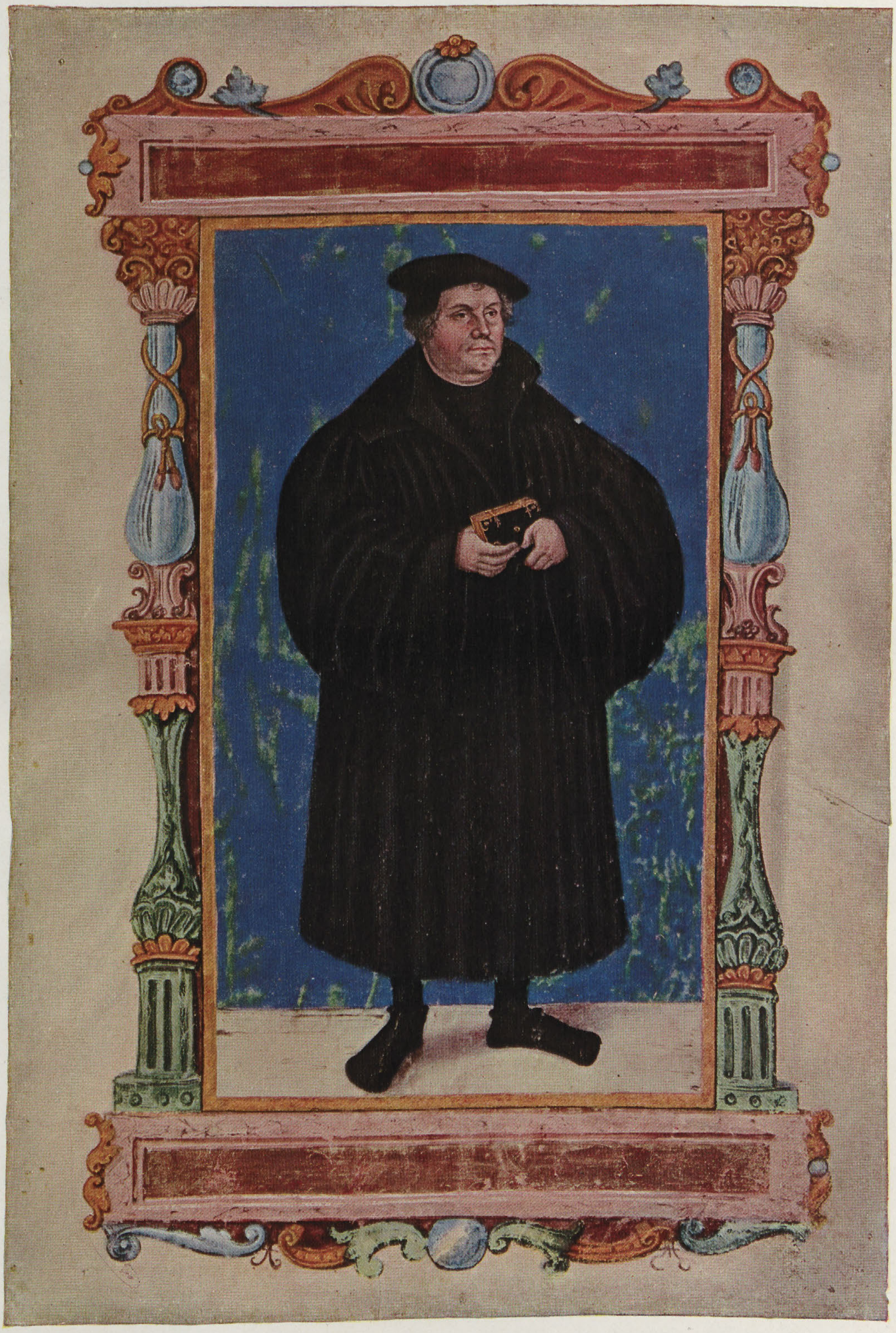
Daß aber die Frömmigkeit Luthers ihrer Natur nach eine durchaus individuelle war, liegt klar zu Tage. Erinnern wir uns nur: ein jeder wird perſönlich für ſein Heil verantwortlich gemacht. Ganz allein auf ſich ſelbſt iſt da ein jedes Menſchenleben geſtellt. Andere können wohl in mannigfacher Weiſe hülfreiche Hand leiſten: durch das Vorbild ihrer Perſönlichkeit, durch manches Wort des Zuſpruches. Aber nicht Nachſprechen tut es, nicht ſich Vorſchriften machen laſſen, nicht Unterwerfung unter eine von außen herantretende Autorität. Jede falſche Sicherheit, welche die Kirche, ſich als ſeligmachende gebend, gewährt hatte, iſt zerſtört. Gewiß ſein muß ein jeder in ſeinem Inneren. Und dieſe Gewißheit muß nach Luther erworben werden in Augenblicken der tiefſten Einſamkeit, wo die ganze Welt wie ausgelöſcht iſt, und die Seele ſich einzig ihrem Gott gegenüber ſieht und, in Erkenntnis ihrer Unkraft, von ſich aus alles das, was Gott widerſpricht, in ſich zu ertöten, ihm, ſeiner vergebenden Zuſage, ſeinem Worte ſich zuwendet, um ſo die Ruhe, den Frieden zu finden. In dieſem Sinne ſagt Luther in der Schrift „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“: „So müſſen wir nun gewiß ſein, daß die Seele kann alles Dinges entbehren ohn’ des Wortes

Gottes, und ohn' das Wort Gottes iſt ihr mit keinem Ding beholfen. Wo ſie aber das Wort hat, ſo darf ſie auch keines andern Dinges mehr; ſondern ſie hat in dem Worte Genüge, Speiſ', Freud', Fried', Licht, Kunſt, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gut überſchwenglich."

Gewiß iſt ein „Genügen" dieſer Art nicht jedermanns Ding. Aber iſt es darum ſchon Schwärmerei, anſtatt Religion? und zwar ganz perſönliche Religion? die ſtärkſte Entfeſſelung der Perſönlichkeit?

Eine Entfeſſelung der Perſönlichkeit hatte auch die Renaiſſance in Italien zu Stande gebracht; und zwar finden wir hier, um mit Jakob Burckhardt zu reden, „eine ſchrankenloſe Entwickelung des Individuums". Die Geſchichte weiß, in welcher furchtbaren Weiſe ſich dieſer Individualismus, der nirgends ein hinreichendes Gegengewicht fand, entladen hat: in jenen entſetzlichen Geſtalten der Ausgeburt eines Egoismus, welcher den Nebenmenſchen erbarmungslos, wenn nicht gar mit einer Art von grauſamem Genuß unter die Füße trat, ja in jenem Frevelſinn von „Menſchen abſoluter Ruchloſigkeit, bei welchen das Verbrechen auftrat um des Verbrechens willen". Recht und Sitte, Haus, Geſellſchaft, Staat waren, wenn dieſer Individualismus allgemein wurde, dem Untergang verfallen. Hört der religiöſe Individualismus Luthers etwa auf, ein Gut zu ſein, weil er von einer Schrankenloſigkeit dieſer Art nichts weiß? weil er das Evangelium der Nächſtenliebe kennt? „Der Menſch", ſo heißt es wiederum in der Schrift „Von der Freiheit", „lebt nicht allein, ſondern unter andern Menſchen auf Erden, und alle unſere Werke ſollen auf das Beſte des Nächſten gerichtet ſein. Gottes Güter müſſen aus einem in den anderen fließen und gemein werden, daß ein jeglicher ſich ſeines Nächſten alſo annehme, als wäre er's ſelbſt."

Die Schrift „Von der Freiheit" ſtammt aus den nächſten Wochen nach der Veröffentlichung der Bannbulle durch Johann Eck als päpſtlichen Nuntius. Luther hat ſein „kleines Büchle" Papſt Leo X. zugeſchrieben, mit einem öffentlichen Sendbrief an ihn an der Spitze. Hiermit hatte es eine ſonderbare Bewandtnis. Noch immer machte ſich in Sachſen jener Sendbote des Papſtes, Karl von Miltitz, unnütz, der vor zwei Jahren mit der für den Kurfürſten Friedrich beſtimmten goldenen Roſe nach Deutſchland geſchickt war. Ein zuchtloſer Geſell, hatte er, während ſeinem Herrn und Gebieter die Kaiſerwahl zu ſchaffen machte, auf eigene Fauſt ſich an dem Handel Luthers verſucht und konnte ſelbſt jetzt ſeine Hand nicht aus dem Spiele laſſen. Der Höfling nahm den Schein an, als halte er eine Zurücknahme der Bulle für durchaus nicht unmöglich, wenn nur der Papſt richtig über die Sache aufgeklärt würde. Er ſuchte es bei Luther durchzuſetzen, daß er in einem Briefe den ganzen Handel darlegte und dem Heiligen Vater die Verſicherung gäbe, niemals einen Angriff auf ſeine Perſon im Sinne gehabt zu haben. Dieſe Erklärung glaubte Luther mit gutem Gewiſſen abgeben zu können, da er ja immer nur den römiſchen Stuhl bekämpft habe, der auch bei dieſer Gelegenheit nach Gebühr bedacht werden ſolle. Daran läßt es der Brief wahrlich nicht fehlen. Hier einige Proben. Nachdem der ſo arg Bedrängte ſeine Bitte vorgebracht, der Papſt wolle „ihn gewiß für den halten, der wider ſeine Perſon nie nichts Böſes vorgenommen, und der alſo geſinnet ſei, daß er ihm wünſche und gönne das Allerbeſte," geſteht er: „Das iſt aber wahr, ich hab' friſch angetaſtet den römiſchen Stuhl, den man nennet römiſchen Hof, von dem du ſelbſt und jedermann auf Erden bekennen muß, daß er ſei ärger und ſchändlicher, denn je kein Sodom, Gomorra und Babylon geweſen." „Indeß ſitzeſt du, Heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen und gleichwie Daniel unter den Löwen." Er beklagt den Papſt, von deſſen Wandel er Gutes gehört hat, daß er zu dieſer Zeit Papſt geworden ſei, wo die Krankheit der Arzenei ſpotte: „Der römiſche Stuhl iſt deiner und deines gleichen nicht wert, ſondern der böſe Geiſt ſollte Papſt ſein oder auch ein Judas Iſcharioth!" „O, wollt' Gott, daß du entledigt von der Ehre (wie ſie es nennen, deine allerſchädlichſten Feinde) etwa von einer Pfründe oder deinem väterlichen Erbe dich halten möchteſt." „O du allerunſeligſter Leo, der du ſitzeſt auf dem allerfährlichſten Stuhl, wahrlich, ich ſag' dir die Wahrheit, denn ich gönn dir Gutes." Er beſchwört ihn, ſich nicht betrügen zu laſſen von den Schmeichlern und Heuchlern und „ſüßen Ohrenſingern, die da ſagen, du ſeieſt nicht ein bloßer Menſch, ſondern gemiſcht mit Gott, der alle Ding zu gebieten und zu fordern habe," und daß „aller Könige und Richter Throne von dir Urteil empfaen". „Alſo komm' ich nu, Heiliger Vater Leo, und zu deinen

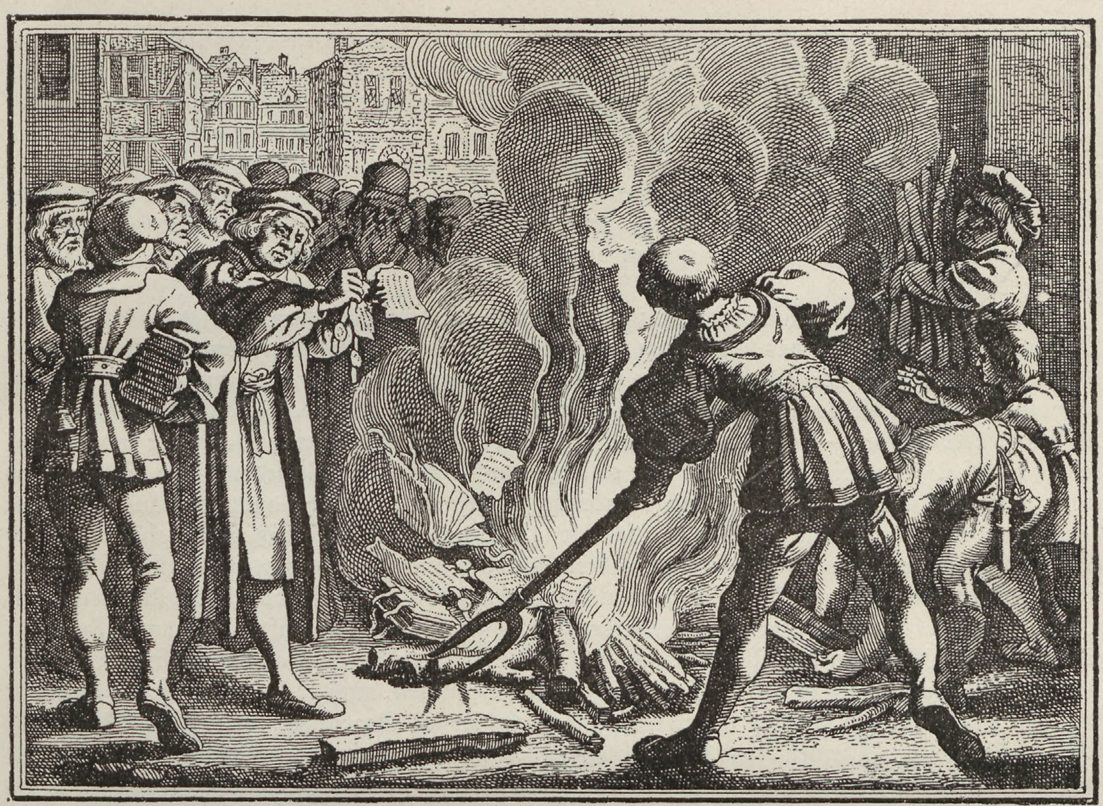


Martin Luther

Farbige Zeichnung von Lucas Cranach dem Älteren (1472-1553) im Königlichen Kupferſtichkabinet zu Berlin

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing



Luther verbrennt in Wittenberg die Bannbulle.

Stich in Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik. Frankfurt 1619.

Füßen liegend bitte, ſo es möglich iſt, wolleſt deine Hände dran legen, den Schmeichlern, die des Friedens Feinde ſind und doch Frieden vorgeben, einen Zaum einlegen. Daß ich aber ſollt widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus. Dazu mag ich nicht leiden Regel oder Maße, die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nicht ſoll noch muß gefangen ſein.“

So der Appell des tatſächlich bereits Verurteilten. Der Bulle war hier nicht gedacht: nach dem Wunſche des päpſtlichen Diplomaten ſollte der Brief die Vorſtellung erwecken, als wäre er vor deren Veröffentlichung geſchrieben. Hat Luther aber wirklich das naive Zutrauen zu der Perſon des Papſtes gehabt, das aus ſeinen Worten ſpricht? Oft hat ihn ſpäter ſein geſundes Empfinden, ſein ſcharfer Verſtand auch in politiſchen Fragen das Rechte finden laſſen, wo die berufenen Vertreter der Staatskunſt in der Irre gingen. Aber es gab eine gefährliche Klippe für ſein Urteil. Es durften keine Perſonen ins Spiel kommen, zu denen er mit Ehrfurcht aufblickte, und die ihm doch perſönlich nicht nahe traten. Sie ſah er im Lichte eines faſt unverwüſtlichen Optimismus. Welche gute Meinung hatte er doch von der Perſon Karls V.: er hat ſie ſich nie rauben laſſen, alles zum beſten ausgelegt, auch wo die Tatſachen laut das Gegenteil redeten. So mag er auch den Berichten eines Miltitz, deſſen Flunkerei er ſonſt durchſchaute, in bezug auf die Perſon des Papſtes gern Glauben geſchenkt haben. Im übrigen aber legte er auch mit dieſem Briefe das Zeugnis ab, ſein Kampf gelte einzig der Sache. Und hier war er, wie wir ſahen, weit entfernt, auch nur einen Buchſtaben zurückzunehmen. Der Widerruf, den die Bulle verlangte, war verweigert. Es war ſelbſtverſtändlich, daß da die päpſtlichen Nuntien (neben Johann Eck Girolamo Aleander, welcher in den Niederlanden und am Rhein tätig war) ihr Geſchäft als Exekutoren der Bulle fortſetzten. Schon im Juni hatte Luther an Spalatin geſchrieben: „Mögen ſie meine Sachen verdammen und verbrennen, ich werde ebenfalls verdammen und öffentlich das ganze päpſtliche Recht verbrennen.“ Jetzt war die Zeit gekommen, wo er dieſes Wort zur Wahrheit machen ſollte.

Er ſchickte eine Reihe geharniſchter Schriften „wider die Bulle des Endchriſts“ in die Welt, appellierte noch einmal an ein allgemeines Konzil, indem er zugleich „den Kaiſer, die Kurfürſten, Fürſten, Grafen, Herren, Ritter, Adel, Räte, Städte und Gemeine ganzer deutſcher Nation“ aufforderte, ſich ſeiner Appellation anzuſchließen, und verbrannte alsdann — es war ein feierlicher Akt der Univerſität, zu welchem die akademiſche Jugend durch einen lateiniſchen Anſchlag Melanchthons eingeladen war — vor dem Elſtertore zu Wittenberg das „geiſtliche Recht“, das er in den Schriften der letzten Monate ſo arg zerpflückt hatte, und die Bulle des Papſtes, die ſich erdreiſtet hatte, die einfachſten Wahrheiten des Evangeliums zu verwerfen. Es war am 10. Dezember 1520.

Was hatte dieſes Flammenzeichen zu bedeuten? War es die Brandfackel der Empörung? Äußerlich unterſchied ſich das Verfahren des Reformators in nichts von dem finſteren mittelalterlichen Brauche ſeiner Gegner, dieſer päpſtlichen Inquiſitoren, die eine nur allzu reiche Erfahrung hatten im Verbrennen von Ketzerſchriften und — von Ketzern. Aber — wir können es nicht in Abrede ſtellen — auch innerlich berührte ſich Luther mit ihnen. Denn vor ſeinem Gewiſſen rechtfertigte er die Tat mit der ihm obliegenden Verpflichtung, in jeder Weiſe „falſche, verführeriſche, unchriſtliche Lehre zu vertilgen oder je zu wehren“; und er glaubte das aus der Bibel begründen zu können, da in der Apoſtelgeſchichte (19, 19) zu leſen ſteht, daß zu Epheſus jüngſt bekehrte Chriſten die Bücher, deren ſie ſich zu ihren Zauberkünſten bedient hatten, zuſammenbrachten und öffentlich verbrannten. Mit einer ſolchen Begründung täuſchte er ſich doch ſelber über ſein Tun. Hatte er nicht bereits den Grundſatz verkündet, die Ketzer ſeien mit Schriften, nicht mit Feuer zu überwinden? Was von der Überwindung der Ketzer galt, mußte doch auch von ihren Schriften gelten. Vielmehr zeigte er den Gegnern, daß, was ſie könnten, auch er könne, dieſe elende Kunſt der Henkersknechte, die indeſſen ſeiner Meinung nach hier als Gegenmaßregel aufklärend auf das Volk wirken könne: „Dieweil durch ihr Verbrennen ſolcher Bücher ein großer Nachteil für die Wahrheit und bei dem ſchlechten gemeinen Volk ein Wahn erfolgen möchte zu vieler Seelen Verderben, hab’ ich, durch Anregen (wie ich hoff’) des Geiſtes, um dieſelben zu ſtärken und zu erhalten, der Widerſacher Bücher wiederum verbrannt, angeſehen ihre unhöffliche (d. h. nicht mehr zu hoffende) Beſſerung.“

Aber auch das war nicht die eigentliche Bedeutung ſeiner kühnen Tat, zu der er blind, wie von einer höheren Kraft, geriſſen wurde. Zitternd und ſeinen Gott anrufend (ſo hat er einige Wochen ſpäter ſeinem ehemaligen Oberen Johann von Staupitz bekannt) hatte er ſie begonnen, bald war er froh über ſie wie über keine andere ſeines Lebens. Und mit Recht! Denn ſie war nichts anderes als das Abbrechen der Brücke, die ihn noch zur Papſtkirche zurückführen konnte. Unter ſeine Abſage an das antichriſtiſche Papſttum ſetzte er damit das Siegel. Vor aller Welt bekräftigte er einen Ausruf, der ihm im Sommer 1520 in einem vertraulichen Briefe entfahren war: „Mir iſt der Würfel gefallen! Ich verachte Roms Wut und Gunſt. Nicht will ich mit ihnen mich verſöhnen noch teil haben auf ewig!“ Es galt zu wählen zwiſchen Chriſtus und ſeinem Widerſpiel, dem Antichriſt. Konnte das für ihn überhaupt noch eine Wahl ſein? Ganz ſelbſtverſtändlich erſcheint uns ſeine Entſcheidung. Aber verſtand ſie ſich wirklich ſo ganz von ſelber? Er gab nicht bloß dem Antichriſt ſeinen Abſchied, ſondern er riß ſich zugleich los von der Einheit der Kirche, für immer. Man muß wiſſen, welche ungeheure Wucht dieſer Gedanke von der Einheit der Kirche ſelbſt heute noch für den katholiſchen Chriſten hat; man muß wiſſen, mit welcher Entſchiedenheit Luther ſelbſt noch zwei Jahre zuvor, damals, als er die Erläuterungen zu ſeinen Theſen ſchrieb, an ihm feſtgehalten hatte. Erſt dann werden wir in etwas ermeſſen können, welchen Kampf es ihn, obgleich die Kirche ſelbſt ihn verwarf und von ſich ſtieß, gekoſtet haben muß, aus ihrer Einheit zu ſcheiden und jede Rückkehr unmöglich zu machen. Und wohin trat er denn, indem er ſie verließ, er als erſter, ja ganz allein? Es war, äußerlich betrachtet, der große Schritt ins Leere. Denn „die Gemeinde der Gläubigen“, welcher er ſich zugehörig wußte, war nur in der Idee vorhanden — in dieſer freilich in voller Wirklichkeit. Sein Geiſtesauge ſah ſie vor ſich, ſein Glaube umfaßte ſie und wußte in ihr ſeine Heimat. In dieſer Kraft tat er den Schritt, nicht ohne anfängliches Zagen zwar, dennoch gewiß und zuletzt fröhlich, trotzte er der ganzen Welt.

Der Würfel war ihm gefallen. Aber auch andere ſollten, nein, mußten den großen Wurf wagen. Das war es, was er tags darauf in der Vorleſung ſeinen Studenten zurief, die, nicht zu ſeiner Freude, an den ernſten Akt vor dem Tore im Feuer der Jugend ein Spiel übermütiger Laune geknüpft hatten: mit einem ſolchen Feuerwerk ſei es nicht getan, der Papſt ſelber, das heiße: der päpſtliche Stuhl, müſſe in Flammen aufgehen. „Wenn ihr nicht,“ ſo redete er ſie, ſich des Deutſchen bedienend, mit großem Ernſte an, „mit ganzem Herzen euch von des Papſtes Reich losſagt, könnt ihr eurer Seelen Seligkeit nicht erlangen; wer dem Regiment des Antichriſts zuſtimmt, verleugnet Chriſtum.“ Hier drohe zeitliche Gefahr, dort ewiges Verderben. Vor die Wahl ſei ein jeder geſtellt. Er wolle lieber auf Erden in Gefahr ſchweben, als durch Schweigen eine ſo ſchwere Verantwortung auf ſein Gewiſſen laden. „Es ſoll dies,“ ſo ſchrieb er bald darauf in ſeiner Verteidigung des Flammengerichtes vom 10. Dezember, „ein Anfang des Ernſtes ſein; denn ich bisher doch nur geſcherzt und geſpielt hab’ mit des Papſtes Sach’. Ich hab’s in Gottes Namen anfangen, hoff’, es ſei an der Zeit, daß es auch in demſelben, ohn’ mich, ſich ſelbſt hinausführe.“

Gott hat ſich freilich auch ſpäter ſeiner noch bedient. Immer aber erſcheinen jetzt neben ihm auch Andere im Vordergrunde der Weltbühne, auf der dies gewaltige Drama der Geſchichte aufgeführt wird. Wir haben uns jetzt dem Volke Luthers zuzuwenden und weiterhin Kaiſer und Reich.

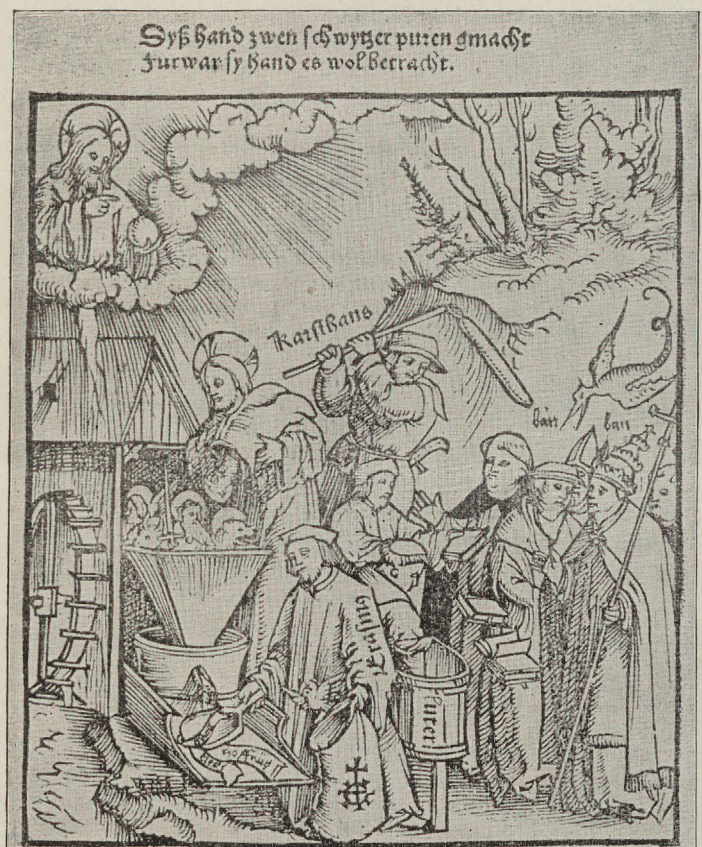
5. Das deutſche Volk, Kaiſer und Reich.

Wir können uns von Luther nicht vorſtellen, daß er etwa, als Zeitgenoſſe Innocenz’ III., des machtvollſten aller Päpſte, um das Jahr 1200 gelebt habe. So manche Züge in ihm, und darunter wahrlich nicht unweſentliche, werden uns nur aus dem Ertrage der letzten Jahrhunderte des Mittelalters verſtändlich. Zwar können wir Luther ſo wenig wie irgend einen der anderen Großen der Geſchichte, unter deren dröhnendem Tritte der Erdboden erbebte, völlig aus ſeiner Zeit erklären. Es bleibt auch bei ihm ein unaufgelöſter Reſt von Eigenart, der jedes Verſuches der Ableitung ſpottet, und gerade in ihm liegt das Geheimnis der weltgeſchichtlichen Wirkung. Immer aber zeigen auch dieſe Heroen in allem übrigen ſich als Kinder ihrer Zeit. Aber, geſetzt auch, es wäre dreihundert Jahre früher ein Mann genau ſo wie der deutſche Reformator möglich geweſen, ſo dürften wir doch mit Beſtimmtheit ſagen, daß ihm eine Einwirkung im großen verſagt geblieben wäre. Der Zeit im ganzen hätte die Empfänglichkeit für das, was er Neues brachte, gefehlt.

Wie anders zu Anfang des 16. Jahrhunderts! Die Zeit war reif für eine Reformation! Sie war es dank jener, ſei es bewußt, ſei es unbewußt, und in der Stille gegen den römiſchen Geiſt und ſein knechtendes Joch ſich erhebenden Bewegungen, von denen wir freilich ſagen mußten, daß ſie alle miteinander unvermögend waren, das Mittelalter zu brechen. Denn alle waren ſie gehemmt durch die überirdiſch-geiſtige Weltmacht, bei der alles auf eine noch lange Dauer ungeſchmälerter Herrſchaft hinzudeuten ſchien. Es hat ſich uns ergeben: ſo mancherlei neue Kräfte ſich regten, es war nicht eine unter ihnen, die nicht in Banden lag. Immer aber waren dieſe Kräfte da und, durch Luther befreit, wurden ſie jetzt mit einem Male eine Macht, eben jene, ohne deren Mitwirken ſich die Reformation nicht hätte durchſetzen können. Denn ſo groß, übergroß wir uns die vorwärtstreibende Gewalt einer gigantiſchen, genialen Perſönlichkeit vorſtellen mögen, ſie iſt doch immer an die Kräfte, die ſie in ihrer Zeit vorfindet, gebunden. Entbehrt dieſe des Lebens, oder iſt ſie taub und unempfänglich, dann bleibt auch der Weckruf der Poſaune ein verhallender Hauch. Immer gehört das Genie und ſeine Zeit zuſammen, und die Größe der Wirkung iſt von dem Zuſammenklang beider abhängig. —

Kaum hatte Luther den Weckruf ertönen laſſen, und es begann zu erwachen, was alles ſchlummernd in der Zeit lag; und was zum Leben erſtand und Kraft gewann, das trat in den Dienſt des reformatoriſchen Gedankens. Eines Aufgebotes der einzelnen bedurfte es nicht. Freiwillig ſtellten ſie ſich alle. „Es war,“ ſagt Leopold Ranke, „keine Anſtalt zu treffen, kein Plan zu verabreden, einer Miſſion bedurfte es nicht: wie über das geackerte Gefilde hin bei der erſten Gunſt der Frühlingsſonne die Saat allenthalben emporſchießt, ſo drangen die neuen Überzeugungen in dem geſamten Gebiete, wo man deutſch redete, jetzt ganz von ſelbſt oder auf leichteſten Anlaß zutage.“

Die wichtigſte Vorbedingung für den Erfolg Luthers haben wir der Natur der Sache nach in der religiöſen Empfänglichkeit ſeiner Zeitgenoſſen zu erblicken. „Die Welt war dürſtig nach dem Evangelio“, leſen wir in einer Flugſchrift jener Zeit. Wie wir uns erinnern, hatte ſich, urſprünglich aus den Kreiſen des Mönchstums hervorgegangen und durch die Myſtik gepflegt, eine bereits perſönlich gefärbte Religioſität in der Laienwelt ausgebreitet. Ein religiöſes Verlangen von ſeltener Stärke machte ſich geltend. Zwar äußerte es ſich noch durchaus in Werken ſtreng kirchlicher Art. Aber das Suchen nach neuen und ſtärkeren Reizmitteln der Frömmigkeit, das Haſten und Jagen auf dem herkömmlichen Wege zur Seligkeit verriet doch nur den Mangel an innerer Befriedigung und die Sehnſucht nach einem ſicheren Beſitze. Ob Edelmann, ob Bürger, ob Bauer, das machte zunächſt keinen Unterſchied: in allen Ständen ergriff man das befreiende Evangelium mit derſelben Innigkeit, mochte auch der Gebildete freieren Blickes gleich die Tragweite des Neuen überſehen.


Syß hand zwen ſchwytzer puren gmacht
Furwar ſy hand es wol betracht.
Karſthans
ban
ban
Eraſmus
Luter

Bauernfreundliche Flugſchrift gegen die Prieſterherrſchaft.

Eine Macht wurde da plötzlich auch der alte Pfaffenhaß, der — wir ſahen es — auch das Landvolk ergriffen hatte. Jetzt erſt ward er ſeines Rechtes inne, und jetzt erſt hatte er ein greifbares Ziel. Nicht allein dieſes ſchandbare Leben des verweltlichten, üppigen, verkommenen Klerus war zu haſſen, während man der Kirche ſelber in dumpfer Trägheit untertan blieb, nein, der Prieſterſtand ſelber war ſchon ein Unrecht an dem Laien, ſeine Entrechtung, ſeine Knechtung. Wir beſitzen eine reiche Literatur volkstümlicher Flugſchriften aus dieſen Jahren. Vielleicht die Mehrzahl von ihnen war auf den gemeinen Mann berechnet, beſonders auf den Bauer, der mit Karſt und Hacke arbeitete (den „Karſthans“). Von Männern verfaßt, die mitten im Volke ſtanden, fanden ſie die weiteſte Verbreitung. Da können wir ſehen, wie die Grundſätze Luthers durchſchlugen, nicht zuletzt der vom allgemeinen Prieſtertum.

Aber auch der Satz von dem antichriſtiſchen Weſen des Papſttums wurde in ſeiner inneren Wahrheit und mit einer Lebhaftigkeit empfunden, von der wir uns heute kaum noch eine zutreffende Vorſtellung machen können. Hundertfach freilich wurde ſie durch das, was das Volk rings um ſich herum ſah, mit Beiſpielen aus dem Leben belegt. Wie eine Offenbarung war es über die Maſſe gekommen. Worüber man ſo oft geklagt hatte, worunter man ſeufzte bis auf dieſen Tag, das erkannte man jetzt in ſeiner wahren Geſtalt, und es gab nur eine Loſung: rein ab damit! So ſprach, wer als Chriſt den Schaden in ſeiner ganzen Tiefe erkannte. So ſprach aber auch der deutſche Patriot. So endlich der Arme und Gedrückte, der ſich von der Befreiung aus dem tyranniſchen Joch des Antichriſts auch eine Verbeſſerung ſeiner ſozialen Lage verſprach, und das nicht bloß, weil jetzt die Ausmergelung durch „das beſchorene Volk" ein Ende haben mußte: brach die Macht des einen Zwingherrn und Blutſaugers zuſammen, hätten da die Wünſche, ja die Hoffnungen nicht noch weiter gehen ſollen? So verſchlang ſich mit der religiös-kirchlichen Idee zu untrennbarer Einheit der nationale Gedanke und ſchloß ſich dieſem Bunde an, was die Zeit an ſozialen Strebungen in ihrem Schoße trug. Faſt kein Flugblatt dieſer gärungsreichen Jahre können wir in die Hand nehmen, aus dem uns nicht auch dieſe beiden Untertöne der Schriften des Reformators entgegenklängen. Auch hiervon gilt die Klage, die wir einem Mönch in den Mund gelegt finden: „Es hat der Teufel den Luther in alle Lande geführt: ſie haben ihn mit Haut und Haaren gar gefreſſen."

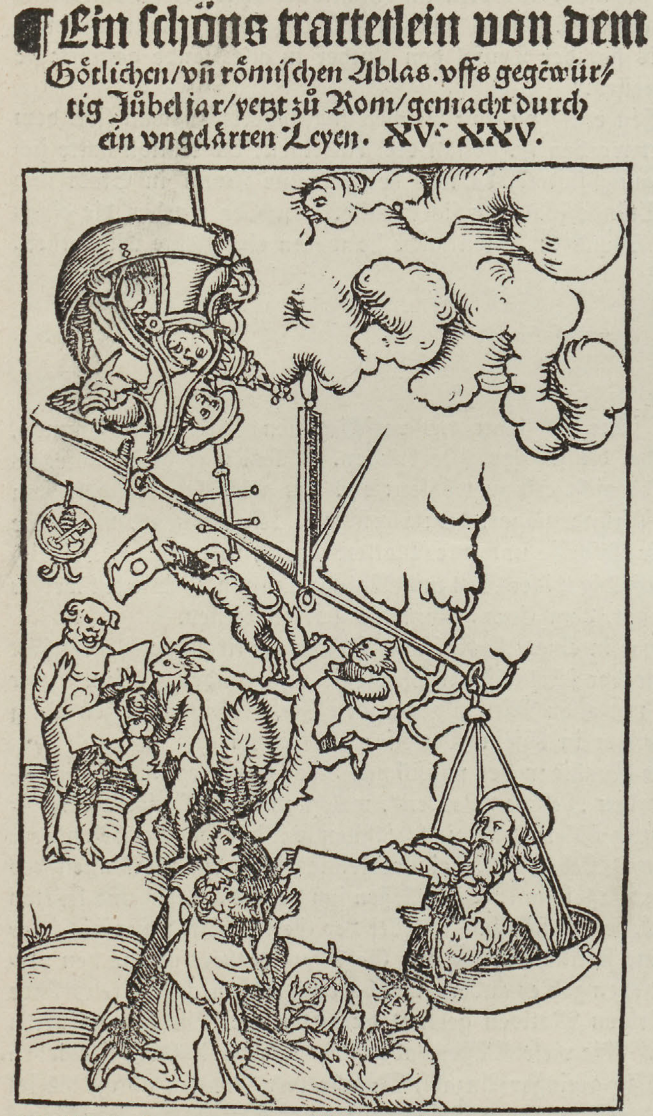
Wir können von hier aus einigermaßen ermeſſen, mit welcher ungeheueren Gewalt (ſeit dem Jahre 1520/21) der große Kampf geführt worden iſt. Nicht von einzelnen: die Nation hatte ſich erhoben. Wohin der Strom der Bewegung flutete, da war der gemeine Mann in Stadt und Land von ihm ergriffen. Die höheren Stände ſpalteten ſich freilich. Auch da wurden die einen mit fortgeriſſen, Andere dagegen ſuchten Stand zu halten, aber ſie waren eine kleine Minderheit.

Die Gegnerſchaft des Reformators ſetzte ſich bunt aus verſchiedenen Gruppen zuſammen, und ebenſo bunt waren die Beweggründe, die ſie ans Alte banden. Alles, was dem Volke als „Anhang des Antichriſts" erſchien, hatte ja nicht erſt zu wählen: von den geiſtlichen Reichsfürſten an bis zu dem vom Glück begünſtigten Pfründenjäger, dem päpſtlichen „Kurtiſanen", hin. Sie alle waren des Papſtes „Geſinde". „Die Biſchöfe und ihre Plattenträger", ruft Bruder Heinrich von Kettenbach aus, „ſind bei ihrem Eid ſchuldig wider Gott und Wahrheit zu tun." Wie ein weißer Rabe erſcheint da ein Biſchof, der es wagt, dem Evangelium die Tür zu öffnen.

Nicht weniger als der hohe Klerus war in einen Kampf ums Daſein die kirchliche Wiſſenſchaft verwickelt. Luther hatte die Fundamente der ſcholaſtiſchen Theologie untergraben. Können wir es ihren Vertretern verdenken, wenn ſie mit allen Mitteln gegen den Zerſtörer ihrer ſtolzen Burg ſich wehrten und in Haß gegen ihn einander in böſem Wetteifer überboten?

Fühlten dieſe Theologen — und den Kundigen des päpſtlichen Rechts ging es nicht beſſer — ſich in ihrem Handwerk getroffen, ſo war den „heiligen Leuten", welche in ihrer Perſon die chriſtliche Vollkommenheit darſtellen wollten, noch übler mitgeſpielt. Ihnen war der Schleier beſonderer Heiligkeit vom Haupte geriſſen: ihr ganzes Leben ſollte ein verfehltes ſein, ein Verkennen des Zweckes des Daſeins, eine Art von feinerem Egoismus. Viele ließen ſich das geſagt ſein und kehrten mit befreiten Gewiſſen in die Welt zurück, fortan nützliche Glieder der Geſellſchaft, wenn nicht gar begeiſterte Mitſtreiter ihres Befreiers: eine ſtattliche Reihe von Gehülfen Luthers iſt aus den verſchiedenſten Orden hervorgegangen. Daneben gab es andere, welche, einſt nur durch äußere Gründe ins Kloſter geführt, jetzt von gleich niedrigen Motiven geleitet durch die von Luther geöffneten Pforten aus ihrem Gefängnis entwichen. Wie viele Klöſter haben ſich ſo geleert! Aber es blieben immer noch, wenn auch in verhältnismäßig geringer Anzahl, Mönche und Nonnen übrig, die im Kloſter ausharrten, bald wegen Alters oder Mangels an Geſchick für einen bürgerlichen Beruf oder aus Bequemlichkeit, bald auch, weil ſie durch die Antaſtung ihres Lebensideals in ihrem Heiligſten verletzt waren. Dieſe letzteren gehörten bald zu den heftigſten Feinden des Reformators. Manche von ihnen redeten ſich in eine Wut hinein, die nur zu deutlich ihre innere Ohnmacht offenbarte. Das Mönchtum hat es bis auf den heutigen Tag ſeinem großen Renegaten nicht vergeſſen, was er ihm angetan hat. Noch in allerjüngſter Zeit haben wir bei einem gelehrten Dominikaner den leidenſchaftlichſten Ausbruch dieſer Wut erlebt. Wider Willen hat er damit Zeugnis abgelegt von der unvergänglichen Größe Luthers. Denn ſo urkräftig und friſch brach hier der Haß hervor, als wäre der Frevel am Heiligen ſoeben erſt geſchehen.

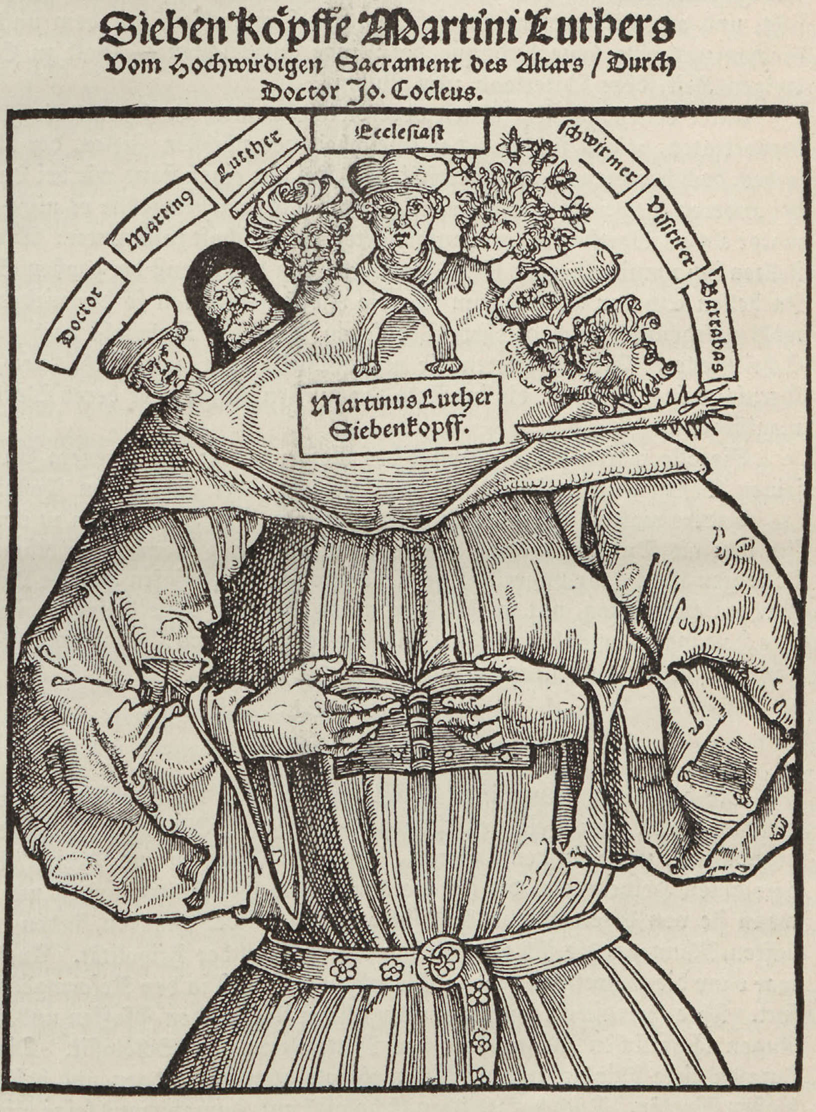
Auch unter den Laien waren viele allein ſchon zu alt, als daß ſie noch für das Neue zugänglich geweſen wären. Hält es im Alter ſchon ſchwer noch umzulernen, ſo iſt es ja für die meiſten unmöglich noch „umzudenken“, die ganze Gedankenwelt zu erneuern, noch dazu in der wichtigſten Angelegenheit des Lebens. Andere hielt auch hier der Hang zur Bequemlichkeit zurück, ein träges Beharrungsvermögen oder auch religiöſe Stumpfheit, wenn nicht gar ſittliche Laxheit. Und wie hätte es an ſolchen fehlen können auch hier in der Laienwelt, die nur ihren Vorteil im Auge hatten? Ein Teil der „Geſchlechter“ in den Städten fühlte ſich zurückgeſtoßen durch die Begeiſterung, mit der das niedere Volk die Reformation aufnahm; der ſtarke demokratiſche Zug, der ſich da kundgab, ließ ſie fürchten für den Fortbeſtand ihrer bevorzugten Stellung. Neben ihnen gab es andere, welche, etwa unter einem dem Alten ergebenen Oberherrn ſitzend, ſich beugten, wo die Gewalt ſich regte, und den Mut der eigenen Meinung verloren. Wo hätte es ſelbſt in einem heroiſchen Zeitalter nicht Furchtſame, Blöde gegeben? Im Blick auf dieſe Klaſſe ruft Heinrich von Kettenbach in bitterem Tone aus: „Die Städte fürchten den Kaiſer Nero; die Fürſten haben Kinder und Brüder, die haben oder warten Lehen von dem Antichriſt, und hilft Pilatus dem Kaiphas wider Chriſtum, und ſchreit die ganze Gemeinde auch zuletzt, man ſolle ihnen den Mörder Barrabam geben und Jeſum töten.“ Dazu kamen die Weiblein, die unter dem ſtarken Willen ihres Beichtvaters ſtanden; mit allen Qualen der Hölle ſahen ſie ſich bedroht, oder auch ſie wurden beſtärkt in ihrem Hang zu den teils gemütvollen, teils abergläubiſchen Bräuchen der Kirche und konnten der beruhigenden, einſchläfernden Mittel des Heiles noch weniger entraten als die Männer. Innerlich gebunden waren auch jene treuen Söhne der Kirche, in denen das eingefleiſchte Autoritätsbewußtſein zu ſtark, das Gefühl für das Gut der Einheit der Kirche zu mächtig war, als daß ſie es über ſich vermocht hätten, ſich loszuſagen. Ulrich Zaſius zu Freiburg i. B., einer der vorzüglichſten Juriſten ſeiner Zeit, ein Mann von freiem Blicke und vielſeitiger Bildung, ſah anfangs in Luther einen Sendboten des Himmels; als dieſer aber dazu fortſchritt, das göttliche Recht des Papſttums zu leugnen, und das ganze kanoniſche Recht über den Haufen warf, da urteilte Zaſius, der bewundernswerte Mann ſei geſtrauchelt, ja auf einen Abweg geraten. Dennoch bekannte er ſich noch 1520 in einem Briefe an Luther mit Freuden zu deſſen „herrlichen Lehren“ vom Ablaß, Beichte und Buße, doch ohne ſein Bedenken zu verſchweigen, daß Luther „die Autorität des apoſtoliſchen Stuhles allzuſehr herabſetze“: „Die Autorität ſo vieler Menſchenalter, welche für die Gewalt des römiſchen Biſchofs ſprechen, und ſo vieler heiliger Männer zu erſchüttern, iſt unvorſichtig und gefährlich, wenn es nicht mit den allerſtärkſten Gründen geſchieht. Wenn unſer Recht [nämlich das päpſtliche] bei dir irgend



¶ Ein ſchöns tractetlein von dem
Götlichen/vn̄ römiſchen Ablas.vffs gegēwür/
tig Jübel jar/yetzt zů Rom/gemacht durch
ein vngelärten Leyen. XV^c.XXV.

Titelblatt einer gegen den Ablaß gerichteten Flugſchrift (1525).

eine Autorität hätte, würde dir dieſe Erwägung unüberwindlich ſein. Denn wir halten es für unrecht, einen Zuſtand, der ſeit undenklichen Zeiten für Recht gegolten hat, umſtürzen zu wollen." Bald aber erſchien ihm eben dieſes als „wahnſinnige Lehre". „Was iſt das für ein unerhörter Hochmut, wenn ein einzelner Menſch verlangt, daß ſeine Auslegung [der Heiligen Schrift] derjenigen aller Kirchenväter, der Kirche ſelbſt, der ganzen Chriſtenheit vorgezogen werde!" Ein jugendlicher Freund von Zaſius, der andere Wege ging als der alternde Meiſter, bekam von ihm zu hören, er, ein „unglücklicher, verführter Jüngling, kenne die Welt nicht und verlaſſe die Kirche, indem er Schattenbildern nachlaufe". Wir begreifen dieſe Stimmung: Luthers Bruch mit dem Mittelalter mußte, wie man treffend geſagt hat, in allen denen „ein unheimliches Grauen erregen, deren ſittliches Bewußtſein ganz und gar mit der mittelalterlichen Weltanſchauung verwachſen war." — Mit Männern wie Zaſius berührt ſich die letzte Gruppe von Gegnern Luthers, auf die wir ſtoßen. Sie hätten wohl gegen eine gründliche Reformation an ſich nichts einzuwenden gehabt; aber ſie ſollte ſich auf geſetzlichem Wege, d. h. von den kirchlichen Gewalten aus und nach kirchlichen Grundſätzen vollziehen, ſich ſelber ganz innerhalb der Kirche halten. Manch trefflicher Mann, der für die Schäden der Kirche keineswegs blind war, hat ſich deshalb dem nationalen Werke verſagt. Aus der Geſchichte hatten dieſe Leute nichts gelernt. Daß die Krankheit der Kirche der Mittelchen ſpotte, die man vor zwei Menſchenaltern verſucht hatte, daß es jetzt, ſollte das Chriſtentum geſunden, eines gewaltſamen operativen Eingriffes bedürfe, das ging über ihr Faſſungsvermögen. Der durch die Not geforderte Bruch mit dem Überkommenen war in ihren Augen eine verabſcheuenswerte Revolution. Und zugleich wurden ſie gepackt von der Angſt, daß die kirchliche Umwälzung unmittelbar auch die ſtaatliche und bürgerliche Ordnung umſtürzen werde, daß die geiſtigen Waffen, mit denen Luther das große Werk vollbringen wollte, nur zu bald abgelöſt werden würden von brutaler, blind wütender Gewalt.



Lutherfeindliches Flugblatt. Nach einem gleichzeitigen Holzſchnitt.

Wir kennen jetzt dieſe bunte Schar von ſolchen, die nur das Ihre ſuchten, von rechtſchaffenen Alten, die an der Vergangenheit klebten, von philiſterhaften Seelen, die wert geweſen wären, zu einer ruhigeren Zeit auf die Welt gekommen zu ſein. Hier haben wir uns nur noch einmal daran zu erinnern: ſie alle miteinander machten nur einen kleinen Bruchteil des deutſchen Volkes aus, den noch Nacht und Finſternis deckte. Die überwältigende Mehrheit der Nation war wie der Tau des Morgens, in deſſen Millionen von Tropfen der Strahl der aufgehenden Sonne ſich ſpiegelt. Übergeflutet war aus der Seele des Einen in die Seele des Volkes kühner Mut und frohe Zuverſicht, und aus beidem war der feſte Entſchluß erwachſen, mit dem unchriſtlichen Römerweſen zu brechen und eine neue Ordnung der Dinge aufzurichten — Gott zu Ehren, dem Einzelnen zum ewigen Heil, dem Vaterland zum Ruhme.

Unter denen, die jetzt neben oder vielmehr unter Luther als die geiſtigen Führer der Nation hervortraten, zeigen ſich trotz der Gleichheit des nächſten Zieles, der Abſchüttelung des Prieſterjoches, doch beachtenswerte Unterſchiede. Bei den einen ſtand wie bei Luther das Religiöſe obenan; bei anderen wog mehr das Patriotiſche vor; und daneben fehlte es nicht an ſolchen, die dem Reformator als die Wortführer einer aufgeklärten Wiſſenſchaft zuſtimmten. Die Glieder der erſten Gruppe ſtellten ſich unmittelbar als Gehülfen Luthers in den Dienſt der großen Sache, Geiſtliche und Laien. In hellen Scharen ſtrömte ihm wie die Kloſtergeiſtlichkeit ſo der niedere Weltklerus zu; darunter wohl gelegentlich auch gelehrte Theologen, doch der Mehrzahl nach volkstümliche Prediger und Schriftſteller. Sie entfalteten die regſte Wirkſamkeit, unterſtützt durch Laien der verſchiedenſten Berufszweige, Männer, die im Rate der Fürſten, ſaßen oder deren Wort etwas galt in den Stadtmagiſtraten.

Sie alle waren die Mitſtreiter des Reformators; aus eigenem Antriebe hatten ſie ſich unter ſeinen Befehl geſtellt, ſelbſtändig arbeitete ein jeder auf ſeinem Poſten in Luthers Geiſte.

Anders war die Stellung gewiſſer Patrioten und Humaniſten zu ihm und ſeiner Sache, welche ſich ihm als Bundesgenoſſen anboten, um an ſeiner Seite ihren Kampfesmut zu kühlen. Auch ſie waren nicht ganz unberührt geblieben von dem religiöſen Hauche Luthers und nahmen ſo, was ihm am Herzen lag, mit in ihr Programm auf, doch ohne dieſes im übrigen umzugeſtalten. Um ihre Haltung zu verſtehen, müſſen wir hier dem deutſchen Humanismus der Reformationszeit unſere Aufmerkſamkeit zuwenden.

Die deutſchen Humaniſten verfolgten wie ihre Lehrmeiſter, die italieniſchen, das Ziel, eine weltfrohe, von dem Geiſt des Altertums getragene Bildung auszubreiten. Auch unter ihnen begegnen uns, zumal in den unſteten „fahrenden Literaten und Poeten" leichtlebige Anhänger eines verblaßten Heidentums, die für die Kirche und ihre Einrichtungen nur Spott übrig hatten, ſelbſt wenn ſie von deren Gnadenbrot ſich nährten. Aber daneben finden wir eine Menge von ernſthaften Männern, die ſich fern hielten von italieniſcher Frivolität. Auch ihr Verhältnis zur Kirche war ohne die Schroffheit jener. Sie lebten zum Teil in den Reformgedanken des 15. Jahrhunderts fort. Ihre Feindſchaft galt in herkömmlicher Weiſe „den Pfaffen und Mönchen" und der in ihren Augen lächerlichen Wiſſenſchaft des Mittelalters, der Scholaſtik. Die Tüchtigeren unter ihnen kannten dieſe Feindin auch wirklich mehr als vom Hörenſagen und bekämpften ſie daher nicht mit bloßen Worten. Doch hat zwiſchen Scholaſtik und Humanismus keine reinliche Scheidung beſtanden. Es gab eine Richtung jener, die ſich dem Humanismus verwandt fühlte und ihm in der Tat auf einzelnen Gebieten des Wiſſens die Wege gebahnt hat. Wir können ein ſolches Verhältnis verſtehen. Denn keineswegs ſtanden ſich hier zwei verſchiedene Weltanſchauungen gegenüber. Was der alte Humanismus vergeblich verſucht hatte, eine Wiedergeburt des geſamten Geiſteslebens, wollte auch den Nachgeborenen nicht gelingen. Bei den meiſten Humaniſten hat ihr Studium des Altertums nicht zu einer tieferen Bildung geführt: ſie ahmten die Alten in Proſa und noch mehr in Verſen nach. Das Gefühl, das der Renaiſſance von Anfang an innewohnte: „Wir können nicht über das Altertum hinaus", übte auch auf ſie eine lähmende Wirkung. Die Bruchſtücke der antiken Weltanſchauung, welche ſie in ſich aufnahmen, waren für ſie ein Schmuck des Daſeins oder auch ein Gegenſtand vornehmer Spielerei. Trat einmal das Leben mit ſeinem ganzen Ernſte an ſie heran, ſo gewährten ihnen jene Fragmente keine Stütze. Aber auch ſonſt entbehrten ſie nur zu oft des Haltes. Das alte Ruhmesbedürfnis eines Petrarca und niedrige Eitelkeit verleiteten ſie zu einer gegenſeitigen Beräucherung, in welcher ihr geſteigertes Selbſtgefühl den natürlichſten Ausdruck fand. Dieſes Selbſtgefühl ließ ſie freilich im Stiche, ſobald die Armen um die Gunſt der Großen buhlen mußten — ein Los, das nur wenigen erſpart geblieben iſt. Eine Schule zur Bildung von Charakteren werden wir daher auch hier im Humanismus nicht ſuchen. An hohen Gönnern fehlte es ihnen übrigens nicht. Papſt und Kaiſer ſchätzten ſie, und ſo mancher weltliche und geiſtliche Fürſt, wie z. B. der junge Hohenzoller, Erzbiſchof Albrecht von Mainz, erblickte in ihnen eine Zierde ſeines Hofes. Mit den Fürſten wetteiferte in der Fürſorge für ſie die Ariſtokratie der Städte. So hatte ſich auch in Deutſchland dem Humanismus ein weites Gebiet erſchloſſen, und ſchon waren die Kreiſe der Gebildeten zum guten Teil von ihm durchdrungen.

Bei einer jeden Erſcheinung dieſer Zeit wird uns von dem geſchichtlichen Intereſſe immer nur eine Frage eingegeben: welches war ihre Stellung zur religiöſen Aufgabe jener Tage? hat ſie die religiöſe Bewegung gefördert oder gehemmt? oder kurz: welches iſt ihre Bedeutung für die Neuzeit?

Bei Beantwortung dieſer Frage haben wir bei dem Humanismus zu unterſcheiden zwiſchen ihm ſelbſt und ſeinen Jüngern.

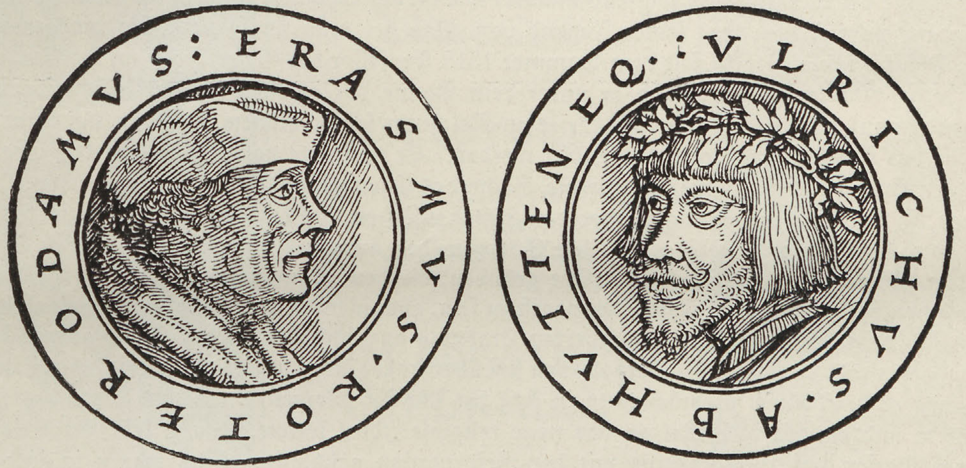
Was den erſteren anbetrifft, wird es kaum noch des ausdrücklichen Hinweiſes darauf bedürfen: er war religiös indifferent. Deshalb hat es nichts Auffallendes, wenn nicht bloß die Reformation aus ihm Nutzen gezogen hat, ſondern ſpäter auch die Gegenreformation ihn zu ihren Gunſten ausbeutete: die formell-wiſſenſchaftliche Methode der Forſchung auf dem Gebiete der Sprachen, der Geſchichte und der Naturkunde haben, worauf ſchon in der Einleitung hingewieſen iſt, die Jeſuiten mit einem faſt beiſpielloſen Geſchicke für die Bildung der Jugend, deren Dreſſur vielmehr, verwendet. Zwar, ſoweit wir den Humanismus gleichſetzen dürfen mit dem rückſichtsloſen Streben nach Wahrheit, ſpringt ſeine innere Verwandtſchaft mit dem Proteſtantismus ſofort in die Augen. Nur eine von der „Kirche“ unabhängige Wiſſenſchaft kann dem Wahrheitstriebe ungehindert folgen. Klar können wir das z. B. an der Geſchichte erkennen. Die handwerksmäßige Methode, eine nach beſtimmten Regeln geübte geſchichtliche Kritik iſt an und für ſich im Katholizismus ſo gut möglich wie im Proteſtantismus. Dagegen iſt es den überzeugungstreuen Söhnen der römiſchen Kirche verſagt, der inneren Stimme des geſchichtlichen Sinnes zu gehorchen. „Ein höherer Wille“, ſagt treffend Max Lenz, „zwingt ſie, die Vergangenheit ſich ſo vorzuſtellen, wie es ſeinen Zwecken entſpricht.“ Mag der einzelne noch ſo kühn, die Segel von dem Wagemut des Entdeckers geſchwellt, aus dem Hafen ſteuern, auf hoher See hat er den geheimen Befehl zu entſiegeln, der ihm ein beſtimmtes Ziel ſteckt: er muß bei einem im voraus feſtſtehenden Ergebnis der Forſchung landen, und höchſtens iſt ihm anheimgegeben, wie er es erreicht. Wahrlich, nicht zufällig ſpielt ſich die Geſchichte der modernen Wiſſenſchaft in allen den Feldern, die nur in Freiluft gedeihen, auf dem Boden des Proteſtantismus ab, obgleich es noch lange, lange gedauert hat, bis die einzelnen Wiſſenſchaften (wie z. B. das Naturerkennen) zu ihrer vollen Freiheit entlaſſen worden ſind, ja die Theologie noch jetzt (oder ſoll man ſagen: heute von neuem?) um ihre Freiheit zu kämpfen hat. Denn auch nach dieſer Seite hin will ſich das proteſtantiſche Prinzip nur langſam zur vollen Blüte entfalten.

Aber hat die Reformation dem Humanismus wirklich weiter nichts zu danken, als daß ſie in ihm die erſten Anfänge einer „weltlichen“ Wiſſenſchaft erblicken durfte, von ihm das Handwerkszeug der Sprachwiſſenſchaft empfing, und daß ſie die Luft erfüllt fand von dem zu ihrem eigenen Weſen ſo herrlich ſtimmenden Rufe: „zurück zu den Quellen“? Hat denn nicht der Humanismus, obenan der deutſche, auch eine Theologie erzeugt, von der man wohl gemeint hat, ſie hätte der reformatoriſchen als nicht ganz unebenbürtig an die Seite treten können? Es ſcheint in allerjüngſter Zeit nachgerade zum guten Ton gehören zu ſollen, daß man von der humaniſtiſchen Theologie, derjenigen des Erasmus voran, mit Bewunderung ſpricht. Wiſſen denn dieſe Lobredner nicht, wo die Quellen rauſchen, die das Waſſer des Lebens führen? in welcher Tiefe jene Mächte arbeiten, welche die Geſchichte machen? Die Theologie in allen Ehren! Allein, ſie kann nie religiöſe Werte erzeugen. Nur das iſt ihre Aufgabe, darüber zu wachen, ja dafür zu ſorgen, daß die aus der Tiefe des religiöſen Gemütes emportauchenden Schätze bei der notwendigen Umprägung in klare, mitteilbare Gedanken nicht verfälſcht werden, daß die Kleinmünze, in der ſie in Umlauf geſetzt werden, nicht allzuviel von ihrem Werte einbüße. Nur dieſe Bedeutung hatte auch die Theologie Luthers. Gewiß, es war eine göttliche Fügung, daß dieſes religiöſe Genie das nötige Maß von Kenntnis der kirchlichen Vergangenheit und von theologiſcher Bildung beſaß, um die religiöſe Idee nach ihrem wahren Werte zu würdigen und auf einen, wenn auch keineswegs in jeder Einzelheit zutreffenden, ſo doch überhaupt verſtändlichen Ausdruck zu bringen. Ein der geſchichtlichen Erkenntnis barer und der begrifflich-ſcharfen Ausſprache nicht mächtiger Laie würde in überſchwenglicher Myſtik wie „in Zungen geredet“ haben, und niemand hätte ihn verſtanden. Aber, was wirkte, und worauf es ankam, das war nicht dieſes Medium der Theologie Luthers; es war ſein Chriſtentum, welches, um eine ſeiner eigenen Wendungen zu gebrauchen, auch „in den ſchlechten Windeln das Chriſtkindlein umſchloß“. Was aber hatte die Theologie der Humaniſten dem heilsbegierigen Volke zu bieten? Steine ſtatt Brot. Kein Wunder, daß nicht die geringſte Nachfrage nach ihr war.

Das Recht dieſes Urteils wird von ſelbſt einleuchten, wenn wir uns jetzt der Beantwortung der zweiten Frage zuwenden: welche Stellung nahmen die Jünger des Humanismus zur Reformation ein? Wie wir ihn ſelber bereits kennen, werden wir im voraus als ausgeſchloſſen betrachten, daß ſie bei allen die nämliche geweſen ſei.

Sobald unſer Blick die Schar der deutſchen Humaniſten erhaſcht, bleibt er haften auf dem einen, der alle um mehr als Haupteslänge überragt. Es war Erasmus von Rotterdam, in Wahrheit der König des ganzen Volkes, angebetet von den Seinen, bewundert von der geſamten gebildeten Welt. Waren die anderen zum Teil treffliche Philologen und Altertumsforſcher, die humaniſtiſche Wiſſenſchaft im großen betrieb doch nur er allein, dieſes wiſſenſchaftliche Talent, an das Keiner heranreichte. Philologe, Hiſtoriker und Theologe zugleich, machte er auf allen Gebieten mit dem Grundſatz, auf die Quellen zurückzugehen, Ernſt wie kein zweiter. Und keineswegs war er ein verknöcherter Gelehrter, der dünkelhaft wähnt, die Wiſſenſchaft ſei um ihrer ſelbſt willen da. Er wollte mit ihr der Menſchheit dienen, jenem Körper, der ſie umſchloß, der Kirche. Ihre Beſſerung lag ihm bei ſeinen Studien am Herzen. Auch die Sprachwiſſenſchaft ſollte ſich dieſer Aufgabe widmen. Mit ihrer Hülfe ſollten die Quellen des urſprünglichen Chriſtentums erſchloſſen werden, die Kirchenväter und die Bibel. Die Kirchenväter ſpielte er namentlich wider die abgeſtandene ſcholaſtiſche Theologie aus. Des weiteren galt ſein Kampf den Übergriffen der Hierarchie, dem Unweſen der Möncherei, in welche ein unglückſeliges Geſchick ihn ſelber verſtrickt hatte, dem Zeremoniendienſt und dem Satzungsweſen der Kirche, wie endlich dem heidniſchen Aberglauben in ihr. Daß in jenen „Vätern der Kirche“ das geſamte Syſtem des Katholizismus, an deſſen Auswüchſen er Anſtoß nahm, im Keime enthalten ſei, entging ſeiner Wahrnehmung ebenſo, wie es einſt dem Blicke Petrarcas ſich entzogen hatte. Aber, wie ſchon angedeutet, Erasmus blieb ja auch bei den Vätern nicht ſtehen. Er hat ſich — nach dem Vorgang von Humaniſten anderer Länder — auch um die Bibel ernſthaft bemüht. Von großer Bedeutung iſt ſeine Ausgabe des griechiſchen Neuen Teſtaments geworden. Auch Anmerkungen zu dieſem ſchickte er in die Welt; ſie waren nicht ohne Spitzen gegen kirchliche Mißſtände und wurden durch ihre Methode einer ſprachlich-geſchichtlichen Auslegung bahnbrechend. Immer aber iſt es im weſentlichen die katholiſche Frömmigkeit, die er in die Ausſagen des Neuen Teſtaments hineindeutet. So führte ihn ſein Geſamtverſtändnis der Bibel nicht über ein in etwas gereinigtes katholiſches Chriſtentum hinaus, auch nicht ſeine Vorliebe für den Apoſtel Paulus, noch ſeine Betonung der Perſon Jeſu und der Sittenlehre der Bergpredigt. Mit dieſer ſtand für ihn bezeichnender Weiſe die wahre Philoſophie des klaſſiſchen Altertums in ſchöner Eintracht. —

An Einſicht im einzelnen hat es ihm nicht gefehlt. Mannigfachen Anſtoß nahm er am kirchlichen Dogma, doch ohne daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, an ſeiner Grundlage zu rütteln. Auch gewann er wohl vorübergehend den Eindruck von der Nichtigkeit des Frömmigkeitsideales der Eheloſigkeit und der Weltflucht; er urteilte, daß ein Lehrer, welcher Kinder unterrichte, in den Augen Gottes höher ſtehe als ein Mönch. Dennoch blieb er im ganzen in der mönchiſchen Weltbetrachtung ſtecken, ſo daß er, ohne ſich untreu zu werden, ſpäter wieder im Lobpreis des Mönchtums ſich ergehen und über die Prieſterehe ſpotten konnte. Seine Klagen über das hundertfache Verderben der Kirche ſind ebenſo ſcharf wie zutreffend. Wie reichlich hat er ſie entſtrömen laſſen! Beſonders war es ihm ein Vergnügen, den bitterböſe gehaßten Mönchen ein Spiegelbild vorzuhalten, aus dem ihnen die graß verzerrten Züge des Chriſtentums entgegenſtarrten. Unerſchöpflich war ſein ſpielender Geiſt in boshaften Einfällen des Witzes, der Ironie, der Satire. Aber die Seele war nicht dabei. Er konnte lachen und ſpotten, wo Luther von Schmerz und heiligem Zorn übermannt wurde. Weckte die harte Strafrede Luthers überall in der Seele der Kirchenoberen Entrüſtung, ja Haß, ſo fanden die ſatiriſchen Plaudereien des geiſtreichen Literaten auch unter den Prälaten Leſer genug, welche ſie mit dem Lächeln des Behagens genoſſen. Es fehlte bei Erasmus nicht nur die Wärme und Tiefe des religiöſen Empfindens, es fehlte ſogar jenes Maß von ſittlichem Ernſte, das ſelbſt zu einer am Äußeren haften bleibenden Reformation gehört hätte. Es fehlte die über alle Rückſichten ſich hinwegſetzende Kraft des Wahrheitsſinnes und damit der Mut der Überzeugung. „Friede“, „Einheit“ waren ſeine Leitſterne. Er ſei, ſchrieb er 1522, „in dem Maße ein Freund des Friedens, daß er im Notfall lieber einen Teil der Wahrheit preisgeben, als die Einigkeit ſtören wollte“. Nur ja keinen „Tumult!“ Nur die Sache nicht vor die große Menge bringen! „Unruhſtifter mit einem zügelloſen Leichtſinn“ ſah er in den ſchweizeriſchen Reformatoren, die freilich ſeinen monotonen Ruf „Mäßigung, Mäßigung!“ überhört hatten.



Erasmus von Rotterdam. Ulrich von Hutten.

Nach einem Holzſchnitte aus dem Jahre 1523.

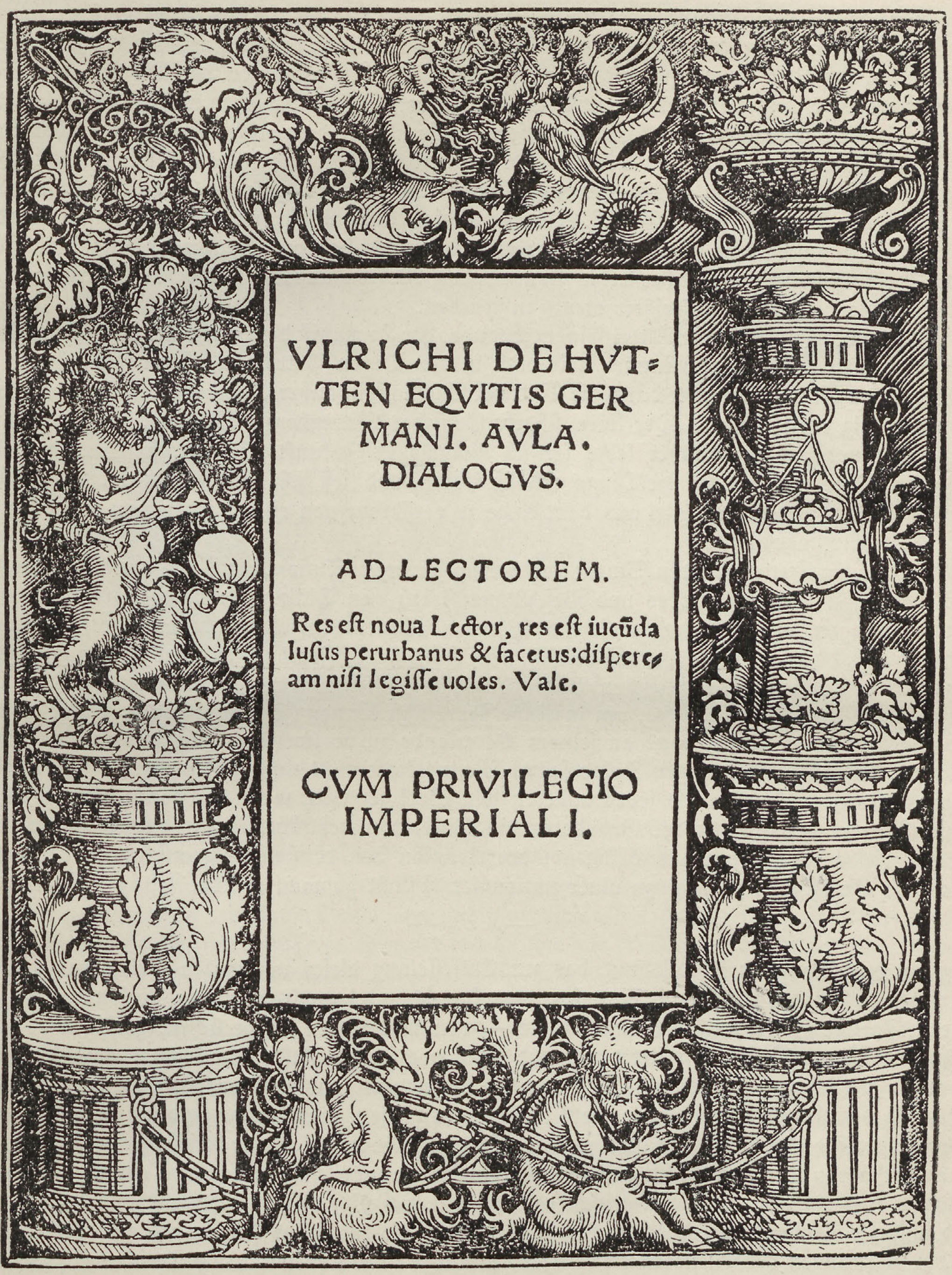
Sein eigenes Verhalten hat Erasmus von Anfang an mit peinlicher Sorgfalt nach jenen Grundſätzen geregelt. „Er wolle ſich“, ſo ſchrieb er ſchon 1519, „ſoweit es angehe, unverſehrt erhalten, um den aufblühenden Wiſſenſchaften deſto mehr nützen zu können.“ Kühl und vornehm ſtand er ſo der Sache Luthers gegenüber, einzig von dem Beſtreben geleitet, in dem, worin die ganze Welt Partei ergriff, eine volle Neutralität zu wahren, ſich nicht in die „Tragödie“ hineinziehen zu laſſen. Es iſt wahr, er hat dann, als die Feinde Luthers, die auch die ſeinen waren, die Bannbulle erwirkt hatten, wacker gegen die Finſterlinge geſtritten und manchen ſcharfen Pfeil des Witzes abgeſchoſſen, der ſein Ziel nicht verfehlte, aber unter dem Deckmantel der Namenloſigkeit. Als die Zeit kam, das Viſier zu lüften, aus dem Spiel Ernſt zu machen, Auge in Auge die Waffen mit dem Gegner zu meſſen, da war der ſtolze Ritter vom Kampfplatz verſchwunden. Man konnte ihn daheim im Studierzimmer als griesgrämig polternden Gelehrten wiederfinden, der im Grunde ſeines Herzens froh war, ſich in Sicherheit gebracht zu haben. Er hatte dem Papſt erklärt, daß er nie Gemeinſchaft mit Luther gehabt habe, ja ſeine Schriften nicht einmal kenne. Luther, ſo ließ er ſich anderen gegenüber vernehmen, hätte, ohne anzugreifen, die Philoſophie des Evangeliums vortragen und Chriſti Sache ſo führen ſollen, daß er ſich bei den Leitern der Kirche, wenn auch nicht beliebt, ſo doch nicht mißliebig machte; ihn ſolle weder Tod noch Leben von der Gemeinſchaft mit der Kirche trennen. Er iſt dann reuig zu Kreuze gekrochen, ohne einen förmlichen Widerruf leiſten zu müſſen. Einem Manne von einer Weltſtellung, wie er ſie einnahm, durfte die Kurie es ſchon zugute halten, wenn er nicht alles unbedingt lobte, was er früher verdammt hatte, lief nur ein jeder Tadel in die Verſicherung ſeiner Unterwerfung unter die Kirche aus! Es war kein übler Einfall Papſt Pauls III., wenn er (1535) dem ruhmvollen Gelehrten noch kurz vor deſſen Tode den Purpur des Kardinals anbot.

Die Haltung des Führers iſt beſtimmend geweſen für die Mehrzahl der Humaniſten überhaupt. Anfangs ſchwankend oder lau und zurückhaltend, wandten ſie ſich mit größerer oder geringerer Entſchiedenheit dem Lager Roms zu, nachdem Erasmus 1524 endlich es über ſich vermocht hatte, auch öffentlich Partei zu ergreifen. Denn erſt jetzt eröffnete er, der Aufforderung von Papſt und Kaiſer, von Königen, Fürſten und Biſchöfen nachgebend, den literariſchen Kampf gegen Luther, um dadurch zugleich den üblen, wenn auch völlig unbegründeten Verdacht zu zerſtören, er ſei der heimliche Urheber der lutheriſchen Ketzerei, oder, wie ſeine mönchiſchen Gegner ſich ausdrückten, er habe die Eier gelegt, Luther die Hühnchen ausgebrütet.

Allein, es hatte gleich zu Anfang auch Humaniſten gegeben, die ohne Bedenken und rückhaltlos der Fahne des Reformators folgten: Männer wie Georg Spalatin und Juſtus Jonas und jener glänzende Gelehrte, dem trotz ſeiner Jugend von allen der erſte Preis nach Erasmus zuerkannt wurde, Philipp Melanchthon, ſeit dem Sommer 1518 Profeſſor des Griechiſchen an der Univerſität Wittenberg. Binnen kurzem ſtand er unter dem Banne der gewaltigen Perſönlichkeit Luthers und wurde ganz ſeines Geiſtes voll. Bei dem Reichtum ſeiner Gaben mußte er da unter allen Genoſſen des Reformators der bedeutendſte werden. Er verfolgte von jetzt ab nur das eine Ziel, den beſten Ertrag des Humanismus für die Sache des Evangeliums fruchtbar zu machen. Iſt er ſo neben, ja vor Luther der Begründer der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft geworden, ſo hat (wer wüßte es nicht?) der große Pädagoge, der Schöpfer des humaniſtiſchen Schulweſens in Deutſchland, den höheren Unterricht auf jene Höhe gehoben, die dem Humanismus als Ziel vorſchwebte. Melanchthon hat zwar nie aufgehört, Humaniſt zu ſein, aber niemals wäre er fähig geweſen, fahnenflüchtig ſich dem auch von ihm bewunderten Erasmus anzuſchließen. Von Hauſe aus ſchüchtern und zaghaft, nichts weniger als mannhaft, von faſt übergroßer Vorſicht und ein bedenklicher Schwarzſeher, trug er doch einen Wahrheitsſinn in ſich, der ihn für Momente mit dem Mute des Helden ausſtattete und ein für alle Mal an das neue religiöſe Ideal kettete. Kurz, kein Bündnis hatte in ſeiner Perſon der Humanismus mit der Reformation geſchloſſen, Eins waren in ihm beide geworden.

Einen Bund mit Luther iſt vielmehr ein Kreis jugendlich-ſtürmiſcher und feuriger Humaniſten eingegangen, als deſſen Führer Ulrich von Hutten gelten darf. War der deutſche Humanismus in ſeiner Geſamtheit (nur von ſeinem kosmopolitiſchen Haupte müſſen wir abſehen) von der Wärme vaterländiſcher Geſinnung durchdrungen, ſo hatte in Hutten und ſeinen Genoſſen der Haß gegen römiſches Weſen den Patriotismus zu heller Flamme entfacht. Hutten ſelber und ſo mancher andere von ihnen hatte allerdings Gelegenheit gehabt, in die wahre Natur des „Römertums“ in deſſen Heimat Italien eingeweiht zu werden, dort die Schlingen kennen zu lernen, die für den Fang der verachteten deutſchen Gimpel beſtimmt waren.

Anfangs, noch damals, als Luther in Augsburg vor dem Kardinal Cajetan ſtand, hatte Hutten geglaubt, es handle ſich um eitel Mönchsgezänk, und er ſchaute ihm unparteiiſch mit dem Wunſche zu, daß dieſe Leute ſich dabei gegenſeitig umbringen möchten. Erſt das große Leipziger Redeturnier zwiſchen Luther und Johann Eck (vom Sommer 1519) belehrte ihn eines Beſſeren, und bald erkannte er die Bedeutung und die ganze Schwere des Kampfes, in welchem der kühne Mönch ſtand. Da war ſein Entſchluß gefaßt — er wollte dem erleuchteten Gotteshelden als „Schildknappe“ zur Seite ſtehen. Im Laufe des Jahres 1520 ſuchte er brieflich Fühlung mit Luther und ſchickte zu gleicher Zeit ſeine von wildem, unbändigem Haß gegen das Papſttum durchglühten Schriften in die Welt. Durch dieſen ſeinen Kampf gegen die römiſche Hierarchie hat auch er ſich eine Feindſchaft erweckt, die bei den Anhängern Roms von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortvererbt hat bis auf unſere Tage. Noch in den letzten Monaten hat der jüngſte Biograph Leo’s X. ihn wieder als „ſittlich verkommenen“ Menſchen an den Pranger geſtellt. Wir überſehen ſeine Schwächen nicht. Wir verheimlichen nicht das ungezügelte Treiben ſeiner Jugend noch jenes furchtbare,



VLRICHI DE HVTTEN
EQVITIS GER
MANI. AVLA.
DIALOGVS.

AD LECTOREM.

Res eſt noua Lector, res eſt iucũda
luſus perurbanus & facetus: diſpereſam
niſi legiſſe uoles. Vale.

CVM PRIVILEGIO
IMPERIALI.

Titelblatt zu Ulrich von
Huttens Geſprächsbüchlein.
Augsburg 1529.

höchſtwahrſcheinlich ſelbſtverſchuldete Leiden, welches Jahre ſeines Lebens zu einer Pein für ihn gemacht und ihm ein frühes Ende bereitet hat; und wir erblicken auch darin keine Spur von Entſchuldigung, daß dieſe damals ſo weit verbreitete Krankheit häufig auch bei den Dienern der Kirche, die Biſchöfe nicht ausgenommen, anzutreffen war. Aber freilich, wir ſehen mehr als die Schatten, die auf ſein Bild fallen. Wir verſchließen unſern Blick nicht vor dem echten Gold ſeines Charakters, welches ein hartes Leben aus den Schlacken herausgearbeitet hat, und das am hellſten ſtrahlt in der ſelbſtloſen, Alles: Behagen, Ruhe, fürſtliche Gunſt aufopfernden Hingabe an das Vaterland, an ſein Ideal deutſcher Freiheit. Gewiß, er verſtand dieſe nicht richtig, und er täuſchte ſich überdies über den Weg, auf dem ſie zu gewinnen war, wenn er zuletzt bei dem Glauben anlangte, mit Hülfe einer Adelserhebung, zu welcher er in flammenden Worten aufrief, könne für Deutſchland die politiſche wie die religiöſe Freiheit errungen werden.

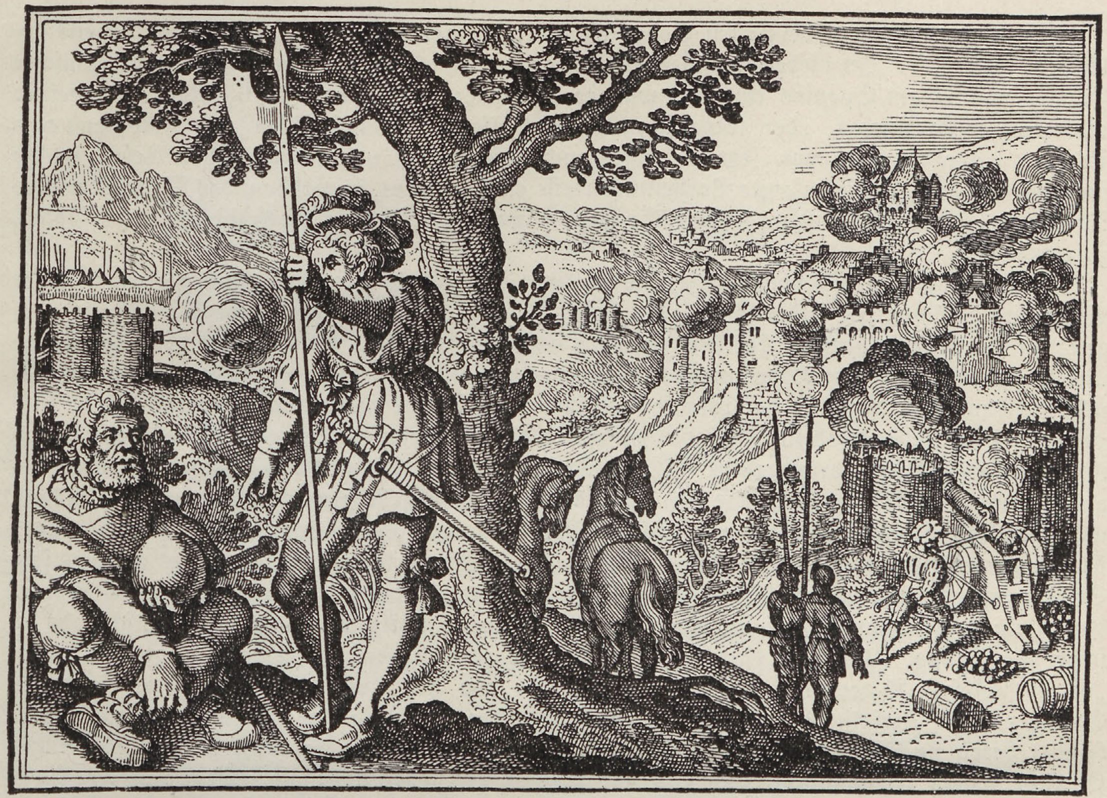
Es war der Zoll, den der Ritter ſeinem Stande, der Humaniſt dem alten Erbübel ſeiner Zunft zu zahlen hatte. Denn noch immer, wie einſt in den Tagen Petrarcas, gingen die Jünger der Antike nur zu oft wie Träumer durch die Welt der Wirklichkeit, außer Stande, die Kräfte des realen Lebens richtig einzuſchätzen. Der klare, ſcharfe Geiſt des Wittenberger Mönches hat das zu jeder Zeit beſſer verſtanden. Luther lebte freilich niemals in Zukunftsträumen, ſondern im hellen Lichte der Gegenwart: er ſah die Dinge, wie ſie waren, und ließ ſich, ohne je ſein mit überirdiſcher Gewißheit ihm feſtſtehendes Ziel aus dem Auge zu verlieren, von einem jeden neu anbrechenden Tage ſeine Aufgabe ſtellen.

Schwer hat Hutten für den Sturm und Drang ſeiner revolutionären Agitation büßen müſſen. Nach dem Fall ſeines Freundes und Beſchützers Franz von Sickingen mußte er, um alle Hoffnungen betrogen, aus der Heimat weichen. Wie ein Geächteter verfolgt, in bitterer Not, von Krankheit erſchöpft, durfte er froh ſein, daß es nicht dem Haſſe ſeiner Feinde, zuvor des Erasmus, gelang, ihm ſelbſt auf freiem ſchweizeriſchen Boden die letzte Zufluchtsſtätte zu entziehen, deren er doch nur noch für kurze Zeit bedurfte, um in Ruhe ſterben zu können (Sommer 1523). Aber er ſtarb mit ungebrochenem Mute, ohne an ſeinem Vaterlande zu verzweifeln. Sagte ihm eine innere Stimme, daß doch die wenigen Jahre ſeiner Manneskraft nicht umſonſt im Kampf ſich verzehrt hatten? Es iſt doch mehr als jedes anderen ſein Werk geweſen, wenn das ganze junge Volk der Humaniſten in den Kreiſen der Gebildeten die Werbetrommel rührte zum heiligen Kampf, und wenn derſelbe Kampf um das Heiligtum der Religion von dem mächtig anſchwellenden vaterländiſchen Empfinden zugleich zu einer nationalen Pflicht gemacht wurde.

Um das Maß von Idealismus, das zur Entfeſſelung dieſes nationalen Gedankens gehörte, würdigen zu können, müſſen wir bedenken, was Deutſchland damals war: eine Nation, welche über eine großartige Fülle von Kräften verfügte — von materiellen, körperlichen, geiſtigen —, aber ſozial zerklüftet, politiſch zerſplittert war und kaum noch in die Reihe der Staaten gezählt werden konnte. Freilich noch immer lebte die Idee des Kaiſertums, und das deutſche Volk durfte in dem erſten Rauſche ſeiner Begeiſterung wohl wähnen, es ſei jetzt die Stunde gekommen, wo ſie herrlicher als je ihre alte Kraft entfalten werde. Es war ja in der Tat eine ſchickſalsſchwere Zeit, wie ſie oft in Jahrhunderten nicht für eine Nation kommt: nie zuvor hatte unſer Volk eine ſo tiefgehende Gärung durchgemacht, und, wir wiſſen es, ſie zielte auf nichts Geringeres als auf die politiſche und religiöſe Wiedergeburt des Vaterlandes zugleich. Es hat etwas Rührendes, zu ſehen, wie ſich da die Hoffnungen der Patrioten an dem jungen Kaiſer emporrankten. In zahlreichen Flugſchriften aller Art: in Sendſchreiben, Geſprächbüchlein, Anſprachen, Reden und Gedichten gaben ſie ſich kund. Hutten ſtand nicht allein, wenn er in beredten Worten den Kaiſer aufforderte, ſich an die Spitze der antirömiſchen Bewegung zu ſtellen: er ſolle der Hauptmann ſein, allein an ſeinem Gebot fehle es:

„Drum hab ein Herz und ſchaff ein Mut,
Ich will dir wecken auf zu gut
Und reizen manchen ſtolzen Held.“

Nicht weniger lebhaft gab Eberlin von Günzburg in volkstümlichen Schriften der Stimme der Nation Ausdruck. Er wollte, wie er ſagt, „alle ſeine Reden kehren auf das trew adlig chriſtlich Herz unſers gnädigſten Kaiſers Karl, in Hoffnung, ſo ſein kaiſerlich Majeſtät als unſer Haupt wohl



Eroberung der Burg Sickingen. Stich aus Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik. 1619.

berichtet würde, alle ſeine Untertanen hätten Glück und Heil“. Er rät dem Kaiſer, vor allen Dingen Abſchied zu geben „dem päpſtlichen Volk“, den Bettelmönchen und Kurtiſanen, von denen alles Übel kommt, zu entlaſſen daher auch ſeinen Beichtvater, den Graumönch (den Franziskaner Glapion) und dafür den Erasmus „zu einem Beichtvater und innerlichem Rat“ anzunehmen oder auch Luther oder Karlſtadt. Es gibt keine größeren Freunde des Kaiſers wie des Reiches als Luther und Hutten, „die allein dein und deiner Untertanen Heil, Ehre, Glück und Seligkeit ſuchen, ſie und all ihr Anhang: Leib und Ehre, Gut und Leben wollen ſie bei dir laſſen.“ Das muß der Kaiſer erkennen und mit ihrer Hülfe aufräumen mit den Mißbräuchen der Kurie in Deutſchland, ja mit dem ganzen deutſchen Kirchenſtaat: „Kein Biſchof darf fürder ein Kurfürſt ſein!“ „Dann werden die ſtarken Deutſchen auf ſein mit Leib und Gut und mit dir ziehen gen Rom und ganz Italia dir untertänig machen. Da darfſt du weder um Papſt noch Kardinäle forthin werben. So wirſt du ein gewaltiger König werden. Wirſt du zuerſt Gottes Handel ausrichten, dann wird Gott auch deinen Handel ausrichten.“

Was Eberlin dem Kaiſer zurief, iſt zweifellos aus der Tiefe der Seele des Volkes aufgeſtiegen. Und dieſe war gepackt und durchſchüttert von der faſt einzig daſtehenden Bedeutung des Momentes. Der Hiſtoriker kann ſie heute in ihrer ganzen weittragenden Kraft erkennen. Wir ſehen: es bot ſich Karl dem Fünften eine weltgeſchichtliche Aufgabe ſondergleichen: er konnte in die Reihe der größten Wohltäter der Menſchheit eintreten, falls er ſie begriff und fähig war ſie zu löſen.

Und dennoch, konnte man überhaupt naiver, ja törichter reden als jene heißblütigen Vaterlandsfreunde, die Wortführer des Volkes? weltunkundiger? und mit ärgerer Verkennung des jungen Habsburgers?

Es war unſer Verhängnis, und das ſchlimmſte von allen, welche jemals über Deutſchland hereingebrochen ſind: was hier vom Kaiſer verlangt wurde, war eine Unmöglichkeit für ihn — in mehr als einer Beziehung: rein menſchlich, politiſch, religiös war es undenkbar!

Iſt je ein Kaiſer auf deutſchem Boden ein Fremder geweſen und es Zeit ſeines Lebens geblieben, ſo Karl V. In niederländiſcher Umgebung aufgewachſen, groß geworden in franzöſiſcher Zunge, von einem Spanier erzogen, war er mit ſechzehn Jahren (1516) Nachfolger ſeiner mütterlichen Großeltern, „der katholiſchen Könige“ Iſabella von Kaſtilien und Ferdinand von Aragon, geworden und von jetzt ab tiefer und tiefer eingetaucht in ſpaniſches Weſen, in die ſpaniſche Sprache, in die geſamte Vorſtellungsweiſe eines Landes, in welchem das Mittelalter eine Nachblüte erlebte wie ſonſt nirgends. So war er unfähig, mit dem deutſchen Volke zu fühlen, zu empfinden.

Was war ihm überhaupt Deutſchland? Eine Ziffer in dem großen Rechenexempel ſeiner Weltpolitik. Schon vor ſeiner Wahl zum Kaiſer ſah ſich Karl mit einer univerſalen Macht ausgeſtattet, wie ſie kein anderer Herrſcher Europas aufzuweiſen hatte. Er war Herr der Niederlande und Burgunds, Erbe der Habsburgiſchen Hausmacht, König von Neapel und im Beſitz der ſpaniſchen Monarchie, der man nachrühmte, daß in ihr die Sonne nicht untergehe, und der wirklich zu jener Zeit die neuentdeckten Länder jenſeits des Weltmeeres eine unermeßliche Zukunft von Reichtum und Macht vorſpiegelten. Die Kaiſerkrone, die er ſchon als Habsburgiſches Erbe beanſpruchen zu dürfen glaubte, war ihm in höchſtem Maße begehrenswert erſchienen als Abſchluß und Befeſtigung ſeiner ererbten europäiſchen Machtſtellung. Hierzu konnte und ſollte ſie ſeiner Meinung nach ihm in zwiefacher Weiſe ausſchlagen. Erſtens konnte ſie wie nichts anderes ſein Streben, eine Art von Oberhoheit über die Völker des Abendlandes zu gewinnen, in dem Schimmer des Rechtes erglänzen laſſen; und zweitens ſtellte ſie, ſo ſchien es, die Kraft Deutſchlands zu ſeiner Verfügung. Und was hatte die doch damals zu bedeuten! „Niemals“, ſagt Max Lenz, „iſt in unſerem Vaterlande eine größere Summe von Kraft vereinigt geweſen als in dieſer Epoche völliger Zerſplitterung. Sprichwörtlich war der Reichtum der deutſchen Städte. Verbündet boten ſie Fürſten und Kaiſer Trotz; der Oſten und Norden, ja wohl auch Flandern und England waren wirtſchaftlich, zum Teil gar politiſch von ihnen abhängig. Doch auch ihre fürſtlichen Gegner und ſelbſt die Ritter wußten ſich zu behaupten.“ Welche Kraft ſteckte allein in dem deutſchen Landsknechte! Welche Heere von unwiderſtehlicher Gewalt hätten ſich aus dieſem Material bilden laſſen! Karls Rivale, König Franz von Frankreich, hatte wohl gewußt, was er tat, wenn er alle Minen ſpringen ließ, um das Kaiſertum und damit dieſe Macht Deutſchlands an ſich zu bringen.

Jetzt hatte Karl ſie hinter ſich: falls er es verſtand, ſie feſtzuhalten und den Intereſſen ſeiner angeſtammten Gewalt dienſtbar zu machen, der Herr der Welt — doch ohne Deutſchland unvermögend, ihr ſeinen Willen aufzuzwingen. Die Entſcheidung — es gibt das der Epoche Karls V. ihr politiſches Gepräge — lag in den deutſchen Verhältniſſen, ſo wenig ſie auch die einzigen waren, die in dem Spiel der politiſchen Kräfte in Betracht kamen, und ſo ſehr ſie für jene Weltherrſchaft des Spaniers lediglich die Bedeutung eines Mittels zum Zweck haben mochten.

Welche Rolle damit dem deutſchen Volke zufiel, ſpringt von ſelbſt in die Augen. Was konnte ſie ihm Gutes eintragen? Deutſchlands Wohl lag dem fremden Herrſcher nur am Herzen, ſoweit es ſich mit ſeinem eigenen Vorteil deckte. Gewiß, ſollte Deutſchland ihm leiſten, was er von ihm verlangte, dann mußte der Zerſplitterung, dem faſt anarchiſchen Treiben der vielen großen und kleinen Herren ein Ende gemacht werden: beugen mußten ſich die eigenmächtigen Stände des Reiches unter den Willen des jungen Kaiſers, der ſich auf eine ſo gewaltige Hausmacht ſtützen konnte wie kaum Einer ſeiner Vorgänger. Aber geſetzt auch, dieſe Zuſammenfaſſung Deutſchlands zu einem Einheitsſtaat, einem Staat überhaupt, wäre gelungen, dann hätte wohl das patriotiſche Sehnen nach Einheit ſeine Erfüllung gefunden. Doch wer würde ihrer recht froh geworden ſein? Denn ſicher hätte die mit jenem Verlangen eng verſchwiſterte Sehnſucht nach Freiheit ſich getäuſcht geſehen. Jene „viehiſche erbliche Servitut“ (Knechtſchaft), die gegen Ende der Regierung Karls V. der ſcharfe Blick des Kurfürſten Moritz von Sachſen am Horizont auftauchen ſah, würde das Los Deutſchlands geweſen ſein!

Und vollends, wie war es alsdann beſtellt mit dem beſonderen Beruf des deutſchen Volkes, den es ſeinem größten Sohne verdankte, das verweltlichte, ſchändlich mißbrauchte Chriſtentum aus der Gewalt der Hierarchie zu befreien, die herrliche Aufgabe der Wiedergeburt der Religion zu der ſeinigen zu machen? Konnte in einem halbwegs einſichtsvollen Politiker auch nur flüchtig

Geleitbrief Kaiſer Karls V.

für Luther zur Reiſe nach Worms 1521

(Original in der Gräflich Wallenrodtſchen Bibliothek zu Königsberg in Preußen)

Wir Karl der Fünfft von gots gnaden erwelter Romiſcher Kaiſer . zu allen zeitten Merer des Reichs etc. in Germanien zu Hiſpani . baider Sicilien . Iheruſalem Hunngern . Dalmatien . Croacien etc. Kunig . Ertzhertzog zu Oſterreich . und Hertzog zu Burgundi . Grave zu Habspurg . Flanndern . und Tirol etc. — Bekennen als wir aus beweglichen Urſachen . Martin Luter Auguſtiner Ordens Her gen Wormbs erfordert . das wir jin deshalben unnſer und des heiligen Reichs Freygeſtrackh ſicherhait und Gelait . wider menigklich gegeben und zugeſagt haben . Und tun das von kaiſerlicher macht . wiſſenntlich in krafft diß briefs. Alſo das Er in Einundzwaintzig tagen . den nechſten nach uberantwurttung diß unnſers briefs . her gen Wormbs kumen . und daſelbs unnſer und des Reichs Stennde hanndlung . auswartten . und darnach von dannen . bis wider an ſein ſicher gewarſam ziehen ſol und mag . von unns und allermenigklichen unbelaidigt und unverhindert . Und gepieten darauf allen Churfurſten . Furſten geiſtlichen . und weltlichen . Prelaten . Graven . Freyen . Herrn . Rittern . Knechten . Haubtleuten . Vitztumben . Vogten . Phlegern . Verweſern . Ambtleutten . Schultheißen . Burgermaiſtern . Richtern . Reten . Burgern . gemainden . und ſonſt allen andern unnſern und des Reichs Unnderthanen und getrewen . in was wirden ſtats . oder weſens die ſein . ernnſtlich mit diſem Brief und wellen . Daz Sy ſollen unnſer und des Reichs ſicherhait und Glait . an dem gedachten Martin Luter . ſtett und veßt hallten. Ine auch . in ſeinem hin und wider ziehen . gelaitten . und gelaittet zu werden verſchaffen . und Ine dawider nit belaidigen . noch . bekumern . noch des yemands annderm zutun geſtatten . in kein weiſe . als lieb ainem yeden ſey . Unnſer und des Reichs ſwer Ungnad . und ſtraff zu vermeiden . das mainen wir ernnſtlich. Mit Urkhundt diß briefs. Geben in unnſer und des Reichs Statt Wormbs am Sechſten tag des moneds Martii . Nach Chriſti geburde funftzehenhunndert . und Ain und zwaintzigiſten . Unſeres Reiche des Römiſchen im Andern und der anndern aller im Sechſten Jaren. —

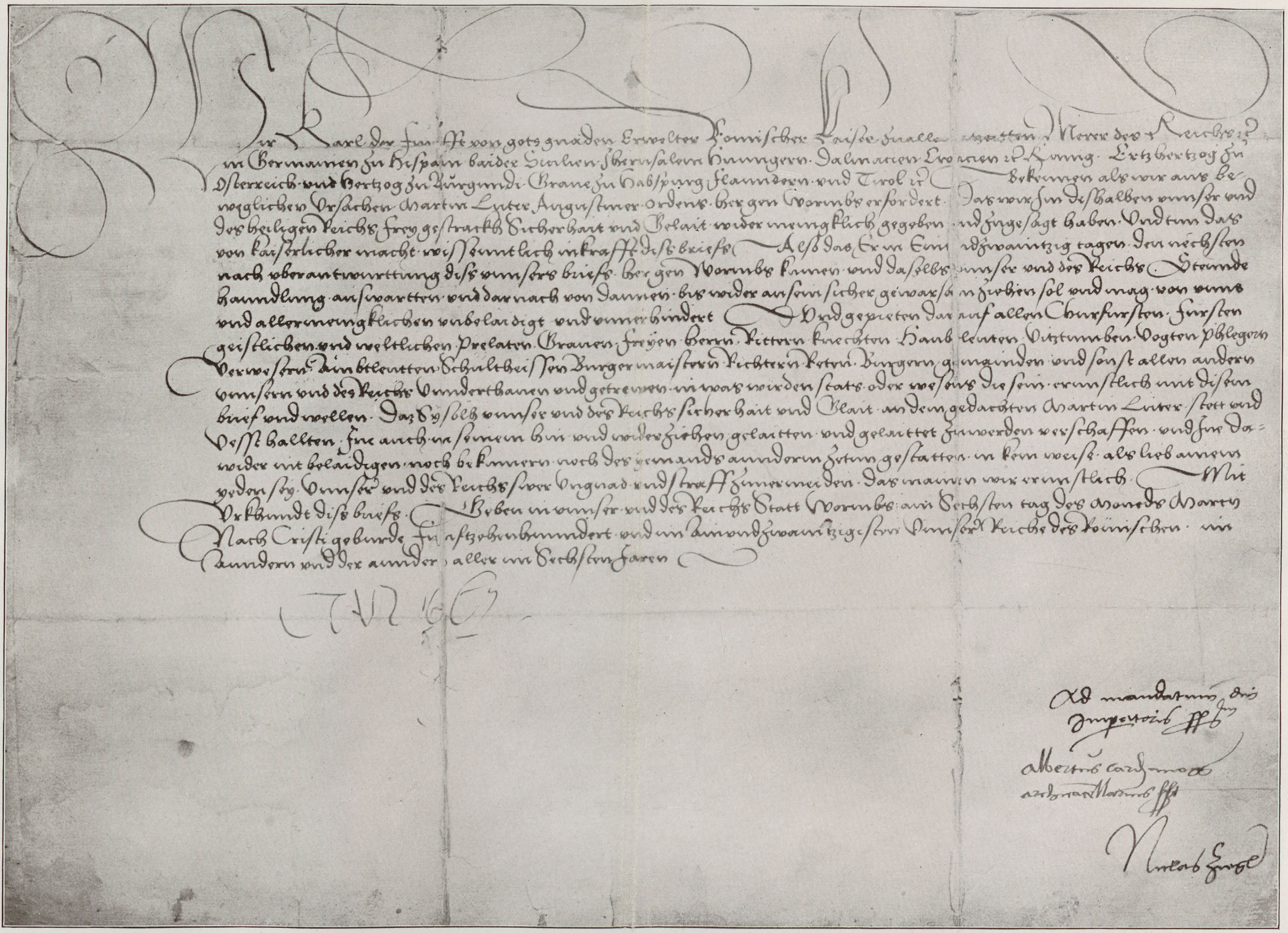
Ad mandatum domni
Imperatoris manu propria

CAROLUS

Albertus Cardinalis
Moguntinus Archicancellarius subscripsi
Niclas Zwyl.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadtbücherei Elbing



Wir Karl der fünfft von gots gnaden Erwelter Römiſcher Kaiſer zu allen zeitten Merer des Reichs etc.
in Germanien zu Hiſpanien baider Sicilien Jheruſalem Hungern Dalmatien Croatien etc. Kunig Ertzhertzog zu
Oſterreich und Hertzog zu Burgundi Grave zu Habſpurg Flanndern und Tirol etc. Bekennen als wir aus be-
weglichen Urſachen Martin Luter Auguſtiner ordens her gen Wormbs erfordert. Das wir Jm deſhalben unnſer und
des heiligen Reichs frey geſtrackh Sicherhait und Glait wider meniglich gegeben und zugeſagt haben. Und tun das
von kaiſerlicher macht wiſſentlich in krafft diſs briefs. Alſo das Er in Ainundzwaintzig tagen den nechſten
nach uberantwurttung diſs unnſers briefs her gen Wormbs kumen und daſelbs unnſer und des Reichs Stennde
hanndlung auſwartten und darnach von dannen bis wider an ſein ſicher gewarſam ziehen ſol und mag von unns
und allermeniglichen unbelaidigt und unverhindert. Und gepieten darauf allen Churfurſten Furſten
geiſtlichen und weltlichen Prelaten Graven Freyen herrn Rittern knechten Haubtleuten Vitztumben Vogten Phlegern
Verweſern Ambtleutten Schultheiſſen Burgermaiſtern Richtern Reten Burgern gemainden und ſonſt allen andern
unnſern und des Reichs Underthanen und getrewen in was wirden ſtats oder weſens die ſein ernnſtlich mit diſem
brief und wellen. Daz Sy ſolh unnſer und des Reichs ſicherhait und Glait an dem gedachten Martin Luter ſtett und
veſſt hallten. Jne auch in ſeinem her und wider ziehen glaitten und glaittet zuwerden verſchaffen und Jne da-
wider nit belaidigen noch bekumern noch des yemands anndern zetun geſtatten in kein weiſs als lieb ainem
yeden ſey Unnſer und des Reichs ſwer Ungnad und ſtraff zuvermeiden. Das mainen wir ernnſtlich. Mit
Urkundt diſs briefs. Geben in unnſer und des Reichs Statt Wormbs am Sechſten tag des Monnds Martij
Nach Criſti geburde Funfftzehenhundert und im ainundzwaintzigiſten Unnſerer Reiche des Römiſchen im
anndern und der anndern aller im Sechſten Jaren

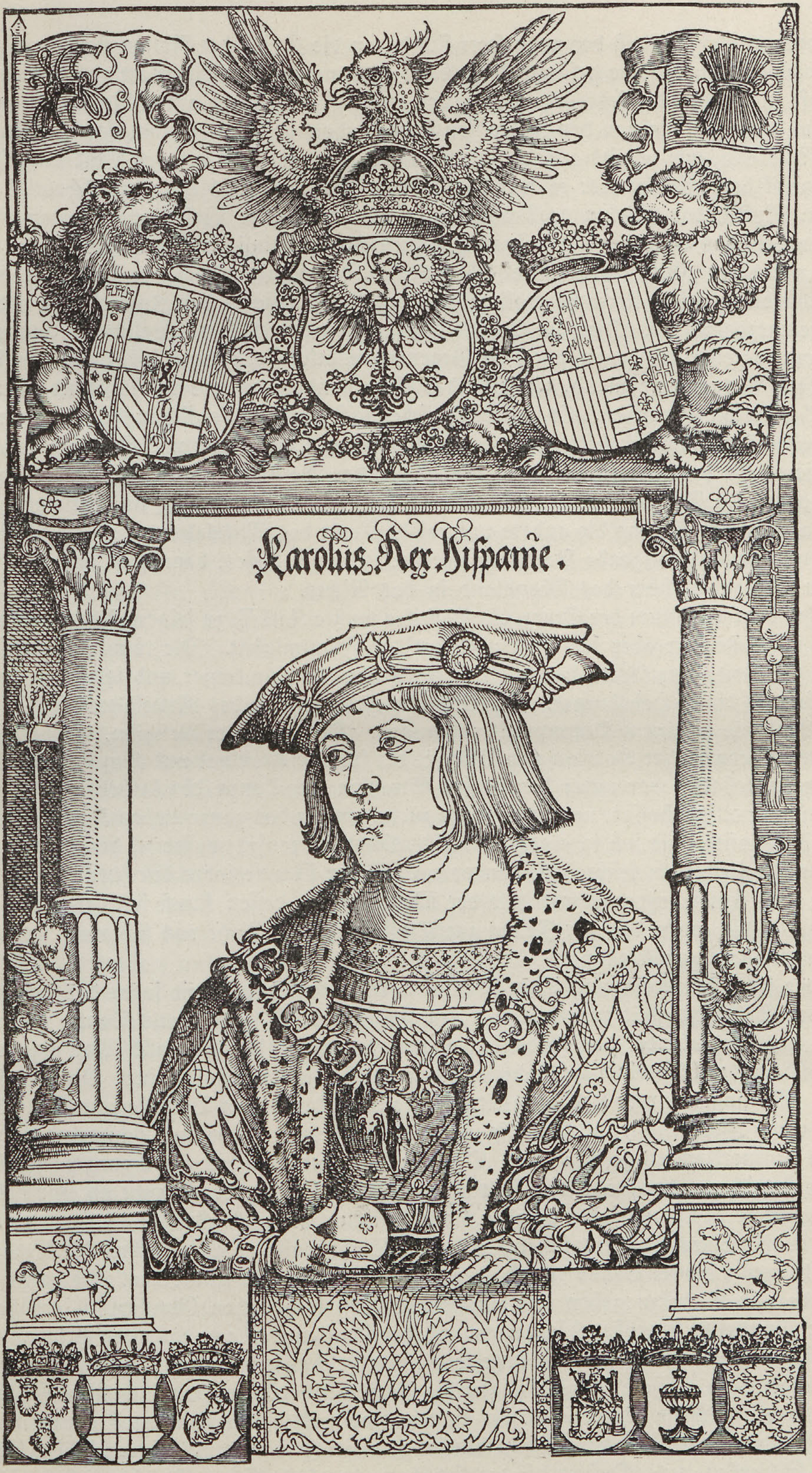
Ad mandatum dni
Imperatoris pp

Albertus card mog
archicancellarius sst

Niclas Ziegler

Geleitbrief Kaiſer Karls V. für Luther zur Reiſe nach Worms 1521

Stadt-
bücherei
Elbing


Karolus. Rex. Hiſpanie.

Kaiſer Karl V.

Nach einem zeitgenöſſiſchen Holzſchnitt.

der Gedanke aufſteigen, daß der neue Herr ſich da an die Spitze der Nation ſtellen würde? War er nicht vielmehr durch ſeine geſamte Lage dazu gezwungen, die Widerpart zu ergreifen und mit aller Kraft zu halten? die ketzeriſche Bewegung womöglich in ihren erſten Regungen zu erſticken? Gebot ihm das nicht, um von den Intereſſen ſeiner anderen Länder zu ſchweigen, allein ſchon ſein Spanien? Denn, wie bereits angedeutet, Spanien war wie kein anderes Land eingeſponnen in die Romantik des Mittelalters: es war die klaſſiſche Stätte einer blühenden Scholaſtik und einer glutvollen Myſtik, das Wirkungsgebiet eines in achtungswerter Weiſe reformierten Klerus und Mönchsſtandes, das Land der unter ſtaatlicher Aufſicht mit peinlicher Genauigkeit arbeitenden Inquiſition und ihrer „Glaubensgerichte“ (Autosdafé), das Land endlich, wo die königliche Gewalt durch höchſt belangreiche kirchliche Vollmachten auf das ſtärkſte in den Intereſſenkreis des Papſttums hineingezogen war. Hier, im Schoße der jüngſten europäiſchen Weltmacht, fanden ſich alle die Elemente vereint, aus denen ſpäter die Gegenreformation ſich entwickelt hat, um, von ſpaniſchem Boden ihren Ausgang nehmend, die Welt des Abendlandes von neuem Rom und dem „heiligen Glauben“ untertan zu machen. Es iſt der ſpaniſche Geiſt geweſen, der ſich in ihr gegen den deutſchen Geiſt erhoben hat. Karl V. hätte nur die Wahl zwiſchen Deutſchland und Spanien gehabt. Aber hätte ſie je an ihn herantreten können? Jenes Ziel der Weltſupremation, dem er nachjagte — war es zu erreichen im Gegenſatz zu Rom? Wie ſie ſelber ihrer Natur nach im Mittelalter wurzelte, ſetzte ſie als ihre Ergänzung die andere univerſale Macht des Mittelalters, das die Völker kirchlich (geiſtlich und geiſtig) einigende Papſttum voraus. Stürzte dieſes, dann ſank auch das Ideal der weltlichen Oberhoheit über das Abendland in das Nichts.

Drohte dem Papſttum der Sturz, als Politiker mußte Karl V. zu ſeinem Retter ſich aufwerfen.

Das nämliche war aber für ihn ein Gebot der Frömmigkeit. Die römiſch-katholiſche Kirche hat ſelbſt zur Zeit ihrer Blüte keinen Fürſten geſehen, der ihr treuer und ſelbſtloſer ergeben geweſen wäre als dieſer Habsburger. Die kirchliche Frömmigkeit des Mittelalters faßte ſich in ihm noch ein Mal wie in einem Brennpunkt zuſammen. Die Saat der Religion, welche ſein Lehrer, der fromme Niederländer Hadrian von Utrecht, der ſpätere Kardinal und Papſt, in die Seele des Knaben geſenkt hatte, war unter den heißen Strahlen der Sonne des katholiſchen Muſterlandes Spanien üppig aufgeſchoſſen, um eine Frucht zu tragen für das ganze Leben Karls. Dieſe ſtrengkirchliche Religioſität, die ſich in einem unverſöhnlichen Gegenſatz wußte zu den Ungläubigen und den Ketzern, beſeelte den frühreifen, den vom Ernſt der Mannesjahre durchdrungenen Jüngling; ſie leitete noch ſeinen letzten Schritt, als der Weltherrſcher, deſſen Kunſt ſich vergeblich damit abgemüht hatte, die große Uhr der Zeiten zurückzuſtellen, alle Macht von ſich warf und ſich in die Stille des Kloſters zurückzog.

In der früheſten Äußerung jener kirchlichen Sinnesart haben wir ſogar das erſte Anzeichen perſönlicher Selbſtändigkeit zu erblicken. Im Februar 1519 hatte Karls Tante Margarete, die Regentin der Niederlande, den Gedanken angeregt, der König ſolle, falls ſeine eigene Wahl in Deutſchland auf unüberwindliche Schwierigkeiten ſtoße, in die Wahl ſeines Bruders Ferdinand willigen. Mit ungewohnter Lebhaftigkeit wies damals Karl dieſen Vorſchlag zurück. Wir erſehen das aus einer Inſtruktion, welcher ſein neueſter Biograph, Hermann Baumgarten, mit Recht beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt hat. Denn in ihr vernehmen wir einen ganz perſönlichen Ton. „Hier zuerſt tritt uns der große, die Welt umſpannende Ehrgeiz, der Glaube an eine hohe Miſſion entgegen, welche das ganze ſpätere Leben Karls beſtimmt haben.“ Kein Wort, heißt es hier, dürfe von der Wahl ſeines Bruders fallen; an ſeine Wahl wolle er alles ſetzen. Und warum? Er gibt als „hauptſächlichſten Grund“ an, daß er als Kaiſer im Stande ſein werde, „der ganzen Chriſtenheit Friede und Ruhe zu geben und unſeren heiligen katholiſchen Glauben zu erhöhen und zu mehren“; „im Beſitze ſo großer Königreiche und Herrſchaften werde er von allen chriſtlichen Königen und Fürſten und vor allem von den Untertanen des Reiches ſelbſt geachtet und gefürchtet ſein und ſtärker werden und größeren Ruhm gegen die Feinde unſeres heiligen katholiſchen Glaubens erwerben können.“ Dieſe Worte leſen wir nicht in einem Briefe an den Papſt oder einen fremden Fürſten, ſondern in einer vertraulichen Weiſung an ſeine Tante. So ſprechen ſie ſicher ſeinen innerſten Gedanken aus. Daß er bei der Erhöhung des katholiſchen Glaubens aber nicht bloß an den Kampf gegen die Ungläubigen dachte, zeigt ein bald nach ſeiner Wahl (im Auguſt 1519) geſchriebener Brief an Franz von Frankreich. Hier fordert er den König auf, gemeinſam mit ihm die Ketzerei auszurotten. Welche, das ſagt er nicht; es gab damals nur eine: die Martin Luthers. Ein Jahr ſpäter hat Karl den Regenten, welche er für die Zeit ſeiner Abweſenheit für Spanien ernannt hatte, vor allem andern ans Herz gelegt, daß ſie „die heilige Inquiſition als die hauptſächlichſte Stütze unſeres heiligen katholiſchen Glaubens" hochhalten und begünſtigen ſollten.

Es wird immer als eine der merkwürdigſten Verſchlingungen der Verhältniſſe betrachtet werden, daß derjenige Kaiſer, dem die neue Welt gehorchte, dem das Zeitalter der Entdeckungen als erſtem ſeinen Tribut zahlte, der umbrauſt wurde von der Brandung der gewaltigſten religiöſen Flutwelle, kurz, der an die Schwelle der Neuzeit geſtellt war, — daß dieſer Kaiſer in ſeinem religiöſen Leben auch nicht mit dem Schatten eines Gedankens das Mittelalter überſchritten hat: er, der weltliche Fürſt, war daher eine ernſthaftere, ſtrengere, würdigere Repräſentation desſelben als die Päpſte ſeiner Zeit, deren traurige Schwächen und beklagenswerte Fehler er nicht überſah, doch ohne daß ſeine Ehrfurcht gegen das Inſtitut eine Einbuße erlitten hätte.

Für ſeine Kirchenpolitik waren damit ein für alle Mal die Zielpunkte feſtgelegt. Auf der einen Seite mußte er das Papſttum als Vorſpann zur Förderung ſeiner weltlich-dynaſtiſchen Zwecke benutzen; auf der anderen Seite mußte er auf eine Reform desſelben bedacht ſein. War letzteres zunächſt ein Anliegen ſeiner religiöſen Gewiſſenhaftigkeit, ſo war es ſpäter zugleich eine politiſche Notwendigkeit. Denn nur unter ein ſittlich gehobenes und dem kirchlichen Berufe zurückgegebenes Papſttum durfte er hoffen die Anhänger Luthers beugen zu können. Daß die „lutheriſche Ketzerei" unterdrückt werden müſſe, ſtand ihm — wir ſahen es ſchon — von allem Anfang an feſt. Am liebſten hätte er ſie zertreten wie eine giftige Schlange. Er würde es getan haben zur Erhöhung der chriſtlichen Religion, zur Mehrung ſeines Ruhmes, nicht zuletzt zur Erlangung der göttlichen Gnade und des ewigen Heiles, hätte die außerordentliche Fülle von Macht, die er in ſeiner Hand vereinigte, dazu hingereicht. Immer war er ſtark genug, ſich den nationalen und religiöſen Forderungen des deutſchen Volkes zu widerſetzen und den großen, durch Jahrzehnte ſich hinziehenden Krieg mit Martin Luther aufzunehmen. Denn Karl V. (und nicht der Papſt) iſt der Hauptfeind Luthers geweſen — und wiederum hat Karl V., der faſt unausgeſetzt mit Frankreich im Kriege lag und daneben bald mit dem Türken, bald mit dem Papſt, bald mit England, bald mit den deutſchen Fürſten, keinen ſchlimmeren Gegner gehabt als den Wittenberger Mönch mit der unſcheinbaren Macht ſeines Wortes, ſeiner Feder. Ein Menſchenalter hindurch haben die zwei einander gegenüber geſtanden auf der Wahlſtatt: der deutſche Mann des Volkes und der kosmopolitiſche Herr der Welt, der Schöpfer der neuen Zeit und der entſchloſſenſte Verteidiger der alten. Das Hin- und Herwogen des Kampfes hat fünfunddreißig Jahren deutſcher Geſchichte ihr Gepräge aufgedrückt. Es iſt die Epoche Luthers und Karls V. zumal. Segen und Fluch — ſie rangen in der Stunde der Entſcheidung um des deutſchen Volkes Seele. Keiner hat einen vollen Sieg davongetragen: der Fluch war unvermögend, den Segen auszulöſchen. Aber auch der Segen, ſo groß und reich er war, konnte den Fluch nicht völlig bannen: faſt durch vier Jahrhunderte ſchleppen wir ſein böſes Angebinde — und wie lange noch wird dies das Schickſal des deutſchen Volkes ſein?

* * *

Schon hatte der päpſtliche Nuntius, der ebenſo eifrige wie gewandte und ſchlaue Aleander, es gewagt, auf deutſchem Boden, in Köln, Mainz und Trier, die Schriften Luthers zu verbrennen. Er drang darauf, daß Karl, wie er bereits in den Niederlanden getan, ſo auch im Reiche von ſich aus die Ausführung der Bannbulle befehle. Der Kaiſer glaubte doch nicht ohne die Stände vorgehen zu ſollen, die er bereits im Januar 1521 in Worms zu ſeinem erſten Reichstage um ſich verſammelte. Allein das von ihm zur Vollſtreckung der Bulle vorgelegte Geſetz fand nicht die Zuſtimmung der Stände. Ohne gegen die Verurteilung Luthers zu ſein, forderten ſie in Anbetracht der Gunſt, die er aller Orten beim Volke genoß, daß der Mönch vorgeladen werde und Gelegenheit erhalte, zu widerrufen. Nur widerwillig, wie es ſcheint, entſprach der Kaiſer dem Verlangen der Stände: während ſein Herold auf dem Wege nach Wittenberg war, veröffentlichte er ein Edikt, das wohl geeignet geweſen wäre, den Vorgeforderten von dem Erſcheinen abzuſchrecken: denn es befahl, die Schriften des Ketzers als vom Papſte verdammt allenthalben der Obrigkeit auszuliefern, und verpönte ihren ferneren Druck, ihre Verbreitung, ja die Zuſtimmung zu ihnen! Unterwegs, ſchon in Thüringen, erhielt der Reformator Kunde von dem „erſchrecklichen Mandate"; er zog unerſchrocken weiter. Und dieſelbe „tolle" Unerſchrockenheit — wer wüßte es nicht? — bewies er auch an jenem großen Tage ſeines Lebens, dem 18. April 1521, als er vor Kaiſer und Reich der göttlichen Wahrheit Zeugnis gab: ſo lange er nicht durch die Heil. Schrift oder durch helle Gründe der Vernunft überwunden worden, ſei ſein Gewiſſen gefangen in Gottes Wort. „Widerrufen kann ich nicht und will ich nicht, weil wider das Gewiſſen zu handeln beſchwerlich, unheilſam und fährlich iſt. Gott helf mir. Amen!" „Iſt alſo darauf (ſo leſen wir in einem Briefe dieſer Tage aus Worms) als ein harter Fels verharret."

Sein Kurfürſt war wohl zufrieden mit ihm. Und doch täuſchte er ſich nicht über den Ernſt der Lage. „Martinus' Sache ſteht," ſo ſchrieb er bald darauf ſeinem Bruder, „daß man ihn ganz verfolgen will. Davor will nichts helfen. Es ſteht bei Gott, der wird es ſonder Zweifel wohl ſchicken. Euer Lieb glauben mir, daß nicht allein Hannas und Kaiphas wider Martinum ſein, ſondern auch Pilatus und Herodes."

So war es! Der Hoheprieſter und der „katholiſche König" gingen Hand in Hand.

Gleich am Morgen nach Luthers Verhör legte Karl V. den Fürſten, die er um ſich verſammelte, eine eigenhändig aufgeſetzte Erklärung gegen den Ketzer vor, welche in dem Bekenntnis gipfelte, er ſei entſchloſſen, an dieſe Sache (die Ausrottung der Ketzerei) alle ſeine Reiche, Leib und Blut, Leben und Seele zu ſetzen. Dieſer Kundgebung entſprach genau das Edikt, dem er am 26. Mai 1521 Rechtskraft verlieh, ohne mit den Ständen darüber verhandelt zu haben. Der Verfaſſer dieſes angeblichen Reichsgeſetzes war kein anderer als der päpſtliche Nuntius! Dieſes Edikt, nach Aleander ſelbſt „furchtbarer als je eins zuvor", befiehlt allen Untertanen, den hier für einen Ketzer erklärten Martin Luther, dem bei den ſchwerſten Strafen Niemand Unterſchlupf oder Beiſtand gewähren darf, wo es möglich gefänglich anzunehmen und dem Kaiſer auszuliefern. Aber auch alle Anhänger und Gönner Luthers werden für vogelfrei erklärt: ein jeder ſoll „in Kraft des Reiches Acht" ſie „niederwerfen und fahen", ihre „beweglichen und unbeweglichen Güter" an ſich nehmen und zu ſeinem eigenen Nutzen wenden. — —

So triumphierte zu Worms noch ein Mal der römiſche Geiſt!

Aber er war doch nicht allein auf dem Plan.

Hier der Kaiſer, der aus Überzeugung ſich zum Pfaffendiener macht, dort Luther, der keinen Schritt zurückweicht.

Für beide war in Einer Welt kein Raum!

Setzte ſich das Edikt durch, dann war es mit Luther und ſeinem Werke vorbei; geächtet war dann wie er ſo auch ſein Volk, es ſei denn, es gab ſein Heiligſtes preis; dann hatte Deutſchland nur die Wahl, es mit der Religion leicht zu nehmen wie des Papſtes Landsleute oder unter Führung ſeines Herrn zu einem zweiten Spanien zu werden.

Konnte aber „dieſes gute Kind, der Kaiſer" (ce bon enfant l'empereur), wie man ihn an der Kurie nannte, der ohne jede diplomatiſche Rückſicht der Stimme des Gewiſſens gefolgt war, ſein Edikt nicht durchſetzen, ganz und ohne Einſchränkung und ohne Erbarmen, dann hatte er verſpielt: all ſein Glaubenseifer konnte das Mittelalter nicht retten!

Und das iſt die Bedeutung des Tages von Worms, daß die beiden Männer, die, wie wir früher ſahen, ihrer Zeit das Gepräge geben ſollten, hier Stellung nahmen zu einander, wider einander: der eine durch Verweigerung der Unterwerfung in dem, was das Freieſte iſt, der andere durch ſein Aufgebot der Gewalt, das Edikt von Worms.

Letzteres war jetzt das Objekt des Kampfes — ein volles Menſchenalter hindurch, bis im Augsburger Frieden von 1555 das Mandat des Jahres 1521 für die Glaubensgenoſſen des Geächteten endgültig beſeitigt wurde.

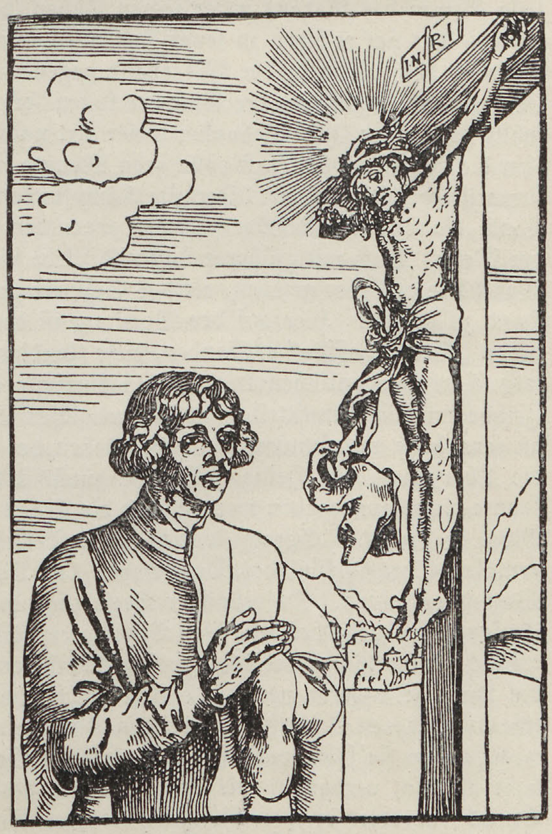
Aber wie ſtellte ſich das deutſche Volk gleich nach Worms zu dem Edikt? Ließ es ſich das Schalten dieſes Fremden, dieſe neue Tyrannei des römiſchen Geiſtes gefallen? War es erſchreckt oder gar geknickt? Gab es ſeine großen Hoffnungen auf? Nichts von alledem! Das Mandat von Worms war ihm wie ein wehendes Blatt Papier, dem Niemand nachjagt, und kaum mehr fragte es dem jungen Kaiſer nach, der gleich nach Schluß des Reichstages, mit ſeinem Gefolge von Pfaffen und Mönchen rheinabwärts fahrend, das Reich verließ, deſſen Boden er erſt nach faſt neun Jahren wieder betreten ſollte. Seine anderen Reiche riefen ihn, und die Nöte Spaniens wie die kriegeriſchen Wirren mit Frankreich, die gleich 1521 ausbrachen, hielten ihn ſo lange fern, zugleich ſeine beſte Kraft verzehrend.

Karl hatte für die Zeit ſeiner Abweſenheit ein ſtändiſches Regiment bewilligen müſſen, an deſſen Spitze er freilich ſeinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, zu bringen gewußt hatte. Aber dieſer konnte doch nicht mit dem Gewicht des Kaiſers auftreten. Immer hatten die deutſchen Stände jetzt eine Vertretung, die ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die Regierung des Reiches geſtattete. Da war doch vielleicht die Nation nicht ganz dem Fremden ausgeliefert, der ſie ſoeben zu vergewaltigen verſucht hatte?

So hielt das junge Deutſchland feſt an ſeinem Programm: es galt nach wie vor die Wiedergeburt des Vaterlandes, des geſamten, nicht nur einzelner Gebiete, und — von Reichs wegen. Frohen und kühnen Mutes blickte man in die Zukunft. Und hatte man etwa keinen Grund dazu? Sollte denn der Frühling, deſſen Luft man mit Wonne atmete, nur taube Blüten angeſetzt haben? Oder war ein Unwetter gekommen, das die Blütenpracht zerſtörte? Nein! Überall erſcholl die neue Botſchaft vom Heile. Keine Macht mehr war im Stande, die evangeliſche Bewegung zu erſticken. Unaufhaltſam ſchritt ſie in den nächſten Jahren nach Worms vor.

6. Der unaufhaltſame Fortgang der evangeliſchen Bewegung 1521—1524.

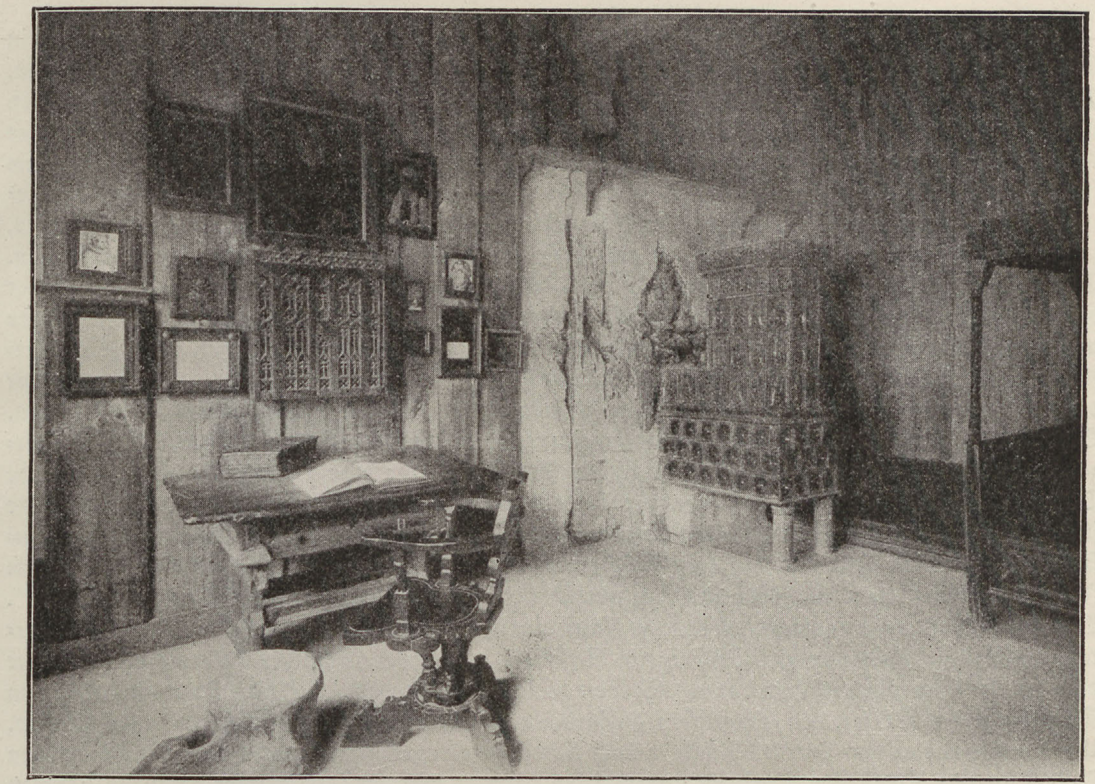
„Das weiß ich unzweifenlich, daß mir, der ſich für keinen Hochvernünftigen, Gelehrten oder Geſchickten hält, mein Leben lang einig Lehr oder Predigt ſo ſtark in meine Vernunft nie gegangen iſt als Luthers Lehr und Unterweiſung.“ „Ich hab auch von viel trefflichen hochgelehrten Perſonen geiſtlichen und weltlichen Standes gar zu offteren Malen gehört, daß ſie Gott darum dankbar geweſt ſein, daß ſie dieſe Stund erlebt, Doktor Luthern und ſein Lehr zu hören.“ So hatte 1519 der Nürnberger Ratsherr Lazarus Spengler in einer weit verbreiteten „Schutzſchrift“ geſchrieben. „Ich acht, Doktor Luther habe der Deutſchen Vernunft erwecket,“ ſo ließ ſich 1521 zu Worms ein ſächſiſcher Edelmann, Bernhard von Hirſchfeld, vernehmen. Beide gaben, indem ſie das Packende an Luther hervorhoben, die Einfachheit ſeiner Verkündigung, die einem jeden „einging“, der allgemeinen Meinung Ausdruck. Man hatte eine beiſpiellos daſtehende Vereinfachung der Religion erlebt: der Schutt von mehr als einem Jahrtauſend war hinweggeräumt: herausgehoben aus dem Dunkel übernatürlicher Wirkungen von heiligen Handlungen und heiligen Dingen, befreit von dem Glanz und Pomp eines äußeren Zeremoniendienſtes, erlöſt aus dem Wirrſal von Vorſchriften intellektueller, ſittlicher, kirchlicher Art und ſo zurückgeführt auf ihren Kernpunkt, war die Religion jetzt nicht mehr eine harte Arbeit, die man im Vertrauen auf die Kirche leiſtete oder in noch größerem Vertrauen auf ſie auch wohl unterließ, ſondern eine in freier Selbſtändigkeit erworbene Geſinnung, und wer ſie hatte, der wußte ſich mit ſeinem Gott im Bunde und betätigte ſie ohne Zwang, ja ohne Vorſchrift im Treiben der Welt, im Verkehr mit den Menſchen. Von dieſer lichten Klarheit hatten alle Empfänglichen einen Eindruck. Wer kannte nicht den langen Erguß beweglicher Klage und



Georg Spalatin.

heißer Bitte zu Gott, den Albrecht Dürer mitten unter die dürren Ziffern ſeiner Ausgaben in ſein Tagebuch einfließen ließ, als ihm im Mai 1521 zu Antwerpen „die Mär“ gekommen war, „daß man Martin Luther ſo verräterlich gefangen hätt“, und er den „Nachfolger des wahren Glaubens“, der ihn ſelber, wie er vor Jahresfriſt dem Spalatin anvertraut hatte, einſt „aus großen Angſten geholfen“, faſt ſchon für verloren gab. Es „ſehe ein jeglicher, ſo da Martin Luthers Bücher lieſt, wie ſein Lehr ſo klar durchſichtig iſt, ſo er das heilig Evangelium führet“. „O Gott, iſt Luther tot, wer wird uns hinfort das heilig Evangelium ſo klar vortragen? Ach Gott, was hätt er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren ſchreiben mögen! O, ihr allen frommen Chriſtenmenſchen, helft mir fleißig bitten und beweinen dieſen gottgeiſtigen Menſchen, und ihn bitten, daß er uns einen neuen erleuchten Mann ſende.“ „Ach Gott vom Himmel, erbarm dich unſer, erlöſ’ uns zur rechten Zeit, behalt in uns den rechten, wahren chriſtlichen Glauben.“

Der von Dürer und nicht von ihm allein als tot Beklagte ſaß ja nun inzwiſchen in ſtrengſtem Geheim wohl geborgen unter dem ſchirmenden Dach der Wartburg, ein neuer Ritter Georg. Als ſolcher hatte er auch hier zu kämpfen, vor allem mit ſich ſelbſt. In der tiefen Stille, die auf die ſtürmiſchen Tage von Worms gefolgt war, und unter dem Druck einer aufgezwungenen Untätigkeit tauchten alte, längſt verſunkene Anfechtungen wieder auf. Das Ungeheuere der Verantwortung, die er auf ſich genommen, wollte ihn übermannen. „Das einig ſtärkſte Argument“ der Gegner ſtieg ſtrafend aus ſeiner eigenen Seele auf: „Du biſt allein klug? Sollten die andern alle irren oder ſo eine lange Zeit geirret haben? Wie, wenn du irreſt und ſo viele Leute in Irrtum verführeſt, welche alle ewiglich verdammt werden?“ Doch das Wort ſeines Gottes, das ihn zu ſeinem Werk entflammt hatte, gab ihm Ruhe und Frieden zurück, ſo „daß (wie er damals ſchrieb) mein Herz nicht mehr zappelt, ſondern ſich wider dieſe Argument der Papiſten als ein ſteinern Ufer wider die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verlachet“. Damit war er auch gefeit gegen etwas anderes, was aus ſeinem Herzen emporſtieg, die Ahnung eines furchtbaren Strafgerichts über ſein geliebtes Vaterland. Bei der Feinheit ſeines Empfindungsvermögens fühlte er bereits das leiſe Zittern des Bodens unter ſeinen Füßen, den Vorboten einer gewaltigen Erſchütterung, die man — das hat er ſchon zu jener Zeit mit dürren Worten geweiſſagt — ihm ſchuld geben werde, während doch vielmehr der Widerſtand gegen das Evangelium die Urſache dazu ſei. Mit einem: „Es geſchehe, es geſchehe der Wille des Herrn“ ergab er ſich ſchon jetzt in dieſes Geſchick. Im Übrigen fehlte es ihm an Zeit, Gedanken dieſer Art nachzuhängen. Denn ſchon beutete er die Muße, die ihm die Wartburg bot (faſt volle zehn Monate lang), zu eifrigem Studium, reger und vielſeitiger literariſcher Tätigkeit aus. Der alte Kämpfer konnte auch hier nicht feiern: es flogen Schriften ins Land, die wuchtige Schläge führten: gegen den Beichtzwang, die Mönchsgelübde, den Mißbrauch der Meſſe. Doch mit größerer Luſt und Liebe führte der Verkündiger des Evangeliums die Feder. Was hätte er lieber geſehen, als das Schwert bei Seite legen zu dürfen und mit der Kelle in der Hand zu bauen? Hier auf der Wartburg iſt der Anfang ſeiner ebenſo wirkſamen wie volkstümlichen „Kirchenpoſtille“ entſtanden, dieſe Predigten, die trotz manchem für uns Fremdartigen und trotz ihrer gelegentlichen kriegeriſchen Ausfälle noch heute einen ſtillen Zauber üben durch ihre Friſche und die Unmittelbarkeit des religiöſen Empfindens. Vor allem aber machte er ſich hier an jene hohe und ſchwere Aufgabe, neben der all ſeine ſonſtige Wartburgarbeit klein erſcheint, die Überſetzung der Heiligen Schrift, zunächſt des Neuen Teſtaments. Schon im Herbſt 1522 konnte dieſes ausgegeben werden, und die Arbeit hat nicht geruht, bis zwölf Jahre ſpäter die ganze Bibel in deutſcher Sprache vorlag. In Betreff der geſchichtlichen Bedeutung dieſer mit dem genialen Sprachgefühl des Deutſcheſten der Deutſchen geſchaffenen Überſetzung ſind nicht viele Worte von nöten. In religiöſer Beziehung unſchätzbar, da jetzt dem Volke in ſeinem weiteſten Umfang die Quelle der religiöſen Bildung erſchloſſen wurde, ſpielt ſie auch in der deutſchen Kulturgeſchichte eine Rolle wie kein zweites Werk der Literatur. Nennen wir gleich Luther, nachdem die Anfänge unſerer neuhochdeutſchen Sprache in ein helleres Licht getreten ſind, nicht mehr wie früher deren Schöpfer im ſtrengen Sinne des Wortes (denn ihren erſten, beſcheidenen Anſätzen nach fand er ſie ſchon vor), ſo hat doch unſer Gemeindeutſch nie einen gewaltigeren Förderer gehabt als ihn, verdanken wir den Reichtum des Neuhochdeutſchen keinem mehr als ihm, deſſen Sprache überdies in ihrer Reinheit, in ihrer Wucht, in ihrem Schmelz noch heute ein Muſter iſt. Und zwar kommt hier alles in Betracht, was in Mutterlauten ſeiner Feder entſtrömte, am ſtärkſten



Die Lutherſtube auf der Wartburg.

aber durch Jahrhunderte die deutſche Bibel, das Leſe-, Lern- und Erbauungsbuch für Jung und Alt. Nichts anderes könnte dieſem Volksbuch der Wirkung nach an die Seite geſtellt werden. Noch heute iſt es der Grundlage nach ſeine Sprache, welche die Gebildeten Alldeutſchlands reden. Mit gutem Grunde hat Ignaz von Döllinger in ſeiner altkatholiſchen Epoche von Luther geſagt: Seine Gegner „ſtammelten, er redete. Nur er hat wie der deutſchen Sprache, ſo dem deutſchen Geiſte das unvergängliche Siegel ſeines Geiſtes aufgedrückt, ſo daß ſelbſt diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabſcheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, nicht anders können: ſie müſſen reden mit ſeinen Worten, denken mit ſeinen Gedanken“. —

Die Schriften der Wartburgmuße übten eine mächtige Wirkung. Welches ſtärkere Förderungsmittel für die Verbreitung ſeiner Ideen hätte er überhaupt unter die Maſſe werfen können als „das Neue Teſtament deutſch“? Und als dieſes erſchien, da ſtand Luther längſt wieder öffentlich an der Spitze der Bewegung. Unberufene Führer, Stürmer und Dränger und Schwärmer, die ihren Wuſt mittelalterlicher Ideen für gut evangeliſch hielten, hatten ſein Werk in Wittenberg gefährdet. Da hatte es ihn nimmer in der Verborgenheit geduldet. Es war „der Satan“, der „in ſeine Hürden gefallen und etliche Stücke zugerichtet“ hatte, „die ich“, ſo ſchrieb er ſeinem Herrn zu ſeiner Rechtfertigung, „mit keiner Schrift ſtillen kann, ſondern muß mit ſelbwärtiger Perſon und lebendigem Mund und Ohren da handeln. Es ſind meine Kinder in Chriſto. Da iſt keine Disputation mehr geweſen, ob ich kommen oder nicht kommen ſoll. Ich bin ſchuldig, den Tod für ſie zu leiden. Das will ich auch gern und fröhlich tun.“ So war er im März 1522 eigenmächtig, den Schutz ſeines Fürſten verſchmähend, ſeiner Abmahnung zum Trotz wieder auf dem Plan erſchienen. In der Tat ein Wagnis, bei dem er alles aufs Spiel ſetzte. Denn noch immer ſtand Kurfürſt Friedrich unter den Großen des Reiches ganz allein. Erſt im Laufe des Jahres 1524 fiel auch der junge Heſſenfürſt dem Evangelium bei.

Nichts ſtellt den Charakter der evangeliſchen Bewegung als einer vom Volk getragenen in ein helleres Licht als die Haltung, welche in dieſen Jahren die deutſchen Fürſten zu ihr einnahmen. Wie oft haben die Gegner der Reformation behauptet, ſie ſei aus Eigennutz von der weltlichen Macht gewaltſam durchgeſetzt. Wie ſtrafen doch dieſe Jahre eine ſolche Rede Lügen! Hätte es in dem Vermögen der Fürſten geſtanden, denen übrigens mit wenigen Ausnahmen das Verſtändnis für die große religiöſe Frage abging, es wäre das Wormſer Edikt hier mit größerem, dort mit geringerem Ernſt durchgeführt worden. Stand auch ein Teil von ihnen nur lau zur Sache des Papſtes, ſo finden wir doch daneben andere, die mit deſto größerem Eifer für die alte Kirche eintraten. Von den geiſtlichen Fürſten ſehen wir hier billig ab: ſie kämpften für den eigenen Herd. Unter den weltlichen Herren lenkt vor allen der Erzherzog Ferdinand den Blick auf ſich. Durch innere und äußere Gründe an die Seite des Bruders gebannt, konnte er ſich in Klagen über „dieſe verfluchte lutheriſche Sekte“ kaum genug tun und entfaltete eine raſtloſe Tätigkeit wider ſie. Unter den übrigen war ohne Frage der ehrlichſte Anhänger des Papſtes Herzog Georg von Sachſen. Schon ſeit 1522 war der Angelpunkt ſeines regimentlichen Waltens Martin Luther. Er war überzeugt, daß der Rückgang ſeines erzgebirgiſchen Bergbaues nur eine Strafe für die unchriſtliche Duldung des Ketzers ſei, und daß man zur Abwehr des grauſamen Türken vor allem Gottes Ehre ſuchen müſſe durch Strafe und Ausrottung der lutheriſchen Ketzerei. Er war, wie er in einer Inſtruktion für ſeinen Vertreter auf dem Reichsregiment (Frühjahr 1522) ſagt, entſchloſſen, „dieſem Irrtum zu widerſtehen mit allen Kräften, mit allem Vermögen und mit aller Macht bis in Tod“. Er hat das Wort wahr gemacht. Wie er zu Hauſe unaufhörlich den kleinen Krieg gegen ſeine Untertanen führte, ſo ſchürte er zu Nürnberg im Regiment das Feuer kirchlicher Leidenſchaft, ſo oft er dort ſeinen Platz einzunehmen hatte. Soeben hatte er durchgeſetzt, daß das Regiment in einem Mandate ſeinen Vetter, den Kurfürſten aufforderte, gegen die kirchlichen Neuerer einzuſchreiten. Und kaum hatte er von Luthers Rückkehr nach Wittenberg vernommen, als er beim Regiment den Befehl an den Kurfürſten Friedrich auszuwirken bemüht war, er ſolle Luther gefangen nehmen „bis auf weiteren Befehl Kaiſerlicher Majeſtät“ und die Wittenberger, die den Gebannten und Geächteten aufgenommen, mit Ernſt ſtrafen, das will ſagen: das Wormſer Edikt ausführen.

An Eifer ſtand hinter dem Wettiner der Hohenzoller Joachim I. von Brandenburg nicht zurück, nur daß er nichts von der Reinheit der kirchlichen Geſinnung Georgs kannte. Am frühzeitigſten von allen hatte (gleich zu Worms) der Brandenburger Kurfürſt Partei ergriffen wider den Feind des Papſttums. Wir wiſſen heute: er hat auch vor allen andern ſein Wohlverhalten durch Zugeſtändniſſe des Papſtes im voraus ſich vergelten laſſen.

Auf derſelben Bahn waren ein paar Jahre ſpäter auch die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Bayern anzutreffen. Religiös nicht beſonders intereſſiert, legten ſie ſeit 1522 ein hohes Maß von kirchlichem Eifer an den Tag. Dieſe Haltung der Wittelsbacher ſollte verhängnisvoll für das Vaterland werden. Bald ſollte mit ihrer Hülfe der erſte Keil in die Einheit Deutſchlands getrieben werden, und zugleich wurden die erſten Steine herbeigetragen zu der ſpäteren Hochburg römiſch-ſpaniſchen Geiſtes im Lande Martin Luthers.

Dieſe entſchloſſenen Parteigänger Roms konnten gemeinſam mit den Biſchöfen im Reichsregiment wie auf den Reichstagen ihren Willen mühelos durchſetzen, d. h. Beſchlüſſe in ihrem Sinne erzielen.

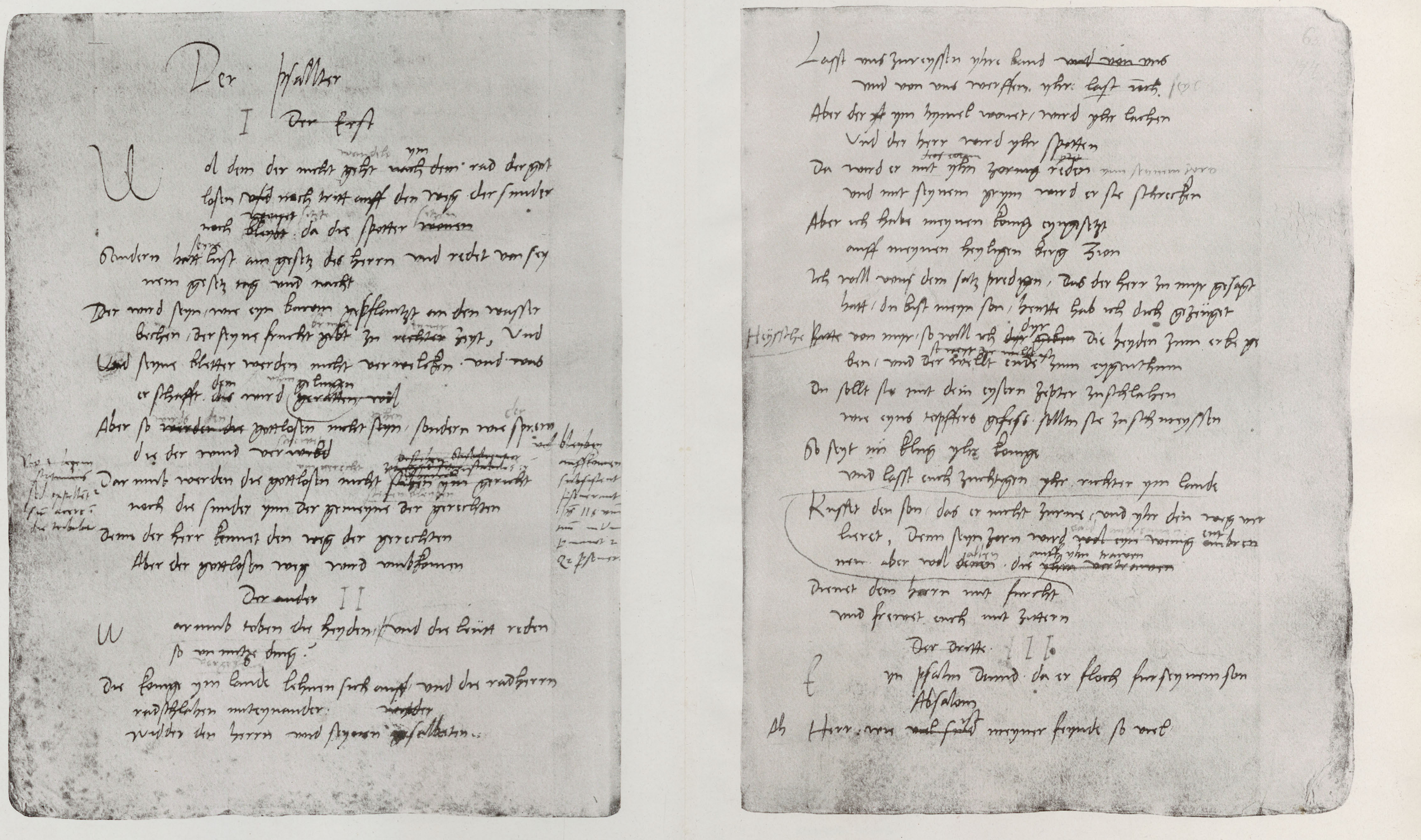
Wie ſtellte ſich nun dieſe überwältigende Mehrheit in den Jahren 1522—1524 zu der Vollſtreckung des Ediktes von Worms?

Wie nachdrücklich drang doch wieder und wieder Herzog Georg von Sachſen im Regiment auf ſtrenge Mandate — ohne Erfolg. Höhnend mochte er dem kaiſerlichen Statthalter, dem Pfalzgrafen Friedrich, in einem Briefe ſeine Verwunderung ausſprechen, „daß der Mann [Luther] ſo viel Glücks hat, daß ſich ſo viel tapferer, großmutiger Leute vor ihm forchten“, das Regiment beobachtete nach wie vor die vorſichtigſte Zurückhaltung.

Wir können dieſe unmöglich auf die hervorragende Tätigkeit des kurſächſiſchen Bevollmächtigten im Regiment Hans von der Planitz zurückführen, der mit gleich großer Klugheit wie Wärme die Sache ſeines Herrn und Luthers führte. Auch nicht auf die Unterſtützung, die er bei mehr als einem der übrigen Räte fand. Denn die Räte der Luther abgeneigten Fürſten waren, wie Planitz gelegentlich nach Hauſe ſchrieb, „mehrenteils gut lutheriſch“. Beſonders hatte er die Hülfe des

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadtbücherei Elbing



Der Psalter

I ~~Der Erst~~

Wol dem der nicht ~~gehet~~ wandelt ~~nach dem~~ ym rad der gott
losen ~~rafft~~ noch tritt auff den weg der sunder
noch ~~bleybt~~ sitzt, da die spotter ~~wonen~~ sitzen
Sondern hatt lust am gesetz des herrn und redet von sey
nem gesetz tag und nacht
Der wird seyn, wie eyn bawm gepflantzt an den wasser
bechen, der seyne frucht gibt zu ~~rechter~~ seyner zeyt, Und
~~Und~~ seyne bletter werden nicht verwelcken. und was
er schafft. ~~das~~ dem wird ~~geratten wol~~ gelingen
Abir so ~~werden der~~ gottlosen nicht seyn, sondern wie spreu
die der wind verstrewet
Darumb werden die gottlosen nicht ~~bestehen~~ ym gericht
noch die sunder ym der gemeyne der gerechten
Denn der herr kennet den weg der gerechten
Aber der gottlosen weg wird umbkomen

~~Der ander~~ II

Warumb toben die heyden, und die leutt reden
so ~~vn nutze~~ ding?
Die konige ym lande lehnen sich auff, und die radherrn
radschlahen miteynander ~~widder~~
widder den herrn und seynen gesalbten.

Lasst uns zureyssen yhre band ~~und von uns~~
und von uns werffen yhre ~~last sich~~. seyl
Aber der ym hymel wonet, wird yhr lachen
Und der herr wird yhr spotten
Da wird er mit yhn ~~zornig~~ reden
und mit seynem grym wird er sie schrecken
Aber ich habe meynen konig eyngesetzt
auff meynem heyligen berg Zion
Ich will von dem satz predigen, das der herr zu myr gesagt
hatt, du bist meyn son, heutte hab ich dich gezeuget
Heyssche ~~Heysch~~ von myr, so will ich ~~dyr geben~~ dyr die heyden zum erbe ge
ben, und der welt ende zum eygenthum
Du sollt sie mit dem eysern zepter zuschlahen
wie eyns topffers gefess sollt sie zuschmeyssen
So seyt nu klug yhr konige
und lasst euch zuchtigen yhr richter ym lande
Kusset den son, das er nicht zurne, und yhr den weg ver
lieret, Denn seyn zorn wird ~~wol eyn wenig~~ bald anbren
nen. aber wol ~~denen~~ allen die ~~yhm vertrawen~~ auff yhn trawen
Dienet dem herrn mit furcht
und frewet euch mit zittern

~~Der dritt~~ III

Eyn psalm David, da er floch fur seynem son
Absalom
Ach Herr, wie ~~viel~~ sind meyner feynde so viel

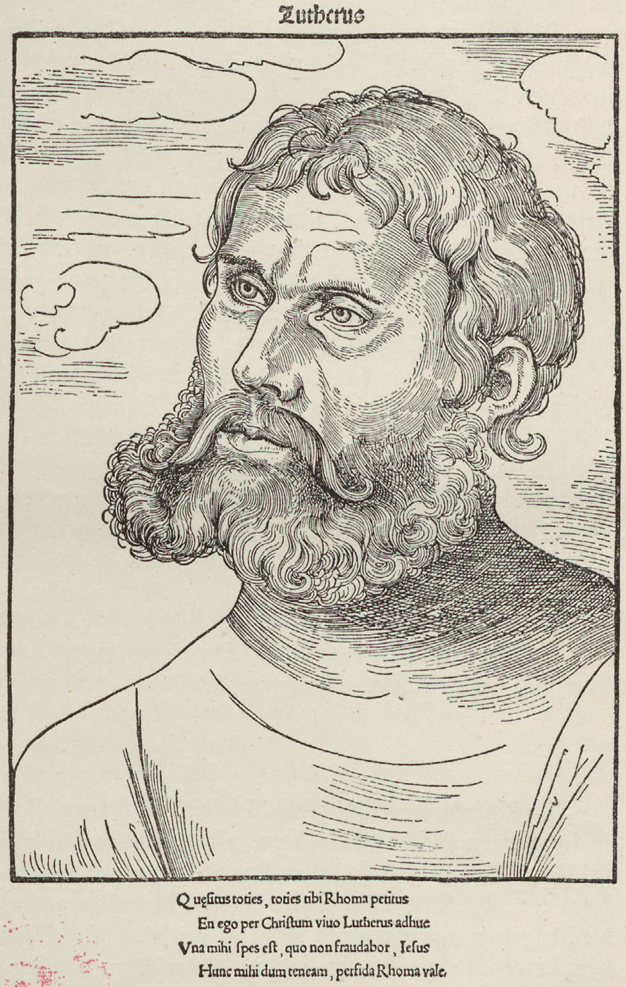
Zwei Seiten aus Luthers Überſetzung des alten Teſtaments (Pſalter), in Luthers eigener Niederſchrift, mit ſeinen Korrekturen verſehen.
Original in der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadtbücherei Elbing

Hans von Schwarzenberg zu rühmen, des bedeutendſten Kopfes, über den das Regiment verfügte. Auch Sebaſtian von Rotenhan ſtand ihm bei. Beide waren Abgeordnete geiſtlicher Fürſten: jener des Biſchofs von Bamberg, dieſer des Mainzers.

Indeſſen ſo einflußreich dieſe gewandten und arbeitſamen Männer ſein mochten, ſie wären doch außer Stande geweſen, die lutherfeindliche Mehrheit im Regiment lahm zu legen. Und vollends werden wir nicht annehmen dürfen, es ſei das Verhalten jener Mehrheit auf den Reichstagen dieſer Jahre durch ihre Räte beſtimmt worden. Dieſes aber iſt kaum weniger bezeichnend als ihr Betragen im Regiment. Zum erſten Male nach Worms beſchäftigte ſich mit der religiöſen Frage 1523 ein Reichstag zu Nürnberg. Hier verlangte der Geſandte Papſt Hadrian's VI. (des ſittenſtrengen Nachfolgers Leo's X.) ernſtlich die Vollſtreckung des Reichsgeſetzes gegen Luther; dieſelbe Forderung ſtellte Erzherzog Ferdinand. Allein der Reichstag antwortete mit der Gegenforderung eines allgemeinen und freien Konzils und lehnte die Ausführung des Ediktes als untunlich ab. Nicht ganz ſo war der Ausgang des nächſten Reichstages, der ein Jahr ſpäter wiederum zu Nürnberg abgehalten wurde. Der Legat des neuen Papſtes Clemens' VII. (es iſt jener Kardinal Giulio Medici, der Vetter Leo's X., dem wir bereits begegnet ſind), der Kardinal Campegi, führte den Ständen ihre Pflicht zu Gemüte, für die Beobachtung des Geſetzes von 1521 zu ſorgen. Karl V. hatte einen eigenen Botſchafter aus Spanien herübergeſchickt, der in demſelben Sinne zu wirken hatte. Auch Ferdinand bemühte ſich nach Kräften. Die Beſchlüſſe des Reichstages, die am 18. April 1524 im Namen des Kaiſers veröffentlicht wurden, entſprachen doch nicht entfernt ihren Wünſchen. Die Stände verſicherten zwar, dem Mandat pflichtſchuldig nachkommen zu wollen, aber mit der Einſchränkung: „ſo viel als möglich"; und ſo eben hatten die Reichsſtädte einmütig in lebhaften Worten die völlige Unmöglichkeit der Durchführung begründet. Aber, was ſchlimmer, der Reichstag ließ durchblicken, daß er die bisherigen Entſcheidungen von Papſt und Kaiſer keineswegs für endgültige halte. Denn er erneuerte die Forderung eines „gemeinen, freien Konzils an gelegener Mahlſtatt deutſcher Nation", ja beſchloß, daß zu Martini des Jahres (11. November) in Speier „eine gemeine Verſammlung deutſcher Nation", die man als ein Nationalkonzil dachte, zuſammentrete — zum Zweck einer gemeinſamen Beratung, wie es bis zum Zuſammentritt des doch in weiter Ferne ſtehenden Konzils „gehalten werden ſolle". Um eine Grundlage für die Verhandlungen zu gewinnen, forderte der Reichstag die einzelnen Stände, namentlich die, „ſo hohe Schulen hatten", auf, „einen Auszug aller neuen Lehren und Bücher, was darin disputierlich gefunden", machen zu laſſen.



Lutherus

Queſitus toties, toties tibi Rhoma petitus
En ego per Chriſtum viuo Lutherus adhuc
Vna mihi ſpes eſt, quo non fraudabor, Ieſus
Hunc mihi dum teneam, perfida Rhoma vale.

Luther als Junker Georg. Holzſchnitt von Lucas Cranach.

Es war ein Beſchluß, über den der Papſt außer ſich geriet, den der Kaiſer (wir werden es noch ſehen) im Zorn durch einen Federſtrich ungültig machte, und doch ein Werk der Mehrheit, „der Bayern und der Pfaffen", wie Planitz ſich ausdrückte.

Wie haben wir ihn uns zu erklären? wie den für die Reformation ſo günſtigen des voraufgehenden Nürnberger Tages?

Die Antwort kann uns kurz und bündig derſelbe Hans von der Planitz geben. Die Gegner haben, ſchreibt er ſeinem Herrn, etwas gutes getan, „aber nicht um des Guten willen, ſondern daß ſie ihrer Haut gefürchtet".

Dieſe Reichstagsbeſchlüſſe ſind das beredteſte Zeugnis von der Macht der evangeliſchen Bewegung im Volke. Man könnte Seiten füllen, wollte man alle die Äußerungen zuſammenſtellen, in denen der Grund der von uns beobachteten Zurückhaltung der papſtfreundlichen Ständemehrheit offenbar wird. Ich beſchränke mich auf eine einzige, eine ſolche, die einen amtlichen Charakter trägt. Ich denke an den Abſchied des Reichstages von 1523, der offen mit der Sprache herausgeht. Er macht nämlich geltend, man habe von den Mandaten wider Luther bisher „nicht ohne merkliche Urſache" abgeſehen, weil ihre Befolgung die Vorſtellung erweckt haben würde, „als wollte man die evangeliſche Wahrheit durch Tyrannei unterdrücken und unchriſtliche ſchlimme Mißbräuche aufrecht erhalten; daraus dann unzweifelhaft eine große Empörung, Abfall und Widerſtand wider die Obrigkeit erwachſen ſein würde". Es kommt vielmehr alles darauf an, ein Mittel ausfindig zu machen, um „dieſe Empörung, Irrung und Unwillen des gemeinen Mannes" zu ſtillen.

In der Tat war das die Aufgabe in all dieſen Jahren, 1524 noch mehr als zu jener Zeit, wo dieſer Reichstag ſie ſo klar ausſprach. Damals legten auf dem neuen Nürnberger Tage (April 1524) die Reichsſtädte, welche die Lage zweifellos am beſten kannten, eng zuſammengeſchloſſen lebhaft Verwahrung ein gegen jede, wenn auch noch ſo ſchonende Erneuerung des Wormſer Ediktes, weil „damit ein unzweifenliche gewiſſe Urſach gegeben würde zu viel Aufruhr, Ungehorſam, Blutvergießen, ja ganzem Verderben"; denn „der gemeine Mann ſei allenthalben zum Wort Gottes und heiligen Evangelio ganz begierig", und dieſes habe ſich, wie männiglich wiſſe, viel mehr ausgebreitet und erweitert.

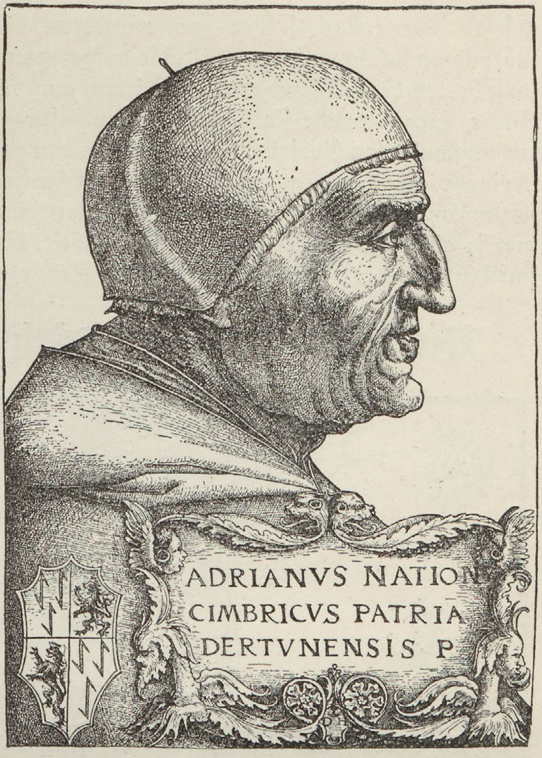
So war es. Niemand konnte ſich darüber täuſchen.

Auch wir müſſen eine Überſicht zu gewinnen ſuchen über den Umfang, in welchem das Evanlium ſich ausgebreitet und feſtgeſetzt hatte.

* * *

Zu Anfang des Jahres 1523 ſchrieb Erzherzog Ferdinand ſeinem Bruder: „Die Lehre Luthers iſt im ganzen Reiche ſo eingewurzelt, daß unter tauſend Perſonen heute nicht eine davon ganz frei iſt. Das Ganze iſt in ſo übler Lage, daß es nicht ſchlimmer ſein könnte." Und zu Ende des Jahres klagt er: „Die lutheriſche Sekte herrſcht in dieſem ganzen Lande ſo, daß die guten Chriſten ſich fürchten, dagegen aufzutreten." Es traf das auch für diejenigen Gebiete zu, wo die Obrigkeit mit Ernſt der Bewegung zu ſteuern ſuchte. Bereits zu Beginn des Jahres 1522 hatte Herzog Georg von Sachſen dem Hans von der Planitz geſtanden, wenn er „nicht mit der Tat und Gewalt dazu täte, würde ſein Land ſchier gar ketzeriſch". Aber Gewalt wollte hier ebenſowenig fruchten wie unter Habsburgiſchem Szepter. Als 1524 Ferdinand in ſeinen Erblanden mit Schärfe auf Ausführung des Wormſer Ediktes drang, erklärten ihm ſeine Niederöſterreichiſchen Lande: er ſei „ihres Leibes und Gutes Herr", und darin wollten ſie willigen Gehorſam leiſten, aber „mit dem, ſo ihre Seele berühret", möge er „ſie nicht beladen, Gebot oder Verbot tun".

Gleich hier können wir ſehen, in wie weiter Ferne der Wellenſchlag der evangeliſchen Strömung bereits zu ſpüren war. So weit die deutſche Zunge klang, ſo weit war der Schall des Evangeliums gedrungen. Alles war von ihm erfüllt. Von den Niederlanden bis nach Livland, vom Elſaß bis zur Grenze Ungarns, von der Oſtſee bis zu den Alpen der Schweiz und Tirols — alles war ein einziges großes Flutgebiet, aus dem nur größere oder kleinere Inſeln hervorragten. Allerdings gingen die Fluten hier ſtärker, dort ſchwächer. Am ſtärkſten, abgeſehen von Wittenberg und ſeiner ſächſiſch-thüringiſchen Nachbarſchaft, in den Reichsſtädten, vor allen in Nürnberg, daneben, um nur die wichtigſten zu nennen, in Augsburg, Straßburg, Ulm, überhaupt im ganzen Süd-



Papſt Hadrian VI.

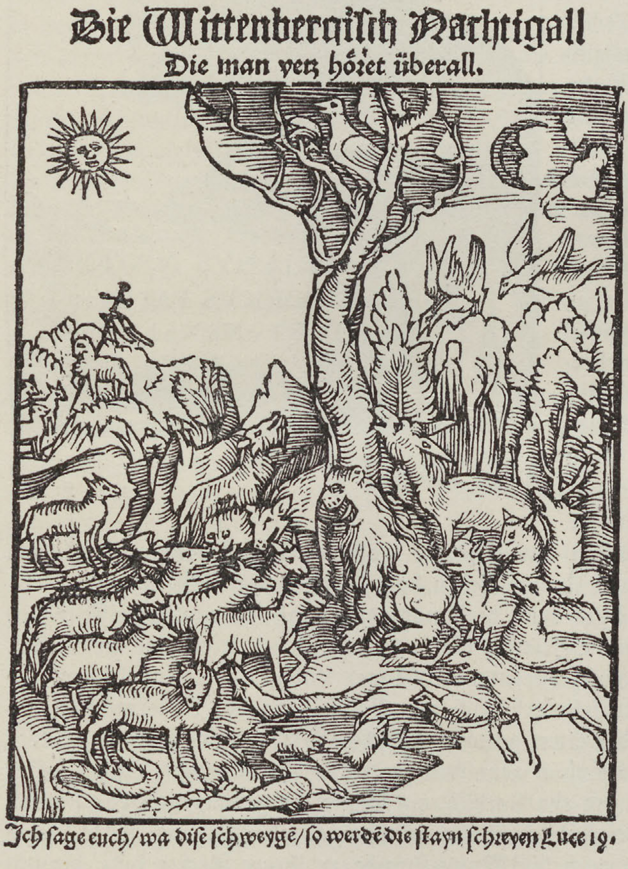
Kupferſtich von Daniel Hopfer.

weſten Deutſchlands. Es war nicht die ſtädtiſche Kultur allein, welche hier der Reformation die Stätte bereitete: oft wetteiferte das niedere Volk mit den Männern humaniſtiſcher Bildung.

Die Mittel der Ausbreitung waren die nämlichen wie früher. Neben den perſönlichen Trägern der neuen Ideen, Predigern, Mönchen, Laien, gewann die Preſſe eine ungeahnte Bedeutung. Man hat berechnet, daß von 1516 bis 1524 die Zahl der deutſchen Drucke auf das Neunfache geſtiegen iſt. Und dieſe Schriften, die, oft mit erläuterndem oder auch ſatiriſchem Bildwerk ausgeſtattet, hier in gemeinverſtändlicher Proſa, dort in beliebten Reimweiſen ſich an das Volk wandten, wurden von hoch und niedrig verſchlungen. Ihre Wirkung beſchränkte ſich nicht auf den Umfang der Leſewelt. Wer der Kunſt des Leſens nicht mächtig war, nahm ſich wohl einen „Schüler", ſich die Schriften Luthers, die religiöſen Flugblätter vorleſen zu laſſen; oder auch es wurden die Erzeugniſſe der Preſſe, und nicht zuletzt die Schriften des Neuen Teſtaments, in einem größeren Kreiſe vorgetragen und in lebendiger Rede und Widerrede zum inneren Eigentum gemacht. An derartige Verſammlungen denkt Bruder Heinrich von Kettenbach, wenn er ſagt: „Zu Ulm in den Trinkſtuben und Bürgerhäuſern geſchehen etwan [d. h. wohl, vielleicht] beſſere Predigten, denn auf allen Kanzeln der Stadt" (die den Evangeliſchen damals noch verſchloſſen waren).

Schon aber gab man, wo es irgend möglich war, dieſe notgedrungene Konventikelexiſtenz auf. Denn nicht die enge Frömmigkeit myſtiſcher Sektierer, die das Licht ſcheut, trieb hier ihr Weſen. So ſchloſſen ſich an vielen Orten die anfangs zerſtreuten Anhänger Luthers zu evangeliſchen Gemeinden zuſammen — ein Fortſchritt, der ſehr erheblich zur Befeſtigung der Reformation beitragen mußte. Da fielen denn natürlich die alten gottesdienſtlichen Ordnungen, ſo weit ſie dem Evangelium widerſprachen; neue, durchaus einfach gehaltene traten an ihre Stelle. Luther ſelber ging mit ihrer Aufſtellung voran, doch nur um ein Vorbild, ein Muſter zu geben, nicht daß überall „einerlei Ordnung" ſein ſollte; Mannigfaltigkeit ſchien ihm erwünſcht, jeder Zwang, jedes Geſetz verwerflich. Daß bei dieſer Umgeſtaltung auch die Mutterſprache zu ihrem Rechte kam, braucht kaum noch geſagt zu werden. Alles in der deutſchen Reformation war von einem nationalen Hauche umwoben. „Der deutſche Geiſt", ſagt Ranke, „war ſich bewußt, daß die Zeit ſeiner Reife gekommen." Schon damals (1523/24) hielt auch das deutſche Lied ſeinen Einzug in den Gottesdienſt, und mit einer Melodie, „in der (um noch einmal mit Ranke zu reden) ſich die alten Kirchentonarten mit ihrem Ernſt und die anmutenden Weiſen des Volksliedes durchdrangen". Wie entfeſſelte der Geſang dieſer Lieder das Gemeingefühl und trug die Begeiſterung in immer weitere Kreiſe! Eins von ihnen, das uns heute in ſeiner lehrhaften Art faſt trocken anmutet, des ſchwäbiſchen Sängers Paul Speratus „Es iſt das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güten" hat damals (das Trutzlied der Reformation iſt erſt einige Jahre ſpäter gedichtet) an mehr als einem Orte als Sturmlied gedient: mit ihm ſtürmte in Süddeutſchland die Menge die Kirchen, eroberte ſie die Kanzeln.

Denn längſt nicht überall ging es bei der kirchlichen Umwälzung ohne Gewalt ab. Nicht ſelten wurde in den Städten, falls der Rat nicht rechtzeitig von ſich aus vorging, die Änderung vom Volke erzwungen. Auch an mancherlei, zum Teil abſcheulichen Gewaltſamkeiten gegen die Vertreter des Alten, die übrigens mitunter herausfordernd genug auftraten, hat es dabei nicht gefehlt. Wer möchte ſich darüber wundern? Nicht allein, daß es in Zeiten einer ſo tief gehenden Gärung an ſich ſchon ſchwer hält, die aufgeregten Maſſen überall im Zügel zu behalten — von wem ſonſt hatten dieſe Eiferer es denn gelernt, auch in Sachen der Religion Zwang zu üben, als von der Kirche, gegen welche ſie hier ſo leidenſchaftlich ankämpften, ohne die Nachwirkungen ihrer Erziehung auf allen Gebieten unſchädlich machen zu können? „Es berührt“, ſagt Friedrich von Bezold, „beinahe erheiternd, wenn die Äbtiſſin Charitas Pirkheimer ſich höchlich darüber entrüſtet, ‚daß ſie uns mit Gewalt zu einem andern Glauben wollen nöten, der uns nicht im Herzen iſt‘. Das war ja eben die alte kirchliche Gepflogenheit, die natürlich auch den Neugläubigen noch tief genug im Blute ſteckte.“ So müſſen wir uns vielmehr darüber verwundern, daß Ausſchreitungen dieſer Art nicht häufiger vorgekommen ſind. Die Wagſchale mit der ganzen Summe dieſer Vergewaltigungen ſchnellt faſt federleicht in die Höhe, ſobald die andere Schale der Wage belaſtet wird mit den Bluttaten, die — um von den Greueln der Gegenreformation zu ſchweigen — ſchon in dieſen erſten Jahren der evangeliſchen Bewegung katholiſcher Glaubenseifer vollbracht hat.



Die Wittenbergiſch Nachtigall
Die man yetz höret überall.

Ich ſage euch/wa diſe ſchweygē/ſo werdē die ſtayn ſchreyen Luce 19.

Titelblatt zu der Flugſchrift: Die wittenbergiſch Nachtigall von Hans Sachs.

Wer hätte aber weniger von Gewalt wiſſen wollen, mit welchem Schein des Rechts ſie auch auftreten mochte, als das Haupt des kirchlichen Umſturzes?

Schon als in Wittenberg während ſeiner Abweſenheit der Reformeifer einzelner Stürmer ſich in allerlei Gewalttätigkeiten entlud, hatte er von der Wartburg ein Schriftchen ausgehen laſſen: „Eine treue Vermahnung an alle Chriſten, ſich zu hüten vor Aufruhr und Empörung“, und in ihr auf Grund ſeiner alten Überzeugung, das antichriſtiſche Regiment des Papſtes werde „ohne Hand“ allein „durch den Mund Chriſti“, d. h. „mit dem Licht der Wahrheit“, zerſtört werden, ſeine Anhänger erinnert, daß die Abſtellung der Mißbräuche „durch ordentliche Gewalt“ geſchehen müſſe, nicht durch das Aufſtehen des „Herrn Omnes“, des großen Haufens. „Denn Aufruhr hat keine Vernunft und gehet gemeiniglich mehr über die Unſchuldigen denn über die Schuldigen“: darum, „welche meine Lehre recht leſen und verſtehen, die machen nit Aufruhr, ſie habens nit von mir gelernet.“ Als er bald darauf von der Wartburg heimgekehrt war, um der Verwirrung in Wittenberg ein Ende zu machen, da trieb er von neuem mit glühender Beredſamkeit ſeinen Satz von der Macht des Wortes. „Summa Summarum“, ſo redete er zu den Seinen von der Kanzel, „predigen will ichs, ſagen will ichs, ſchreiben will ichs [nämlich, daß die Meſſe von Übel iſt; dagegen hatten unberufene Führer, ſtatt wider ſie zu predigen, die Leute „mit den Haaren und Gewalt davon geriſſen“]. Aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand. Denn der Glaube will willig, ungenötigt angezogen werden. Nehmet ein Exempel an mir. Ich bin dem Ablaß und allen Papiſten entgegen geweſen, aber mit keiner Gewalt. Ich hab allein Gottes Wort getrieben, geprediget und geſchrieben; ſonſt hab ich nichts getan. Das hat, wenn ich geſchlafen han, wenn ich Wittenbergiſch Bier mit meinem Philippo [Melanchthon] und Amsdorf getrunken hab, alſo viel getan, daß das Papſttum alſo ſchwach worden iſt, daß ihm noch nie kein Fürſt noch Kaiſer ſo viel abgebrochen hat. Ich hab nichts getan: das Wort hat es alles gehandelt und ausgericht.“ Wenn er ſich die Wirkung ſeiner Verkündigung der Wahrheit im letzten Jahre vergegenwärtigte, ſo verſtieg er ſich wohl, wie in jener vorhin erwähnten Schrift, zu dem Ausruf: noch zwei Jahre ſo weiter das Wort getrieben, und man ſolle ſehn, wo des Papſtes Regiment bleibe: „wie der Rauch ſoll es verſchwinden!“

Großartig dieſe Stärke des Glaubens, der Hoffnung in dem Gebannten, Geächteten, im Verſtecke ſitzenden! Von derſelben freudigen Zuverſicht in die ſiegreiche Gewalt ihrer Waffe des Wortes waren aber auch alle ſeine Mitkämpfer erfüllt. Gab es irgend eine geiſtige Macht, die gegen dieſe hochgemute Stimmung hätte aufkommen können? Wie nichts anderes kennzeichnet die Hoffnungsfreudigkeit der leitenden Kreiſe, der von ihnen inſpirierten Menge dieſe kampfesreichen Jahre der erſten Ausbreitung der deutſchen Reformation.

Die Wonnetage des Frühlings waren gekommen. Die Nachtigall ſang im Hag. So ſpiegelte ſich in dem frommen Gemüt des biederen Nürnberger Meiſterſängers Hans Sachs die Lage der Chriſtenheit wider. Wer kennte nicht die Verſe, mit denen er (1523) ſeine „Wittenbergiſch Nachtigall“ begann?

Wach auf! Es nahent gen dem Tag.
Ich hör ſingen im grünen Hag
Ein wunigkliche Nachtigall.
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt ſich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rotprünſtige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht.

Noch jubelnder aber klingt das Lied, das Luther ſelbſt dieſem Frühling geſungen hat. Es war ein eigener Anlaß, der in dem Vierzigjährigen den Dichter weckte. Zwei junge Auguſtiner, Ordensgenoſſen des Reformators, waren 1523 zu Brüſſel wegen ihres ſtandhaften Bekenntniſſes zur Wahrheit verbrannt worden, noch in den Flammen voll Lobpreis Gottes: die junge Kirche hatte ihre erſten Märtyrer! Da greift er zu der Leier. Im Volkston des Landsknechtsliedes erzählt er ihre Geſchichte, um dann triumphierend zu verkünden, wie die Mörder, die Löwener Sophiſten, den kürzeren gezogen haben: ſchon reut ſie ihre Tat. Denn:

Die Aſchen will nicht laſſen ab,
Sie ſtäubt in allen Landen.
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.

Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen.

So kann das Lied ausklingen in den hoffnungsvollen Jubelruf:

Der Sommer iſt hart für der Tür,
Der Winter iſt vergangen,
Die zarte Blümlin gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden!

Auch in Deutſchland kamen zu dieſer Zeit (1523/24) mannigfache Verfolgungen vor: unter dem Krummſtab wie unter Habsburgiſchem Regiment, in Bayern wie in Sachſen; im Süden wagte man ab und zu ſelbſt zu Hinrichtungen zu ſchreiten.

Aber waren nicht auch das verheißungsvolle Frühlingszeichen? Verriet ſich nicht in dieſem Glaubenszwang nur die Schwäche der Gegner, das Verſagen der Waffe des Geiſtes? Umſonſt mußte all ihr Beginnen ſein. „Laſſet ab“, ſo rief damals der Elſäſſiſche Ritter Eckhardt zum Drübel den Geiſtlichen ſeiner Heimat zu, „Laſſet ab, es iſt Zeit, Gott wills alſo haben; die Blinden greifens, die Tauben und Stummen riechens und vernehmens; es iſt um die Zeit, wie der Herr geſagt hat:

die Steine müſſen reden.“ Wie hätten Luther und die Seinen da nicht beſtärkt werden ſollen in ihrer zuverſichtlichen Hoffnung, das ganze Deutſchland werde die Kette ſeiner Gefangenſchaft von ſich werfen?

Auch die politiſche Lage des Vaterlandes, wie wir ſie für das Frühjahr 1524 kennen gelernt haben, ſchien dieſem Optimismus Recht zu geben. Zwar hatte ja der jüngſte Reichstag, dem Andringen von Papſt und Kaiſer weichend, das Mandat von Worms aus ſeiner Verborgenheit herausgeholt, aber mit einer Klauſel, die jeden Erfolg um ſo zweifelhafter erſcheinen ließ, als die Ausſchreibung jenes Nationalkonzils nach Speier offenbar gleichbedeutend war mit einer Verleugnung des Acht- und Machtſpruches von Worms. Auf dieſer Nationalverſammlung ſollte ja erſt, unter Benutzung der Vorlagen von gelehrten und ſachverſtändigen Männern, beratſchlagt werden, wie es bis zu einem Konzil mit der neuen Lehre zu halten ſei. Wir wiſſen nicht, von welcher Seite die Anregung zum Nationalkonzil gegeben iſt. Sie ſcheint nicht von den evangeliſch geſinnten Ständen, ſondern vielmehr von Bayern ausgegangen zu ſein. Nur um ſo ſtärker würde dann dieſer Beſchluß der Mehrheit (das Gute, was ſie nach Planitz nur aus Furcht tat) ihre Überzeugung ausdrücken, daß die Lage Deutſchlands gebieteriſch den Verſuch eines Ausgleiches im Schoße der Nation ſelbſt erheiſche. Sicher ſah man dem Zuſammentritt dieſer „Verſammlung deutſcher Nation“ mit freudiger Erwartung entgegen. Sie war, wie Luther ſagt, „mit ſo herrlicher, tröſtlicher Hoffnung ausgeſchrieben, daß alle Welt mit großer Gier gaffte und herzlich wartete, es ſolle da gut werden“. Eifrig machten ſich viele der Obrigkeiten an die verlangten Gutachten.

Die Arbeit war umſonſt, jene Hoffnung wurde bitter getäuſcht!

In kritiſcher Stunde rafften die reaktionären Gewalten ſich auf. Die Reformation erlebte ihren erſten Rückſchlag: unvermögend ſie zu ertöten, wurde er doch tödlich für die Einheit der Nation.

* * *

Papſt Clemens VII. geriet in Feuer und Flamme über das Emanzipationsgelüſte der deutſchen Stände, über dieſen Plan einer „Verſammlung in Glaubensſachen, in denen das Volk doch nur zu gehorchen habe“, und er ſetzte alle Hebel in Bewegung, um ſie zu vereiteln. Es hätte deſſen kaum erſt bedurft. Denn Karl V. war nicht weniger empört als der Papſt. Unter Schmähungen auf den „unmenſchlichen und unchriſtlichen Luther“, dieſen neuen Mahomed, mit ſchroffem Tadel der unerhörten Anmaßung der deutſchen Nation verbot er in einem Mandat vom 15. Juli im hochfahrenden Ton des Tyrannen die vom Reichstage im Namen des Kaiſers ſelbſt ausgeſchriebene Verſammlung und ſchärfte die ſtrengſte Beobachtung des Wormſer Ediktes ein.

Dieſer Eingriff des Kaiſers in das Selbſtbeſtimmungsrecht der Nation — was war er anders als Umſturz, Umſturz von oben her? Selbſt das neue, ganz in Abhängigkeit von Ferdinand ſtehende Reichsregiment zu Eßlingen (das alte, kräftigere war auf dem letzten Reichstage von den Fürſten ſelbſt geſtürzt worden!) mißbilligte das Verfahren des Kaiſers, der ſeiner Pflicht, den in ſeinem Namen erlaſſenen Abſchied zu vollziehen, ſchnurſtracks zuwider gehandelt habe und durch ſeine Verletzung der Reichsordnung Anderen eine Handhabe zu gleichem Vorgehen biete.

Wir ſehen, das Reich war in voller Auflöſung begriffen.

Zu ihr aber wirkte in womöglich noch ſchlimmerer Weiſe eben jetzt auch ein Teil der Stände mit.

Gleich nach dem Nürnberger Reichstage war es dem päpſtlichen Legaten Kardinal Campegi gelungen, eine Vereinigung zu Stande zu bringen, die einen von ihren Mitgliedern ſelbſt gefaßten Reichstagsbeſchluß unwirkſam machte. Zu Regensburg hatte im Juni 1524 unter Führung des Legaten eine Anzahl weltlicher und geiſtlicher Fürſten Oberdeutſchlands (Erzherzog Ferdinand, die Herzöge von Bayern, der Erzbiſchof von Salzburg nebſt andern Biſchöfen) einen Bund geſchloſſen zur Ausrottung der Ketzerei, indem ſie zugleich, zur Bemäntelung ihrer Sache, ein von Campegi gebilligtes, höchſt beſcheidenes Reformprogramm veröffentlichte, das einige der für den gemeinen Mann drückendſten kirchlichen Mißbräuche zu beſeitigen verhieß.

Wollte man auf dem geplanten Nationalkonzil durch eine ſorgfältige Prüfung der Religionsfrage ſich gemeinſam um eine friedliche Löſung bemühen, ſo ſonderte ſich hier eine an eine auswärtige Macht ſich anlehnende Gruppe ab und vereitelte dadurch von vornherein jeden ernſtlichen Ausgleichverſuch.

Wir ſtehen damit unmittelbar bei dem Urſprung der Spaltung unſeres Vaterlandes.

Auf welcher Seite der Grund zu ihr zu ſuchen iſt, das hat unſer großer Hiſtoriker Leopold Ranke ein für alle Mal in unwiderleglicher Weiſe aufgezeigt. Er macht darauf aufmerkſam, „wie ſorgfältig man [auf evangeliſcher Seite] alle deſtruktiven Elemente zu beſeitigen ſuchte, wie man ſich ſelber bezwingend jede gewaltſame Veränderung vermied und noch alles von den Beſchlüſſen des Reiches erwartete“. „Die der Neuerung Zugetanen hatten ſich der verfaſſungsmäßigen Regierung des Reiches doch immer untergeordnet: unter dem Schutz und Vorgang derſelben hofften ſie zu einer, den Bedürfniſſen der Nation und den Forderungen des Evangeliums zugleich entſprechenden Umbildung der geiſtlichen Einrichtungen zu gelangen.“ Auch darin wird man Ranke zuſtimmen dürfen, wenn er im Blick auf die Ausſchreibung der Speierſchen Nationalverſammlung ſagt, es habe für die Einheit der Nation, für die Fortentwickelung der Deutſchen auf dem einmal eingeſchlagenen Wege niemals eine großartigere Ausſicht gegeben.

Indem jetzt Ferdinand und Bayern, ſeit Jahren vom Papſt durch Zugeſtändniſſe in ſein Intereſſe gezogen, und ihr geiſtlicher, von neuem an Rom gefeſſelter Anhang nicht abwarteten, daß das Reich die Religionsangelegenheit ordne, vielmehr einſeitig vorgingen, riſſen ſie ſich von der Einheit der Nation los und zerſtörten jene Ausſicht.

Konnte da noch die Rückſichtsloſigkeit überraſchen, mit der ſie ſofort, noch im Sommer und Herbſt 1524, gegen ihre ketzeriſchen Untertanen einſchritten? Gewalt, bis dahin doch nur vereinzelt und ſchüchtern geübt, war jetzt die Loſung. In Bayern und in Salzburg, in den verſchiedenen Gebieten Ferdinands, wie in Öſterreich ſo im Breisgau, erhob ſich eine hie und da grauſame Verfolgung. Ihr Ziel können wir aus einem Briefe Ferdinands an den Papſt entnehmen, in dem es heißt: nichts unter der Sonne erſehne er heißer, als daß dieſe abſcheuliche Sippe von Menſchen aus ſeinem Lande vertilgt werde.

Nichts iſt natürlicher, als daß da auch die evangeliſch Geſinnten engere Fühlung miteinander ſuchten, wie die Städte und ein Teil des mitteldeutſchen Adels. Eben jetzt regte es ſich auch unter den Fürſten, ſo daß Luthers Landesherr nicht mehr allein ſtand. Eine ſtattliche Reihe von ihnen erfüllte ſich im Laufe des Jahres 1524 mit den neuen religiöſen Ideen. Ich nenne nur Philipp von Heſſen, die fränkiſchen Hohenzollern Kaſimir und Georg, ihren Bruder Albrecht, den Hochmeiſter des deutſchen Ordens, der bald darauf, einem Rat des Reformators folgend, ſein Ordensland zu einem weltlichen Herzogtum umſchuf, weiter den Herzog Ernſt von Lüneburg, des Kurfürſten Friedrich Schweſterſohn, und König Friedrich I. von Dänemark, der hier mit ſeinen Herzogtümern Schleswig und Holſtein in Betracht kam.

Kein Jahr zuvor hatte größere Eroberungen geſehen: in Heſſen, im Brandenburgiſchen Franken, in Lüneburg, in Schleswig und Holſtein wurde der Reformation die Tür geöffnet.

Allein, dieſe Fortſchritte, für die Zukunft von ungemeiner Wichtigkeit, können uns doch nicht über die Tatſache täuſchen, daß eben dieſes Jahr 1524 die kühne Hoffnung, mit der ſich die Anhänger Luthers bisher trugen, in das Reich der Träume verwieſen hat. Forderte der Bund, den in ihnen die religiöſe Idee mit der Begeiſterung für das Vaterland geſchloſſen hatte, daß das Reich als ſolches durchdrungen würde von dem Geiſte der religiöſen Reform, daß die deutſche Kraft ſich vereinigte zur Schöpfung eines Geſamtſtaates, in dem jener neue Geiſt herrſchte, ſo war jetzt durch das gewalttätige Eingreifen des fremden Oberherrn, durch das für die Einheit der Nation verhängnisvolle Vorgehen der mächtigſten Gewalthaber des Südens dieſem Zukunftsſtaate der Boden entzogen.

So mußte eine große Hoffnung begraben werden!

Nur innerhalb der Einzelſtaaten konnte ſich die religiöſe Neuerung noch durchzuſetzen verſuchen. In dieſen mußte ſie ſich ihr Daſeinsrecht erkämpfen.

Das iſt in der Tat fortan ihr Ziel geweſen. Dieſes Beſtreben drückt der deutſchen Geſchichte für die folgenden Generationen ihr Gepräge auf (bis zum Weſtfäliſchen Frieden hin). Wir werden ſehen, wie es — nach Überwindung einer ſchweren Kriſis — zunächſt unter der Gunſt der großen europäiſchen Politik einen ſtarken Erfolg hatte, wie ſogar der Gedanke erwachen konnte, daß auch auf dieſem Wege, dem der Territorialreform, eine religiöſe und damit zugleich politiſche Erneuerung des geſamten Deutſchlands zu erreichen ſein würde; wie aber dann 1547 durch den erſten Religionskrieg, den von Schmalkalden, dieſe Hoffnung für immer vernichtet wurde. Von neuem ſah ſich der Proteſtantismus in Deutſchland vor einen Kampf ums Daſein geſtellt, bis 1555 in dem Augsburger Religionsfrieden ein annäherndes Gleichgewicht von Kräften ſeinen rechtlichen Ausdruck fand. Trotz ſeines Namens kein Friede, ſondern nur ein Waffenſtillſtand, bildet er den Abſchluß des Reformationszeitalters, ohne eine Löſung des durch Luther in die Welt geworfenen Problems zu ſein.

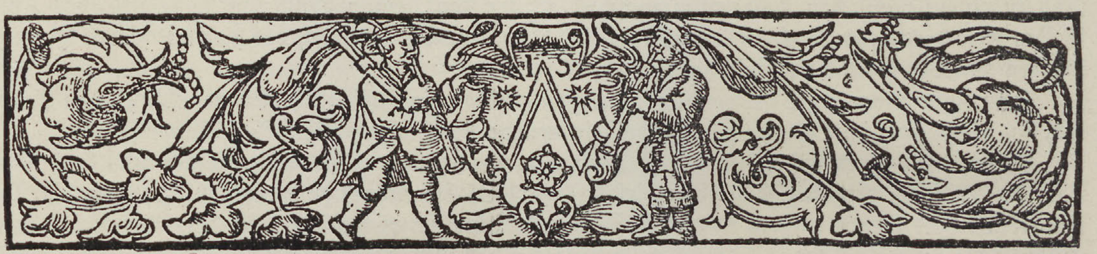
Das alles ſpielt ſich bei uns in Deutſchland ab. Gleichwohl haben wir es nicht entfernt mit Deutſchland allein zu tun. Stärker als je iſt die deutſche Geſchichte das Zentrum der Geſchichte Europas. Nicht nur, daß ſich um das Geſchick Deutſchlands das Geſchick Karls V. drehte und Jahrzehnte hindurch auch das ſeines Rivalen Franz von Frankreich. Nein, der deutſche Geiſt dringt in dieſer Zeit weit über die Grenze ſeiner Heimat hinaus vor: alle Kulturländer Europas werden von ihm erfaßt, ſtärker die einen, ſchwächer die andern, und müſſen ſich mit ihm auseinander ſetzen: die Schweiz und Frankreich, England, der Norden Europas, auch Ungarn und Polen, ja ſelbſt in Italien und Spanien iſt die Erzitterung zu ſpüren.

So ſehen wir, wohin auch unſer Blick ſich richten mag, in dieſer ganzen Zeit von 1525 bis 1555 immer nur ein einziges Bild vor uns: es iſt der Kampf von neu und alt.

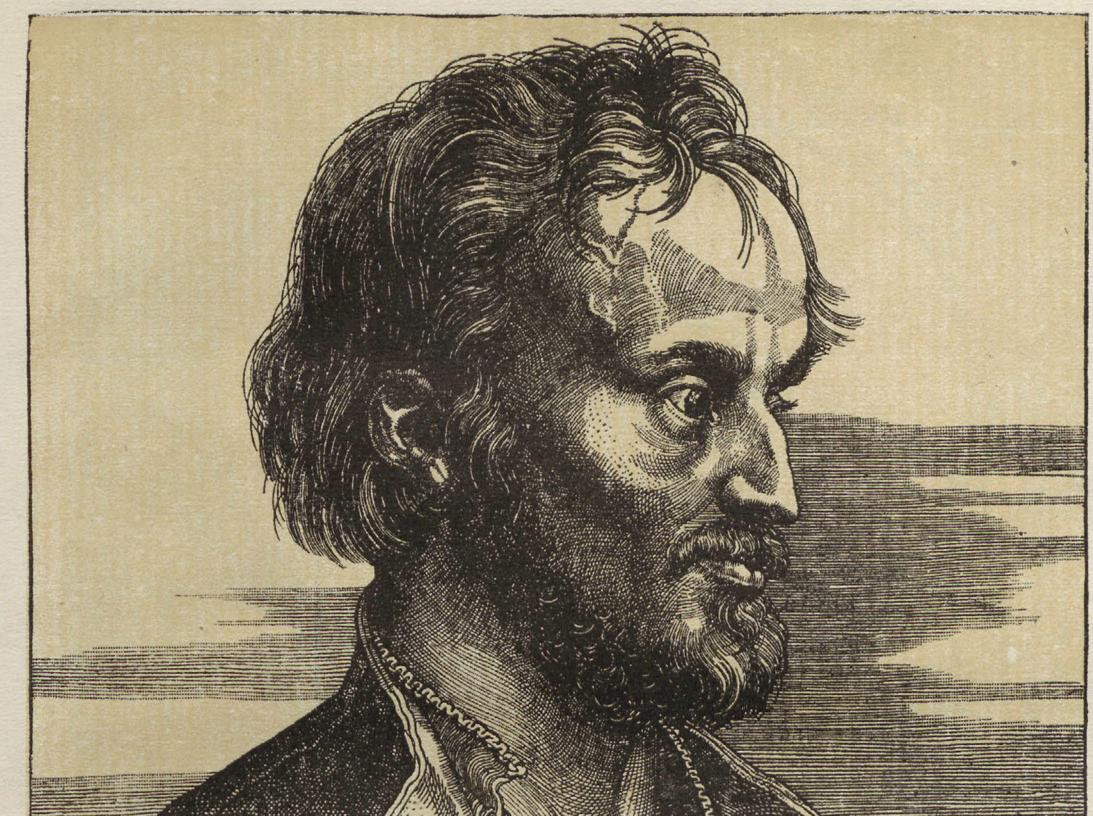
Dieſe Epoche des Ringens löſt die Zeit der Hoffnungen ab.

Es waren Hoffnungen, die — der Hiſtoriker kann es heute klar erkennen — von Anfang an in den Verhältniſſen, wie ſie ſchon der Tag von Worms im Reiche geſchaffen, doch nur einen ſchwachen Halt gehabt hatten. Und dennoch, wir möchten ſie nicht miſſen. Sie erſcheinen uns als ein wahrlich nicht nebenſächlicher Charakterzug dieſer Frühlingstage der Reformation. Es war doch nur der Überſchwang der Idee — dieſer neuen von überwältigender Größe —, was ihren Trägern die Zukunft in einem ſo blendenden Lichte erſcheinen ließ.

Eine Ernüchterung konnte da nicht ausbleiben, um ſo weniger, als eben jetzt die Reformation in einen Strudel hineingezogen wurde, aus dem ſie nicht ohne Schädigung auftauchen ſollte. Es waren die Wogen der Revolution, welche ſie plötzlich umbrandeten und alles, alles zu verſchlingen drohten.



Druckerzeichen des Jov. Schoeffer.


1526
VIVENTIS·POTVIT·DVRERIVS·ORA·PHILIPPI
MENTEM·NON·POTVIT·PINGERE·DOCTA
MANVS

Philipp Melanchton.

Kupferſtich von Albrecht Dürer
aus dem Jahre 1526.

Stadtbücherei Elbing

DIE ZEIT DES RINGENS 1525-1555

Druckerzeichen des Nicolas Baſſe.

7. Die Revolution von 1525 und die Reformation.

Luther war, wie wir ſahen, ſchon auf der Wartburg von der Ahnung beſchlichen, Deutſchland werde durch eine gewaltige Erſchütterung heimgeſucht werden. Daß Aufruhr und Empörung des gemeinen Mannes zu befürchten ſei, war — auch das nahmen wir bereits wahr — der leitende Gedanke geweſen, durch den Reichsregiment und Stände ſchon von 1522 an ihr Verhalten zur religiöſen Bewegung beſtimmt ſein ließen. Sogar das neue Reichsregiment zu Eßlingen, das ſich faſt ausſchließlich aus Anhängern des Alten zuſammenſetzte, ließ in jenen Tadel des Kaiſers, von dem wir hörten, die Bemerkung einfließen, die Vereitelung der Hoffnung, welche man auf den Tag von Speier geſetzt, müſſe zum ſchweren Schaden des Reiches führen: denn es ſei „gewißlich zu vermuten und zu befürchten, daß der gemeine Mann, der ſonſt [d. h. ſchon ohnehin] zu dieſer Zeit bewegig [unruhig], ſich zu großer Aufruhr und Empörung erheben werde“.

So urteilten die Herren im September 1524. Ein halbes Jahr ſpäter war der Aufruhr, den man auf allen Seiten vorhergeſehen, gegen den doch Niemand Vorkehrung getroffen hatte, in vollem Gange, „die größte Maſſenerhebung“ (um mit Friedrich von Bezold zu reden), „welche die Geſchichte unſerer Nation bisher zu verzeichnen hat“.

Dieſe Revolution iſt zweifellos aus der reformatoriſchen Bewegung hervorgegangen. Von Anfang an haben die Gegner Luthers ihn für den Bauernaufſtand verantwortlich gemacht, wie er dies ja ſchon vor Jahren vorausgeſagt hatte. Herzog Georg von Sachſen nannte den Aufruhr in einem Briefe an ſeinen Schwiegerſohn Philipp von Heſſen „die Frucht des lutheriſchen Evangeliums“, worauf der Landgraf erwiderte: „Daß der Aufruhr von den Lutheriſchen ſei herkommen, das geſtehe ich nicht; denn es iſt nimmermehr zu beweiſen; denn man weiß wohl, wo der Aufruhr iſt herkommen. So bringt das Evangelium, welches ſich Luthers Lehr nennen laſſen muß, kein Bauernaufruhr, ſondern allein Friede und Gehorſam. So iſt auch in deren Ländern und Gebieten, die dem Evangelio anhangen, weniger Aufruhr geweſen und an manchen Orten gar keiner, denn in deren, die das Evangelium verfolgen.“

Bei derartigen zeitgenöſſiſchen Urteilen kann ſich der Geſchichtſchreiber ſelbſtverſtändlich nicht beruhigen. Die Revolution, mit der wir es hier zu tun haben, iſt eine höchſt komplizierte Bewegung, daher aus der geſamten Lage der Zeit heraus zu erklären. Es kommt deshalb darauf an, die mannigfachen Kräfte, die zu ihrer Entſtehung zuſammengewirkt haben, aufzuſuchen und gegen einander abzuwägen.

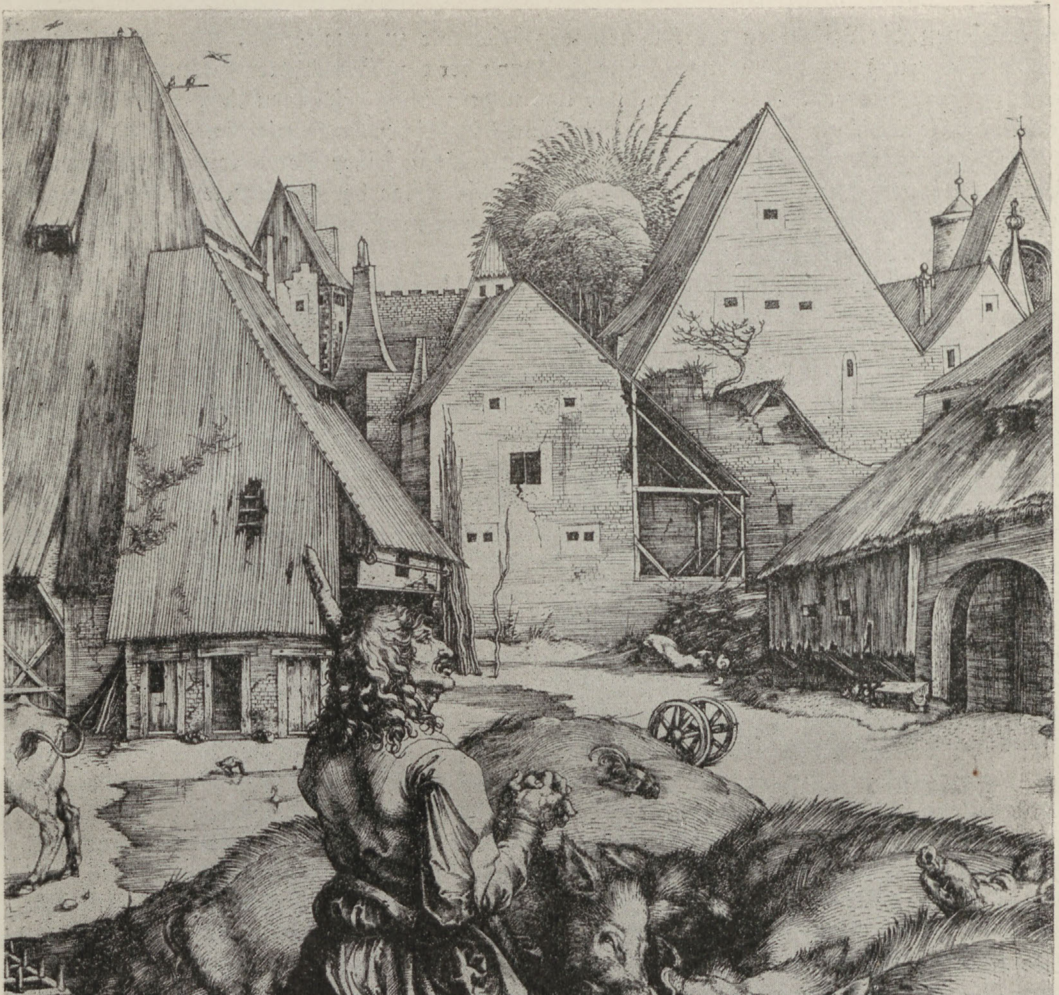
Achten wir zu dieſem Zwecke vor allem auf ihren urſprünglichen und eigentlichen Charakter.

Da darf es als längſt ausgemacht gelten, daß die große Bauernerhebung ihrem Kern nach wirtſchaftlicher und (wie wir heute zu reden pflegen) ſozialer Natur geweſen iſt. Es handelt ſich, um mich der Worte Hans Delbrück's zu bedienen, „um eine wirtſchaftlich-politiſche Erſcheinung, welche dem ganzen germaniſch-romaniſchen Europa gemeinſam iſt“ und ſich in ihren erſten Äußerungen bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigt. In Deutſchland durchziehen ſolche Erhebungen faſt das ganze 15. Jahrhundert, um ſich in den erſten Jahrzehnten des 16. fortzuſetzen, nachdem die revolutionäre Stimmung in weiten Kreiſen des kleinen Mannes bereits zum Erbgut geworden iſt. Schon um das Jahr 1450 prangte auf dem Banner der Aufrühreriſchen als Wahrzeichen der Empörung der „Bundſchuh“ (der niedrige grobe Bauernſchuh, der mit Riemen „drei Ellbogen lang“ gitterartig um die Beine gebunden wurde).

Oft iſt man den Urſachen dieſer Erhebungen nachgegangen und hat ſie vornehmlich finden wollen in der ſtarken Zerſplitterung der Bauernhufen, in dem immer unerträglicher werdenden Druck, den die Grundherren (hier der Adel, dort die Kirche, das Kloſter) mit ihrer Steigerung von Abgaben und Frohnden ausübten; in der Verkümmerung oder Entziehung des Anteiles an Wald, Weide und Waſſer, wie er dem Bauer als ein Erbe der alten Markgenoſſenſchaft geblieben war; in der allmählichen Umwandlung der Hörigkeit in Leibeigenſchaft; endlich in der hiermit Hand in Hand gehenden Herabdrückung der geſellſchaftlichen Stellung des Bauern, in deſſen Verachtung und Verhöhnung Adel und Städte wetteiferten.

Indeſſen, wir bewegen uns hier auf einem Gebiete, das erſt wenig durch Einzelunterſuchungen gelichtet iſt, zu wenig, als daß wir ſo verallgemeinernde Urteile wagen dürften. Denn das kann keinem Zweifel unterliegen, daß die bäuerlichen Verhältniſſe in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands ſehr verſchiedene geweſen ſind und bei der ungezählten Menge von Grund- und Gerichtsherren die größte Mannigfaltigkeit aufzuweiſen gehabt haben. So iſt z. B. die materielle Lage des Bauern keineswegs überall eine gedrückte geweſen, vielmehr in dieſer Periode eines ſteigenden Wohlſtandes nicht ſelten eine ſolche, daß ihn der Hafer ſtach: es erwachte Übermut und das Verlangen, ſich über die Schranken ſeines Standes hinwegzuſetzen, beſonders in Luxus den höheren Ständen es gleichzutun.

Falls die Richtung, in der ſich die Forſchung in jüngſter Zeit bewegt, ſich als richtig erweiſen ſollte, würden wir überhaupt zu brechen haben mit der herkömmlichen Weiſe, den Druck, welchen die Bauern vielfach verſpürten und oft ſchmerzlich empfanden, zurückzuführen auf den ſchamloſen Egoismus der Herren, ihre tyranniſche Luſt, einen ihnen oft wehrlos preis gegebenen Stand auszubeuten und zu ſchinden, obgleich es ſicher immer noch Herren genug gegeben hat, die, ihr eigenes Intereſſe verkennend, den Tyrannen ſpielten. Jener Druck würde vielmehr zu erklären ſein aus der politiſchen Entwickelung Deutſchlands, aus demjenigen, was dem ganzen Zeitalter politiſch ſein Gepräge gibt. Es iſt die Epoche der Herausbildung des Territoriums. „Das Leben der Nation“, ſagt Ranke, „zeigte die Tendenz, ſich von ſeinem bisherigen Mittelpunkt (der kaiſerlichen Obmacht) zurückzuziehen und in den einzelnen Landſchaften eine ſich ſelber genügende, autonome Gewalt zu erſchaffen.“ Die einzelnen Gebiete, hier größere, wie die der Fürſten, dort kleinere, wie diejenigen der Städte, der Grafen und Ritter, werden zu Staaten im Reiche. Dieſe Umbildung hat mittelbar — in welcher Weiſe kann hier nicht gezeigt werden — zu einer ſtärkeren Belaſtung der Bauern geführt: mehr als bisher wurden ſie zur Deckung der Unkoſten der Verwaltung herangezogen, mit um ſo größerem Rechte, als ihnen, den auf Schutz und Schirm von oben



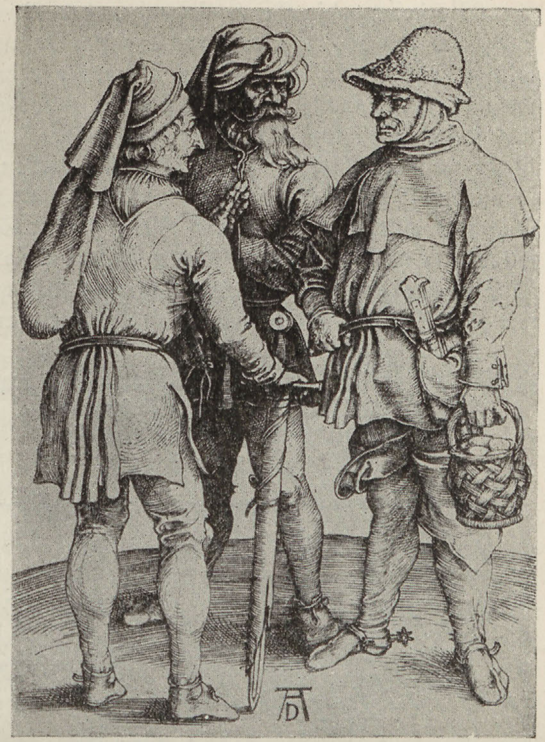
Der verlorene Sohn. (Darſtellung eines oberdeutſchen Bauernhofes zur Zeit der Reformation.)

Kupferſtich von Albrecht Dürer im Königl. Kupferſtichkabinett zu Berlin.

angewieſenen, die Leiſtungen des Staates ganz beſonders zu gute kamen. Es war dieſelbe Zeit, wo die Steigerung des Bodenertrages eine Erhöhung der dem Grundherrn zukommenden Abgaben durch außerordentliche Auflagen nahe legte und nicht unbillig erſcheinen ließ. Das eine wie das andere konnte aber, wie Wilhelm Stolze ausgeführt hat, bei der Kompliziertheit des mit wachſenden Anſprüchen auftretenden Staates von den Bauern leicht in ſeiner Berechtigung verkannt und als Willkür betrachtet werden, während es doch „nur die Folge der veränderten Bedingungen des politiſchen Lebens war, wenn jetzt die Individuen auch in materieller Beziehung ſtärker an die Gemeinſchaft, an den Staat gefeſſelt wurden“. —

Vielleicht gehen wir nicht irre mit der Annahme, daß der Bauer gegen Ende des 15. Jahrhunderts die neuen Laſten um ſo widerwilliger auf ſich nahm, je ſtärker in den letzten Jahrzehnten ſein Selbſtgefühl, ſein Standesbewußtſein gewachſen war. Dieſes hatte jüngſt (wenigſtens im Südweſten, der ja aber für die Bauernunruhen vorzugsweiſe in Betracht kommt) eine ſtarke Steigerung erfahren: nicht bloß durch die kriegeriſchen Triumphe der zur Freiheit ſich durchkämpfenden Bauern der Schweiz über Adel und Fürſten, ſondern auch durch die Wehrhaftigkeit, in welcher ſeit dem Aufkommen der neuen Kriegsweiſe der zumeiſt aus ſeinem Stande hervorgegangene Landsknecht es dem Ritter gleich zu tun vermochte. Aber auch noch von einer andern Seite war dem Selbſtgefühl des unterſten Standes Nahrung zugeführt worden. Bis in die Tage des Huſitentums geht jene volkstümliche Literatur zurück, welche gerade die Mühſeligen und Beladenen des Volkes mit einem trotzigen Gefühl ihres Wertes zu erfüllen geeignet war. Wie viele Schriften ſind auf den Ton des Pſalmwortes geſtimmt, daß der Herr die Elenden aufrichtet und die Gottloſen (die Gewaltigen) zu Boden ſtößt! Schon die von dem Geiſte eines radikalen Huſitismus durchdrungene „Reformation des geiſtlichen und weltlichen Standes“ (um das Jahr 1438 wahrſcheinlich aus der Feder eines Augsburger Geiſtlichen gefloſſen und unter dem Namen Kaiſer Sigmunds in Umlauf), eine Schrift, die eine programmatiſche Bedeutung für den ſpätmittelalterlichen Sozialismus gewonnen hat, nimmt ſich der „Kleinen“ an gegen „die Gelehrten, Weiſen und Gewaltigen“. Dieſe ſetzen ſich wider die „göttliche Ordnung“. So iſt nur von den Kleinen noch Rettung zu erwarten. „Es iſt kommen auf das Erdreich Chriſtus Jeſus in Elend und Armut; er will uns vielleicht durch die Armen rechtfertigen [zurechtbringen].“ „Wenn die Großen ſchlafen, ſo müſſen die Kleinen wachen.“ In der „Gemein“ [dem gemeinen Haufen] ſind noch treue Chriſten zu finden. Daher die Loſung: „Greif es mit der Gemein an, und kecklich, ohn alles Ablan [Ablaſſen].“ — Schon in dieſer Schrift wird beiläufig auch die Arbeit des Bauern nach Seiten ihres unſchätzbaren Wertes hervorgehoben: „ohne ſie mag Niemand beſtehen“. Sie wird vollends im weiteren Verlaufe des 15. Jahrhunderts bald in ſittlicher Hinſicht, bald ob ihrer wirtſchaftlichen Bedeutung gefeiert: wie der Ackerbau der älteſte und einfachſte, ein göttlicher Beruf iſt, ſo iſt es der „edle Ackermann“, der mit ſeinem Pfluge alle Welt ernährt. Noch weiter geht der Nürnberger Dichter Hans Roſenplüt (um 1450), der die Arbeit geradezu mit einem ſittlich-religiöſen Heiligenſchein umgibt. Wenn der Arbeiter mit ſeinem Schweiß ſein Antlitz netzt, dann wird dadurch ſeine Seele ſo geläutert, daß ihre Schöne bis in den Himmel reicht, daß Gott ſelbſt anfängt um ſie zu buhlen. Hätte einer in allen Schulen gelernt, wäre ein großer Theologe und Philoſoph und zugleich ein berühmter Arzt geworden, er könnte nicht ſo heilſam wirken, „als wenn der Erbeiter einen Tropfen ſwitzt, ſo er an ſeiner Erbeit erhitzt“. Darum iſt Arbeit ein fruchtbarer reicher Garten, deſſen Gott ſelber wartet, iſt ſie „der göttlichſte Orden, der je auf Erden geſtift iſt worden“. Mit Recht hat man bemerkt, daß dieſe Überſchätzung der Handarbeit trotz ihres religiöſen Gewandes als ſozialiſtiſch bezeichnet werden darf.

Das religiöſe Gewand aber verſtand ſich nicht bloß bei dieſem Dichter von ſelbſt, ſondern auch bei den aufſtändiſchen Bauern. Welches Gebiet des Lebens hätte ſich damals überhaupt der Macht der Religion entziehen können? Und hatten nicht die Bauern überdies ihre ſoziale Revolution vor ihrem eigenen Gewiſſen und vor der Welt zu rechtfertigen? Welchen höheren Rechtstitel aber hätte es gegeben als jene Weihe, welche die Religion verlieh? So finden wir von Anfang an das ſoziale Programm durchwirkt von einem ſtarken religiöſen Einſchlag. Auch hier iſt die „Reformation Kaiſer Sigmunds“ ebenſo klar wie entſchieden vorangegangen. Es iſt das alte Schlagwort der Huſiten, das uns hier entgegen tönt: wir hörten ſchon von der „göttlichen Ordnung“, gegen die ſich die Gewaltigen auflehnen: dieſe Ordnung herzuſtellen iſt das Ziel; denn die höchſte Inſtanz iſt die „Gerechtigkeit Gottes“ oder das „göttliche Recht“, nur ein anderer Ausdruck für das „göttliche Geſetz“, das wir aus dem Mund der Huſiten vernahmen. Es iſt jener ideale Maßſtab zur Beurteilung alles Beſtehenden, den Wiclif in der Heiligen Schrift gefunden zu haben glaubte. Aber auch jene andere Parole, die im Bauernkriege zündete wie keine zweite, das Wort von der „Freiheit des Chriſten“ — ſie iſt ſchon hier ausgegeben. Und ſchon hier wird ſie wider die Leibeigenſchaft ins Feld geführt: „Man gedenke, daß unſer Herr Gott ſo ſchwer mit ſeinem Tod und ſeinen Wunden um unſertwillen williglich gelitten hat um das, daß er uns freiete und von allen Banden löſte, und niemand hinfort ſich vor dem andern erhöbe.“ Darum iſt der kein Chriſt, der ſeinen Mitmenſchen leibeigen ſpricht. Dieſe Freiheit braucht nur erkannt zu werden: „Denn, wer wollte lieber eigen ſein denn frei? Chriſtus Jeſus hat aus väterlicher Weisheit dieſe Freiheit wohl der Menſchheit zugeſetzt.“ „Darum, edle, freie Chriſten, tut dazu!“ „Fromme getreue Chriſten, laſſet euch zu Herzen gehen alles große Unrecht.“ „Man ſoll es nicht mehr ertragen noch leiden, an Niemand, weder an Geiſtlichen noch an Weltlichen. Laſſet uns unſers Frommens wahrnehmen und unſerer großen Freiheit leben!“ Hinter all dieſen Mahnungen ſteckt der gut huſitiſche Aufruf zur Gewalt: „Schlag nur fröhlich drein; ſieh, es geht leichtlich zu; Gott läßt die Seinen nicht.“



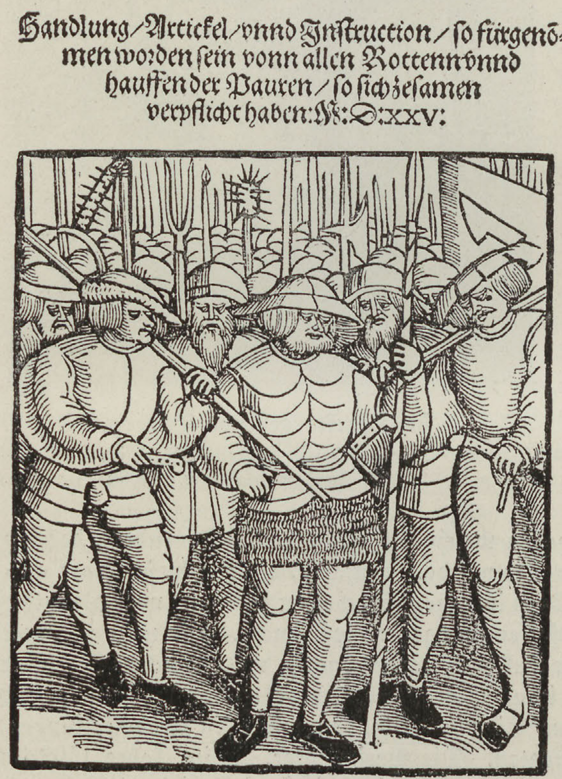
Zu Markte gehende Bauern.
Kupferſtich von Albrecht Dürer im Königl. Kupferſtichkabinett, Berlin.

Es waren die oberen Stände überhaupt, gegen welche ſich dieſes Manifeſt wendete, das ſeit dem Jahre 1476 wirkſam durch die Preſſe verbreitet wurde. Der Haß, der aus dieſer Saat aufging und durch Tauſende von aufreizenden Vorfällen in ſeinem Wachstum gefördert wurde, richtete ſich aber doch nicht zum kleinſten Teil gegen die Pfaffen und gegen die Mönche, deren unverſchämter Bettel das offene Land brandſchatzte. Allein der Haß war unvermögend, den kirchlichen Charakter der Frömmigkeit zu zerſtören. Wie die Bauern in allen ihren Bünden neben dem Kaiſer auch den Papſt ausnahmen, ſo betätigte ſich der fromme Sinn auch in den religiöſen Verpflichtungen, welche ſie den Gliedern der Vereinigung auferlegten. Die Verſchwörer, die im Jahre 1502 im Gebiete des Bistums Speier ihr Weſen trieben, gaben zwar eine höchſt pfaffenfeindliche Parole aus, indem auf die Frage: „Loſet, was iſt jetzt für ein Weſen?“ die Antwort zu erfolgen hatte: „Wir mögen vor den Pfaffen nicht geneſen.“ Allein, ſie machten ihren Mitverſchworenen zur Pflicht, täglich knieend fünf Vaterunſer und ebenſoviele Ave Maria zu beten, und erkoren als Schutzheilige des Bundes die Himmelskönigin und den heiligen Zwölfboten Johannes. Einer der Hauptanſtifter, der redegewandte Bauer Joſt Fritz, der bei dem Mißlingen des Anſchlages entkam und ein Jahrzehnt ſpäter (1513), im Dorfe Lehen bei Freiburg angeſiedelt, im Breisgau die Seele eines neuen Aufſtandes wurde, führte bei ſeiner heimlichen Werbearbeit, wenn er den Nachbarn gefragt, ob er nicht mit helfen wolle zur „göttlichen Gerechtigkeit“, auch die Bibel ins Feld: nichts anderes als was die Heilige Schrift enthalte, und was an ſich ſelbſt göttlich, billig und recht ſei, wollten ſie vornehmen. Ja der Pfarrer von Lehen, von dem ſchlauen Agitator für den Bundſchuh gewonnen, verſicherte, man habe es in der Schrift gefunden, daß die göttliche Sache Fortgang gewinnen müſſe. Das Banner, welches Joſt Fritz hatte malen laſſen, zeigte das Bild des Gekreuzigten und unter dieſem knieend einen Bauersmann und den Bundſchuh, dazu die Unterſchrift: „Herr, ſteh deiner göttlichen Gerechtigkeit bei!“

Man muß aber wiſſen, was man hier unter göttlicher Gerechtigkeit verſtand, und was in der Schrift enthalten ſein ſollte.

Wir beſitzen die Bundesſatzungen des Bundſchuhs von 1502. Während bei den erſten Erhebungen des 15. Jahrhunderts die Bauern mit beſtimmten Forderungen zur Beſeitigung von lokalen Mißſtänden hervorgetreten waren, ſehen wir hier ein ins Uferloſe gehendes Programm vor uns. „Wir wollen“, ſo heißt es hier, „alle Joche der Leibeigenſchaft zerbrechen und mit Waffen uns freien, weil wir Schweizer ſein wollen.“ „Alle Landesobrigkeit und Herrſchaft wollen wir abtun und austilgen und wider dieſelbe ziehen mit Heereskraft und gewehrter Hand; und alle, ſo uns nicht huldigen und ſchwören, ſoll man totſchlagen. Niemals mehr wollen wir Obrigkeit über uns dulden und niemand Zins, Zehnt, Steuer, Zoll noch andere Bete [Abgabe] bezahlen, ſondern uns aller dieſer Beſchwerniſſe auf ewig entledigen.“ Zuerſt ſollen die Fürſten und Edelleute überzogen und „gebrochen“ werden, dann die Domherren, Stifter und Abteien: „die wollen wir gewalten und austreiben oder totſchlagen ſamt allen Pfaffen und Mönchen; ihre Güter wollen wir teilen“. „Waſſer, Wald, Weid und Heid, Wildbann, Vogeln, Birſchen und Fiſcherei, ſo bisher von Fürſten und Herren und Pfaffen gebannt geweſen, ſollen frei und offen und Jedermanns ſein, ſo daß jeder Bauer holzen, jagen und fiſchen mag, wo und wann er will, allzeit und überall.“

Die Verbündeten — ſchon zählte die Verbrüderung 7000 Mann — gedachten ſich zunächſt der Speierſchen Stadt Bruchſal zu bemächtigen: das werde, hieß es in den Satzungen, leicht geſchehen können, „weil die Hälfte dieſer Stadt unſere Eidgenoſſen ſind“. Schon der Elſaſſer Bundſchuh des Jahres 1493 rechnete auf die Sympathie einer Stadt: es war Schlettſtadt, deſſen Bürgermeiſter, Hans Ulmann, ſogar in der Reihe der Führer ſtand. In der Tat waren die Städte reich an unzufriedenen Elementen; nicht nur die Hefe der Bevölkerung war erfüllt von dem Geiſte der Empörung, ſondern auch die Handwerker waren nicht ſelten geneigt, ſich wider die herrſchenden Geſchlechter zu erheben. Ja, kurz vor dem Auftreten Luthers (ſeit 1510) trat die Gärung in einer ganzen Anzahl von Städten in größeren oder kleineren Revolutionen zu Tage. Sie hatten höchſtens einen ganz vorübergehenden Erfolg. Und vollends jene Bauernaufſtände im Südweſten Deutſchlands wurden, noch bevor es zum Losſchlagen kam, durch Verrat vereitelt, und an den Anſtiftern konnte grauſame Rache genommen werden.



Handlung/Artickel/vnnd Inſtruction/ſo fürgenōmen worden ſein vonn allen Rottenn vnnd
hauffen der Pauren/ſo ſich zeſamen
verpflicht haben: M:D:XXV:

Verkleinerte Wiedergabe der Titelſeite der Flugſchrift: Die zwölf Artikel der Bauern.

Indeſſen, der aufrühreriſche Geiſt war nicht zu dämpfen. Nicht ohne Grund hatte der erwähnte Bürgermeiſter von Schlettſtadt bei ſeiner Vierteilung zuverſichtlich ausgerufen, der Bundſchuh werde ſeinen Fortgang haben, über kurz oder lang. Die ausgedehnteſte Bewegung ſah das Jahr 1514. Sie ergriff faſt das ganze Württemberg, dank der Anſtöße, die das drückende und liederliche Regiment des jungen Herzog Ulrich in Fülle bot. Es iſt die unter dem Namen des „armen Konrad“ bekannte Erhebung, in welcher ſich die Bauern und das ländliche wie ſtädtiſche Proletariat zuſammenfanden, um „der Gerechtigkeit und dem göttlichen Recht einen Beiſtand zu tun“. — Ungleich wilder ging es gleich darauf (1515) im Oſten zu: in Steiermark, Kärnten und Krain, wo die Greueltaten der rachedurſtigen Empörer durch entſetzliches Blutvergießen geahndet wurden.

Alle dieſe bedrohlichen Symptome ſchienen die in Deutſchland weit verbreitete Furcht zu rechtfertigen, daß eine große ſoziale Revolution hart vor der Tür ſtehe, daß es nur eines geringfügigen Anlaſſes bedürfe, um ſie zum Ausbruch zu bringen. Als im Jahre 1517 Kaiſer Maximilian von dem Reichstage zu Mainz eine neue und drückende Abgabe verlangte und zugleich ſeine Abſicht äußerte, den Herzog von Württemberg mit Krieg zu überziehen, verſagten die Stände ihre Mitwirkung und ſtellten dem Kaiſer warnend vor, wie bei der „Unruhigkeit“ der Untertanen durch das Beginnen des Kaiſers der gemeine Mann in Stadt und Land in ſeinem „wütenden Gemüte“ noch mehr gereizt werden könnte und ausführen möchte, was ihm längſt „im Herzen ſteckte“.

* * *

Es ſind doch noch ſieben Jahre vergangen, bis in der alten Wetterecke des Südweſtens die erſten Anzeichen des Sturmes ſich zeigten.

Es ſind die erſten ſieben Jahre des neuen religiöſen Geiſtes, der durch Deutſchland brauſte.

Daß er, der alles in ſeinen Bannkreis zog, auf die revolutionäre Strömung eingewirkt hat, irgendwie, wird uns von Anfang an zweifellos ſein. Es fragt ſich nur: wie? etwa hemmend? oder fördernd?

Wenn ich recht ſehe, haben wir beide Fragen zu bejahen. Daß Deutſchland trotz jener Befürchtungen des Mainzer Reichstages von 1517 eine Reihe von Jahren der Ruhe ſah, das haben wir vielleicht als Wirkung der Reformation zu betrachten, welche die religiös-kirchliche Frage in den Mittelpunkt des Intereſſes der Nation rückte, ſie für alle Stände zu einer brennenden machte. Ja, ſofern es überhaupt dem Hiſtoriker geſtattet iſt, den ſchwankenden Boden der Vermutungen zu betreten, ſich zu äußern über das, was möglich war, ohne doch zur Wirklichkeit geworden zu ſein, werden wir noch einen Schritt weiter gehen dürfen, indem wir der Reformation die Kraft zuſchreiben, die Aufruhrsgelüſte nicht nur zeitweilig zurückzudrängen, ſondern gänzlich zu erſticken. Dies ſelbſtverſtändlich nur unter der Vorausſetzung, daß man ihr freien Lauf ließ. Nehmen wir einen Augenblick an, ſie wäre von Reichs wegen mit Kraft und Umſicht durchgeführt worden, etwa unter Anlehnung an das Programm, welches Luther in der Schrift „An den Adel“ entwickelt hatte, wäre dann nicht (um von der umwandelnden Macht des religiöſen Gedankens ganz abzuſehen) wie mit einem Schlage der Druck der mannigfachen kirchlichen Laſten, unter denen der Bauer, der kleine Mann überhaupt ſeufzte, abgewälzt, und dieſer wirtſchaftlich gehoben worden? Die Einſchränkung des Bettels, die Unterſtützung des kleinen Handwerkers (auch ſie hatte Luther vorgeſehen) würde ſich als ein weiterer Schritt in der Löſung der ſozialen Frage angeſchloſſen haben.

Sobald aber der Reformation dieſe und ähnliche Wirkungen verſagt waren, mußte ſie — es war gar nicht anders möglich — bei der bereits vorhandenen Gärung der Zeit an ihrem Teile mittelbar beitragen zur Steigerung der Unzufriedenheit, zur Stärkung der auf Freiheit abzielenden Beſtrebungen. Sie ſchien — wir ſahen es früher — durch ihren Satz vom allgemeinen Prieſtertum des Chriſten, durch ihre Verwerfung der Gelübde dem alten Haß gegen Pfaffen und ſchmarotzende Mönche erſt ſein unanfechtbares religiöſes Recht zu verleihen; und zugleich wurden die Maſſen, welche vermeinten, ſie dürften jetzt jenem Haß die Zügel ſchießen laſſen, entbunden von dem Gehorſam gegen die Kirche überhaupt, da man Gott und nicht ſeinem Widerſacher, dem Antichriſt, Gehorſam ſchuldig iſt.

Es lag ſchon in der Natur der Verhältniſſe, daß nicht ein jeder dieſe Freiheit vertragen konnte. Wie viel ernſter aber geſtaltete ſich dieſe Gefahr, als jetzt reaktionäre Mächte einſetzten, die in verſchiedener Weiſe zum Mißbrauch der Freiheit reizten.

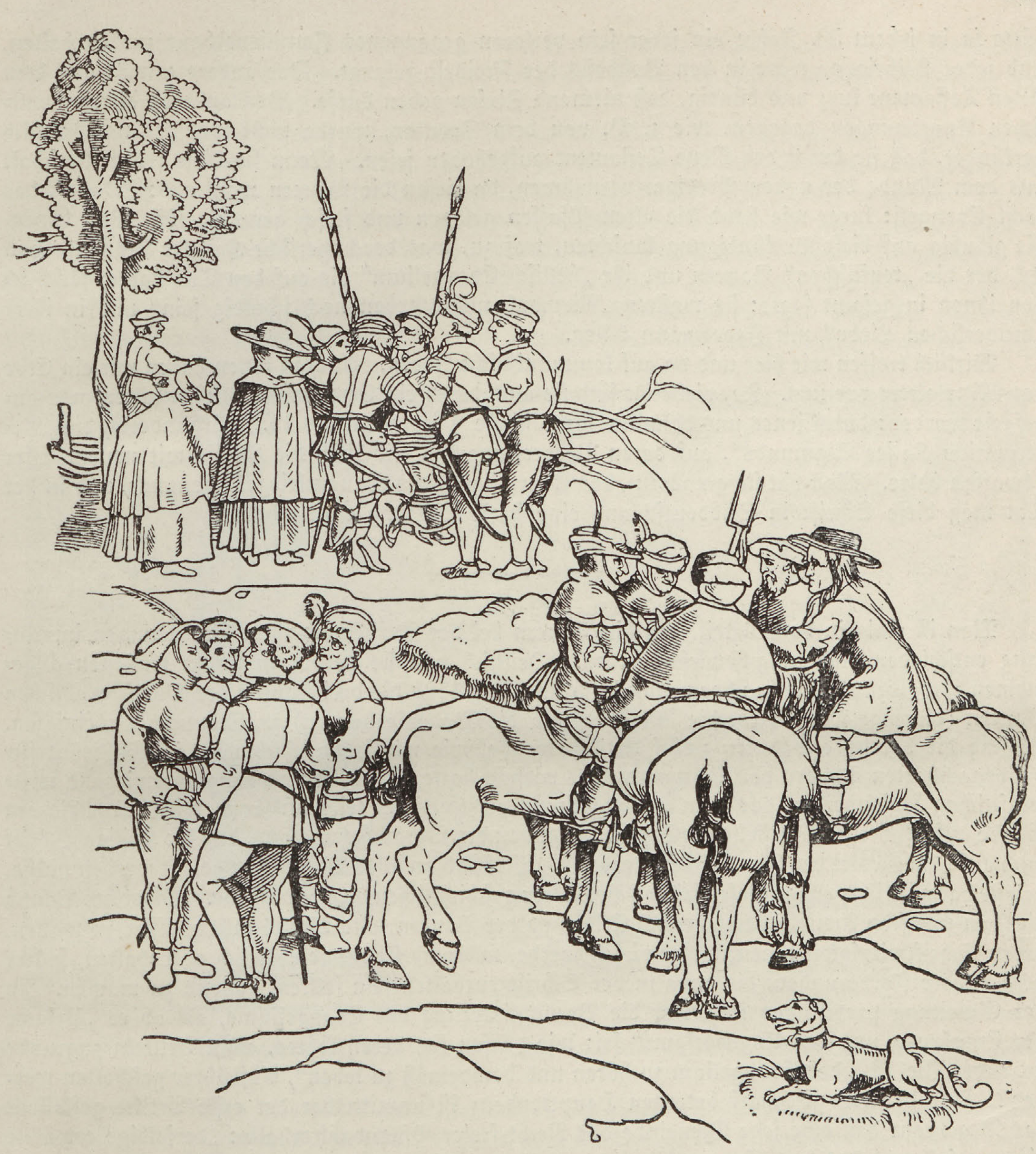
Eine dieſer reaktionären, die Revolution fördernden Mächte haben wir bereits kennen gelernt. Es iſt der Kaiſer nebſt den Verbündeten von Regensburg. Der eine hatte, indem er mit ſeinem Gewaltſpruch den Beſchluß eines Reichstages über den Haufen warf, ſelber, wie Baumgarten treffend bemerkt, den letzten Reſt geſetzlicher Ordnung umgeſtoßen, gewiſſermaßen jeder Auflehnung im Reiche einen Freibrief erteilt, das Signal zum Ausbruch der Revolution gegeben. Dazu nun die anderen, die Verbündeten, die Biſchöfe des Südens, welche zu Regensburg von neuem an den Papſt gekettet waren, ferner Ferdinand und die Bayernherzoge, die darauf ausgingen, zur Stärkung ihrer Territorialgewalt die Kirche ihres Landes mit Hülfe Roms ſei es finanziell auszubeuten, ſei es unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Sie alle hatten ſich durch ihre ſelbſtiſche

Politik gezwungen geſehen, im Widerſpruch mit den Wünſchen der Nation, mit den religiöſen Neigungen ihrer Untertanen zu Dienern des Papſtes ſich herzugeben, den evangeliſchen Glauben zu verfolgen. Auch ſie haben dadurch an ihrem Teile den Aufruhr ganz unmittelbar herausgefordert. Wer konnte ſeit dem Verbot der Speierſchen National-Verſammlung und nachdem im Süden die Mandate wider die „Lutheriſchen“ in Kraft getreten waren, noch an der Hoffnung feſthalten, die Religionsfrage werde auf geſetzlichem Wege durch die Reichsgewalten gelöſt werden? Durch das Schwinden dieſer Hoffnung, durch das gleichzeitige Einſetzen der Verfolgung wurde eine Stimmung geſchaffen, wie die Wortführer der Revolution ſie günſtiger nicht hätten wünſchen können.

Die Gegend, wo im Sommer 1524 die erſten Unruhen ausbrachen, gehörte zu dem Südweſten des Reiches, der die früheren Aufſtände geſehen hatte. Den Stühlinger Bauern, die ſich zuerſt erhoben, ſchloſſen ſich ihre Nachbarn, ſpäter der Hegau und Klettgau an, ſo daß der Aufſtand bald das ganze Gebiet vom Südoſtabhang des Schwarzwaldes bis zum Bodenſee umſpannte. Es war gewiß nicht zufällig, daß dieſer früheſte Herd des Aufruhrs auf vorderöſterreichiſchem Boden ſtand, dort, wo (ſchon Ranke hat darauf hingewieſen) Erzherzog Ferdinand gemeinſam mit dem Biſchof von Konſtanz aufs ſchärfſte gegen die Ketzerei vorging. Nach der heute herrſchenden Anſicht freilich hätten dieſe erſten bäuerlichen Widerſetzlichkeiten ſich keineswegs „auf die religiöſe Bewegung geſtützt“, wäre die Erhebung der Stühlinger „völlig frei von evangeliſchen Elementen“ geweſen. Man hat geglaubt, dies aus der Klageſchrift entnehmen zu dürfen, welche die Stühlinger Anfang April 1525 dem Kammergericht eingereicht haben. Dieſe führt nämlich einfach die wirtſchaftlichen und ſozialen Beſchwerden auf, meiſt unter Berufung auf das „alte Herkommen“ oder das „gemeine geſchriebene Recht“, von dem in letzter Zeit zum Schaden der Bauern abgewichen ſei, gelegentlich auch mit einem Appell an das „göttliche Recht“, ſo daß wir alſo ſchon hier im erſten Beginn der Empörung das alte, uns wohlbekannte Schlagwort des 15. Jahrhunderts vernehmen. Aber können wir einen andern Inhalt der Klageſchrift erwarten? Hätte es den Untertanen Ferdinands in den Sinn kommen können, ſich vor einem vom Geiſte ihres Landesherrn beſeelten Gerichte auf das „Evangelium“ zu berufen und auch ihre kirchlichen Beſchwerden vorzutragen? Gleichwohl werden ſie ſolche gehabt haben, werden ſomit bereits dieſe allererſten Ausbrüche des Unwillens eines geknechteten Standes vermengt geweſen ſein mit den neuen religiöſen Ideen. Darauf deutet ſchon die ſonſt auffallende Tatſache hin, daß die Stühlinger ſich gleich anfangs dem benachbarten Waldshut genähert haben, das unter Führung eines kühnen Geiſtlichen, des Dr. Balthaſar Hubmaier, allen Anfeindungen des Habsburgers zum Trotz das Banner des Evangeliums hochhielt. Vollends aber können die evangeliſchen Neigungen der Stühlinger kaum noch einem Zweifel unterliegen, ſeitdem ſich (in neueſter Zeit) herausgeſtellt hat, daß lange vor dem Einreichen ihrer Klageſchrift gerade in dieſer Gegend (nicht, wie man bisher in der Regel irrtümlich annahm, in Oberſchwaben, Memmingen) die zwölf Artikel der Bauerſchaft entſtanden ſind, indem Hubmaier als Vertrauensmann und theologiſcher Beirat der Bauern die von dieſen ihm vorgetragenen Beſchwerdepunkte zu dem berühmten Manifeſte umarbeitete.

So finden wir beſtätigt, was wir von Anfang an erwarten mußten. Hatten ſchon die früheren Bauernerhebungen ſich zu decken geſucht mit dem Schilde der Religion, ſo müßte es uns als geradezu unbegreiflich erſcheinen, wenn in dieſer religiös ſo ſtark erregten und kirchlich unterwühlten Zeit die zur Selbſthülfe ſchreitenden Maſſen in Stadt und Land ſich dieſes wirkſamſten Agitationsmittels entſchlagen hätten.

Allein, wir würden doch den Aufſtändiſchen unrecht tun, wollten wir annehmen, es ſei ihnen durchweg die religiöſe Frage nur von ſeiten ihrer Brauchbarkeit von Wert geweſen, als eine Waffe oder gar als ein Aushängeſchild. Eben jene Verfolgungen der „Ketzer“, deren verhängnisvolle Wirkung wir uns bereits vergegenwärtigten, ließ vielen die Lage noch in einem ganz andern Lichte erſcheinen. War es jetzt nicht Pflicht, ſich aufzulehnen wider eine Tyrannei, die ſich vermaß, in die innerſte und heiligſte Angelegenheit des Menſchen einzugreifen, und verbot, was doch dem Chriſten für das Heil ſeiner Seele unentbehrlich iſt? Nicht Pflicht, „Gottes Wort“ zu Hülfe zu kommen? „Man ſoll nit leiden“ (wie oft ſtoßen wir auf ſolche Rede!), „daß Gottes Wort alſo von dieſen Säuen zertreten wird und zerriſſen werden alle Bekenner Gottes von dieſen Hunden.“ Mußte nicht dieſe Pflicht von denen mit beſonderem Eifer ergriffen werden, die längſt an eine Abſtellung ihrer immer unerträglicher werdenden Beſchwerden dachten? Waren es nicht ein und dieſelben,



Bewaffnete Bauern. Holzſchnitt von Hanns Tirol.

die das Wort Gottes verfolgten, und die ihnen jene Laſten aufbürdeten, von Tag zu Tag rückſichtsloſer? Und war es denn nicht eben dieſes Wort Gottes, was die drückenden Auflagen und die menſchenunwürdige Leibeigenſchaft verurteilte?

Die religiöſe Freiheit, die das Evangelium bot, wurde ohne weiteres bezogen auf die Befreiung von Leib und Gut.

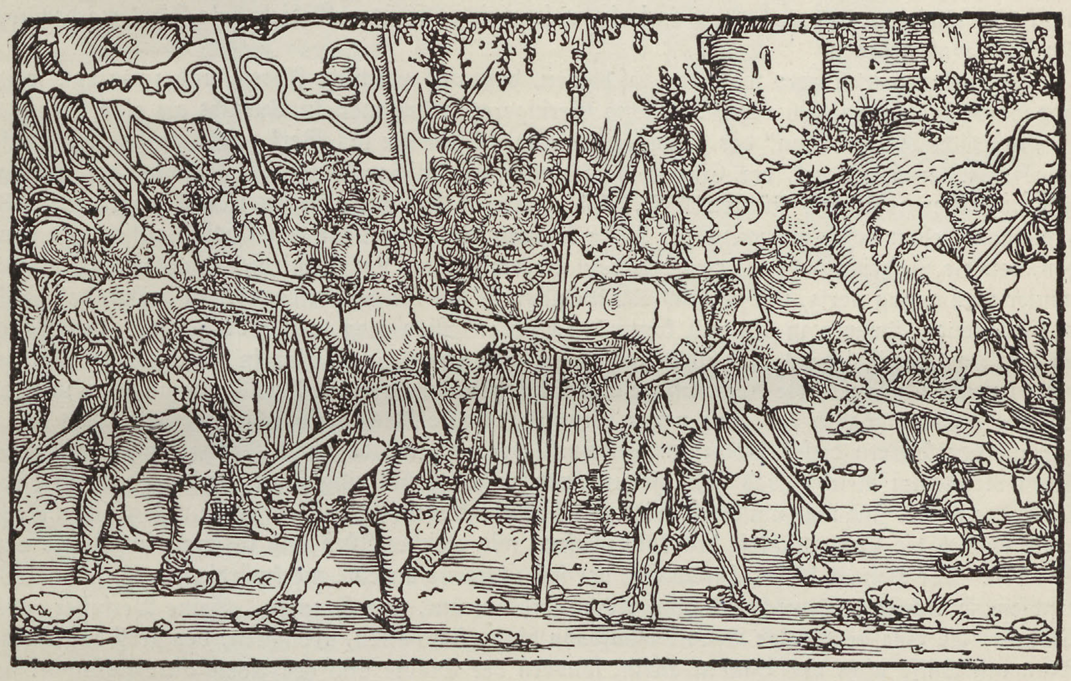
Gar manche Prediger der neuen Lehre, die ſich nicht auf die Höhe der Anſchauung des Reformators zu erheben vermochten, hatten den gemeinen Mann in dieſer Meinung beſtärkt, wenn ſie nicht gar zuerſt ihren Samen ausgeſtreut hatten. Andere Prediger fanden gar, auf Grund einer mittelalterlichen Denkart, die in ihnen fortlebte, dieſes Evangelium von der Freiheit ſelbſt im Alten Teſtament und wollten flugs aus gewiſſen ſozialen Beſtimmungen des Alten Bundes ein Geſetz machen zu Gunſten der armen Leute. Der eine predigte, wie das „Jubeljahr" des Volkes Iſrael auch für die Chriſten gelten müßte: „O armer frommer Menſch" (ſo erſcholl es in Stuttgart von der Kanzel), „wenn dieſe Jubeljahre kämen, das wären die rechten Jahre!" Natürlich! Es hätte ja in jedem 50. Jahre ein jeder ſein verloren gegangenes Familienerbgut zurückerhalten, und jeder Leibeigene wäre in den Vollbeſitz der Freiheit gelangt. Der andere erwies aus dem Alten Teſtament kurz und bündig, daß niemand Zinſen geben dürfe. Von anderen altteſtamentlichen Anordnungen dagegen, wie z. B. von dem Zehnten, wurde nicht weniger nachdrücklich verkündet, daß ſie durch das Neue Teſtament aufgehoben ſeien. Wenn ſie dieſe frohe Botſchaft aus dem Munde der neuen Prediger vernahmen, da riefen die Bauern wohl aus: „Das iſt das recht Evangeli: lueg, wie hand die alten Pfaffen gelogen und falſch gepredigt!" Von denen, die gläubig auf dieſe Verkündigung lauſchten, traf zu, was der bayeriſche Kanzler Leonhard von Eck, der die „teufliſchen" Bauern und ihr „helliſch Evangelium" bis auf den Tod haßte, fälſchlich von ihnen insgeſamt ſagte: ſie wollten „Niemand nichts geben noch ſchuldig ſein" und in ihrer „brüderlichen Liebe" mit Jedermann teilen.

Wirklich treffen wir hier und da auf kommuniſtiſche Ideen. Auch in ihnen haben wir ein Erbe des Mittelalters vor uns. Ja, vielleicht ſind ſie auch durch ein Erzeugnis des Mittelalters neu angefacht worden: durch jenes uns bekannte ſozialiſtiſche Programm des 15. Jahrhunderts, die „Reformation Kaiſer Sigmunds", auf deren Verbreitung ſich ſeit 1520 die Preſſe mit neuem Eifer geworfen hatte. Man hat ſie geradezu „das Sturmſignal des Bauernkrieges" genannt, und in der Tat mag dieſe Schrift in Süddeutſchland eine ſtarke Wirkung erzielt haben.

Man iſt einig in dem Urteil, daß die Bauern bei der Aufſtellung ihrer Forderungen im Anfang entſchieden Mäßigung bewieſen haben. Deutlich tritt ſie hervor in ihrem früheſten allgemeinen Programm, jenem, über welches ſich im März 1525 die drei Haufen der Oberſchwäbiſchen Bauern (die ſog. Baltringer, die Allgäuer und die Bodenſeebauern) zu Memmingen einigten. Es ſind die bereits erwähnten zwölf Artikel, welche, wie wir ſahen, Hubmaier in Waldshut für die benachbarten Bauern des Schwarzwaldes verfaßt hatte, indem er ihre ganz überwiegend wirtſchaftlichen Beſchwerden aus dem „Evangelium" rechtfertigte, teils im Text, teils durch die am Rande aufgeführten Bibelſtellen . Er ging dabei von der Vorausſetzung aus, daß die Heilige Schrift auch auf dem Gebiet des bürgerlichen Lebens als Maßſtab an alles Beſtehende gelegt werden müſſe, daß ſie das göttliche, ewige Geſetz ſei, welches allem geſchichtlichen Rechte vorgehe. Daher am Schluß die (den zwölften Artikel ausmachende) Erklärung der Bauern, alle Artikel fallen laſſen zu wollen, deren Schriftwidrigkeit ihnen nachgewieſen werde, während ſie umgekehrt ſich vorbehalten, ſpäter noch andere Forderungen, die etwa in der Schrift enthalten ſein ſollten, geltend zu machen. In der Einleitung proteſtieren ſie wider die Verunglimpfung des Evangeliums, als ob es „Urſache der Empörung und des Ungehorſams" ſei: wie dürfen ſie, deren letztes, allen Artikeln zugrunde liegendes Ziel iſt, „das Evangelium zu hören und demgemäß zu leben", Aufrührer geſcholten werden? Aus der hier ſo ſcharf betonten Haupttendenz iſt unmittelbar der erſte Artikel gefloſſen: das Begehren: daß eine jede Gemeinde das Recht freier Pfarrwahl erhalte: „derſelbige erwählte Pfarrer ſoll uns das heil. Evangeli lauter und klar predigen und uns den wahren Glauben verkündigen"; denn ohne den ſeien ſie nur „Fleiſch und Blut, das zu gar nichts nutz iſt". Der zweite Artikel betrifft den Zehnten. Obgleich dieſe altteſtamentliche Einrichtung durch das Neue Teſtament abgeſchafft iſt, wollen ſie doch den ſog. großen Zehnten (von Korn, Heu, Wein) gern geben; doch ſoll er von Gemeindebeamten eingenommen und zum Unterhalt des Pfarrers wie auch der Armen, ein etwaiger Überfluß zur Beſtreitung der Kriegslaſten verwendet werden. Dagegen ſoll der unziemliche „kleine" Zehnte (vom Vieh) ganz abgetan ſein: „denn Gott der Herr hat das Vieh frei für den Menſchen geſchaffen". Im dritten Artikel lehnen ſie die fernere Leibeigenſchaft ab, „angeſehen, daß uns Chriſtus mit ſeinem koſtbaren Blut erlöſt und erkauft hat"; nicht daß ſie als freie Leute keine Obrigkeit über ſich haben wollen; vielmehr verſprechen ſie, der erwählten und von Gott geſetzten Obrigkeit gehorſam zu ſein. Der vierte Artikel fordert für den armen Mann die freie Jagd von Wild, Geflügel oder Fiſch: „denn, als Gott der Herr den Menſchen erſchuf, hat er ihm Gewalt gegeben über alle Tiere, über den Vogel in der Luft und den Fiſch im Waſſer". Der fünfte Artikel verlangt freien Bezug von Brenn- und Bauholz, doch mit Wiſſen der Gemeinde. Die drei folgenden betreffen, wie auch der elfte, Fronden und Abgaben: Dienſte wollen ſie leiſten,

„wie unſere Eltern gedient haben, allein nach dem Worte Gottes“. Der neunte Artikel wendet ſich gegen willkürliche Strafen von Vergehungen, der zehnte gegen die widerrechtliche Entziehung von Wieſen und Äckern, die der Gemeinde gehören.

Man hat geſagt, die zwölf Artikel ſeien bei der Billigkeit ihrer Anſprüche ein Programm der Reform, nicht der Revolution geweſen. Es hätte ſich doch um eine tief einſchneidende Reform gehandelt. Wir brauchen nur an die kirchliche Umwälzung, die der erſte Artikel in ſeinem Gefolge gehabt hätte, und an den dritten Artikel zu denken, welcher den Bauern die Freizügigkeit geſchenkt haben würde. Das Gefährliche des Programms lag aber nicht ſo ſehr in ſeinen Forderungen als in deren religiöſer Begründung. Wir ſahen: das Evangelium als das göttliche Recht wurde ins Feld geführt gegen das geſchichtliche Recht, gewiß in beſcheidenſter Weiſe. Aber die augenblickliche Zurückhaltung, mochte ſie noch ſo ernſt gemeint ſein, brach dem Prinzip nicht die Spitze ab. Und gerade dieſes hier mit Geſchick, ja Talent auf einen volkstümlichen Ausdruck gebrachte Prinzip iſt es geweſen, was den zwölf Artikeln wie im Sturm die öffentliche Meinung erobert und dieſem Manifeſte für die ganze Bewegung, wie weit ſie auch noch fluten mochte, Geltung verſchafft hat.



Ein von Bauern gefangener Ritter. Holzſchnitt aus Petrarcas „Glücksbuch“. Augsburg 1539.

Dazu freilich war dieſes Programm nicht im Stande, das Auftauchen radikalerer Ideen zu verhindern. Wie der Menge ſchon bei ihrem numeriſchen Anſchwellen und vollends bei einem Erfolge der Mut wächſt und die Anſprüche ſich ſteigern, ſo mußte es auch bei dem ſchnellen Umſichgreifen der Bauernempörung, bei dem Triumphzuge der Bundesartikel gehen. Damals, als „die chriſtliche Vereinigung“ der Bauern von Memmingen aus die zwölf Artikel in die Welt ſchickte, hatte die Revolution außer Oberſchwaben nur die ſüdlichen Ausläufer des Schwarzwaldes ergriffen. Etwa einen Monat ſpäter bedeckte ſie dieſen in ſeiner ganzen Ausdehnung, war ſie vorgedrungen bis zu den Vogeſen, hatte ſie Württemberg, ganz Franken, Heſſen und Thüringen in ihren Wirbel hineingeriſſen und überall auch bei der ſtädtiſchen Bevölkerung, den unteren Schichten vom Handwerker abwärts, Sympathien gefunden. Ja, eine nicht geringe Anzahl von Städten hatte den Bauern ihre Tore geöffnet: kleine Landſtädte nicht nur, nein, auch Reichsſtädte waren ins Bauernlager übergegangen, darunter ſelbſt größere wie Rothenburg an der Tauber.

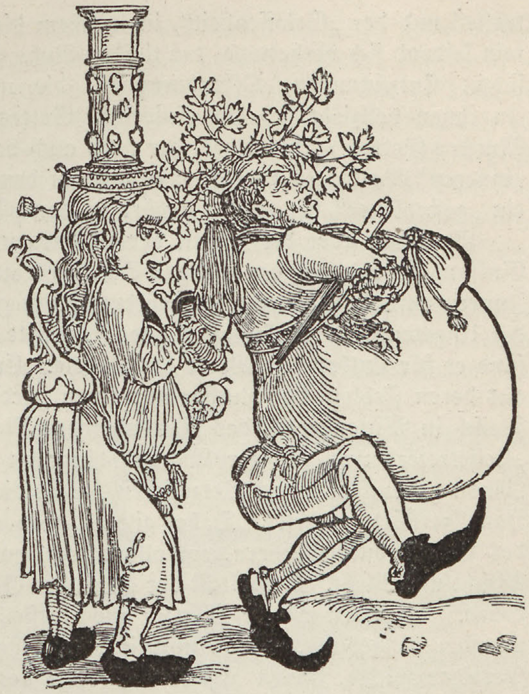
Wir verſtehen es, wenn bei Erfolgen dieſer Art die Erregten ſich nicht mehr überall innerhalb der Schranken der zwölf Artikel hielten. Während dieſe doch nur Wahrzeichen und Band der „evangeliſchen Vereinigung" ſein wollten, fanden ſich bald, wie im Schwarzwald, Bauernführer, die ihre Annahme gebieteriſch verlangten und den Zögernden mit dem „weltlichen Banne" drohten. Nicht nur die Bauern, auch Grafen und Herren, Pfaffen und Mönche wollte man zum Eintritt in den Bund zwingen, am liebſten mit der Auflage, daß ſie in gewöhnlichen Häuſern wohnten wie andere Leute. Maſſenhaft ſah ſich damals der Adel, beſonders in Franken, genötigt, durch Annahme der zwölf Artikel ſich den Bauern zu unterwerfen. Gelegentlich mußten ſie auch in deren Lager erſcheinen, wo es dann wohl vorkam, daß Grafen wie Georg und Albrecht von Hohenlohe von dem Wortführer der Bauern als „Bruder Georg und Albrecht" aufgefordert wurden: „Kommt her und gelobet den Bauern, bei ihnen als Brüder zu halten; denn auch ihr ſeid nun nicht mehr Herren, ſondern Bauern". Einen derartigen Zug ſozialer Gleichmacherei können wir nicht hier allein beobachten. Auch auf einem ſo weit entfernten Gebiete wie Tirol werden wir ihn noch wahrnehmen.

Bemerkenswerter aber wird uns erſcheinen, daß auch politiſche Ideen, und zwar von weittragender Bedeutung, ſich regten. Nichts Geringeres nahm man in Ausſicht als eine „evangeliſche göttliche Reformation" des geſamten Reiches. Sie ſollte ins Werk geſetzt werden mit Hülfe einer radikalen Maßregel, der Einziehung ſämtlicher geiſtlicher Güter des Reiches, der Säkulariſierung aller geiſtlichen Fürſtentümer. Die hierdurch frei gewordenen Mittel waren zum allgemeinen Beſten beſtimmt: mit ihrer Hülfe konnten die Herren für den Ausfall entſchädigt werden, den die Befreiung der Bauern von dem Übermaß ihrer Laſten mit ſich brachte; und es blieb immer noch genug übrig, um zugleich alle Bedürfniſſe des Reiches in der Art zu decken, daß Zölle und drückende Steuern in Wegfall kommen konnten. Man ging weiter darauf aus, den Kaiſer als den Hort des Friedens zum alleinigen Herrn zu machen, die Fürſten in die Stellung von Beamten zurückzudrängen, die Rechtspflege einheitlich zu ordnen: unter Beteiligung auch der unteren Stände und womöglich auf ganz neuer Grundlage ſollte Recht geſprochen werden. Als Ideal ſchwebt den Vätern dieſes Verfaſſungsentwurfes vor Augen, daß nach Abſchaffung aller „weltlichen Rechte im Reich" „das göttliche und natürliche Recht" eingeführt werde: „dadurch hätte der Arme ſo viel Zugang zum Recht wie der Höchſte und Reichſte". Dem einen und gleichen Recht ſollte endlich die Einheitlichkeit des Münzweſens wie gleiches Maß und Gewicht im Reiche entſprechen. Die Heimat dieſes Entwurfes, der ſich übrigens an eine merkwürdige, wohl ſchon 1522 erſchienene Schrift („Teutſcher Nation Notdurft") anlehnt, war Franken. Seine Verfaſſer, zwei Männer, die eine vieljährige Beamtenlaufbahn hinter ſich hatten, gedachten, den groß angelegten Plan mit Hülfe nicht der Bauern allein, ſondern der Städte und des Adels durchzuführen: bei beiden glaubten ſie „viel chriſtlicher Liebe und Treue, auch des Gottesworts Förderung" zu ſehen.

Dieſe „Ideen einer Umwälzung von Grund aus, wie ſie erſt in der franzöſiſchen Revolution wieder zum Vorſchein gekommen ſind" (ſo hat Ranke von ihnen geurteilt), wurden aber bei weitem überboten durch einen andern Verfaſſungsentwurf, der über Tirol das Füllhorn ſeiner Himmelsſegnungen zu ergießen gedachte. Denn auch nach den unter habsburgiſchem Szepter ſtehenden Alpenländern, in denen die Prediger der Ketzerei und die von ihnen Verführten noch ſchärfer verfolgt wurden als in Vorderöſterreich, war die Revolution übergeſprungen: wie nach Tirol (und dem Erzbiſtum Salzburg), ſo nach Steiermark, Ober- und Niederöſterreich. Am wildeſten aber gingen die Wogen in Tirol, der perſönlichen Anweſenheit des Landesherren zum Trotz. Der Sturm tobte auch hier vornehmlich wider die Geiſtlichen: Einziehung ihres Beſitzes war die erſte Forderung. Sie ſtand auch obenan in der Tiroler „Landesordnung" Michael Gaißmairs, der, Sekretär des Biſchofs von Brixen, doch ein Sohn des Volkes, dank dem Feuer ſeiner Rede und der hinreißenden Kühnheit ſeiner radikalen Pläne die Führung gewonnen hatte. Die Ordnung erhebt den Anſpruch, „eine chriſtliche Satzung" zu ſein, die „in allen Dingen allein auf das Wort Gottes ſich gründet". Deshalb ſollen in der Regierung, die wie die Rechtſprechung in der Hand des Volkes liegt, neben andern Verſtändigen auch Männer ſitzen, welche die göttliche Gerechtigkeit aus der Heiligen Schrift zu erläutern verſtehen und alle Sachen nach Gottes Befehl zu richten vermögen. Das Wort Gottes will aber die Gleichheit aller — und das nicht allein vor dem Geſetz. „Alle Ringmauern an den Städten, desgleichen alle Schlöſſer und Befeſtigungen im

Lande ſollen niedergebrochen werden und hinfür nimmer Städt, ſondern Dörfer ſein", damit kein Unterſchied unter den Menſchen, vielmehr „eine ganze Gleichheit im Land ſei". Zur Vervollſtändigung dieſes ſozialiſtiſchen Staates auf agrariſcher Grundlage muß das Land ſelber Bergbau, Fabrikation und Handel in die Hand nehmen, damit alle Dinge ihren rechten Wert haben und jeder Betrug ausgeſchloſſen werde. Michael Gaißmair täuſchte ſich aber nicht darüber, daß der Weg zu dieſem Paradieſe nur mit blutiger Gewalt zu gewinnen ſei. Deshalb mußten ſeine Anhänger geloben, „alle gottloſen Menſchen, die das ewige Wort Gottes verfolgen, den armen Mann beſchweren und den gemeinen Nutz verhindern", auszurotten und hinwegzutun.

Doch viel kräftiger predigt erbarmungsloſes Aufräumen mit den Herren eine dem Süden Deutſchlands angehörende, ſicher aus der Feder eines bibel- und geſchichtskundigen Prädikanten gefloſſene Flugſchrift, die durchweg in der „göttlichen Schrift" gegründet ſein will. Es iſt ein wutſchnaubender Aufruf der Armen gegen ihre Blutſauger und Peiniger, die auch „jetzt zur Zeit von Geiz und Prachts wegen das lauter Gotteswort ſo freventlich unterdrücken mit Türnen und Plöcken" [in Turm und Block werfen]. Aber die Zeit dieſer Tyrannen iſt jetzt vorbei! „Nun wohlan, das walt Gott, hie wills an die Sturmglocken gan". Gott wird Gnade geben, „daß der Schlachttag ſoll angan über das gemäſtete Vieh, die ihre Herzen geweidet haben mit Wolluſt an des gemeinen Mannes Armut".



Zeitgenöſſiſche Karrikatur auf Luther und ſeine Frau.

Huſitiſche Loſungen dieſer Art vernehmen wir im Süden doch nur ganz vereinzelt. Deſto häufiger tönen ſie uns, und zwar aus einer geſchloſſenen religiöſen Anſchauung heraus, im mittleren Deutſchland entgegen, wo fanatiſche Propheten des Aufruhrs im Namen des Evangeliums ihre wilde Agitation entfalteten.

Dieſer müſſen wir uns jetzt zuwenden.

◆

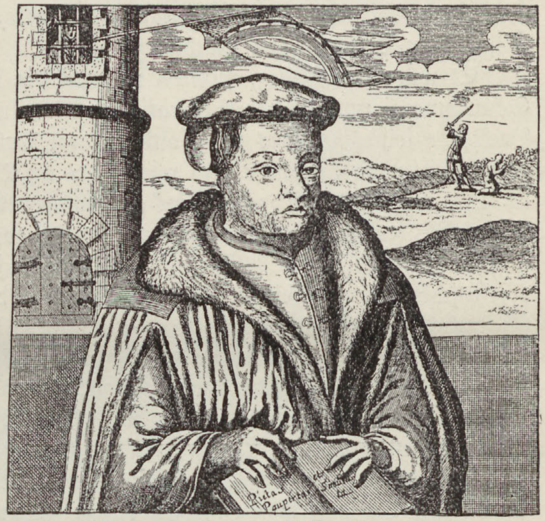
Wir ſtoßen hier auf eine Bewegung, welche die Reformation überbieten und an der Spitze des Fortſchrittes marſchieren wollte, ihrem innerſten Weſen nach aber reaktionär war: neben jener gegen den neuen Geiſt ankämpfenden Fürſtengewalt die zweite Macht dieſer Art, welche den Umſturz unmittelbar gefördert hat — bewußt und mit dem entſchloſſenſten Willen. Seit den Tagen der mit Feuer und Schwert wütenden Huſiten hatte die Welt eine ſo grundſätzliche und radikale Revolution wie dieſe nicht geſehen. Ich denke an Thomas Münzer und ſeine Geſellen — die nämlichen, die ſchon, während Luther auf der Wartburg ſaß, in ſeine Wittenberger Herde eingefallen waren und ſie verſtört hatten.

Auch ſie waren vom Geiſte Luthers berührt worden und hatten einzelne ſeiner evangeliſchen Gedanken erfaßt. Doch konnten ſich dieſe nicht frei entfalten. Sie wurden überwuchert von dem Unkraut mittelalterlicher Ideen, die in bunter Mannigfaltigkeit in Münzer und ſeinen Genoſſen fortlebten. Am ſtärkſten tritt hier aber eine ſchwärmeriſche Myſtik und der wilde Fanatismus des Huſitentums hervor.

Der Menſch muß „ſich von allem entblößen" und verzweifeln und die „Hölle erleiden", um es ſo zur Ertötung des natürlichen Menſchen zu bringen und damit zu dem Zuſtande der „Langeweile“ und der „Gelaſſenheit“, in welchem die Seele nichts will und nichts empfindet, ſondern, rein leidend ſich verhaltend, der tiefſten Ruhe genießt und „auf Geſichte wartet“. Denn auf Geſichte, Entzückungen, Offenbarungen, die unwiderſtehlich mit ſich fortreißen, kommt es an. In ihnen vollzieht ſich die Einſprache Gottes, dieſe innere, unmittelbare. Wer den Hauch des Mundes Gottes verſpürt hat, der kann auch das geſchriebene Wort verſtehen und mit Hülfe des „inneren“ Wortes es auslegen; er erſt hat den Glauben, während aller anders erworbene Glaube ein „geſtohlener“ iſt; er erſt gehört zu den „Auserwählten“.

Was war aber der Inhalt der Offenbarungen Münzers? und was las er, als mit ihnen in Einklang ſtehend, aus der Heiligen Schrift heraus? Da er ſeine Offenbarungen aus ſeinem eigenen Innern entnahm, haben wir zuvörderſt zu fragen, von welchem Geiſte er getrieben wurde. Von der Ungeduld des Enthuſiaſten gepackt, wollte er ſchon heute ernten, wo geſtern geſät war. So fand er für Luther nur Worte des Tadels. Er vermißte die Früchte der Reformation und ſchloß aus deren Fehlen, daß Luther nur einen „gedichteten“ Glauben gelehrt habe: „das ſanftlebende Fleiſch in Wittenberg“ (das Wittenberger „Maſtſchwein“) hat nicht mit der Welt gebrochen; der „Leiſetreter“ und „Doktor Lügner“ hat nicht gewagt, den Fürſten die Wahrheit zu ſagen, hat „ihnen geheuchelt“; aus Verzagtheit hat er die Parole ausgegeben, „der Widerchriſt müſſe ohne Hand zerſtört werden“. Daher gilt es, ganz anders als er das Evangelium in allen Ordnungen des Lebens durchzuführen, vor allem aber, ganz anders ihm Bahn zu brechen. Gewalt iſt hier Pflicht und Recht. Gewalt iſt vor allem der Gewalt entgegenzuſetzen, die das Wort Gottes unterdrückt. Angereizt wurde Münzer zur Aufſtellung dieſes Grundſatzes durch Vorgänge in ſeiner nächſten Umgebung. Denn unweit von Allſtedt in Thüringen, wo er ſeit dem Jahre 1523 als Prediger wirkte, kamen auf dem Gebiete des Herzogs Georg von Sachſen Verfolgungen vor. Da manche der Verfolgten in Allſtedt Zuflucht ſuchten, forderte Münzer (1524) ſeine Landesherren, die Herzoge (Kurfürſt) Friedrich und Johann auf, zum Schwerte zu greifen, mit dem Schwerte die Böſen, die das Evangelium verhindern [die gottloſen Regenten ſo gut wie die heuchleriſchen Gelehrten und die Pfaffen und Mönche], wegzutun und abzuſondern. Nur ſo kann die chriſtliche Kirche zu ihrem Urſprung zurückgeführt werden, nur ſo kann es zur Aufrichtung einer Gemeinde der Auserwählten, der Gläubigen und Heiligen kommen, in der kein Gottloſer geduldet wird. „Greifet die Sache des Evangelii tapfer an! Gebet uns keine ſchaalen Fratzen vor, daß die Kraft Gottes es tun ſoll ohn euer Zutun des Schwertes“. Schon aber ſtand ihm auf Grund ſeiner Offenbarungen auch dieſes feſt, daß, falls die Fürſten nicht dazu tun wollten, alle frommen Chriſten die Pflicht hätten, an ihrer Statt das Schwert zu führen zur Vertilgung aller Gottloſen. „Die böſen, faulen Chriſten ſoll man ausrotten, wenn es die Fürſten nicht tun wollen; denn die Gottloſen haben kein Recht zu leben.“ Ja auch der Fürſten ſelber, dieſer Tyrannen, die „ſich befleigen den Chriſtenglauben zu vertilgen“ und die Leute um des Evangeliums willen „ſtocken und blochen“ [in Stock und Block legen], darf man nicht ſchonen. Wenn die Regenten nicht allein wider den Glauben handeln, ſondern auch, indem ſie alle Kreatur zum Eigentum machen: die Fiſche im Waſſer, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, gegen das natürliche Recht ſich vergehen, dann (dieſe Loſung gab Münzer ſchon im Sommer 1524 aus) „muß man ſie erwürgen wie die wütenden Hunde“. Ihre Gewalt, verkündete er, habe ein Ende; in kurzer Zeit werde ſie dem gemeinen Volke gegeben werden: es iſt nicht mehr „das alte Leben“, „die Veränderung der Welt ſteht vor der Tür“. „In allen Landen will ſich das Spiel machen.“ Schon konnte er auf ſeine eigene Tätigkeit in Thüringen hinweiſen, wie bereits „mehr denn dreißig Anſchläge und Verbündniſſe der Auserwählten gemacht“ ſeien. Mit aufgereckten Fingern ſchwörend, hatten ſeine Anhänger ſich verpflichtet, bei dem Worte Gottes zu ſtehen und gegen die Verfolger des Evangeliums „Leib und Leben bei einander zu laſſen und zuzuſetzen“. So waren dieſe Bündniſſe dem Wortlaute nach zur Notwehr geſtiftet und, was Münzer wenigſtens einem kurfürſtlichen Beamten gegenüber betonte, ausſchließlich für das Gebiet der Religion: wer ſie mißbrauchen wolle, um ſeine Fronden abzuſchütteln, ſolle der weltlichen Gewalt zur Beſtrafung ausgeliefert werden. Allein hätte das auch nicht einigermaßen in Widerſpruch geſtanden mit ſeiner Predigt von der Dieberei der Fürſten und Herren, die Fiſche, Vögel und Gewächs des Feldes ſich aneignen, dieſe Bündniſſe ſtellten doch den Beginn der gewalttätigen Selbſthülfe dar und waren um ſo gefährlicher, als Münzer ſeinen Aufruf wider die tyranniſchen Böſewichter unterſtützte durch Anführung von Stellen aus dem Alten Teſtament, welche ſeiner Meinung nach, mit der ihm in Geſichten und Träumen zuteil gewordenen Offenbarung ſich deckend, die Ausrottung der Gottloſen als ein göttliches Gebot einſchärften. Sicher hat ſchon damals jener Geiſt erbarmungsloſer Härte aus ihm geſprüht, wie er 1525 in Mühlhauſen an den Tag trat, in dem Brandbrief, mit dem er die Mansfelder Bergknappen zu blutiger Arbeit anfeuerte: „Dran, dran, dran, es iſt Zeit, die Böſewichter ſind frei verzagt wie die Hunde. Laſſet euch nicht erbarmen, ob auch der Eſau gute Worte vorſchlägt, 1. Moſ. 33; ſie werden euch ſo freundlich bitten, greinen, flehen wie die Kinder, laßt euch nicht erbarmen, wie Gott durch Moſen befohlen hat, 5. Moſ. 7, und uns hat er auch offenbart dasſelbe. Dran, dran, dran, dieweil das Feuer heiß iſt. Laſſet euer Schwert nicht kalt werden von Blut!"

Welches Ziel Münzer mit dem völligen Umſturz der kirchlichen und politiſchen Verhältniſſe verfolgt hat, ja ob nicht ſein fanatiſcher Haß, ſein Blut- und Rachedurſt ihm jedes, wenn auch noch ſo utopiſche Zukunftsbild in Nebel gehüllt hat, iſt ſchwer zu ſagen. Doch wird er geträumt haben von der Herſtellung eines Gottesreiches auf Erden, in welchem die Theokratie ſich erhob auf der Grundlage einer von paradieſiſcher Unſchuld durchleuchteten Demokratie. Er hat, nachdem er aus Allſtedt entwichen und in der freien Reichsſtadt Mühlhauſen Zuflucht gefunden hatte, mit dürren Worten die Souveränität des Volkes gepredigt: alle Menſchen ſeien von Natur frei, alle Brüder; niemand werde zum Herrſcher geboren; die öffentliche Gewalt ruhe bei der Gemeinde; Obrigkeit, Fürſten und Herren ſeien nur deren Diener und müßten wegen Mißbrauch ihrer Macht entfernt werden. „Das Volk", ſo prophezeite er in Verfolg dieſer Gedanken, „wird frei werden, und Gott will allein der Herr darüber ſein." Für dieſes Gottesreich hat er ſicherlich auch volle Gleichheit des Beſitzes angenommen. Denn er trat unter Berufung auf die Bibel für eine neue Güterverteilung ein und ereiferte ſich auf der Kanzel (genau wie die mittelalterlichen Bußprediger) gegen Luxus und Reichtum: nachdem ſie (ſo redete er die Mühlhäuſer an) die Abgötterei der Bilder und Altäre aus den Kirchen verbannt hätten, müßten ſie, wenn ſie ſelig werden wollten, „auch die Abgötterei in den Häuſern, ſonderlich das ſchöne zinnerne Geſchirr von den Wänden, Kleinod, Silberwerk und bar Geld aus den Kaſten, wegtun".



THOMAS MUNZER,
STOLBERGENSIS, PASTOR ALSTED.
ARCHIFANATICUS, PATRONUS ET CAPITANEUS
SEDITIOSORUM RUSTICORUM.
DECOLLATUS Anno 1525.

Thomas Münzer.

So wird auf Wahrheit beruhen, was er kurz vor ſeiner Hinrichtung in einem ihm vom Herzog Georg von Sachſen erpreßten „Bekenntnis" geſagt hat: er habe „die Empörung darum gemacht, daß die ganze Chriſtenheit gleich werden" ſollte; das Programm der Allſtedter Verſchworenen ſei geweſen, „daß alle Dinge gemein ſein ſollten, und daß einem jeden nach ſeiner Notdurft und nach Gelegenheit ausgeteilt werde"; die Fürſten, Grafen und Herren, die ſich dem widerſetzten, ſollten, nach einmaliger Erinnerung, geköpft und gehängt werden.

Das war die „Reformation" Thomas Münzers: wo dieſe reformatoriſchen Gedanken Wurzel ſchlugen, da ſtanden Staat, Geſellſchaft, Religion am Rande des Abgrundes.

In welchem Umfange haben ſie die Erhebung des Jahres 1525 beeinflußt? Es iſt nicht unmöglich, daß ſelbſt der Süden Spuren ihrer Einwirkung aufzuweiſen hatte. Münzer hat im Winter 1524 auf 1525 in jenen Strichen geweilt, wo es ſchon im Sommer zuvor zu den erſten Unruhen gekommen war: im Klettgau und im Hegau; er hat hier, wie er ſelber ſagt, „etliche Artikel, wie man herrſchen ſoll", aus dem Evangelio angegeben, d. h. er hat gezeigt, wie nach dem Evangelium die Herrſchaft zu geſtalten ſei (in welcher Weiſe, das wiſſen wir). Er hat ferner in Waldshut mit

Hubmaier verkehrt. Sicher hat ſeine Agitation die bereits vorhandene Aufregung geſteigert. Auch werden einzelne ſeiner Gedanken auf Hubmaier übergegangen ſein. Aber im ganzen hat ſein Radikalismus hier nicht gezündet. Die Bewegung trägt in ganz Süddeutſchland, wie wir bereits ſahen, einen viel gemäßigteren Charakter. Dieſen teilt im allgemeinen auch die mitteldeutſche Revolution, wenigſtens ſoweit wir heute zu urteilen vermögen (volle Klarheit werden wir erſt gewinnen, wenn eine umfaſſende Sammlung der einſchlagenden Akten, die gegenwärtig im Werke iſt, uns abgeſchloſſen vorliegen wird). Nur dem Aufruhr in Thüringen und am Harz hat Münzer etwas von ſeinem Geiſte eingeflößt, den ihm eigenen Charakter der Wildheit verliehen, obgleich auch hier die Bauern offiziell die zwölf Artikel als Bundesurkunde verwendeten, indem Grafen und Herren, die ſich ihnen unterwarfen, zu ihrer Beobachtung ſich verpflichten mußten.

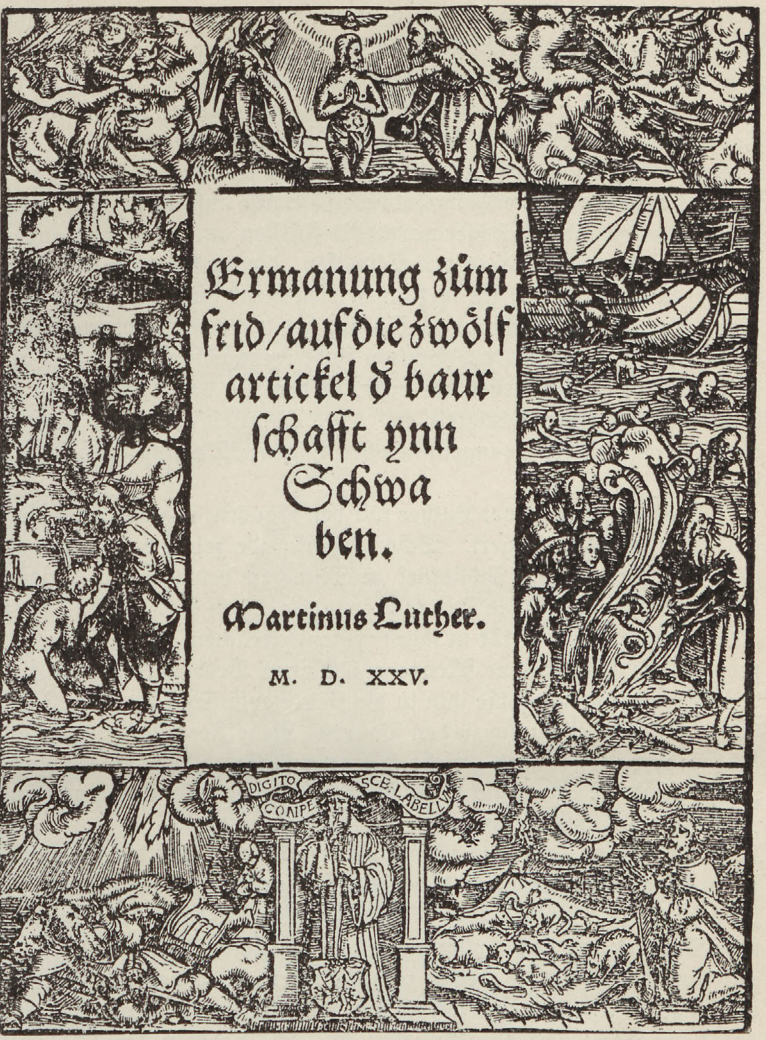
So war der Kreis, innerhalb deſſen ſeine revolutionäre Predigt vom Gottesreiche Anklang fand, verhältnismäßig klein. Aber er beſaß eine um ſo größere Bedeutung, als er das unmittelbare Gebiet der Wittenberger Reformation berührte, und als Luther perſönlich in dieſen Gegenden die ſchlimmſten Erfahrungen machte.

Es wäre überflüſſig, wollten wir erſt die Frage aufwerfen, wie ſich der Reformator zu der Schwärmerei und zu der theokratiſchen Revolution Münzers ſtellte. Er konnte in ihm nur den Verſtörer ſeines Werkes und ſomit ſeinen Todfeind erblicken. Was ihm von päpſtlicher Seite widerfahren war, erſchien ihm wie nichts im Vergleiche zu dem Schimpf, der hier dem Evangelium im Namen des Evangeliums angetan wurde. So hatte Luther denn, ſobald der gewalttätige Sinn Münzers ſich in einem an und für ſich geringfügigen Vorgange (der Zerſtörung einer Wallfahrtskapelle durch die Allſtedter), ſowie in Zuſammenrottungen zu Allſtedt offenbarte, in einem öffentlichen Sendſchreiben ſeine Fürſten vor dem „aufrühreriſchen Geiſte“ zu Allſtedt gewarnt (Sommer 1524). Zwar ihre Predigt wollte er den Sektierern nicht verboten wiſſen: „Euer Fürſtliche Gnaden ſoll nicht wehren dem Amt des Wortes; man laſſe ſie nur getroſt und friſch predigen, was ſie können und wider wen ſie wollen. Das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen.“ Mit großartigem Vertrauen in die Kraft der Wahrheit, das von Polizeimaßregeln im Geiſteskampfe nichts wiſſen will, ſtellt Luther hier den Grundſatz auf: „Man laſſe die Geiſter aufeinanderplatzen und treffen. Werden etliche indes verführet, wohlan, ſo gehts nach rechtem Kriegslauf. Wo ein Streit und Schlacht iſt, da müſſen etliche fallen und wund werden.“ Doch fordert er die Fürſten zum Einſchreiten auf, wenn Münzer es nicht mit dem Worte bewenden laſſe, vielmehr ſich anſchicke, „mit der Fauſt dreinzuſchlagen, ſich mit Gewalt wider die Obrigkeit zu ſetzen und ſtraks einen leiblichen Aufruhr anzurichten“.

Indeſſen, war mit dieſer Verwerfung der von dem Fanatiker ausgegebenen Parole der Gewalt ſchon die Haltung entſchieden, welche der Reformator zu den Bauern Süddeutſchlands, insbeſondere zu ihrem Programm, den zwölf Artikeln, zu beobachten hatte? Wie viel auf ſie ankam, iſt klar. Denn noch immer blickte ganz Deutſchland auf ihn; ihn hatten auch die Bauern ſelber gleich anfangs als Richter angerufen. Wir müſſen Luthers Verhalten im Bauernkriege um ſo ſchärfer ins Auge faſſen, als es wie damals ſo in der Folge häufig dem Mißverſtand ausgeſetzt geweſen iſt, um von dem Übelwollen der Feinde von einſt und jetzt zu ſchweigen.

Ein warmer Freund der Reformation in Nürnberg, der Ratsherr Kaſpar Nützel, hat gelegentlich die widerſpenſtigen Nonnen von St. Klara darauf hingewieſen, daß in dem gewaltigen Umſichgreifen der bäuerlichen Bewegung, ihrem Überſpringen auf die Städte ſich der Wille Gottes zeige, ja daß „Gott täglich Gnade und Friede regnen und tauen laſſe“. Wir verſtehen es ohne weiteres, daß der Reformator von einer ſolchen Anſchauung himmelweit entfernt war. Wir verſtehen es ebenſo, daß er an dem Beginnen der Bauern, von Anfang an und bevor ſie noch zu blutiger Gewalt ſchritten, den ſtärkſten Anſtoß nehmen mußte wegen der gefährlichen Vermiſchung der Religion mit ihrer Sache des eigenen Nutzens. Denn war nicht in den Dienſt des Eigennutzes von ihnen gezwungen worden, was der Reformator als Herrlichſtes, als Inbegriff aller Religion der Welt verkündet hatte? Die Freiheit, in deren Kraft der Chriſtenmenſch im Glauben ſich zu

Gott erhebt und in der Liebe ſich herabläßt zum Dienſte des Nächſten, war verwandelt in einen Freibrief für Leib und Gut, ſo daß die Bauern ihre Forderungen im Namen des Chriſtentums erheben konnten.



Ermanung zům
frid/auf die zwölf
artickel d̕ baur
ſchafft ynn
Schwa
ben.

Martinus Luther.

M. D. XXV.

DIGITO CONPESCE LABELLV

Titelblatt zu Luthers Schrift: Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerſchaft in Schwaben, 1525.

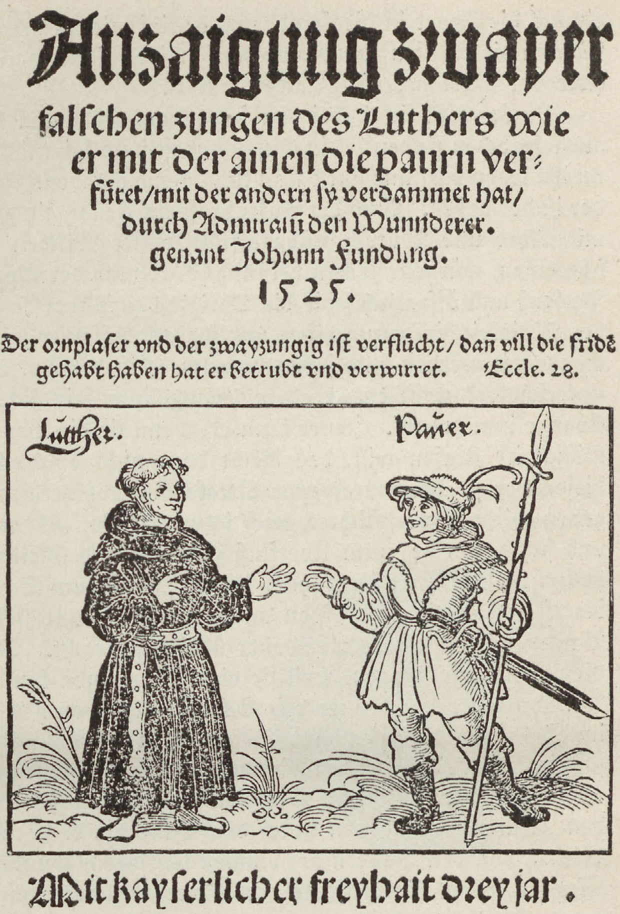
Das war es denn auch, was Luther ihnen vorhielt — in der Hoffnung, ſie würden ſich ihrem Erbieten im zwölften Artikel gemäß aus der Heiligen Schrift belehren laſſen. Hierher gehört das von ihnen ſelbſt gewünſchte Gutachten über die zwölf Artikel, welches er in eine Ermahnung zum Frieden an beide Teile, Herren und Bauern, ausklingen ließ („Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerſchaft in Schwaben“, zu Eisleben in den Tagen vom 18. bis 20. April wohl in einem Zuge niedergeſchrieben). Er widmet in dieſer Schrift zunächſt den Herren ein kurzes Wort. Es war nicht das erſte Mal, daß er ſie hart und ſtrenge anredete. Er hatte im Jahre 1523 eine kleine Schrift ausgehen laſſen, die ſich gegen den obrigkeitlichen Zwang in Glaubensſachen wendet: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorſam ſchuldig ſei“. So kräftig er hier das „göttliche“ Recht der Obrigkeit wahrt, ſo nachdrücklich er die Pflicht des Gehorſams in allen weltlichen Dingen einſchärft, ſo entſchieden markiert er auf der andern Seite die Grenze dieſes Gehorſams: er hat ein Ende, ſobald die Obrigkeit ſich die Herrſchaft über die Gewiſſen anmaßt. Denn der Seele hat das weltliche Regiment kein Geſetz zu geben, niemanden darf ſie zum Glauben zwingen. Aber in einen ſo verkehrten Sinn hat Gott die Welt dahingegeben, daß die Geiſtlichen weltliche Fürſten geworden ſind, umgekehrt die Weltlichen ſich als geiſtliche Herren gebärden, indem ſie mit Gewalt wehren wollen, „daß die Leute nicht mit falſcher Lehre verführt werden“, während doch „Ketzerei ein geiſtlich Ding iſt: das kann man mit keinem Eiſen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Waſſer ertränken“. In heftigen Worten geißelt er dieſe Tyrannei und prophezeit ihr den Untergang. „Die weltlichen Herren ſollten Land und Leute regieren äußerlich; das laſſen ſie; ſie konnten nicht mehr denn ſchinden und ſchaben.“ Man ſoll wiſſen — ſo heißt es hier weiter in dieſer übrigens einem Fürſten, dem Herzog Johann von Sachſen, gewidmeten Schrift — „daß es von Anbeginn der Welt gar ein ſeltſam Vogel iſt um einen klugen Fürſten, noch viel ſeltſamer um einen frommen Fürſten. Sie ſind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgſten Buben auf Erden“. Aber Gott wird, wie es im Pſalm (107, 40) heißt, „auf ſie ausſchütten Verachtung“. Denn „der gemeine Mann wird verſtändig, und der Fürſten Plage gewaltiglich daher gehet unter dem Pöbel, und ſorge, ihm werde nicht zu wehren ſein, die Fürſten ſtellen ſich denn fürſtlich und fangen wieder an mit Vernunft und ſäuberlich zu regieren. Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht eure Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden. Lieben Fürſten und Herren, da wiſſet euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es iſt jetzt nicht mehr eine Welt wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jagtet und triebet“. Lauter Worte, die, aus dem Zuſammenhang herausgelöſt, nur aufreizend wirken konnten. Genau denſelben Ton ſchlägt Luther aber auch hier gegen die Fürſten an. Niemand anders als ihnen hat man den Aufruhr zu danken, beſonders den Biſchöfen, die noch immer wider das Evangelium wüten; „dazu ihr (ſo redet er ſie an) im weltlichen Regiment nicht mehr tut, denn daß ihr ſchindet und ſchatzt, euren Pracht und Hochmut zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch mag länger ertragen“. Die Artikel der Bauern ſind, wenngleich ſie faſt alle auf ihren Nutzen ausgehen, doch billig und recht, beſonders der erſte, in dem ſie das Evangelium zu hören begehren. „Dagegen kann und ſoll keine Obrigkeit an. Ja, Obrigkeit ſoll nicht wehren, was jedermann lehren und glauben will, es ſei Evangelium oder Lügen; iſt genug, daß ſie Aufruhr und Unfriede zu lehren wehret.“

Wieviel ſanfter redet Luther mit den Bauern, obgleich auch hier ſeine Sprache bei Gelegenheit ſich leidenſchaftlich ſteigert. Schon die Anrede zeigt, daß er mit ihnen glimpflicher zu verfahren gedenkt. Die Staats-Bibliothek zu München bewahrt das Original dieſer Schrift von Luthers Hand, welches dem erſten Drucke zugrunde gelegen hat. Es ſind achtzehn Quartblätter. Die ſichere, gleichmäßige Hand verrät in ihren feinen, zierlichen Zügen keine Spur von Erregung. Wohl aber zeigen dieſe Blätter eine Menge von kleinen Verbeſſerungen auf. So hat Luther, indem er ſich den Herren zuwandte, die ihm in die Feder gefloſſene Anrede „liebe (Herren)“ getilgt. Umgekehrt hat er bei dem Übergang zu den Bauern „Liebe Freunde“ eingeſchaltet; ſo nennt er ſie auch weiterhin wiederholt, daneben „Liebe Herren und Freunde“, „Liebe Herren und Brüder“ oder kurzweg „liebe Brüder“. Auch auf Wendungen wie dieſe: „Es iſt meine freundliche, brüderliche Bitte“ oder „Seid freundlich gewarnet“ ſtoßen wir nur hier.

Luther gibt ihnen vor allem unumwunden zu, daß die Fürſten und Herren, ſo das Evangelium zu predigen verbieten und die Leute ſo unerträglich beſchweren, wohl verdient haben, daß Gott ſie vom Stuhle ſtürze. Das rechtfertigt aber ihr Unternehmen nicht. Sie nennen ſich eine chriſtliche Vereinigung und wollen nach dem göttlichen Recht handeln. Doch ſie führen Gottes Namen mit Unrecht. Denn ſie greifen zum Schwert und lehnen ſich wider die Obrigkeit auf, wollen Richter in eigener Sache ſein und ſich rächen, was nicht allein gegen das chriſtliche, ſondern auch wider das natürliche Recht und alle Billigkeit iſt. Sie nehmen der Obrigkeit ihre Gewalt, d. h. das beſte, was ſie hat, und treten damit Gottes Wort mit Füßen. Denn das chriſtliche Recht, das ſie vorwenden, kennen ſie gar nicht. Recht des Chriſten nämlich iſt (wie Luther bei ſeinem Mangel eines geſchichtlichen Verſtändniſſes der ſittlichen Weiſungen Jeſu in der Bergpredigt ſagt) „ſich nicht ſträuben wider Unrecht, nicht zum Schwert greifen, nicht ſich wehren, ſich nicht rächen, ſondern leiden, leiden“. Statt deſſen wollen ſie ſogar das Evangelium mit der Fauſt erobern. Sie wollen dem Evangelium helfen und ſehen nicht, daß ſie es aufs allerhöchſte hindern und unterdrücken. Darum ſollen ſie ſich des chriſtlichen Namens entäußern. „Den chriſtlichen Namen, den chriſtlichen Namen, ſage ich, den laßt ſtehen und macht den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchriſtlichen Vornehmens; den will ich euch nicht laſſen noch gönnen, ſondern beide mit Schriften und Worten euch abreißen nach meinem Vermögen, ſo lange ſich eine Ader regt in meinem Leibe.“ Wollen ſie aber den chriſtlichen Namen gleichwohl fortführen, „wohlan, ſo muß ich die Sache nicht anders verſtehen, denn daß ſie mir gelte, und euch für Feinde rechnen und halten, die mein Evangelium dämpfen oder hindern wollen, mehr als Papſt und Kaiſer bisher getan haben, weil ihr unter des Evangelii Namen wider das Evangelium fahret und tut“. „Ich bitt euch aber gar demütiglich und freundlich, wollet euch baß beſinnen.“

Mit dieſer grundſätzlichen Auseinanderſetzung mit den Bauern war auch bereits ſeine Stellung zu ihren zwölf Artikeln feſtgelegt, zu deren Beurteilung er jetzt übergeht. Vergeblich ſuchen die Bauern ſie mit dem Evangelium zu decken; denn ſie gehen alle auf weltliche, zeitliche Sachen, „ſo doch das Evangelium ſich zeitlicher Sachen gar nichts annimmt“. Den erſten Artikel, wonach die Gemeinde das Recht haben ſoll, ihren Pfarrer zu wählen, billigt er unter der Vorausſetzung, daß ſie ihn auch aus ihren eigenen Mitteln beſolde und nicht, wie der zweite Artikel will, räuberiſch mit dem der Obrigkeit gehörenden Zehnten. Verwerfen muß er ſelbſtverſtändlich auch die Art, wie der dritte Artikel das Verlangen nach Abſchaffung der Leibeigenſchaft begründet: „weil uns Chriſtus alle befreiet hat". „Das heißt chriſtliche Freiheit ganz fleiſchlich machen" und aus dem geiſtlichen Reich Chriſti ein weltliches, äußerliches Reich. Die übrigen Artikel befiehlt er den Rechtsverſtändigen. „Denn mir als einem Evangeliſten nicht gebührt hierinnen urteilen und richten. Ich ſoll die Gewiſſen unterrichten und lehren, was göttliche und chriſtliche Sachen betrifft."

Wir können hier ſehen, mit welcher Kraft, Klarheit und Sicherheit der Reformator ſein Evangelium umgrenzte, es loslöſte aus dem Gewirr ſelbſtiſcher Intereſſen, in die man es verſtrickt hatte. Kein größerer Dienſt konnte damals der Religion geleiſtet werden. Sie wurde wieder auf die ideale Höhe gehoben, auf welche Luther ſie geſtellt hatte, indem er alles, was fälſchlich für ſie ausgegeben war, verneinte und das Geſchmeiß der Wechſler und Krämer aus ihrem Heiligtum vertrieb. Nehmen wir einen Augenblick das Undenkbare an, Luther wäre in mittelalterlicher Unklarheit über das Weſen der Religion und in Verkennung der rein religiöſen Bedeutung der Bibel, oder gar geblendet von dem großartigen Vorteil, der ſich in dieſer volkstümlichen Bewegung von elementarer Gewalt dem „Worte Gottes" zu bieten ſchien, auf das Anſinnen der Bauern eingegangen, hätte es unternommen, ihre Forderungen, ſoweit ſie ihm recht und billig erſchienen, aus der Heiligen Schrift zu begründen — es wäre, mochten die Bauern unterliegen oder ſiegen, das Ende ſeines Werkes geweſen. Siegte der Bund Luthers und der Revolutionäre, ſo hätte ſich in Deutſchland im günſtigſten Falle eine ſozialiſtiſche Theokratie erhoben, die, ihre Lebensfähigkeit vorausgeſetzt, bei der Gebundenheit des religiöſen Gedankens in ihr nur eine Fortſetzung des Mittelalters geweſen wäre.



Anzaigung zwayer
falſchen zungen des Luthers wie
er mit der ainen die paurn ver-
füret/mit der andern ſy verdammet hat/
durch Admiralū den Wunnderer.
genant Johann Fundling.
1525.

Der oꝛnplaſer vnd der zwayzungig iſt verflůcht/ dañ vill die fride
gehabt haben hat er betrubt vnd verwirret. Eccle. 28.

Lutther.
Pauer.

Mit kayſerlicher freyhait drey jar.

Titelblatt eines im Jahre 1525 gegen Luther gerichteten Traktates.

An einen ſolchen Bund wäre ja nun freilich keinen Augenblick zu denken geweſen!

Mit jenem Titanenzorn, der einſtmals gegen den Antichriſt zu Rom ſich entladen hatte, ja mit noch heftigerem brach der Reformator gegen die Bauern los, ſobald ſie im Namen der göttlichen Gerechtigkeit und des Evangeliums zu Gewalt und Blutvergießen ſchritten. Die Belehrung und die wohlgemeinte Mahnung zum Frieden, mit der er ſeine Schrift ſchloß, waren zu ſpät gekommen. Die Ereigniſſe hatten ſie überholt. Sein Mahnruf kann kaum nach Süddeutſchland gedrungen ſein, als ihm ſchon von dort die Kunde kam, wie die Bauernheere plündernd und mordend vordrangen, während er zu gleicher Zeit in nächſter Nähe die Erfahrung machen mußte, wie auch hier, von dem „Erzteufel zu Mühlhauſen" angefacht, in blinder Wut der Aufruhr tobte, das Land in ein unſagbares Verderben zu ſtürzen drohte. Da drückten Zorn und Erbarmen ihm noch einmal die Feder in die Hand, und er rief mit furchtbarer Beredſamkeit in ſtürmiſchen, faſt wilden Worten die Fürſten zum Kampf auf „wider die räuberiſchen und mörderiſchen Rotten der Bauern" (wie der Titel des Flugblattes lautet).

Luther läßt ſich dabei von folgendem Gedanken leiten, den wir an der Spitze dieſer Blätter ausgeſprochen finden. Ein Aufrührer iſt nach kaiſerlichem Recht in der Acht, ſo daß ein jeder Hand an ihn legen darf und gut daran tut, „gleich als wenn ein Feuer angehet, wer am erſten kann löſchen, der iſt der beſte". Auch der Aufruhr iſt ein Feuer, ein großes, das ein Land anzündet und verwüſtet, mit Mord und Blutvergießen erfüllt, voller Witwen und Waiſen macht. „Darum ſoll hier zerſchmeißen, würgen, ſtechen heimlich [d. h. nach der Sprache der Zeit: ein jeder (privatim) für ſeine Perſon] und öffentlich [wie die Obrigkeit tut], wer da kann." Aber vornehmlich iſt es doch Pflicht der Obrigkeit hier zuzugreifen, und ihr „Gewiſſen zu unterrichten", iſt der Hauptzweck dieſes Schriftchens (wir werden bald ſehen, warum es in der Tat eines ſolchen Unterrichtes bedurfte). Luther unterſcheidet zwiſchen der dem Evangelium feindlichen Obrigkeit und der „chriſtlichen, die das Evangelium leidet". Jener kann er, wenn ſie die Bauern „ohne vorgehend Erbieten zu Recht und Billigkeit" ſtrafen will, das Recht dazu nicht abſprechen. Die chriſtliche Obrigkeit aber, welche dieſe über ſie hereinbrechende Strafe als wohlverdient betrachten und ſich in Gottes Willen ergeben wird, iſt verpflichtet, auch jeden Schein, als wolle ſie den Bauern unrecht tun, zu meiden und ſich gegen ſie „zum Überfluß zu Recht und Gleichem zu erbieten". Dann aber, wo das nicht helfen will, muß ſie kraft ihres Amtes „flugs zum Schwerte greifen", anſtatt durch unangebrachte Nachſicht ſchuldig zu werden an allem Mord und Übel, das die Buben begehen; „Geduld und Barmherzigkeit" wäre hier daher übel angebracht. So ſoll die Obrigkeit getroſt und „mit gutem Gewiſſen dreinſchlagen, weil ſie eine Ader regen kann". Mit gutem Gewiſſen, eben weil ſie als Amtmann Gottes, der ihr das Schwert verliehen hat, handelt. Welcher Fürſt da ſtirbt, der ſtirbt im Gehorſam des göttlichen Befehles, in Ausübung ſeines Amtes. „Solch wunderliche Zeiten ſind jetzt, daß ein Fürſt den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann baß denn andere mit Beten." Noch eins aber ſollte die Obrigkeit bewegen, raſch und kräftig einzugreifen: das Erbarmen mit den „armen Gefangenen unter den Bauern", d. h. mit den „vielen frommen Leuten", die wider Willen, von den Bauern gezwungen ſich ihrem Bunde angeſchloſſen haben. „Drum, liebe Herrn, löſet hie, rettet hie, helft hie, erbarmet euch der armen Leute, ſteche, ſchlage, würge hie, wer da kann. Bleibſt du drüber tot, wohl dir, ſeligeren Tod kannſt du nimmermehr überkommen. Denn du ſtirbſt in Gehorſam göttlichen Wortes und Befehls und im Dienſt der Liebe." — —

Wir fanden in der vorigen Schrift Luther auf der Höhe ſeines reformatoriſchen Berufes ſtehend. Iſt er hier nun etwa von ihr herabgeſtürzt? Hat Leidenſchaftlichkeit ſeinen hellen Geiſt getrübt?

Man hat den Abſtand, der offenbar zwiſchen beiden Schriften beſteht, oft befremdlich gefunden, ja ſogar von einem Frontwechſel Luthers geſprochen. Gewiß, dort ſtand er mit ſeiner Neigung auf ſeiten der Bauern, zumal da ſie ſich „zu Recht und beſſerem Unterricht erboten" hatten. Aber kündigte er ihnen nicht ſchon damals an, daß er ſie für ſeine Feinde halten müſſe, falls ſie fortfahren würden, den chriſtlichen Namen zu führen? Jetzt hatten ſie die Fahne des Aufruhrs erhoben. Schon ein Aufrührer war in ſeinen Augen ein „Teufelsglied" und „Höllenbrand"; ſie vollends deckten ihren Aufruhr „mit dem Evangelio". Konnte er da umhin, ſie als Feinde zu betrachten, mochte er auch keineswegs vergeſſen, daß die große Maſſe aus Verführten beſtehe? Nicht bloß vom Hörenſagen kannte er ihr Toben und Wüten. Mit Gefahr ſeines Lebens war er mitten unter ſie geſprungen, hatte er am Harz und in Thüringen ſie zur Vernunft zu bringen verſucht. Aber ſein Wort war verhallt. Kaum hatte die Macht ſeiner Perſönlichkeit hingereicht, daß nicht der Unwille der ſtörriſchen Geſellen gegen ihn ſelber losbrach.

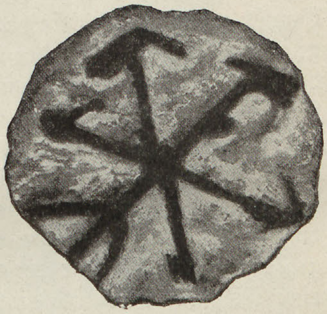
Was ſich geändert hatte, war alſo nicht ſeine Meinung, ſondern die Situation.

Aber vielleicht müſſen wir gegen dieſe Schrift einen andern Vorwurf erheben? jenen, dem Luther ſelber glaubte vorbeugen zu müſſen, indem er mit dem Worte ſchloß: „Dünkt das jemand zu hart, der denke, daß unerträglich iſt Aufruhr und alle Stunde der Welt Verſtörung zu erwarten ſei."

War das nun hart? oder gar zu hart? Schon die Zeitgenoſſen haben vielfach Anſtoß genommen an dem „harten Büchlein wider die Bauern", ſelbſt ſolche, die dem Reformator nahe ſtanden; und noch einer der neueſten proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber der Reformation ſpricht von „der entſetzlichen Schrift“ und ruft aus: „Niemals iſt die Ausrottung der als ‚Höllenbrände‘ und ‚Teufelsglieder‘ gebrandmarkten Gegner mit größerer Unbarmherzigkeit gepredigt, niemals die Heiligung der Mittel durch den Zweck unbefangener ausgeſprochen worden.“ Allein man ſucht in dem Schriftchen, deſſen weſentlichen Inhalt ich mit wörtlicher Anführung aller Hauptſtellen angegeben habe, vergeblich auch nur ein Wort, das die Ausrottung der Gegner predigte. Das Mittel aber, deſſen Heiligkeit gepredigt wird — es iſt der Krieg, es iſt die Schlacht! Denn nur von dem Kampf der Fürſten in freiem Felde Mann gegen Mann, in dem auch ſie ihr Leben einbüßen können, iſt die Rede. Kein Wort von der Beſtrafung der Niedergeworfenen, das damals auch noch wenig am Platze geweſen wäre. Nichts anderes brachte daher dieſes Flugblatt als den Aufruf, der Gewalt zum Beſten der Geſamtheit, zum Beſten der Vielen, die nur gezwungen der Bauernfahne folgten, ohne Verzug mit Gewalt zu begegnen. Oder ſollte er etwa ſeine Fürſten anflehen, doch ja kein Blut zu vergießen, mit Güte die wütenden Haufen zu ſtillen? oder auch zu Bittgängen und Prozeſſionen ihre Zuflucht zu nehmen?

Und wo bleibt die Unbarmherzigkeit?

Will man einen unbarmherzigen Feind der Bauern kennen lernen, ſo braucht man nur zu den Briefen zu greifen, die während des ganzen Verlaufes des Krieges der bayeriſche Kanzler Leonhard von Eck an ſeine Fürſten geſchrieben hat. Da warnt er ſie, den „Handel mit den Bauern mit Vernunft und Mildigkeit abzuſtellen“, d. h. ſich irgendwie in Verhandlungen mit ihnen einzulaſſen, da „kein Treu und Glauben bei ihnen“ ſei. Vielmehr muß man mit ſchonungsloſer Strenge gegen ſie einſchreiten. „Wer die Bauern verſchont, der zieht ſeinen Feind groß. Darum wollen Euer Fürſtliche Gnaden mit Ernſt gegen ihnen handeln laſſen.“ „Und wenn ihrer gleich noch ſo viel Tauſend wären, ſo müſſen Euer Fürſtliche Gnaden hindurch und nit anders gedenken, es ſei der Türk vorhanden, ſich wehren und darob ſterben oder verjagt werden“ (ein Anerbieten zu Recht und Billigkeit, wie Luther es anrät, iſt dabei ausgeſchloſſen). Und wie gern nimmt Eck noch an den Niedergeworfenen „gebürliche Strafe“. Nach dem abſcheulichen Blutgericht der Bauern zu Weinsberg, wo ſie den Grafen von Helfenſtein nebſt 23 adligen Genoſſen durch ihre Spieße jagten (ein übrigens vereinzelt daſtehender Akt bäuerlicher Grauſamkeit), ſchreibt Eck: „Ich hoff aber zu Gott, es ſolle in kurzen Tagen mit Ernſt und gleicher Maße gerochen und vergolten werden, dazu ich nicht allein raten, ſondern, ſofern ich dabei bin, mit eigener Hand verhelfen will.“ Einige Wochen ſpäter hatte er die Genugtuung, berichten zu dürfen, daß man einen der Böſewichter von Weinsberg „an einem Baum langſam und recht gebraten habe“.



Siegel der aufrühreriſchen Bauern.

Nach dem einzigen erhaltenen Original in Würzburg.

Wie anders Luther! Als nach Stillung des Aufruhrs viele der Herren und Junker ſich an den armen Beſiegten in entſetzlicher Grauſamkeit rächten, in ihr alles, was die Bauern gefrevelt, weit überbietend, da erging er ſich in ſcharfen Worten wider „die wütenden, raſenden, unſinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Bluts ſatt werden“. —

Indeſſen, ſchon längſt liegt uns eine Frage auf der Zunge: wie kam der Reformator überhaupt dazu, die Fürſten zum Kampf aufzurufen? er, der doch ſeiner eigenen ausdrücklichen Erklärung nach nur als „Evangeliſt“, als einer, der „die göttliche Schrift zu handeln hat“, das Wort ergriffen hatte? Er glaubte, auch diesmal ganz innerhalb ſeiner Schranken zu bleiben: er wollte das Gewiſſen der Fürſten, und zwar der „chriſtlichen“, d. h. ſeiner eigenen, beraten. So ſpitzt ſich unſere Frage dahin zu: war die augenblickliche Lage in der Tat darnach angetan, daß Luther aus ihr die Aufforderung entnehmen konnte, ſeinen Fürſten zu ſagen, was Pflicht und Recht für ſie ſei?

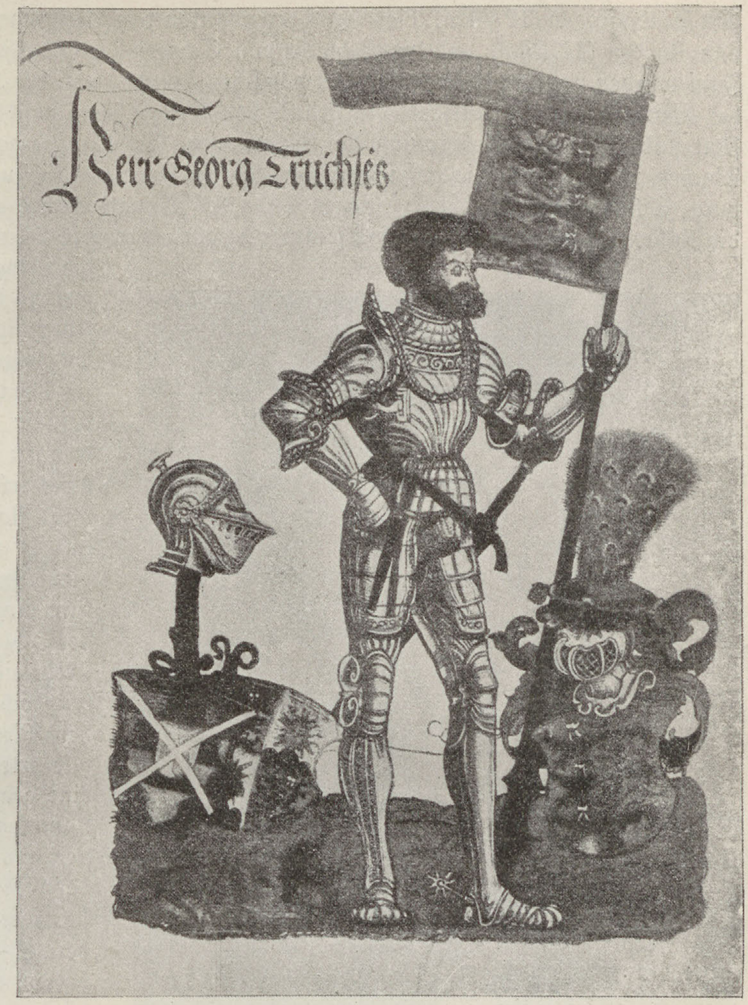
Die Antwort wird ſich uns von ſelber darbieten, wenn wir jetzt — bevor uns die Folgen der Revolution beſchäftigen werden — einen flüchtigen Blick werfen auf den Verlauf des Krieges.

Die Aufſtändiſchen Oberſchwabens verfügten ſchon im Februar 1525 über gewaltige Maſſen: allein die Stärke des Baltringer Haufens wird auf 30 000 Mann angegeben. Doch ließen ſie ſich zu ihrem Schaden auf Verhandlungen mit dem Schwäbiſchen Bunde ein, dieſer alten, vornehmlich der Aufrechterhaltung des Landfriedens dienenden Vereinigung von Fürſten und Städten von Südweſtdeutſchland, die es jetzt nur darauf abſah, Zeit zu gewinnen. Denn trotz der mehr als halbjährigen Friſt, die ſeit den erſten Unruhen verfloſſen, war niemand gerüſtet. Erſt Ende März konnte ein Heer des Schwäbiſchen Bundes unter Führung des Truchſeß Georg von Waldburg zum Angriff vorgehen; es trug ſchon am 4. April bei dem Städtchen Leipheim über einen größeren Bauernhaufen einen leichten Sieg davon. Indeſſen, einen durchſchlagenden Erfolg errang doch während des ganzen Monats April das Bundesheer nicht. Und noch Wochen lang war es das einzige Heer, das im Felde ſtand; nicht vor den letzten Tagen des April rückte auch der tatkräftige Landgraf Philipp von Heſſen mit ſeinen Reiſigen aus, um an ſeinen Grenzen die Ruhe wiederherzuſtellen. Faſt ausnahmslos ſahen ſich bei der raſchen Ausbreitung des Aufſtandes über das halbe Deutſchland die Fürſten wie die Herren überraſcht. Maſſenhaft unterwarfen ſich Grafen und kleinere Herren, geiſtliche und weltliche, den Bauern, indem ſie ſich zu den zwölf Artikeln bekannten. „Es ſein die vom Adel alte Weiber und ſchon tot,“ ſchreibt Leonhard von Eck höhnend, und noch Mitte April führt er bittere Klage über „die große und erſchreckliche Kleinmütigkeit“ aller Oberen: „Deshalb iſt in dieſer Sachen der größt Krieg, die Obrigkeiten zu einem mannlicheren Gemüt zu bringen.“ Er hatte recht. Auch von den Fürſten konnten manche für den Augenblick nur durch Verträge ſich der Empörer erwehren. So die Biſchöfe von Speier und von Bamberg, der Koadjutor von Fulda und der Abt von Hersfeld; ja ſelbſt das Erzbistum Mainz und der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz wie Markgraf Philipp von Baden gingen denſelben Weg. „Um den Anfang des Mai (ſo hat Egelhaaf die Lage kurz und treffend gezeichnet) gewährte Deutſchland einen unbeſchreiblichen Anblick. Überall war die Erhebung ſiegreich oder, wenn ſie einen Augenblick unterlegen war, in erneutem Aufflammen; inmitten der ſchäumenden Wogen ſtanden noch einzelne Pfeiler der alten Ordnung, die Heere des ſchwäbiſchen Bundes, des heſſiſchen Landgrafen und einiger anderer Fürſten; Würzburgs Schloß ward härter von Tag zu Tag bedrängt; eine Niederlage irgend eines der Heere konnte von unabſehbaren Folgen werden, da dann auch die anderen den ſich vorausſichtlich vereinigenden Maſſen gegenüber ſich ſchwerlich mehr behaupten konnten.“

Auch in Thüringen, vom Eichsfeld bis zum Harz, ging es, wir wiſſen es ſchon, in eben jenen Tagen wild her: von Kloſter zu Kloſter, von Schloß und Schloß wälzte ſich der wüſte Haufen; nicht weniger als ſiebzig Klöſter ſind damals in Trümmer geſunken.

Auch hier ſchien es kein Bollwerk zu geben. Kurfürſt Friedrich, der Mann des Friedens, war matt und krank, ſeinem Ende nahe. Mitte April vom Süden her um Hülfe angegangen, war er, wenige Tage bevor in ſeinem eigenen Lande der Sturm losbrach, der Meinung, er und ſein Bruder täten gut, ſich an der gewaltſamen Unterdrückung des Aufruhrs nicht zu beteiligen: vielleicht habe man den armen Leuten Urſache zu ihm gegeben, „ſonderlich mit Verbietung des Wortes Gottes“. „So werden die Armen in viel Wege von uns weltlichen und geiſtlichen Obrigkeiten beſchwert.“ Er fühlte nur die Schuld ſeines Standes und war in Gottes Willen ergeben: „Will es Gott alſo haben, ſo wird es alſo hinausgehen, daß der gemeine Mann regieren ſoll; iſt es aber ſein göttlicher Wille nicht, wird es bald anders werden.“ Auch vierzehn Tage ſpäter, als man am Hofe die Zahl der Empörer auf über 35 000 ſchätzte, ja noch am 4. Mai (einen Tag vor ſeinem Tode) erklärte er ſich gegen jedes Blutvergießen; man ſolle, ſchreibt er ſeinem Bruder, dem Herzog Johann, Mittel und Wege ſuchen, die Empörung „in der Güte“ zu ſtillen. Nicht viel anders dachte zuletzt auch Johann, der doch, überhaupt energiſcherer Sinnesart, anfangs Gewalt zu gebrauchen vor hatte. Er war bereits mit den Bauern in Unterhandlung getreten und hatte auf den Zehnten größtenteils verzichtet: „Ich hab Sorg, Euer Lieb und ich ſeint nu verderbte Fürſten;“ ihr Einkommen werde jetzt ſchmal werden. Voll Reſignation erblickt auch er in der Empörung eine verdiente Strafe Gottes und will es wie der Kurfürſt mit Güte verſuchen.

Ein merkwürdiger Anblick — dieſe Fürſten! Sie, die allezeit ihren Leuten milde Herren geweſen waren, macht jetzt in entſcheidungsvoller Stunde (denn die Lage war in der Tat ernſt und



Georg Truchſeß von Waldburg (der Bauernjörg).

Holzſchnitt des Chriſtoph Amberger aus der Chronik der Truchſeſſen von Waldburg in der fürſtl. Bibliothek zu Donau-Eſchingen.

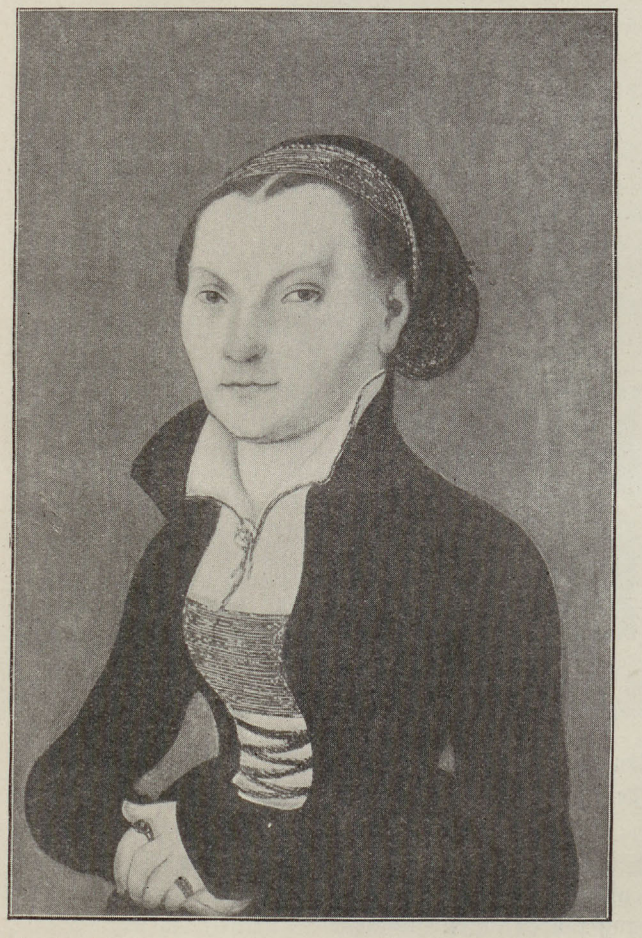
duldete keinen Verzug) eine aus zartem Schuldgefühl und frommer Ergebung gemiſchte Stimmung ſo weichmütig, daß ſie an ihrer obrigkeitlichen Pflicht, einen verheerenden Aufruhr zu dämpfen, ihre Untertanen gegen wilde Mordbuben zu ſchützen, irre werden.

Das war der Moment, wo Luther es für geboten hielt, das irrende Gewiſſen ſeiner Landesherren auf den rechten Weg zu leiten, indem er ihnen ihr Recht und ihre Pflicht zeigte, in deren Erfüllung ſie dem Nächſten dienen und in Wahrheit Barmherzigkeit üben konnten.

Daß er dabei ſeinen Worten jene Kraft und ſtürmiſche Heftigkeit verlieh, die alle ſentimentalen Gedanken über den Haufen werfen mußte — wir müſſen es ihm noch heute Dank wiſſen. Und noch etwas muß ihm unvergeſſen bleiben: der unbändige Mut, mit dem er in die Breſche ſprang (er wußte, daß er in dieſem Augenblick ganz allein den Bauern entgegentrete), und die ſouveräne Erhabenheit, mit der er bewußt ſeine Volkstümlichkeit preisgab. Er hat in jenen Tagen auf der Kanzel das Wort fallen laſſen: „Es iſt uns angeboren und ſteckt tief in uns, daß wir gern ſehen, daß uns die Leute günſtig ſind; wenn ſie von uns abfallen, ſo verdreußt es uns.“ Aber man muß „Gunſt, Ehre, Zufall [Beifall] und Anhang fahren laſſen“ können.

Was kümmerte es ihn, wenn er nur ſeiner Pflicht ein Genüge tat? Selbſt ohne Ausſicht auf Erfolg würde er das Wort ergriffen haben. Doch hatte er die Genugtuung, daß die Wirkung nicht ausblieb. Sein neuer Herr, der Kurfürſt Johann (der am 5. Mai ſeinem Bruder gefolgt war), ließ ſeine Bedenken fahren. Zwar war er ſo gut wie gar nicht gerüſtet. Doch zu rechter Zeit kamen ihm die benachbarten Fürſten zu Hülfe, vor allen Landgraf Philipp von Heſſen, dazu Herzog Heinrich von Braunſchweig und Herzog Georg von Sachſen. Ihre vereinte Macht war es, die — ohne Beteiligung des Kurfürſten — am 15. Mai bei Frankenhauſen einen Hauptſchlag gegen die Thüringer Bauern führte. Münzer, deſſen aufreizende Reden und wahnwitzige Verheißungen die Armen in den Tod getrieben hatten, fiel in die Hände der Sieger (er hat bald darauf unter dem Beil des Henkers geendet). Erſt an dem Zuge gegen Mühlhauſen, den Mittelpunkt des Thüringiſchen Aufruhrs, konnte auch Kurfürſt Johann ſich beteiligen. Die freie Reichsſtadt ergab ſich am 25. Mai.

Faſt zu derſelben Zeit, wo in Thüringen die Entſcheidung fiel, wurde auch in Württemberg und im Elſaß die Revolution niedergeſchlagen, dort durch Georg von Truchſeß in der Schlacht von Sindelfingen (12. Mai), hier von Herzog Anton von Lothringen durch das entſetzliche Blutbad von Zabern (17. Mai) und die Schlacht von Scherweiler (21. Mai). In den erſten Tagen des Juni wurden von den Heeren des Schwäbiſchen Bundes und der Kurfürſten von Pfalz und Trier bei Königshofen und Sulzdorf die Fränkiſchen Bauernheere geſchlagen, die zu ihrem Verhängnis Zeit und Kraft mit Belagerung des Würzburger Schloſſes vergeudet hatten. In den nächſten Wochen mußten auch die aufrühreriſchen Städte Frankens ſich unterwerfen: Würzburg, Rotenburg, Schweinfurt, Bamberg. Gegen Ende des Monats wurde auch am Mittel- und Oberrhein die Ruhe wiederhergeſtellt, im Spätſommer im ganzen auch in Oberſchwaben, ſo daß im September die Revolution als bewältigt betrachtet werden konnte (doch abgeſehen von den Alpenländern, wo das erſt im Sommer des folgenden Jahres gelang).



Katharina von Bora, Luthers Gemahlin.

Nach einem Gemälde von Lucas Cranach.

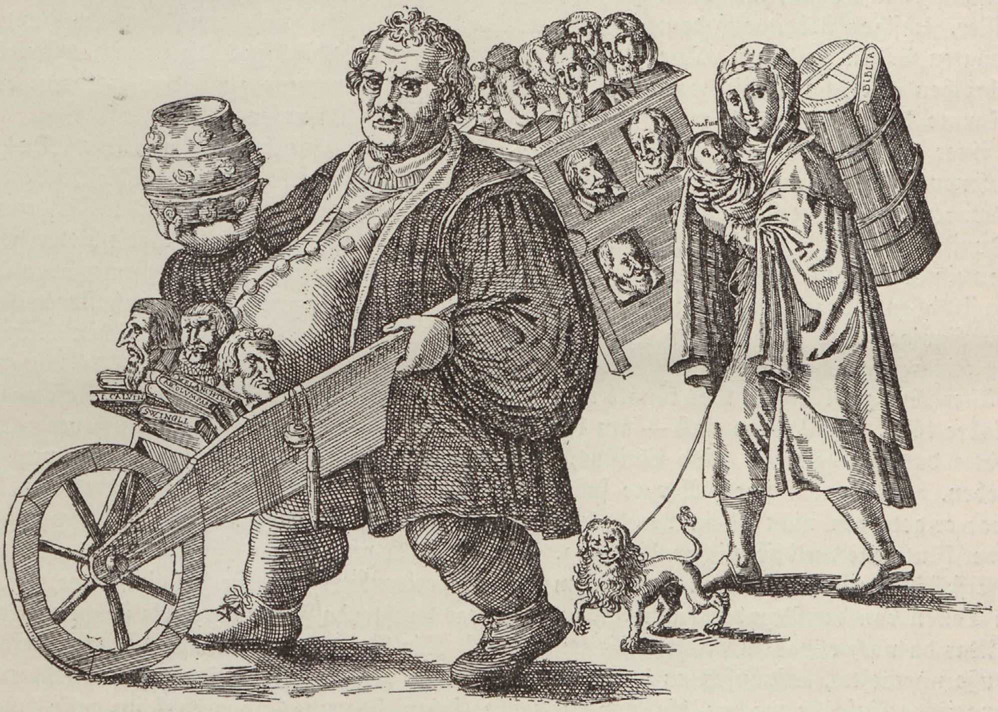
Die undisziplinierten Haufen, ſchlecht geführt und uneinig, waren dem Andringen der Reiſigen beinahe überall ohne erheblichen Widerſtand unterlegen: Blut floß faſt nur auf ihrer Seite, und um ſo reichlicher, als die Bauern nur ausnahmsweiſe Mut und Todesverachtung an den Tag legten. Die meiſten der Schlachten geſtalteten ſich zu wahren Metzeleien!

Doch damit nicht genug! Auch an den Niedergeworfenen wurde jetzt faſt allerorten von den Fürſten und Junkern eine grauſame, ja entſetzliche Rache genommen. Je größer für ſie die Gefahr geweſen war, je geringer in den Tagen der Bedrängnis ihr Mut, deſto abſcheulicher kehrten ſie jetzt ihre Herrennatur heraus — vornehmlich im Süden. Hier hatten nunmehr die Regensburger Verbündeten den erwünſchten Vorwand gewonnen, zur Ausführung ihrer Beſchlüſſe nicht nur in, ſondern auch mit den Empörern „die lutheriſchen Buben“ zu ſtrafen. Wie unter den Nachwehen eines Religionskrieges geradezu hatte hier das Volk zu leiden.

Das war eine der üblen Folgen der Revolution: dieſe gewaltſame Unterdrückung der reformatoriſchen Regungen in weiten Gebieten. Die Gegenreformation errang ihre erſten Siege. Die Stadt Waldshut, die ſich im Dezember ergeben mußte, wurde alsbald von dem Erzherzog Ferdinand in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche zurückgezwungen. Überall im Süden machte man auf die evangeliſchen Prediger Jagd wie auf das Wild, gleichviel ob ſie mit den Bauern gemeinſame Sache gemacht hatten oder nicht. Ungezählt ſind die Männer, welche damals ihre Begeiſterung für das Evangelium mit dem Leben zu bezahlen hatten.

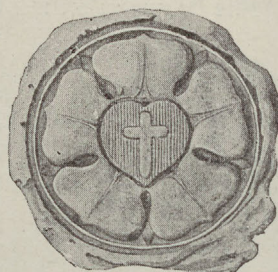
Indeſſen, eine Reaktion größeren Stiles hat das Revolutionsjahr nicht heraufzuführen vermocht. Die Gefahr eines alles mit ſich fortreißenden Rückſchlages iſt freilich größer geweſen, als man ſich in der Regel vorſtellt. Beweis dafür iſt nicht ſowohl die weite Verbreitung der Sympathien mit den Bauern (von dieſen iſt auch Luther nicht frei geweſen), wohl aber die vielleicht kaum weniger weit verbreitete Hoffnung, die große populäre Strömung, die mit der Gewalt der Elemente alle

Dämme hinwegzuſpülen ſchien, werde auf ihren Wogen „das Evangelium“ zum Siege tragen, und der aus dieſem Irrtum entſpringende Mangel an Verſtändnis für die Heftigkeit, mit welcher der Reformator die von der Revolution ihm dargereichte Hand zurückwies. Aber eben dieſe Haltung Luthers war es, welche die Gefahr bannte, die damals der Reformation drohte, von dem Strudel der wilden Bewegung verſchlungen zu werden. Als „Frucht des lutheriſchen Evangeliums“ faßten die Empörung doch nur deſſen erklärte Feinde auf. Auch auf altkirchlicher Seite durchſchauten alle vorurteilslos denkenden Männer die Grundloſigkeit des Vorwurfes und waren über die wahren Quellen des Aufruhrs nicht im Unklaren. Kein Fürſt und keine Stadtobrigkeit, die bisher auf ſeiten des Reformators ſtanden, iſt an ihm und ſeinem Werke irre geworden. Das Nämliche gilt aber auch im großen und ganzen von dem deutſchen Volke. Eine Ausnahme machten nur die von neuem an die Karre gefeſſelten Bauern. Die Enttäuſchung, welche ihnen ihr Mißverſtand der neuen religiöſen Verkündigung bereitet hatte, erfüllte ſie nur zu oft mit Erbitterung. Ja, hie und da, beſonders in Thüringen, verfielen die Bauern in ihrem ſtörriſchen Sinn in eine Art von religiöſem Indifferentismus, der nachmals von der evangeliſchen Kirche nur langſam überwunden werden konnte, und ſchöpften zugleich eine ſtarke perſönliche Abneigung, wenn nicht gar Haß gegen den Reformator, der, aus ihrem eigenen Stande hervorgegangen, ſie ihrer Meinung nach ſchmählich im Stiche gelaſſen hatte.



Spottbild auf Luther und Katharina von Bora.
Original in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

Aber auch die Stimmung Luthers iſt durch den Bauernkrieg eine andere geworden. Sein freudiges Vertrauen auf die breite Maſſe des Volkes, ſchon durch die Unruhen während ſeiner Verborgenheit auf der Wartburg erſchüttert, machte jetzt der Einſicht Platz, daß die unverſtändige Menge, „der Pöbel“, „der Herr Omnes“, feſt im Zügel gehalten werden müſſe. Was er in einer der altteſtamentlichen Apokryphen geſchrieben fand: „dem Eſel gehört ſein Futter, Laſt und Geißel“ (Jeſus Sirach 33, 25), das glaubte er jetzt auf die Maſſe anwenden zu müſſen. „Was iſt je Ungezogeneres gehört, denn der tolle Pöbel und Bauer, wenn er ſatt und voll iſt und Gewalt kriegt?“ „Der Eſel will Schläge haben und der Pöbel will mit Gewalt regiert werden.“ Man könnte verſucht ſein zu ſagen: das war ein abſtrakter Grundſatz, den er jetzt aufſtellte, während doch ſein perſönliches Verhalten ihn nach wie vor voll Mitleid und Erbarmen mit allen Unterdrückten, Armen und Notleidenden zeigt. Das trifft ja durchaus zu. Allein durch dieſe Praxis des Lebens wird jener Grundſatz noch nicht umgeſtoßen, um ſo weniger, als jetzt auch ſein bisheriges Vertrauen auf die ſieghafte Kraft des Wortes Gottes einen Stoß erlitten hatte. Nicht daß er überhaupt an ihr verzweifelt wäre; aber er hatte ſich jetzt mit dem Gedanken einer doch nur langſamen Wirkung der Predigt des Evangeliums vertraut gemacht. Dieſe Reſignation trat an die Stelle der überkühnen Hoffnungen, die ihn im Frühling der Reformation beſeelt hatten. Das bedeutete auf der einen Seite ſicher einen Verluſt, war aber auf der andern ein Gewinn. Denn die Tatkraft Luthers hat nicht im mindeſten darunter gelitten, daß er fortan realiſtiſch die Dinge ſchaute, wie ſie waren. Im Gegenteil, ſo weit dies überhaupt möglich war, haben ſich Kraft und Eifer in ihm noch geſteigert, um jetzt, wo, wie er klagte, Deutſchlands Ausſehen erbärmlicher war denn je zuvor, den Schutt hinwegzuräumen, den die Revolution aufgehäuft hatte, und dann in ſtiller, emſiger Arbeit auf dem gereinigten Boden zu bauen. Wie ungebrochen aber ſein Mut war, das konnte die Welt eben damals aus einer Tat des Reformators entnehmen. Mitten in den Tagen der Wirren (in der erſten Hälfte des Juni) verwirklichte er für ſeine Perſon ein bedeutſames Stück ſeiner neuen ſittlichen Weltanſchauung, indem er zur Überraſchung ſelbſt ſeiner nächſten Freunde gerade jetzt in die Ehe trat, um dem Übermut der „Papiſten", die ſchon das Spiel gewonnen zu haben meinten, einen Dämpfer aufzuſetzen.



Luthers Siegel.

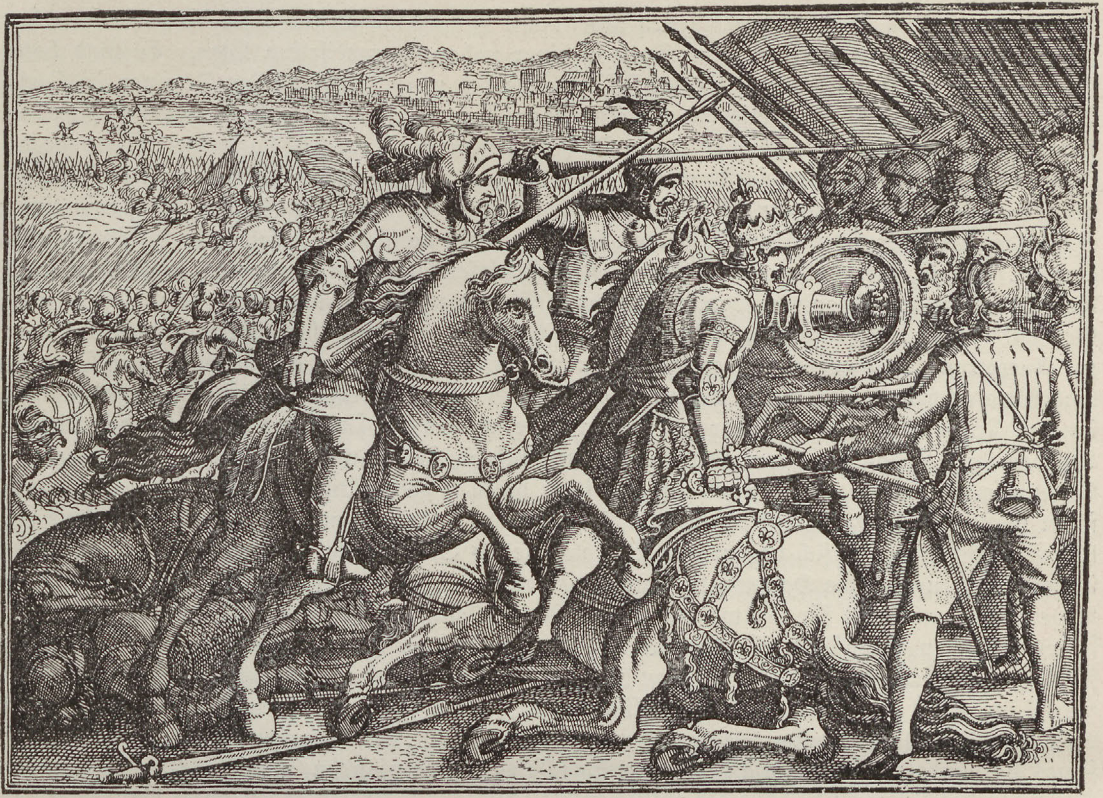
Aller Welt zum Trotz! Das war ſeine Loſung auch bei dieſem Schritte, welcher den ſtaunenden Zeitgenoſſen noch die Gelegenheit bieten ſollte, den ſtarken, unbeugſamen Mann, den Kämpfer von heldenhafter Wildheit als zartſinnigen und humorvollen Diener ſeines „Herrn Käthe", als den kindlichen Genoſſen ſeiner Kinder zu ſehen.

Aller Welt zum Trotz! Das könnte man als Motto ſetzen über die Geſchichte des Reformators im Jahre 1525. Als Luther einſt — am 10. Dezember 1520 — die Schiffe hinter ſich verbrannte, da hatte das Feldgeſchrei: „Hie Chriſtus, dort der Antichriſt" ihn wie beſinnungslos vorwärts getrieben. Als er ein paar Monate ſpäter vor Kaiſer und Reich ſeinen Heldenmut bewährte, da war er getragen nicht allein von der Macht einer felſenfeſten Überzeugung, ſondern zugleich von der Flutwelle der öffentlichen Meinung. Und jetzt? Er erreicht den Gipfelpunkt ſeiner Größe. Jetzt erſt ſtand er, kein Titelchen von ſeinem Prinzip preisgebend, wie der Fels im Meer, der, auf allen Seiten von der Brandung umtobt, unbeirrt das leuchtende Feuer durch die Nacht entſendet.

War da noch etwas zu fürchten für ſein Werk? Die Reformation konnte, der mannigfachen Einbuße unerachtet, anknüpfen an den Stand der Dinge vor der Revolution und ſich jetzt an die Löſung jener Aufgabe machen, die, wie wir früher ſahen, ſchon das Jahr 1524 ihr geſtellt hatte: die Eroberung des Reiches auf dem Wege der Territorialreform. Auf Schritt und Tritt ſieht ſich bei dieſem Streben die Reformation ſei es gefördert, ſei es gehemmt durch die wechſelnde Lage der europäiſchen Politik — in dem Maße, daß dieſe den Rahmen abgibt für unſere Geſchichte.

8. Karl V., die Mächte und das Reich von 1525 bis 1532.

Ein viertel Jahrhundert lang iſt die europäiſche Lage bedingt geweſen durch die Rivalität Karls V. und Franz' I. von Frankreich. Der Habsburger, ſchon als Herr Spaniens und der Niederlande der Grenznachbar Frankreichs, umklammerte es jetzt als erwähltes Oberhaupt Deutſchlands auch von Oſten her. Es wäre ſo für den König des mächtigen, längſt in ſich geſchloſſenen und ſelbſtbewußten Reiches ſchon an und für ſich eine Herausforderung geweſen, wie viel mehr, da es für den Franzoſen ſeine Niederlage bei der Kaiſerwahl wettzumachen galt. Dieſer hinwiederum beſaß nicht nur Burgund, auf das der Urenkel Karls des Kühnen doch ein Anrecht zu haben vermeinte, ſondern auch das alte Reichsland Norditaliens. Mußte nicht der junge Kaiſer bei der außergewöhnlichen Hausmacht, die er beſaß, ſchon ſeine Ehre drein ſetzen, zu erreichen, was die ſchwache Kraft ſeines Großvaters Maximilian nicht vermocht hatte, Mailand und Genua dem



Gefangennahme von Franz I. in der Schlacht bei Pavia.

Nach einem Stiche in Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik.

Reiche wieder zuzuführen? So ſahen ſich beide in den Kampf getrieben, den unvermeidlichen Kampf um die Vorherrſchaft in Europa. Wer hätte bei ihm neutral bleiben können? Selbſt England hat wiederholt in ihn eingegriffen. Wie viel näher lag dies den Päpſten! Sie begnügten ſich nicht damit, mit ihren Sympathien bald auf dieſe, bald auf jene Seite zu treten, ſondern nahmen auch, von weltlichen Beweggründen geleitet, ganz wie weltliche Fürſten am Getümmel der Waffen teil — nicht eben zum Vorteil ihres kirchlichen Anſehens. Wie wenig begriffen ſie doch ihre Aufgabe, unter Darangabe aller eigenen, kleinlichen Intereſſen die Völker des Abendlandes zu einen wider den Erbfeind des chriſtlichen Namens! Und wie manches Mal nahm doch in dieſen Jahren jene ſeit langem von Oſten her drohende Gefahr eine furchtbare Geſtalt an, indem der Türke ſeine wilden Scharen heranwälzte — zum Schrecken und Entſetzen der zunächſt bedrängten Länder Ferdinands. Aber auch der Kaiſer wurde in Mitleidenſchaft gezogen, und ſeine Kraft gebunden. So hat der Sultan unter Umſtänden eine nicht unerhebliche Verſchiebung der weſteuropäiſchen Lage bewirkt, hat er dem gemeinſamen Gegner von Papſt und Kaiſer, dem Erzketzer von Wittenberg, in höchſt wirkſamer Weiſe Luft gemacht. Das war eine Einwirkung auf Deutſchland halb ohne Wiſſen und Wollen. Bewußt dagegen und mit aller Willenskraft bemühten ſich um uns die beiden Hauptkämpfer ſelber. Sie ſuchten fort und fort die Kräfte Deutſchlands, ſei es ganz ſei es geteilt, für ſich zu gewinnen; und wem das glückte, der war ohne weiteres dem Gegner überlegen. So haben wir es in gewiſſer Weiſe mit einem Kampf um Deutſchland zu tun. Und er hat uns gerettet. Sobald Habsburg und Frankreich einig waren, ſah ſich die deutſche Nation auf das ſtärkſte gefährdet. Wäre in einem ſolchen Augenblick gar der Papſt als Dritter im Bunde hinzugekommen, ſo wäre ſie verloren geweſen. Ganz unmittelbar ſpiegeln ſich daher die Wechſelfälle der europäiſchen Politik in dem ſchwankenden Schickſal unſeres Volkes wieder. Wie ſich dieſes dabei im einzelnen geſtaltet hat, zunächſt bis zu dem tief einſchneidenden Jahre 1532 — das zu veranſchaulichen iſt die Aufgabe dieſes Kapitels.

In dem gleich 1521 ausgebrochenen Kriege mit Frankreich ſah ſich Karl V. zu Anfang des Jahres 1525 früheren Erfolgen zum Trotz in einer nahezu verzweifelten Lage. England hatte ihn verlaſſen, der neue Papſt, Clemens VII., zeigte ſich unzuverläſſig; ſeine Truppen in Norditalien waren ſo gut wie aufgerieben, während Franz I. in Perſon an der Spitze eines glänzenden Heeres in der Lombardei erſchienen war. Doch da trugen die deutſchen Landsknechte, die ſoeben Georg von Frundsberg über die Alpen geführt hatte, gemeinſam mit den Spaniern unter Führung des Marcheſe von Pescara am 24. Februar 1525, dem Geburtstage des Kaiſers, bei Pavia einen entſcheidenden Sieg über Franz I. davon: ſein Heer war vernichtet, er ſelber in Gefangenſchaft geraten. Nie iſt Karl V. durch eine Siegesbotſchaft ſtärker überraſcht worden als zu Madrid durch die Kunde von dem Tage von Pavia. Frommen Sinnes erblickte er in dem Siege ein ſonderliches Geſchenk Gottes, und ſofort ſtand ihm der Entſchluß feſt, ihn zur Ehre Gottes, das will ſagen: zur Ausrottung der Ketzerei in Deutſchland auszubeuten. Wie, wenn er nun wirklich in Deutſchland hätte erſcheinen können? zu derſelben Zeit, wo das Land zerriſſen wurde von der Wut eines inneren Krieges? oder unmittelbar nach deſſen Ende, wo die Anhänger des Alten, für den Augenblick von ihrer Furcht vor „dem gemeinen Mann" befreit, ſoeben mit Zuverſicht an das Werk der Gegenreformation gingen? Frankreich war ja in der Tat gedemütigt. In ſpaniſcher Gefangenſchaft mußte König Franz endlich in dem Frieden von Madrid (Januar 1526) zur Annahme der härteſten Bedingungen ſich bequemen: Karl glaubte als Sieger nicht nur den Verzicht auf Norditalien, ſondern auch die Herausgabe Burgunds erzwingen zu dürfen — eine Überſpannung des Bogens, die unheilvoll für ihn werden ſollte. Nicht allein, daß der Franzoſe ſich, bei der Weite ſeines religiöſen Gewiſſens, für berechtigt hielt, den Frieden zu beſchwören mit der geheimen, ſelbſt ſchriftlich feſtgelegten Abſicht, ihn zu brechen. Auch der Papſt meinte jetzt, mit Entſchiedenheit Partei ergreifen zu müſſen. Völlig weltlich, nur auf ſeine eigenen kleinen Vorteile bedacht, ein verſchlagener Politiker, deſſen Element Lug und Trug waren, hatte Clemens VII. ſchon den Sieg ſeines Verbündeten bei Pavia als ſchweren Schickſalsſchlag empfunden (man ſprach damals an der Kurie von der Unergründlichkeit der göttlichen Ratſchlüſſe). Jetzt ließ er ſich durch die Furcht vor dem Übergewaltigen zu offener Feindſchaft hinreißen: zu einer Zeit, wo Papſt und Kaiſer im Bunde zu einem furchtbaren Schlage gegen die Ketzerei ausholen konnten, brach er mit dieſem Kaiſer, der von jeher dem geiſtlichen Oberhaupte der Chriſtenheit Zeichen tiefſter Verehrung gegeben hatte und in dieſem Augenblicke der Retter der römiſchen Kirche werden konnte. Er entband den König von Frankreich von ſeinem Eide und brachte einen Bund gegen Karl V. zuſtande, die Ligue von Cognac (von Franz I. am 22. Mai unterzeichnet), die außer ihm und Frankreich auch Venedig umſpannte und mit England in Einvernehmen ſtand. Schon im Juni 1526 erſchien das Kriegsvolk der Verbündeten im Felde.

In demſelben Monat wurde in Deutſchland ein Reichstag eröffnet, auf dem der Sieger von Pavia nun endlich die ſtrengſte Beobachtung des Wormſer Ediktes durchzuſetzen gedachte, der Tag von Speier. Mit dem ſtärkſten Nachdruck hatte er bereits in einem Erlaß aus Sevilla (vom 23. März) die Ausführung des Wormſer Beſchluſſes eingeſchärft; dasſelbe tat er jetzt in der Reichstagsvorlage, die für den Notfall ſogar die Anwendung von Gewalt verlangte. Er rechnete auf dieſem Reichstage auf die tatkräftige Unterſtützung einer Mehrheit, um ſo mehr, als bereits im Sommer 1525 in Nachahmung des Vorgehens zu Regensburg auch norddeutſche Fürſten zu Deſſau einen Bund „wider die Lutheriſchen" eingegangen waren: die Hohenzollernſchen Brüder, die Kurfürſten von Brandenburg und Mainz, Herzog Georg von Sachſen und zwei Herzoge von Braunſchweig. Infolge deſſen hatten die zunächſt bedrohten Evangeliſchen, Sachſen und Heſſen, ſich zu Torgau über einen Defenſivbund geeinigt, der noch unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstages durch den Zutritt anderer norddeutſcher Fürſten nicht unbeträchtlich gewachſen war, ſo daß jetzt den Verbündeten von Nord und Süd eine zwar kleine, aber feſtgeſchloſſene evangeliſche Partei gegenüberſtand. Ließ ſich da für den Reichstag bei dem Druck der kaiſerlichen Willensäußerung etwas anderes erwarten als ein ſchroffer Zuſammenſtoß der beiden Parteien? Indeſſen hat zu unſerer Überraſchung der Speierer Reichstag einen völlig anderen Verlauf genommen. War es die Bildung des Gegenbundes, was auf die Altkirchlichen Eindruck machte, wirkte außerdem die Erwägung, daß der Kaiſer, ſoeben in einen neuen, ſchweren Krieg verwickelt, zu einer gewaltſamen Durchführung ſeines Willens zur Zeit außer ſtande ſei — genug, es machte ſich hier eine verſöhnliche Stimmung bemerklich: man wollte Ruhe und Einigkeit im Innern und zu dem Zwecke Abſtellung der Mißbräuche. So urteilte z. B. der Kurfürſt von der Pfalz, von dem doch der bayeriſche Geſandte nach Hauſe berichtete, daß er ſich „chriſtlich" halte, die Wurzel der niedergeſchlagenen Empörung ſeien nicht ſowohl die aufhetzenden Predigten, als vielmehr die Mißbräuche, vornehmlich der Geiſtlichen; und er wollte des Wormſer Ediktes überhaupt nicht gedacht wiſſen: wenn man aus Rückſicht auf den Kaiſer es nicht ganz umgehen könne, bedürfe es auf alle Fälle einer erheblichen Einſchränkung. Kühn wagte es der Reichstag, noch ein Mal das höchſte Ziel ins Auge zu faſſen: durch Aufrichtung einer gemeinſam für alle geltenden Religionsordnung den Zwieſpalt zu überwinden. Ein Ausſchuß des Fürſtenkollegiums brachte einen Reformationsentwurf zuſtande, der in Anbetracht des Umſtandes, daß er von Freunden der alten Kirche herrührt, zweifellos Beachtung verdient. Er war zwar ohne Frage ein vom Geiſte der Halbheit eingegebenes Flickwerk, indem er den einen vielleicht zu viel nahm, den andern ſicher nicht genug gab. Gleichwohl hätte die hier in Ausſicht genommene Ordnung der Dinge als ein Proviſorium eine ungemeine Bedeutung gewinnen können. Die Evangeliſchen waren denn auch nicht abgeneigt, ſie als eine Art von Abſchlagszahlung ſich gefallen zu laſſen. Mit Recht. Soweit wir zu urteilen vermögen, würde ſie nur die Ordnung eines Übergangsſtadiums gebildet haben, hätte ſie bei der wachſenden Wucht der evangeliſchen Überzeugungen im Reiche hinübergeleitet zu einer rein-evangeliſchen Geſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe.

Dieſes Gutachten war aber nur ein Symptom der Stimmung neven anderen, die zu Ende Juli hervortraten. Sie laſſen deutlich erkennen, daß ſich unter den Reichsſtänden allgemach eine Mehrheit herausgebildet hatte, die entſchloſſen war, durch wirkliche Reformen und durch teilweiſes Dulden der religiöſen Neuerungen die Einheit der Nation zu retten. Mit Recht hat Friedensburg, dem wir die gründlichſte Darſtellung der Geſchichte dieſes Reichstages verdanken, hervorgehoben, „daß die Anhänger Luthers der Majorität der Reichsſtände nicht mehr als Ketzer erſchienen, ſondern als Chriſten, daß alſo das, was zwiſchen ihnen lag, nicht mehr als unbedingt trennend angeſehen wurde". Man gab ſich der Hoffnung hin, hier auf dem Reichstage nun doch noch zu erreichen, was man ſich vor zwei Jahren für die geplante Nationalverſammlung als Ziel geſetzt hatte. Mit Bewußtſein knüpfte man in dieſem Geiſte der Verſöhnlichkeit da wieder an, wo im Sommer 1524 durch das widerrechtliche Dreinfahren des Kaiſers der Faden abgeriſſen war — beiläufig der beſte Beweis, daß der Bauernkrieg, deſſen üble Folgen man häufig übertrieben hat, auf die politiſche Lage der Evangeliſchen keineswegs nachteilig eingewirkt hat.

Abermals ſtehen wir hier bei einem großen Moment in der deutſchen Geſchichte: noch ein Mal zeigte ſich der Nation, wie Ranke die Situation zeichnet, „die Möglichkeit, in der wichtigſten Angelegenheit, welche die menſchliche Seele beſchäftigen kann, ihre Einheit zu bewahren".

Doch von neuem ward dieſe Möglichkeit vernichtet durch das Verhängnis Deutſchlands, daß es an einen fremden Herrſcher gekettet war: von neuem blieb es ihm verſagt, ſeiner eigenen Abſicht zu folgen.

In dem Augenblick, wo der Reichstag im Begriff ſtand, in der großen brennenden Frage des Tages ſich der Obmacht des Kaiſers zu entziehen, brachten die kaiſerlichen Kommiſſare, Erzherzog Ferdinand an der Spitze, eine bis dahin geheim gehaltene Nebeninſtruktion ihres Gebieters zum Vorſchein, die auf das beſtimmteſte all und jede Behandlung der Glaubensſache unterſagte.

Nun hatten die Stände zwar Selbſtachtung genug, ſich dem ſchnöden Verbote nicht zu fügen. Allein der Mut, zur Aufrichtung einer einhelligen Religionsordnung mitzuwirken, war der Majorität vergangen. Die Evangeliſchen mußten zufrieden ſein, daß die Gegner nicht daran dachten, ſie durch einen Mehrheitsbeſchluß zu vergewaltigen, vielmehr — angeſichts der baren Unmöglichkeit, in dieſen „ſeltſamen, ſchweren Läuften der Zeit" das Wormſer Edikt durchzuführen, die Hand zu jenem Kompromiß boten, dem dieſer Reichstag ſeine Berühmtheit verdankt.

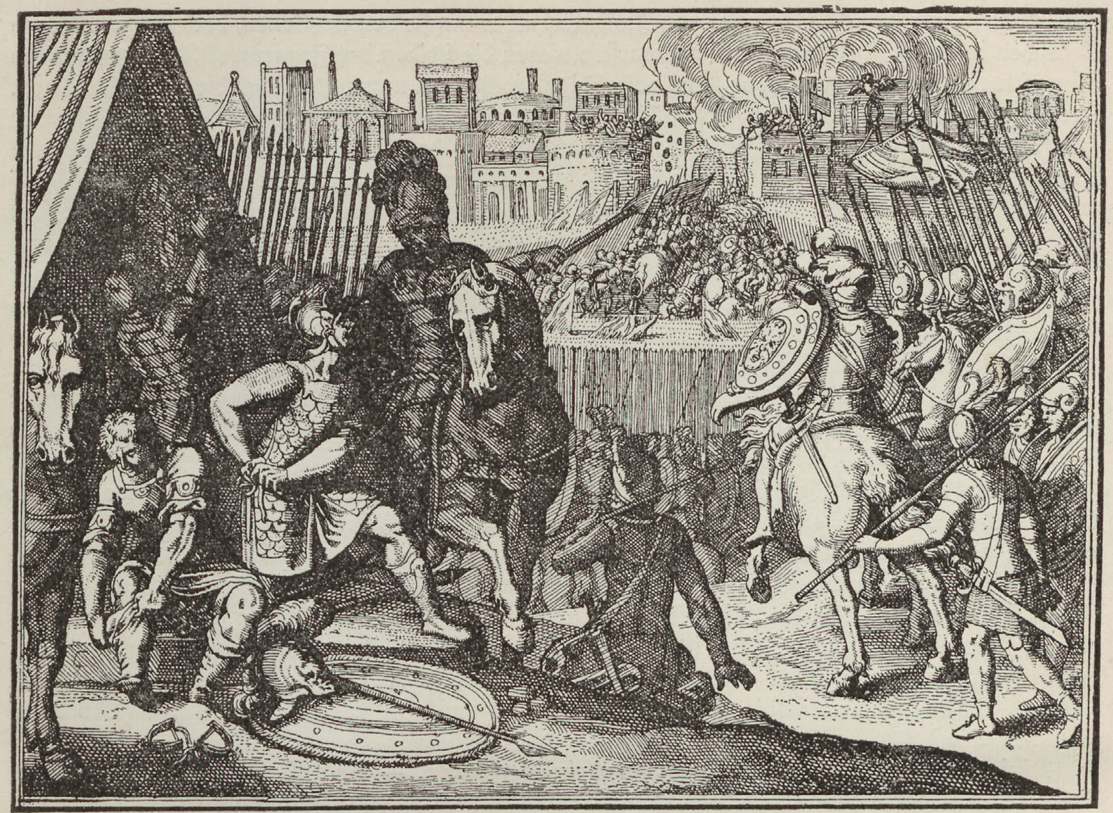
Er beſtand in dem einhelligen Beſchluß, daß bis zu einem allgemeinen Konzil in Sachen der Religion ein jeder Reichsſtand ſich ſo halten möge, wie ein jeder ſolches gegen Gott und gegen den Kaiſer hoffte und getraute zu verantworten.

Die geſchichtliche Bedeutung dieſes Beſchluſſes iſt klar. Er hat nicht bloß, wie man wohl in neuerer Zeit gemeint hat, den Ausgangspunkt für die Errichtung von evangeliſchen Landeskirchen abgegeben, vielmehr (dieſe Auffaſſung Ranke's iſt noch unerſchüttert) die reichsrechtliche Grundlage für jene territorialen Bildungen geſchaffen. Das Reich wälzte, von der Not gedrängt ſeine Einheit preisgebend, die Ordnung der Religionsſache von ſich auf die Stände ab. Denn es gab dem religiöſen wie einem ſittlichen Ermeſſen derſelben anheim, in ihren Gebieten entweder die alte Kirche aufrecht zu erhalten oder ihrer evangeliſchen Überzeugung zu folgen. Inſofern wurde in der Tat von Reichs wegen das Evangelium frei gegeben. Hätte man ſich wirklich auf irgend einer Seite täuſchen können über Sinn und Kraft der hier von den einzelnen Reichsſtänden übernommenen Verantwortung? Die evangeliſchen Fürſten und Städte wußten es ſehr wohl, was es für ſie zu bedeuten habe, wenn ſie die Verantwortung ihres Tuns vor Gott obenan ſtellten, die Verantwortung vor dem Kaiſer, für den Fall eines Konfliktes beider Inſtanzen, jener erſten unterordneten. Aus dem religiöſen Gewiſſen war einſt die Reformation geboren, in das religiöſe Gewiſſen der ihr beigefallenen Reichsſtände wurde ſie hier geſtellt — wahrlich kein übler Ausweg, den man bei der Unmöglichkeit, ſie als Sache der Nation durchzuführen, hier beſchritt! Wie Luther ſeit dem Tage von Worms an ſeiner Überzeugung feſthielt dem Kaiſer zum Trotz, ſo hatte die religiöſe Gewiſſenhaftigkeit der evangeliſchen Stände fortan ſich zu bewähren vorkommenden Falls auch im Gegenſatz zum Kaiſer — in Not und Drang der politiſchen Lage. So war das Feſthalten am Evangelium mitten im Kampf der weltlichen Intereſſen zuletzt Sache des Glaubens: Mut und Zuverſicht, ſie hatten ihren Anker in dem feſten Grunde der Religion.

Zunächſt freilich brauchten die evangeliſchen Stände den Kaiſer nicht zu fürchten; dafür ſorgte der Papſt. Sie konnten in aller Ruhe an die Neugeſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe in ihren Territorien gehen, d. h. an die Schöpfung neuer, evangeliſcher Kirchen. Eine Aufgabe, deren Größe und Schwierigkeit niemand verkennen wird. Im Begriff, zum Neubau zu ſchreiten, hatte man vor allem den Schutt des Mittelalters hinwegzuräumen: den alten papiſtiſchen Sauerteig in Lehre und Bräuchen auszukehren, einen großen Teil der alten katholiſchen Geiſtlichkeit, den ſittliche Verkommenheit und kraſſe Unwiſſenheit für die neuen Aufgaben untauglich machte, zu entfernen. Und welche Fülle poſitiver Arbeit war zu leiſten! in Anleitung der Pfarrer, in Ordnung des Gottesdienſtes, in Unterricht und ſittlicher Erziehung der Jugend wie des unmündigen Volkes, nicht zuletzt in finanzieller Sicherſtellung von Pfarren und Schulen durch ein planmäßiges Erhalten von Kirchen- und Kloſtergut, nach dem jedermann, nicht zuletzt der Adel, begierig die Hand ausſtreckte.

Indem die Territorialgewalten durch ihr Eingehen auf eine von der Not der Zeit an ſie geſtellte Anforderung kirchliche, bis dahin den Biſchöfen obliegende, Pflichten übernahmen, haben ſie nicht allein einen höchſt bedeutſamen Machtzuwachs bekommen, ſondern zugleich ihren Untertanen, ja ganz Deutſchland einen großartigen Dienſt geleiſtet, von deſſen Früchten wir noch heute zehren. Die Geſchichte darf ihnen, insbeſondere dem Kurfürſten Johann, dem Landgrafen Philipp und ſo manchem reichsſtädtiſchen Magiſtrate, das Zeugnis geben, daß ſie die ihnen wie über Nacht zugefallene Aufgabe, trotz manches Mißgriffes und einzelner Härten, mit kluger Umſicht und weiſer Mäßigung in Angriff genommen haben: unter grundſätzlicher Schonung perſönlicher Gerechtſame, unter ſorgſamer Wahrung der geſchichtlichen Grundlagen — ein konſervatives Verfahren, für das vor anderen Luther eingetreten iſt. Es ſchmälert auch ihren Ruhm nicht, daß an dem von ihnen begonnenen Werke religiös-ſittlicher Kultur noch Geſchlechter haben arbeiten müſſen.

Daß der Kaiſer nicht daran denken konnte, dieſe ſtille Arbeit zu ſtören, daran trug, wie ſchon angedeutet, der Papſt die Schuld. Er war es ja, der Karl V. in einen neuen Krieg verwickelt und ſo deſſen Kraft gelähmt hatte. Nicht oft hat ſich eine Schuld in ſo augenfälliger Weiſe gerächt wie dieſe Clemens' VII. Sie hat — um von dem Schaden, den ſein völlig ungeiſtlich-weltliches Treiben der katholiſchen Kirche zugefügt hat, ganz zu ſchweigen — den unmittelbaren Anſtoß dazu gegeben, daß über ihn ſelbſt und über das üppige, in ein entſetzliches Sittenverderben verſunkene Rom ein furchtbares Strafgericht hereinbrach, das übrigens ernſtere Beobachter ahnenden Geiſtes längſt hatten kommen ſehen.



Die Eroberung Roms. Nach einem Stiche aus Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik.

Es war am 5. Mai 1527: da erſchien vor den Toren Roms unter dem Oberbefehl eines Franzoſen, des Herzogs von Bourbon, ein kaiſerliches Heer, gegen 20 000 Mann ſtark. Es ſetzte ſich zur größeren Hälfte aus deutſchen (wohl der Mehrzahl nach ketzeriſchen) Landsknechten zuſammen, die dem Rufe des großen Feldhauptmanns Georg von Frundsberg gefolgt waren (er, deſſen ganzer Sinn auf Rom, auf die Züchtigung des Papſtes gerichtet war, hatte ſie nur bis Bologna führen können; hier hatte ſeine Heldenlaufbahn ein tragiſches Ende gefunden: als er, der „Vater der Landsknechte“, in deſſen Hand ſie ſonſt wie Wachs waren, eine von den Spaniern ausgehende Meuterei ſeiner „Kinder“, die ſtürmiſch den ſeit lange rückſtändigen Sold verlangten, vergeblich durch den Hinweis auf die Schätze Roms zu ſtillen verſuchte, hatte ihn ein Schlaganfall getroffen, der übrigens die Landsknechte raſch zur Beſinnung brachte). Der Reſt beſtand aus Spaniern und Italienern. Ob Deutſche, ob Romanen, alle waren gleichermaßen vorwärts getrieben von dem zwiefachen Gedanken, ihren Herrn an dem treuloſen Papſt zu rächen und ſich für den ausſtehenden Sold, für unſägliche Entbehrungen ſchadlos zu halten an den Reichtümern der ewigen Stadt. Am Abend des 6. Mai war dieſe in ihren Händen — mit Ausnahme einzig der Engelsburg, in die Clemens VII. ſich geflüchtet hatte. Kurz und trocken erzählt einer der Landsknechtsführer (Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach) in ſeiner Lebensbeſchreibung: „Am 6. Tag May haben wir Rom mit dem Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu tod geſchlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, einen guten Teil der Stadt abgebrannt.“ Wir haben ausführliche Berichte in Menge, die uns vor Augen führen, welche Summe von Elend ſich hinter dieſen wenigen Zeilen verbirgt. Die Stadt, in welche die Schätze der Erde zuſammengefloſſen waren, unermeßlich viel mehr als in jede andere, ſah ſich jetzt die lange Zeit von acht Tagen hindurch der Plünderung preisgegeben. Beute aber waren nach dem Kriegsrecht der Zeit nicht nur Hab und Gut, ſondern auch die unglücklichen Einwohner Roms. Und welchen Quälereien, welch’ unſagbaren Mißhandlungen waren ſie ausgeſetzt — noch mehr in der

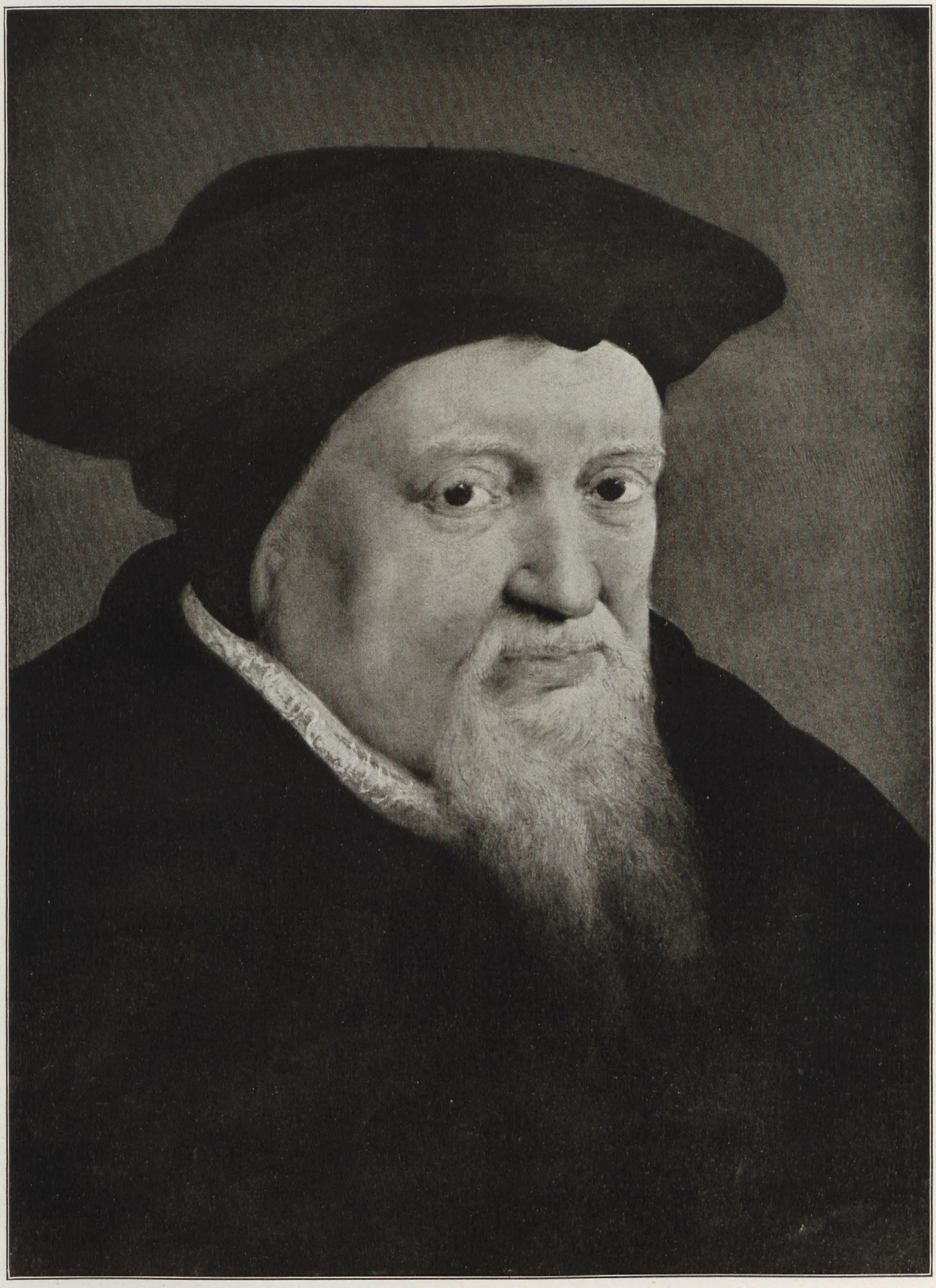
Gewalt der unmenſchlichen Spanier und Italiener, als wenn ſie den trunkenen, doch oft gutmütigen Deutſchen in die Hand fielen. Am furchtbarſten waren die Leiden der Frauenwelt, die vornehmſten Römerinnen nicht ausgenommen. Qualvolle Tage durchlebten namentlich auch die hohen Prälaten. Der Kardinal Cajetan, jener Legat, der 1518 zu Augsburg hochfahrend, als ſäße er an des Papſtes Statt, den Richter Luthers geſpielt hatte, wurde jetzt von den deutſchen Landsknechten durch die Stadt gezerrt, „bald mit Fußtritten fortgeſtoßen, bald herumgetragen, eine Packträgermütze auf dem Kopf“, bis er bei Wechslern oder Freunden ſein Löſegeld zuſammengebracht hatte; und ſein Geſchick war noch längſt nicht das ſchlimmſte. Wie war doch die Pracht aller der Vornehmen und Großen, die ſich die Herren der Welt gedäucht hatten, dahin! „Zerlumpt und zerſchlagen,“ ſagt der neueſte Geſchichtſchreiber der Stadt Rom, Ferdinand Gregorovius, „wankten ſie in den Straßen umher, oder lagen ſie auf den Foltern, oder ſie dienten dem rohen Kriegsvolk als Köche, Stallknechte, Waſſerträger in ihren eigenen ausgeraubten Paläſten.“

Wie es einen Monat nach der Erſtürmung in der Stadt ausgeſehen hat, erzählt uns als Augenzeuge ein Spanier: „In Rom, der Hauptſtadt der Chriſtenheit, wird keine Glocke geläutet, keine Kirche geöffnet, keine Meſſe geleſen; es gibt weder Sonntag noch Feſttag. Die reichen Läden der Kaufleute ſind Pferdeſtälle; die herrlichſten Paläſte ſind verwüſtet, viele Häuſer verbrannt; die Türen und Fenſter der anderen zerbrochen und fortgeſchleppt, die Straßen in Miſthaufen verwandelt; entſetzlich iſt der Geſtank der Leichen; Menſchen und Tiere haben gleiches Begräbnis. Auf den Plätzen ſtehen die Tiſche gedrängt, auf denen um große Haufen Dukaten gewürfelt wird. Gotteslästerungen erfüllen die Luft. Ich weiß nicht, womit ich das vergleichen ſoll als mit der Zerſtörung Jeruſalems. Jetzt erkenne ich die Gerechtigkeit Gottes, der nichts vergißt, wenn er auch ſpät kommt. In Rom wurden alle Sünden ganz offen geübt: ... Simonie, Idololatrie, Heuchelei, Betrug. So können wir wohl glauben, daß das nicht durch Zufall gekommen iſt, ſondern durch göttliches Urteil.“

Dieſes Schickſal des Sündenpfuhls Roms ein Gottesurteil — dieſer Spanier ſtand mit ſolchem Urteil unter ſeinen Landsleuten nicht allein. Ähnlich, doch gut lutheriſch, dachten die Deutſchen. Sie glaubten ſelber ein ſichtliches Gottesgericht vollſtreckt zu haben: Gott ſelbſt habe ſie durch tauſend Gefahren hindurch über die Alpen ſicher gen Rom geleitet, um den Antichriſt mit dem Strahle ſeines Gerichts zu treffen: der ſich ſelber zum Gott auf Erden erhoben, ſei nun durch die Macht des eifrigen Gottes niedergelegt. Aber auch jene, die Spanier, von einer ernſthafteren Religioſität, von ſtrengerer Sittlichkeit als die Italiener, durften ſich ſagen, daß ſie und ihr Kaiſer von Gott als Zuchtrute für das frivole Papſttum gebraucht ſeien.

Die Wirkung dieſer Züchtigung iſt nicht ausgeblieben. Das von der kaiſerlichen Armee vollzogene Strafgericht hat in der Tat den erſten Anſtoß gegeben zu einer Reinigung des Papſttums im Sinne der mittelalterlichen Kirchlichkeit Spaniens. Mit der erſchütternden Heimſuchung des Jahres 1527 war die Zeit gekommen, wo ſich der ſpaniſche Geiſt in Rom feſtſetzte, um allmählich das weltfreudige, in den höchſten Genüſſen eines verfeinerten Geiſteslebens wie in gemeiner Sinnenluſt ſchwelgende Italien zu überwältigen: der Beginn der dauernden Abhängigkeit Italiens von der ſpaniſchen Macht und der Durchſetzung des italieniſchen Geiſtes mit einem fremdartigen Elemente. Die glänzende Epoche der Renaiſſance wird abgelöſt von der ſpaniſchen Reſtauration.

Deutſchland, deſſen Kraft doch vornehmlich dem Kaiſer ſeinen Sieg über den Papſt verſchafft hatte, hat aus dem kriegeriſchen Erfolg ſeiner wehrhaften Jugend nur einen vorübergehenden Gewinn gezogen, ſofern die Rache, welche im Dienſte des Kaiſers Deutſche an dem Papſt genommen, das Vaterlandsgefühl und mit ihm den Huttenſchen Haß gegen den welſchen Oberprieſter neu entflammte. Der neue Traum, daß jetzt „der junge teuere Kaiſer Carolus nach dem einigen Worte unſeres Seligmachens regieren“ werde, ſollte raſch verfliegen. Karl V. mochte noch ſo empört ſein über dieſen Papſt, er mochte ſeine an Ingrimm ſtreifende Entrüſtung ſelbſt öffentlich äußern, auf die Dauer mit dem „heiligen Vater“ im Kriege zu liegen, wäre doch ein Ding der Unmöglichkeit für ihn geweſen. Schon ſein Gewiſſen hätte es nicht geduldet, da eine fortgeſetzte Befehdung des Papſtes einer Schädigung des Papſttums gleichgekommen wäre. Überdies bedurfte er des Papſtes für die Löſung mehr als einer Schwierigkeit; ſo in einer Sache, die ihm perſönlich ungemein am Herzen lag: eben damals ſpielten ſich in England die erſten Szenen jenes Dramas ab, welches mit dem völligen Bruch Heinrichs VIII. und des Papſtes enden ſollte: der König wünſchte von

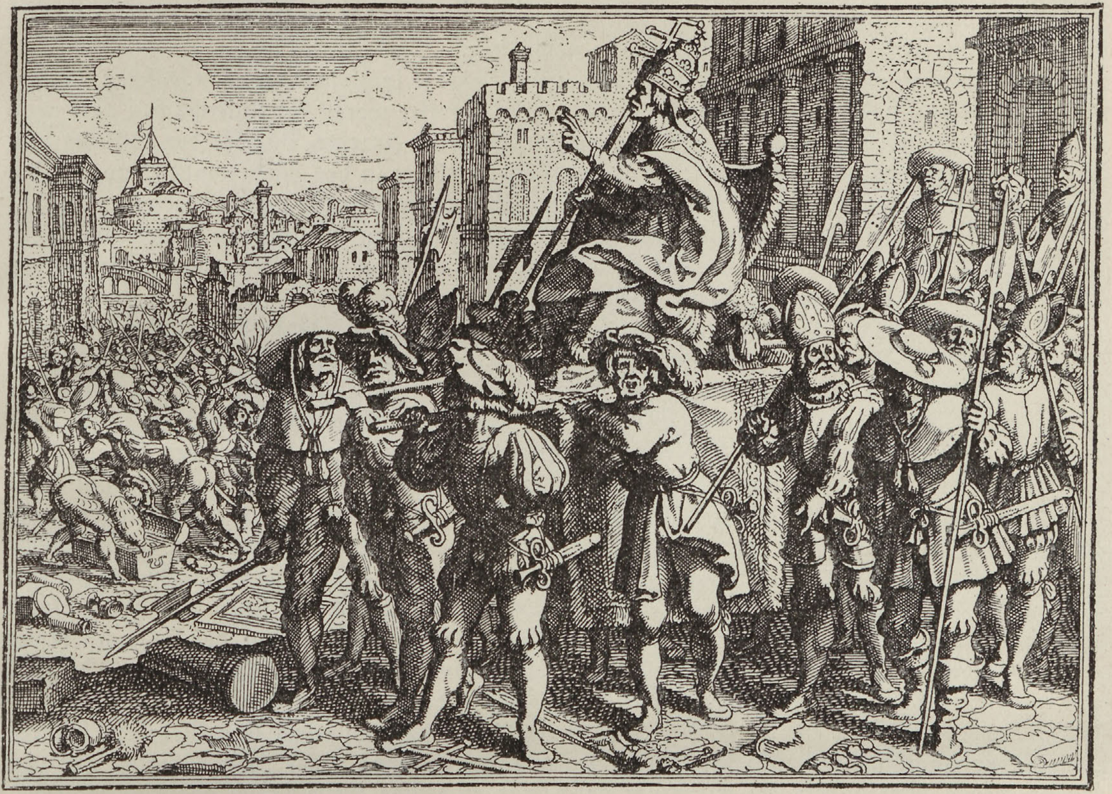


Angebliches Porträt des Ulrich Zwingli

Nach einem dem Hans Holbein zugeſchriebenen Gemälde in den Uffizien zu Florenz

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing



Landsknechte verſpotten bei der Eroberung Roms 1527 den Papſt durch Nachahmung eines päpſtlichen Umzuges.

Aus Gottfrieds „Hiſtoriſche Chronik“. Frankfurt 1619.

ſeiner Gemahlin, Katharina von Aragonien, einer Tante des Kaiſers, geſchieden zu werden. Da galt es für Karl, bei Clemens VII. durchzuſetzen, daß er ſeine Einwilligung zur Scheidung verſage. Und noch etwas anderes konnte auf den Kaiſer Eindruck machen: bereits erhob ſich in Spanien ein Murren wider ihn, als er Clemens VII., der Anfang Juni ſich in der Engelsburg hatte ergeben müſſen, längere Zeit in Haft behielt. So ſetzte er im November 1527 den Papſt auf freien Fuß, war er fortan auf völlige Ausſöhnung mit ihm bedacht. Zum förmlichen Abſchluß iſt der Friede erſt im Sommer 1529 (29. Juni) zu Barcelona gekommen. Es war genau in denſelben Tagen, wo die Kaiſerlichen in Norditalien dem Heere Franz' I., auf deſſen Seite auch England getreten war, eine entſcheidende Niederlage beibrachten. Infolge dieſes Schlages mußte jetzt auch Frankreich zum Frieden (von Cambrai) ſich bequemen und abermals auf Genua und Mailand verzichten. Von jetzt ab war der Spanier der Herr Italiens.

Sollte er in dieſer Machtfülle nicht vermögen, nun endlich auch in Deutſchland ſeinen Willen durchzuſetzen? d. h. die Ketzerei auszurotten? Im Vertrage von Barcelona hatte er dieſes feierlich dem Papſte verheißen; im Frieden von Cambrai hatte König Franz von neuem ſeinen Beiſtand wider Türken und Ketzer verſprechen müſſen.

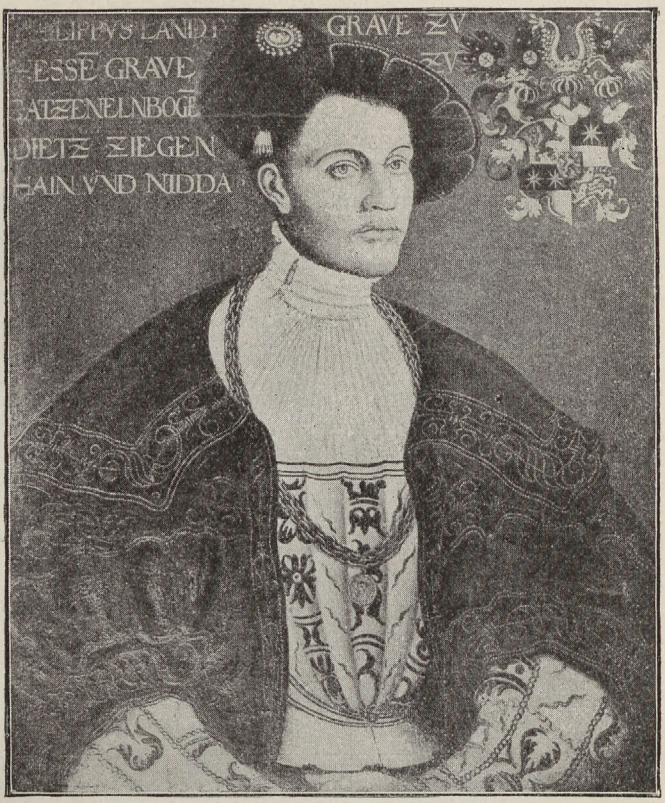
Karl war inzwiſchen nicht untätig geweſen. Sobald nur das lange wechſelnde Kriegsglück ſich dauernd an ſeine Fahne zu heften ſchien (zu dieſer Wendung war es im Herbſt 1528 gekommen), hatte er ſich beeilt, dem deutſchen Volke für die tatkräftige Unterſtützung wider den Papſt ſich dankbar zu erzeigen. Er tat es durch den ernſthaften Verſuch, dem weiteren Umſichgreifen der „verpeſtenden Krankheit“ eine Schranke zu ſetzen: es war als der erſte Schritt zur Ausführung ſeines großen Vorhabens gedacht.

Durch dieſes Beginnen des Kaiſers hat der neue Reichstag, der im Frühjahr 1529 zu Speier zuſammentrat, ſeine geſchichtliche Bedeutung gewonnen.

Schon hatten ſich im Reiche ſelber die Dinge zugeſpitzt: je ſorgſamer die evangeliſchen Fürſten die neuen religiöſen Ideen pflegten und hüteten, deſto ſchroffer waren die Altkirchlichen aufs neue mit Verfolgungen vorgegangen; ſo Ferdinand, die Bayern, einzelne Biſchöfe des Südens und Weſtens — übrigens nur nach dem Vorbild des Kaiſers ſelber: in den Niederlanden, wo ihm die Hände frei waren, hatten die Henker reiche Arbeit. Die Spannung der beiden Parteien war (im Jahre 1528) noch geſteigert durch eine raſche Tat des heißblütigen Philipp von Heſſen; durch ein gefälſchtes Aktenſtück getäuſcht, hatte er einem angeblichen umfaſſenden Offenſivbunde der Gegner mit gewappneter Hand zu begegnen begonnen.

So kam es, daß auf dieſem Reichstage die große Majorität der Stände dem Kaiſer, an deſſen wachſender Macht ſie einen feſten Halt finden konnte, entſchloſſener Gefolgſchaft leiſtete als je zuvor. Nachdem Karl gleich in der Vorlage den Reichstagsabſchied von 1526, weil er „zu großem Unrat und Mißverſtand“ ausgeſchlagen ſei, „aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit“ für „aufgehoben, kaſſiert und vernichtet“ erklärt hatte, konnte Ferdinand ohne Mühe einen dieſem Willkürakt entſprechenden Majoritätsbeſchluß zuwege bringen, der jede weitere Neuerung auf kirchlichem Gebiete zu einem Verbrechen ſtempelte und durch gewiſſe den geiſtlichen Obrigkeiten zugeſchriebene Befugniſſe die auf der rechtlichen Grundlage des früheren Speierſchen Beſchluſſes entſtandenen Bildungen mit dem Untergang bedrohte. Es war keine Frage: die Evangeliſchen konnten dieſen „Abſchied“ nicht annehmen, ohne ſich ſelber damit ins Unrecht zu ſetzen und ihre Zukunft preiszugeben. Sie verweigerten daher ihre Einwilligung, indem ſie erklärten, daß ſie nach wie vor an dem früheren Reichstagsbeſchluſſe feſthalten würden, und legten auf der Stelle (am 19. April und noch einmal in allen Formen Rechtens am 25.) gegen das Verfahren der Mehrheit als ein ungeſetzliches Verwahrung ein: der vorige Reichstagsabſchied ſei nicht durch eine Mehrheit, ſondern „durch eine einmütige Vereinigung“ beſchloſſen worden, er könne daher „von Billigkeit und von Rechts wegen nicht anders als wiederum durch eine einhellige Bewilligung geändert werden“. Neben dieſem Rechtsſatz machten ſie aber auch ein religiöſes Prinzip geltend, von dem ihr Tun die höchſte Weihe empfing. Es war der Grundſatz, „daß in Sachen, Gottes Ehre und unſerer Seelen Heil und Seligkeit belangend, ein jeglicher für ſich ſelbſt vor Gott ſtehen und Rechenſchaft geben muß“, als daß in ſolchem Falle kein Mehrheits- und kein Minderheitsbeſchluß verbindliche Kraft haben könne. Es war ein Satz, der dem Mittelalter mit ſeiner religiöſen Gebundenheit, mit ſeiner Glaubenstyrannei und Knechtung der Gewiſſen, mit der Unmenſchlichkeit ſeiner an Leib und Seele ſich vergreifenden Inquiſition klar und bündig den Abſchied gab; ein Satz, herausgeboren aus der Eigenart jener evangeliſchen Glaubensgeſinnung, welche Luther in ſich dargeſtellt und durch ſeine gewaltige, zeugenkräftige Verkündigung wie ein neues Leben auf andere übertragen hatte. Hier wurde der Satz zur Anwendung gebracht gegen politiſche Gewalten, welche, indem ſie ſich zu Dienern der Hierarchie erniedrigten, das finſtere Syſtem des Mittelalters fortſetzen wollten — dem hellen Lichte des neuen Tages zum Trotz. Wohl verhüllte ſich den Vertretern des modernen Prinzips der Reichtum ſeiner Konſequenzen: noch Jahrhunderte ſollten vergehen, bis die Welt ihn ahnte und begreifen lernte. Aber mindert das den Ruhm der kühnen Helden, die, um der Aufgabe des Augenblicks, der Forderung ihres Gewiſſens zu genügen, ſich zu dem Grundſatz bekannten und nach ihm handelten und, ohne vor der Gegner Übermacht zu erzittern, ihr zeitliches Wohlergehen in die Schanze ſchlugen? „Wir werden,“ ſo ſchrieb der Vertreter der Reichsſtadt Memmingen nach Hauſe, „einem rauhen Wind ein Widerſtand tun müſſen. Aber Gott iſt ſtärker denn alle Welt; den wollen wir zu dem oberſten Hauptmann haben.“ Fürwahr, denkwürdig für immer bleibt in ihrer ſchlichten Größe dieſe Tat der Proteſtation. Die den weltgeſchichtlichen Akt vollzogen — ſie bildeten, um mit dem Straßburger Städteboten zu reden, ein „kleines Häuflein“. Es waren der Kurfürſt Johann von Sachſen, der Landgraf Philipp von Heſſen, der Markgraf Georg von Brandenburg, die Brüder Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg, Fürſt Wolfgang von Anhalt-Köthen und dazu vierzehn Reichsſtädte des Südens, von denen jedoch nur Nürnberg, Straßburg und Ulm ſchwerer in die Wage fielen.

In der Erkenntnis des Gefahrvollen der durch die Proteſtation für ſie geſchaffenen Lage ſchloſſen Sachſen und Heſſen gleich in jenen Tagen zu Speier ein „geheimes Verſtändnis“ mit Nürn-



Philipp der Großmütige, Landgraf von Heſſen.

Nach dem Gemälde eines unbekannten Meiſters in der Wartburg.

berg, Straßburg und Ulm ab — zum Zweck gemeinſamer Verteidigung, falls ſie „des göttlichen Wortes halber" angegriffen würden. Ja bereits faßte man den Plan eines allgemeinen proteſtantiſchen Bündniſſes von Nord und Süd. Noch weiter gingen die Gedanken des durch ſeine iſolierte Lage am ſtärkſten bedrohten Straßburg und ebenſo des Landgrafen Philipp, deſſen Feuereifer für die Sache der Reformation weitausſchauende politiſche Pläne zeitigte. Beide hielten es für geboten, den Bund auch auf die evangeliſchen Kantone der Schweiz auszudehnen. Aber freilich erhob ſich da ſofort die Frage, ob denn das bei dem Zwieſpalt, der ſchon vor Jahren zwiſchen Wittenberg und dem Schweizeriſchen Reformator Zwingli ſich aufgetan hatte, überhaupt möglich ſein werde. Und ſelbſt wenn die Einigung auf die oberdeutſchen Städte beſchränkt werden ſollte, drohte jenes Zerwürfnis ſtörend dazwiſchen zu treten. Denn von den Städten, die zu Speier an der Proteſtation ſich beteiligt hatten, neigten nicht wenige ſich zu Zwingli hin, der überhaupt in Süddeutſchland unter den zuerſt von Luther für die neue religiöſe Idee Gewonnenen weit und breit Sympathien gefunden hatte: eine unſcheinbare Einwirkung, deren Tragweite bisher noch nicht offenbar geworden war. Jetzt jedoch — im Jahre 1529 — ſollte die Schweiz zum erſten Male tief eingreifen in den Gang der großen reformatoriſchen Bewegung Deutſchlands.

Wir ſind daher an einem Punkte angelangt, der uns nötigt, nachgerade auch Zwingli und ſeinem Werke unſere Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

* * *

Als Huldreich Zwingli am 1. Januar 1519, an ſeinem 36. Geburtstage, ſein Amt als „Leutprieſter" am Großen Münſter zu Zürich antrat, hatte er ſich bereits als ein hervorragender Humaniſt, nicht minder aber als ein feuriger Patriot einen Namen gemacht. Er hatte vor einigen Jahren als Pfarrer in Glarus die unheilvolle Wendung, welche damals die Politik ſeiner Heimat in der Hinneigung zu Frankreich zu nehmen drohte, ſo leidenſchaftlich bekämpft, daß er nach dem Siege der Franzoſenfreunde ſeiner Wirkſamkeit daſelbſt entſagen mußte. Es war zugleich ein Kampf geweſen gegen das ſog. „Reislaufen" der Schweizer (d. h. ihren Eintritt in fremde Kriegsdienſte) und gegen das zu jener Zeit weit verbreitete Unweſen der „Penſionen", daß nämlich angeſehene Männer von auswärtigen Mächten, beſonders Frankreich, Jahrgelder bezogen, um die Sache der ausländiſchen Fürſten daheim zu vertreten. Schädigte eine Abhängigkeit dieſer Art den ſchweizeriſchen Freiheitsſinn, ſo führten die fortwährenden Kriegszüge, bald in dieſes bald in jenes Herren Sold unternommen, zu einer wachſenden ſittlichen Verwilderung der Jugend. Zürich bot dem vaterländiſchen Ehrgefühl Zwingli's geringeren Anſtoß; denn die Mehrzahl der Bevölkerung wollte von den franzöſiſchen Jahrgeldern nichts wiſſen.

Reformator war Zwingli damals noch nicht. Doch lebten ſchon gewiſſe Gedanken in ihm, die ſeine ſpätere Befreiung vom Joche des Mittelalters wohl vorbereiten konnten. Die humaniſtiſche Ideenwelt eines Erasmus, der ſich ſeine ganze Seele erſchloſſen hatte, ſein Studium der römiſchen und griechiſchen Klaſſiker, ſeine Lektüre der Väter der alten Kirche hatten frühzeitig in ihm einen Geiſt geweckt, für den blinde Unterwerfung unter die Kirche, unter ihre Wiſſenſchaft eine Unmöglichkeit geweſen wäre. Niemals hat er in unbegrenzter Devotion gegen Kirche und Papſt gelebt; niemals iſt die Scholaſtik für ihn eine Macht geweſen, die ſein ganzes wiſſenſchaftliches Denken beherrſcht hätte. Der heroiſchen Kämpfe, welche es Luther koſtete, ſich aus dieſen mannigfachen Banden zu löſen, hat es daher für Zwingli nicht bedurft. Wie von ſelbſt ſah er ſich zu den neuen Ideen, die Luther in die Welt warf, hinübergeleitet. An die Stelle der ſcholaſtiſchen Theologie war für ihn — wiederum durch die Einwirkung des Erasmus — eine Wiſſenſchaft getreten, die ſich an der Bibel zu orientieren ſuchte. Schon zu Glarus hatte er ſich mit einem gleich regen Wahrheitstriebe wie ſittlichen Ernſt auf die Heilige Schrift geworfen, beſonders die Apoſtel Johannes und Paulus — und dies von Anfang an in der Abſicht, ſeine Schriftkenntnis praktiſch auf der Kanzel zu verwerten für die ſittliche Hebung ſeiner Pfarrkinder, ja auch für die Beſſerung der ſozialen und politiſchen Zuſtände des Vaterlandes. Die äußeren Seligkeitsmittel der Kirche ließ er gegenüber ſeiner ſittlichen Anleitung zurücktreten; zu Gott und nicht zur Kreatur riet er jedermann ſeine Zuflucht zu nehmen.

Ein Reformator, wie geſagt, war er gleichwohl noch nicht. Nicht nur ließ er die Kirche und ihr Oberhaupt unangefochten (noch immer wußte er den Bezug einer päpſtlichen Penſion mit ſeinem Gewiſſen zu vereinigen, erſt 1520 hat er ſie zurückgewieſen); nein, er erhoffte die Reformation, deren unumgängliche Notwendigkeit in ihm feſtſtand, noch von der Kirche ſelbſt: ein Beweis, wie ſehr damals ſeine Augen noch gehalten waren.

Zum Reformator iſt er doch erſt durch die Berührung mit dem großen religiöſen Genius ſeiner Zeit geworden. Denn Luther iſt es geweſen, der in Zwingli zu voller religiöſer Stärke entband, was bisher für ihn eine Forderung ſeines ſittlich-energiſchen und bibliſch-gefärbten Humanismus geweſen war. Das Maß der Einwirkung Luthers im einzelnen feſtzuſtellen, wird kaum möglich ſein. Denn unwillkürlich hat eine eigenartige Selbſttäuſchung des Züricher Reformators einen Schleier über den Vorgang gebreitet. Es war die Stärke ſeines Selbſtändigkeitstriebes, was ihn verhinderte, ſeine Abhängigkeit von Luther ſich einzugeſtehen. Mehr als eine ſeiner Äußerungen läßt die Sache ſo erſcheinen, als ſtände der Schweizer auf völlig eigenem Boden, als habe er „die Lehre Chriſti" ausſchließlich „aus dem Selbſtwort Gottes" gelernt. Zu gerechter Würdigung dieſer Vorſtellung Zwinglis haben wir ein Doppeltes ins Auge zu faſſen, was beides gleichermaßen feſtſteht. Das eine iſt, daß die entſcheidenden reformatoriſchen Impulſe allerdings von Luther ausgegangen ſind: es iſt ſeine Vorſtellung vom Glauben, die wir in der Folge bei Zwingli finden, es iſt ſeine Anſchauung von der Kirche, der wir bei dieſem wiederbegegnen. Das zweite iſt die Tatſache, daß Zwingli, ſo ſtark er auch auf rein religiöſem Gebiete von Luther beſtimmt geweſen iſt, ſich ihm doch keineswegs ganz hingegeben, vielmehr in weitem Umfange ſeine Eigenart bewahrt hat, wie dieſe durch ſeine humaniſtiſche und politiſche Vergangenheit bedingt war.

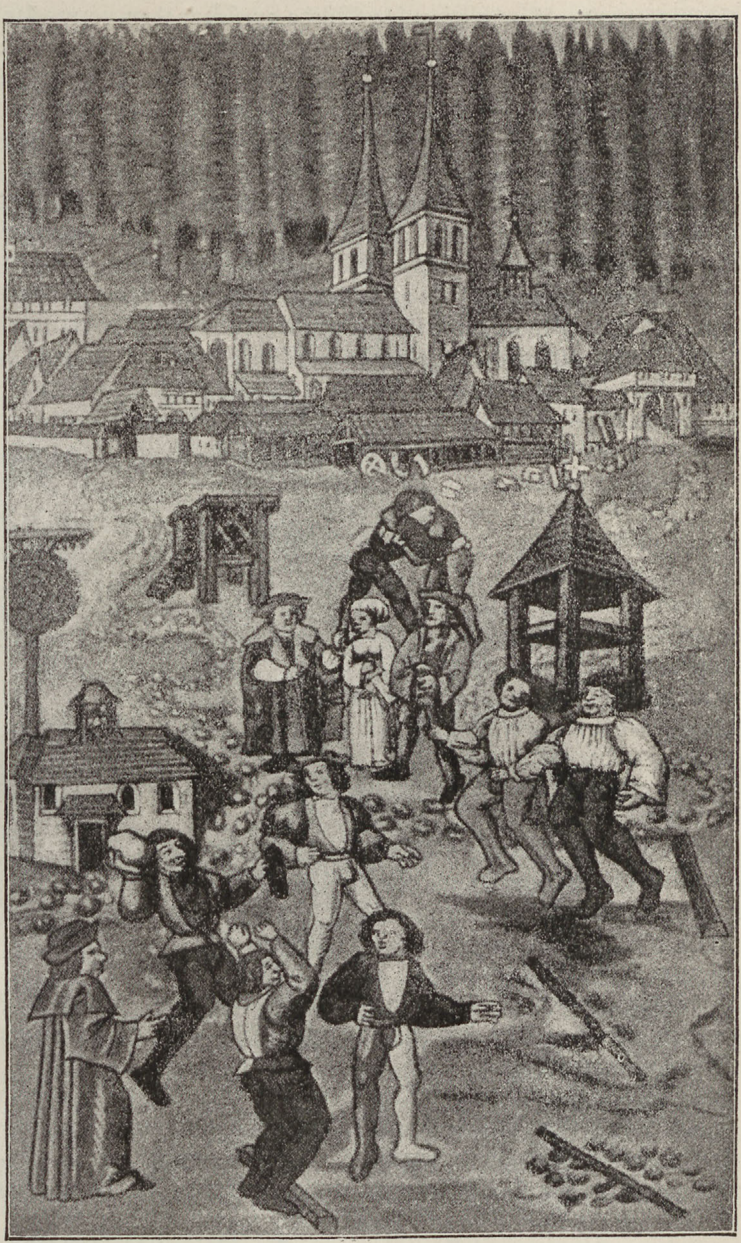
Daher iſt der ſchweizeriſche Reformator nichts weniger als eine Kopie des ſächſiſchen.

Luther hat ſtets daran feſtgehalten (mit welcher Entſchiedenheit, das konnten wir an der Stellung wahrnehmen, die er zu den Forderungen der Bauern einnahm), daß ihm als „Evangeliſten" nicht gebühre, in weltlichen Dingen, deren „das Evangelium ſich gar nicht annimmt", „zu urteilen und zu richten", daß ſeine Aufgabe einzig die ſei, „in göttlichen Sachen" „die Gewiſſen zu unterrichten und zu lehren". Das will ſagen: er verſchmähte es, die Bibel für irgend eine Form der ſittlichen Beſſerung oder gar für die Reform der geſellſchaftlichen Zuſtände zu verwenden. Er übte dieſe Zurückhaltung in der Zuverſicht, deren gutes Recht die Geſchichte erwieſen hat, daß die religiöſe Wiedergeburt eines Volkes im Laufe der Zeit ganz von ſelber auch in den ſittlichen und ſozialen Ordnungen des Lebens ſich auswirken werde. Eine ſolche allmähliche Umwandlung von innen heraus ſchien ihm weit ſicherer zum Ziele zu führen, als wenn man zu der Gewalt äußeren Zwanges griff, d. h. die Maſchine der Geſetzgebung in Bewegung ſetzte, um mit ihrer Hülfe in einer Reihe von Einzelfällen das Leben nach angeblichen Weiſungen des Wortes Gottes unter beſtimmte Regeln zu beugen. Dank dieſer ihrer Beſchränkung auf das religiöſe Gebiet trägt die Reformation

Luthers, wie man mit Recht bemerkt hat, einen ausgeſprochen univerſalen Charakter: unverworren mit den Dingen dieſer Welt, beſaß hier die religiöſe Idee eine Art von Allgemeingültigkeit; auf einen jeden, welchem Stande, welchem Lande er angehören mochte, konnte ſie die gleiche Anziehungskraft ausüben.

Von einer Beſchränkung dieſer Art war Zwingli weit entfernt.

Das kleine republikaniſche Gemeinweſen, deſſen Enge die Einwirkung eines hervorragenden Gliedes auf die Geſamtheit ſehr wohl geſtattete, mußte herausfordernd auf einen Mann wirken, in welchem die in der Schweiz eingebürgerte allgemeine Anteilnahme des Einzelnen an den öffentlichen Angelegenheiten eine außergewöhnliche Kraft, ja Leidenſchaft gewonnen hatte. Konnte er da das Wort Gottes, das ſich ihm in ſeiner ganzen gewaltigen, zerſchmetternden wie aufbauenden Macht enthüllt hatte, bloß dahin verſtehen, es ſei nur zur Reform des religiöſen Lebens nütze? Mußte er ſich nicht verſucht fühlen, es ganz ebenſo unmittelbar nutzbar zu machen für die Beſſerung der ſozialen und politiſchen Verhältniſſe, in denen ſein Patriotismus lebte und webte? Wahrlich, nicht durch einen Zufall iſt der Reformator Zwingli zugleich politiſcher Reformer geweſen, „der größte Reformer", wie Ranke ſagt, „den die Schweiz je gehabt".



Kloſter Einſiedeln zur Zeit Zwinglis.

Nach einem zeitgenöſſiſchen Gemälde.

Mit dem einen war das andere ohne weiteres gegeben: der religiöſe Reformator glaubte als ſolcher auch zur Geſetzgebung in Dingen des bürgerlichen Lebens berufen zu ſein.

Aber noch in einer anderen Beziehung hat Zwingli Religion und Politik in die engſte Verbindung gebracht — wiederum in ſcharfem und bewußtem Gegenſatz zu dem Wittenberger Reformator.

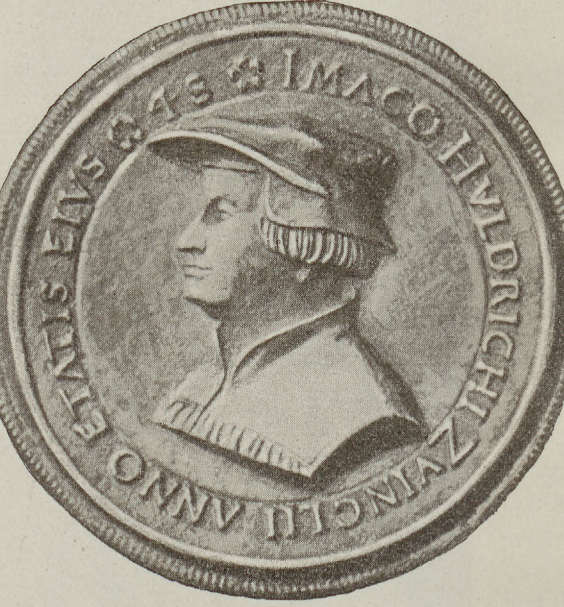
Der Bruch Luthers mit dem Mittelalter bewährt ſeine entſcheidende Bedeutung auch in der gänzlichen Trennung des Geiſtlichen und des Weltlichen. Damit war der Grund gelegt für die moderne Würdigung des Staates. Wir haben früher geſehen, wie Luther von hier aus dem Staate die ihm von der Kirche geraubte Würde zurückzugeben vermochte: die weltliche Obrigkeit hat ihr Amt von Gott, nur ihm iſt ſie verantwortlich, kein Papſt, kein Prieſter hat da dreinzureden. Doch jene Scheidung barg noch mehr in ſich: ſie nötigte den Reformator zugleich, den Staat auf das ihm eigentümliche Gebiet zu beſchränken: er mußte ihm jeden unmittelbar religiöſen Beruf abſprechen, auch jenen, den die hierarchiſche Kirche ihm zugewieſen hatte, wenngleich mit dem grundſätzlichen Anſpruche, daß die Erfüllung dieſer Aufgabe zu geſchehen habe nach den von ihr ſelbſt gegebenen Weiſungen. Luther hat freilich ſpäter in der Not der Zeit für die Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe doch die Hülfe ſeines Fürſten angerufen: zwar nicht als Landesherr ſollte er „geiſtlich regieren“, vielmehr einen Dienſt der Liebe leiſten, indem er als „Notbiſchof“ ſich der Kirche annehme. Dieſe Unterſcheidung hat ſich allerdings für die Praxis als unwirkſam gezeigt. Sie war außerſtande zu verhindern, daß die Fürſten ſich alsbald als Gebieter ihrer Landeskirchen fühlten und gebärdeten. Allein ſeinen Grundſatz, daß dem Staat keinerlei geiſtliches Regiment zuſtehe, hat Luther nie aufgegeben

Ganz anders Zwingli. Er iſt inſofern im Mittelalter ſtecken geblieben, als er dem Staat Recht und Pflicht zuſchrieb, die Kirche zu regieren. Der Rat von Zürich war in ſeinen Augen der rechtmäßige Inhaber der Kirchengewalt, mochte er auch als republikaniſches Oberhaupt verbunden ſein, in kirchlichen Fragen ſo gut wie in bürgerlichen unter Umſtänden an die Untertanen zu berichten. Die kirchliche und die politiſche Gemeinde fiel für Zwingli in gewiſſer Weiſe zuſammen.

Dieſe mittelalterliche Vorſtellung von der religiöſen Aufgabe der Obrigkeit hatte bedenkliche Folgen: ſie beeinträchtigte die Selbſtändigkeit des Staates, ſie zwang zu religiöſer Intoleranz.

Der Selbſtändigkeit des Staates geſchah Abbruch.

Der „Große Rat“ (der Zweihundert) übte die kirchliche Gewalt aus, „als geiſtliche Obrigkeit und anſtatt ihrer gemeinen Kilchen [Kirche]“, wie es in den amtlichen Erlaſſen heißt. Die Bedingung dafür war aber, daß er „die Regel und Schnur des Gotteswortes“ nicht verletze. Er ſelber bekannte ſich zu dieſer Autorität, wenn er in einem Religionsmandate verſicherte, er treffe ſeine Anordnungen „aus Gottes Geheiß“. Aber konnte er denn etwa von ſich aus entſcheiden, was der Wille Gottes in der Schrift ſei? Nein! Er mußte es ſich ſagen laſſen von den Schriftkundigen, den Gottesgelehrten. Es war natürlich Zwingli, der den in der Schrift enthaltenen Willen Gottes auslegte und der Behörde übermittelte. Mit voller Naivetät hat er ſelber uns ſein Verfahren geſchildert: vor allem behandelte er, was ihm am Herzen lag (auch Fragen der Politik), auf der Kanzel, ſo lange, bis er „die Menge der Gläubigen“ dafür gewonnen hatte; dann wendete er ſich an den Rat der Zweihundert, damit dieſer „im Einvernehmen mit den Dienern des Wortes“ „im Namen der Kirche“ die notwendigen Befehle erlaſſe. So gewann Zwingli in Zürich die Stellung eines altteſtamentlichen Propheten. Nach ſeiner Anleitung hatte die Obrigkeit in Fragen der Religion zu verfahren — und nicht in den Fragen der Religion allein! Das Wort Gottes iſt ja das Regulativ nicht nur für das religiöſe, ſondern auch für das geſamte bürgerliche Leben. Auch für deſſen Ausgeſtaltung hat der Prophet Gottes Maß und Ziel zu ſetzen! Auf dieſe Weiſe konnte das Ideal der Gottesherrſchaft, der Theokratie, erreicht werden, welches — in echt mittelalterlicher Weiſe — dem Züricher Reformator vorſchwebte.



Denkmünze auf Ulrich Zwingli von J. J. Stampfer.
Die Münze ſtellt Zwingli in einem Alter von 48 Jahren dar.

Dieſer theokratiſche Staat brachte naturgemäß Zwang und Intoleranz in Glaubensſachen mit ſich.

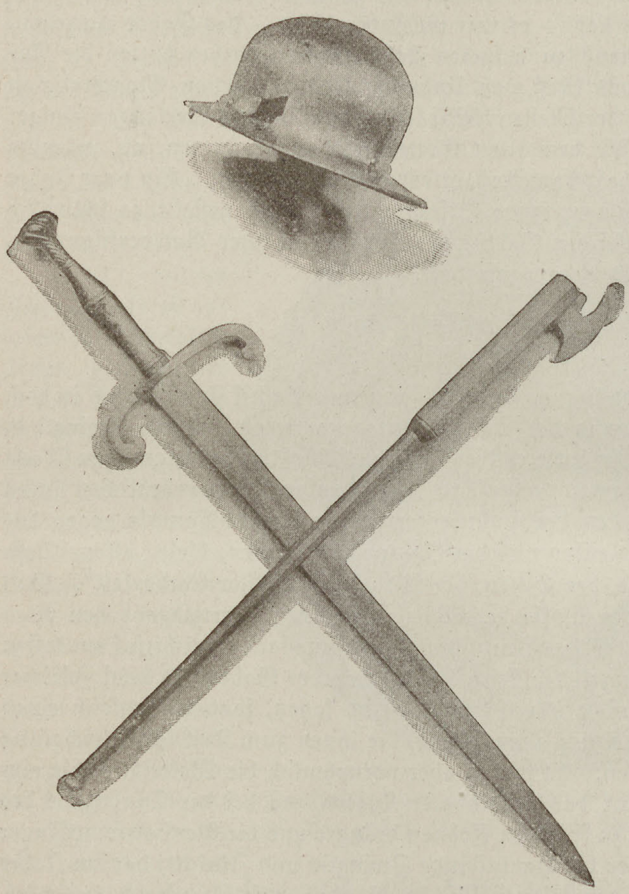
Der Rat erließ ſeine Mandate bald in betreff der Predigt des göttlichen Wortes, der Geſtalt des Gottesdienſtes, bald zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit: hier ſtoßen wir auf Geſetze gegen die Übertretung des ſechſten Gebotes, gegen übermäßiges Wirtshausleben, gegen all und jede Gewinnſpiele. Es war eine Art von ſtaatlicher Kirchenzucht, die mit Rigorismus gehandhabt wurde. Aber auch zu Zwangsmaßregeln in Glaubensſachen und zu Eingriffen in das Gebiet des Gewiſſens hielt ſich der Rat für befugt. Er ließ — es war im Jahre 1530 — das Gebot ausgehen, daß jedermann allſonntäglich den Gottesdienſt zu beſuchen habe. Schon vorher hatten die Anhänger des alten Kirchentums ein ſteigendes Maß von Unduldſamkeit der neuen Staatsreligion zu erfahren bekommen. Nach Abſchaffung der Meſſe (1525) ſchlug der Rat das Verlangen einiger Bürger, ihnen wenigſtens eine Kirche für den alten Gottesdienſt einzuräumen, ab, erlaubte ihnen aber, in der altkirchlichen Nachbarſchaft den Meßgottesdienſt zu beſuchen. Ein paar Jahre ſpäter wurde dieſe Erlaubnis zurückgenommen, jener Beſuch unter Strafe geſtellt, ja ſchließlich auch die Ausübung der abgeſchafften kirchlichen Gebräuche verpönt — lauter Ratsverfügungen, von den dringenden Mahnungen Zwinglis herausgefordert.

* * *

Die Folgen dieſer mannigfachen Verſchlingung von Religion und Politik ſind deutlich in dem Prozeſſe der Ausbreitung der Reformation in der Schweiz zutage getreten. Wenn Zwingli in Zürich allmählich als Reformator obſiegte, ſo hatte er dies nicht ausſchließlich der ſiegreichen Macht des Evangeliums, das er mit hinreißender Gewalt verkündigte, zu verdanken. Einen erheblichen Anteil an dem Erfolge hatte auch der Triumph, den der Politiker errang in ſeinem Kampfe gegen das Liebäugeln mit Frankreich, gegen das Reislaufen und das Jahrgelderunweſen, dieſe „offene Peſtbeule“, dieſes „Verderben des Vaterlandes, der Sitten, der Religion und aller Ehrbarkeit“. Galt dieſer Kampf, von ihm nicht zuletzt mit der Waffe der Religion geführt, überwiegend den alten Geſchlechtern, die auch in Zürich den Vorteil des franzöſiſchen „Kronenſackes“ nicht fahren laſſen wollten, ſo war es nur natürlich, wenn überall die Empfänger „fremder Gaben“ in dem Züricher Leutprieſter und politiſchen Demagogen nicht nur ihren Todfeind ſahen, ſondern zugleich einen aufrühreriſchen „Ketzer“ und jetzt die Partei der alten Kirche, die ihnen zum Teil ſehr gleichgültig geweſen war, mit glühendem Eifer ergriffen. Es waren aber vornehmlich die Waldſtätte (die vier Orte Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug) und das benachbarte Luzern, wo bei der Dürftigkeit des Bodenertrages die Jugend ſich mit Begier zu fremden Fahnen drängte und die Penſionsempfänger am dichteſten ſaßen. Hier finden wir daher die Hauptfeinde Zwinglis und Zürichs, das im Jahre 1521 allein von allen Kantonen ſich von dem eidgenöſſiſchen Bündnis mit Frankreich ausſchloß. Und während der gemeine Mann in Zürich und bald auch in den anderen Bürgerſtädten ſich der Reformation zuneigte, ſchloß ſich hier das Volk meiſt den Machthabern an; denn, drang die Politik Zürichs in der ganzen Eidgenoſſenſchaft durch, dann war es zu Ende mit dem gewinnreichen und zügelloſen Treiben der Reisläufer.

So war vom erſten Anbeginn der reformatoriſchen Bewegung an ſo gut wie ausgeſchloſſen, daß ſämtliche dreizehn Orte der Schweiz ihr zufielen. Als ſie in Zürich nach etwa dreijährigem Ringen 1525 die Oberhand gewann und auch ſchon begonnen hatte, auf andere Gebiete wie Schaffhauſen und Appenzell überzugreifen, da war in den fünf Orten bereits der Entſchluß gereift, „mit allem Vermögen bei dem alten Glauben zu ſtehen und den neuen auszurotten, auch mit denen, ſo dem anhängig, gar keine Gemeinſchaft zu haben“. Sie vermochten doch nicht zu hindern, daß in den nächſten Jahren der evangeliſche Glaube weiter und weiter um ſich griff; 1528 fiel ihm Bern, der mächtigſte Vorort der Schweiz, zu, ein Jahr ſpäter Baſel; zu derſelben Zeit waren außer Schaffhauſen und Appenzell auch Glarus und Solothurn zum guten Teil erobert, desgleichen aus den verbündeten Gebieten Graubünden und St. Gallen. Es wäre vielleicht eine friedliche Scheidung möglich geweſen, hätten nicht die ſogenannten „gemeinen Herrſchaften und Vogteien“, die abwechſelnd von verſchiedenen Kantonen regiert wurden, den Zankapfel unter die Parteien geworfen. Denn auch hier fand die Reformation lebhaften Anklang: ſorgſam wurde ſie von den evangeliſchen

Kantonen gepflegt, mit rauher Gewalt von den andern unterdrückt. Schon hatten die katholiſchen Orte ſich zu einem Sonderbunde vereinigt, hatte Zürich ein Gegenbündnis, das ſogenannte „chriſtliche Burgrecht“, zuſtande gebracht; es wurde zuerſt mit der Reichsſtadt Konſtanz abgeſchloſſen, bald trat ihm Bern bei, ſpäter auch Baſel und andere Städte der Schweiz — für die fünf Orte der Anſtoß, ſich ebenfalls nach auswärtiger Hülfe umzuſehen; und ſo ſehr überwog in ihnen der Haß gegen die Feinde des Glaubens den altſchweizeriſchen Patriotismus, daß ſie es über ſich vermochten, mit dem Erbfeind der Eidgenoſſenſchaft, dem Hauſe Habsburg, ein Bündnis einzugehen zur Aufrechterhaltung des „alten chriſtlichen Glaubens“.



Zwinglis Waffen.

Nach den Originalen im ſchweizeriſchen Landesmuſeum zu Zürich.

So erreichte die Spannung einen Grad ſtärker als je. Konnte Zürich die blutige Grauſamkeit der Urkantone in den gemeinſchaftlichen Gebieten noch länger dulden? es ungeſtraft laſſen, daß die Schwyzer einen Züricher Pfarrer aufgriffen und verbrannt hatten? Gab es da noch ein anderes Mittel als den Krieg? Und Zwingli war entſchloſſen, ihn zu führen; längſt lag ein Operationsplan von ſeiner Hand vor. Er war der Überzeugung, die Anhänger des Evangeliums hätten die Pflicht, „den übermütigen Drängern, die ſich wider Gott erhoben und ſein Wort unterdrücken wollten, ihre angemaßte Gewalt zu entreißen“, mit den Waffen in der Hand für die ganze Eidgenoſſenſchaft „freie Predigt des Evangeliums“ und Freiheit für den Glauben an dasſelbe zu erzwingen. „Laſſet uns unſerm Herrn Chriſto wieder zu ſeiner Herrſchaft helfen in unſerm Lande!“ Wir ſehen, ein heiliger Krieg war es, ein Kreuzzug, zu dem er aufrief, mochte er auch daneben noch einen weltlichen Zweck verfolgen: die Erneuerung der Eidgenoſſenſchaft auf neuer rechtlicher Grundlage, welche den Bürgerſtädten das ihnen gebührende Übergewicht ſichern ſollte.

Die Meinung Zwingli's, der als Mitglied des „heimlichen Rates“ einen unmittelbaren Anteil an der Leitung der äußeren Politik Zürichs hatte, war maßgebend für die Stadt. Seinem Rate gemäß beſchloß man, durch einen plötzlichen Anfall die ungerüſteten fünf Orte niederzuwerfen. Auch die augenblickliche Gunſt der allgemeinen politiſchen Verhältniſſe empfahl das Unternehmen. Im Juni ſtand ein Züricher Heer auf feindlichem Gebiete. Seine Überlegenheit verhieß einen vollen Erfolg. Allein Bern und die übrigen Verbündeten mißbilligten den Angriffskrieg und vermittelten den Frieden. Er fiel hart aus für die altkirchlichen Kantone: ſie mußten ihrem Bund mit Ferdinand entſagen, in den gemeinſamen Herrſchaften den evangeliſchen Glauben dulden.

Indeſſen, was Zwingli gewollt, war doch nicht entfernt erreicht. Der Ausgang des Krieges war eine arge Enttäuſchung für ihn. Aber der Mut ſank ihm nicht. Und ebenſowenig verließ ihn ſeine politiſche Erfindungsgabe. Mangelte ſeiner Reformation die Kraft, die ganze Eidgenoſſenſchaft zu erobern, ſo mußte ſie außerhalb des Landes einen Stützpunkt ſuchen. Daher griffen jetzt ſeine Gedanken über die Enge der ſchweizeriſchen Heimat hinaus. Er plante einen großen Bund der evangeliſchen Kantone mit den proteſtantiſchen Reichsſtädten von Oberdeutſchland, mit denen ihn längſt ein ſtarkes Band verknüpfte. In ihnen hatte nämlich ſeine Abendmahlslehre diejenige Luthers aus dem Felde geſchlagen, ihm ſelber als Reformator ein gewiſſes Übergewicht verſchafft.

Aber ſchon nach kurzem ſehen wir den geiſtlichen Regenten des Gottesſtaates Zürich auf einer ganz neuen Bahn: wie ins Unbegrenzte hat ſich ſein Geſichtskreis erweitert, und ſeine politiſchen Ideen nehmen den höchſten Flug.

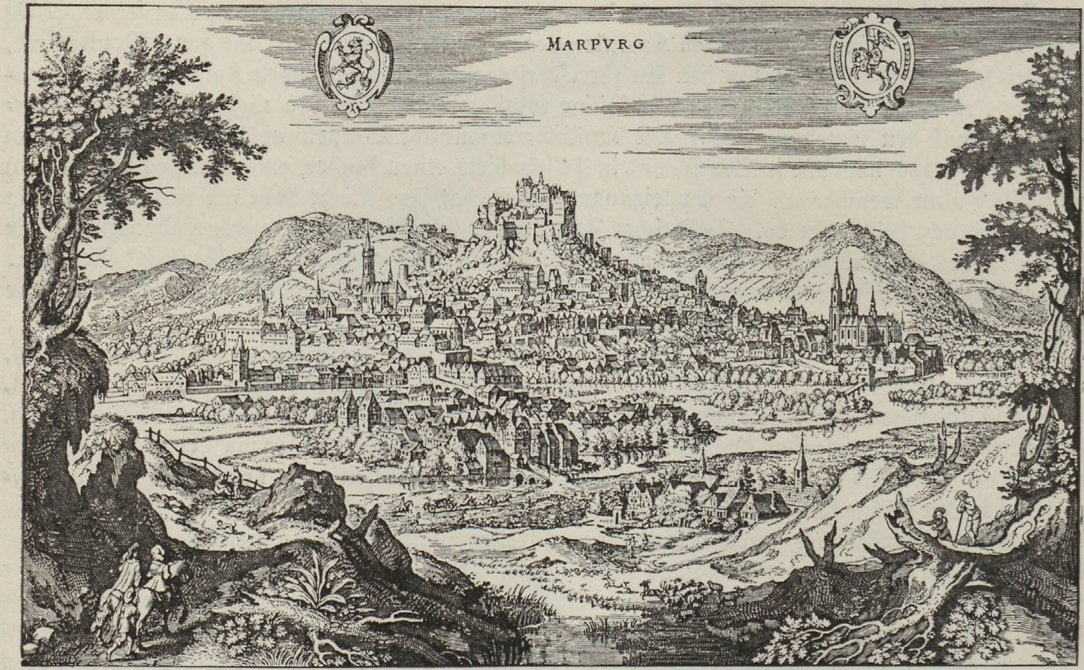
Zwingli hatte im September 1529 zu Straßburg Kunde erhalten von geheimen Anſchlägen des „Pfaffenkaiſers“ Karl und ſeines Bruders Ferdinand, Deutſchland mit Gewalt zum römiſchen Glauben zurückzuführen und dann auch die Schweiz zu „vernichten“. Sofort erkennt er mit ſtaatsmänniſchem Blick die ganze Größe der Gefahr, die dem Evangelium droht; und in ſeiner Seele taucht der Entwurf einer umfaſſenden Koalition gegen die Habsburger auf: das ganze Deutſchland, Frankreich, Venedig ſollen vereint den Weltherrſchaftsgelüſten des römiſchen Kaiſers ſich entgegenwerfen. Irgendwelche Pietät gegen das heilige römiſche Reich ſtört ihn nicht; ſie iſt in ihm erloſchen bis auf den letzten Funken. Die myſtiſch-romantiſche Vorſtellung des Mittelalters vom Kaiſertum, die doch noch alle in Deutſchland in Feſſeln hielt, einen Luther, einen Fürſten wie Philipp von Heſſen nicht weniger als die Parteigänger Roms, hat ihre Macht über ihn verloren: er ſteht in dieſer Hinſicht beiſpiellos da. Zu gleicher Zeit ſetzte er ſich mit überraſchender Kühnheit über die Schranken des eidgenöſſiſchen Patriotismus hinweg: nur „der gemeinen Chriſtenheit“ Not ſtand ihm vor Augen. Es ſollte noch verhängnisvoll für ihn und ſein Werk werden, daß Zürichs mächtigſte Bundesgenoſſin, Bern, ihm darin nicht folgte.

Wenige Wochen ſpäter ſpinnt Zwingli die Fäden ſeiner ſkrupelloſen europäiſchen Politik, in der jetzt auch Dänemark und England, Böhmen, Ungarn und die Türken eine Rolle ſpielen, auf einem deutſchen Fürſtenſchloſſe weiter, unter feuriger Anteilnahme ſeines gaſtlichen Herrn, des hochgemuten Landgrafen Philipp. Dieſer hatte ſich gleich in den Tagen der Speierer Proteſtation an Zwingli gewendet, ſeine Mitwirkung erbeten zur Beſeitigung des dogmatiſchen Zwieſpaltes, der den Schweizer und den Wittenberger Reformator ſeit Jahren trennte. Philipps Gedanke, die beiden Häupter zur Beilegung des Streites perſönlich zuſammenzubringen, war zur Ausführung gekommen: im Herbſt 1529 ſtanden zu Marburg Luther und Zwingli Auge in Auge einander gegenüber, ein jeder umgeben von einer Anzahl ſeiner theologiſchen Genoſſen. Indes Zürich, Baſel und Straßburg hatten außer ihren Gelehrten auch Staatsmänner nach Heſſen entſendet; und dieſe nebſt Zwingli hielten auf dem Schloſſe zu Marburg unter Vorſitz des Landgrafen ganz im geheimen einen politiſchen Konvent ab. Auf ihm gewannen die phantaſtiſchen Gedanken des Züricher Leutprieſters inſofern eine beſtimmtere Geſtalt, als man hier den Eintritt Straßburgs und des Landgrafen in das ſchweizeriſche „Burgrecht“ plante (die Urkunde des „heſſiſchen Burgrechts“ nahm der Züricher Ratsbote im Entwurf mit nach Hauſe), ein Bündnis des verjagten Herzog Ulrich von Württemberg mit Zürich und Konſtanz in Ausſicht nahm und mit Venedig anzuknüpfen beſchloß. Die kompakte Maſſe der Verbündeten ſollte den Kriſtalliſationspunkt bilden für den Norden von Deutſchland und für Dänemark, auf daß „alles ein Werk und ein Wille ſei vom Meere herauf bis in die Schweiz“. Und alle dem Hauſe Öſterreich feindlichen Mächte Europas gedachte man in den großen Angriffskrieg mit hineinzuziehen. „Ein Bund von der Adria bis zum Belt und zum Ozean ſollte die Welt aus der Umklammerung des Habsburgers erretten.“ So faßt Max Lenz, der über die politiſche Bedeutung der Marburger Zuſammenkunft erſt Licht verbreitet hat, den Plan Zwinglis und Philipps kurz zuſammen.

Wie kühn und luftig in ſeinem Oberbau der Plan war, ſieht man auf den erſten Blick. Aber war denn wenigſtens ſein Fundament tragfähig? Der Zuſammenſchluß Deutſchlands und der evangeliſchen Schweiz, die Vorausſetzung für alles andere, — wie ließ er ſich erreichen, wenn man doch von der vorwaltenden Macht des Proteſtantismus in Deutſchland abſehen mußte? Daß aber Sachſen niemals zu einem Bunde mit den Schweizern die Hand bieten würde, das machte in eben dieſen Tagen zu Marburg das Scheitern des dogmatiſchen Einigungsverſuches auch für den Blödeſten unzweifelhaft.

Das Mißlingen des Marburger Religionsgeſpräches iſt ein ſo bedeutendes Ereignis in der Geſchichte der Reformation, daß wir noch flüchtig bei ihm verweilen müſſen.

Es kann heute für niemand, welcher die Entwickelung der Anſchauung Luthers vom Abendmahl vorurteilslos mit dem Blicke des Hiſtorikers zu betrachten vermag, eine Frage ſein, daß der Reformator im Abendmahlsſtreite auf einen Irrweg geraten iſt und dennoch im weſentlichen im Rechte war. Er betrat einen Irrweg. Denn er wich ab — wenn auch nur leiſe und für die meiſten unmerklich — von jener durch ſein reformatoriſches Prinzip geforderten Grundanſchauung vom Sakrament, wonach es nur eine andere Art des Wortes Gottes iſt, das dem Sünder den Troſt der göttlichen Vergebung bringt, und, wie das Wort, ausſchließlich auf den Glauben einwirkt. Er wich ab von dieſer Grundanſchauung, von der er doch nimmer laſſen konnte (denn immer iſt ſie unwillkürlich von neuem in ihm aufgetaucht), indem er, um die von den Gegnern verkannte Bedeutung des Sakramentes zu wahren, ſich dazu hinreißen ließ, dieſem noch eine ſpezifiſche, dem Worte Gottes nicht eignende Wirkung zu ſichern: es ſollte nämlich den Gläubigen durch die Darbietung des Leibes des Herrn in eine ganz beſonders innige und geheimnisvolle Verbindung mit Chriſtus verſetzen. Er hat damit, ohne es zu wollen, etwas von der katholiſchen Vorſtellung, die dem Sakramente eine myſtiſch-magiſche Wirkung zuſchreibt, wieder eingeführt — zu nicht geringer Schädigung des ſich ihm anſchließenden Patriotismus, der ſich — bei der Enge des Blickes der Epigonen — in eine unheilvolle Verwirrung geſtürzt ſah. Aber das war doch bei Luther nur ein falſcher Weg zum richtigen Ziele. In dem, was ihm ſchließlich allein am Herzen lag, war er den Gegnern unendlich überlegen. Das in religiöſer Hinſicht Wertvolle, das im Sakrament wie in ſeinem Worte Gott ſich dem Menſchen darbietet, war von Zwingli ausgeſchieden, da ſeine Theologie in dieſem Punkte in dem ihm von früh auf geläufigen neuplatoniſchen Humanismus ſtecken geblieben war: das Mahl des Herrn iſt reinweg eine Handlung der Gläubigen. Wenn Luther ſeine Waffen gegen dieſe Verflachung kehrte, dann verteidigte er damit nicht irgend eine einzelne, an ſich unbedeutende Lehrmeinung, eine Frage, die bloß dem Bereiche der Theologie angehörte: das, „ein äußerliches Stück", war ihm die Lehre vom Abendmahl noch im Jahre 1524 geweſen. Sondern es handelte ſich für ihn

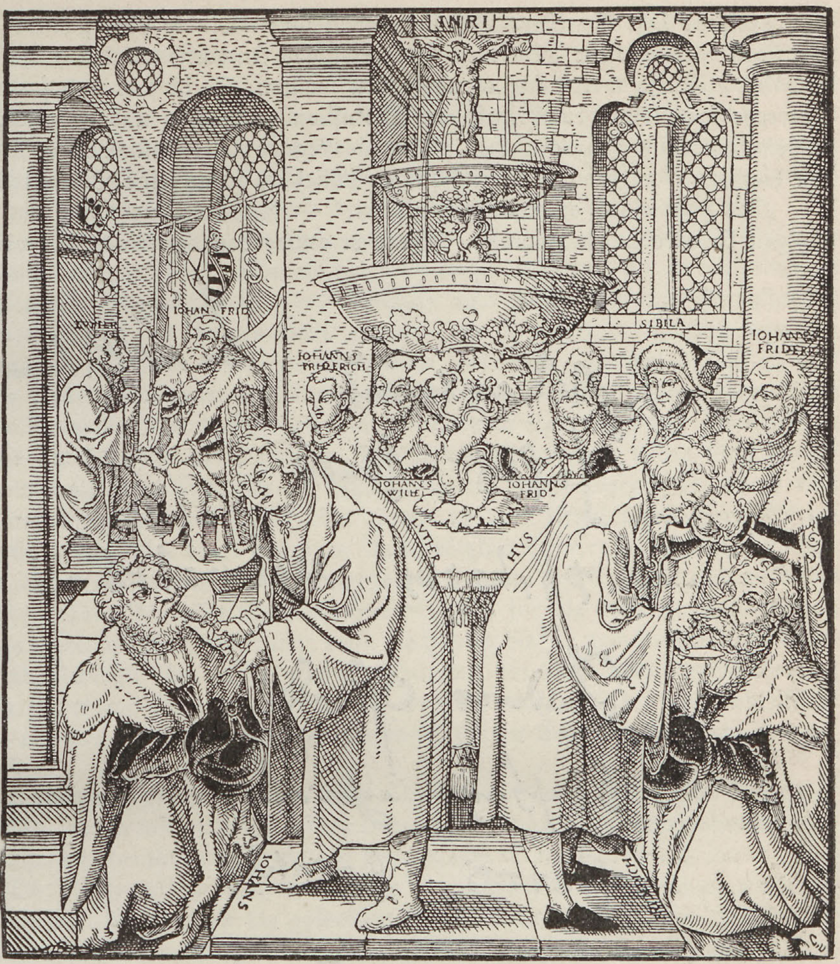


Anſicht von Marburg. Stich von Merian.

um ein „Hauptſtück“, d. h. um etwas, das in naher Beziehung ſtand zu dem Mittelpunkt ſeiner religiöſen Geſamtanſchauung.

So war denn in Marburg eine Preisgabe ſeiner Lehrweiſe unmöglich für Luther. Aber ebenſowenig dachte Zwingli daran, nachzugeben. Der Schweizer Reformator iſt, wenn nicht alles trügt, mit der Hoffnung nach Marburg gegangen, für ſeine Meinung, die im Süden ſo vielfach Anklang gefunden hatte, nunmehr auch den Norden zu gewinnen. Es wäre ihr vermutlich Tür und Tor geöffnet geweſen, hätte Luther auch nur eine bedingte Billigung der Lehre Zwinglis ſich abringen laſſen.

Im übrigen war die Unnachgiebigkeit keineswegs auf ſeiten Luthers.



Luther und Huß das Abendmahl reichend.

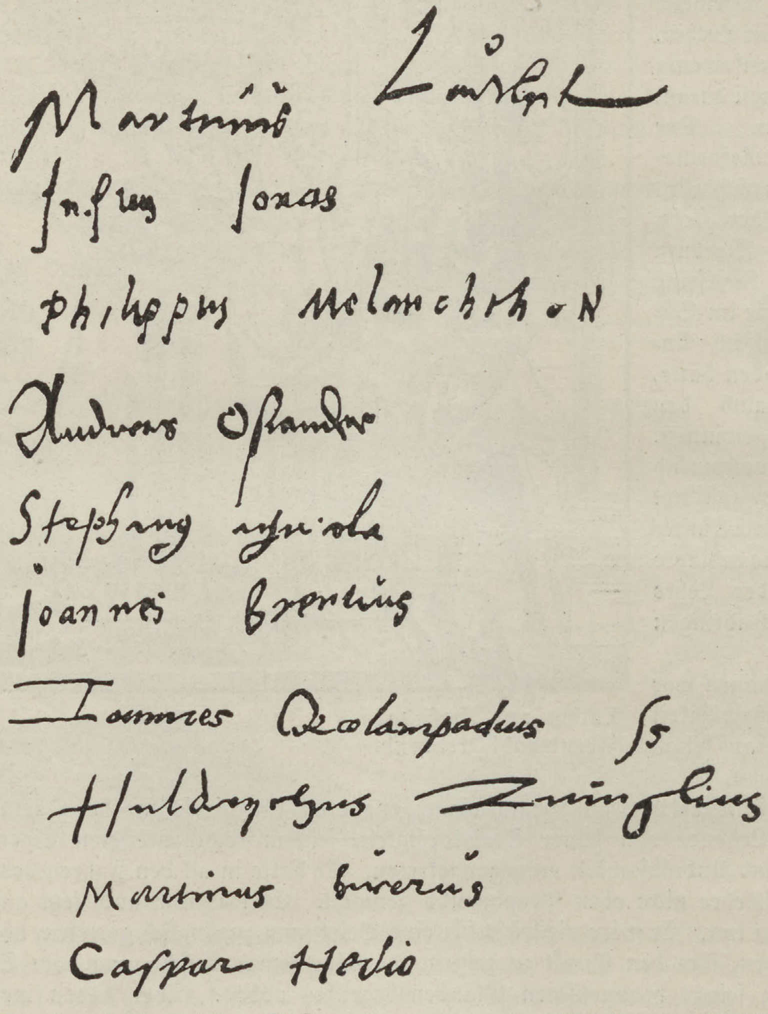
Holzſchnitt von Lucas Cranach.

Man iſt neuerdings auf Grund einer genaueren Durchforſchung der Quellen mit gutem Fug der alten Legende von ſeiner Starrköpfigkeit, ſeinem rechthaberiſchen Eigenſinn, ſeiner Engherzigkeit und Unduldſamkeit entgegengetreten. Er hatte in all den Jahren des Streites für ſeine Abendmahlslehre nicht eben Propaganda gemacht. Es war ihm auch jetzt ausſchließlich um die Wahrheit zu tun. Er wäre vielleicht für eine Belehrung zugänglich geweſen, hätten die Schweizer es verſtanden, ihm den Punkt zu zeigen, wo ſeine jetzige Anſchauung vom Sakrament von der Konſequenz ſeines evangeliſchen Glaubensbegriffes abbog. Aber davon war kaum die Rede (höchſtens, daß ein verfehlter Anlauf dazu genommen wurde). Deſto eingehender beſchäftigten ſich die Gegner mit derjenigen Einzelheit ſeiner Abendmahlslehre, die ihnen den ſtärkſten Anſtoß gab, und die ſie nicht einmal richtig auffaßten. Hier ſetzten ſie ihm zu mit einem Kapitel des Neuen Teſtamentes, das nicht ſeine Auffaſſung, ſondern nur ihre Vorſtellung von derſelben traf; mit Ausſprüchen der Kirchenväter, die keine Beweiskraft für ihn hatten; nicht zuletzt mit der ſpitzen und gelegentlich auch ſophiſtiſchen Dialektik des Mittelalters, deren Pfeile von dem Schild ſeiner religiöſen Überzeugung machtlos abprallten.

Luther bewahrte im ganzen ſeine Ruhe oder fand ſie, hatte er, allzu ſtark gereizt, ſie verloren, bald wieder. Voll Mäßigung, ſuchte er, von der ſtrittigen Einzelfrage weg- und auf das Ganze hinweiſend, nach Verſtändigung. Ja in den Sonderverhandlungen, die der unermüdliche Landgraf nach Schluß des Geſpräches mit den einzelnen veranſtaltete, zeigten ſich Luther und die Seinen bereit, den für die Gegner anſtößigſten Punkt fallen zu laſſen. Allein dieſes weite Entgegenkommen war umſonſt.

Treffend ſagt Bernhard Beß in ſeiner ſchönen Studie über „Luther in Marburg“ von dem deutſchen Reformator: „So weit ſein religiöſes Intereſſe an der Objektivität des Sakraments gewahrt blieb, ſo weit hatte er nachgeben wollen. Er iſt fort und fort bemüht geweſen, jenes Intereſſe zum leitenden Prinzip der Diskuſſion zu machen und dieſe aus dem ſcholaſtiſch-dialektiſchen Fahrwaſſer herauszuleiten. Aber die Gegner hielten feſt an dieſer Methode, weil ſie meinten, ihn hier faſſen zu können. Sie ſchlugen ſchließlich ſogar ſeine Vermittelung aus.“

„Ihr habt einen andern Geiſt als wir“ — dieſe Wahrnehmung hatte er während der dreitägigen Unterredungen gemacht. Ahnte er etwas von der Macht des politiſchen Intereſſes, das in Zwingli arbeitete? Hatte er ein dunkles Gefühl davon, daß eben dieſes der Religion fremde Intereſſe dem Gegner den Wunſch auf die Lippen legte, daß trotz des Fortbeſtehens der Differenz beide Teile als Brüder auseinandergingen? Wie dem ſein mag, er wies die dargebotene Bruderhand zurück. Seine Wahrhaftigkeit duldete es nicht, daß er ſie ergriff. Er befahl die Gegner Gott und ihrem Gewiſſen — ohne als ihr Feind ſcheiden zu wollen. „So ſoll“, das leſen wir am Schluß einer von ihm aufgeſetzten und von allen Teilnehmern des Geſpräches unterzeichneten Urkunde, „ſo ſoll ein Teil gegen den andern chriſtliche Liebe, ſo fern eines jeden Gewiſſen immer leiden kann, erzeigen, und beide Teile Gott fleißig bitten, daß er uns durch ſeinen Geiſt den rechten Verſtand beſtätigen wolle.“



Martinus Luther
Justus Jonas
Philippus Melanchthon
Andreas Osiander
Stephanus Agricola
Joannes Brentius
Ioannes Oecolampadius ss
Huldrychus Zwinglius
Martinus Bucerus
Caspar Hedio

Unterſchriften der bedeutendſten Reformatoren unter den Marburger Artikeln.

Chriſtliche Liebe, Duldung — aber nicht um den Preis der Wahrheit!

Es iſt noch immer der alte Held von Worms und aus dem Gewühl des Bauernkrieges, der hier in Marburg vor uns ſteht. Unbeirrt geht er den Weg, den ſein Gewiſſen ihm zeigt, ſein Glaube ihm erhellt. So blickt er furchtlos in die Zukunft. Was war ihm die Not der Zeit, die ſeinem Freunde Melanchthon bange Klagen entlockte, ihn Pläne ſchmieden ließ zum Ausgleich — nicht mit Zwingli, nein, mit den Papiſten? Die Not der Zeit, die für Zwingli den Anſtoß gegeben hatte, daß er mit verzehrendem Eifer die Maſchen ſeiner Weltpolitik knüpfte? Er wußte nichts von dieſer Not. Gott lebt und regiert. Der wird ſeine Sache führen. Das genügte ihm.

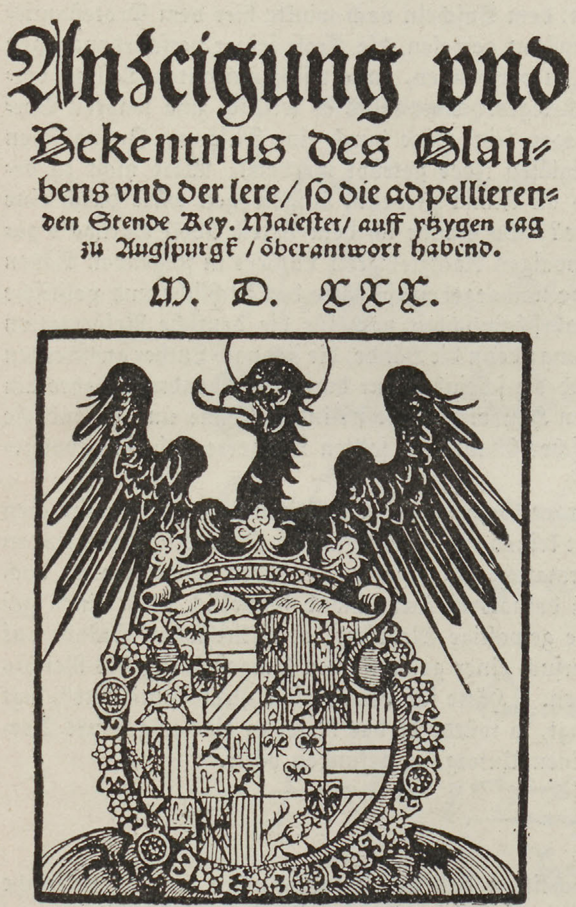
Aber iſt es nicht doch ein beklagenswertes Ereignis, daß zu Marburg das friedliche Geſpräch den erſehnten Frieden nicht gebracht hat? Wie oft hat man ſo geurteilt und ſich in Klageliedern ſchier nicht genug tun können! Und in der Tat, dem Anſchein nach winkte hier dem Proteſtantismus eine großartige Ausſicht, wäre es ihm vergönnt geweſen, die Kraft ſeiner verſchiedenartigen Bildungen zuſammenzufaſſen und nach außen zu verwenden, anſtatt ſie zum guten Teil zu verzetteln in dem traurigen Spiel eines inneren Krieges. Aber ſollte es wirklich zum wahren Vorteil der Reformation in Deutſchland ausgeſchlagen ſein, wäre durch eine Miſchung Zwingliſchen und Lutherſchen Geiſtes die Reinheit der religiöſen Idee getrübt worden? Wäre nicht zu befürchten geweſen, daß, was ſie etwa äußerlich an Macht gewann, aufgewogen wäre durch eine teilweiſe Entfremdung von ihrem idealen Ziele? So glaube ich dem Urteil Adolf Harnack's zuſtimmen zu müſſen, wenn er die Folge einer etwaigen Nachgiebigkeit Luthers in folgenden Sätzen zeichnet: „Hätte Luther in der Abendmahlsfrage nachgegeben, ſo hätte das kirchliche und politiſche Verbindungen zur Folge gehabt, die aller Wahrſcheinlichkeit nach für die deutſche Reformation verhängnisvoller geweſen wären als ihre Iſolierung; denn die Hände, die ſich nach Luther ausſtreckten — Karlſtadt, Schwenkfeld, Zwingli uſw. — und die ſcheinbar nur durch die Abendmahlslehre am Zugreifen gehindert waren, waren keine reinen Hände. Große politiſche Pläne und bedenkliche Unſicherheiten in bezug auf das, was evangeliſcher Glaube iſt, ſollten Bürgerrecht in der evangeliſchen Kirche erhalten.“

Auch wenn wir den Ausgang des Marburger Geſpräches nach Seiten ſeiner rein politiſchen Bedeutung ins Auge faſſen, haben wir vielleicht keinen Grund zur Klage. Die weltumſpannenden Kombinationen, in welche die deutſche Reformation hineingezogen werden ſollte, waren doch höchſt unſicherer Art. Die Reformation beſaß damals in Deutſchland ſchwerlich ſchon einen genügenden Stützpunkt (wir brauchen nur an die gewaltige Mehrheit der altkirchlichen Stände auf dem letzten Reichstage zu denken), um den Verſuch einer gewaltſamen Umgeſtaltung des Reiches mit einiger Ausſicht auf Erfolg machen zu können. „Hätte ſich der deutſche Proteſtantismus“, ſagt Hermann Baumgarten, „auf dieſe Bahn gewagt, ſo würde er das Reich in eine ungeheure Verwirrung geſtürzt haben, in welcher er leicht ſeinen Untergang gefunden hätte.“

* * *

Der unmittelbare Rückſchlag, den das Scheitern des Einigungsverſuches auf die politiſche Lage ausübte, war allerdings nicht weniger als erfreulich. Der zu Speier gefaßte Plan eines Zuſammenſchluſſes der evangeliſchen Fürſten mit den ſüddeutſchen Glaubensgenoſſen war nun vereitelt. Kurfürſt Johann machte jetzt in Übereinſtimmung mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg und mit Nürnberg den Abſchluß des Bündniſſes mit den Reichsſtädten abhängig von ihrer Losſagung von Zwingli. Dazu aber wollten ſie ſich nicht verſtehen. Dieſe Spaltung trat ein zu derſelben Zeit, wo der Ernſt der Lage ſich noch zu ſteigern ſchien. Eben damals kehrte eine Geſandtſchaft, welche die Evangeliſchen zur Übergabe und Rechtfertigung ihrer Proteſtation an den Kaiſer nach Italien geſchickt hatten, mit übler Botſchaft heim: ſie war am kaiſerlichen Hofe höchſt ungnädig empfangen, ja eine Zeitlang gar in Haft gehalten worden. Konnte noch jemand daran zweifeln, daß der Kaiſer jetzt, wo er die Arme frei hatte, ſich daran machen werde, ſeinen Willen im Reiche durchzuſetzen? Die Bedrohten blieben bei ihrer Haltung — aus Überzeugung, um nichts Unrechtes zu tun. „Politiſch-klug war es nicht“, ſagt Ranke, „allein, nie trat wohl die reine Gewiſſenhaftigkeit rückſichtsloſer, großartiger hervor.“ — —

Es war ein Jahr ſpäter. Die Saat dieſer Politik war für die Proteſtanten gereift. Nie hatte es übler um ihre Sache geſtanden. Im Sommer 1530 war der Kaiſer, der neun Jahre dem Reiche fern geblieben war, von Italien nach Deutſchland gekommen, um in Augsburg einen Reichstag abzuhalten, der unmittelbar an den von Worms anknüpfen ſollte. Es war ſein feſter Wille geweſen, die „Abgewichenen" zur römiſchen Kirche zurückzuführen, ſei es in Güte, ſei es mit Gewalt. Zunächſt hatte der vorſichtige Politiker es doch noch einmal mit ſanften Mitteln verſuchen wollen; denn er verhehlte ſich nicht, welche Gefahren unter Umſtänden der Appell an die Macht heraufbeſchwören könnte. So hatte ſein Reichstagsausſchreiben, das er Ende Januar von Bologna aus erließ, nur Worte der Milde und Gütigkeit gehabt. Dann hatte ihn der päpſtliche Legat, der ihn über die Alpen begleitete, für das denkbar ſchärfſte Verfahren zu gewinnen geſucht. Es war der uns bekannte Kardinal Campegi, der nämliche, der 1524 den erſten Keil in die deutſche Einheit getrieben hatte; zweifellos wollte er das jetzt wieder gut machen. Wir beſitzen das ausführliche Gutachten, das er unterwegs dem Monarchen eingereicht hat, und das beiläufig vom Lobpreis des Kaiſers ebenſo überfließt wie von frommen Reden. Selten hat ſich der Blutdurſt eines Prieſters offener hervorgewagt. Nach einer grauſigen Schilderung „der verfluchten Peſt der teufliſchen Ketzerei", die, wie er dem Kaiſer einredet, auch alle weltliche Gewalt abſchaffen will, ſtellt er als das einzig wirkſame und, ſeiner Überzeugung nach, ganz unumgängliche Mittel, „die giftige Pflanze" mit Stumpf und Stiel auszurotten, die Anwendung von „Feuer und Schwert" hin. Wir können ſeine ſchlangenklugen Ratſchläge, wie im einzelnen dabei zu verfahren iſt (es verſteht ſich, daß der Kaiſer ſeine Karten nicht gleich aufdecken darf), auf ſich beruhen laſſen. Nur darauf ſei noch hingewieſen, daß Campegi die Notwendigkeit betont, nach getaner Arbeit die Inquiſition nach ſpaniſchem Muſter in Deutſchland einzuführen. Bücherverbrennungen und eine ſtrenge Zenſur müſſen nachhelfen, auf daß auch die letzten Reſte des Unkrautes vertilgt werden.

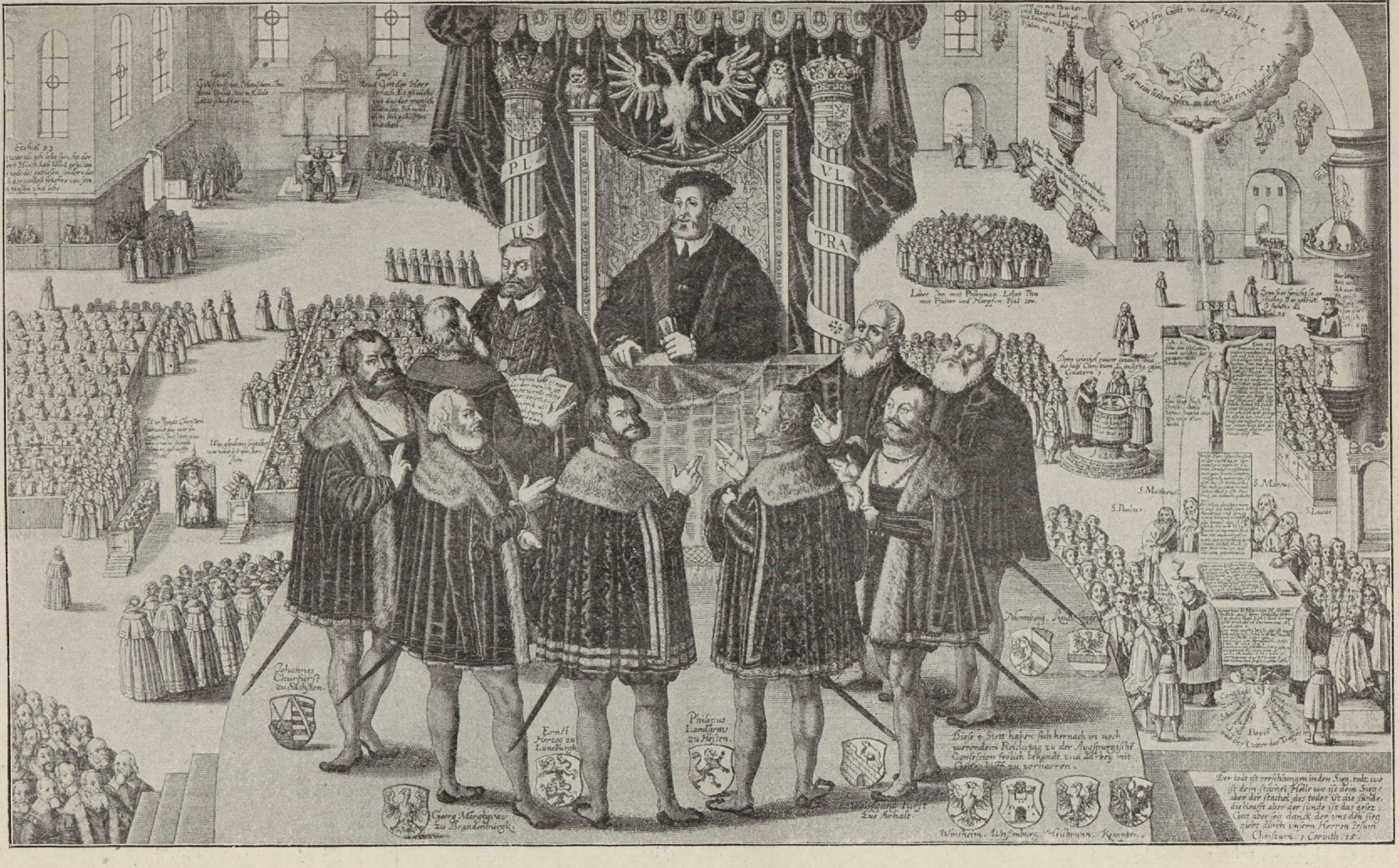


Anzeigung vnd
Bekentnus des Glaubens vnd der lere/ ſo die adpellierenden Stende Key. Maieſtet/ auff ytzygen tag
zu Augſpurgk / öberantwort habend.
M. D. XXX.

Titelblatt der erſten deutſchen Ausgabe der Augsburger Konfeſſion 1530.

Das Gutachten war nicht ganz ohne Eindruck auf Karl V. geblieben. Sehr bald hatte ſein Auftreten auf dem Reichstage nicht in Einklang geſtanden mit den Verheißungen des Ausſchreibens. Dieſem zufolge hätten beide Parteien eine ſchriftliche Zuſammenfaſſung ihrer religiöſen Anſchauungen dem Reichstage vorlegen ſollen. Es war dies den Altkirchlichen erlaſſen worden, ſo daß die von den Evangeliſchen eingereichte ‚Confessio' (die Augsburgiſche Konfeſſion, auf deren Bedeutung ſpäter noch einzugehen ſein wird) vom Kaiſer und der Reichstagsmehrheit wie die Rechtfertigungsſchrift eines Angeklagten behandelt werden konnte. Man hatte im Namen des Kaiſers ihrem Bekenntnis eine Gegenſchrift aus der Feder der Parteitheologen entgegengeſtellt, auf Grund derſelben die Proteſtanten öffentlich von Reichswegen für widerlegt erklärt, ſich darauf zwar noch in Unterhandlungen mit ihnen eingelaſſen, in dieſen jedoch ſo wenig nachgiebig ſich gezeigt, daß ſie fruchtlos bleiben mußten. Das Ende war geweſen, daß der Reichstagsabſchied (vom 19. November 1530) unter Hinweis auf ein allgemeines Konzil ſofortige Unterwerfung von den Proteſtanten verlangte; bequemten ſie ſich nicht gutwillig zu ihr, ſo ſollten ſie gezwungen werden.

Da endlich rafften ſich die Evangeliſchen zur Abwehr auf. Es kam (1530—31) zum Abſchluß des im Jahre zuvor geſcheiterten Bündniſſes. Das Hindernis, das früher der Verbindung mit

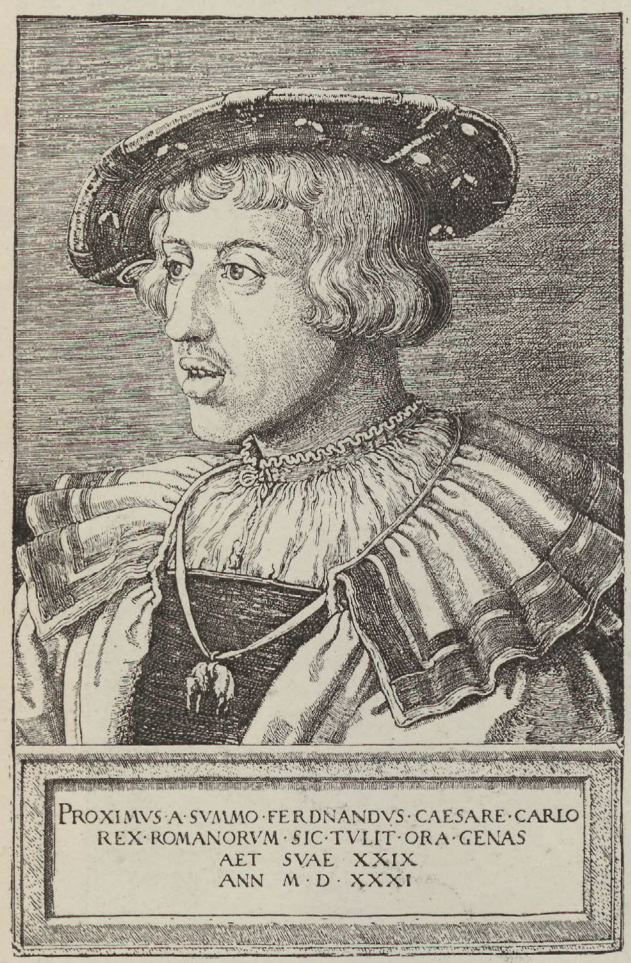

PL
US
VL
TRA
Ehre sey Gott in der Höhe. Luc. 2.
Das ist mein lieber Sohn, an dem ich ein wolgefallen habe.
Lobet Ihn mit Posaunen, Lobet Ihn mit Psalter und Harpfen. Psal. 150.
S. Mattheus
S. Marcus
S. Paulus
S. Lucas
Johannes Churfürst zu Sachſen.
Georg Marggraw zu Brandenburgk.
Ernst Herzog zu Luneburgk
Philippus Landgraw zu Heſſen.
Fürst zue Anhalt
Nürnberg
Reutlingen
Dieſe 4 Stett haben ſich hernach in noch werendem Reichstag zu der Augſpurgiſchē Confeſsion frölich bekandt und darbey mit Gottes hilff zu verharren.
Winsheim. Weißenburg. Heilbrunn. Kempten.
Bapst
Der todt iſt verſchlungen in den Sieg. todt, wo iſt dein ſtachel, Helle wo iſt dein Sieg? aber der ſtachel des todes iſt die ſünde, die krafft aber der ſünde iſt das geſez. Gott aber ſey danck der uns den ſieg giebt durch unſern Herren Jeſum Christum. 1. Corinth. 15.

Gedenkblatt auf die Augsburgiſche Konfeſſion.

Stich im Königl. Kupferſtichkabinett zu Berlin.

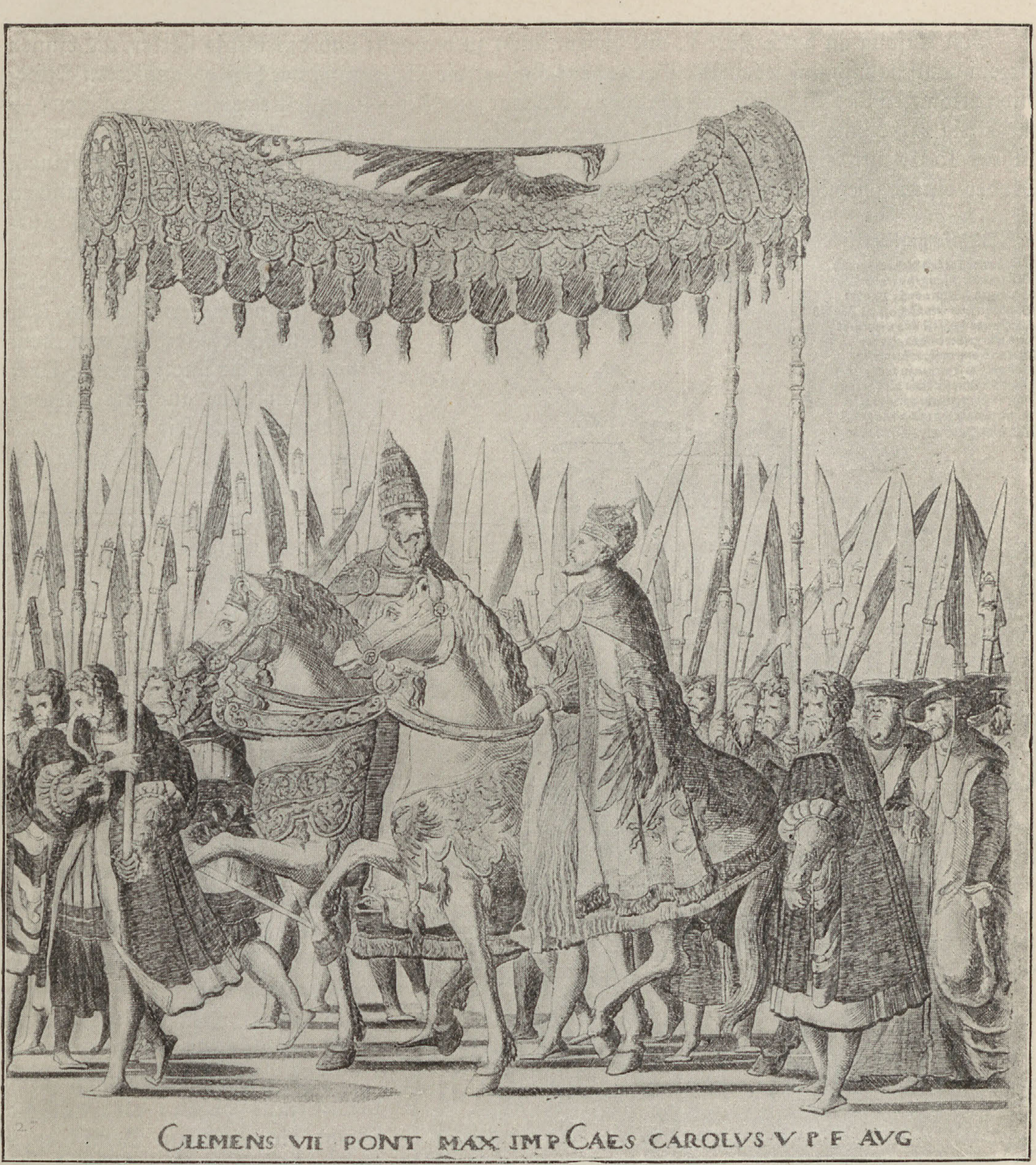
dem Süden im Wege ſtand, war jetzt beſeitigt, da Straßburg und andere Städte inzwiſchen ſich in der Abendmahlslehre Luther genähert hatten. Daher konnte gleich anfangs eine ſtattliche Reihe ſüddeutſcher Städte in den „Schmalkaldiſchen Bund" aufgenommen werden. Gleichwohl fühlte Oberdeutſchland ſich noch immer ſtark zu Zwingli hingezogen. Doch ſollte die Schweiz bald ihre Anziehungskraft einbüßen — infolge des furchtbaren Unglückes, das noch im Jahre 1531 über das Werk Zwinglis hereinbrach.

Der im Jahre 1529 von den eidgenöſſiſchen Parteien geſchloſſene Friede war nachgerade unhaltbar geworden. Von neuem forderte daher Zwingli den Krieg. Allein Bern, das, wie uns bekannt, die verwegene, ſich nicht mehr innerhalb des eidgenöſſiſchen Intereſſenkreiſes haltende Politik Zürichs mißbilligte, war ſamt den übrigen Verbündeten dagegen. Auch in Zürich ſelber ſtieß Zwingli auf Widerſtand. Sein theokratiſches Syſtem erlitt einen harten Stoß, er verlor das Heft aus den Händen. Seinen Warnungen zum Trotz ſchritt man, anſtatt die Gegner niederzuwerfen, zu einer halben, verderblichen Maßregel. Es war die von Bern empfohlene Sperrung der Zufuhr von Lebensmitteln, welche bei der herrſchenden Teuerung beſonders empfindlich wirken mußte. Sie konnte die Fünforte nur erbittern, ohne ihre Macht zu brechen. Was vorauszuſehen war, geſchah. Von der Not getrieben, griffen ſie zu den Waffen und ſchlugen die völlig überraſchten Züricher aufs Haupt. Zwingli, der auch in ſchwerſter Zeit ſeine heroiſche Natur nicht verleugnet hatte, war als Feldprediger mit ausgezogen, im Herzen gewiß, daß es ſein letzter Ritt ſei. In der Tat raffte die blutige Schlacht von Kappel (11. Oktober 1531) auch ihn hinweg. Tödlich verwundet in die Hände der Feinde gefallen, ſtarb er als Held. „Was er in gutem Glauben an die Wahrheit ſeines theokratiſchen Gedankens verſchuldet hatte, das hat er durch ſeinen Tod geſühnt." So mit Recht Albrecht Ritſchl. Wenn wir ſtaunend daſtehen vor der Größe Luthers, auch Zwingli entlockt uns Bewunderung. Auch auf dieſen Sohn eines urdeutſchen Stammes, auf dieſen Alemannen darf unſer Volk ſtolz ſein. Seine Begeiſterung für die Wahrheit, ſeine ſelbſtloſe Hingabe an die hohe, heilige Sache, ſein unerſchütterlicher Mut, ſeine, man möchte ſagen, unbändige Tatkraft — ſie machten ihn zum zweiten großen Vorkämpfer der modernen Zeit.


PROXIMVS·A·SVMMO·FERDNANDVS·CAESARE·CARLO
REX·ROMANORVM·SIC·TVLIT·ORA·GENAS
AET SVAE XXIX
ANN M·D·XXXI

Ferdinand I. als römiſcher König im 29. Jahre. Kupferſtich von Bartel Beham aus dem Jahre 1531 im Kgl. Kupferſtichkabinett zu Berlin.

Wie verhängnisvoll ſein Verluſt für Zürich war, für die Schweiz überhaupt, ſollte ſich nur zu bald zeigen. In den gemeinſamen Gebieten wurde „der wahre, ungezwyflete, chriſtenliche Glaube" (dieſes Ausdruckes mußten ſich die Züricher in der Friedensurkunde bedienen) faſt überall wiederhergeſtellt und meiſt mit Gewalt, die Bürgerſtädte mußten froh ſein, daß ſie bei ihrem Bekenntnis bleiben durften.


CLEMENS VII PONT MAX IMP CAES CAROLVS V P F AVG

Papſt Clemens VII. und Karl V. im feierlichen Umzuge anläßlich der Kaiſerkrönung zu Bologna.

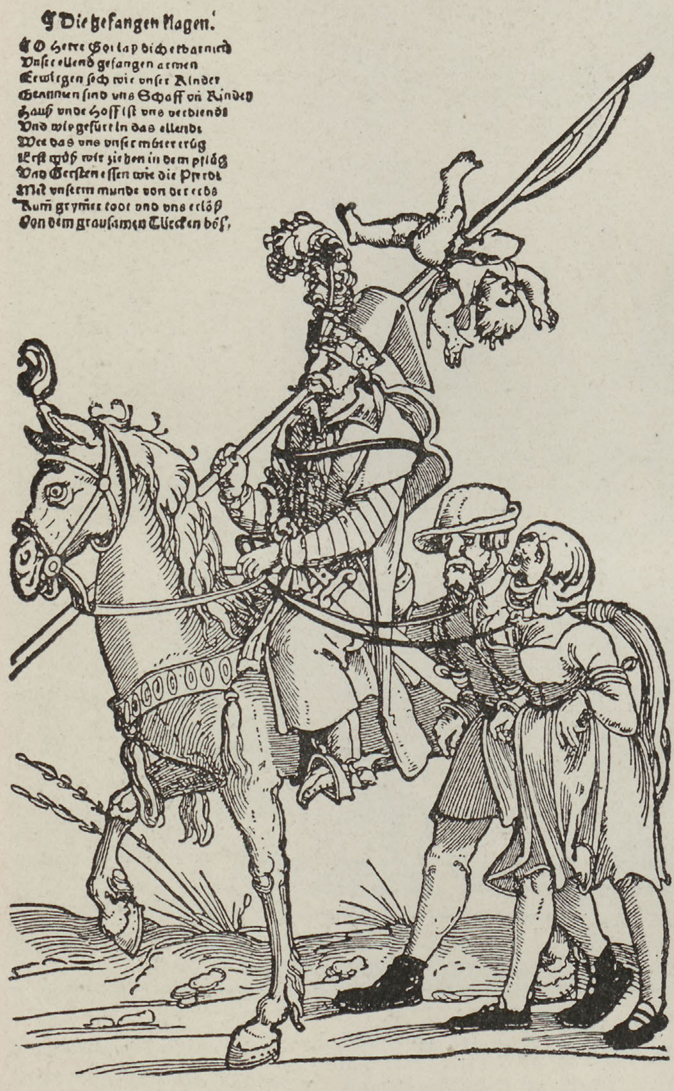
Kupferſtich von Nic. Hogenberg.

Von neuem ſtoßen wir hier — in Verfolg eines Krieges — auf eine Reſtauration des alten Kirchentums. Sie hat bis heute Stand gehalten.

Dieſe traurige Einbuße ſchlug inſofern zur Stärkung der Reformation in Deutſchland aus, als die oberdeutſchen Städte, nachdem ſie ihre Stütze in der Schweiz verloren hatten, ſich rückhaltlos den Schmalkaldenern in die Arme warfen. Noch immer fehlte dem Bunde die Verfaſſung; bei der kühlen Zurückhaltung der Städte hatte man ſich über ſie nicht einigen können. Jetzt kam ſie raſch zum Abſchluß.

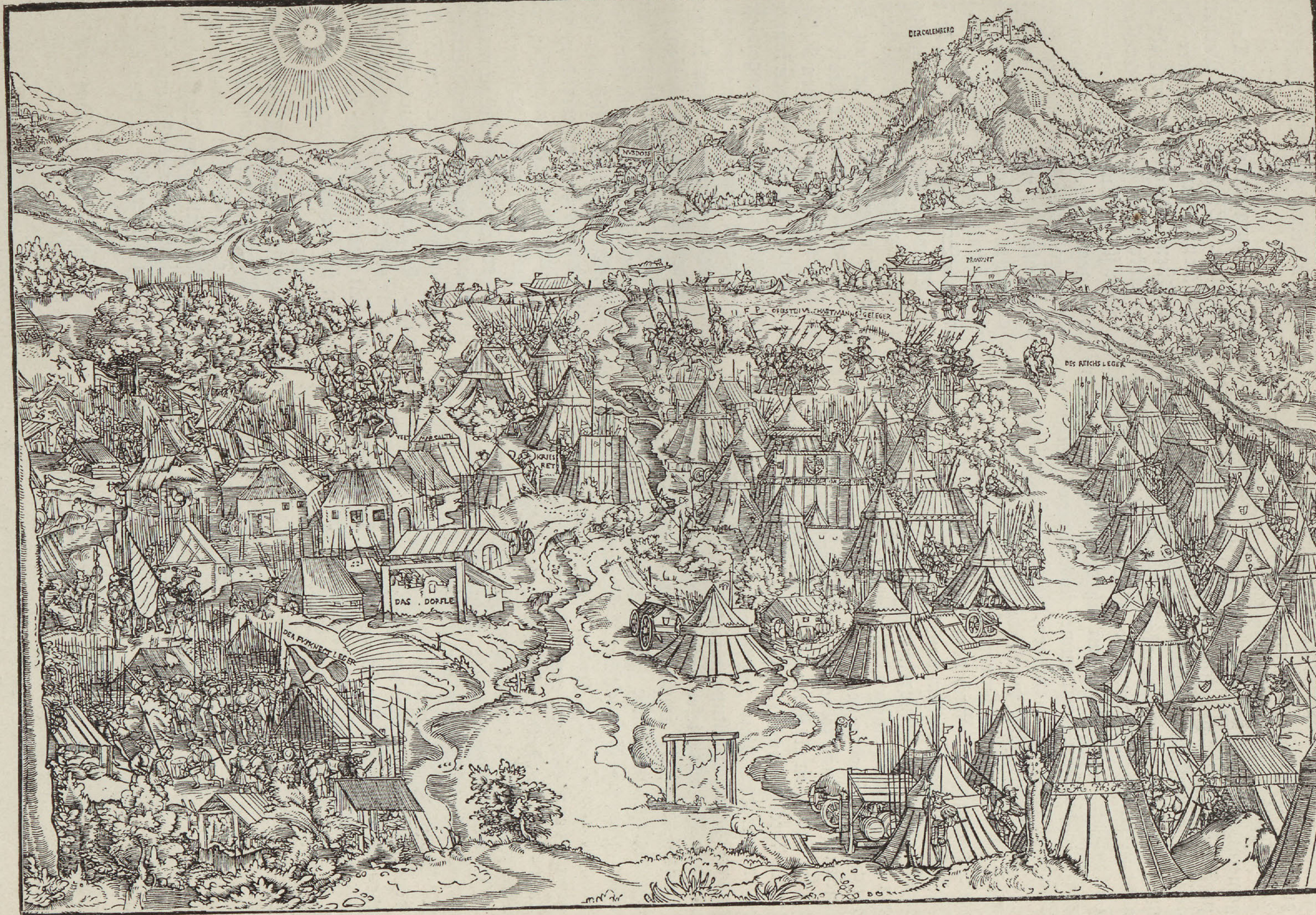
Dieſer Zuſammenſchluß der Kräfte von Nord und Süd ſtellte doch eine anſehnliche Macht her. Mit Sachſen, Heſſen und einigen kleineren Fürſten hatten ſich im ganzen vierzehn Städte Ober- und Niederdeutſchlands vereinigt, darunter ſo mächtige oder reiche wie Straßburg und Ulm, Magdeburg, Goslar, Bremen und das gewaltige Lübeck.

Von Anfang an hatte Karl V. mit dieſer Macht zu rechnen; und das um ſo ſtärker, als binnen kurzem deutſche und außerdeutſche Gegner des Kaiſers die Bedeutung der hier organiſierten Oppoſition erkannten und Anſchluß an ſie ſuchten. Da war zunächſt — wen ſollte es nicht überraſchen? — das eifrig katholiſche Bayern, das ſich den Schmalkaldenern näherte. Karl hatte zu Anfang des Jahres 1531, um ſeine Macht im Reiche zu ſtärken, für die Zeit ſeiner Abweſenheit in ſeinem Bruder einen geſetzlichen Stellvertreter zu haben, Ferdinand von den Kurfürſten zum Römiſchen König wählen laſſen. Doch Kurfürſt Johann von Sachſen war der Wahl fern geblieben und hatte gegen ſie proteſtiert. Gleich ihm verſagten ſeine Verbündeten dem neuen König die Anerkennung. Dasſelbe taten aber auch die Herzoge von Bayern, die ſeit lange danach getrachtet hatten, die Würde wieder einmal an das Haus Wittelsbach zu bringen. Um ihrem Widerſpruch Nachdruck verleihen zu können, ſchloſſen ſie jetzt — es war im Oktober 1531 zu Saalfeld — mit den Schmalkaldenern ein Schutzbündnis; es enthielt das Verſprechen gegenſeitiger Unterſtützung, falls jemand wegen der Verwerfung Ferdinands angegriffen werden ſollte. Da war ferner König Friedrich I. von Dänemark, den Karl V. verjagen wollte, um den früheren König, ſeinen Schwager Chriſtian II., wieder einzuſetzen. Da war endlich der in zwei Kriegen beſiegte König von Frankreich, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ſich an dem Kaiſer zu rächen. Beide Könige traten der Saalfelder Vereinigung bei.


¶ Die gefangen klagen.
¶ O Herre Got laß dich erbarmen
Unſer ellend gefangen armen
Erwegen ſich wie unſer Kinder
Genummen ſind uns Schaff vñ Rinder
Hauß unde Hoff iſt uns verdiendt
Und wie gefürt in das ellendt
Wee das uns unſer mbter erüg
Erſt wöß wir ziehen in dem pflůg
Und Gerſten eſſen wie die Pferdt
Mit unſerm munde von der erds
Kum grymmer todt und uns erlöß
Von dem grauſamen Türcken böß.

Türkiſcher Soldat mit gefangenen Bauern.
Nach einem alten Flugblatt.

Wir ſehen, der deutſche Proteſtantismus begann als politiſche Macht die Grenzen Deutſchlands zu überſchreiten. Was Zwingli und Landgraf Philipp ein paar Jahre zuvor vergeblich erſtrebt hatten, das ſpinnt ſich jetzt doch an: er läßt ſich mit fremden Mächten ein, nur mit dem Unterſchied, daß das Phantaſtiſche der früheren Pläne fehlt und ſtatt der damals herrſchenden Angriffsluſt nur der Gedanke der Selbſtverteidigung die maßgebenden Kreiſe beſeelt. Immer aber war doch die Verbindung mit dem Auslande da! War ſie etwa Verrat am Vaterlande? oder auch nur aus Mangel an Patriotismus geboren? Wir können ſie beklagen, tadeln dürfen wir ſie nicht. Denn gegen wen ſollte hier mit fremder Hülfe die deutſche Nation und deutſches Weſen geſchützt werden? Etwa gegen den deutſchen Kaiſer? Man hat mit Recht auf den Vorgang der Kaiſerkrönung zu Bologna (am 24. Februar 1530) hingewieſen, bei der kein deutſcher Fürſt zugegen war, wie da Clemens VII. die Krone nicht wie ſonſt ſeit Otto dem Großen dem deutſchen Herrſcher, ſondern dem König von Spanien, Neapel und den Niederlanden


DER CALEMBERG
NVSDORF
PROVVNT
II F P OBERSTEN V. HAVBTMANNS GELEGER
DES REICHS LEGER
VELT MARSALTH
KRIES RET
DAS DORFLE
DER FVSKNECT LEGER

Erſte Belagerung Wiens durch die Türken.

Zeichnung von Bartel Beham.

erteilt hat: „Deutſchland bildete nur ein paſſives Anhängſel der fremden Weltmacht.“ Gegen dieſe lehnte man ſich auf! Daß es nur mit Unterſtützung des Auslandes möglich war, das iſt ein Verhängnis für unſer Vaterland geweſen, aber es war nicht von denen verſchuldet, welche den durch die Umſtände gebotenen Weg betraten. — —

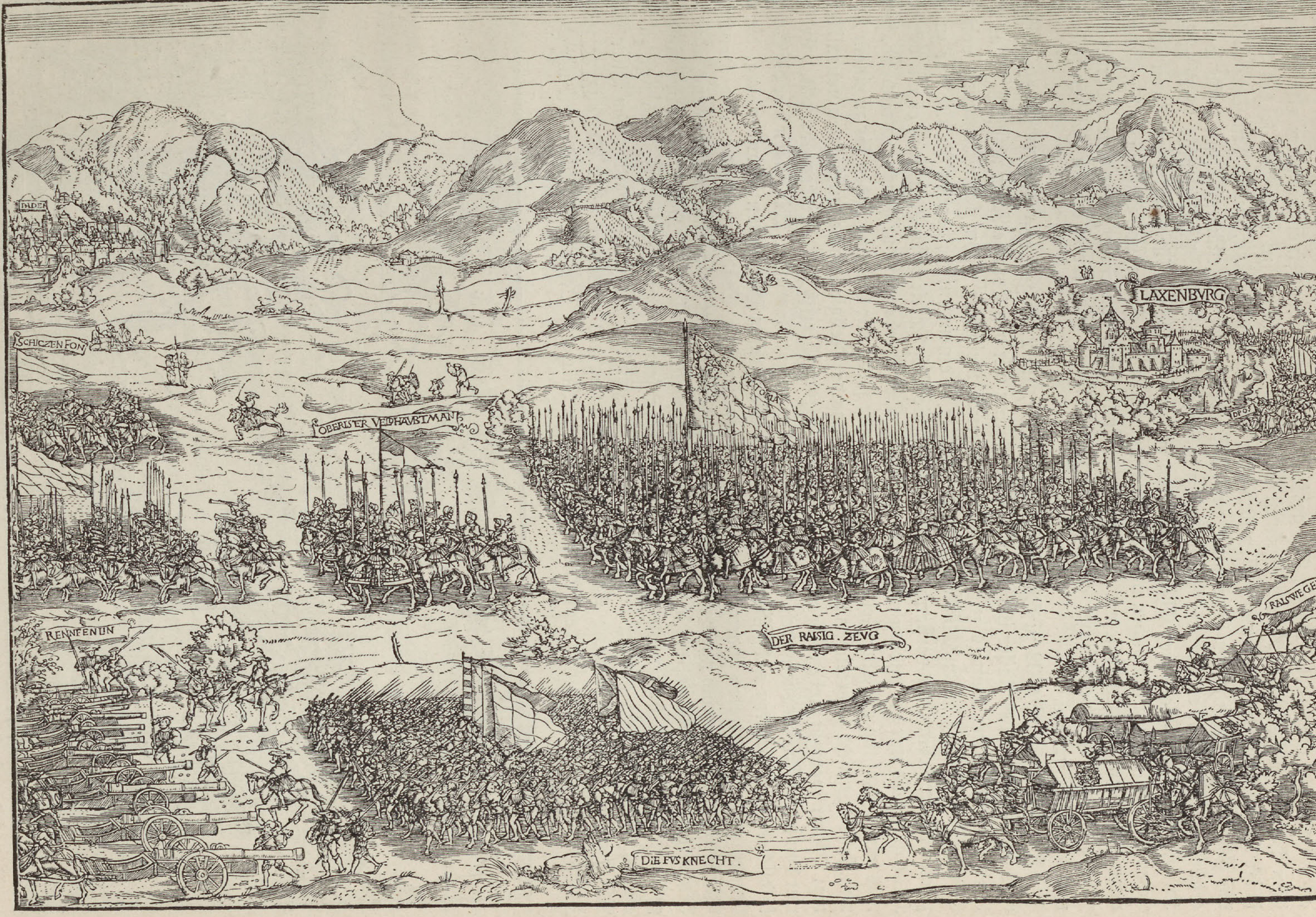
Karl V. hatte bereits den harten Reichstagsabſchied von Augsburg mehr als eine Drohung gemeint. Er hätte ſchon damals nicht wagen dürfen, Ernſt zu machen. Schon war ſein Verhältnis zu Frankreich unſicher, unſicher und durch ſeine Forderung des Konzils auf eine ſchwere Probe geſtellt die päpſtliche Freundſchaft. Dazu die drohende Lage im Oſten. Bereits im Frühjahr 1531 waren ihm die erſten Gedanken gekommen, daß doch irgend ein Abkommen mit den Proteſtanten nicht zu umgehen ſein werde. Er brauchte ſie. Beharrlich hatten ſie zu Augsburg die verlangte Türkenhülfe abgelehnt. Nun ſah er ſich ihrer vereinten Macht gegenüber. Die Notwendigkeit einer Verſtändigung trat immer klarer hervor. Noch machte er einen letzten Verſuch, den Sultan Suleiman durch Anerbietungen, die eine tiefe Selbſtdemütigung einſchloſſen, fernzuhalten. Umſonſt!

Der Kaiſer ſelbſt war bedroht. Um von Deutſchland abzuſehen, ſo konnte die Flotte des Großtürken ſeine Mittelmeerreiche bedrängen. Aber den Hauptſtoß hatte doch ſein Bruder Ferdinand auszuhalten. Nach dem Tode Ludwigs II. von Ungarn und Böhmen in der Schlacht von Mohacz (1526) waren ihm dank des Erbrechtes ſeiner Gattin, einer Schweſter des letzten ungariſchen Jagellonen, beide Königreiche zugefallen — freilich nicht, ohne daß er andere Bewerber hätte aus dem Sattel heben müſſen. Ja in Ungarn bekam er es dauernd mit einem Rivalen zu tun, dem mächtigen Woiwoden von Siebenbürgen Johann von Zapolya. Nahm ſchon dies die Kraft Ferdinands in Anſpruch, ſo vollends die unausgeſetzt gefährdete Lage ſeines neuen ungariſchen Reiches, das die Osmanen als ihnen gehörig betrachteten und jeden Tag von neuem überſchwemmen konnten. Um ſich ihrer zu erwehren, ſah er ſich ganz und gar auf die Unterſtützung Deutſchlands angewieſen. Daher war das Haus Habsburg durch den großartigen Machtzuwachs zunächſt keineswegs zu größerer Machtentfaltung fähig geworden (erſt die Ferdinande der Gegenreformation konnten das volle Gewicht dieſer außerdeutſchen Reiche in die Wagſchale des Weltkampfes werfen); im Gegenteil, die ſchon immer ſchwache Bewegungsfreiheit Ferdinands war noch verringert, ſeine Abhängigkeit vom Reiche geſteigert. So hat der Erwerb jener beiden Kronen in ähnlicher Weiſe wohltätig auf die Geſchicke der Reformation in Deutſchland eingewirkt wie die unaufhörliche Verſtrickung Karls V. in die großen Weltverhältniſſe. So arg Ferdinand über die verheerenden Wirkungen der entſetzlichen Seuche der Ketzerei, die er früher tatkräftig bekämpft hatte, klagen mochte, ſein Arm war jetzt gelähmt, er ſah ſich zur Untätigkeit verurteilt; ja noch mehr, er und ſein Bruder konnten ſich nicht einmal der Notwendigkeit entziehen, den verhaßten Ketzern Zugeſtändniſſe zu machen.

Niemals bisher hatte die Hülfloſigkeit des Königs von Ugarn einen ſo hohen Grad erreicht. Im Frühjahr 1532 brach der Erbfeind der Chriſtenheit zu ſeinem großen Heerzuge gen Weſten auf. Der Zug galt nicht bloß Ungarn, das am nächſten vor ihm lag. Es war ein Weltunternehmen, zu dem ſich Suleiman erhoben hatte: dem König von Spanien wollte er die angemaßte Kaiſerwürde rauben, und zwar auf deutſchem Boden. Die politiſche Zerriſſenheit und die religiöſe Entzweiung Deutſchlands war ihm nicht unbekannt. Er wußte, daß, wie man ſich an der Pforte ausdrückte, der Kaiſer ſeinen Frieden mit Martin Luther noch nicht gemacht habe.

Ein furchtbarer Schreck fuhr durch die zunächſt gefährdeten Länder der Chriſtenheit. Wie arg er in Rom geweſen iſt, zeigt die plötzliche Bereitwilligkeit des Papſtes, „die Lutheraner“, die man bis dahin immer nur mit den Türken auf eine Stufe geſtellt hatte, als Chriſten anzuerkennen. Clemens VII. legte ſeinen Theologen von neuem das Augsburger Bekenntnis zur Begutachtung vor; und da machte man die Entdeckung, daß es gar nicht ſo ſchlimm ſei, eine Verſtändigung keineswegs unmöglich erſcheinen laſſe; und der Papſt ſelber ermunterte den Kaiſer, ſich mit den Proteſtanten zu vertragen.

Und in der Tat mußte Karl ſich dazu entſchließen, wie ſauer es ihm auch wurde. Das türkiſche Heer ſtand bereits auf ungariſchem Boden. Soeben hatte Frankreich ſich der deutſchen Oppoſition genähert. Seit faſt einem Jahre ſchwebten Verhandlungen Karls mit dem Schmalkaldiſchen Bunde. Sie hatten nie von der Stelle rücken wollen. Jetzt kam ein friſcher Zug in ſie. Auch die Evangeliſchen verſchloſſen ſich nicht der Einſicht von der Notwendigkeit eines Ausgleiches, dem nur die katholiſchen Stände mit allen Mitteln entgegen arbeiteten. Indem ſie, im Unterſchied

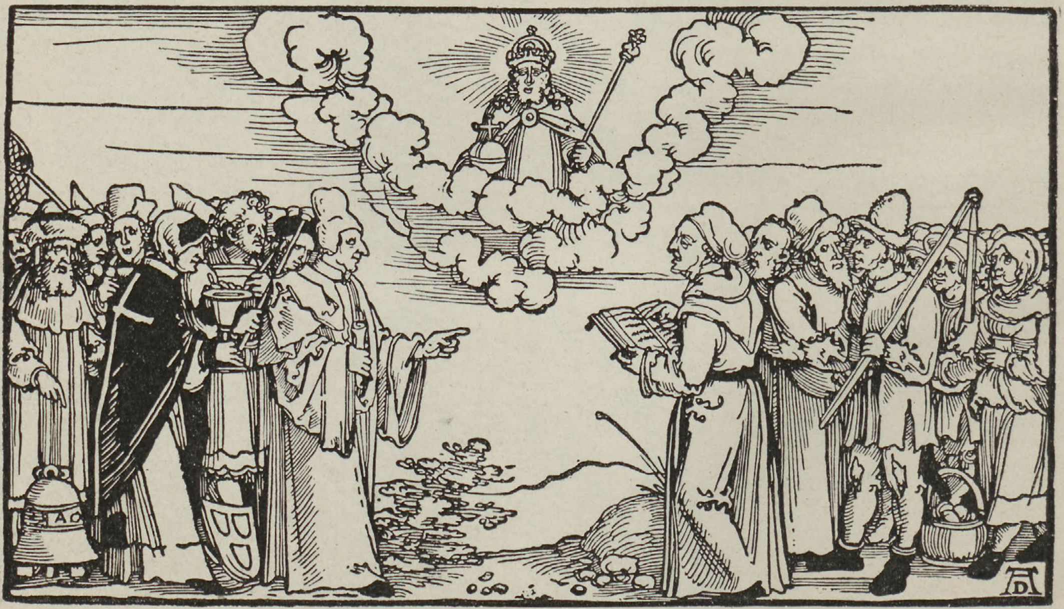

BADE
SCHICZEN FON
LAXENBURG
DE CELO
VICTORIA
OBERISTER VELDHAUBTMAN
DPOS
DER RAISIG. ZEUG
RAISWEGEN
RENNFENLIN
DIE FUSKNECHT

Deutſche Landsknechte auf dem Marſche gegen die Türken im Jahre 1532.

Holzſchnitt von Michael Oſtendorfer.

von den Proteſtanten, ſich in der Gewährung der Reichshülfe gegen die Türken ſchwierig zeigten, tadelten ſie ſchroff die Nachgiebigkeit Karls, der von dem Augsburger Abſchied abgehen wolle. Dieſe Oppoſition kam dem Kaiſer im letzten Grunde gewiß nicht ungelegen. War er von Anfang an entſchloſſen, nicht mehr, als die Not gebieteriſch forderte, von ſeinem Standpunkte zu weichen, dem katholiſchen Glauben, ſeiner Zukunft in Deutſchland nichts zu vergeben, ſo bot die feindſelige Haltung ſeiner Glaubensgenoſſen ihm eine willkommene Stütze, um in den Verhandlungen die zäheſte Hartnäckigkeit zu behaupten, und ließ jedes ſeiner Zugeſtändniſſe nur deſto wertvoller erſcheinen. So kam es, daß die Proteſtanten in ihrem gutmütigen Patriotismus, ihrer politiſchen Kurzſichtigkeit (nur Landgraf Philipp war von beiden frei) Schritt für Schritt von ihren urſprünglichen Forderungen zurückwichen und ſchließlich nur einen unſicheren, von Anfang an durchlöcherten, unzureichenden Frieden erhieten. Philipp ſprach mit Recht von einer „ungewiſſen Verſicherung“, mochte es auch eine vom Ärger eingegebene Übertreibung ſein, wenn er den Frieden ſchimpflich und lächerlich nannte.

Der am 23. Juli 1532 zu Nürnberg verabredete, am 2. Auguſt von Karl V. beſtätigte Friede war unſicher, weil der Kaiſer ihn nur für ſeine Perſon mit den Evangeliſchen abſchloß. Das Reich band er nicht. Der damals zu Regensburg tagende Reichstag nahm keine Kenntnis von ihm. Er war von Anfang an durchlöchert, weil der Kaiſer in einem entſcheidenden Punkte nur zu einer zweideutigen Formel ſich verſtanden hatte und ſich die Möglichkeit offen hielt, was er mit der einen Hand gab, bald mit der andern wieder zu nehmen. Der Friede war durchaus unzureichend, ſowohl was ſeinen Umfang als ſeine Zeitdauer anlangte. Er ſollte nur Geltung haben bis zu einem Konzil und, falls das nicht zu erreichen war, bis zur Regelung der Religionsſache durch einen neuen Reichstag. Nicht weniger bedenklich war es um den Geltungsbereich des Friedens beſtellt. Er ſollte nur den in der Friedensurkunde aufgezählten Ständen zu gute kommen. Wir finden hier die Schmalkaldiſchen Verbündeten nebſt Nürnberg und dem Markgrafen Georg von Brandenburg, die dem Bunde nicht beigetreten waren (im ganzen vierundzwanzig Städte, darunter auch Hamburg). Der Friede galt demnach nur den gegenwärtigen Bekennern des evangeliſchen Glaubens, nicht aber denjenigen Reichsſtänden, die in Zukunft ſich ihm zuwenden würden. Daß er auch auf dieſe ausgedehnt werde, das hatten anfangs die Proteſtanten ſehr beſtimmt gefordert, doch nur zu bald, als der Kaiſer ſich dem auf das heftigſte widerſetzte, gegen den Willen des Landgrafen fallen laſſen. Wir verſtehen den Widerſtand Karls. Die Bewilligung des proteſtantiſchen Verlangens war ſo ziemlich gleichbedeutend mit dem Ende der römiſchen Kirche in Deutſchland. Über die ungeheuere



Die wahren und die falſchen Apoſtel Chriſti. Holzſchnitt von Albrecht Dürer.

Zugkraft „der eitlen Glaubensmeinungen" täuſchte er ſich nicht. Ebenſo ſtark war Luther von ihr überzeugt, wenn er urteilte, der „Gegenteil" werde auf die Forderung nicht eingehen, weil ſonſt „ohne Zweifel bald all ſein Volk umſchlagen" würde.

Indeſſen, ſo wenig uns heute dieſer „Friede" befriedigt, verglichen die Proteſtanten die durch ihn geſchaffene Lage mit ihrer Situation zwei Jahre zuvor, wo ihnen täglich Krieg und Verderben gedroht hatte, ſo durften ſie immerhin von einem anſehnlichen Erfolge ihrer Politik träumen. Nicht ſie waren zurückgewichen, zurückgewichen war der Kaiſer: er hatte die Abgefallenen dulden, ihre Schöpfungen unangetaſtet laſſen müſſen. Gehobenen Hauptes gingen ſie der Zukunft entgegen, und — dieſe hat ihnen Recht gegeben.

Ungeachtet ſeiner böſen Mängel hat der Nürnberger Friede die Pforte gebildet zu einer Epoche neuen Aufſchwunges der Reformation in Deutſchland. Karl V. hatte ein Proviſorium bewilligen wollen von heute auf morgen; der Druck der europäiſchen Verhältniſſe, der auf ihm laſtete, hat ſein Werk ausgedehnt auf nicht weniger als vierzehn Jahre. So gewaltig waren die Fortſchritte der Reformation in dieſer Zeit, daß ihr voller, uneingeſchränkter Sieg im Reiche nicht mehr fern zu ſein ſchien. Es iſt dieſelbe Zeit, wo die religiöſen Ideen Luthers weit über ihre urſprüngliche Heimat hinaus vordringen, ſo ſehr, daß man von einem Zuge der Reformation durch Europa reden darf.

In dieſer ihrer zwiefachen Bedeutung müſſen wir uns in den nächſtfolgenden Abſchnitten die Epoche von 1532 bis 1545 vergegenwärtigen.

9. Der neue Aufſchwung der Reformation in Deutſchland, ihr Zug durch Europa, 1532—1545.

Wir haben für dieſe Jahre ein faſt beſtändiges Fortſchreiten des Proteſtantismus im Reiche zu verzeichnen. 1534 eroberte Philipp von Heſſen Württemberg, deſſen Fahne zum Mißvergnügen ſo manches Reichsfürſten Ferdinand von Öſterreich führte, für den angeſtammten Herrn, Herzog Ulrich, zurück und erſchloß es damit zugleich für die Reformation. Auch in den benachbarten Gebieten machte ſich deren Einfluß ſofort ſtärker geltend. Schon vorher, in den Jahren 1532 bis 1534, hatten die Fürſten von Anhalt-Deſſau ihr Land der evangeliſchen Lehre geöffnet. Um dieſelbe Zeit war ſie in harten Kämpfen auch in Pommern durchgedrungen. In nicht wenigen kleineren Gebieten Mittel- und Norddeutſchlands, dazu in vielen niederdeutſchen Städten hatten die Dinge denſelben Verlauf genommen. Württemberg, Pommern, Anhalt, dazu Städte wie Frankfurt a. M. und Augsburg traten dem Schmalkaldiſchen Bunde bei, nachdem die Verbündeten Ende 1535 den Beſchluß gefaßt hatten, ihre Vereinigung zu erweitern; bald (1538) durften ſie ſogar eine auswärtige Macht, Dänemark, aufnehmen.

Beſonders ſchwer aber fielen die Eroberungen des Jahres 1539 in die Wage: da hielt die Reformation ihren Einzug in das Albertiniſche Sachſen und in das Kurfürſtentum Brandenburg. Dort war auf den alten Herzog Georg ſein Bruder Heinrich gefolgt, hier tat jetzt Joachim II. den entſcheidenden Schritt, während ſein Bruder, Markgraf Johann von der Neumark, ſchon ſeit Jahr und Tag in den Reihen der Schmalkaldener zu finden war. Zwar entfernte ſich Joachim II. in Gebräuchen und Riten möglichſt wenig von der alten Kirche. Doch war, wie auch Luther urteilte, an dieſen Äußerlichkeiten bei dem ſonſtigen, echt evangeliſchen Charakter der Brandenburger Kirchenordnung (von 1540) nicht viel gelegen. Wichtiger war, daß der Kurfürſt ſich politiſch ſeine Selbſtändigkeit wahrte, indem er ſich von dem Schmalkaldiſchen Bunde fern hielt. Dieſe Zurückhaltung hat ihm (1541) die Beſtätigung ſeiner Kirchenordnung durch Karl V. eingetragen: freilich mußte er damals dem Habsburger zugleich verſprechen, ihm nicht nur gegen Frankreich, ſondern auch gegen den Herzog von Cleve, mit dem der Kaiſer einen Span hatte, beizuſtehen.

Die regierenden Fürſten aus dem Hauſe Hohenzollern ſtanden jetzt, mit Ausnahme des alternden Kardinals Albrecht, alle miteinander auf evangeliſcher Seite: zu den fränkiſchen Hohenzollern in Franken und in Preußen, wo der ehemalige Hochmeiſter des deutſchen Ordens jetzt als Herzog Albrecht ſchaltete, waren nun auch die Söhne Joachims I. gekommen.

Wie hätte ein ſo wichtiges Ereignis nicht in weitem Umkreiſe Wellen werfen ſollen?

Bald war, mit Ausnahme der Rheingegenden und eines Teiles von Weſtfalen, faſt das ganze Norddeutſchland vom evangeliſchen Glauben in Beſitz genommen. Von Luthers alten fürſtlichen Gegnern auf dieſem Gebiete wehrte ſich nur noch der Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel gegen den kirchlichen Umſturz in ſeinem Ländchen.

Aber vermochte er, vermochten die übrigen Fürſten, geiſtliche wie weltliche, die im Süden und Weſten gleich ihm noch an der alten Kirche feſthielten, noch lange zu widerſtehen?

Schon 1538 ſprach einer der beſten Kenner Deutſchlands, der Kardinal von Trient, einem päpſtlichen Legaten gegenüber die Befürchtung aus, bevor fünf Jahre ins Land gingen, würden ſämtliche Fürſten des Reiches, die geiſtlichen ſo gut wie die weltlichen, „Lutheraner“ ſein. Die Verhältniſſe ſchienen ihm Recht zu geben.

Die römiſche Kirche ging auch dort, wo man von oben her mit allen Mitteln ſie zu ſtützen ſuchte, unaufhaltſam ihrer Auflöſung entgegen. Die neuerdings veröffentlichten Berichte der päpſtlichen Nuntien aus Deutſchland laſſen dieſe Tatſache auf das klarſte hervortreten: die Ohnmacht der alten Kirche, die Haltloſigkeit der geiſtlichen Fürſten hätte kaum größer ſein können.

Wie aber, wenn nun gar ein oder der andere von ihnen, an dieſer Kirche verzweifelnd, dem Beiſpiel ſeiner weltlichen Genoſſen folgend, ebenfalls den Weg der Reform beſchritt? Eben dies aber trat zu Anfang der vierziger Jahre ein. Konnte ſich für den Proteſtantismus im Reiche eine großartigere Ausſicht eröffnen?

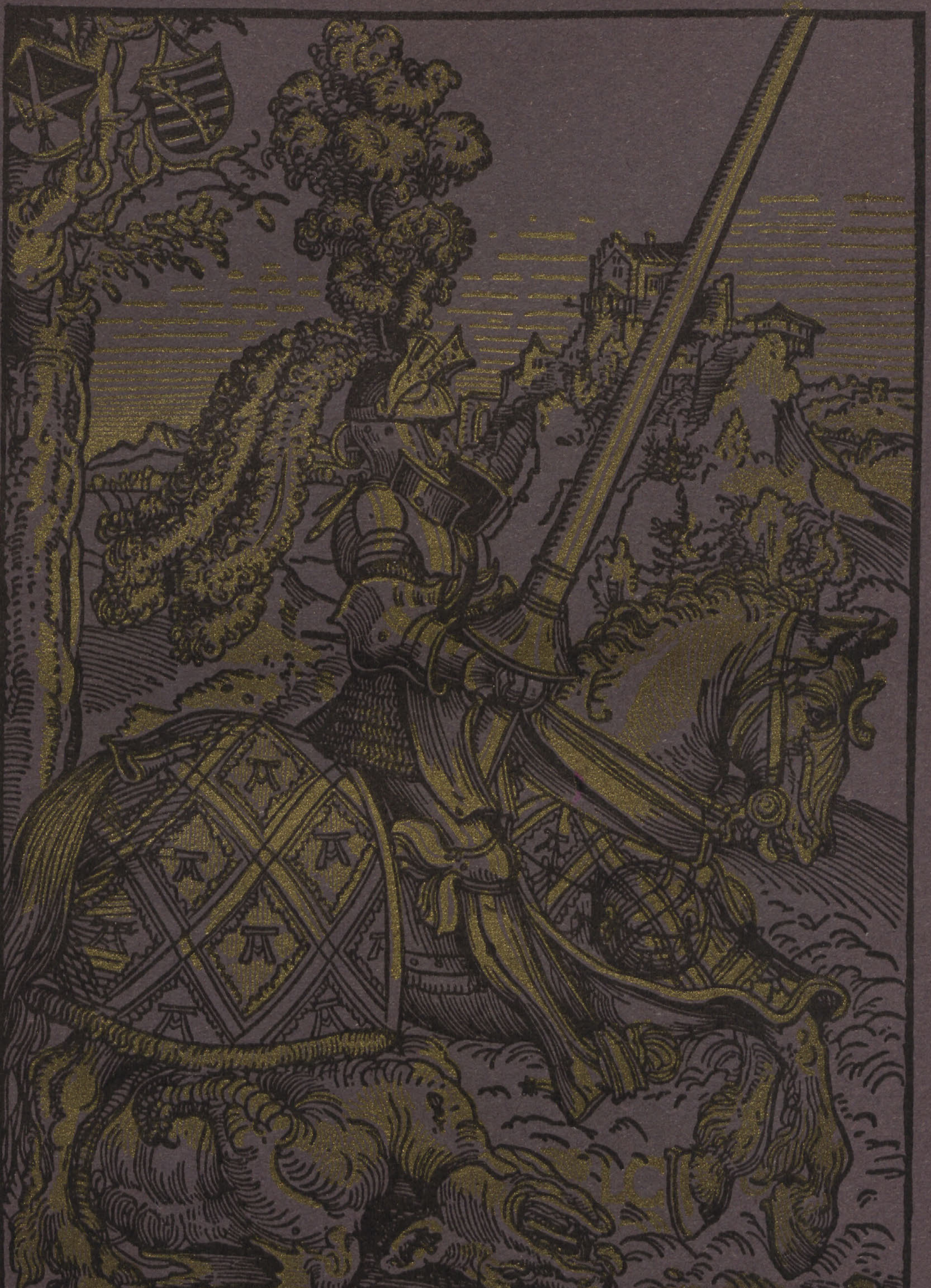
Es iſt der Erzbiſchof von Köln, Graf Hermann von Wied, dem der Ruhm gebührt, ſich auf dieſe zweifellos gefährliche Bahn gewagt zu haben. Er war dabei von den reinſten Abſichten beſeelt: jeder ſelbſtſüchtige Gedanke lag ihm fern. Einzig um die Religion, um das wahre Beſte ſeiner Untertanen war es ihm zu tun. Auch dachte er nicht daran, ſein Stift in ein weltliches Kurfürſtentum umzuwandeln. Es ſollte vielmehr ein geiſtliches Fürſtentum bleiben, unter Aufrechterhaltung der geſamten politiſchen Verfaſſung, beſonders auch unter Wahrung der Rechte des Stiftsadels. So ſchien Hermann von Wied das löſende Wort geſprochen, ja den Weg betreten zu haben, der die Geſamtheit der reichsſtändiſchen Prälaten aus ihrer Bedrängnis herausführen konnte. Auf der einen Seite bedrohte ja der Kaiſer ihre politiſche Selbſtändigkeit, auf der andern Seite drohte die Reformation, ihre kirchliche Gewalt zu verſchlingen, deren Sturz die weltliche leicht in den Strudel mithinabziehen konnte. Der einen wie der anderen Gefahr ſchienen ſie glücklich entgehen zu können, wenn ſie, der religiöſen Forderung der Zeit, dem großen nationalen Zuge nachgebend, ſelber ihre Länder der Reformation zuführten und ſich mit den weltlichen proteſtantiſchen Fürſten zu einem das ganze Reich umſpannenden Staatenbunde zuſammenſchloſſen.

Und konnte Erzbiſchof Hermann nebſt den Prälaten, die ſich mit dem Gedanken trugen, ſeinem Beiſpiel zu folgen, ſich denn nicht an die mächtige proteſtantiſche Vereinigung, den Bund von Schmalkalden, anlehnen? Wer hätte daran gezweifelt? Denn noch immer hielt, äußerlich betrachtet, jene proteſtantiſche Machtſtellung an, welche der Nürnberger Friede eingeleitet hatte. Noch in der ganzen erſten Hälfte der vierziger Jahre ſchritten die deutſchen Proteſtanten von Sieg zu Sieg. Sie durften es ſogar wagen, ein paar Städten ihres Bundes, Goslar und Braunſchweig, die ſchutz- und rechtlos dem feindſeligſten Bedränger preisgegeben waren, Ruhe zu ſchaffen, indem (1542) ein raſcher Kriegszug der Bundeshäupter den alten Gegner Heinrich von Braunſchweig aus ſeinem Lande jagte.

Der Kaiſer mußte dieſer Vergewaltigung, die doch faſt eine unmittelbare Herausforderung für ihn einſchloß, ruhig zuſehen. Er war in unausgeſetzten politiſchen Nöten. Wie viel weniger hätte er da noch etwas zu tun vermocht gegen dasjenige Wachstum der Reformation, welches noch immer wie von ſelbſt aus ihren inneren Trieben aufſchoß? Derartige Fortſchritte boten ſich aber auch in dieſen Jahren ſeinem Blicke in den verſchiedenſten Teilen des Reiches dar: in Schleswig-Holſtein und in Schleſien, im ganzen Nordweſten von Weſtfalen bis an den Niederrhein, in der Pfalz (in dem Kurfürſten Friedrich II. fiel dem Proteſtantismus der dritte Kurfürſt zu), im Elſaß und bis nach Lothringen hinein. Überall hier regte ſich von neuem das religiöſe Verlangen mit Macht.

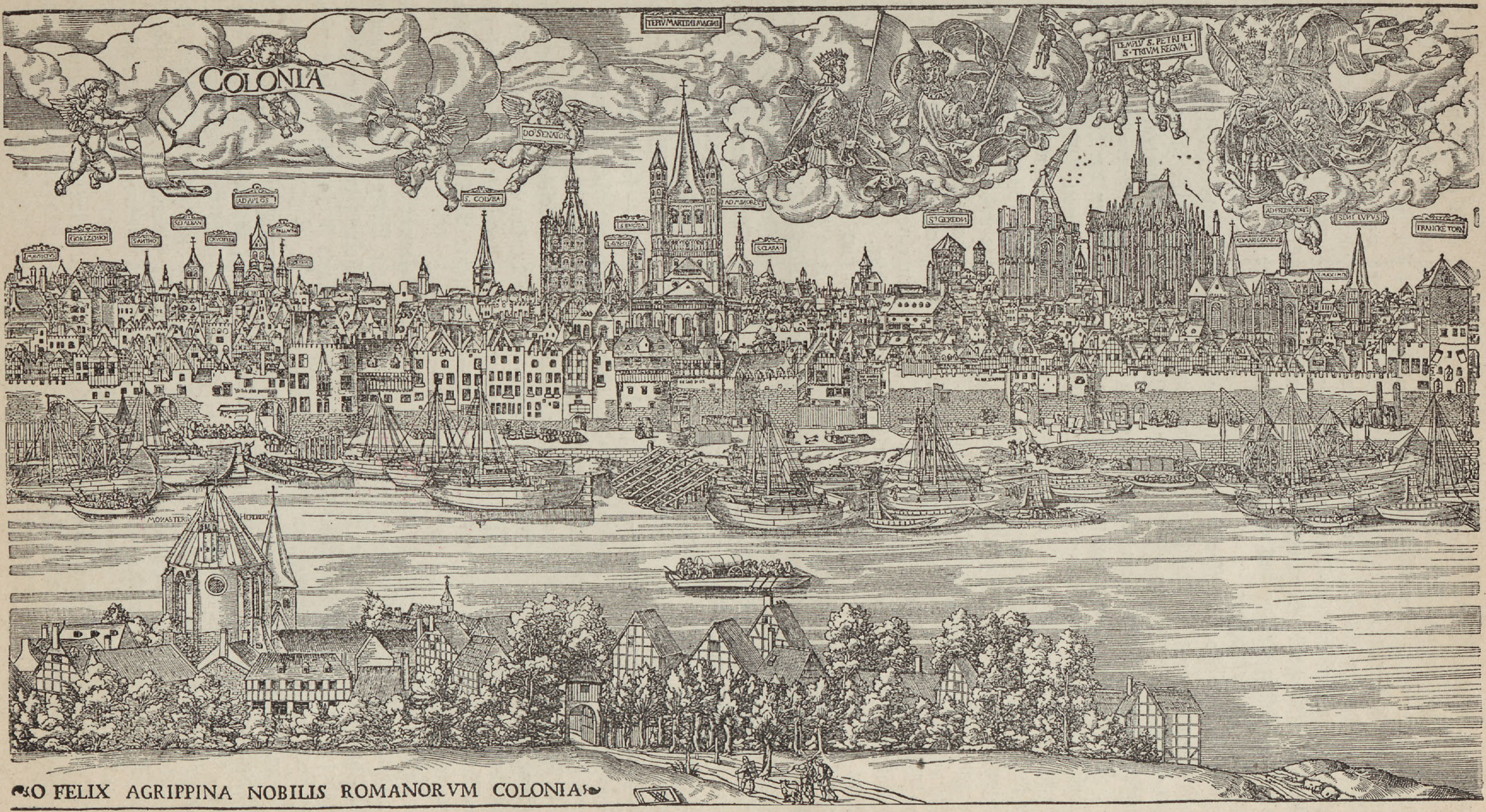
Es war in der Tat ein beſtändiger Siegeslauf der evangeliſchen Meinungen.

Und ihre Eroberungen wurden — ſo gewann es wenigſtens den Anſchein — für die Zukunft geſichert durch weitgehende rechtliche Garantien, welche der Kaiſer 1544 auf dem Reichstage zu Speier den evangeliſchen Ständen gab. Schon ſeit Jahren trug er eine harmloſe Friedenspolitik



Der heilige Georg ſprengt über den erſchlagenen Drachen
(Sinnbild des ſiegreichen Proteſtantismus über die Papſtkirche)
Holzſchnitt mit Gold gehöht nach Lucas Cranach. Orig. i. d. Sammlung Mitchell

Stadt-
bücherei
Elbing


COLONIA
TEPV MARTINI MAGNI
TEMPLV S. PETRI ET S. TRIVM REGVM
DO SENATOR
S. COLVBA
S. GEREON
S. LVPVS
FRANCKE TORN
O FELIX AGRIPPINA NOBILIS ROMANORVM COLONIA

Teilanſicht von Köln (rechts der noch unvollendete Kölner Dom).

Holzſchnitt des Anton von Worms 1531.

im Reiche zur Schau. Hier aber kam er den Proteſtanten ſo weit entgegen, daß er dafür den ſchärfſten Tadel des Papſtes Paul III. erntete. (Dieſer Farneſe war bereits 1534 auf Clemens VII. gefolgt.) Schon vorher war infolge der Hinneigung Pauls III. zu Frankreich das Verhältnis von Papſt und Kaiſer von höchſter Spannung geweſen: jetzt war ihr Zerwürfnis offenkundig. Und faſt fühlten ſich die Proteſtanten als Verbündete ihres kaiſerlichen Herrn gegenüber der prieſterlichen Anmaßung. Ganz erfüllt von dem Bewußtſein ihrer außerordentlichen Machtſtellung, hatten ſie für den Augenblick das Gefühl des Gegenſatzes eingebüßt, in dem ſie doch zu dem Kaiſer als dem gefährlichſten Feinde des Evangeliums ſtanden. Ihre Führer trauten ſich die Kraft zu, das Errungene zu behaupten.

Beſtärken konnte ſie in dieſer Zuverſicht eine Wahrnehmung, die wohl geeignet war, ihre Seele mit einem ſtolzen Bewußtſein zu durchdringen. Immer klarer hatte ſich in den letzten anderthalb Jahrzehnten herausgeſtellt, daß das Prinzip, welches ſie vertraten, nicht mehr eine Angelegenheit Deutſchlands allein ſei. Auch außerhalb ſeiner Heimat hatte der religiöſe Gedanke gezündet. Die Reformation hatte, noch abgeſehen von dem Eintreten der deutſchen Proteſtanten in die Weltpolitik, eine allgemeine europäiſche Bedeutung gewonnen. Wohin auch immer die Evangeliſchen über die Grenzen Deutſchlands hinaus ihren Blick ſchweifen laſſen mochten, überall ſahen ſie ihre Wirkung: es gab kein Kulturland, in dem ſie nicht als ein bald mehr, bald weniger ſtark erregender Faktor der gärungsvollen Zeit ſich geltend machte und ihre Kraft hier in poſitiven Schöpfungen, dort wenigſtens in der Lebhaftigkeit der Gegenbewegung offenbarte. In mehr als einem außerdeutſchen Lande war ſie bereits ſiegreich durchgedrungen; anderswo breitete ſie ſich allem Widerſpruch zum Trotz ſtetig aus, oder ſie ſtand in einem harten Streit, deſſen Ausſichtsloſigkeit ſich den deutſchen Proteſtanten doch noch verhüllte. Bis zu den fernen Halbinſeln des Südens ließ die Reformation den Boden erzittern: auch hier verſpürte man etwas von der tiefen Erſchütterung, in welche ſie die Geiſter verſetzte. Ja, man darf ſagen: für ein jedes Volk Europas vom Mittelmeer bis zu dem ſkandinaviſchen und baltiſchen Norden, vom Ozean bis zu den Grenzen der Osmanen und der Moskowiter ſchlug in gewiſſer Weiſe die Schickſalsſtunde: ein jedes wurde vor die entſcheidende Frage geſtellt, ob innere Kraft und äußere Verhältniſſe ihm geſtatteten, ſich durchdringen zu laſſen von dem Geiſte der Neuen Zeit, oder ob es ſein geiſtiges Daſein binden wollte an eine Macht, welche, ungeachtet ihres noch immer unerſchöpften Erbes religiöſer und ſittlicher Kräfte, eine von der Geſchichte überholte Epoche der chriſtlichen Kultur darſtellte.

Der Hauptentſcheidungskampf — jener für die geſamte Welt — ſollte freilich nach wie vor auf deutſchem Boden gekämpft werden. Immer aber war vielleicht nicht ausgeſchloſſen, daß der Abfall von der Kirche des Mittelalters, der hier und dort eine vollendete Tatſache war, daß der Bruch mit Rom, den wir anderswo finden, zur Stärkung des deutſchen Proteſtantismus ausſchlug. Aber nicht bloß an dieſe Möglichkeit werden wir zu denken haben. Vielleicht erſtarkten in dieſem oder jenem Lande die Kräfte des Widerſtandes gegen das neue religiöſe Prinzip bereits in einem Maße, daß ſie wenigſtens mittelbar die entgegengeſetzte Wirkung auf Deutſchland auszuüben vermochten.

Wir dürften daher auf unſerer Wanderung durch das Zeitalter der Reformation an einem Punkte angelangt ſein, an dem wir nicht unzweckmäßig unſere Betrachtung des Zentrums der weltgeſchichtlichen Bewegung unterbrechen, um uns die Entwickelung der außerdeutſchen Länder, welche bisher nur als Einſchlag in das Gewebe der Politik Karls V. in Betracht gekommen ſind, ihren allgemeinſten Umriſſen nach zu vergegenwärtigen.

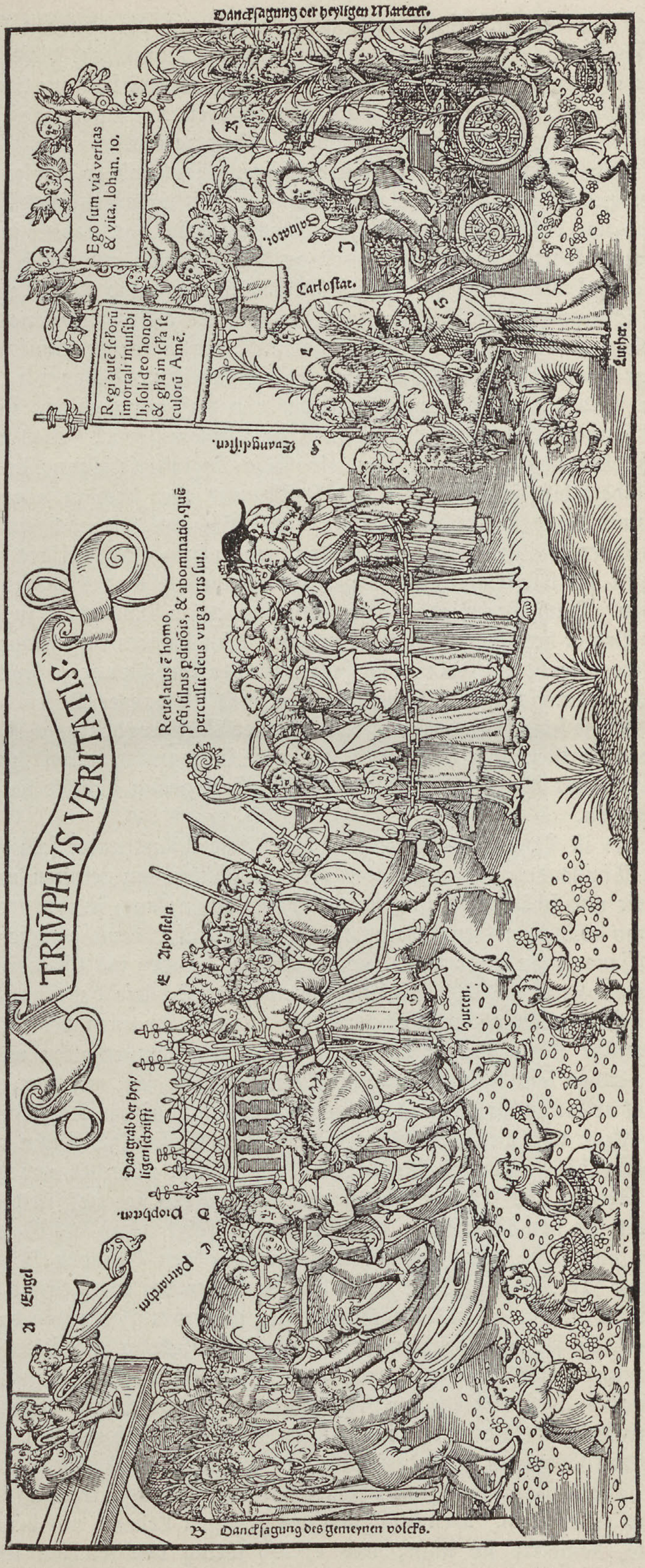
Gleich auf den erſten Blick drängt ſich uns da die Wahrnehmung auf: ſchon jetzt geht die Einheit der abendländiſchen Welt in die Brüche. Hier erhebt ſich auf romaniſchem Boden ein zweites Wittenberg, eine eigenartige Wiederaufnahme der Gedanken Luthers von unermeßlicher Wirkung. Dort wird, wiederum unter Romanen, der Anſtoß gegeben zu der gewaltigen Reaktion, kraft deren das Mittelalter, verjüngt und mit neuer Willenskraft ausgeſtattet, als mächtige Maſſe einer früheren Formation in das Leben der Neuzeit hereinragt, es auf das mannigfachſte durchſetzend oder auch wie zudeckend.

Unmittelbar mit dieſer Neugründung der katholiſchen Welt haben wir es zu tun, wenn wir uns jetzt zunächſt Spanien und Italien zuwenden.

◆

Die Grundlegung für das Spanien der Neuzeit iſt durch die „katholiſchen Könige“ Iſabella und Ferdinand vollzogen, ohne deren Schöpfung Karl V. den Kampf um die Vorherrſchaft in Europa nicht hätte aufnehmen geſchweige denn in ihm Stand halten können. Erſt durch dieſes Königspaar iſt Spanien zu einer nationalen Monarchie mit geordneten Verhältniſſen umgeſchaffen worden. Aber noch größer war eine andere Leiſtung der merkwürdigen Herrſcher: ihr kirchliches Reformwerk; denn dieſes hat für die Weltgeſchichte eine faſt unermeßliche Bedeutung erlangt.

Indem ſie die Kirche ihrer Reiche durch eine umfaſſende Beſchränkung des päpſtlichen Einfluſſes in Abhängigkeit von ſich brachten, verfolgten ſie dabei nicht nur den politiſchen Zweck, ihre monarchiſche Gewalt zu ſteigern, ſondern auch den anderen, der Verwilderung des kirchlichen Lebens, die in Spanien ſo arg war wie nur irgendwo, mit allen Mitteln ein Ende zu machen. Es gelang ihnen, durch eine ſtrenge ſittliche Zucht wenigſtens die oberen Schichten des Klerus zu den Aufgaben ſeines Berufes zurückzuführen. Zugleich erhielt der alte Eifer für die Religion, welcher in einem Jahrhunderte langen Kampfe wider die Ungläubigen zu einem nationalen Charakterzuge des Spaniers geworden war, ſeine Richtung auf das Innere der katholiſchen Religion, und durch die auf dieſem Felde entfaltete Tätigkeit gewann er binnen kurzem eine ungeahnte Kraft, Leidenſchaft und Glut. Dieſer Eifer warf ſich, als hätte man noch im 13. Jahrhundert gelebt, zum Hüter der Kirche auf, zum Hüter insbeſondere ihrer


Danckſagung der heyligen Marterer.
Ego ſum via veritas & vita. Iohan. 10.
Regi autē ſeculorū imortali inuiſibili, ſoli deo honor & gl'a in ſecula ſeculorū Amē.
TRIVPHVS VERITATIS.
Galater.
Carloſtat.
Luther.
Evangeliſten.
Reuelatus ē homo, pcti, filius pditiōis, & abominatio, quē percuſſit deus virga oris ſui.
Apoſteln
Hutten.
Das grab der heyligen ſchrifft
Propheten.
Patriarchen.
A Engel
B Danckſagung des gemeynen volcks.

Rückſeite des Titelblattes zum „Triumphus veritatis“ (Triumph der Wahrheit). Holzſchnitt eines unbekannten Meiſters aus der Zeit der Reformation.

Glaubensreinheit. Es dauerte nicht lange, und die von den katholiſchen Königen zu einer ſpezifiſch ſpaniſchen Einrichtung umgeſchaffene Inquiſition, dieſe furchtbare Waffe in ihrer Hand, war in den Augen des Volkes ein Ruhmestitel der Nation: der Geiſt des kirchlichen Fanatismus, welchen die Kirchenreform auch in den breiten Maſſen groß zu ziehen verſtand, fühlte ſich in inniger Verwandtſchaft mit jenem Glaubensgericht.

Wir ſehen, mit was für einer „Reformation" wir es hier zu tun haben: mit keinem Gedanken überſchreitet ſie das Mittelalter. Einzig „Wiederherſtellung" iſt die Loſung: der religiös-ſittliche Charakter des katholiſchen Chriſtentums muß ſich von neuem in ſeiner Reinheit darſtellen. Aber niemals kehrt eine Vergangenheit gutwillig zurück; nur mit Mitteln der Gewalt kann ſie wieder heraufgeführt werden — in beſchränktem Umfange und nie ohne eine gewiſſe Verzerrung. Je nach der Stimmung der Reſtaurationskünſtler wird dieſes oder jenes Stück herausgegriffen und übertrieben, ſo daß es eine Geltung gewinnt, die es früher inmitten anderer Zeitverhältniſſe keineswegs beſaß. In dem Aufkommen jenes Fanatismus haben wir einen Beleg dafür. Wo im Mittelalter finden wir ein ganzes Volk, das von dieſem unheiligen Feuer entzündet geweſen wäre wie das ſpaniſche unter der Einwirkung der Kirchenreform? Was früher, außer bei den verhärtetſten Schildknappen der Inquiſition, eine böſe Begleiterſcheinung des kirchlichen Lebens geweſen war, es lodert hier im Innerſten des Heiligtums oder doch in ſeinem Vorhofe. Im Innerſten ſelber brannte bei den edelſten Trägern dieſer Frömmigkeit noch ein anderes, ein reineres Feuer, bei den einen wie in verzehrenden Flammen aufzüngelnd, bei den anderen als ſtille Glut. Es iſt die Myſtik, die wir früher als die ſpezifiſche Frömmigkeit des ausgehenden Mittelalters kennen gelernt haben. Auch hier wieder iſt ſie urſprünglich im Mönchtum zu finden, ſeitdem dieſes von neuem mit Begier der Askeſe ſich ergeben hatte, dem Syſtem raffinierter Ertötungen des Fleiſches, welche die Seele leicht und frei machen ſollten für den Aufſchwung zu Gott, den Genuß ſeliger Entzückungen. Auch diesmal trugen die Mönche das, was ihr ganzes Daſein erfüllte, hinaus in die Laienwelt.

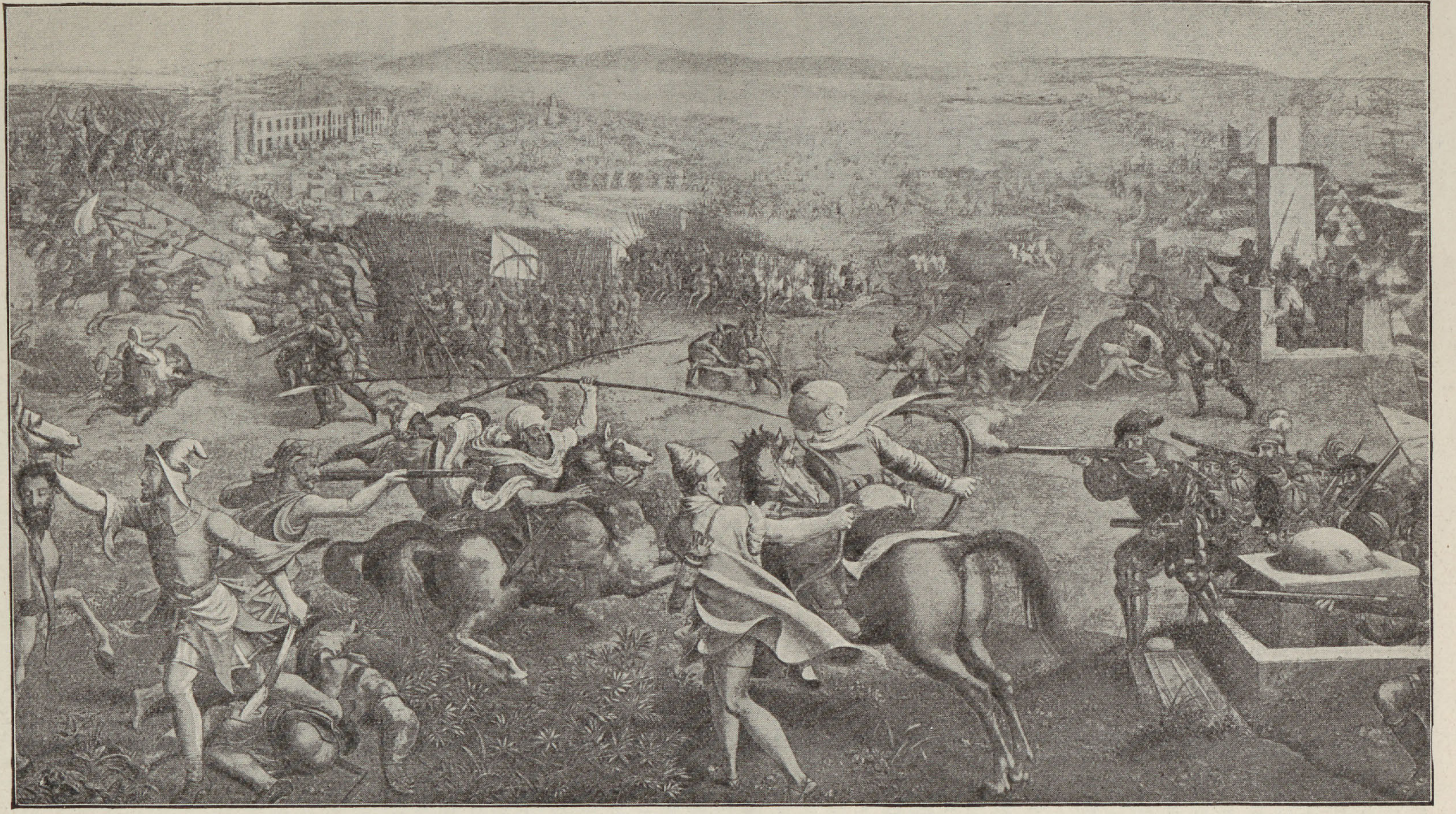
Dieſe ſpaniſche Kirchenreform hat den Mutterboden geſchaffen für die Renaiſſance des katholiſchen Chriſtentums überhaupt, die wir „Gegenreformation" zu nennen pflegen, und die dieſen Namen mit Recht führt, ſofern ſie ſich ſtark genug gefühlt hat, ſich der Reformation entgegenzuwerfen.

Es iſt Spanien, deſſen Geiſt die Kirche Roms unter ſein Joch beugt. Es iſt Spanien, das den Typus des neu-mittelalterlichen Katholiken am reinſten und ſchärfſten ausprägt, in keinem reiner und ſchärfer als in Ignatius von Loyola: auch in ihm treten uns als Ausſchlag gebend die beiden religiöſen Grundelemente entgegen, auf die wir geſtoßen ſind, jene ſchwärmeriſche Myſtik und jener brennende Eifer für die Kirche — aber ins Grandioſe geſteigert in dieſer Natur von eiſerner Kraft des Willens und ſchneidender Schärfe des Verſtandes. —

Wir haben einen Blick geworfen auf das Spanien der katholiſchen Könige. Es iſt zugleich dasjenige Karls V.: er hat es in ſeiner Eigenart erhalten und beſtärkt.

Schon ſein Kampf wider die Mauren Valencias, mit dem er dem Herrn des Himmels ſeinen Dank abſtatten wollte für den Sieg von Pavia, ließ das Herz eines jeden Spaniers höher ſchlagen: das Land war auf dem Wege ſeiner hohen Miſſion. Auf ihm war es auch auf den Zügen nach Algier (1536) und nach Tunis (1540), auf ihm in allen den anderen Kriegen Karls: immer ſtritten die Seinen wie für den Ruhm des Vaterlandes, ſo auch für die Weltherrſchaft ihres Königs und damit für den katholiſchen Glauben. Sie fühlten ſich als Gottesſtreiter. Als ſolche fühlten ſich aber auch jene, die daheim den Kampf für den Glauben führten, einmütig, das ganze Volk, Mann für Mann. Denn ſelbſt hier verſuchte der evangeliſche Geiſt ſich feſtzuſetzen. Selbſt noch Philipp II. hat einen Vernichtungskrieg führen müſſen gegen das Häuflein proteſtantiſcher Untertanen, die ſich an einzelnen Orten, wie in Valladolid und Sevilla, ſogar zu heimlichen Gemeinden zuſammengetan hatten — trotz aller Wachſamkeit der Inquiſition, trotz ihrer prunkvollen, in weiteſter Öffentlichkeit vor ſich gehenden Autos da fé, dieſer Volksfeſtlichkeiten tief-tragiſchen Charakters, welche in der andächtigen Menge zugleich mit den Schauern der göttlichen Gerechtigkeit das Entzücken über den Sieg des Glaubens weckten.

Die Nation ſchwelgte in dem erhabenen Bewußtſein, nach innen wie nach außen ihren Weltberuf zu erfüllen. Den Rückgang des geiſtigen Lebens, mit dem ſie ihre Weltſtellung zu bezahlen hatte, bemerkte ſie nicht; und ebenſo wenig den leidigen Umſtand, daß auch ihr materieller



Belagerung von Goletta. Szene aus dem
Kampfe Karls V. gegen die Mauren in Tunis.

Zeichnung von Jan Vermay im
Beſitz des Kaiſers von Öſterreich.

Wohlſtand — ungeachtet der Zuflüſſe der Goldſtröme „Indiens“ — ſich keineswegs in dem Maße hob, wie der Ausbau der Großmacht es erheiſchte. Wie hätte der Glanz der Regierung Karls irgendwie den Ausblick in eine trübe Zukunft geſtattet? Und doch iſt ſie das Verhängnis des Landes geweſen! Da der Kaiſer „dieſem Hauptſtaate ſeiner Weltmonarchie“, ſagt Hermann Baumgarten, „das nicht zu geben vermochte, was ihm am dringendſten not tat, mußte er um ſo mehr den verderblichen Leidenſchaften ſchmeicheln, welche in dieſem Volke lebten: dem religiöſen Fanatismus, dem Adelsſtolz, der hochmütigen Verachtung aller anderen Völker und ihrer Bildungsart, der Herrſchgier und den ſoldatiſchen Paſſionen“. „Da der ſtolzen Nation die Macht über andere ſchwand, ſank ſie in das tiefſte Elend. Der Kaiſer hatte ihr die Möglichkeit gegeben, mit weſentlich mittelalterlichen Kräften der modernen Welt das Geſetz zu diktieren. Im Mittelalter war ſie begraben, als die Welt das ſpaniſche Joch abwarf. Da liegt ſie trotz zahlloſen Umwälzungen heute noch.“ — —

Am ſchwerſten von allen Ländern Europas hat Italien unter dem Joche Spaniens zu leiden gehabt.

Wir erinnern uns des harten Strafgerichtes, welches das Heer Karls V. im Jahre 1527 an Rom vollzog. Es war der Beginn der dauernden Abhängigkeit Italiens von der ſpaniſchen Weltmacht und zugleich der Zeitpunkt, wo der ſpaniſche Geiſt ſich in Rom einniſtete, um durch ſeinen düſteren Ernſt die heitere und oft frivole Renaiſſance zu verſcheuchen und der Nation die Frömmigkeit der Eiferer aufzunötigen.

Doch nicht ohne Kampf mit einem ganz anderen Geiſte!

Denn auch Italien iſt durchweht worden von dem Atem der neuen Zeit: an Gelegenheit, ſich ihr zu erſchließen, hat es hier nicht gefehlt: von den Alpen bis nach Sizilien hat ſich der Zug der Reformation erſtreckt und zum mindeſten in den Mittelpunkten des geiſtigen Lebens überall den Samen des Evangeliums ausgeſtreut.

Warum hat die Nation gleichwohl mit neuen und ſtärkeren Ketten ans Mittelalter ſich feſſeln laſſen?

Man hat mit Recht geſagt, daß, was zum Siege einer religiöſen Bewegung gehöre, nämlich entweder der Anſchluß der ſtaatlichen Gewalten oder die elementare Kraft der Maſſe, beides der italieniſchen Reformation gefehlt habe.

Daß ſich die Reformation in Italien den Regierenden nicht empfohlen hat, verſtehen wir ohne weiteres. Aber warum iſt ſie hier nicht zu einer volkstümlichen Macht geworden, welche auch die Obrigkeiten mit ſich fortriß? Wie vieles hat da zweifellos zuſammengewirkt! Im letzten Grunde entſcheidend wird aber doch die damalige religiöſe Verfaſſung des italieniſchen Volkes geweſen ſein. Zweifellos war auch hier der rege kirchliche Sinn in zahlreichen Fällen der Ausfluß wahrer und tiefer Religioſität. Im allgemeinen aber empfangen wir doch den Eindruck, als ob in Italien die individuelle Frömmigkeit, wie ſie den Ausgang des Mittelalters kennzeichnet, ſehr viel weniger weit verbreitet geweſen ſei als wie z. B. in Deutſchland, daß in dem unmittelbaren Machtbereich des Papſttums die von zahlreichen Fäden heidniſcher Art durchzogene Religion mehr als anderswo etwas Gewohnheitsmäßiges, Äußerliches, Mechaniſches geweſen, daß ſie nur zu oft aufgegangen iſt in dumpfe Devotion, in das blöde Anſtaunen eines Myſteriums, ja nur zu oft eine Religion nach dem Grundſatz, den ein Annaliſt der Zeit naiv ausſpricht, „daß es immer gut iſt, mit dem Herrgott gut zu ſtehen“ — kurz eine Religion ohne Religioſität. Wo dieſer irreligiöſe Geiſt ſein Spiel trieb, da blieb der Reformation der Eingang verwehrt, wohingegen der Zorneseifer für das Heiligtum des „Glaubens“ und wider „ketzeriſche Bosheit“ eine offene Tür fand.

Wir wiſſen es bereits: dieſer Eifer begehrte Einlaß.

Seit 1540 zog er durch weit geöffnete Pforten in Rom ein.

Damals erteilte Papſt Paul III. einem neuen Orden, der „Kompagnie Jeſu“, ſeine Beſtätigung. Es war eine kleine, aber erleſene Schar, die ſich ihm in dieſen „Soldaten Jeſu“ zur Verfügung ſtellte: ſie waren vom erſten bis zum letzten von demſelben Geiſte ſtrenger Mannszucht beherrſcht: denn keine höhere Tugend ſchwebte ihnen vor Augen als Gehorſam, blinder Gehorſam, des Kriegers ſchönſter Schmuck. Aber dieſe Tugend ruhte hier auf religiöſem Grunde. Denn die treibende Kraft in dieſen Männern war die Frömmigkeit, und zwar die neue ſpaniſche der Zeit: phantaſievoll, ſchwärmeriſch, in Geſichten und Offenbarungen lebend und doch gebändigt durch eine beiſpielloſe, raffinierte Zucht des ganzen Menſchen, durch harte „Exerzitien", dieſe „geiſtlichen Übungen", wie ſie der alte Soldat, dem die ganze Truppe ihre Ausbildung verdankte, Ignatius von Loyola, ausgeklügelt hatte, und daher eine Frömmigkeit voller Selbſtbeherrſchung und auslaufend in einen einzigen eiſernen Entſchluß, der in Form eines Gelübdes zum Ausdruck kam: „das Leben dem beſtändigen Dienſte Chriſti und des Papſtes zu weihen, unter dem Banner des Kreuzes Gott Kriegsdienſte zu leiſten".

Schon ſeit Jahren ſtanden ſie auf italieniſchem Boden in voller Arbeit, um als Prediger, als Seelenführer, als Pfleger der Kranken, als Lehrer der Jugend das Volk für ihr religiöſes Ideal zu gewinnen.

In den großen Kampf gegen die Ketzerei ſind die Jeſuiten erſt ſpäter eingetreten.

Eröffnet wurde dieſer von der Kurie ſelbſt — im Jahre 1542 — durch die Errichtung eines oberſten, mit unumſchränkten Vollmachten ausgeſtatteten Inquiſitionstribunals in Rom.

Die ſpaniſche Inquiſition verdrängte die alte römiſche. Spaniens Sieg von Pavia hatte jetzt ſein Gegenſtück auf kirchlichem, auf geiſtigem Gebiete.

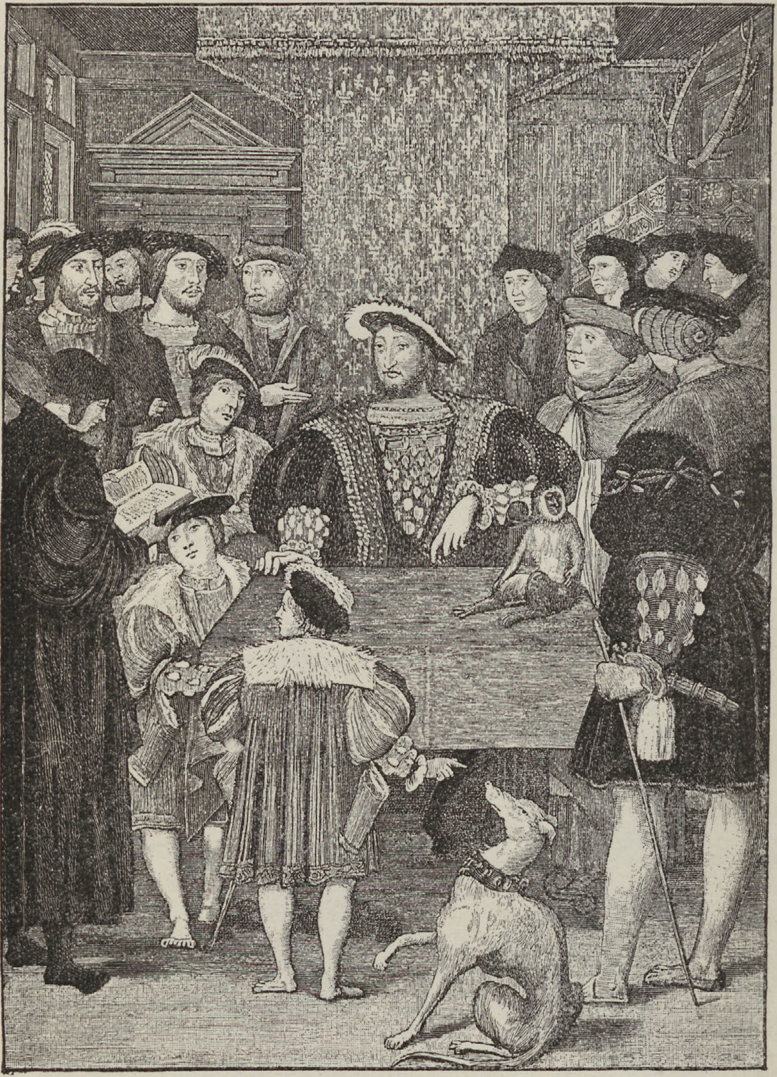
Dieſer Triumph war zugleich das Ende einer milderen innerkirchlichen, von evangeliſchem Geiſte nicht ganz unberührten Reformbewegung, welche im letzten Jahrzehnt in den ariſtokratiſchen Kreiſen Italiens, ja ſelbſt an der Kurie um ſich gegriffen hatte. Sie war fortan verpönt — und wer zu ihr hielt, unterwarf ſich. Die Inquiſition hat ſich im ganzen mit ihr nicht zu befaſſen gehabt. Deſto mehr, drei volle Jahrzehnte hindurch, mit der Hartnäckigkeit der „Lutheraner". Nicht wenige von dieſen haben dem Schöpfer des neuen Inſtitutes, dem Kardinal Caraffa, dem ſpäteren Papſte Paul IV. (1555—1559) Gelegenheit gegeben, der Welt zu zeigen, was er einſt in der ſpaniſchen Schule gelernt hatte. Aber zu Ende geführt haben ſeine Blutarbeit doch erſt ſeine beiden Nachfolger Pius IV. (1560—1565) und Pius V. (1566—1572): erſt bei dem Tode des letzteren war der Proteſtantismus auch aus der zweiten romaniſchen Nation ausgeſchieden. Damit war zugleich der Prozeß „der Hiſpaniſierung des italieniſchen Lebens", von dem Jakob Burckhardt gelegentlich redet, abgeſchloſſen. Auf die Blüte der italieniſchen Kultur war ein Reif gefallen. Die Segnungen der Neuzeit konnten dieſem Lande fortan nur mittelbar zugute kommen. Aber das Papſttum war gerettet.

* * *

Nächſt Italien hat kein zweites Land den Druck des ſpaniſchen Geiſtes ſo ſtark wie Frankreich zu fühlen bekommen. Doch macht ſich dieſe Einwirkung erſt jenſeits der uns hier gezogenen Grenze (1555) bemerklich.

Schon zu Anfang der zwanziger Jahre drang auch hier das Luthertum ein, doch im ganzen nur in die oberen Schichten. Auch wurde ihm hier von Anfang an ein einmütiger Widerſtand entgegengeſetzt, von der Geiſtlichkeit, von den Mönchen, nicht zuletzt von der Hochburg der mittelalterlichen Wiſſenſchaft, der theologiſchen Fakultät zu Paris, der Sorbonne, deren einſt über das ganze Abendland ſich erſtreckende Autorität in ihrem engeren Bezirk noch unerſchüttert war, und deren Glaubensſprüche noch immer die Grundlage abgaben für die Entſcheidungen der Gerichte. Aber auch die Krone geſellte ſich zu den Gegnern der Reformation. So wertvolle Bundesgenoſſen Franz I. die deutſchen Proteſtanten waren, Proteſtanten im eigenen Lande konnte er doch nicht dulden. Zwar war ihm innerlich die alte Kirche gleichgültig, doch fand er ſich politiſch an ſie gebunden. Er konnte nicht ruhig zuſehen, wenn die Ketzerei Miene machte, ähnlich wie in Deutſchland ſein Volk zu zerſpalten: nur auf eine einheitliche Nation konnte er ſich in dem großen Kampfe ſeines Lebens, dieſem faſt unausgeſetzten Ringen mit dem Kaiſer, ſtützen. Und überdies, wie hätte er ſich den Papſt zum Feinde machen, ihn auf die Seite ſeines Gegners drängen können? So ſehen wir ihn denn je länger deſto ſchärfer ſeine evangeliſchen Untertanen verfolgen, zuletzt mit einem nicht geringen Aufwand von Grauſamkeit. Trotzdem war bei ſeinem Tode die Ketzerei nicht ausgerottet. Noch heftiger ging ſein Sohn Heinrich II. (1547—1559) gegen ſie vor, doch mit noch ſtärkerem Mißerfolge. Er war von Anfang an in der Hand einer fanatiſchen Partei. So hat ſeine Regierung dazu beigetragen, daß der Proteſtantismus in Frankreich ſich mit einer politiſchen

Parteiſtellung verquickte. Denn ſchon ſahen die Evangeliſchen in ihren Reihen Glieder der höchſten Ariſtokratie, wie die Brüder Franz und Kaſpar von Coligny; ja ſelbſt ein Zweig des königlichen Hauſes hielt zu ihnen: Anton von Bourbon und deſſen Bruder, der Prinz Louis von Condé. Aber auch zu einer Kirche ſchloſſen ſich die Anhänger des Evangeliums in den letzten Zeiten Heinrichs zuſammen, und dieſe gründete ſich, wie es hier ſchon die durch das feindſelige Verhalten des Staates bedingte Unabhängigkeit mit ſich brachte, auf das Prinzip der Freiwilligkeit und Selbſtregierung. So ſehen wir am Schluß unſeres Zeitraums in Frankreich jenen eigenartigen Proteſtantismus aufkommen, welcher, zu weltgeſchichtlicher Größe aufſteigend, das Land in die furchtbarſten Bürgerkriege geſtürzt hat und, obwohl (nicht ohne die Mitwirkung des ſpaniſchen Geiſtes) überwältigt, doch nie völlig aus dem Körper der Nation hat ausgeſchieden werden können und als ein wirkſamer Faktor in der Geſchichte des modernen Frankreich zu betrachten iſt.



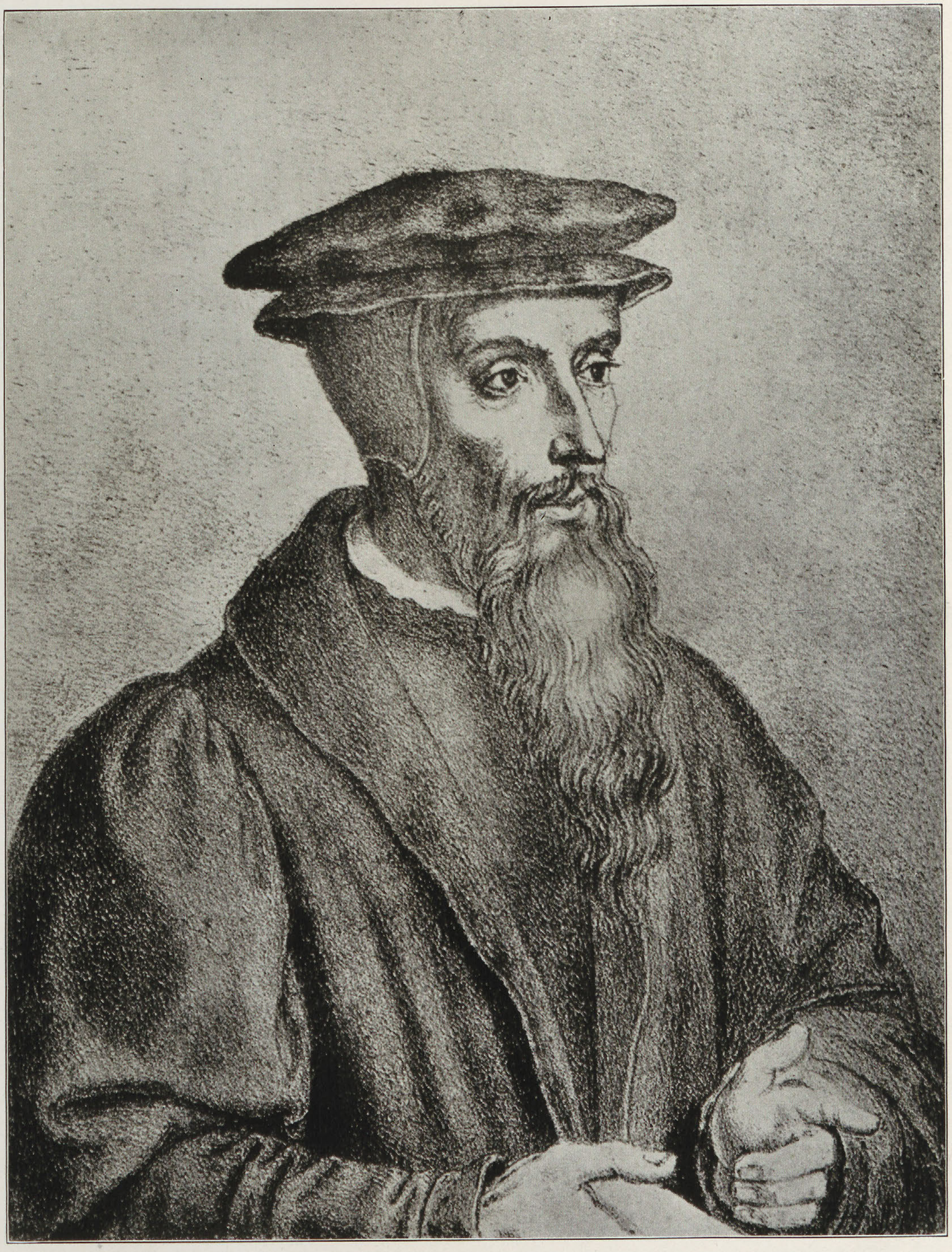
Franz I. von Frankreich im Kreiſe ſeiner Familie.

Miniatur im Gebetbuch Franz' I. Original im Beſitz des Königlichen Kupferſtichkabinetts zu Berlin.

Ein unſterbliches Verdienſt hat ſich daher jener Franzoſe, nach welchem mit gutem Fug ſeit 1555 die „Lutheraner" Frankreichs neu benannt wurden, um ſein Vaterland, das ihn ausſtieß, erworben: Johann Calvin.

Calvin, bei dem Auftreten des Wittenberger Mönches acht Jahre alt (er iſt 1509 zu Noyon in der Pikardie geboren), iſt der große Reformator der zweiten Generation, nächſt Luther unter allen Reformatoren des 16. Jahrhunderts der einflußreichſte. Bereits durch das Studium der Rechte wie durch eine gründliche humaniſtiſche Schulung hindurchgegangen, hatte er, vornehmlich zu Paris, das Evangelium in der Faſſung Luthers kennen gelernt; und in ihr hatte er es ſich angeeignet — mit der ihm eigenen ruhigen und ſicheren Art, welche doch in dieſem Falle, wo ſein Leben mit einem völlig neuen Inhalt erfüllt werder ſollte, wie in eine heftige Plötzlichkeit umſchlug und, gleichſam über Nacht, den Vierundzwanzigjährigen zum reifen Manne und ſelbſtgewiſſen Führer machte.

Calvin iſt der genaueſte Schüler Luthers: nicht nur religiös iſt er von ihm abhängig — denn alle ſeine entſcheidenden Grundgedanken hat er von dem deutſchen Reformator übernommen —,

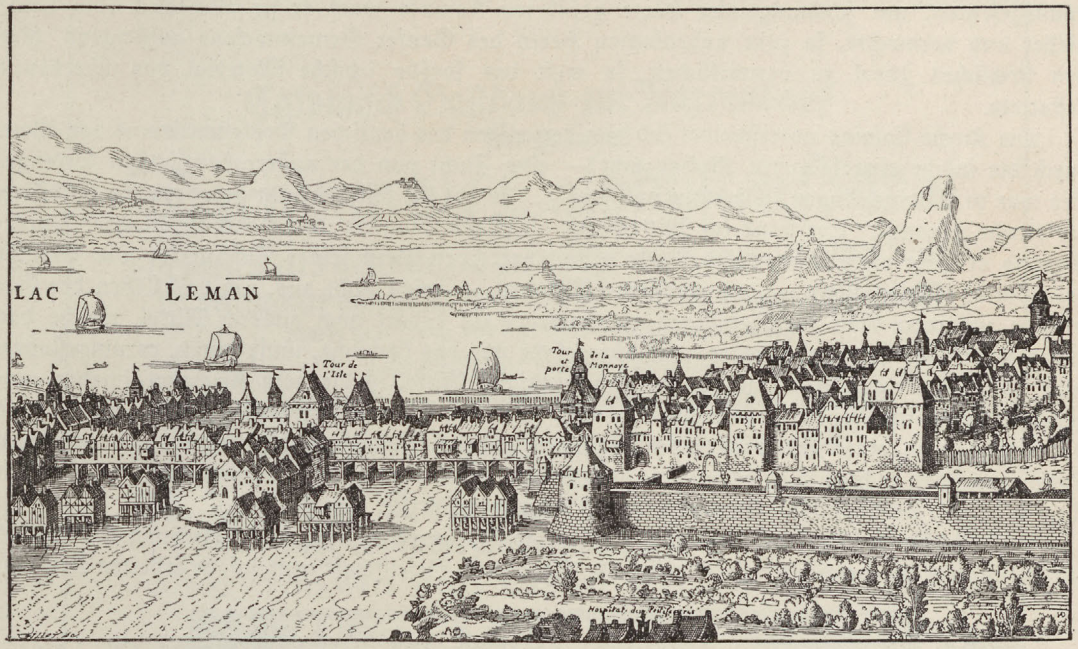


Johann Calvin

Nach einer Zeichnung von
Louiſe Henry geb. Claude

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing



Anſicht von Genf. Stich von Viſcher 1641.

ſondern auch, ungeachtet ſeiner größeren Befähigung für ein wiſſenſchaftliches Denken, theologiſch. Die Abweichungen ſeiner Theologie, denen nachmals der Kleinſinn der Epigonen eine kirchentrennende Kraft beimaß, waren geringfügig, untergeordneter Art für das Ganze der Religion. Es gilt das ſelbſt von der Schroffheit und Unerſchrockenheit, mit welcher Calvin den „ſchreckenvollen“, für ſein perſönliches Empfinden nichts weniger als gleichgültigen Satz geltend gemacht hat, es ſei das Geſchick des Menſchen von aller Ewigkeit her durch die abſolute Machtvollkommenheit Gottes entſchieden, indem ein geheimer Ratſchluß die einen zu ewiger Seligkeit, die andern zu ewiger Verdammnis vorherbeſtimmt habe, während der geſunde Sinn Luthers die bekanntlich auch von ihm wie von Zwingli gehegte Vorſtellung von der Prädeſtination für die Praxis des Chriſtenlebens völlig zurücktreten ließ.

Es iſt der deutſche Geiſt, der in Calvin die von Luther begonnene Eroberung Europas fortgeſetzt hat, nur in neuer Form, wie die Verhältniſſe ſie bedingten, und wie ſie für die politiſchen Aufgaben nicht glücklicher ſich hätte geſtalten können.

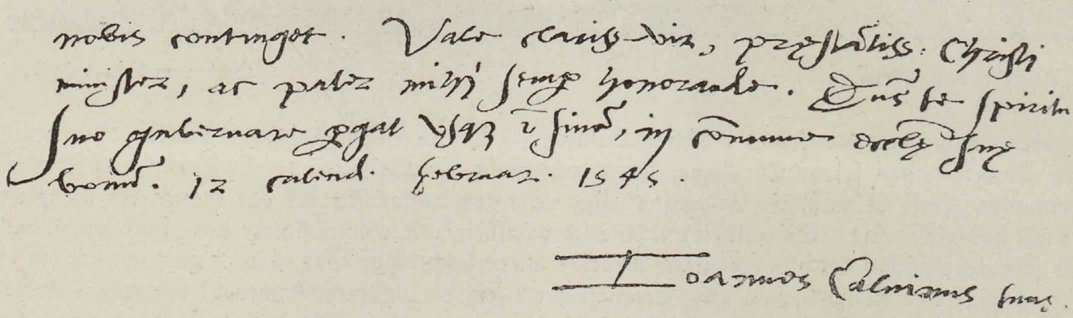
Es war zunächſt der Franzoſe, welcher das von dem Deutſchen Empfangene eigenartig umſchuf, dem Naturell ſeines Volkes entſprechend. Daneben hat freilich Calvins perſönlicher Charakter, welcher von demjenigen Luthers ſo unendlich abwich, ſeinem Proteſtantismus noch eine beſtimmte Färbung gegeben.

Für das Verſtändnis dieſer neuen Form des Proteſtantismus iſt es erforderlich, daß wir uns vor allem Calvins eigenſte Schöpfung, ſeine Kirche und ſeinen Staat zu Genf, vergegenwärtigen. Hier hatte er ja nach dem Verlaſſen des Vaterlandes, das für Männer ſeines Geiſtes keinen Raum bot, unter einer franzöſiſch redenden Bevölkerung die Stätte ſeiner weltgeſchichtlichen Wirkſamkeit gefunden.

Es war ein harter Boden, den er hier vorfand, als er ſich im Herbſt 1536 für den Dienſt der jungen proteſtantiſchen Stadt gewinnen ließ. Die Unfertigkeit und Verworrenheit der kirchlichen Verhältniſſe war das geringere Übel. Schlimmer war die während der voraufgegangenen politiſchen und kirchlichen Wirren eingeriſſene ſittliche Verwilderung. Er glaubte ſich im Beſitz der Mittel, ihr zu ſteuern und die Kirche zu bauen. Allein die Höhe und Strenge ſeiner reformatoriſchen Forderungen, die Unbeugſamkeit, mit welcher er auf ihrer uneingeſchränkten Durchführung beſtand, führten Oſtern 1538 zu ſeiner Vertreibung. Auch nach ſeiner Zurückberufung (Herbſt 1541) fehlte es nicht an widerſtrebenden Elementen mannigfacher Art. In einem faſt unausgeſetzten, mit ſchonungsloſer Härte geführten Kampfe warf er ſie allmählich (bis 1555) nieder und vermochte, ſo zum unbedingten Herrn des Genfer Gemeinweſens aufſteigend, hier ſein kirchliches Ideal zu verwirklichen, ſo weit das ſpröde irdiſche Material das überhaupt geſtattete.

Die Kirche Calvins unterſcheidet ſich von derjenigen des deutſchen Proteſtantismus vor allem durch die in ihr eingebürgerte Kirchenzucht — eine Zucht von der außerordentlichſten Strenge. Sie war in Calvins Augen ſchlechthin notwendig. Er hat die Kirchenzucht geradezu die Subſtanz der Kirche genannt. Sie ſtand im Mittelpunkt all ſeines Sinnens und Denkens; in ihrer Durchführung erblickte er, wie man mit Recht geſagt hat, „den Kern ſeiner Aufgabe“. Die Predigt des Wortes Gottes allein — das war ſeine Meinung — reicht nicht aus, um das Leben der Gemeinde zu einem Gott wohlgefälligen zu machen. Es bedarf noch anderer Mittel, welche das ganze Leben der Gemeindeglieder, das bürgerliche wie das kirchliche, umſpannen, es umgeſtalten dem Evangelium gemäß. Das oberſte und wichtigſte Mittel iſt die vom Kirchenregimente ausgehende, ſchon im Neuen Teſtamente bezeugte (und ſomit vorgeſchriebene!) Zucht, welche wie mit Argusaugen einen jeden in jeder Lage des Lebens beobachtet, die einen durch geringere Strafen auf den rechten Weg bringt, die andern, die offenbaren groben Sünder, mit der härteſten Strafe belegt, ſie ausſtößt. Der „Bann“ iſt unentbehrlich für die Kirche.

Auch Luther wollte ſittliche Zucht. Allein, er gab jener allmählichen Erziehung des Volkes zur Sittlichkeit, an welcher Kirche und Schule, Staat und Geſellſchaft gemeinſam arbeiten konnten, mit vollem Bewußtſein den Vorzug vor einer von der Kirche zu übenden Strafgewalt. Ohne dieſe grundſätzlich verwerfen zu wollen, täuſchte er ſich doch nicht über die engen Schranken ihrer Ausführbarkeit. Er ließ ſich dabei, worauf Albrecht Ritſchl aufmerkſam gemacht hat, von der „zweifellos richtigen Einſicht“ leiten, „daß den Deutſchen der Sinn für die Gleichheit und für die unfreie Geſetzlichkeit fehlt, welcher zu dem Syſtem der kirchlichen Disziplin erforderlich iſt“, indem ſie in ihrem Sinne für individuelle Freiheit ſowohl wie für die Freiheit der Sitte ſich auflehnen gegen das Joch des vorgeſchriebenen Einerlei der kirchlichen Sittenzucht. Dagegen ſetzte Calvin nicht mit Unrecht bei ſeinem Volke jene ſo vielfach in der Geſchichte bewieſenen Charakterzüge voraus, „den Trieb nach Gleichheit“ und „die Geneigtheit, ſich in allen Beziehungen disziplinieren zu laſſen“.



nobis contingat. Vale clariss. vir, praestantiss. Christi minister, ac pater mihi semper honorande. Dominus te spiritu suo gubernare pergat usque in finem, in commune ecclesiae suae bonum. 12 calend. Februar. 1545.

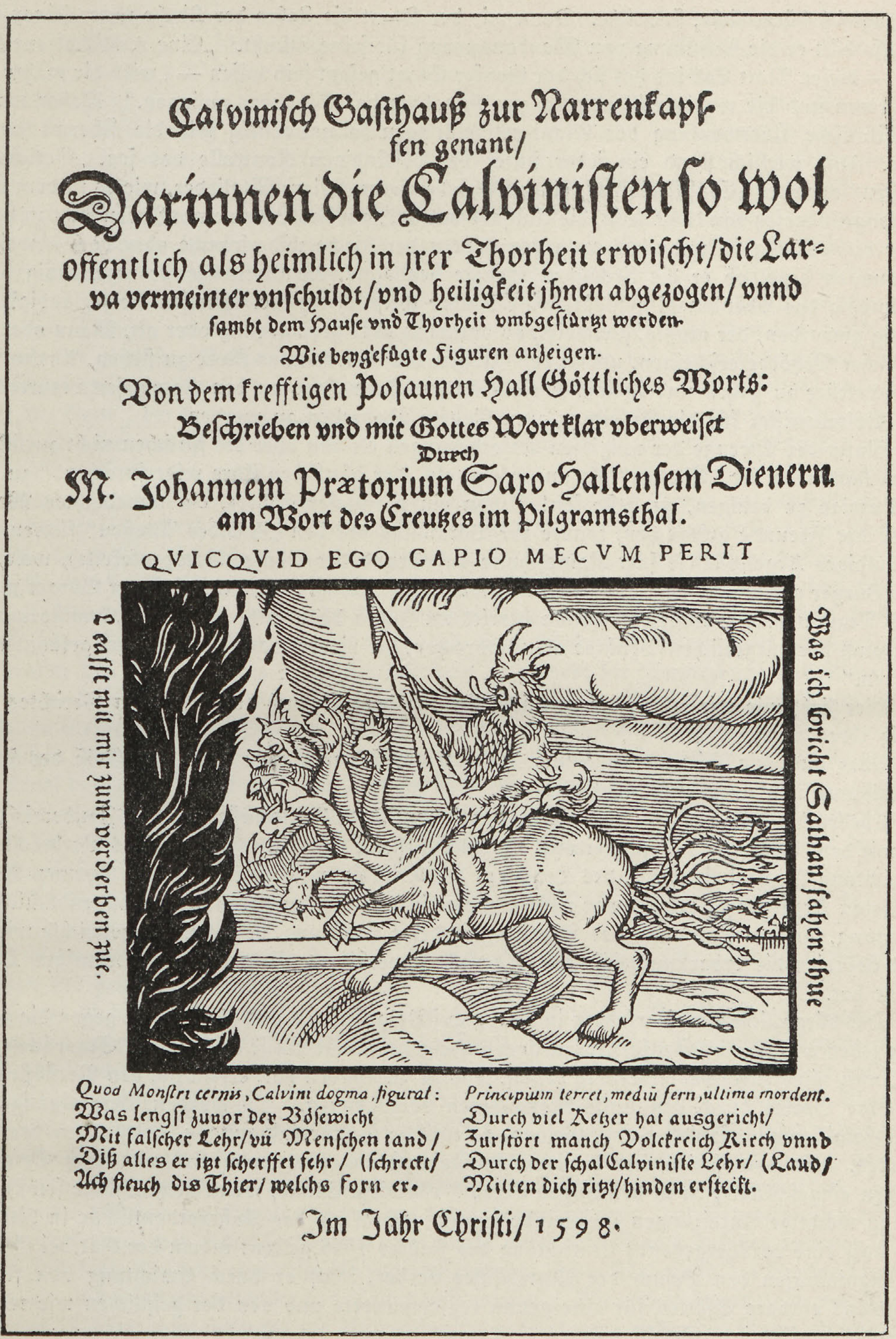
Ioannes Calvinus tuus.

Schlußſatz aus einem Briefe Calvins an Luther vom 21. Januar 1545.

Dieſer auf äußere Reglementierung des Lebens gehende Zug des franzöſiſchen Nationalcharakters forderte jene mit Hochdruck arbeitende kirchliche Sittenzucht ebenſoſehr heraus, wie er ſie ermöglichte.

Es iſt erſtaunlich, was ſich Genf von dem fremden Sittenrichter — einem neuen Savonarola, der an die Stelle der ſtürmiſchen Bußpredigt das wohldurchdachte Syſtem von Unterricht, Ermahnung, Warnung, inquiſitoriſcher Überwachung und empfindlichen Strafen ſetzt — ſchließlich hat gefallen laſſen. Es beugt zuletzt widerſtandslos ſein Haupt unter die rigoroſen Satzungen einer gebieteriſchen Religion.

An die Stelle der einſtigen, ſo lebensluſtigen Bevölkerung der Stadt iſt eine Gemeinde ernſter Gottesbürger getreten, faſt fühlt man ſich verſucht zu ſagen: eine Büßergeſellſchaft. Der Staat iſt eine religiöſe Zwangsanſtalt von halb klöſterlichem Ausſehen. Die religiöſen Pflichten ſind



Calviniſch Gaſthauß zur Narrenkapffen genant/

Darinnen die Calviniſten ſo wol

offentlich als heimlich in jrer Thorheit erwiſcht/die Larva vermeinter vnſchuldt/vnd heiligkeit jhnen abgezogen/ vnnd

ſambt dem Hauſe vnd Thorheit vmbgeſtürtzt werden.

Wie beygefügte Figuren anzeigen.

Von dem krefftigen Poſaunen Hall Göttliches Worts:

Beſchrieben vnd mit Gottes Wort klar vberweiſet

Durch

M. Johannem Prætorium Saxo-Hallenſem Dienern

am Wort des Creutzes im Pilgramsthal.

QVICQVID EGO CAPIO MECVM PERIT

Was ich Gricht Sathan/ſahen thue

Laſſt nit mir zum verderben zue.

Quod Monſtri cernis, Calvini dogma, figurat: *Principium terret, mediū fert, ultima mordent.*

Was lengſt zuvor der Böſewicht
Mit falſcher Lehr/vñ Menſchen tand/
Diß alles er jtzt ſcherffet ſehr/ (ſchreckt/
Ach fleuch dis Thier/ welchs forn er.

Durch viel Ketzer hat ausgericht/
Zurſtört manch Volckreich Kirch vnnd
Durch der ſchal Calviniſte Lehr/ (Land/
Mitten dich ritzt/hinden erſteckt.

Im Jahr Chriſti/ 1598.

Titelblatt einer gegen die Calviniſten gerichteten Streitſchrift aus dem Jahre 1598.

hier zugleich bürgerliche, ſtaatliche. Denn wie der Staat die Lehre der Kirche unter ſeinen Schutz ſtellt, ſo hält er die Ausübung von Glaubenszwang für ſeine Pflicht. „Eine rechtſchaffene Obrigkeit“ — dieſes Wort Calvins hat ſich der Genfer Staat geſagt ſein laſſen — „wird die wahre Lehre beſchirmen und die weniger Geneigten zur Annahme des Glaubens zwingen.“ Daher war eine inquiſitoriſche Überwachung der Glaubensmeinungen ſo notwendig wie die Überwachung der Sitte. Und wirklich ſtand ein jeder unter der beſtändigen Kontrolle des ſog. „Gerichtes der Älteſten“ oder des „Conſiſtoriums“, einer Behörde, deren Laien-Mitglieder, wie es in dem Genfer Kirchengrundgeſetz von 1542 heißt, die Aufgabe hatten, „auf das Leben eines Jeden Acht zu haben“: ob er rechtgläubig ſei und nicht etwa den Lehren der Kirche widerſpreche oder doch abweichende Meinungen hege, ob er die kirchlichen Gebote beobachte, die Gottesdienſte regelmäßig beſuche, regelmäßig das Abendmahl genieße, ſeine Kinder chriſtlich erziehe. Weſſen Rechtgläubigkeit verdächtig geworden, der mußte, gleichviel, ob vornehm oder gering, jung oder alt, Mann oder Frau, vor dieſer Behörde erſcheinen, um in den Fragen des Katechismus Rede zu ſtehen, Auskunft über ſeine Lektüre zu geben und ſchließlich vielleicht zur Teilnahme an den Katecheſen verurteilt oder dem Spitalmeiſter für die Anleitung zum Gebete übergeben zu werden.

Hinter der Strenge der religiöſen Anforderungen blieben aber die ſittlichen nicht zurück. Wie vieles hatten da die „Älteſten“ als ungehörig, als „der göttlichen Ehre widerſprechend“ zu rügen, zur Anzeige zu bringen, zu beſtrafen! Schon ein harmloſer Scherz, ein unbedachtes Wort, im Kreiſe der Freunde geſprochen, konnte zur Vorladung vor den „Rat der Älteſten“ führen. „Ein unſchuldiges Kegelſpiel (ſo ſagt Kampſchulte auf Grund der Genfer Ratsprotokolle), welches ſich zwei Bürger auf Oſtern erlaubt hatten, eine lächerliche Miene, die ein angeſehener Bürger während eines Trauungsaktes aufgeſetzt, galten bereits im Jahre 1546 nicht bloß dem Konſiſtorium, ſondern auch der bürgerlichen Behörde als Verbrechen, die hinter Schloß und Riegel geſühnt werden mußten.“

Hier lieh, wie wir ſehen, die weltliche Gewalt dem Spruch des geiſtlichen Gerichtes bereitwillig ihren Arm.

Aber auch die Sittengeſetzgebung des Staates ſelber atmete denſelben Geiſt des ſittlichen Rigorismus und unnachſichtlicher Strenge.

Ehebruch wurde mit dem Tode beſtraft, mit dem Tode Gottesläſterung und Zauberei („Bündnis mit dem Satan und Peſtbereitung“). Auch Ketzerei war ein todeswürdiges Verbrechen. Die Hinrichtung Michael Servet’s, des Leugners der Trinität, nach einem in allen Formen Rechtens geführten Ketzerprozeß (1553) war nicht eine vereinzelte Verirrung, nicht eine augenblickliche Ausſchreitung, ſondern eine durch das Prinzip geforderte Handlung, in deren Vorgeſchichte wie Nachſpiel überdies die erbarmungsloſe Härte des Ketzerverfolgers Calvin ſich ein trauriges Denkmal geſetzt hat.

Das bürgerliche Strafverfahren in Bezug auf Vergehungen und Verbrechen gegen die göttliche Ehre ſehen wir aber im Genfer Staate noch auf eigentümliche Weiſe ergänzt: der Staat ſucht, damit die Juſtiz nicht durch das Übermaß deſſen, was ſie zu ahnden hat, erſchlaffe, den Verſtößen gegen die Ehre Gottes durch beſtimmte Maßnahmen vorzubeugen. So wurden Vergnügungen aller Art, Familienfeſte, Spiel, Tanz, Geſang, öffentliche Volksbeluſtigungen, desgleichen der Luxus, ja alles, was dem freien und heiteren Kunſtgenuß angehört, nach Kräften durch Strafandrohungen eingeſchränkt, da in den Augen Calvins alle dieſe Stücke, wenn nicht Sünde ſelbſt, ſo doch nur zu mächtige Anreizungen zur Sünde waren. Wohl als das Außerordentlichſte in dieſer Hinſicht darf eine vorübergehende Einrichtung des Jahres 1546 gelten: indem der Rat bei Geld- und Gefängnisſtrafen den Beſuch der Wirtshäuſer verbot, ſchuf er durch Errichtung von fünf ſog. „Abteien“ ehrbare Stätten für eine genau reglementierte und von der geiſtlichen wie weltlichen Gewalt beaufſichtigte Geſelligkeit.

Wir dürften jetzt dieſe von Calvin als ein weſentliches Mittel der Kirche betrachtete ſittliche Zucht einigermaßen kennen — ſowohl nach ihrer grundlegenden Bedeutung wie in ihrer Art. Zugleich erhellt aber, daß zu ihrer Durchführung Kirche und Staat von Genf zuſammenwirken mußten. Die Kirche mußte die für dieſe beſondere Aufgabe erforderlichen Organe beſitzen, der Staat mit einer derartigen Vorſtellung ſeines Berufes, als eines religiös-ſittlichen, erfüllt ſein, daß er ſich der Kirche willig unterordnete.

In der Tat vollendet ſich das kirchliche Syſtem Calvins erſt in dem Hinzutreten zweier anderer weſentlicher Stücke zu der Kirchenzucht: einer beſtimmten Gemeindeverfaſſung und einer ſpezifiſchen Politik, welche den Staat den Zwecken der Kirche dienſtbar macht.

Die Verfaſſung iſt ein weſentliches Stück der Kirche; deshalb gibt es nur eine. So urteilte Calvin in Übereinſtimmung mit dem römiſchen Katholizismus und in beſtimmtem Unterſchied von Luther, nach welchem die Verfaſſung als etwas Äußerliches ſich je nach den Verhältniſſen zu richten hat. Bezeichnender Weiſe fand daher der franzöſiſche Reformator die Verfaſſung der Kirche im Neuen Teſtament vorgeſchrieben (während für Luther nur die religiöſe Gedankenwelt der Heil. Schrift von bleibendem Werte war) — wiederum im Einklang mit der Päpſtkirche, nur daß er freilich aus den heiligen Urkunden nicht einen durch Chriſtus geſtifteten Primat des Apoſtelfürſten Petrus und ſeines angeblichen Nachfolgers, des römiſchen Biſchofs, herauslas, ſondern eine Mehrheit von Ämtern, von denen vornehmlich zwei ins Gewicht fallen: das Amt des Geiſtlichen, der „Diener des göttlichen Wortes“, und das der „Älteſten“. Zwar, wägt man dieſe beiden Ämter gegeneinander ab, dann ſchnellt das Älteſtenamt federleicht in die Höhe. Das „apoſtoliſche Hirtenamt“ iſt „der Nerv“, der den ganzen Körper verbindet, es iſt das wichtigſte und erhabenſte; das Abzeichen des Prieſtertums iſt höher zu achten als die Inſignien des Königtums. Calvin hat es verſtanden, dieſem Amte auch für die Praxis das Übergewicht zu ſichern, indem er die Geſamtheit der Geiſtlichen zu der vénérable compagnie vereinigte und dieſe in Bezug auf Anſtellung und Disziplin der Prediger nahezu ſouverän machte und überdies — zum Hauptträger der Kirchenzucht. Allerdings übte ſie dieſe als ein erweitertes Kollegium aus, in welchem auch Laien ſaßen, die ſog. „Älteſten“. Es iſt das uns bereits bekannte „Conſiſtorium“. Als Inhaber der „Banngewalt“, als das ausführende Organ der Kirchenzucht (denn es hat nicht nur die Aufſicht, ſondern fällt auch ſeine Sprüche) bildet es den tragenden Schlußſtein des Calviniſchen Kirchenbaues. Der Charakter des Konſiſtoriums iſt freilich kein rein geiſtlicher; die Beimiſchung des Weltlichen iſt nicht zu verkennen: ein weltlicher Beamter, einer der Syndike, führt ſogar den Vorſitz. Aber das geiſtliche Element hat die Führung. Übrigens haben wir auch die Laienälteſten als Vertreter der politiſchen Gemeinde, dieſer in Genf herrſchenden Ariſtokratie, zu betrachten. Denn ſie gingen aus der Wahl des „kleinen Rates“ hervor, der ſie, nicht ohne zuvor die Prediger zu hören, aus den drei verſchiedenen Räten entnahm. Von dem „Gemeinde-Prinzip“ war daher wenig zu ſpüren, mochte es ſich auch auf dem Papier prächtig ausnehmen: denn in der Theorie prangte die Gemeinde als Trägerin der kirchlichen Souveränität.

Wer ſich durch dieſes Aushängeſchild anlocken ließ, fand doch nur ein vom Geiſte der Hierarchie durchwaltetes Inſtitut.

Viel ſtärker als im Inneren der Kirche mußte ſich aber die hierarchiſche Tendenz naturgemäß nach außen hin geltend machen.

Auch hier iſt die Theorie inſofern unverfänglich, als Calvin das Verhältnis von Kirche und Staat zunächſt im engſten Anſchluſſe an Luther beſtimmt: ſcharf werden die beiden Gewalten geſchieden, mit Nachdruck wird das ſelbſtändige (göttliche) Recht des Staates anerkannt und die Pflicht des Gehorſams auch gegen eine das Recht mit Füßen tretende Obrigkeit betont. Aber die hier gezogene Grenzlinie iſt nur dazu da, überſchritten zu werden. Die innige Verbindung, in welche beide Gemeinweſen durch ihren Beruf geſetzt werden, eine Verbindung ſo eng wie die von Leib und Seele, macht die Auseinanderhaltung ihrer Sphären zur Unmöglichkeit. Zwar das unmittelbare Gebiet des Staates iſt nur das des äußeren Lebens. Indeſſen dieſer gut mittelalterlichen Entleerung des Staatsgedankens zum Trotz, wird dem Staate auf der anderen Seite als höchſte und letzte Aufgabe eine religiöſe zugeſchrieben: es iſt die Förderung des Reiches Gottes, die Mitarbeit an der „Verherrlichung des göttlichen Namens“. Mit dieſem, wenngleich nur mittelbaren Zweck iſt aber ohne weiteres die Unterordnung des Staates unter die Kirche entſchieden. Denn da er auf dem Gebiete des religiöſen Lebens kein ſelbſtändiges Recht hat, muß er in dem Höchſten, was es auch für ihn gibt, ſich an die Weiſungen der Kirche halten, ſich von ihr inſpirieren laſſen. Die unter der Auslegung der Kirche ſtehende Heil. Schrift iſt Geſetzeskodex für ihn!

Die Kirche Calvins hat den Staat durch den ihm aufgebürdeten religiöſen Beruf ſich dienſtbar gemacht: mag er daneben immerhin noch ſeine weltlichen Funktionen verwalten, ſie ſind für ihn ſelber nur etwas Untergeordnetes, zu oberſt ſteht ihm der Dienſt und die Ehre Gottes.

Daher alſo alles das, was wir vorhin wahrnahmen: die unbedingte Unterſtützung der kirchlichen Sittenzucht durch den Staat, die Handhabung der eigenen Strafgewalt im Sinne des kirchlichen Rigorismus, die Beſchirmung der Kirchenlehre, die Ahndung der Ketzerei als eines Staatsverbrechens — daher überhaupt dieſer Staat, der eine kirchliche Zwingburg iſt!

In der Schöpfung dieſes Gebildes war dem Genfer Reformator gelungen, woran Zwingli in Zürich geſcheitert war: der Gottesſtaat war hier Wirklichkeit; nur Einer herrſcht in Genf: Gott oder — derjenige, welcher als der Dolmetſch des göttlichen Willens Gottes Stellvertreter war, Meiſter Calvin, der den altteſtamentlichen Propheten, den Diener des Evangeliums, den mönchiſch-ſtrengen Sittenrichter, den überzeugten Hierarchen, den republikaniſchen Politiker in ſich vereinigte.

Der ſchneidigſte Gegner der mittelalterlichen Hierarchie, der in Riten und kleinſten Äußerlichkeiten nichts duldete, was an den alten römiſchen Sauerteig erinnerte, hat hier auf evangeliſchem Boden eine neue Hierarchie geſchaffen: was wir ſehen, iſt Mittelalter, hartes, ungemildertes Mittelalter — gefordert im Namen der chriſtlichen Sitte.

Und dieſen Franzoſen rechnen wir unter die Reformatoren?

Doch! Was ihn auf unevangeliſche Abwege geführt und was nun freilich ſein Werk nicht nur eigentümlich geprägt, ſondern auch getrübt hat, das war doch nur ſein brennender Eifer für die Reformation, deren Früchte er nicht ſchnell genug reifen ſehen konnte. Die Förderung, die Ausbreitung des Evangeliums und damit der „Ehre Gottes“ iſt der einzige Inhalt ſeines Lebens: mit einer großartigen Uneigennützigkeit, mit bewundernswerter Aufopferungsfähigkeit ſtellt er in den Dienſt dieſer heiligen Sache alles, was er iſt und hat: den Reichtum ſeiner Bildung und ſeiner Wiſſenſchaft, ſein faſt einzig daſtehendes Talent der Organiſation und der Leitung, ſein Vermögen, die Geiſter zu prüfen und einen jeden an die rechte Stelle zu ſetzen, nicht zuletzt ſeine flammende Beredſamkeit, dieſe Gewalt der Sprache, welche in dem Kampf gegen den „Götzendienſt“ der alten Kirche wie zügellos dahinſtürmt und doch nimmer das Ziel verfehlt. So war die Reinheit der Begeiſterung und die Energie dieſes Apoſtels der evangeliſchen Wahrheit ſo groß, daß die Wirkung des Evangeliums durch jene falſchen Beimiſchungen nicht weſentlich beeinträchtigt worden iſt.

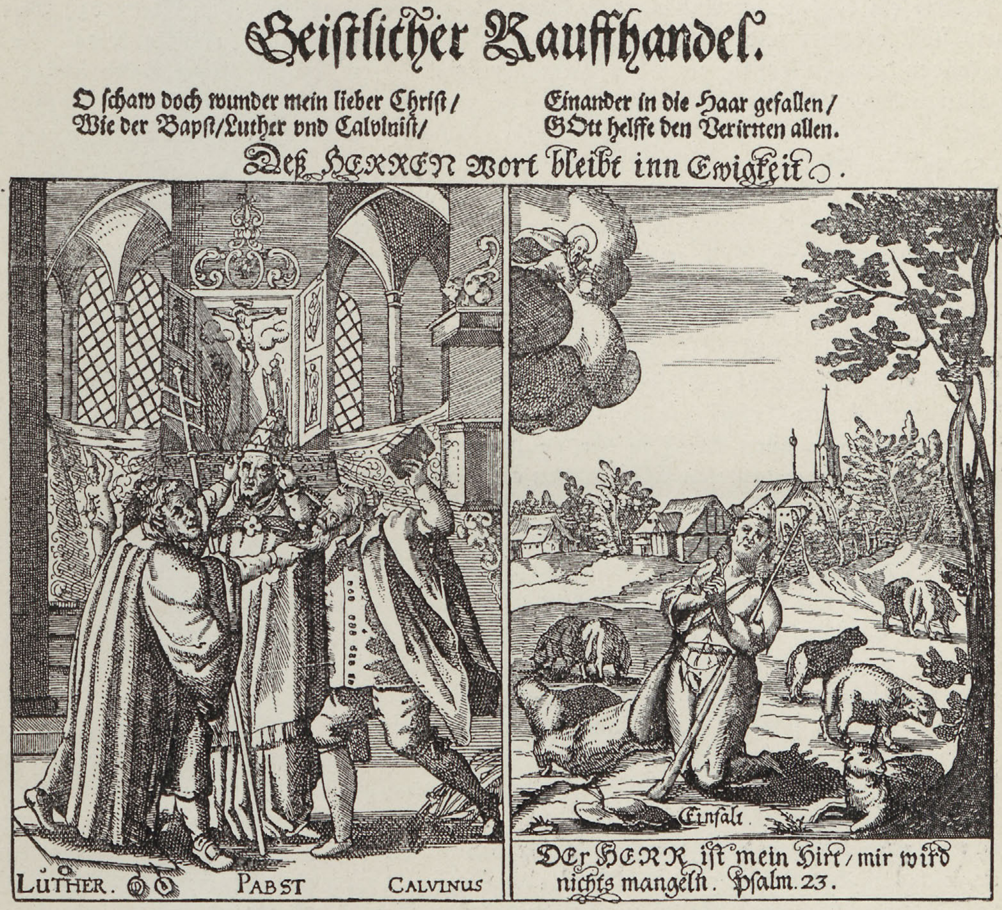
Und das um ſo weniger, als wir zwiſchen der Genfer Schöpfung Calvins und dem nach ihm ſich nennenden Proteſtantismus zu unterſcheiden haben.

Was uns in Staat und Kirche von Genf an Schwächen entgegentritt, dieſe Züge von Unfreiheit, von Geſetzlichkeit, von Härte, von prieſterlicher Knechtung, das iſt, falls es nicht überhaupt auf ſeinen urſprünglichen Boden beſchränkt blieb, auf die Tochterkirchen von Genf nicht in dieſer ſchroffen Einſeitigkeit übergegangen und hat ſich da, gemildert, für das beſondere Miſſionsgebiet des Calvinismus zum Teil als Vorzug erwieſen. Hier haben jene beſonderen Gaben und Kräfte ihren Quell, denen der calviniſche Proteſtantismus nicht zuletzt ſeine großartigen Erfolge verdankt.

Hatte denn nicht die ſittliche Zucht, gereinigt von ihren ſchlimmſten Auswüchſen, ihre Berechtigung? zumal bei einer Generation, die von der Laxheit und ſittlichen Schwäche des ausgehenden Mittelalters befreit werden ſollte? Und konnte ſie nicht um ſo ſegensreicher wirken, wenn ſie nicht mehr, wie in Genf, ausgeübt wurde von einer über der Gemeinde ſtehenden oligarchiſchen Behörde, ſondern von dieſer ſelbſt? Denn — und damit kommen wir zu dem zweiten belangreichen Unterſchied — daß das Gemeindeprinzip in Genf ſelbſt ſo arg verkümmerte, war wiederum in den beſonderen Verhältniſſen begründet und in der Macht der überlegenen Perſönlichkeit Calvins. An ſich aber konnte dieſes Prinzip zur Quelle einer höchſt wirkſamen, ja für Länder, wo die Reformation ſich nur im Widerſpruch mit der Staatsgewalt behauptete, unentbehrlichen Organiſation werden. Dieſe Gemeindeverfaſſung ſchuf überall die Stämme für die friedliche Propaganda wie für die kriegeriſchen Kämpfe, in welche ſich der Calvinismus verwickelt ſah. Können wir uns vorſtellen, daß die franzöſiſchen Proteſtanten Stand gehalten hätten in dem wilden Kriege mit der Übermacht des Königtums, der feindſeligen politiſchen Parteien, der Parlamente, der ganzen alten Kirche ohne jene Organiſation?

Aber auch das Dritte, was uns bei Genf auffiel, das theokratiſche Ideal Calvins, iſt nicht umſonſt aufgeſtellt worden. Zwar ließ es ſich nur auf engem Raume, in kleinen Verhältniſſen verwirklichen, und auch da kaum ohne die überwältigende Kraft der „majeſtätiſchen“ Perſönlichkeit eines Calvin. So werden wir nicht erwarten, daß es außerhalb Genfs irgendwo ſich durchſetzte.

Überall aber bemerken wir ſeine Nachwirkung in dem Beſtreben des Calvinismus, mit kecker Hand in die politiſchen Verhältniſſe einzugreifen, um ſie umzugeſtalten zu Gunſten der Kirche und ihrer Ideale — auch wohl rückſichtslos in antimonarchiſchem Sinne. Die Fähigkeit gerade hierzu wurde aber von dem Calvinismus durch ſeine beſondere Miſſion in der Welt gebieteriſch gefordert. Als er ſeinen Eroberungszug durch Weſteuropa antrat (den zweiten großen, den der Proteſtantismus unternommen hat) zu einer Zeit, wo im Bereiche der deutſchen und ſchweizeriſchen Reformation die Dinge ſich einem gewiſſen Abſchluß näherten, fand er auf ſeinem Wege noch alles in Fluß und heftiger Erregung. „Überall“, ſagt Hundeshagen treffend, „harren große religiös-politiſche Fragen ihrer Löſung. Nirgends iſt das Kampfgebiet für den Calvinismus ein bloß religiöſes oder ein kirchliches im rein religiöſen Sinne; nirgends tritt ihm der römiſch-katholiſche Glaube lediglich als ſolcher entgegen, ſondern überall in einer beſtimmten Solidarität mit dynaſtiſchen Intereſſen und Regierungsprinzipien.“ Dieſe ſich ihm darbietenden politiſchen Verwickelungen für ſich auszubeuten, war für die Jünger Calvins eine verlockende Aufgabe, zumal für diejenigen von ihnen, welche ihre Ausbildung unter den Augen des Meiſters ſelbſt auf der hohen Schule des Krieges erhalten hatten, als welche Genf in dem letzten Jahrzehnt des Reformators gelten durfte. Und deren gab es Viele. Denn mehr und mehr war die Stadt zu dem großen Sammelplatz für die Flüchtlinge aus allen Ländern geworden, wo der Proteſtantismus bedrängt wurde, wie aus Italien, Ungarn und Polen, beſonders aber Frankreich und den Niederlanden, England und Schottland. Hier wurden in der herben Zucht dieſer Schule jene unbeugſamen Charaktere gebildet, Männer voll hoher ſittlicher Spannkraft, voll heroiſcher Selbſtverleugnung, Hingebung und Mut,


Geiſtlicher Kauffhandel.
O ſchaw doch wunder mein lieber Chriſt /
Wie der Bapſt/Luther vnd Calviniſt/
Einander in die Haar gefallen /
GOtt helffe den Verirrten allen.
Deß HERREN Wort bleibt inn Ewigkeit.
LUTHER.
PABST
CALVINUS
Einfalt
DEr HERR iſt mein Hirt / mir wird nichts mangeln. Pſalm. 23.

Zeitgenöſſiſches Flugblatt auf den Streit zwiſchen Luther, dem Papſt und Calvin.

die nun, mit allen den Mitteln des Angriffes, eines Eroberungskrieges, vertraut gemacht, in die Heimat zurückgeſendet wurden und hier den großen Kampf auf Tod und Leben führten, unter ihnen kein größerer als der ſtürmiſche Reformator Schottlands, John Knox.

Indeſſen, die Wahrnehmung, welche wir bereits bei Frankreich machten, gilt auch von Schottland und von den Niederlanden: es fallen die Eroberungen des Calvinismus in dieſen Ländern aus dem Rahmen unſerer Geſchichte heraus.

In den Jahren 1545/46, die wir ja als Standort für unſeren Überblick über die außerdeutſchen Länder Europas wählten, ging in Schottland ſoeben die Zeit ſtiller Vorarbeit zu Ende, wie ſie 1527 ein begeiſterter Anhänger Luthers, Patrick Hamilton, in deſſen Adern das Blut der Stuarts floß, eröffnet und ein Jahr darauf mit ſeinem Märtyrertode geweiht hatte. In den Niederlanden dagegen ſetzt ſich noch das Bemühen Karls V. fort, die lutheriſche Sekte auszurotten, dieſe blutige Arbeit, die freilich ihr Ziel nicht ganz erreichte: denn immer blieb noch ein Reſt von dieſer Ketzerei übrig, welchen ſpäter hugenottiſche Flüchtlinge und bald auch die unmittelbare Einwirkung Calvins mit neuem Leben erfüllen konnten.

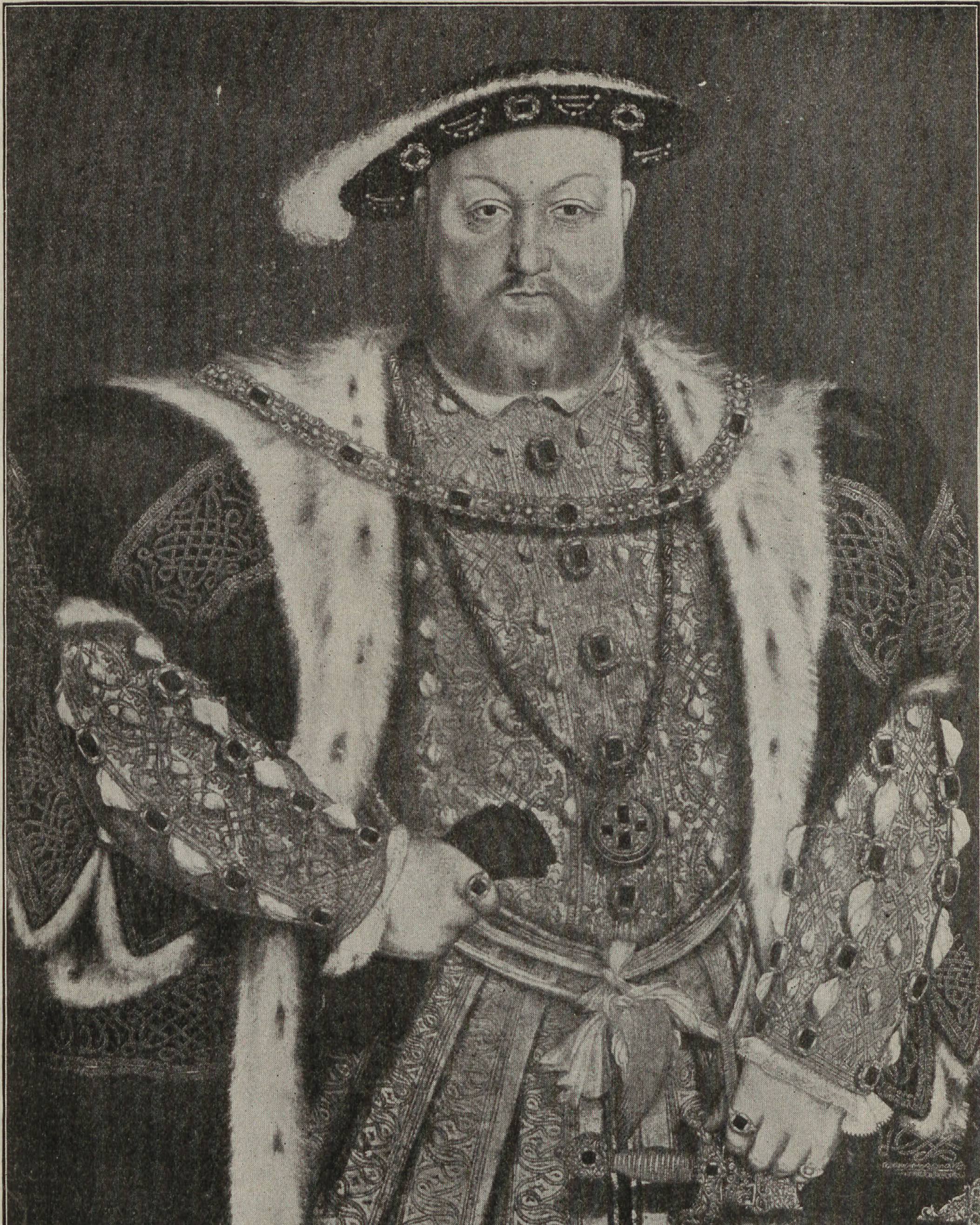
Von einem Einfluß Genfs nehmen wir zunächſt auch in England nichts wahr. Doch zieht hier etwas anderes die Aufmerkſamkeit auf ſich, ſo daß wir bei ihm noch etwas verweilen müſſen: es iſt die kirchliche Revolution, wie Heinrich VIII. ſie eingeleitet hat.

* * *

Wir ſtießen bereits auf das eigentümliche Zerwürfnis Heinrich's VIII. mit dem Papſt. Es hat den unmittelbaren Anſtoß zur Umwälzung der kirchlichen Verhältniſſe in England gegeben. So hat dieſe ihren nächſten Anlaß in der Laune, vielmehr den niedrigen Gelüſten eines ſittlich verkommenen, rohen, ja brutalen Fürſten, den allein ſchon dieſes kennzeichnen würde, daß er nach Verſtoßung ſeiner erſten Frau von den fünf ſpäter Heimgeführten zwei (Anna Boleyn und Katharina Howard) mit Seelenruhe auf das Blutgerüſt ſchickte, während eine dritte (Anna von Cleve) als Ausländerin nach halbjähriger Ehe in ihre Heimat zurückkehren durfte. Daß Heinrich VIII., nachdem er einmal eine papſtfeindliche Richtung eingeſchlagen, neben dem allerperſönlichſten Zweck auch noch die Steigerung ſeiner Macht verfolgt hat, hebt ſeine deſpotiſche, in gewiſſer Weiſe für England ſegensreiche Politik noch nicht aus dem Dunſtkreis des gemeinen Egoismus heraus.

Seit dem König die Hoffnung ſchwand, ſeine Ehe mit Katharina von Aragonien vom Papſt für ungültig erklärt zu ſehen, war er darauf angewieſen, dieſes Ziel in der Heimat ſelbſt zu erreichen. Ein Hindernis dafür war nur der hohe Klerus, der geborene Vertreter des Papſttums daheim. Die Macht der Hierarchie mußte daher gebrochen werden. Ihre Unabhängigkeit bildete überhaupt, nachdem der Kardinal Wolſey, Englands großer Staatsmann, den Einfluß des Parlamentes zurückgedrängt hatte, die einzige Schranke für den Abſolutismus der Krone. Und die ſkrupelloſe Rückſichtsloſigkeit Heinrichs fand Mittel und Wege, die von den anderen Ständen verlaſſene Geiſtlichkeit einzuſchüchtern. Schon zu Anfang des Jahres 1531 erkannte ſie den König als „ihren einzigen und oberſten Herrn", als ihr „Oberhaupt" an. Drei Jahre ſpäter vollendete ein Parlamentsbeſchluß (Heinrich VIII. liebte es, äußerlich mit legalen Mitteln zu arbeiten), die ſog. Suprematsakte, das Werk. Die Kirche Englands wurde für unabhängig von dem „Biſchof von Rom" erklärt, und an die Stelle der bisherigen päpſtlichen Gewalt mit ihren Einkünften, mit all ihren Rechten der Jurisdiktion, der Viſitation, des Anteils an der Wahl der Biſchöfe die königliche geſetzt. Jede Auflehnung wider dieſen Supremat ſollte Hochverrat ſein, Hochverrat auch jede Beſtreitung der Gültigkeit der neuen Ehe mit Anna Boleyn und der alleinigen Erbfolgeberechtigung der aus dieſer Ehe entſproſſenen Prinzeſſin Eliſabeth.

Damit war die neue „anglikaniſche" Kirche fertig, eine Kirche, welche ſich von derjenigen des Mittelalters einzig dadurch unterſchied, daß an ihrer Spitze anſtatt des Papſtes ein weltlicher Regent ſtand, und zwar ein mit ſchrankenloſer Gewalt ausgeſtatteter: denn ſelbſt für das Gebiet des Glaubens war er die Quelle des Rechtes. Unter ſeiner Hut ſtanden damit, ſolange er nicht etwa ein neues, das bisherige ablöſende Dogma ſchuf, auch die alten Ketzergeſetze. Und Heinrich VIII. war allerdings entſchloſſen, ſie zu handhaben. Kein Wunder daher, wenn jetzt Evangeliſche wie Papiſten gleichermaßen als Opfer fielen: die einen als Hochverräter gegen das alte Dogma der Kirche, die



Heinrich VIII., König von England. Gemälde von Hans Holbein im Schloß zu Windſor.

andern als Hochverräter gegen ihr neues Haupt. Wen dieſes Los traf, ob Feind oder Freund, das machte für den ſtarren, unerbittlichen, erbarmungsloſen Charakter Heinrichs nichts aus. So hatten ihre Treue gegen den Papſt auch zwei Männer zu beſiegeln, die dem König einſt nahe geſtanden hatten: im Sommer 1535 endeten ſtandhaften Mutes auf dem Schafott der Biſchof von Rocheſter, John Fiſher, und der große Humaniſt Thomas Moore — dieſer war, nachdem 1529 Kardinal Wolſey den Intrigen der Anna Boleyn und ſeinem Ungeſchick, die Leidenſchaft ſeines Herrn zum Ziele zu führen, erlegen war, als deſſen Nachfolger einige Jahre hindurch Kanzler des Königs geweſen, jener Heinrichs Beiſtand in ſeinem literariſchen Zweikampf mit Martin Luther. Beide hielten noch immer feſt an der Rechtmäßigkeit der erſten Ehe Heinrichs. Das ließ alle ihre Verdienſte erbleichen.

Dieſer Herrſcher verlangte rückhaltloſe Hingabe. Sein Mann war, wer das neue Dogma vom königlichen Supremat am ſcharfſinnigſten zu begründen, ihn ſelber am umfaſſendſten in die Praxis einzuführen wußte. Das verſtanden zwei Männer, die eben dadurch tief in die Gunſt des Königs ſich einniſteten und beide tief in das Geſchick Englands eingegriffen haben: Cromwell und Cranmer.

Thomas Cromwell, eines Handwerkers Sohn, ſchon von Wolſey als ein brauchbares Werkzeug erprobt, war von Heinrich zum Lordkanzler gemacht und 1535 auch zu ſeinem „Vikar" im Regimente der Kirche. Der engliſche Kardinal Pole will aus Cromwells eigenem Munde das offene Bekenntnis zu den Grundſätzen Macchiavellis vernommen haben. Es iſt keine Frage, daß er nach ihnen in der Behandlung ſeines Herrn verfahren iſt. Er kannte keine wichtigere Aufgabe, als mit allen Mitteln die Macht des Königs zu heben und hierfür namentlich auch die ihm als Verwalter des königlichen Supremates verliehene Macht auszubeuten. Er iſt es, der gegen das widerſpenſtige Mönchtum einen Vernichtungskrieg unternahm: er hat in den Jahren 1535 und 1539 über 600 Klöſter, darunter die größten und reichſten Abteien, zu Gunſten der Krone eingezogen. Dieſe Säkulariſierung großen Stiles, bei der übrigens auch der Adel nicht leer ausging, war nicht nur ein mächtiger Schritt vorwärts auf dem Wege der Losreißung Englands von Rom, nein, ſie zerſtörte zugleich eine der ſtärkſten Säulen des Katholizismus im Lande und iſt auch für die wirtſchaftliche Zukunft Britanniens von einſchneidender Bedeutung geworden: ein Teil der reichen Einnahmen fand gleich damals zum allgemeinen Beſten Verwendung, indem der König eine große Anzahl von Küſtenplätzen befeſtigte und die Flotte vermehrte.

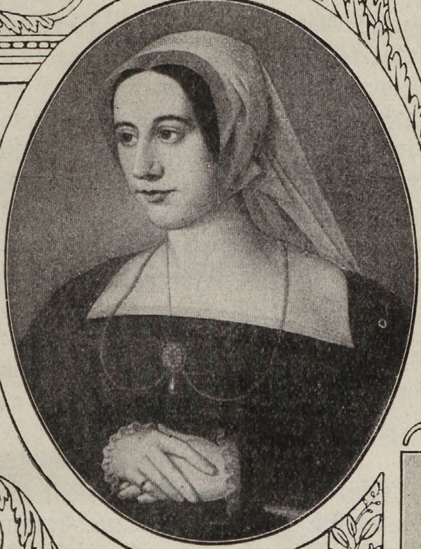
Als Kanzler verfolgte Cromwell das Streben, ſeinen Herrn in eine möglichſt enge Verbindung mit den deutſchen Proteſtanten zu bringen (er war der Stifter der Ehe mit der Cleveſchen Prinzeſſin, was dann ſchon 1540 zu Sturz und Hinrichtung des allmächtigen Mannes führte); ja, er galt wohl gar als Freund der Reformation. Sicher hat an ihm der zweite Günſtling Heinrichs, Thomas Cranmer, in ſeiner vorſichtigen Arbeit für die Reformation der Kirche eine Stütze gehabt.

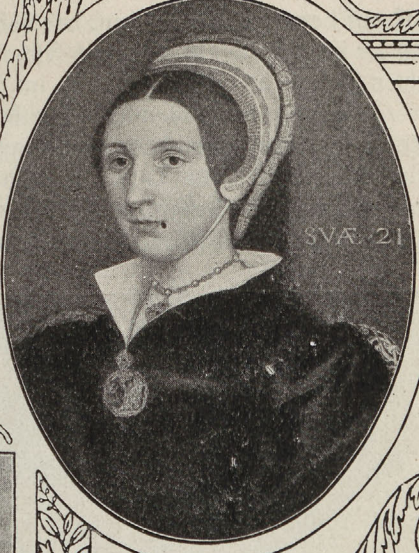
Cranmer war, damals Profeſſor der Theologie zu Cambridge, dem König in den Nöten ſeiner Irrung mit dem Papſt durch klugen Rat nützlich geworden und deshalb 1533 zum Erzbiſchof von Canterbury erhoben. Gewandt, geſchmeidig (wir würden hinzufügen: charakterlos, hätten wir es nicht mit einer undurchſichtigen, problematiſchen Natur zu tun), hat er, ungeachtet ſeiner Hinneigung zum deutſchen Proteſtantismus, ſich dauernd in der Gunſt ſeines Herrn behauptet. Was hat ihm das ermöglicht? Etwa die Geſchicklichkeit, die er bei der Scheidung der verhaßten Ehe des Königs mit der Spanierin bewies, die er von neuem bewährte, als es darauf ankam, die Ungültigkeit der Ehe der Königin Anna Boleyn zu erhärten? oder der unausgeſetzte Eifer, mit welchem er die Suprematie des Königs als einen ſchriftgemäßen Glaubensſatz verfocht und in ſeinem Kirchenamte überall zur Anerkennung brachte?

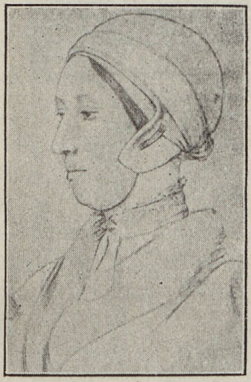
Genug, es iſt ihm das Außerordentlichſte gelungen, unter der Regierung des ſtarren altkirchlichen Deſpoten wenigſtens eine flüchtige Epoche einer Reformation nach deutſchem Vorbilde heraufzuführen. Ein aus zehn Artikeln beſtehendes Geſetz von 1536 führte eine Reform der Lehre im Anſchluß an die Augsburgiſche Konfeſſion durch, ohne im Kultus etwas zu ändern. Es war das gemeinſame Werk Cranmers und einer Anzahl von Biſchöfen, welche den deutſchen Proteſtantismus mit ungleich größerer Kraft und Entſchiedenheit vertraten als er ſelbſt.

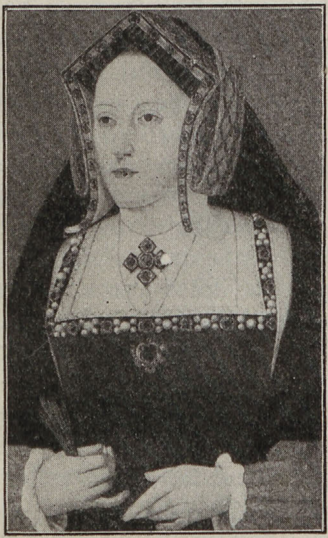
Allein ſchon 1539 kam es in der ſog. „blutigen Bill" zu einem ſtarken Rückſchlage und zu neuer Verfolgung der Evangeliſchen. Die altkirchliche Partei hatte wieder einen entſcheidenden Ein-

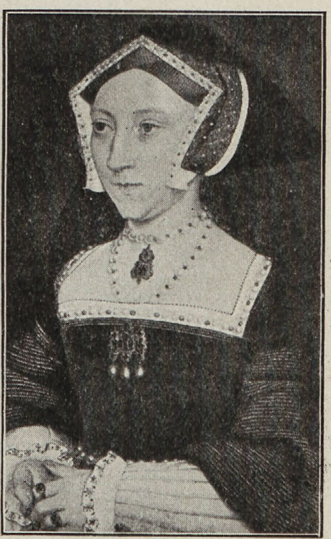
DIE SECHS FRAUEN HEINRICHS VIII

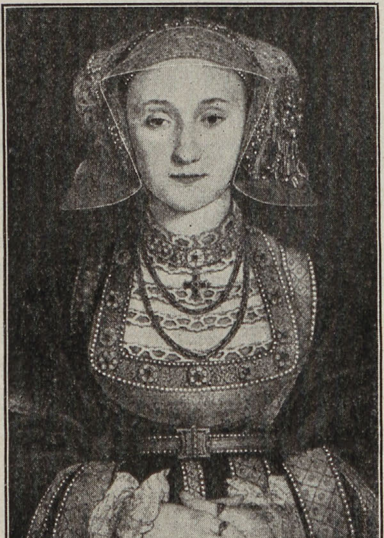












Catherine Parr.
Gemälde in der National-Porträt-Galerie zu London.

Catharine von Aragon.
Gemälde in der National-Porträt-Galerie zu London.

Catharine Howard.
Gemälde in der National-Porträt-Galerie zu London.

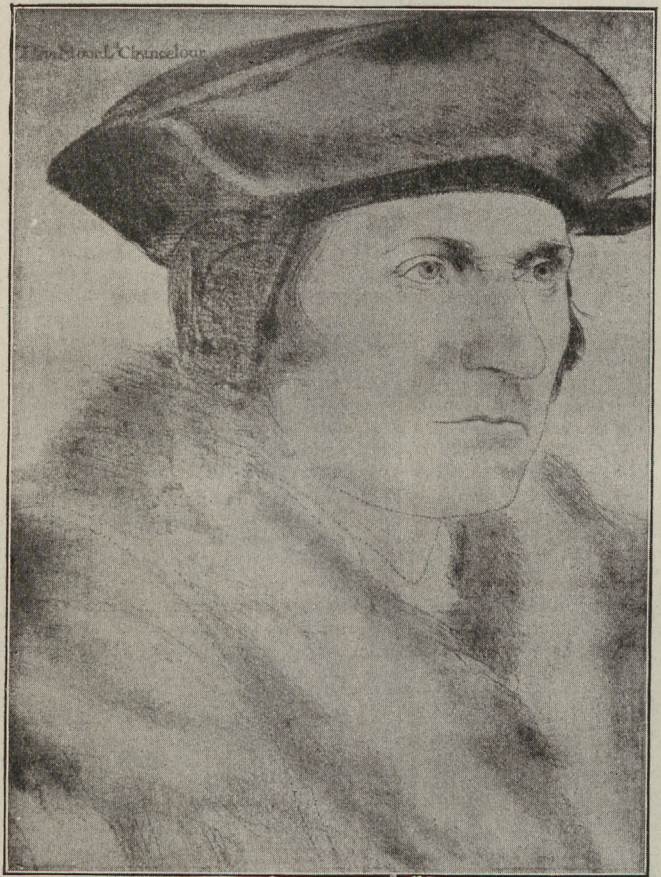
Jane Seymour.
Gemälde von H. Holbein im Königl. Muſeum zu Haag.

Anne Boleyn.
Zeichnung von Hans Holbein in Windſor Caſtle.

Anna von Cleve.
Gemälde von Hans Holbein im Louvre zu Paris.

fluß auf den König gewonnen, der übrigens Gelegenheit gehabt hatte, ſich davon zu überzeugen, daß die Maſſe ſeines Volkes noch feſthalte an der alten Kirche. Es iſt gleichwohl auch noch in den letzten Jahren Heinrichs (er ſtarb im Januar 1547) zu Schwankungen gekommen.

Überhaupt hat ſeine Regierung kein Ergebnis gezeitigt, welches nicht unter Umſtänden noch wieder rückgängig gemacht werden konnte. Sein an einem inneren Widerſpruch krankendes Syſtem (eine Papſtkirche ohne Papſt) war für die beiden kirchlichen Parteien, die bei der allgemeinen, ganz Europa durchziehenden Bewegung auch hier aufgekommen waren, doch nur ein ſteter Anreiz, Klarheit zu ſchaffen: die eine mußte für die Zukunft der Reformation wirken, die andere für die Wiederanerkennung des Papſtes.



Thomas Moore.

Zeichnung von Hans Holbein im Schloß zu Windſor.

Nach Heinrichs Tod wurde beiden Parteien nacheinander die Möglichkeit zu Teil, zu zeigen, was ſie vermochten.

Unter ſeinem nächſten Nachfolger, ſeinem 1537 geborenen Sohne Eduard VI. (1547—53) konnte Cranmer ſeine Gedanken einer kirchlichen Reform ausführen; unter dem Regiment ſeiner älteſten Tochter, der „blutigen“ Maria, der Gemahlin Philipp's II. von Spanien, (1553 bis 1558) vermochte die Gegenpartei noch einmal, unter Aufgebot der grauſamen Mittel des Mittelalters (auch Cranmer litt 1556 den Flammentod des Ketzers), die Papſtkirche aufzurichten. Maria hat doch faſt mehr als ihr Bruder Eduard die Bedingungen für ein proteſtantiſches England geſchaffen. Unter ihrer „katholiſch-ſpaniſchen“ Regierung wirtſchaftete das Syſtem der alten Kirche in England ab. Aber freilich ſollte noch eine lange Zeit vergehen, voll von den heftigſten, die Nation bis in ihre tiefſten Tiefen erregenden Erſchütterungen, bis ſich an Stelle des Alten etwas Neues herausarbeitete. Davon weiß zumeiſt die Geſchichte des 17. Jahrhunderts zu erzählen. — —

Wie ſchnell, wie ruhig und wie ebenmäßig vollzogen ſich im Vergleich hiermit die Eroberungen der deutſchen Reformation im Norden und Oſten von Europa, wenngleich ſelbſtverſtändlich auch hier nicht ohne Kampf noch mannigfache Gewaltſamkeit.

Schon vor Ausbruch des Schmalkaldiſchen Krieges war die Reformation in Dänemark und Schweden durchgedrungen, in Norwegen für die Zukunft geſichert; waren ihr Livland und das Herzogtum Preußen zugefallen, und ebenſo die deutſche Bevölkerung der preußiſchen Städte. Auch in Polen ſelbſt und in Litauen war ſie in unaufhaltſamem Vordringen, und nicht minder winkte ihr im Südoſten der Sieg: in Ungarn und Siebenbürgen. Wie weit verbreitet in den öſterreichiſchen Erbländern die neuen religiöſen Ideen waren, wie traurig es hier, trotz aller Gunſt von oben, um die alte Kirche beſtellt war, ſahen wir ſchon.

Wir verſtehen jetzt die frohe Zuverſicht der deutſchen Proteſtanten, von der früher die Rede war. Überall verfolgten ſie aufmerkſam den Siegeslauf ihrer Meinungen, auch die Hemmniſſe, auf die er ſtieß, wie in England und in den Niederlanden, in Frankreich und in Italien: die Schmalkaldener haben ſich um dieſe Zeit ſogar einmal bei dem Rate von Venedig ihrer Glaubensgenoſſen angenommen.

Dagegen verbarg ſich ihnen naturgemäß noch das Aufkommen jenes neuen, ihnen feindſeligen Geiſtes, welcher, von Spanien ausgehend, zunächſt Rom ſich untertan machte, um dann ebenfalls ſeinen Zug durch Europa anzutreten.

Noch durften ſie ſich den freudigſten Hoffnungen überlaſſen — und dennoch ſtanden ſie hart vor einer Kataſtrophe, welche ſie für den Augenblick niederſchmettern und ihrem Glauben dauernd einen Teil ſeines Heimatlandes entreißen ſollte.

10. Die Kataſtrophe des Schmalkaldiſchen Krieges und das Konzil von Trient: 1546/47.

Die Verbündeten von Schmalkalden konnten ſich zu Anfang der vierziger Jahre im allgemeinen nicht über die Ungunſt der politiſchen Lage Europas beklagen. Die Macht Habsburgs im Oſten war lahm gelegt: hätten auch nicht die Osmanen fort und fort für die Beſchäftigung König Ferdinands geſorgt, er wäre für den Fall eines Religionskrieges ſeiner Untertanen kaum ſicher geweſen, in Böhmen und Ungarn ſo wenig wie in Öſterreich. Dagegen ſchienen die Proteſtanten über beträchtliche Hülfskräfte zu verfügen. Der König von Dänemark war bereits im Bunde; der Eintritt von Schweden ſchien nahe bevor zu ſtehen; vor allem aber, noch immer durften ſie ſich auf Franz von Frankreich ſtützen: ungeachtet ſeiner reformationsfeindlichen Politik im Innern, ſah er ſich auf ſie angewieſen: ſo lange ſie auf ſeiner Seite ſtanden, wenigſtens nichts Feindliches gegen ihn unternahmen, ſeinen Todfeind Karl nicht unterſtützten, war dieſer ihm gegenüber machtlos. Endlich, auch England ſchien bei dem romfeindlichen Vorgehen Heinrichs VIII. durch ein gemeinſames Intereſſe mit ihnen verbunden zu ſein. Die Achtung gebietende Stellung, welche ſie im Reiche inne hatten, kennen wir. Wir erinnern uns des verheißungsvollen Kölner Reformunternehmens wie der Zugeſtändniſſe, die ihnen Karl 1544 auf dem Reichstage zu Speier machte: ihre Zukunft ſchien geſichert.

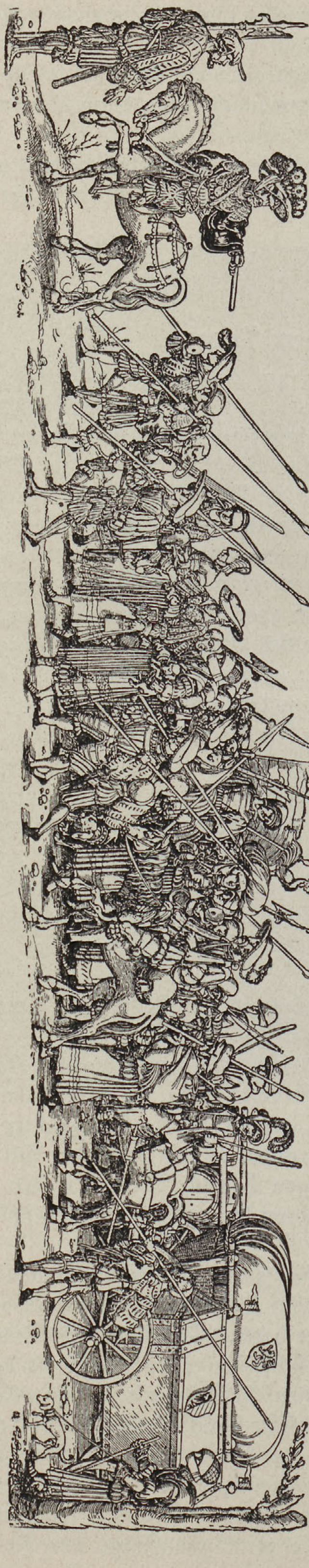
Trotz alledem hatten ſie damals bereits verſpielt, wenigſtens inſoweit, als ſie dem ihnen drohenden Kriege bald nicht mehr entgehen konnten, ja ihn ohne Verbündete aufnehmen mußten.

Eine Kette von politiſchen Fehlern ſtand in ihrem Schuldbuch. Sie lagen zum Teil weit zurück; aber immer noch wirkten ſie als Macht des Unheils fort.

Der älteſte und ſchwerſte von ihnen war als mittelbare Folge aus der ſittlichen Schwäche eines der fürſtlichen Führer erwachſen.

Großartiger als jeder andere Fürſt und wahrlich nicht ohne eine wahre und warme Beteiligung des Herzens hatte Philipp von Heſſen die Reformation gefördert: er hat ſie, indem ihn im ſchwerſten Kampfe, dem mit dem eigenen Ich, die Kraft verließ, geſchädigt wie kein zweiter: er hat ihr einen moraliſchen Makel angehängt (auch dadurch, daß er durch das Hineinziehen der Wittenberger Reformatoren in ſeinen häßlichen Handel bis auf den heutigen Tag für Viele das Bild Luthers getrübt hat), er hat, ohne ihr untreu werden zu wollen, ihren Siegeslauf in Deutſchland gehemmt.

Die politiſchen Folgen der Doppelehe Philipps (1540) dürfen geradezu verhängnisvoll genannt werden. Sie trieb den gefürchteten „deutſchen Catilina“ dem Kaiſer in die Arme zu einer Zeit, wo die Bedrängnis Karls einen Grad höher denn je erreicht hatte. Damit der Schirmherr des Geſetzes das Verbrechen des Landgrafen mit dem Mantel ſtillſchweigender Nachſicht decke, ging Philipp 1541 einen geheimen Vertrag mit den Habsburgiſchen Brüdern ein, durch welchen er den Bund von Schmalkalden in Ketten legte und für die ſelbſtherrliche Politik Karl's V. im Reiche freie Bahn ſchuf. Denn er machte ſich anheiſchig, den Bund von der Verbindung mit jeder auswärtigen Macht und von der Unterſtützung des Herzogs von Cleve zurückzuhalten. Dieſer, Herzog Wilhelm von Cleve und Jülich, war jüngſt auch in den Beſitz von Geldern gelangt: ihn niederzuwerfen war das Hauptanliegen des Kaiſers, zugleich aber die wichtigſte Frage der Reichs-



Landsknechte auf dem Marſche.

Zeitgenöſſiſcher Holzſchnitt.

politik. Die Geſamtheit der Fürſten hätte ſich der brutalen Vergewaltigung eines aus ihrer Mitte widerſetzen müſſen. Vorab die Schmalkaldener: um die Aufnahme in ihren Bund bewarb ſich ſpäter (1543) der Herzog; er hatte ſich inzwiſchen mit der Reformation befreundet und verhieß, dem Beiſpiel des Erzbiſchofs von Köln zu folgen. Was wäre da im Weſten noch für die alte Kirche übrig geblieben? Wilhelm war der Schwager des ſächſiſchen Kurfürſten. Aber ſo lebhaft dieſer für ihn eintrat, der Bund mußte ihn abweiſen, preisgeben. Der Landgraf hatte ſein Verſprechen einzulöſen.

Es hätte der gewaltigen Kriegsrüſtung des Kaiſers kaum bedurft: er hatte 40 000 Mann auf den Beinen, darunter, der beſchworenen Verpflichtung zum Trotz, ein Fünftel Spanier und Italiener. In vierzehn Tagen war der Feldzug zu Ende: Wilhelm mußte auf Geldern verzichten, Jülich und Cleve für die Reformation verſperren. Und, was noch ſchlimmer: der leichte Sieg hatte den Kaiſer aufgeklärt „über die Schwäche und die politiſche Unfähigkeit der deutſchen Ketzer". Seit dem, wir wiſſen es aus ſeinem eigenen Munde, ſtand ihm der Beſchluß feſt, auch ſie mit Gewalt zu übermeiſtern. Es kam nur darauf an, daß er ſie iſolierte und namentlich ihres franzöſiſchen Rückhaltes beraubte.

Auch für dieſen Zweck galt es jetzt vor allem, Frankreich ſelber niederzuringen. Aber das konnte er nur mit deutſcher Hülfe, nicht ohne die Hülfe eben dieſer Proteſtanten, denen mittelbar der Krieg gegen Franz I. galt. Es war das Meiſterſtück ſeiner Politik, daß er ſie im nächſten Jahre (1544) auf dem Speierer Tage durch die uns bekannten Zugeſtändniſſe dazu vermochte, ihm die Mittel gegen ihren natürlichen Verbündeten zu bewilligen. Es war zugleich der Tiefpunkt ihrer politiſchen Gottverlaſſenheit. Denn Schlimmeres konnte ihr politiſches Unvermögen nicht verbrechen: ſie ſelber halfen dem Kaiſer das ſtärkſte Hindernis aus dem Wege räumen, das ihrer eigenen Niederwerfung im Wege ſtand.

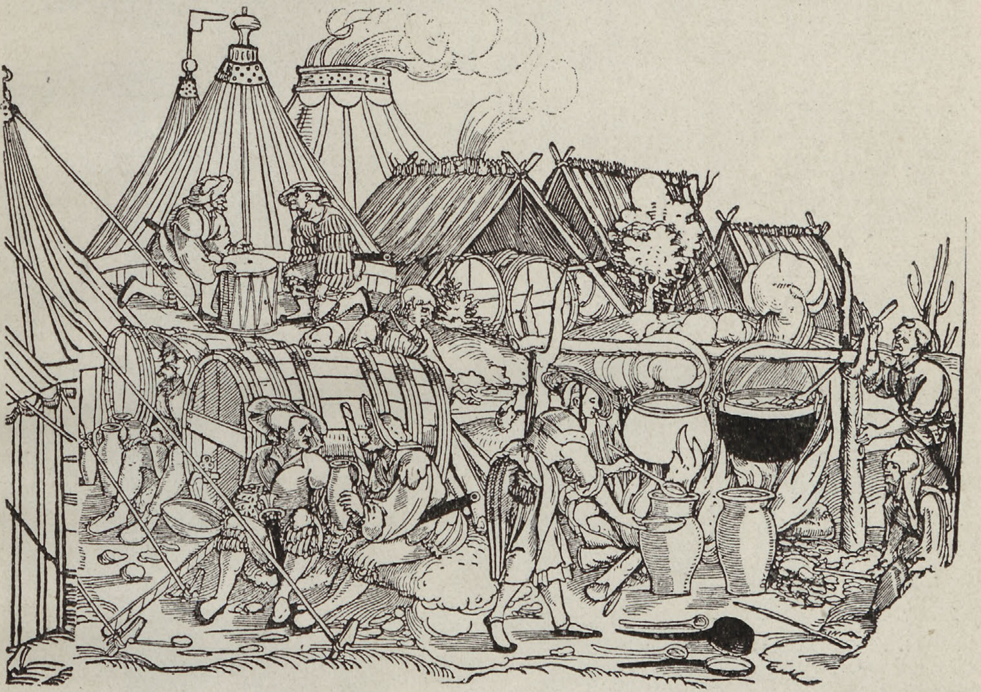
Der Kaiſer konnte jetzt den Kampf gegen Frankreich mit Nachdruck führen. Wozu er vor allem ſeinen Gegner bringen wollte, zeigen uns die geheimen Abmachungen des Friedens von Crépy, der bereits im Herbſt dieſes Jahres (1544) dem vierten franzöſiſchen Krieg ein Ziel ſetzte. Wir kennen ſie erſt ſeit ein paar Jahrzehnten. Ein einziger Blick auf ſie macht es begreiflich, daß die öffentliche Urkunde des Friedens von dieſen Verpflichtungen nichts wußte. Franz I. leiſtete das Verſprechen, in Deutſchland keinerlei Bündnis einzugehen, am wenigſten mit den Proteſtanten, was unmittelbar oder mittelbar, ausdrücklich oder ſtillſchweigend die Religion betreffe. „Das war," ſagt Baumgarten, „in der Tat für den Kaiſer die hauptſächlichſte Bedeutung jenes Vertrages, daß Frankreich durch ihn gehindert werden ſollte, in Zukunft weder mit den Proteſtanten noch mit den Türken gemeinſame Sache gegen ihn zu machen."

Seit dieſem Tage waren ſeine deutſchen Gegner, die Feinde der Religion, vereinſamt. Denn ſchon für dieſen letzten franzöſiſchen Krieg hatte der Kaiſer England auf ſeine Seite gezogen; ja, ſogar Dänemark, welches ſein politiſches Hauptintereſſe durch den Schmalkaldiſchen Bund nicht genügend gewahrt ſah, war mit ihm ins Einvernehmen getreten. Es kam für ihn nur noch darauf an, ſich auch die Osmanen vom Halſe zu halten: ein im Herbſt 1545 zu Adrianopel abgeſchloſſener Stillſtand von achtzehn Monaten ſchuf die erwünſchte Lage.

Da endlich ſah der Kaiſer freies Feld vor ſich: der Waffentanz konnte beginnen.

Er hat doch noch manches Mal geſchwankt, ob er ſich in das Wagnis ſtürzen ſollte. Aber alle Bedenken überwand ſein Beichtvater, Pedro de Soto, ein Jünger des heiligen Dominicus: Niemand hat ſo eifrig und ſo unausgeſetzt zu dem gottſeligen Unternehmen des Religionskrieges den machtgewaltigen Sohn der Kirche angeſtachelt — „drei oder vier Jahre lang", wie er ſich ſpäter rühmte.

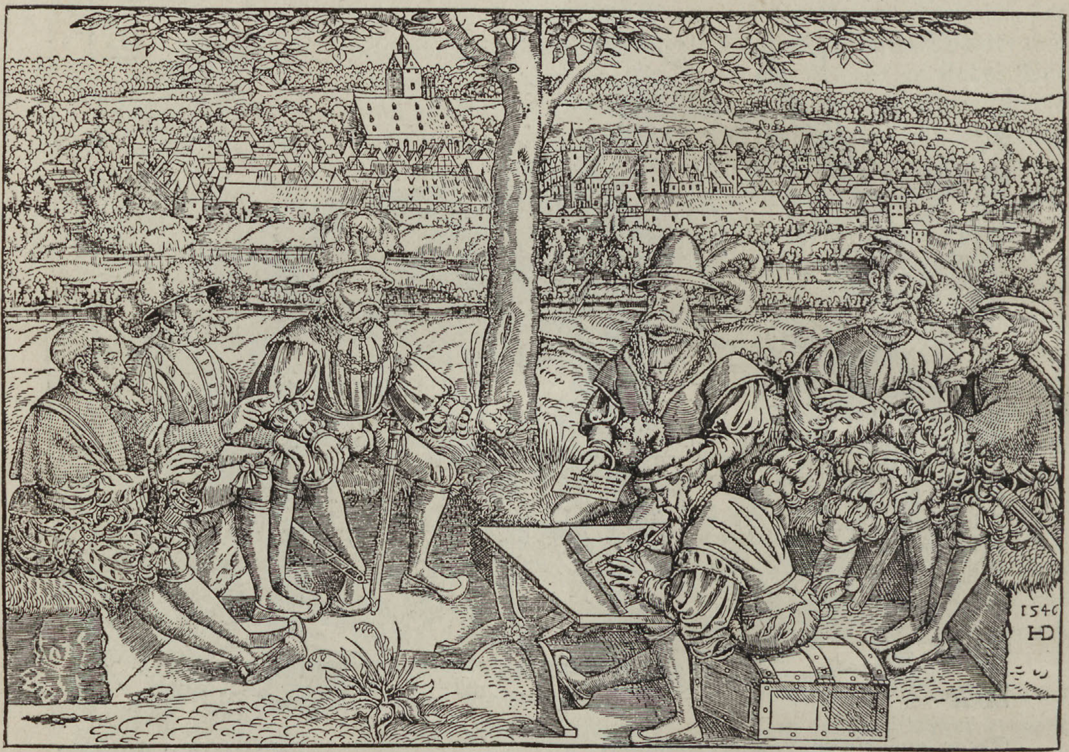
Aber auch die Kirche ſelber ließ es an Anreizungen nicht fehlen. Wie feindſelig ſtanden ſich doch nach dem Speierer Tag von 1544 Papſt und Kaiſer gegenüber! Indeſſen ſchon der Friede von Crépy beſtimmte den Papſt, einzulenken. Karl und Franz waren hier eins geworden, gemeinſam, im Notfall auch ohne den Papſt für den Zuſammentritt des Konzils zu ſorgen und deſſen Beſchlüſſen Geltung zu verſchaffen. Daraufhin hatte Paul III. ſich beeilt, das Konzil, mit dem er bis dahin nur ſein Spiel getrieben, von neuem auszuſchreiben: es ſollte auf deutſchem Boden, zu Trient — denn rechtlich zählte die welſche Stadt zum Reiche —, im Frühjahr 1545 eröffnet werden. Er mußte vor allem darauf bedacht ſein, die Synode in ſeiner Gewalt zu behalten. Das war das „freie" Konzil, das die Kurie einzig dulden konnte. Denn hier war nicht bloß die alte Forderung der deutſchen Nation nach „einem freien, chriſtlichen Konzil auf deutſcher Erde" abzuwehren, dieſe Bedingungen, von denen Luther dazumal kurz und bündig ſagte: „dieſe drei Worte: ‚frei, chriſtlich, deutſch' ſind dem Papſt und römiſchen Hofe nichts denn eitel Gift, Tod, Teufel und Hölle. Er kann ſie nicht leiden, weder ſehen noch hören." Nein, hier war auch Vorkehrung zu treffen gegen die unberechtigten Anſprüche des oberſten Schirmherrn der Kirche, welcher der Kirchenverſammlung ſein Reformprogramm aufdrängen und ſie damit zugleich ſeinen politiſchen Zwecken dienſtbar machen wollte.



Szene aus einem Landsknechtslager. Zeitgenöſſiſcher Holzſchnitt.

Gedachte der Papſt aber Einfluß auf den Kaiſer zu gewinnen, dann mußte er vor allem den faſt ſchon abgeriſſenen Faden wieder feſter knüpfen. Daher finden wir im Frühjahr 1545 Pauls

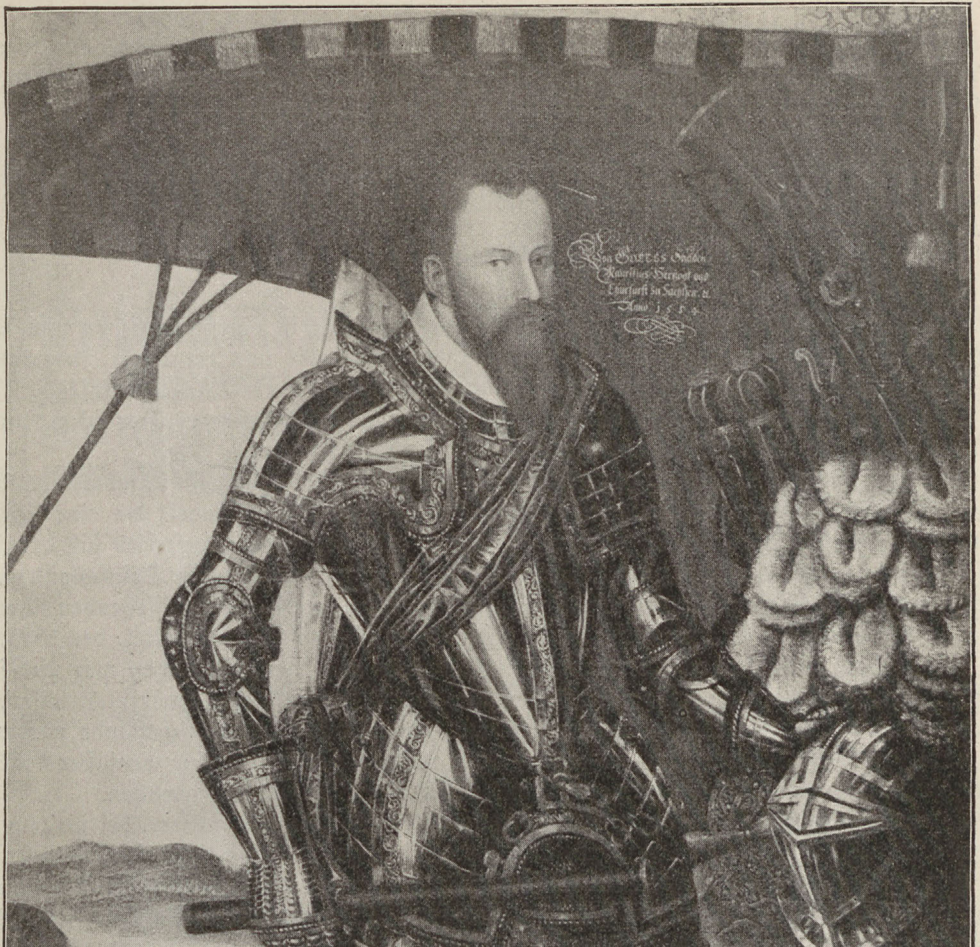
Enkel, den Kardinal Aleſſandro Farneſe, am Hofe des vor kaum einem halben Jahre ſo arg abgekanzelten Kaiſers zu Worms. Er ſollte das ſchroffe Auftreten ſeines Großvaters entſchuldigen und zugleich 100 000 Dukaten für den Türkenkrieg anbieten. Bei dieſer Gelegenheit vertraute Karl dem Legaten ſein Geheimnis an, ſeine Abſicht, die Proteſtanten mit Gewalt unter die Kirche zu beugen, und verlangte die geiſtliche und weltliche Unterſtützung des Papſtes. Nichts Willkommeneres hätte dieſem begegnen können. Hier tat ſich ja die Ausſicht auf, daß der Kaiſer, dem zur Zeit kein auswärtiger Feind zu ſchaffen machte, wieder beſchäftigt wurde, indem er ſich in den gefährlichen Krieg mit den deutſchen Ketzern ſtürzte. Wir verſtehen es daher, wenn Paul III. mit Feuereifer auf den Vorſchlag einging. Unverzüglich verhieß er, den Kaiſer mit 200 000 Dukaten und 12 500 Mann, dazu durch die Bewilligung einer halben Million ſpaniſcher Kircheneinkünfte zu unterſtützen. Konnte er überhaupt beſſer ſeiner oberhirtlichen Pflicht gegen die Chriſtenheit nachkommen, als wenn er ſeine Golddukaten rollen und ſeine Truppen marſchieren ließ, um die Abgewichenen auf den rechten Weg zurückzuführen? — natürlich mit der heilſamen Macht des Zwanges, nachdem die ſanfteren Mittel der Abmahnungen und Warnungen, der Verurteilungen und Bannflüche erſchöpft waren. Daß bei dem Ganzen nebenbei noch etwas für ſein Haus abfiel — wer wollte es ihm groß verargen? Bei der Gunſt der Lage trug er kein Bedenken, Parma und Piacenza, Gebiete des Kirchenſtaates, auf die aber auch das Reich noch immer Anſprüche erhob, ſeinem Sohne Pier Luigi zu übergeben. Ein Fürſtentum Farneſe war damit geſchaffen.



Kriegsrat zur Zeit des Schmalkaldiſchen Krieges.

Aus dem 1559 erſchienenen Kriegsbuch Reinhardts des Älteren, Grafen zu Solms.

Zum Abſchluß kamen die Verhandlungen aber erſt ein Jahr ſpäter, als der Entſchluß des Kaiſers, die Schmalkaldener zu bekriegen, unwiderruflich feſtſtand. Am 7. Juni 1546 ſchlug Karl in die ihm vom Papſt dargebotene Hand ein: Wiederum wie vor 25 Jahren zu Worms waren Herodes und Pilatus eins geworden. „Herodes und Pilatus“ — ſo hatte im Herbſt 1544 der Augsburger Stadtſchreiber Georg Frölich an den Landgrafen geſchrieben — „mögen nit anderſt einig werden, dann der frumme Chriſtus gebe das Leben drum.“ Das Vatikaniſche Archiv be-



Herzog Moritz von Sachſen.

Gemälde von Lucas Cranach d. J. im Königlichen Schloß zu Dresden.

wahrt das Original der in Rom aufgeſetzten Vertragsurkunde: nicht ohne Bewegung betrachtet der proteſtantiſche Forſcher hier die Züge der Unterſchrift des Herrſchers, der einſt von der deutſchen Nation mit Jubel begrüßt ward und nun ſie — verriet.

Freilich nicht ohne Unterſtützung aus ihrer eigenen Mitte!

Wer aber gab ſich dazu her? Werfen wir einen Blick auf ſeine deutſchen Helfer, auf deren Gewinnung unmittelbar die Kriegserklärung folgte.

Daß Bayern ſich jetzt an Karl anſchloß, wenn auch nur in einem geheimen (am 7. Juni abgeſchloſſenen) Vertrage, kann uns nur überraſchen, wenn wir uns der durch Jahrzehnte an den Tag gelegten Oppoſition gegen die Habsburger erinnern.

Aber ſollten wir es für möglich halten, daß auch evangeliſche Fürſten es über ſich vermochten, mit dem Todfeinde des Evangeliums gemeinſame Sache zu machen?

Da waren zunächſt zwei eifrig proteſtantiſche Hohenzollern: die Herzogin Eliſabeth von Braunſchweig-Calenberg und ihr Bruder, der Markgraf Johann von der Neumark; die eine ließ ihren Sohn, Erich II., ins kaiſerliche Lager übergehen, und auch der andere verſchrieb ſich dem Habsburger. Beide machte ihr Eifer für das Welfenhaus blind gegen das, was für Deutſchland auf dem Spiele ſtand. Bei Johann vermochten die Tränen der Frau mehr als die flehenden Worte der abmahnenden Mutter. Er war der Schwiegerſohn Heinrichs von Wolfenbüttel, der 1545, nachdem er ſein Land zurückerobert, von den Schmalkaldenern aufs neue geſchlagen war und jetzt in heſſiſcher Gefangenſchaft lag. Von ſeiner Religion wollte der Markgraf zwar nicht laſſen. Auf der anderen Seite machte der Kaiſer kein Hehl aus ſeiner Abſicht, alle Reichsſtände miteinander dem Konzil zu unterwerfen. Doch ſicherte er dem proteſtantiſchen Fürſten wenigſtens mündlich zu, eine Abweichung in einigen wenigen Punkten mit Nachſicht dulden zu wollen.

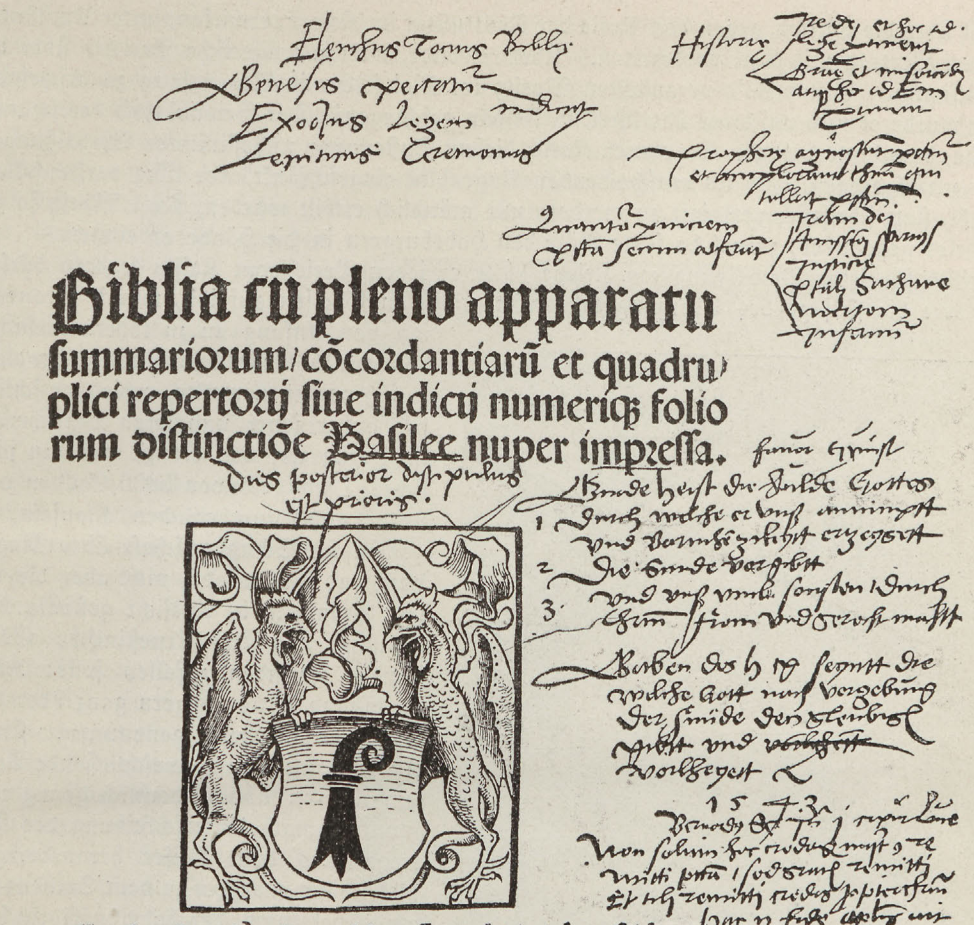
Mit einer ähnlichen, ganz vagen Verſicherung hatte ſich noch ein anderer, bei weitem mächtigerer evangeliſcher Fürſt zu begnügen, der damals in den Schlingen des Kaiſers ſich fangen ließ, Herzog Moritz, der im Jahre 1541 nach dem Tode ſeines Vaters Heinrich die Regierung des Albertiniſchen Sachſen übernommen hatte. Schon ſeit Jahren hatten ihm Karl und ſein Miniſter Granvella nachgeſtellt; immer deutlicher war dabei hervorgetreten, woran er gefaßt werden konnte: es war ſein unverhaltener Groll gegen die mächtigere Erneſtiniſche Linie des Hauſes Wettin und ſein brennender politiſcher Ehrgeiz.

Den Bemühungen des Kaiſers kam nicht nur der religiöſe Indifferentismus des jungen Fürſten entgegen, ſondern auch deſſen anfängliches politiſches Unvermögen: nur irrtümlich, wie uns Erich Brandenburg gezeigt, hat man in dem Moritz des Jahres 1546 einen zielbewußten, verſchlagenen, ſkrupelloſen Politiker geſehen: als ſolcher tritt er uns erſt ſpäter entgegen, nachdem er von Karl V. gelernt hatte. Damals war er trotz eines lebhaften fürſtlichen Selbſtbewußtſeins noch ſtark von ſeinen Räten abhängig. Es waren das aber die alten ſeines Oheims Georg, habsburgiſch geſinnt und halbe „Papiſten"; namentlich der alte Georg von Carlowitz und deſſen Neffe Chriſtoph.

Schon ſeit Ende 1542 ſtrebte Moritz — in ſcharfer Rivalität mit ſeinem Vetter, dem Kurfürſten — nach dem Erwerb der „Schutzherrſchaft" über die Stifter Magdeburg und Halberſtadt. Nach dem Tode des Kardinals Albrecht (1545) drohte ihn Johann Friedrich durch einen Vertrag mit dem neuen Erzbiſchof zu überflügeln. Der Albertiner gedachte hiergegen die höhere Inſtanz des Kaiſers auszuſpielen.

Es war am Vorabend des Krieges. Da war es ohnehin geboten, Vorkehrungen zu treffen für den Fall, daß der Kaiſer ſiegte, was Georg von Carlowitz, in ungeheuerer Überſchätzung der Hülfsmittel Karls, ſeit Jahren für ſicher, Moritz wenigſtens für höchſt wahrſcheinlich hielt. Stand nicht zu erwarten, daß dann ſeinem Vetter Kur und Land genommen wurde? Sollten beide dann aber auch dem Hauſe Wettin verloren gehen? Mit einer Andeutung, daß der Kaiſer die Erneſtiner der Kur berauben und ſie auf Moritz übertragen werde, war ſchon 1543 Granvella an einen Abgeſandten des Herzogs, Chriſtoph von Carlowitz, als Verſucher herangetreten.

Eben dieſen Carlowitz, der von jeher das Heil ſeines Herrn im engſten Anſchluß an die Habsburger ſah, ſchickte Moritz jetzt nach Regensburg zum Kaiſer: er ſollte die Übertragung jener Schutz-



Biblia cū pleno apparatu ſummariorum/cōcordantiarū et quadruplici repertorij ſiue indicij numeriqꝫ foliorum diſtinctiōe Baſilee nuper impreſſa.

Matthie Sambūcelli pro libri cōmendatiōne hexaſtichon.

Emendata magis ſcaturit nunc biblia tota:
Que fuit in nullo tempore viſa prius.
Qua loca canonici concordant ſingula iuris:
In ſumma caſus que tenet et capitum.
Qua legum veteriſqꝫ noui argumenta vident:
Omine felici quam Baſilea premit.

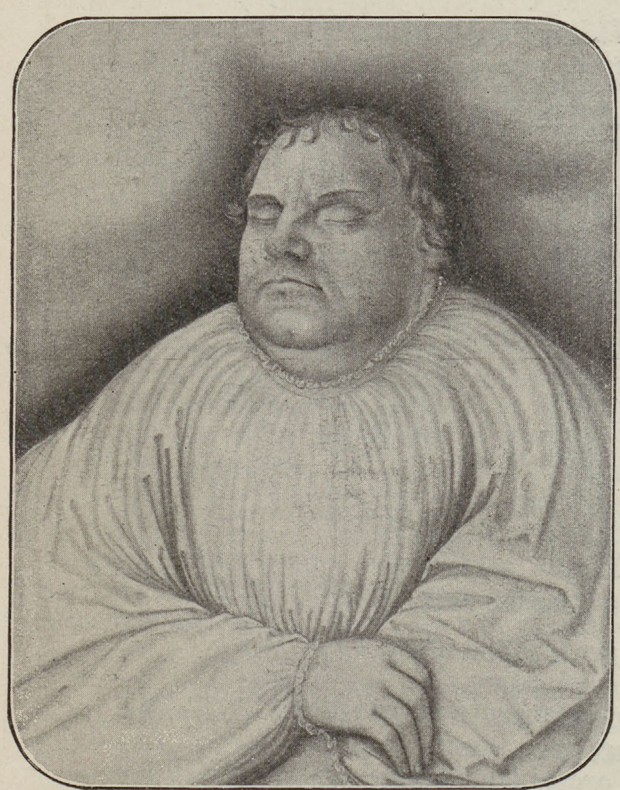
1542 Mart Luther

Fakſimile des Titels der von Luther benutzten lateiniſchen Handbibel.

Original im Märkiſchen Provinzialmuſeum zu Berlin.

herrſchaft über die Stifter, gegen den Preis der Neutralität im Kriege, erwirken, unter Umſtänden auch einen Vertrag mit Karl vorbereiten. Übertreibende, nahezu trügeriſche Berichte über das Entgegenkommen Granvella's veranlaßten Moritz, im Mai ſelber in Regensburg zu erſcheinen: und hier wurde er nun unſchwer überliſtet, in Feſſeln geſchlagen! Der Gewandtheit des ſchlauen Granvella, dem hinterhaltigen Benehmen Karls, dieſem Syſtem von unbeſtimmten Verheißungen, die bald zurückgezogen, bald im entſcheidenden Augenblick eingeſchränkt oder liſtig verklauſuliert, auch wohl, ſtatt ſchriftlich verbrieft zu werden, nur mündlich erteilt wurden, ſtand Moritz ſo gut wie wehrlos gegenüber, zumal da ſeine Räte den Habsburgern in die Hände arbeiteten.

Freilich für ſeine Beteiligung am Kriege hätte er jeden Preis vom Kaiſer fordern dürfen, insbeſondere die Zuſage des Überganges des Erneſtiniſchen Sachſen auf ihn, womit Granvella ihn von Anfang an zu ködern verſuchte. Aber für die bloße Neutralität, zu der allein er ſich verſtehen wollte, erhielt er ſchließlich außer jener unſicheren Verſicherung in Bezug auf das Konzil nur ein jährliches Dienſtgeld von 5000 Gulden und, unter nicht unerheblichen Klauſeln, die gewünſchte Schutzherrſchaft über Magdeburg und Halberſtadt; nicht aber die ihm von Granvella in Ausſicht geſtellte Verheißung, daß das Erneſtiniſche Gebiet keinem Fremden zufallen ſolle: König Ferdinand hätte es gern ganz oder doch zum Teil in Beſitz genommen. Einzig eine ihn nicht ganz ausſchließende Äußerung, deren Abſicht deutlich genug war, konnte er nach Unterſchreibung des Vertrages aus dem Kaiſer herausbringen: „Es ſchaue ein jeder zu dem Seinen; wer etwas bekomme, der habs." Moritz ſollte dadurch aus ſeiner Neutralität herausgedrängt, zu tätigem Eingreifen in den Krieg gezwungen werden. — —



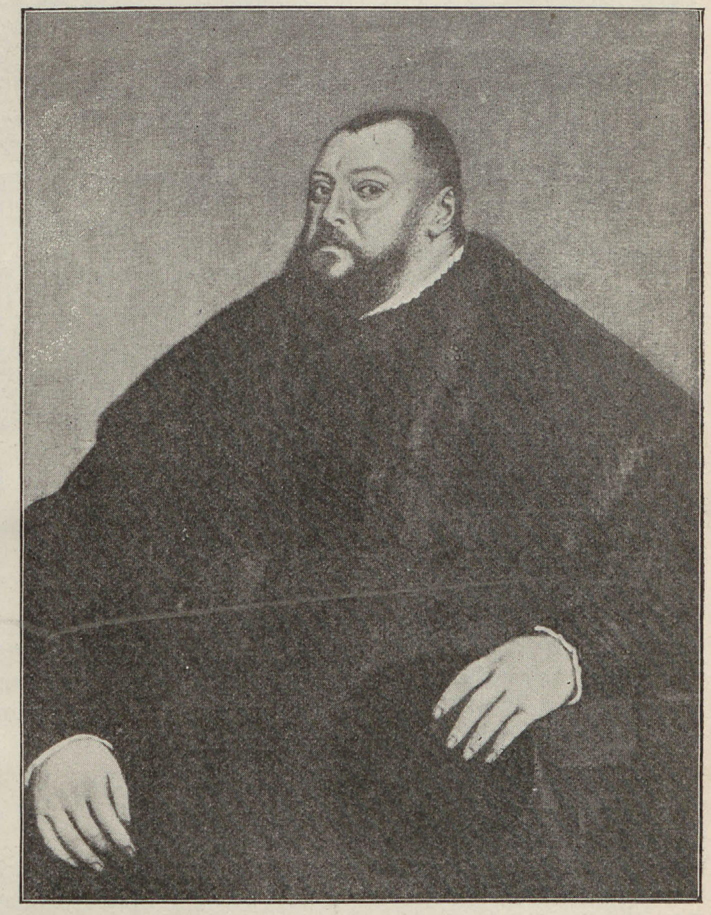
Luther auf dem Totenbette. Gemälde von Lucas Cranach in der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig.

Jetzt erſt, Mitte Juni, fühlte ſich der Kaiſer genügend geſichert, um offen mit der Sprache herauszurücken. Es fielen die erſten Worte der Drohung; ſie zerſtreuten für die Schmalkaldener den letzten Zweifel über ſeine wahre Abſicht: „den Ungehorſamen" ſollten ſeine Rüſtungen gelten. Als „Rebellen" wurden auch einen Monat ſpäter (am 20. Juli) die beiden Reichsfürſten hingeſtellt, welche jetzt die Acht traf: Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen und Landgraf Philipp von Heſſen; ihre Verſtöße gegen die Reichsordnung, der Württemberger Zug des Landgrafen, die Eroberung Braunſchweigs mußten als Vorwand dienen. Im Februar hatte Karl ſeinem Sohne Philipp geſchrieben, er gedenke das Schwert zu ziehen „im Dienſte Gottes, zur Wahrung des heiligen katholiſchen Glaubens und zum Beſten der Chriſtenheit", daneben aber auch in der Abſicht, der Unbotmäßigkeit im Reiche ein Ende zu machen. Allein den religiöſen Charakter des Krieges ſuchte er ſorgſam zu verſchleiern: ſo aus Rückſicht auf ſeine proteſtantiſchen Verbündeten, aber auch in der Abſicht, die übrigen Glieder des Schmalkaldiſchen Bundes, insbeſondere die großen Städte des Südens, von den beiden geächteten Fürſten zu trennen. Es war ein Scheinwerk, durchſichtig genug. Überdies wurde es alsbald durch ſeinen geiſtlichen Kriegsgeſellen zerſtört. Der Papſt hatte keinen Anlaß, ſich der gleichen Maske zu bedienen. Er hielt nicht damit zurück, daß der fromme Kaiſer ſich aufmache, mit gewappneter Hand „die Feinde

Gottes" zu beſtrafen, und er gewährte einen Ablaß für das Gebet um Ausrottung der Ketzerei. Feierlich ſtattete er in der Kirche Araceli ſeine beiden Enkel, welche die päpſtlichen Haufen auf den deutſchen Kriegsſchauplatz führen ſollten, mit Kreuz und Fahne aus: den Kardinallegaten Aleſſandro und deſſen Bruder Ottavio, der mit einer natürlichen Tochter Karl's V. vermählt war.

Jetzt wußte es alle Welt: Papſt und Kaiſer führten Krieg mit Martin Luther. — —

So war es alſo dank dieſem undeutſchen, im Dienſte ſeiner ſtreng mittelalterlichen Weltpolitik ſtehenden Kaiſer dahin gekommen, daß Deutſchland in einen großen, in einen, wie es ſchien, über ſein Geſchick entſcheidenden Religionskrieg geſtürzt wurde.



Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürſt von Sachſen. Gemälde von Tizian in der Kaiſerlichen Gemäldegalerie zu Wien.

Einſtmals hatte Luther in ſtolzer Zuverſicht erwartet, das Evangelium werde den antichriſtiſchen Papſt ſtürzen „ohne Schwertzucken", allein durch die ihm einwohnende göttliche Kraft der Wahrheit — jetzt wurde die Zukunft eben dieſes Evangeliums abhängig gemacht von gemeinem Waffenglück!

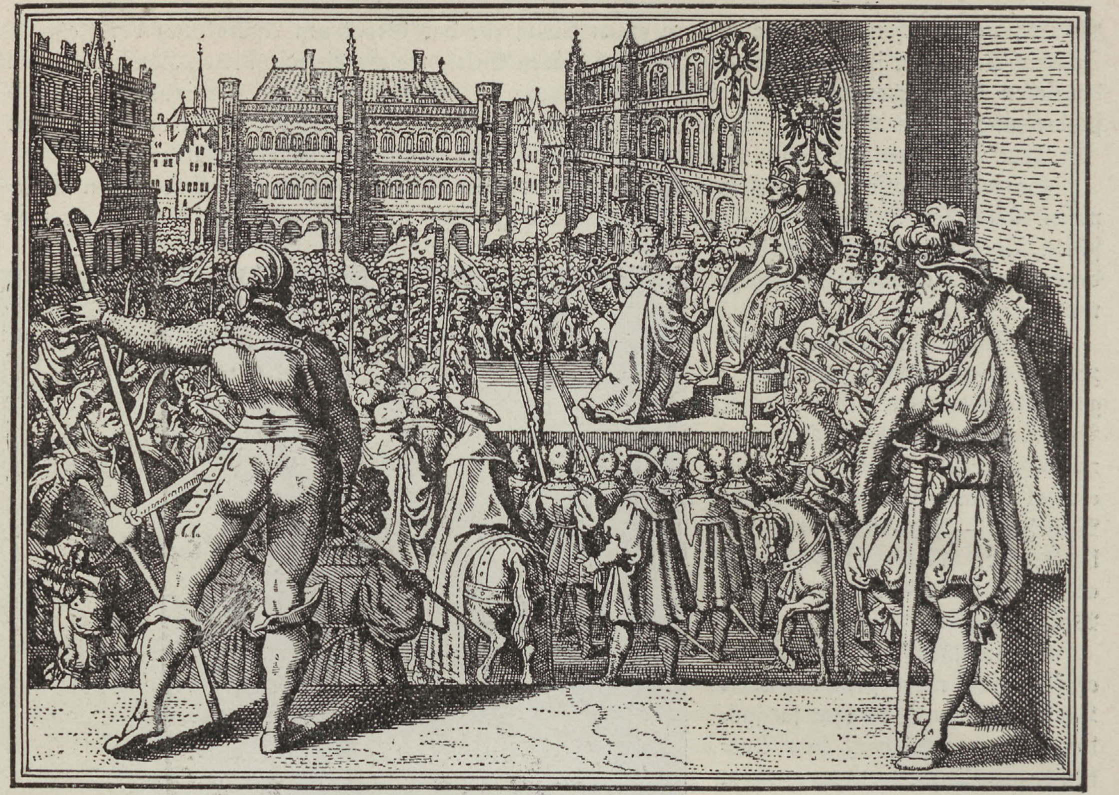
Allein, ſchon ſeit lange täuſchte er ſich nicht mehr über der Welt Lauf und Art. Es iſt ihm ja gnädig erſpart geblieben, den Ausbruch des Unwetters zu erleben. Aber eine Überraſchung wäre es für ihn nicht geweſen. Längſt ſah er es kommen. Das Alter hatte ihm den Blick für die Zeichen der Zeit nicht getrübt. Wie klar durchſchaute er doch die politiſche Lage, im Unterſchied von den zünftigen Politikern am Hofe ſeines Kurfürſten! „Die blutdürſtigen Ränke der Papiſten" ſind ihm nicht entgangen; ſchon 1545 ſpricht er von ihnen. In ihrer ganzen Schwere erfaßte er die Kunde, daß der Kaiſer, ſtatt den verheißenen Krieg gegen die Türken zu unternehmen, von dem Erbfeinde vielmehr einen Waffenſtillſtand erkaufte, um die Ketzer züchtigen zu können. Er war in Gottes Willen ergeben.

Und ſchwerlich hat er dabei im Geheimen auf den Sieg der proteſtantiſchen Waffen gehofft.

Der lag ſonſt, wie wir heute die Dinge ſehen, in der erſten Zeit des Krieges ſehr wohl im Bereiche der Möglichkeit, ja hatte ſogar die Wahrſcheinlichkeit für ſich.

Ein flüchtiger Überblick über ſeinen Verlauf wird uns das zeigen.

Der Kaiſer hatte ſich verrechnet, wenn er meinte, er werde es nur mit den beiden geächteten Fürſten zu tun haben. Die Verbündeten hielten zuſammen und erfreuten ſich im Felde einer ſo großen Überlegenheit, daß ihnen der Sieg kaum fehlen konnte. Wenn der „Krieg an der Donau" im Sommer und Herbſt 1546, im ganzen auf beiden Seiten ein tatenloſes Zaudern, zu ihren Un-



Herzog Moritz von Sachſen wird in Augsburg mit der ſächſiſchen Kurwürde belehnt.

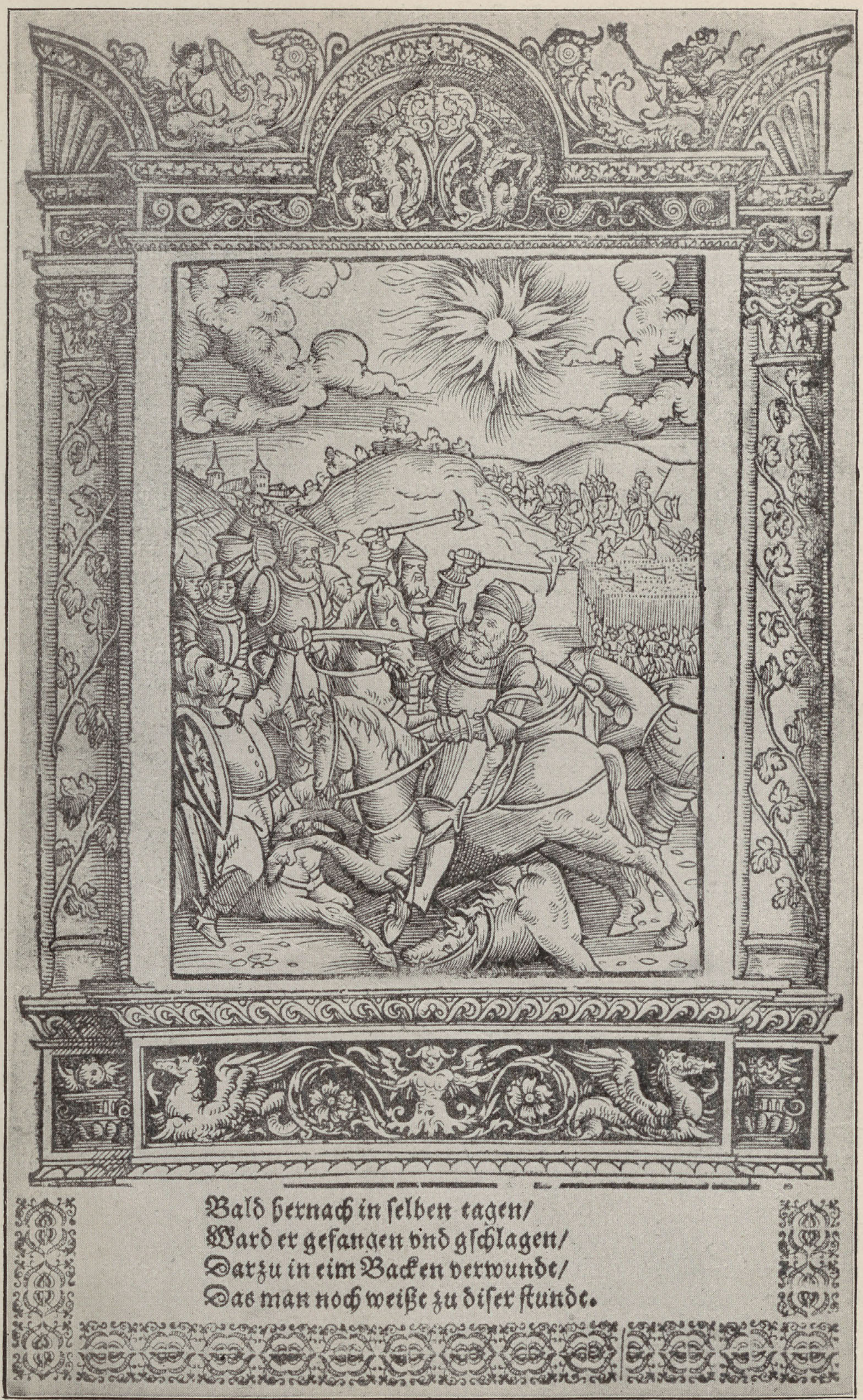
Aus Gottfrieds „Hiſtoriſche Chronik", Frankfurt, 1619.

gunſten ausfiel, war das die Schuld ihres vielköpfigen und von wirren, einander zuwiderlaufenden Intereſſen bewegten Kriegsrates und zuletzt der Knauſerei der reichen Städte. Denn den Ausſchlag gab ſchließlich ihr Mangel an „gemeinem nervus rerum", und nicht, wie man früher annahm, der Einfall des Herzogs Moritz wie des Königs Ferdinand ins Erneſtiniſche Sachſen. Es war der unausgeſetzten Arbeit Ferdinands endlich gelungen, den Albertiner aus ſeiner Neutralität herauszudrängen: Moritz hatte zugreifen müſſen, ſollte Kurſachſen nicht in fremde Hände kommen.

Bekannt iſt Karls glücklicher Feldzug an der Elbe (1547), wie der bei Mühlberg (am 24. April) überrumpelte Kurfürſt nur durch die Übergabe ſeiner Feſtungen ſein Leben rettete; wie ſeinen Söhnen, damit der neue Kurfürſt Moritz nicht zu mächtig werde, die noch heute Erneſtiniſchen Gebiete gelaſſen wurden. Nicht minder bekannt iſt das Geſchick des Landgrafen, der ſich dem Kaiſer ergab, und von dieſem gefangen fortgeführt wurde, obgleich ſein Schwiegerſohn Moritz und ein zweiter Vermittler, Joachim II. von Brandenburg, ſich, von dem kaiſerlichen Miniſter überliſtet, für ſeine Freiheit verbürgt hatten.

Der Bund von Schmalkalden, ſeit anderthalb Jahrzehnten die größte politiſche Macht im Reiche, ja bereits ein Faktor in der Europäiſchen Politik, war vernichtet. Die religiöſe Partei, zu deren Schutz er einſt geſtiftet war, lag am Boden. „Das unbeſiegte Deutſchland" hatte jetzt ſeinen Herren. Widerſtandslos — ſo ſchien es — konnte nunmehr der Ausländer nach Gefallen in deutſchen Landen ſchalten.

Schon nach dem verfehlten Donaufeldzuge hatte ſich ihm der Süden unterworfen, ohne noch den Widerſtand zu wagen, der ſoeben bei dem Abzuge der Fürſten feſt und verſtändig ins Auge gefaßt war. Mit hohen Summen mußten Württemberg und die Städte die Gnade des Kaiſers erkaufen. Mit einer Million Gulden wird man, was ſie jetzt innerhalb einiger Wochen an barem Gelde zur Stelle zu ſchaffen hatten, eher zu niedrig als zu hoch einſchätzen. Wie hatten „die Fürſichtigen und Weiſen" noch vor ein paar Monaten gejammert, als ſie zur Rettung ihrer Religion



Bald hernach in ſelben tagen/
Ward er gefangen vnd gſchlagen/
Darzu in eim Backen verwunde/
Das man noch weiße zu diſer ſtunde.

Gefangennahme des Kurfürſten Johann Friedrich des Großmütigen von Sachſen.

Holzſchnitt eines unbekannten Meiſters aus dem Jahre 1561. Königl. Kupferſtichkabinett in Berlin.

den dritten oder vierten Teil als Vorſchuß oder Darlehen aufbringen ſollten und das für unmöglich erklärt!

Ihre Religion freilich hatten die Städte auch jetzt ſo wenig preisgeben wollen wie ihre ſonſtigen Freiheiten: alle hatten ſie verlangt, „bei der wahren evangeliſchen Lehre erhalten zu werden“. Sie hatten ſich doch zuletzt, wie früher Moritz und andere evangeliſche Fürſten, mit bloß mündlichen und mehr oder weniger unbeſtimmten Zuſagen begnügen müſſen.

Aber keinen Augenblick dachte Karl daran, mit dieſen halben Zugeſtändniſſen ſein Ziel ſich verrücken zu laſſen: das ganze Deutſchland ſollte der alten Kirche wieder unterworfen werden!

Einen kräftigen Anfang dazu hatte er gleich im Winter mit dem Erzbiſtum Köln gemacht, deſſen Evangeliſierung ja für ihn ein Hauptanſtoß zum Kriege geweſen war. Nach Abſetzung des Erzbiſchofs Hermann wurde überall im Stifte die Reformation unterdrückt: „ein beinahe verlorengegangenes Gebiet“ wurde für Rom zurückerobert: der Rhein durfte wieder in ſeinem ganzen Laufe als „des heiligen Reiches Pfaffenſtraße“ gelten. Zugleich aber war der erſte große Verſuch, in einem geiſtlichen Fürſtentum die religiöſe Frage im nationalen Sinne zu löſen, geſcheitert. Wir wiſſen, was für eine großartige Hoffnung unſer Vaterland damit begrub.

Was in Köln vollbracht war, das hätte nun, ſeitdem der Sommer 1547 das Ende der „Rebellion“ gebracht hatte, im ganzen Reiche durchgeführt werden müſſen. Karl war jedoch einſichtig genug, um ſich zu ſagen, daß er in den altevangeliſchen Gebieten die Reformation nicht ſo ohne weiteres rückgängig machen könne. Denn ſo wenig wie ſeinem Bruder Ferdinand war ihm die Reformbedürftigkeit der römiſchen Kirche entgangen. Seine Hoffnung, die Proteſtanten zu dem „alten Glauben“ zurückzubringen, hatte daher zu ihrer Vorausſetzung ſtets die Reinigung der katholiſchen Kirche von einer Reihe ſchlimmer Mißbräuche gehabt; und als das einzige Mittel, dieſe Reform zu vollziehen, war ihm ja von jeher ein allgemeines Konzil erſchienen. Dieſes ſollte Beſchlüſſe der Art faſſen, daß er von den Proteſtanten wirklich Unterwerfung unter dieſe höchſte Inſtanz verlangen konnte. Gerade der Krieg hatte ihm die Möglichkeit bringen ſollen, jenen Beſchlüſſen Gehorſam zu verſchaffen. Die Zuſage der Unterordnung unter das Konzil war deshalb auch die unerläßliche Bedingung geweſen für ſein Abkommen mit den proteſtantiſchen Fürſten, die in ſeinen Dienſt traten, wie für den Vertrag mit Moritz (nur daß er, wie wir ſahen, verhieß, bei der Abweichung von dieſer oder jener Feſtſetzung der Synode durch die Finger zu ſehen).

Jetzt war ja nun das ſo oft verheißene Konzil endlich Wirklichkeit geworden: im Dezember 1545 war es in Trient eröffnet, damals, als Karl ſeine Hauptaufmerkſamkeit bereits dem geplanten Kriege zuwenden mußte.

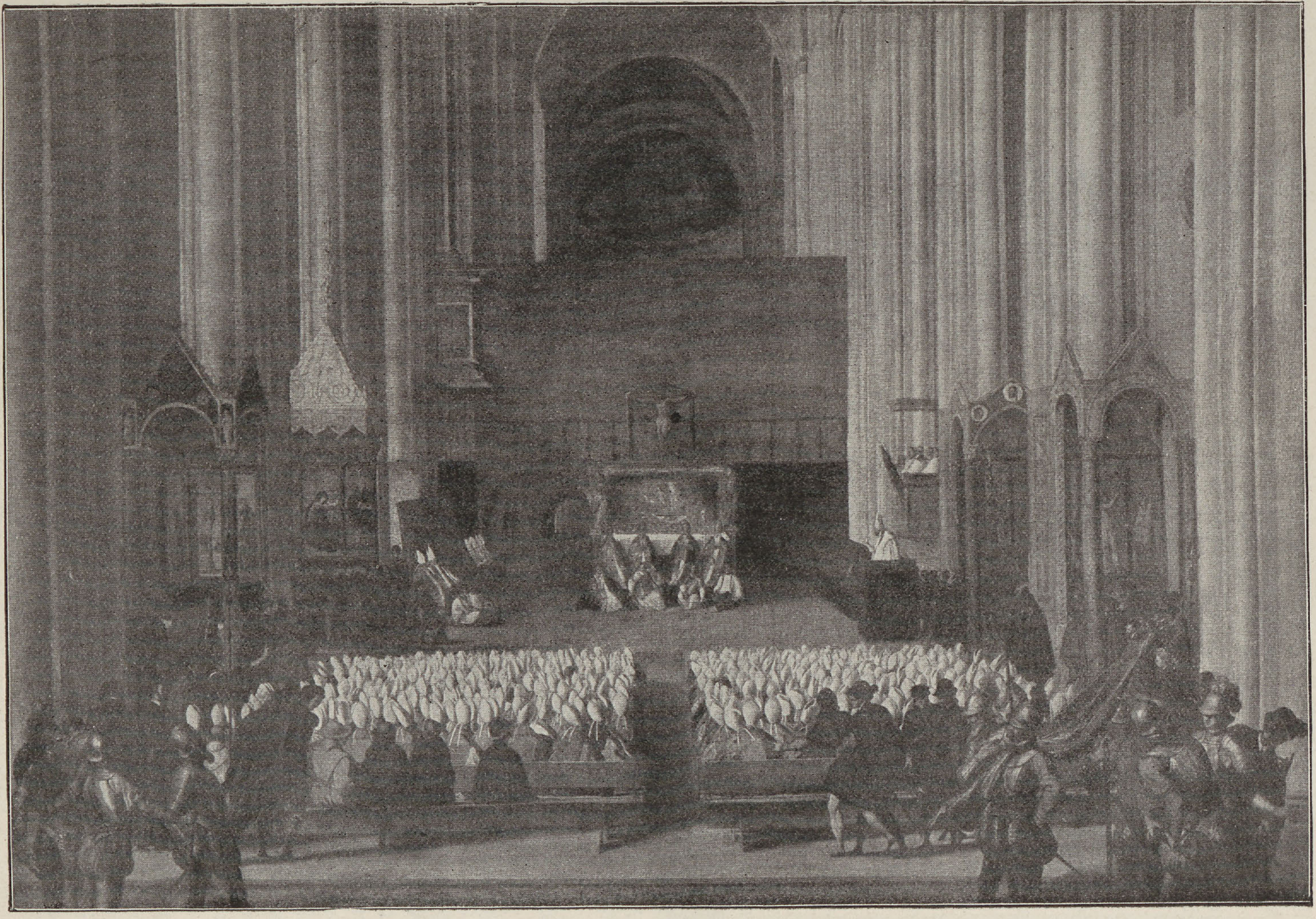
War nun das Konzil auf die Abſichten des Kaiſers eingegangen? Und war der Papſt bereit, mit dem Kaiſer Hand in Hand zu gehen?

Auf dieſe entſcheidenden Fragen haben wir jetzt die Antwort zu ſuchen.

* * *

Das große kirchliche Werk, das hier die weltliche Gewalt in Angriff nahm, konnte ſeiner Natur nach nur gelingen bei dem einträchtigen Zuſammenwirken der beiden Häupter der katholiſchen Chriſtenheit.

Kam es zu einem ſolchen, ſo erhob ſich damit — bei der Lage, wie ſie der Krieg geſchaffen — eine ungeheuere Gefahr für den deutſchen Proteſtantismus. Das Konzil hätte dann in der Tat vermocht, ohne daß der Charakter des mittelalterlichen Chriſtentums beeinträchtigt worden wäre, den Weg einer ſtark in die Augen ſpringenden Reform zu betreten und jene Forderungen zu erfüllen, welche in Deutſchland gerade im Intereſſe des Katholizismus weltliche wie geiſtliche Fürſten erhoben hatten: die Forderungen des Laienkelches, der Zulaſſung der Prieſterehe, auch wohl die einer ſtärkeren Berückſichtigung des nationalen Elementes im Kultus. Auch ein gewiſſes Entgegenkommen in der Lehre war nicht ſchlechthin undenkbar: es gab in Deutſchland Theologen, welche, um den Proteſtanten die Rückkehr zu erleichtern, gern bereit waren, hier Auswüchſe der Scholaſtik abzuſchneiden, dort Schroffheiten des Ausdruckes zu mildern oder gar mit Hülfe neutraler Wendungen die Schärfe des Gegenſatzes zu verſchleiern. Ein in der angedeuteten Weiſe von Papſt und Konzil reformierter Katholizismus wäre zweifellos ein gefährlicherer Gegner für die



Sitzung des Tridentiner Konzils.

Gemälde von Tizian im Louvre zu Paris.

Reformation geweſen als der bisherige ſo tauſendfach Ärgernis gebende; und das nicht bloß, weil er für den Kampf beſſer gerüſtet geweſen wäre, nein, er hätte auch auf ſchwankende und auf minder einſichtsvolle Gemüter im proteſtantiſchen Lager eine Anziehungskraft auszuüben vermocht, auch wohl bei Anderen, die zur Einen Herde zurückgebracht werden ſollten, das Gewiſſen eingeſchläfert und den Streitapfel in die Reihen der Gegner geſchleudert; kurz, ein ſolcher Katholizismus hätte dem Kaiſer für ſein Vorhaben, die Einheit der Nation auf der Grundlage des alten Glaubens wiederherzuſtellen, gewaltigen Vorſchub leiſten können.

Indeſſen, dieſe große Verſuchung iſt nicht an den Proteſtantismus herangetreten.

Noch einmal hat ſich das Papſttum ein großartiges Verdienſt um die Reformation erworben.

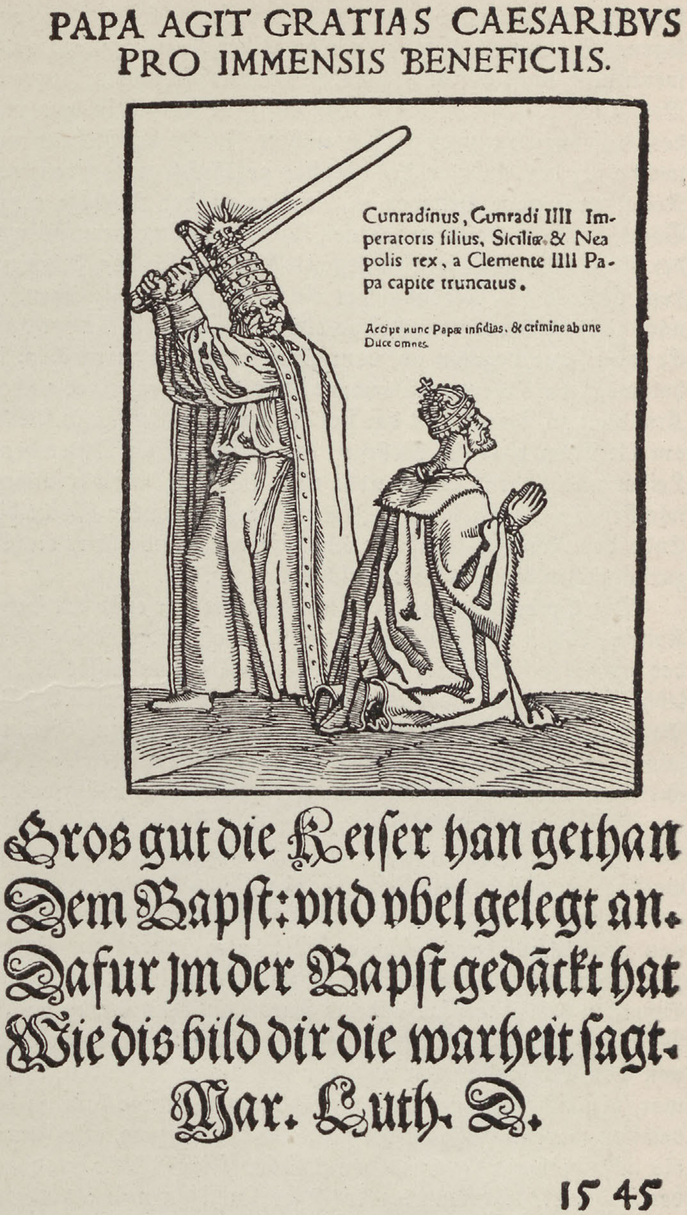
Als für den Kaiſer der lang erſehnte Zeitpunkt gekommen war, wo er ſeinen Plan im Reiche ausführen konnte, da ſah er ſich hierfür auf ſeine eigene Kraft angewieſen. Es war ſein Los, für die Kirche zu arbeiten nicht nur ohne deren Unterſtützung, ſondern befehdet von ihr. Denn kein Konzil tagte mehr zu Trient, und mit dem Papſt entzweite ihn eine bittere Feindſchaft: in dem letzten Stadium des Religionskrieges hatte Paul III. mit ſeinen Sympathien auf Seiten der Ketzer und Rebellen geſtanden. Ja, man darf mit Friedrich von Bezold ſagen: „Gegen eine völlige Zermalmung des deutſchen Proteſtantismus iſt Niemand in Europa früher und energiſcher eingeſchritten als der Papſt.“

Den erſten Anlaß zur Entzweiung hatte das Konzil abgegeben.

Das Konzil von Trient, das letzte allgemeine vor dem Vatikaniſchen von 1869/70, hat mit erheblichen Zwiſchenräumen unter drei Päpſten getagt: unter Paul III. 1545—47, Julius III. 1551—52 und Pius IV. 1562—63. Es iſt ein Werk jenes ſpaniſchen Geiſtes, den wir ſeiner allgemeinen Bedeutung nach bereits kennen gelernt haben, und iſt als ſolches von einer ganz außerordentlichen Tragweite für den römiſchen Katholizismus der Neuzeit geworden. Es hat eine Arbeit geleiſtet, der wir, bei aller Mißbilligung des von ihm feſtgehaltenen Syſtems einer Herabziehung des Religiöſen ins Hierarchiſche und Politiſche, unſere Bewunderung nicht vorenthalten können. Es hat das ſchwankende und wankende, dem Einſturz nahe Gebäude des mittelalterlichen Chriſtentums neu fundamentiert, zugleich es in ſo manchem Betracht geſäubert, auch von dieſem und jenem die Reinheit des Stiles beeinträchtigenden Anbau befreit. Es hat Reformen durchgeführt, wie nur die Hitze dieſer beiſpielloſen Heimſuchung, welche in Martin Luther über die römiſche Kirche gekommen, ſie zu zeitigen vermochte. Keine Tat von Belang hat das Konzil überhaupt vollbracht, bei der ihm nicht die Rieſengeſtalt des Erzketzers mahnend, drohend, den Gegenſatz herausfordernd vor Augen geſtanden hätte. Auf dieſe Weiſe wurde, ſo weit es ohne empfindliche Schädigung des kurialiſtiſchen Intereſſes möglich war, eine Menge von Mißbräuchen beſeitigt. Es hat mit Umſicht und Takt im Dogma feſtgehalten und zum Teil tiefer und ſicherer begründet, was von dem in ſeiner ganzen Härte und Schärfe erfaßten Prinzip gefordert wurde, und ſo der verderblichen Unſicherheit über das, was katholiſch ſei, was nicht, ein Ende gemacht. Es hat auch das Papſttum mit dem ſtreng kirchlichen Geiſte dieſes neuen Syſtems erfüllt und es damit aus dem Sumpfe des kleinſtaatlichen italieniſchen Dynaſtentums herausgezogen: der negativen Arbeit der Inquiſition, die wir früher verfolgt haben, geſellte das Konzil die poſitive bei. Es hat endlich mit alle dem der römiſchen Kirche das verſchwundene Selbſtvertrauen wieder geſchenkt, ſo daß ſie unter der Gunſt der allgemeinen Lage, wie das auf die Neige gehende 16. Jahrhundert ſie ſchuf, ſich daran machen konnte, unter Entfaltung des Banners der „ſpaniſchen Prieſter“ das Verlorene zurückzuerobern.

Jeder einzelne Zug des Bildes zeigt uns das Konzil als im Dienſte der Kurie ſtehend: es iſt, ungeachtet der Rückwirkung, welche es auf den römiſchen Hof ausgeübt hat, in Tat und Wahrheit das (zuletzt willenloſe) Werkzeug des Papſttums geweſen. Aber nicht von ſelber iſt den Päpſten die Herrſchaft zu Trient zugefallen. Um von den Scharmützeln abzuſehen, in welche ſie ſich durch einige Anwandlungen von Freiheitsgelüſten des Epiſkopates verwickelt ſahen, haben ſie wiederholt einen harten Strauß mit dem Kaiſertum zu beſtehen gehabt. So gleich Paul III. in den Anfängen der Synode.

Karl V. hatte verlangt, daß das Konzil, ohne zunächſt Lehrentſcheidungen zu treffen, durch welche die Proteſtanten ja nur zurückgeſtoßen werden konnten, ſich an die Reformarbeit mache. Die Verſammlung erblickte gleichwohl ihre Hauptaufgabe in der Feſtſetzung der Lehre. Bald lagen verſchiedene dogmatiſche Formulierungen vor, ſo über das Thema: „Heil. Schrift und Tradition“



PAPA AGIT GRATIAS CAESARIBVS
PRO IMMENSIS BENEFICIIS.

Cunradinus, Cunradi IIII Imperatoris filius, Siciliæ & Neapolis rex, a Clemente IIII Papa capite truncatus.

Accipe nunc Papæ inſidias. & crimine ab une Duce omnes.

Gros gut die Keiſer han gethan
Dem Bapſt: vnd vbel gelegt an.
Dafur jm der Bapſt gedāckt hat
Wie dis bild dir die warheit ſagt.
Mar. Luth. D.

1545

Satyriſches Flugblatt auf das Verhältnis zwiſchen Papſttum und Kaiſertum.
Zeichnung von Lucas Cranach. Text von Martin Luther.

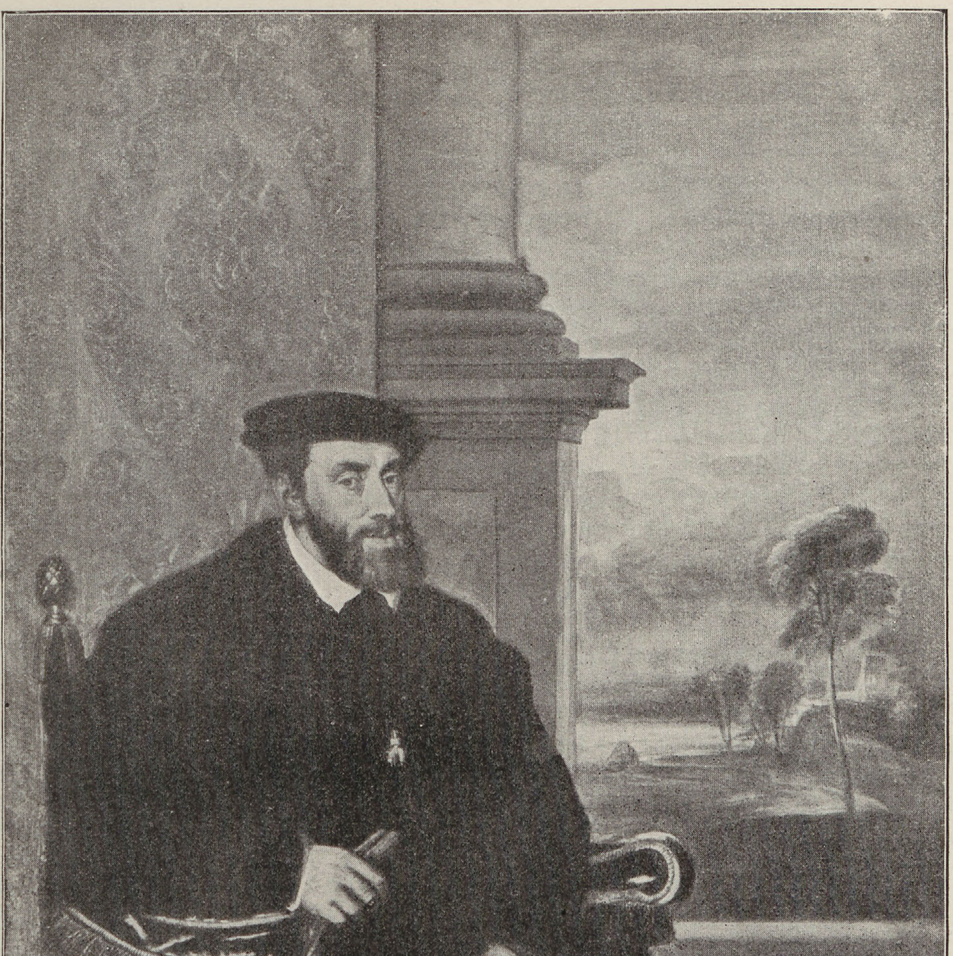
(wobei der unfehlbaren Kirche eine Rolle gewahrt wurde, welche das Zurückgehen auf die Quellen des Chriſtentums und jede hiſtoriſche Unterſuchung überflüſſig machte) und über das zentrale Lehrſtück von der Rechtfertigung. Es waren Dekrete, nur zu ſehr geeignet, neue Gegenſätze zum Proteſtantismus zu ſchaffen und den Bruch mit ihm zu verewigen. Und hätte der Kaiſer wirklich an die Möglichkeit denken können, die deutſche Nation zur Anerkennung dieſer neuen Satzungen zu bringen? Er wußte, daß die Verſammlung, deren Werk ſie waren, grundſätzlich auf Deutſchland keine Rückſicht nahm (dieſes gab man bereits für verloren; unmöglich daher, ihm zu Liebe das Heil der geſamten Chriſtenheit aufs Spiel zu ſetzen). Überdies war ja Deutſchland, obgleich ſtärker als alle übrigen Nationen an dem Konzil beteiligt, wegen des Krieges gar nicht auf ihm vertreten. Die Synode war überhaupt nur ſpärlich beſucht: am Tage der Eröffnung konnte man 34 Prälaten zählen, und fünf viertel Jahre ſpäter wurden in der Schlußſitzung auch nur 56 Stimmen abgegeben. Neben einigen Franzoſen ſah man faſt nur Italiener und Spanier. War das wirklich ein ökumeniſches Konzil der Chriſtenheit? Ein kaiſerlicher Diplomat, einer der fähigſten, Diego de Mendoza, welcher damals den Kaiſer zu Trient vertrat, ſpricht (im Dezember 1546) in einem Briefe an Granvella von der empörenden „Zumutung, daß man in Zukunft gegen beſſeres Wiſſen glauben ſolle, auf dem Konzil, welchem man den erhabenen Titel eines ökumeniſchen beilege, habe der Heilige Geiſt jenes Schurkenvolk [die Italiener] gelenkt.“ Von der Mitwirkung ſeines eigenen Volkes ſchweigt Mendoza. Und doch war die nicht gering. Denn gleich hier, bei den erſten dogmatiſchen Schöpfungen, hat ſich auch auf dem Konzil der ſpaniſche Geiſt Geltung verſchafft: die ſpaniſchen Theologen, Dominikaner und Jeſuiten, am beſten für die neue Aufgabe vorbereitet, führten das große Wort. Sie haben ſicher nicht gewußt, daß ſie mit ihrer Arbeit den augenblicklichen Abſichten ihres katholiſchen Königs nur Hinderniſſe in den Weg legten. Der Kaiſer drang darauf, daß das wichtigſte dieſer Dekrete, das über die Rechtfertigungslehre, wenigſtens noch geheim gehalten werde. Umſonſt. Recht im Gegenſatz zu ihm wurde es auf Befehl des Papſtes Mitte Januar 1547 veröffentlicht. Aber längſt trug ſich damals der Papſt ſamt einem Teil der

Synodalen mit einem Plan, der dem Kaiſer noch ärger mitſpielen ſollte, nämlich das Konzil zu verlegen. Schon von Anfang an war es der Kurie anſtößig geweſen, daß dieſe Kirchenverſammlung wenn auch nicht auf deutſchem, ſo doch auf fremdem, unter Habsburgiſchem Regiment ſtehenden Boden tagte. Es kam hinzu, daß auf dem Konzil, in dem man, um doch in etwas den Wünſchen des Kaiſers zu entſprechen, ſich auch der Sache der Reform zuwandte, eine Frage angeregt wurde, welche für das Anſehen des Papſtes gefährlich zu werden drohte, namentlich für ſein angemaßtes Recht, ganz nach Belieben in die Gewalt der Biſchöfe einzugreifen. Einem Teil der Trienter Väter, der dem Kaiſer ergebenen Partei der Spanier, ſchien wirklich der Gedanke an eine Reform der Kurie nicht ganz fern zu liegen! Das war für den Papſt zu viel! Er durfte nicht länger ſäumen, dem Einfluß des Nebenbuhlers einen Riegel vorzuſchieben. Sollte er warten, bis der Verhaßte nach glücklich beendetem Kriege etwa in Perſon in Trient auftauchte, um das Konzil zu gängeln? Er wies ſeine Legaten an, dem Spiel ein Ende zu machen. Dieſe ergriffen den erſten ſich ihnen halbwegs darbietenden Vorwand, das Auftreten einer unbedeutenden, keineswegs epidemiſchen Krankheit zu Trient, mit der ſich ein paar Todesfälle in Verbindung bringen ließen; und ſo faßte am 11. März 1547 die Mehrheit der verſammelten Väter den Beſchluß, wegen dringender Gefahr Leibes und Lebens die Synode nach Bologna (auf päpſtliches Gebiet) zu verlegen, und ſchon am nächſten Tage verließen die Italiener wie in wilder Flucht die peſtverſeuchte Stadt. Es war das Ende des Konzils. Daß die Biſchöfe der Minderheit, die Spanier, ſich nicht fügend, in Trient zurückblieben, konnte daran nichts ändern.

Die Sprengung des Konzils war nicht der erſte Akt der Feindſeligkeit Paul's III. gegen den Kaiſer. Schon im Januar hatte er, Karls oft und eindringlich vorgetragene Bitte um Verlängerung des nur auf ſechs Monate abgeſchloſſenen Trutzbündniſſes ablehnend, ſein Hülfsheer abberufen — zur lebhaften Empörung des Verlaſſenen, die ſich in Worten des Zornes und des Hohnes kund gab: der Papſt, ſo bekam der Nuntius unter vielem anderen zu hören, trachte aus Liebe zu Frankreich, dieſer ſeiner alten „Franzoſenkrankheit", nach nichts anderem, als ihn durch dieſen Krieg, in den er ſelber ihn verwickelt habe, zu Grunde zu richten. Dieſer Verdacht ſowie allerlei Zettelungen jenſeits der Alpen bewirkten, daß Karl, wie Auguſt von Druffel gezeigt hat, in der nächſten Zeit ſeinen Blick mehr auf Italien gerichtet hielt als auf den noch unbezwungenen Norden von Deutſchland, weshalb er, während ein Teil ſeines deutſchen Heeres entlaſſen wurde, für Italien ſpaniſche Truppen anwerben ließ. Von jenem gegen den Papſt erhobenen Vorwurf war ſo viel richtig, daß Paul III. von neuem ſich Frankreich genähert hatte und es zur Unterſtützung der deutſchen Ketzer mobil zu machen ſuchte. Der für den Verbündeten glückliche Ausgang des Donaufeldzuges hatte in Rom Schrecken hervorgerufen und die Furcht aufleben laſſen, der Kaiſer befinde ſich auf dem Wege zur Weltherrſchaft. Auch durfte der Papſt mit ſcheinbarem Rechte Klage führen, daß ſein Nuntius von den Verhandlungen mit den ſich unterwerfenden oberdeutſchen Proteſtanten ferngehalten war, obgleich hier doch auch die Religion in Frage kam, ja daß die Ketzer ruhig bei ihrem Kultus belaſſen waren. Endlich aber fühlte auch der „gute, alte Familienvater" ſich verletzt, wie der mehr als achtzigjährige Papſt in den Briefen ſeiner Vertrauten genannt wird: beharrlich verweigerte der Kaiſer die Anerkennung des Pier Luigi Farneſe als Herzogs von Parma und Piacenza; ja er hatte dieſem in dem neuen Vizekönig von Mailand, Ferrante Gonzaga, einen Nachbar gegeben, der dem Sohne des Papſtes bei ſeinen hochverräteriſchen franzoſenfreundlichen Umtrieben ſcharf auf die Finger ſah.

Eben dieſer Pier Luigi ſollte bald darauf der unglückliche Anſtoß werden, daß die Feindſchaft des Papſtes gegen den Kaiſer mit einem tödlichen Haß beſeelt und der Bruch zwiſchen beiden unheilbar wurde. Gegen das wüſte, tyranniſche Regiment des Farneſen erhob ſich in Piacenza eine Verſchwörung, und am 10. September 1547 wurde er ermordet: erwieſener Maßen hat Ferrante Gonzaga die Bewegung angezettelt und geleitet und — nicht ohne Vorwiſſen ſeines kaiſerlichen Herrn, der überdies das von den Seinen beſetzte Piacenza ruhig behielt.

Wäre da noch daran zu denken geweſen, daß Paul III. der Forderung des Kaiſers, die Synode nach Trient zurückzuverlegen, nachgab? Erſt der Nachfolger Pauls III. (er ſtarb am 10. November 1549), Julius III., zeigte ſich bereit dazu, ſo daß das Konzil am 1. Mai 1551 wieder in Trient zuſammentreten durfte. Aber faſt genau nach Jahresfriſt ſtob es — diesmal eine wirkliche Flucht! — nach allen Seiten auseinander: noch ein Mal war die politiſche Kraft des deutſchen Proteſtantis-



Kaiſer Karl V. Gemälde von Tizian in der alten Pinakothek zu München.

mus aufgeflammt und hatte zu Trient wie ein Blitz gezündet. Als ein Jahrzehnt ſpäter zum dritten Mal die Väter in der alten Konzilsſtadt ſich ſammelten, da war der mächtige Kaiſer nicht mehr am Leben, und Deutſchland hatte ſeinen Frieden gemacht ohne Papſt und Konzil.

So iſt es gekommen, daß die geſchichtliche Bedeutung des Trienter Konzils, die wir uns früher in ihrer Größe zu verdeutlichen ſuchten, für Deutſchland erſt in der Epoche der Gegenreformation ſich geltend zu machen anhebt, ſo daß wir bei dem Fortgang unſerer Geſchichte von jetzt ab von der wichtigſten Kirchenverſammlung der Neuzeit abſehen dürfen.

Selbſt die erſte Tagung des Konzils war für Deutſchland zunächſt wie nicht vorhanden. Ließ ſich für die Politik der Habsburger irgend etwas mit den Großtaten der päpſtlichen Verſammlung anfangen? Das Urteil Ferdinands wird nicht weit von dem ſeines Bruders abgewichen ſein, wenn er, von Karl um ſeine Meinung gefragt, (im Februar 1547) äußerte: ganz anders als zu Trient müſſe es auf einem allgemeinen Konzil zugehen; man müſſe den Proteſtanten den Anlaß nehmen, über das Konzil die Naſe zu rümpfen; ſie dürften keinen Grund mehr haben, ſich zu beklagen, daß man willkürlich die einen ausſchließe, den andern Gehör gebe oder übereilte Beſchlüſſe faſſe.

Die auf dieſe Weiſe durch das Konzil geſchaffene Lage konnte den Kaiſer über ſeine jetzige kirchenpolitiſche Aufgabe nicht in Zweifel laſſen. Vollends lag ſein Weg klar vor ihm, ſeit ſein Zwiſt mit Paul III. ſich unheilbar erweitert hatte. Wollte er die Früchte des Krieges pflücken nicht nur in politiſcher Hinſicht durch Unterdrückung der ſtändiſchen „Libertät“, ſondern vor allem auch für die Erreichung ſeines kirchlichen Ideales, dann ſah er ſich jetzt auf ſich allein angewieſen, auf die eigene Kraft.

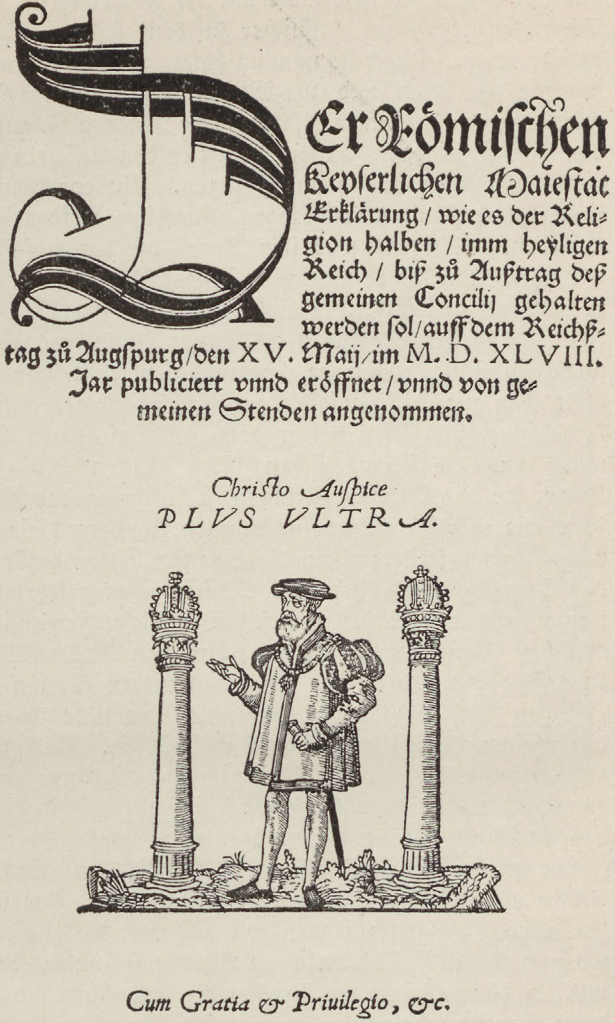
Und auf ſie ſich zu verlaſſen, iſt ihm ſicher nicht als Wagnis erſchienen. Er war ſich des Außerordentlichen ſeiner augenblicklichen Machtſtellung wohl bewußt.

Daher auch das Tyranniſche ſeines Vorgehens.

Es kennzeichnet die Anfänge der letzten Epoche des Reformationszeitalters. Ihr Ende aber bietet uns ein ganz anderes Bild: da ſehen wir die Macht des Deſpoten zerſchellt und die Nation endlich, endlich ſich ſelbſt überlaſſen.

11. Karl V. auf der Höhe ſeiner Macht. Sein Sturz. Das Abkommen der deutſchen Parteien untereinander. 1547—1555.

Auf eigene Hand mußte Karl jetzt in Sachen der Religion Ordnung ſchaffen. Bei den Altkirchlichen, die, vor dem Kriege zaghaft, ja feige, jetzt wieder ſich zu fühlen begannen, konnte er für etwaige Zugeſtändniſſe an die Abgewichenen keinerlei kirchliche Autorität in die Wage werfen. Freilich, hätte es in ſeiner Macht geſtanden, würde er ja einfach überall in deutſchen Landen die alte Kirche in ihre Herrſchaft wieder eingeſetzt haben, was er, wo beſonders günſtige Verhältniſſe das geſtatteten, auch wirklich tat, wie z. B. in dem trotzigen Konſtanz, das zugleich mit ſeiner reichsſtändiſchen Freiheit ſeinen evangeliſchen Glauben gewaltſam unterdrückt ſah. Indeſſen, überall mit Gewalt einzuſchreiten, das vermochte doch auch der Sieger über die Schmalkaldener nicht entfernt. Der Widerſpruch des aufſäſſigen Magdeburg war ungeſtraft, ungebrochen der Widerſtand von ganz Niederdeutſchland geblieben. Und Herr über den Bund geworden war er doch auch nur dank der Unterſtützung etlicher proteſtantiſcher Fürſten, dank der Zurückhaltung anderer evangeliſcher. Hätte er auch auf die Neutralen keine Rückſicht nehmen wollen, ſo hatte er doch ſeine Verbündeten nur zur Unterwerfung unter das Konzil verpflichtet. Das aber war nur wie ein Luftſchloß aufgetaucht — für ihn ſelber eine herbe Täuſchung. Da galten doch im Grunde für alle nicht im Kriege niedergeworfenen Evangeliſchen noch die alten, von ihm auf den Reichstagen gegebenen Zuſagen, welche ſeit dem Nürnberger Frieden immer auf Duldung der religiöſen Abſonderung bis zum Konzil gegangen waren. Wir ſehen, in eine wie große Verlegenheit ihn der Papſt gebracht hatte. Er mußte alſo von Rechts wegen von neuem mit dem Reichstage arbeiten, und — die wichtigſte Folgerung, welche ſich aus der Situation ergab — dieſer ganzen neuen Ordnung, die er jetzt herſtellen konnte, war von Anfang an der Stempel des Proviſoriums aufgedrückt: die Grenze der Geltung war und blieb das Konzil. War dieſes von Paul III. wirklich



DEr Römiſchen
Keyſerlichen Maieſtat
Erklärung / wie es der Reli-
gion halben / imm heyligen
Reich / biß zů Außtrag deß
gemeinen Concilij gehalten
werden ſol / auff dem Reichß-
tag zů Augſpurg / den XV. Maij / im M.D.XLVIII.
Jar publiciert vnnd eröffnet / vnnd von ge-
meinen Stenden angenommen.

Chriſto Auſpice
PLVS VLTRA.

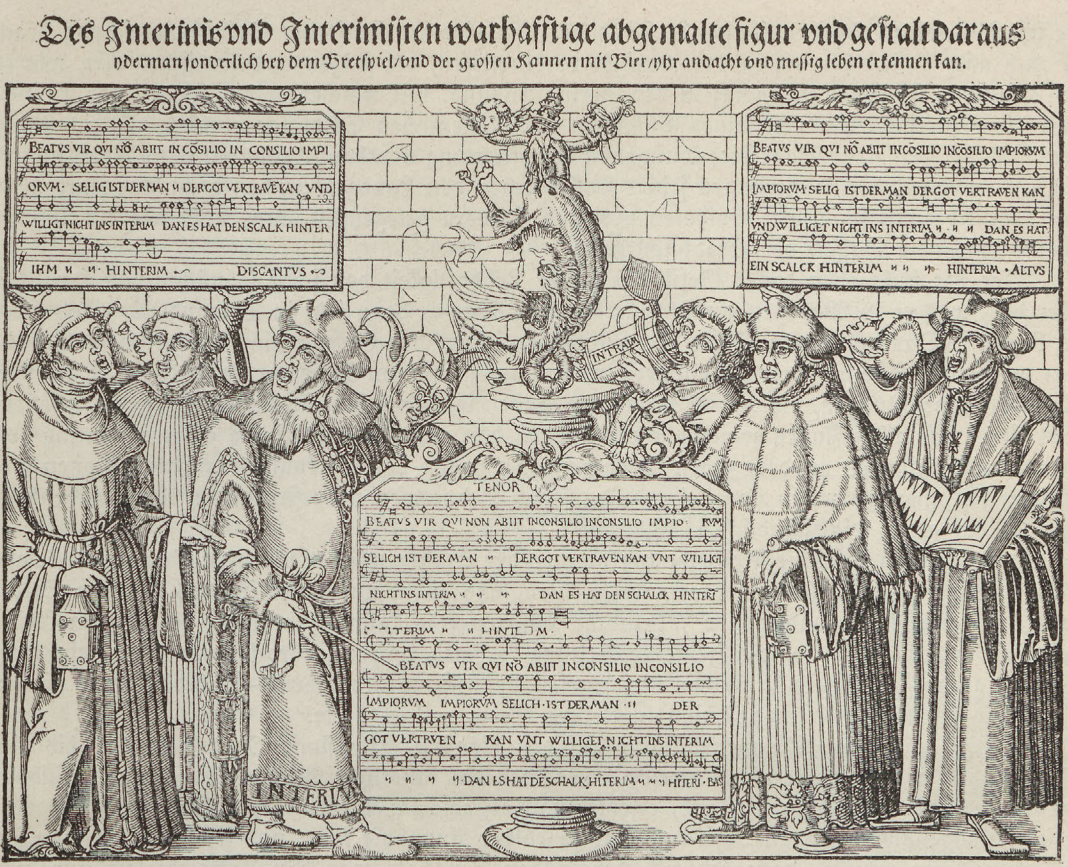
Cum Gratia & Priuilegio, &c.

Titelblatt zu dem auf dem Reichstag zu Augsburg verkündigten Interim.

nicht mehr zu erreichen, ſo brauchte er bei dem hohen Alter des Farneſen doch vielleicht nicht mehr lange auf die Mitwirkung von Papſt und Konzil zu verzichten, ſo daß die Schaffung einer endgültigen Ordnung doch nicht in allzu ferner Ausſicht ſtand. Auf jene bloß vorläufige Schöpfung aber ſah er ſich durch mehr als eine Erwägung geführt. Schon ſein eingefleiſchter Gehorſam gegen die Kirche würde es ihm nie erlaubt haben, einſeitig, ohne Gutheißung der höchſten Inſtanzen ſo tief einſchneidende Geſetze anders denn als eine von der Not diktierte einſtweilige Ordnung zu geben. Dasſelbe verbot ihm aber auch die Rückſichtnahme auf die altkirchliche Partei unter den Ständen. Endlich aber, was bezweckte er überhaupt mit ſeiner neuen Religionsordnung? Sollte ſie etwa das friedliche Nebeneinanderbeſtehen von Alt- und Neukirchlichen im Reiche ermöglichen, in der Weiſe, daß die Abgewichenen, indem ſie ſich unter ein kaiſerliches Glaubensgeſetz beugten, zwar in erheblichem Umfang in Lehre und Bräuchen der alten Kirche ſich wieder anbequemten, dafür aber für die noch übrig bleibenden Abweichungen geſetzliche Duldung erhielten? Mit nichten! Karls Ziel blieb immer das alte, uns bekannte: Herſtellung der Glaubenseinheit um jeden Preis, bedingungsloſe Unterwerfung unter die heilige katholiſche Kirche. Daher konnte die Duldung, welche er jetzt in dieſem oder jenem Punkte gewährte, ihr Daſein einzig der Unmöglichkeit verdanken, jenes Ziel mit einem Schlage zu erreichen. Und daß ſie nur die flüchtige Gabe eines Übergangsſtadiums ſein ſollte, darüber wenigſtens hat er bei all ſeiner ſonſtigen Verſchlagenheit, die auch bei dieſem Unternehmen nicht fehlte, die Proteſtanten keinen Augenblick in Zweifel gelaſſen: „nur bis zum Konzil" war die Loſung. „Der Römiſchen Keyſerlichen Majeſtät Erklärung, wie es der Religion halben im heyligen Reich biß zu Außtrag deß gemeinen Concilij gehalten werden ſol" lautete der Titel des neuen Religionsgeſetzes, welches am 15. Mai 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg, nach Annahme durch die Stände, veröffentlicht wurde, bald wegen ſeiner bloß einſtweiligen Geltung das kaiſerliche „Interim" genannt. Der Kaiſer hatte anfangs trügeriſch die Miene angenommen, als ſollte dieſes Geſetz für beide Religionsparteien gelten. Eine einheitliche Ordnung, für das ganze Reich beſtimmt, hätte nicht nur den böſen Schein getilgt, als ſei das Interim bloß auf die Evangeliſchen zugeſchnitten, ſondern ſie würde ja auch allein der ſo oft gegebenen Verheißung des Kaiſers entſprochen haben, wie er noch im Herbſt 1547 auf eben dieſem Reichstage (der bereits am 1. September in der jetzt von Waffen ſtarrenden Reichsſtadt eröffnet war) ſeinen Willen erklärt hatte, die Spaltung in der Religion „zu ſchleunigem Austrage und Endſchaft zu bringen". Indeſſen, der Widerſpruch Bayerns und der geiſtlichen Stände, die ſchon zu Beginn des Reichstages ungebärdig die Anwendung rückſichtsloſer Gewalt zu Gunſten der alten Kirche gefordert hatten, gab dem Kaiſer den erwünſchten Anlaß, mit ſeiner wahren Meinung herauszurücken, indem er erklärte, das Geſetz verpflichte nur die Proteſtanten, die übrigen Stände ſollten nach wie vor die Satzungen „gemeiner chriſtlicher Kirchen“ halten. Die falſche Vorſpiegelung hatte ihre Wirkung bereits getan. Durch ſie nämlich hatte, gutgläubig und kurzſichtig, der Kurfürſt von Brandenburg ſich für den Plan und zur Mitwirkung an ſeiner Ausführung gewinnen laſſen. Gemeinſam mit dem ſchwachmütigen Pfälzer hatte Joachim II. auf dem Reichstage den Entwurf des Interims dem Kaiſer vorlegen müſſen, damit es den Anſchein gewinne, als ſei der Anſtoß dazu überhaupt von evangeliſcher Seite ausgegangen. Ein evangeliſcher Theologe war denn auch wirklich zur Ausarbeitung mit herangezogen, Joachims Hofprediger, der charakterloſe Johann Agricola von Eisleben. Übrigens war ſein Anteil an der Abfaſſung des Interims faſt gleich Null. Nur das Werk katholiſcher Verfaſſer ſollte ja ſein Name decken helfen. Die Hauptarbeit hat Julius von Pflug geliefert, der unlängſt durch proteſtantiſche Waffen in ſein, ihm durch Johann Friedrich ſo lange geſperrtes Biſtum Naumburg eingeſetzt war. Von humaniſtiſcher Bildung und Geſinnung, nahm er eine milde, vermittelnde Haltung ein. Aber neben ihm ſind einige nicht eben zur Nachgiebigkeit geneigte Theologen tätig geweſen, darunter zwei Spanier. Dieſe katholiſchen Verfaſſer haben dem Interim ſeinen Charakter gegeben. Kaum hätte das Joch, unter das die Evangeliſchen ihren Nacken beugen ſollten, härter ſein können. In der Lehre, wo der Entwurf Pflugs faſt durchweg das Beſtreben gezeigt hatte, den Proteſtanten ſo weit wie möglich entgegenzukommen, wurden dieſe Spuren von Rückſichtnahme zwar keineswegs überall getilgt; allein die Spanier hatten dafür geſorgt, daß in den wichtigſten Lehrſtücken das Spezifiſch-Katholiſche mit Schärfe hervorgekehrt wurde: ſo bei der Lehre von der Rechtfertigung und im Kirchenbegriff. Wer dieſe Formulierungen annahm, gab damit ſeinen evangeliſchen Glauben auf. Er hatte auch den Akt der Wiederunterwerfung unter Papſt und Biſchöfe zu vollziehen; und wieder aufgebaut waren für ihn die Mauern, welche Luther in der Schrift „An den Adel“ umgeſtoßen hatte: die Gewalt des Papſtes, die Schrift auszulegen und auf einem allgemeinen Konzil das Dogma zu ſchöpfen. Auch die ſieben Sakramente hielten wieder ihren Einzug und mit ihnen das Meßopfer und die Anrufung der Heiligen. Seinen Wiedereinzug hielt endlich, um der neuen Kirche auch äußerlich bis in die kleinſten Einzelheiten hinein das Gepräge des Papismus zu verleihen, das ganze große Heer der Zeremonien, wie Feſte und Faſttage (unter jenen ſogar Fronleichnam!), Vigilien und Seelmeſſen, Weihungen und Prozeſſionen, der Altäre und der Prieſterkleider zu geſchweigen. Angeſichts dieſer vollſtändigen Wiederaufrichtung der alten Zwingburg fragen wir erſtaunt: was ließ man denn den Evangeliſchen einſtweilen — bis zum Konzil? Den Kelch im Abendmahl unter der Vorausſetzung, daß der Papſt ihn geſtatte, und für die verheirateten Prieſter die Erlaubnis, ſich für das Fortbeſtehen ihrer Ehe — Dispens beim Papſt zu holen!

Das war alles. Doch nein! Mindeſtens ebenſo ſchwer, ja noch ſchwerer wog ein anderes Zugeſtändnis, welches in dem Übergehen einer Frage von elementarer Bedeutung lag: kein Wort ſtand hier zu leſen von der Zurückgabe des eingezogenen Kirchen- und Kloſtergutes, welche, als die notwendige Vorausſetzung für die Rückkehr von „Ruhe und Einigkeit“ im Reiche, die Altkirchlichen noch auf dieſem Reichstage gefordert hatten (vom Kaiſer jedoch für unerreichbar erklärt war). Im Vergleich hierzu mußte den Proteſtanten bedeutungslos erſcheinen, daß noch einiges andere, wie Fegefeuer und Ablaß, im Interim mit Stillſchweigen übergangen war. Und auch der verheißungsvolle Schluß konnte kaum Wert für ſie haben, ſo unangenehm er auch in Rom berühren mochte. Hier war nämlich mit dürren Worten eingeräumt, daß, „was die Diſziplin der Geiſtlichen und des Volkes angehe, hoch von nöten wäre abzutun die Ergernuſſen aus der Kirche, die groß Urſach geben haben zu der Zerrüttung dieſer Zeit“, und daran die Zuſage geknüpft, daß der Kaiſer „eine nützliche Reformation der Kirche verſchaffen“ werde.

Und wirklich nahm er dieſe ſofort in die Hand. Im Juli erſchien, mit der amtlichen Ausgabe des Interims im Druck vereint, eine von Karl auf dem Reichstage mit den geiſtlichen Ständen vereinbarte „Reformationsordnung“, welche darauf ausging, mit Hülfe deutſcher Kirchenſynoden den Klerus zu Zucht und Sitte zurückzuführen und im Sinne der alten konziliaren Theorie mit etlichen beſonders ſtörenden Mißbräuchen (wie z. B. der Häufung der Pfründen) aufzuräumen. Indem der Kaiſer in dieſer Weiſe als Reformator auftrat, lieferte er eine Art von Vorarbeit für das Konzil und enthüllte zugleich wenigſtens einen Teil ſeines Reformprogramms für dieſes.


Des Interinis vnd Interimiſten warhafftige abgemalte figur vnd geſtalt daraus
yderman ſonderlich bey dem Bretſpiel/vnd der groſſen Kannen mit Bier/yhr andacht vnd meſſig leben erkennen kan.
BEATVS VIR QVI NŌ ABIIT IN CŌSILIO IN CONSILIO IMPI
ORVM· SELIG IST DERMAN DER GOT VERTRAVĒ KAN VND
WILLIGT NICHT INS INTERIM DAN ES HAT DEN SCALK HINTER
IHM HINTERIM DISCANTVS
BEATVS VIR QVI NŌ ABIIT IN CŌSILIO IN CŌSILIO IMPIORVM
IMPIORVM· SELIG IST DERMAN DER GOT VERTRAVEN KAN
VND WILLIGET NICHT INS INTERIM DAN ES HAT
EIN SCALCK HINTERIM HINTERIM· ALTVS
INTERIM
TENOR
BEATVS VIR QVI NON ABIIT IN CONSILIO IN CONSILIO IMPIO RVM
SELICH IST DER MAN DER GOT VERTRAVEN KAN VNT WILLIGT
NICHT INS INTERIM DAN ES HAT DEN SCHALCK HINTERI
ITERIM HINTERIM
BEATVS VIR QVI NŌ ABIIT IN CONSILIO IN CONSILIO
IMPIORVM IMPIORVM SELICH IST DER MAN DER
GOT VERTRVEN KAN VNT WILLIGET NICHT INS INTERIM
DAN ES HAT DE SCHALK HITERIM HITERI· BAS
INTERIM

Flugblatt gegen das Augsburger Interim gerichtet.

Dadurch aber gewann ſein ganzes Unternehmen, die Religionsfrage wenngleich nur vorläufig zu löſen, noch eine beſondere Spitze gegen den Papſt. Auf der andern Seite hatte dieſer freilich die Genugtuung, daß der Kaiſer, wie wir ſahen, nicht den Mut fand, die beiden geringen Zugeſtändniſſe des Laienkelches und der Prieſterehe, deren Bewilligung doch früher ſogar ein Clemens VII. nicht für unmöglich erklärt hatte, proviſoriſch von ſich aus zu machen. Karl machte ſich dadurch vom Papſt abhängig: dieſer hatte es jetzt in der Hand, durch Verweigerung, ja ſchon durch Verzögerung ſeiner Diſpenſationen dem kirchlichen Diktator ſein Werk zu erſchweren.

Aber ſollte Karl V. es überhaupt vermögen, das Werk hinauszuführen?

Es war die Frage der Fragen für ihn, die Frage, mit der das Schickſal an ihn herantrat — und nicht an ihn allein: denn es war, wie Ranke einmal in anderem Zuſammenhange ſich ausdrückt, „die große Lebensfrage für Europa und die Welt“.

War dem Kaiſer jetzt das Gelingen verſagt, dann litt er Schiffbruch, Schiffbruch in dem Augenblick, da bereits der ſichere Hafen ſich vor ihm auftat. Das Ziel ſeines Lebens war verfehlt.

Hat der große Rechenkünſtler, der weitausſchauende Politiker das Unternehmen, in welches ihn ſein Zerwürfnis mit dem Papſt hineintrieb, in ſeiner ganzen Schwere erkannt? Wir wiſſen es nicht. Eins aber ſcheint gewiß: er hat an ſein Gelingen geglaubt.

Und das kann uns nicht überraſchen.

Er hatte damals den Gipfel ſeiner Macht erreicht. „Den großen Fürſten von Europa“ hat Ranke ihn im Blick auf dieſe Jahre genannt. Er war im Beſitz einer Reichsgewalt, wie ſie ſeit langer, langer Zeit keiner ſeiner Vorgänger gehabt hatte. „Seit mehr als dreihundert Jahren“, ſagt Ranke, „machte ſich zum erſten Mal ein durchgreifender Wille in Deutſchland geltend.“ Alles im Reiche „beugte ſich, alles gehorchte“. „Es war einmal wieder ein Oberhaupt von durchgreifender Macht in Deutſchland, und Jedermann fühlte, daß ein ſolches da war.“ Wie hätte dieſes

Gefühl ihm ſelber abgehen können? Trotz der ihm eigenen Kraft der Selbſtbeherrſchung brach es auch nach außen hervor: in der weniger verbindlichen, oft ſtolzen und herriſchen Art, wie er den deutſchen Fürſten begegnete; in der Geringſchätzung, mit welcher er die Klagen der Stände über die beſtialiſche Wildheit ſeiner ſpaniſchen und italieniſchen Söldlinge abwies, obgleich er ſie doch nach der bei ſeiner Wahl übernommenen Verpflichtung überhaupt nicht hätte ins Reich führen dürfen; endlich in den Äußerungen ſeines Haſſes gegen den Landgrafen, den er in Augsburg nicht nur dem Übermut ſpaniſcher Soldaten preisgab, ſondern gelegentlich auch wohl wie ein Triumphator durch die Gaſſen der Stadt ſchleppte.

Aber hat nicht eben dieſes Gefühl in ſeiner Lebhaftigkeit den ſonſt ſo nüchternen Herrſcher über das, was er in Wahrheit erreicht, getäuſcht? War er denn jetzt in Tat und Wahrheit Herr im Reiche? Das will ſagen: hatte er wirklich der kaiſerlichen Gewalt eine monarchiſche Grundlage gegeben? Alle die Zeichen williger Unterordnung auf dem Reichstage von 1547/48, die ihm günſtigen Einrichtungen, die er hier durchſetzte, gaben ihm doch kein Recht, die Frage zu bejahen. Das längſt aus allen Fugen weichende Reich blieb das alte. Alle Verſuche einer Änderung von Grund aus ſcheiterten an dem zähen Beharrungsvermögen der überkommenen Inſtitutionen und an dem tief eingewurzelten Hang einer allen feſten Ordnungen widerſtrebenden Ungebundenheit, kurz an der alten reichsſtändiſchen „Libertät“.

Daß dieſes an Anarchie ſtreifende Herkommen der Stände wie der niederen Gewalten, Geſetze Geſetze ſein zu laſſen, (eine hervorragende Ausnahme bildet nur Karls für das deutſche Strafrecht auf lange hin grundlegende „Peinliche Halsgerichtsordnung“, welche, da ſie dem Geiſte der Zeit entſprach, ſich bald allgemeine Geltung wahrte), noch ungebrochen war, die Erfahrung ſollte er gerade an ſeinem kirchlichen Reichsgeſetz, dem Interim, machen — und das um ſo ſtärker, als er mit ihm die ihm fremde Nation in tiefſter Seele verletzt hatte.

Er ſtieß mit ſeiner Glaubensdiktatur auf den zäheſten Widerſtand. Noch nach drei bis vier Jahren hatte er ſo gut wie nichts erreicht. Wo man das kaiſerliche Buch nicht offen und rückhaltlos abwies, wie in Norddeutſchland, erſetzte man es, wie im Albertiniſchen Sachſen, durch eine erheblich abgeſchwächte Form, die auch nur zu halber Annahme kam; und ſelbſt da, wo man ſich äußerlich fügen mußte, dazu ſah ſich der Süden genötigt, war die Nachgiebigkeit nur eine ſcheinbare.

So blieb der tyranniſchen Kirchenpolitik des Kaiſers der Erfolg verſagt.

Sie hat ihm nur geſchadet: der böſe Rückſchlag, welcher den Sieger über den Bund, den großen Herrn Europas, zuletzt aus ſeiner Bahn herausſchleudern ſollte, iſt zu einem nicht geringen Teile ihr Werk geweſen.

Allerdings aber hat die große Fürſtenerhebung von 1552 noch einen andern Grund.

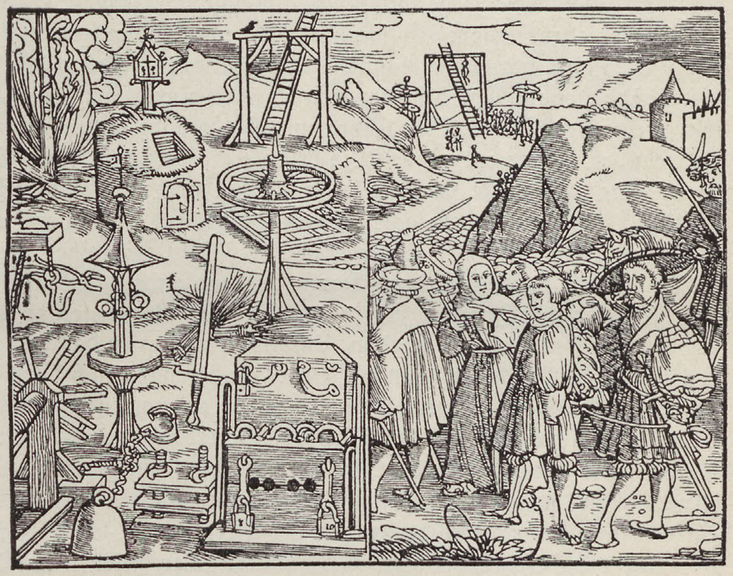
Es rächte ſich in dieſer Reaktion zugleich die herriſche und die ſelbſtiſche Art des Spaniers: durch ſie hatte er ſich mittlerweile die deutſchen Fürſten entfremdet, die altkirchlichen kaum weniger als die Anhänger des Evangeliums. Alle fühlten ſie ſich in ihrer Ehre verletzt, in ihrer Freiheit bedroht.

Man darf ſagen: das deutſche Fürſtentum in ſeiner Geſamtheit lehnte ſich jetzt auf wider den Fremden, welcher auf die Gründung einer monarchiſchen Gewalt im Reiche hinarbeitete: die einen in ſtillem Widerſtande, die andern in offener Empörung.

Die längſt erſtarkten dynaſtiſch-territorialen Intereſſen erhoben ſich in dem Momente, wo ſie ſich noch ein Mal bedroht ſahen, um — gleichviel, welches ihre Stellung zu der religiöſen Frage der Zeit ſein mochte — eben ſich ſelber zu behaupten. Dennoch iſt der Vorwurf ungerecht, das Fürſtentum habe ſich lediglich von Beweggründen der Selbſtſucht leiten laſſen. Vielmehr iſt ein lebhaftes nationales Gefühl an der Erhebung beteiligt geweſen und bei einzelnen der Führer auch ein religiöſes Motiv. Immer hat dieſer Kampf die Nation vor Vergewaltigung geſchützt und zugleich — mochte auch unſer Weg nun für Jahrhunderte durch das Elend der Kleinſtaaterei führen — die Keime jenes geſunden Partikularismus bewahrt, in welchem wir heute einen Vorzug unſeres Vaterlandes, die Quelle der Mannigfaltigkeit, des Reichtums unſeres inneren Lebens erblicken. —

Wir kennen die Stärke des loyalen Gefühls, mit dem die deutſchen Fürſten an dem Kaiſer hingen. Selbſt ſein Unternehmen gegen Cleve hatte es nicht geſchwächt. Jetzt aber kam doch ihr Blut wider ihn in Wallung. Es waren zunächſt ganz perſönliche Erfahrungen, welche dieſe Wirkung hatten. So mancher Reichsfürſt bekam die rückſichtsloſe Art des ſpaniſchen Gebieters und den frechen Übermut ſeines ausländiſchen „Geſindes“ (wie des Herzogs Alba und des jüngeren Granvella) zu fühlen. Allgemein wurde nachgerade die andauernde Anweſenheit der ſpaniſchen Truppen, die ſich alles herausnehmen durften, mit denen Karl ganz Oberdeutſchland wie mit einem Netze zu umſpannen vorhatte, übel empfunden, als Beleidigung und Bedrohung zugleich. Noch ſtärkere Mißſtimmung ſchuf die Fortdauer der Gefangenhaltung des Landgrafen, vollends die ſchimpfliche Behandlung — um nicht zu ſagen: dieſes Syſtem von Mißhandlungen — des Gefangenen und der abſchlägige Beſcheid einer Fürbitte um ſeine Entledigung, zu der ſich faſt ſämtliche weltliche Fürſten vereinigt hatten.

Allein den Hauptanſtoß gab der ſpaniſche Succeſſionsentwurf des Kaiſers. Karl trug ſich höchſt ernſthaft mit der Abſicht, ſeinem Sohn Philipp die Kaiſerkrone zu verſchaffen. Es wäre, wie Ranke ſagt, „die Vollendung aller ſeiner Pläne“ geweſen: in dieſem Gedanken trafen „die allgemeinen kirchlichen und politiſchen Ideen mit ſeinem dynaſtiſchen und perſönlichen Ehrgeiz zuſammen“. Schon Ende 1548 hatte er den Erben Spaniens nach Deutſchland kommen laſſen, und Philipp hatte hier — freilich mit dem ihm eigenen Ungeſchick — um die Gunſt der Fürſten wie der öffentlichen Meinung geworben. Es ſprach für den Ernſt ſeines Bemühens, daß er auch bei den fürſtlichen Saufgelagen ſeinen Mann zu ſtehen wagte. Bereits fehlte es nicht an ſolchen, die in ihm den zukünftigen Herren ſahen. Wie übel zufrieden mußte aber König Ferdinand mit dem Plane ſein! Es kam zu heftigen Zuſammenſtößen der beiden Brüder. Ferdinand und ſein älteſter Sohn Maximilian gaben doch zuletzt (im März 1551) ihre Zuſtimmung dazu, daß nach Karls Tod Ferdinand Kaiſer und Philipp römiſcher König werden ſollte, nach dem Ableben Ferdinands aber Philipp Kaiſer und Max römiſcher König.



Titelblatt zur peinlichen Gerichtsordnung Karls V.

Was würde aus Deutſchland geworden ſein, hätte die ſpaniſche Weltmacht wirklich des Kaiſertums ſich bemächtigt! Schon der bloße Gedanke an die Möglichkeit erſchreckt uns. Wir wiſſen, wie ſchwer Spanien ohnehin auf dem Europa der Neuzeit gelaſtet hat.

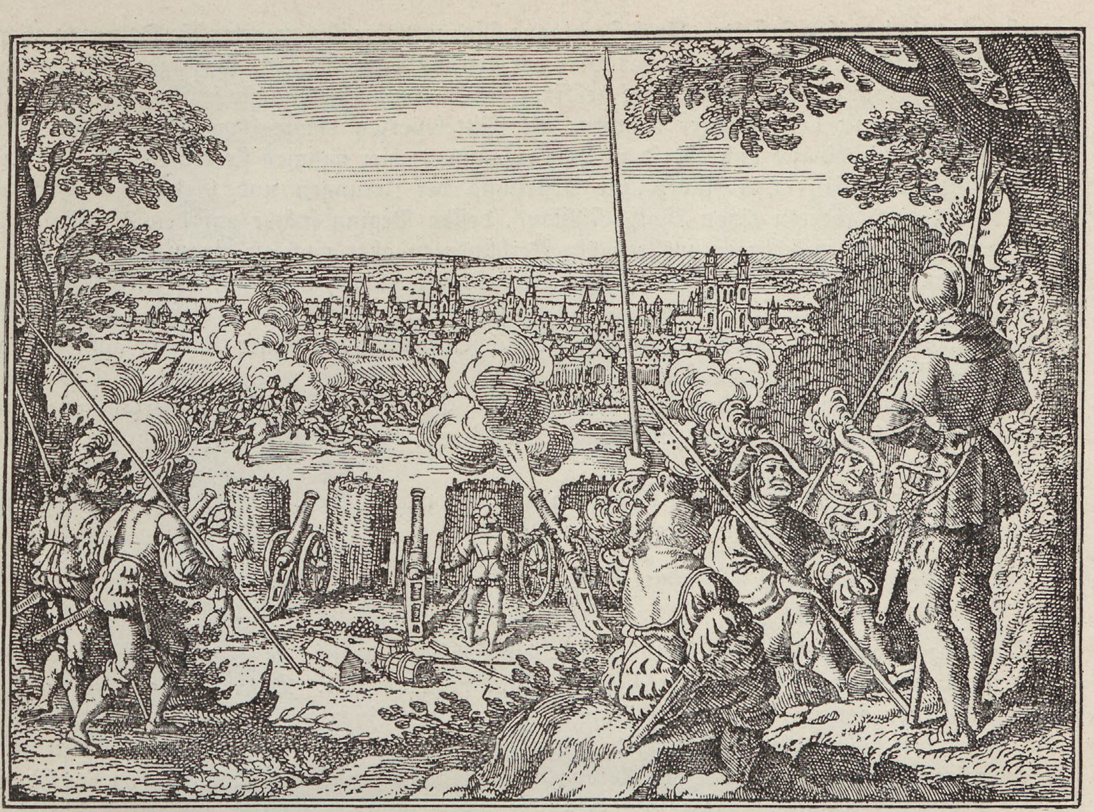
Ferdinand hatte bei jenem Abkommen ſich ſogar anheiſchig gemacht, ſelber bei den Wahlfürſten für Philipp zu werben. Er hielt ſein Wort. Da aber konnte er mit Genugtuung ſich davon überzeugen, daß in dem Wahlkollegium die drei altkirchlichen Fürſten mit den drei proteſtantiſchen einig waren in ihrer Abneigung gegen den Spanier.

Mit dem innigen Einvernehmen, das Jahrzehnte zwiſchen den beiden Habsburgiſchen Brüdern beſtanden, war es jetzt vorbei. Unwillkürlich trat Ferdinand den deutſchen Fürſten näher, beſonders dem Kurfürſten Moritz — dem nämlichen, der bald darauf das Haupt der revolutionären Erhebung gegen den Kaiſer ſein ſollte.

Die Seele des Widerſtandes war aber anfangs ein Anderer: Markgraf Johann von der Neumark. Er hatte, wie wir ſahen, im Schmalkaldiſchen Kriege an der Seite des Kaiſers gekämpft.

Aber das Interim hatte ihm die Augen geöffnet. Stärker und ſtärker ſah er ſich jetzt in ſeiner Religion bedroht. Zum Schutz ſeines Glaubens verband er ſich mit Johann Albrecht von Mecklenburg, der gleich ihm durch die offene Zurückweiſung des Interim beſonders gefährdet war, und mit ſeinem Stammesvetter, dem Herzog Albrecht von Preußen (dem ehemaligen Hochmeiſter des deutſchen Ordens). Auch Moritz mit in den Bund zu ziehen, mußten dieſe Fürſten Bedenken tragen, um ſo mehr, als er noch jüngſt ſich dazu hergegeben hatte, im Namen des Reiches die Acht an dem tapferen Magdeburg zu vollſtrecken, und ſchon vor der Stadt lag. Sie ahnten nicht, daß der Wettiner ſich bereits auf einem ähnlichen Wege bewegte wie ſie: ſchon hatte er ſich mit den jungen Heſſenfürſten ins Einvernehmen geſetzt zur Befreiung des Landgrafen, und die Übernahme des Reichsmandates hatte ihm vornehmlich die Gelegenheit zu unauffälligen Rüſtungen geben ſollen. Jetzt (Februar 1551) knüpfte er ſeinerſeits Unterhandlungen mit den Verbündeten an: ihr Mißtrauen ſuchte er durch die Verſicherung zu überwinden, daß ſein Unternehmen nicht bloß der Rettung der „deutſchen Libertät“, ſondern auch der Wahrung des evangeliſchen Glaubens gelte: auch er — ſo ließ er ſich dem Markgrafen gegenüber vernehmen — ſei „in der Religion kein Mameluck“. Und von Einem wenigſtens konnten ſie ſich bald überzeugen: ein wie bitterer Ernſt es ihm war, mit dem Kaiſer abzurechnen. Er hatte es nicht verwunden, wie ihn Karl im Schmalkaldiſchen Kriege überliſtet, ihn in den Krieg hineingedrängt hatte, um ſodann den Siegespreis ihm zu verkümmern: die Söhne Johann Friedrichs waren ihm als unverſöhnliche Nachbarn in die Flanke geſetzt, die ihm verbrieften Stifter Magdeburg und Halberſtadt einem Anderen zu Teil geworden, das Stift Merſeburg ihm gar entzogen. Die brutale Behandlung ſeines Schwiegervaters Philipp empfand er als eine fortgeſetzte perſönliche Kränkung: noch immer war ſeine Ehre dem Gefangenen verpfändet. Und wenn dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchland auch ſein Glaube verdächtig war, wenn ſeine evangeliſchen Untertanen ihn haßten wie einen, der das Heiligſte verraten, ſo verdankte er auch das dem Kaiſer. Denn Niemand anders hatte ihn dazu gezwungen, als Vorkämpfer des „teufeliſchen“ Interim ſich in den Ruf des Renegaten zu bringen. Jetzt war gar der letzte Schritt von ihm verlangt worden, Unterwerfung unter das von neuem zu Trient tagende Konzil; er hatte ſich anheiſchig machen müſſen, es zu beſchicken, ſich durch den Mund ſeiner Theologen dort ob ſeiner Abweichung von der Kirche zu verantworten: ſchon waren die Wittenberger in voller Arbeit. Und nun endlich der Plan der Vererbung des Kaiſertums auf den ſpaniſchen Prinzen! Nun, „dann Deutſchland gute Nacht!“, wie er gelegentlich ausrief: ſeine „viehiſche Servitut“ [Knechtſchaft] war dann „erblich“. Fürwahr, Gründe genug für Moritz, die Rolle eines Parteigängers des Kaiſers mit derjenigen des Retters von Ehre, Freiheit, Religion zu vertauſchen!

Und die Gelegenheit dazu war günſtig. Der Frieden im Oſten hatte ein Ende, der Frieden im Weſten ging auf die Neige. Heinrich II. von Frankreich, ſeit dem Jahre 1547 am Regiment, doch bis vor kurzem durch einen Krieg mit England beſchäftigt, ſchickte ſich an, den alten Kampf mit dem Burgunder wieder aufzunehmen. Vielleicht konnten ihn die deutſchen Empörer als Bundesgenoſſen gewinnen? Moritz hielt das für ſchlechthin notwendig. Heinrich II. ſollte den ,,nervus belli“ liefern. Nicht ohne Mühe brachte der Kurfürſt das Bündnis zu Stande (15. Januar 1552) und — um einen hohen Preis! Der Franzoſe ließ ſich das „Reichsvikariat“ über die lothringiſchen Stifter Metz, Toul und Verdun (die jetzt in der Tat dem deutſchen Reiche verloren gehen ſollten!) zuſagen. „Vor einem Jahrzehnt,“ bemerkt Karl Müller treffend, „hätte der Schmalkaldiſche Bund mit Frankreich von Macht zu Macht verhandeln und ſeine Ziele ohne weſentliche Schädigung des Reiches durchſetzen können: jetzt mußten die paar deutſchen Fürſten die franzöſiſche Hülfe mit gutem deutſchen Land bezahlen.“ Die Fürſten, welche dieſes Opfer brachten, waren außer Moritz Johann Albrecht von Mecklenburg und Landgraf Wilhelm von Heſſen. Markgraf Johann hatte ſich zurückgezogen, als während der Verhandlungen mit Frankreich in dem urſprünglichen Schutzbunde die Abſicht eines Angriffes auf den Kaiſer die Oberhand gewann. Dafür ſchloß ſich jedoch ein anderer Hohenzoller den Verbündeten an (wenn auch ohne förmlichen Eintritt in den Bund), Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach — ein übler Tauſch! Denn der wilde, zügelloſe Kriegsgeſelle, der in ſchnödeſter Weiſe nur den eigenen Vorteil verfolgte, ſollte bald als „Mordbrenner“ ſich in Verruf bringen und durch ſeine Raubzüge ſeinen jetzigen Genoſſen Moritz zu jener Abwehr zwingen, bei welcher dieſer ſchon 1553 das Leben einbüßte.



Belagerung der Stadt Augsburg durch Kurfürſt Moritz von Sachſen.

Aus Gottfrieds „Hiſtoriſche Chronik“. Frankfurt 1619.

So iſt dem unruhigen und tatkräftigen Wettiner, der mit 32 Jahren ins Grab ſank, nur eine kurze Spanne Zeit für ſein Eingreifen in die Geſchicke Deutſchlands vergönnt geweſen. Sicher hat der in ſeinen letzten Zielen geheimnisvolle nicht entfernt hinausgeführt, was ſein beweglicher Geiſt an Plänen, an Entwürfen ſpann. Trotzdem haben dieſe zwei, drei Jahre hingereicht, ſeinem Wirken den Charakter des Weltgeſchichtlichen zu verleihen.

Moritz war jetzt als Haupt der Verbündeten ganz in ſeinem Elemente. Wie er alle Fäden der Erhebung in ſeiner Hand hielt, ſo verſtand er es auch, jetzt ein Meiſter in der Kunſt der Verſtellung, über ſeine Abſichten den Schleier eines undurchdringlichen Geheimniſſes zu breiten und den Kaiſer zu überliſten. Dieſer wußte nicht, was für einen gelehrigen Schüler er in dem jungen deutſchen Fürſten hatte. Karl weilte damals, um die Vorgänge auf dem Konzil aus der Nähe beobachten zu können, in Innsbruck. Auch Moritz hatte ſein Erſcheinen an dieſem Orte verheißen, ſchon für Mitte Januar (1552). Zwar ſchob er ſein Kommen immer wieder hinaus, aber es fehlte nie an Meldungen, welche, den Verzug erklärend, es für die nächſte Zeit in Ausſicht ſtellten. Auch er= erſchien bereits ſein Quartiermacher in Innsbruck. Und um dieſelbe Zeit überſandte Moritz dem Kaiſer zwei Briefe des Königs von Frankreich mit verlockenden Anerbietungen für den Fall ſeiner Erhebung gegen Karl. Man urteilte am Kaiſerhofe, dahinter ſtecke ein hohes Maß entweder von Verſtellung oder von treuherziger Loyalität. Man dachte doch noch immer an dieſe, nicht an jene. Karl wiegte ſich in Sicherheit: ſeine Sorgloſigkeit konnte nicht größer ſein. Auch ſein Miniſter, der jüngere Granvella (Biſchof von Arras), ſchlug alle Warnungen in den Wind, verachtete die Nachrichten, die ihm über die Vorgänge in Deutſchland wie über die Abmachungen mit Frankreich zugingen. Von einem deutſchen Tölpel war doch nichts zu fürchten. Und als dem Kaiſer die Augen aufgingen, da war es zu ſpät zur Gegenwehr, zu ſpät ſogar zur Flucht nach dem Weſten, die er verſuchte. Von keiner Seite kam ihm Hülfe. Die katholiſchen Fürſten, die er darum anging, Bayern, die geiſtlichen Herren, alle hatten nur Worte. Die Saat des Mißvergnügens, die er ausgeſtreut, trug jetzt ihre Früchte. Auch Ferdinand blieb untätig; ihm machten die Osmanen allerdings genug zu ſchaffen. Schon war das Heer der Verbündeten auf dem Wege gegen Augsburg (das ihnen dann am 4. April ſeine Tore geöffnet hat). So mußte der Kaiſer ſeine Zuflucht zu Unterhandlungen mit dem Gegner nehmen: als Mittelsperſon diente ihm ſein Bruder. Am 18. April kamen Ferdinand und Moritz zu Linz zuſammen: hier nahmen ſie die Abhaltung eines Fürſtentages zu Paſſau in Ausſicht, „zur Abſtellung der Irrungen und Gebrechen deutſcher Nation“, und verabredeten einen Waffenſtillſtand, deſſen Beginn ſpäter auf den 26. Mai feſtgeſetzt wurde. Die Zwiſchenzeit wollten die Verbündeten aber noch zu einem Schlage gegen Karl benutzen. Am 19. Mai nahmen ſie die Ehrenberger Klauſe, um nun, da Tirol offen vor ihnen lag, „den Fuchs in ſeiner Spelunke“ aufzuſuchen. Noch am Abend dieſes Tages ergriff der Kaiſer die Flucht — über den Brenner. Durch eine Meuterei ſeiner Knechte aufgehalten, traf Moritz erſt am 23. zu Innsbruck ein.

An der Abmachung von Linz aber hielt er feſt. So kam die Paſſauer Verſammlung zu Stande, und ſie hat, dem Kaiſer zum Trotz, den Grund gelegt für den Frieden der Stände untereinander.

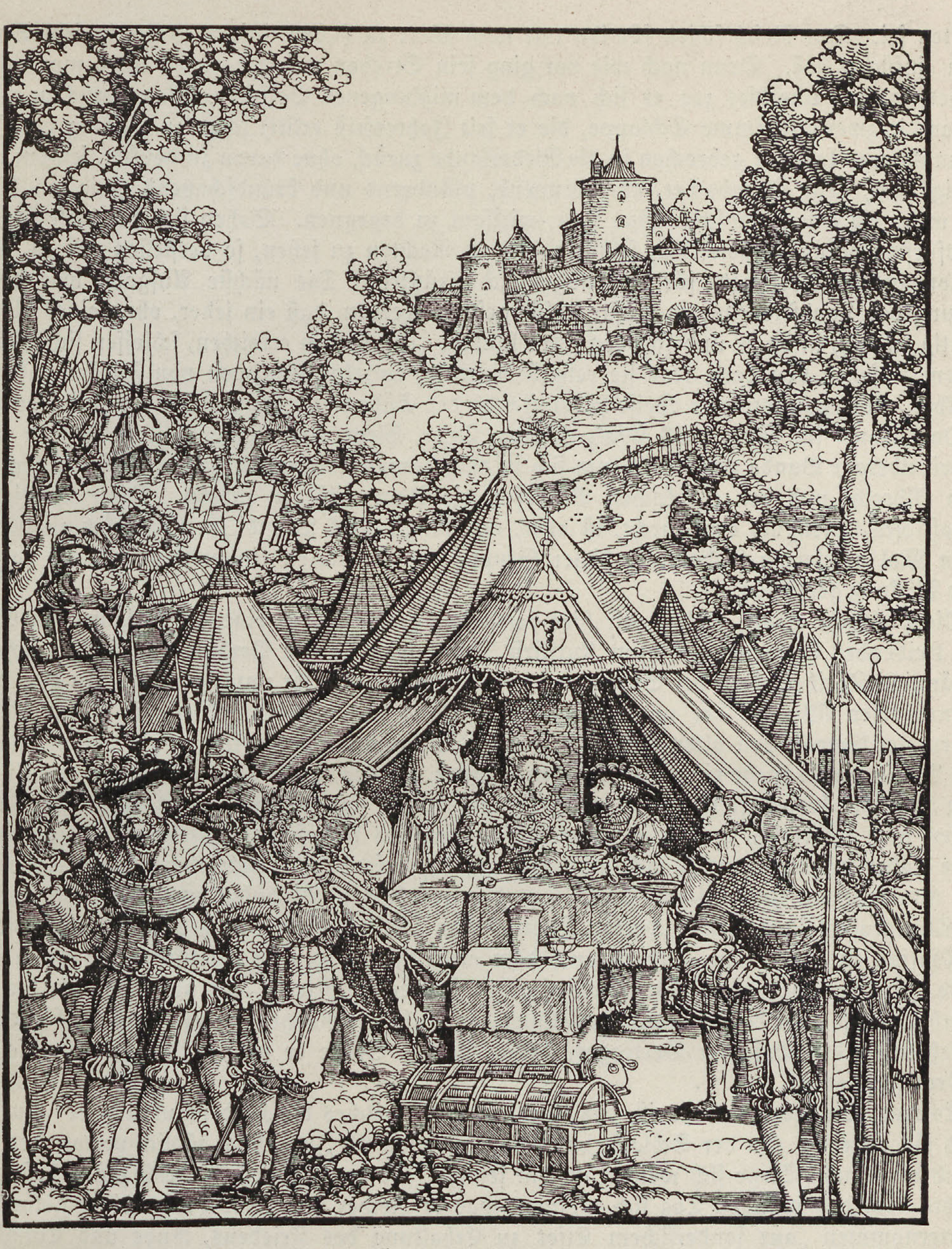
Freilich war es von Paſſau bis Augsburg noch ein weiter Weg. Sehen wir, aus was für einzelnen Strecken er ſich zuſammengeſetzt hat.

* * *

Die kriegeriſchen Erfolge der Verbündeten, die Schlappe, welche ſie dem Kaiſer beigebracht, hatten ihres Eindruckes auf die altkirchlichen Stände nicht verfehlt. Daher zeigten auch ſie ſich jetzt dem Frieden geneigt, und Moritz drang nicht nur mit ſeinen politiſchen Hauptforderungen durch, unter denen ihm die Freilaſſung des Landgrafen beſonders am Herzen lag, ſondern auch mit ſeinem religiöſen Anliegen, das von Anfang an auf ſeinem Programm ſtand. Schon das Manifeſt der Kriegsfürſten hatte Klage geführt über die Widerrufung der früher auf den Reichstagen den Evangeliſchen gegebenen Zuſagen und Vertröſtungen. Wir würden den Charakter des Krieges von 1552 verkennen, wollten wir das hier ſich kundgebende Motiv außer Acht laſſen: er zeigt ſich in jeder Beziehung als Gegenſtoß zu dem Vorſtoß Karls von 1546. Daher war für die ſiegreichen Fürſten die ſelbſtverſtändliche Bedingung des Friedens Wiedereinräumung der günſtigen Stellung, wie der Proteſtantismus ſie 1544 zu Speier errungen hatte. Wirklich bildeten die Bewilligungen von Speier zu Paſſau für Moritz den Ausgangspunkt ſeiner Forderungen. Seine hohe geſchichtliche Bedeutung hat aber der Paſſauer Tag erſt dadurch gewonnen, daß der jetzige Vorkämpfer des Proteſtantismus ihn im Laufe der Verhandlungen, indem er ſeine Anſprüche prinzipiell vertiefte, zu einem viel weiter gehenden Zugeſtändnis an die Proteſtanten brachte: es war die Bewilligung eines Friedens, der unabhängig ſein ſollte von jedem Konzil und von einem etwaigen Ausgleich in der Religion, und damit die endgültige Anerkennung ihrer Daſeinsberechtigung.

Freilich iſt hier dann doch nur die Grundlage für den ſpäteren Frieden geſchaffen. Denn der Kaiſer verweigerte beharrlich die Beſtätigung des Abkommens: die Gewährung eines „immerwährenden Friedens“ ohne den Vorbehalt eines allgemeinen Konzils wäre gegen ſein Gewiſſen geweſen. Nur zu dem doppelten Verſprechen ließ er ſich bringen, den Landgrafen zu entlaſſen (dem alten Kurfürſten Johann Friedrich hatte er ſchon vorher die Freiheit verheißen) und die Religionsfrage noch ein Mal auf einem Reichstage zur Verhandlung zu ſtellen: nur einen einſtweiligen Frieden bis dahin ſagte er zu.

Was Moritz gewollt (was zugleich einhelliger Wille des Fürſtentages mit Einſchluß des Königs Ferdinand geweſen) — es war damit vereitelt. Trotzdem nahm, während der Kulmbacher den Krieg auf eigene Fauſt fortſetzte, Moritz nebſt Heſſen und Mecklenburg (am 2. Auguſt 1552) den „Paſſauer Vertrag“, dieſen proviſoriſchen Frieden, an — notgedrungen: denn ſchon lief auch für den Kaiſer ein Heer zuſammen, und wie ſchon früher vor Ulm, ſo erlitt eben damals vor dem feſten Frankfurt die Macht der Verbündeten einen Stoß. Moritz mochte ſich doch mit dem ſchließlichen Erfolge tröſten. Denn keineswegs ſtand man, wie ein hervorragender Hiſtoriker geurteilt hat, „auf dem nämlichen Fleck wie vor Beginn des Krieges“. Vielmehr war im Ganzen der



Lagerſzene aus dem 16. Jahrhundert. Teil aus einem Holzſchnitt des Hans Scheufelin.

Stand vor der Kataſtrophe der Schmalkaldener zurückerobert: die Macht des Interims war gebrochen, und der Kaiſer bis auf weiteres gebunden. Er durfte nicht Rache nehmen an ſeinen Gegnern: einem neuen großen Kriege im Reich war damit vorgebeugt.

Es ſind doch noch Jahre vergangen, bis der verheißene Reichstag, der ſich noch ein Mal mit der großen Frage des Jahrhunderts befaſſen ſollte, zuſammentrat (im Februar 1555 zu Augsburg).

Inzwiſchen finden wir Deutſchland in einer faſt chaotiſchen Verwirrung, aus der nur allmählich die Elemente der Ordnung auftauchen. Der Kaiſer hatte, als er zum Kriege gegen Frankreich aufbrach, den Markgrafen Albrecht mit deſſen ſtattlichem Heer an ſich gezogen und den Raub, den dieſer an den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg begangen, gutgeheißen — allein ſchon ein deutlicher Beweis, daß von dem Oberhaupte des Reiches für Ruhe und Ordnung nichts zu erwarten ſei. Das Reich ſchien für ihn nur noch Wert zu haben, ſofern es ſich in ſein Staatenſyſtem einfügen ließ. Denn nach wie vor ging ſein Streben auf Schaffung eines monarchiſchen Übergewichtes. Überdies zog er ſich nach dem mißlungenen Verſuche, Metz zurück zu erobern, (es war die zweite ſchlimme Schlappe, die er ſeit Jahresfriſt erlitt) ſchon zu Anfang des Jahres 1553 müde und faſt wie gebrochen in die Niederlande zurück, ohne daran zu denken, ſeinem wüſten Parteigänger, dem Kulmbacher, der brennend, plündernd und brandſchatzend „wie ein Wetter" durch mehr als einen deutſchen Gau fuhr, wirkſam zu begegnen. Sahen ſich auf dieſe Weiſe die Reichsfürſten darauf angewieſen, ſelber nach dem Rechten zu ſehen, ſo verſtehen wir es, daß die Religionsangelegenheit jetzt für den Augenblick zurücktrat. Die nächſte Aufgabe war doch die Wahrung des Landfriedens: es mußte dafür geſorgt werden, daß ein jeder, ohne eines Überfalls gewärtig zu ſein, in Ruhe und Frieden ſitzen konnte. Um das zu erreichen, ſchloſſen ſich jetzt unter völligem Abſehen von dem, was ſie religiös trennte, einzelne Gruppen von Fürſten zuſammen.

Aber in bemerkenswerter Weiſe heben ſich da der Süden und der Norden voneinander ab.

Dort traten im März 1553 Pfalz, Mainz, Trier, Cleve, Württemberg und Bayern zu dem ſog. Heidelberger Bunde zuſammen, um ſich in dem damals drohenden Kriege zwiſchen dem Markgrafen Albrecht und den fränkiſchen Biſchöfen die Neutralität zu ſichern. Dieſe Vereinigung, ein kraftloſes Erzeugnis der Furcht, iſt aber, wie jüngſt Karl Brandi im Gegenſatz zu der mehr als ein Mal gefeierten Bedeutung dieſer Gruppe der Neutralen einleuchtend gezeigt hat, ohne tiefere Wirkung geblieben.

Die politiſche Kraft, welche wir hier vermiſſen, zeigte jedoch eine Vereinigung im Norden, deren treibendes Element wiederum Kurfürſt Moritz war. Dieſe Verbindung richtete ſich gegen das nämliche Treiben, dem der Süden in ſchwächlicher Neutralität untätig zuſah. In dem Landsfriedensbrecher Albrecht, der unausgeſetzt Deutſchland in unerhörter Weiſe in Atem hielt und mit brutaler Gewalt den alten Gedanken einer Säkulariſation verwirklichen zu wollen ſchien, erblickte Moritz um ſo mehr einen gefährlichen Gegner, als der Kaiſer ſich noch immer nicht unzweideutig von ihm losgeſagt hatte. Auch Ferdinand fühlte ſich bedroht. Was natürlicher, als daß Sachſen und Öſterreich, welche ſeit dem Auftauchen des ſpaniſchen Erbfolgeentwurfes einander immer näher getreten waren, ſich auch jetzt zuſammenfanden? Und ebenſo natürlich machten beide hinwiederum gemeinſame Sache mit den fränkiſchen Biſchöfen und mit dem gleichfalls vom Markgrafen überzogenen Herzog Heinrich von Wolfenbüttel. Daß Moritz damit nicht nur den Pfaffen zu Hülfe kam, ſondern auch dem alten Feinde der Evangeliſchen die Hand reichte, machte ihm keine Bedenken. Den Kampf gegen Albrecht führte er doch nicht bloß für die eigene Sicherheit, auch nicht bloß für die Herſtellung der Ruhe im Reiche, ſondern zugleich für die Aufrechterhaltung des Paſſauer Vertrages, deſſen ſtärkſte Stütze er war, und ſomit für die Sache des Proteſtantismus.

Es war, wie jedermann weiß, das Unternehmen, welches die Heldenlaufbahn des Kurfürſten Moritz jäh abbrach. In der Schlacht von Sievershauſen (9. Juli 1553) tödlich verwundet, durfte er noch an ſeinem Siege ſich weiden und in ſeinem (für den Biſchof von Würzburg beſtimmten) Berichte über den blutigen Tag ſich rühmen: was er „wider den Landesbeſchädiger getan", habe er unternommen „aus ſonderlichem Eifer zu Erhaltung des Friedens, Ruhe und Einigkeit im Heiligen Reiche". In Ruhe traf er nach Verſchlimmerung ſeines Zuſtandes die nötigen Beſtimmungen für die Seinen; dann ſchied er (in der Frühe des 11. Juli) „chriſtlich und ſelig" (wie ſein Vetter Johann Friedrich mit Befriedigung ausſprach) aus dem Leben. Karl V. ſah ſich von ſeinem gefährlichſten Feinde befreit, Deutſchland ſeines begabteſten Sohnes beraubt, der vielleicht — falls es erlaubt iſt einen Gedanken zu äußern, welchen das Fehlen eines Moritz bei den Friedensverhandlungen von 1555 uns nahe legt — im Stande geweſen wäre, unſer Vaterland vor dem Verhängnis des dreißigjährigen Krieges zu bewahren.

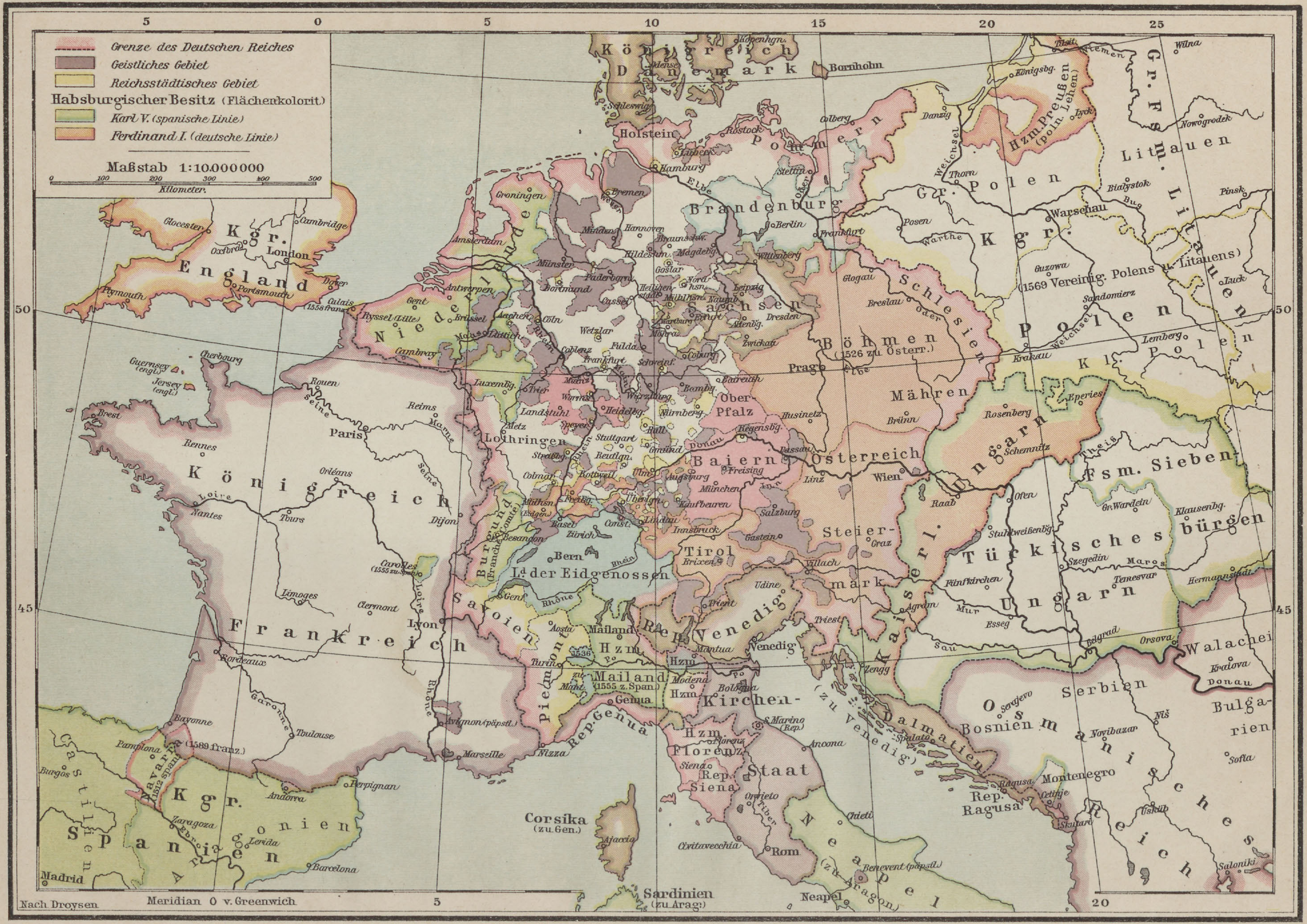
Zunächſt war die Ruhe, die Deutſchland nach Jahresfriſt atmete, weſentlich ſein Werk, mochten auch erſt die Haufen Ferdinands und des Braunſchweigers den Markgrafen vollends unſchädlich gemacht haben.

So konnte man endlich im Jahre 1555 die Hauptfrage wieder aufnehmen, deren Löſung von dem Paſſauer Tage im Geiſte der Verſöhnlichkeit verſucht, durch den unerbittlichen Ernſt der katholiſchen Geſinnung des Kaiſers vereitelt war. Eine neue Störung von dieſer Seite war jetzt

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

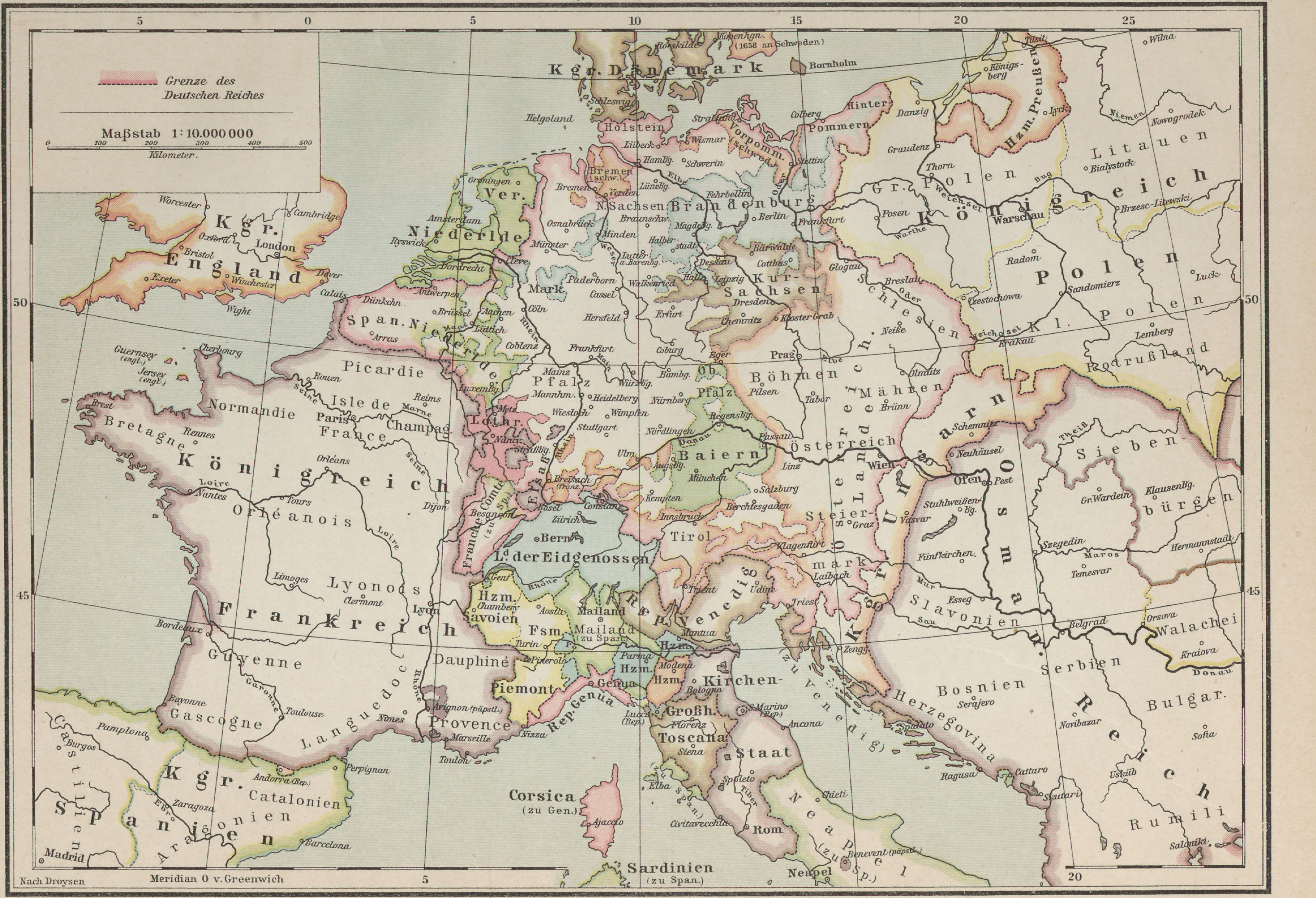
Stadt-
bücherei
Elbing

Mitteleuropa zur Zeit der Reformation.


Grenze des Deutschen Reiches
Geistliches Gebiet
Reichsstädtisches Gebiet
Habsburgischer Besitz (Flächenkolorit)
Karl V. (spanische Linie)
Ferdinand I. (deutsche Linie)
Maßstab 1:10.000000
0 100 200 300 400 500
Kilometer.
Königreich Dänemark
Bornholm
Kgr. England
London
Niederlande
Königreich Frankreich
Paris
Brandenburg
Pommern
Sachsen
Böhmen (1526 zu Österr.)
Schlesien
Mähren
Österreich
Baiern
Ober-Pfalz
Lothringen
Burgund (Franche Comté)
Ld. der Eidgenossen
Savoien
Piemont
Hzm. Mailand (1555 z. Span.)
Rep. Venedig
Tirol
Steiermark
Kirchen-Staat
Hzm. Florenz
Rep. Siena
Rep. Genua
Neapel (zu Aragon)
Corsika (zu Gen.)
Sardinien (zu Arag.)
Kgr. Aragonien
Spanien
Castilien
Navarra (1512 span.)
Kgr. Polen
Gr. Polen
Kl. Polen
(1569 Vereinig. Polens u. Litauens)
Gr. Fsm. Litauen
Hzm. Preußen (poln. Lehen)
Kaiserl. Ungarn
Türkisches Ungarn
Fsm. Siebenbürgen
Walachei
Osmanisches Reich
Serbien
Bosnien
Bulgarien
Dalmatien (zu Venedig)
Rep. Ragusa
Montenegro
Nach Droysen
Meridian 0 v. Greenwich
5
0
5
10
15
20
25
50
45

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte“.
Verlag Ullstein & Co. Berlin.

Mitteleuropa im Jahre 1650.

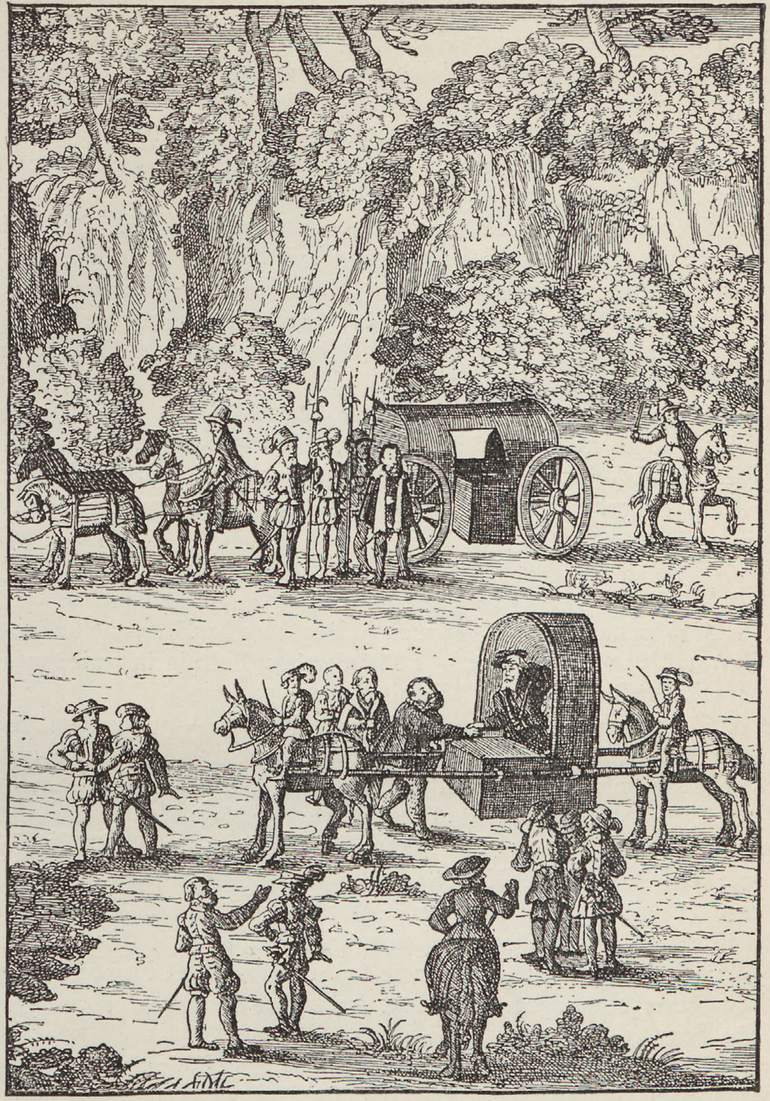

Grenze des Deutschen Reiches
Maßstab 1:10.000000
0 100 200 300 400 500
Kilometer.
Kgr. Dänemark
Kopenhgn. (1658 an Schweden)
Bornholm
Kgr. England
London
Spanien
Kgr. Catalonien
Aragonien
Castilien
Königreich Frankreich
Picardie
Isle de France
Champag.
Normandie
Bretagne
Orléanois
Lyonois
Guyenne
Gascogne
Languedoc
Dauphiné
Provence
Franche Comté (zu Sp.)
Lothr.
Elsaß
Span. Niederlde
Ver. Niederlde
Holstein
N. Sachsen
Brandenburg
Vorpomm. (Schwed.)
Hinter-Pommern
Kur-Sachsen
Mark
Pfalz
Ob. Pfalz
Baiern
Böhmen
Mähren
Schlesien
Österreich
Ld. der Eidgenossen
Tirol
Steiermark
Hzm. Savoien
Fsm. Mailand (zu Span.)
Piemont
Rep. Genua
Rep. Venedig
Parma Hzm.
Modena Hzm.
Kirchen-Staat
Großh. Toscana
Neapel (zu Sp.)
Corsica (zu Gen.)
Sardinien (zu Span.)
Hzm. Preußen
Königreich Polen
Gr. Polen
Kl. Polen
Litauen
Rotrußland
Ungarn
Kroatien
Slavonien
Siebenbürgen
Walachei
Osman. Reich
Bosnien
Herzegovina
Serbien
Bulgar.
Rumili
Wien
Prag
Berlin
Paris
Warschau
Ofen
Pest
Belgrad
Rom
Neapel
Donau
Rhein
Elbe
Weichsel

Nach Droysen

Meridian 0 v. Greenwich

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte“.
Verlag: Ullstein & Co. Berlin.

Stadt-
bücherei
Elbing



Abſchied des gefangenen Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen von Karl V.

Zeitgenöſſiſcher Holzſchnitt.

nicht zu befürchten. Wie das Reich, auf ſich ſelbſt angewieſen, die Wirrniſſe der letzten Zeit überwunden hatte, ſo blieb es zu ſeinem Heile auch jetzt ſich ſelber überlaſſen. Seit zwei Jahren war der Kaiſer wie tot für das Reich: nur die paar Blätter Papier, die ab und zu von Brüſſel herüberflogen, verrieten, daß er noch am Leben ſei. Jetzt, wo er noch ein Mal entſcheidend hätte eingreifen müſſen, entließ er es aus ſeiner Gewalt, wenn auch nicht förmlich (wie im Herbſt 1556), ſo doch tatſächlich.

Es war das Bekenntnis ſeiner Ohnmacht: er kann Martin Luthers nicht Herr werden. Aber ſtolz, erhobenen Hauptes verläßt er die Wahlſtatt: ſeine Ehre iſt unverletzt. Er läßt geſchehen, was er nicht hindern kann: aber keine Macht kann ihn zwingen, ſelber mitzuwirken oder zu beſtätigen, irgendwie anzuerkennen, was er verurteilt, verabſcheut: ſein Gewiſſen bleibt rein. Eben deshalb will er in die Religionsſache ſich fortan nicht mehr „verwickeln" laſſen, erteilt er ſeinem Bruder, dem römiſchen König, der bald als Kaiſer ſeine Stelle einnehmen ſoll, die Vollmacht, „abzuhandeln und zu beſchließen, abſolute, ohne alles Hinterſichbringen". Ferdinand, deſſen gut katholiſche Geſinnung er kennt, mag ſehen, wie er ſich mit der Notwendigkeit abfindet: gewiß wird er retten, ſoviel noch zu retten iſt.

Karl hat ſich in dieſem guten Zutrauen zu ſeinem Bruder nicht getäuſcht.

König Ferdinand hat, wie er nicht anders konnte, das kirchliche Prinzip des Mittelalters preisgegeben, im übrigen aber im Verein mit den geiſtlichen Ständen eine Zähigkeit entwickelt, der wir unſere Anerkennung nicht verſagen können, und mit ihr über alles Erwarten viel gerettet — den Fortbeſtand des römiſchen Kirchentums im Reiche.

Und doch hat man auch auf der Gegenſeite mit Zähigkeit gekämpft, um, was man als im Prinzip beſchloſſen erkannte, in der Praxis ſich nicht allzuſehr verkümmern zu laſſen. Wenn zuletzt das Alte doch noch ein größeres Maß von Energie entfaltete, erklärt ſich das leicht aus der veränderten Lage der Parteien. Wir finden hier geradezu eine Umkehrung ihres urſprünglichen Verhältniſſes: auf den früheren Reichstagen (1526, 1529, 1530 und ſo fort) hatte die religiöſe

Neuerung um ihre Exiſtenz gekämpft, jetzt hatte die „alte Religion“ den Kampf ums Daſein zu führen, wenigſtens um ihre Zukunft.

So gewährt uns dieſe Friedensverſammlung einen Anblick, wie ihn ähnlich auch ſonſt wohl dieſer oder jener Friedenskongreß geboten hat: noch ein Mal ringen hier die Parteien miteinander: lange (ſechs Monate hindurch iſt die Arena belebt) und hartnäckig und auch nicht ohne üble Fechterkünſte — aber es iſt ein Ringen um den Frieden: auf beiden Seiten kommt der Wille zum Durchbruch, die Streitaxt zu begraben, für immer.

Man wollte ſich vertragen, und man vertrug ſich. Der Friede von Augsburg, welcher, am 25. September 1555 im Reichstagsabſchied veröffentlicht, ein neues Reichsrecht ſchuf, war nichts anderes als ein Vertrag der beiden Parteien, Kaiſerlicher Majeſtät, wie es hieß, und der Stände „der alten Religion“ auf der einen, der Stände der „Augsburgiſchen Konfeſſion“ (denn das Bekenntnis von 1530 hatte allmählich eine politiſche Bedeutung gewonnen) auf der anderen Seite.

Wie haben wir über ihn, eines der wichtigſten Ereigniſſe der neueren Geſchichte, zu urteilen? Auch noch neuerdings ſind die Anſichten darüber weit auseinander gegangen: iſt dieſer Friede Deutſchland zum Segen ausgeſchlagen? oder zum Verderben?

Treten wir, ohne uns mit dieſem Widerſtreit aufzuhalten, ihm ſelber näher.

◆

Es war entſcheidend, daß man zu Augsburg den Verhandlungen des Reichstages den „Paſſauer Vertrag“ zu Grunde legte — und zwar den Vertrag in ſeiner urſprünglichen Faſſung, nicht den vom Kaiſer ſo empfindlich beſchnittenen.

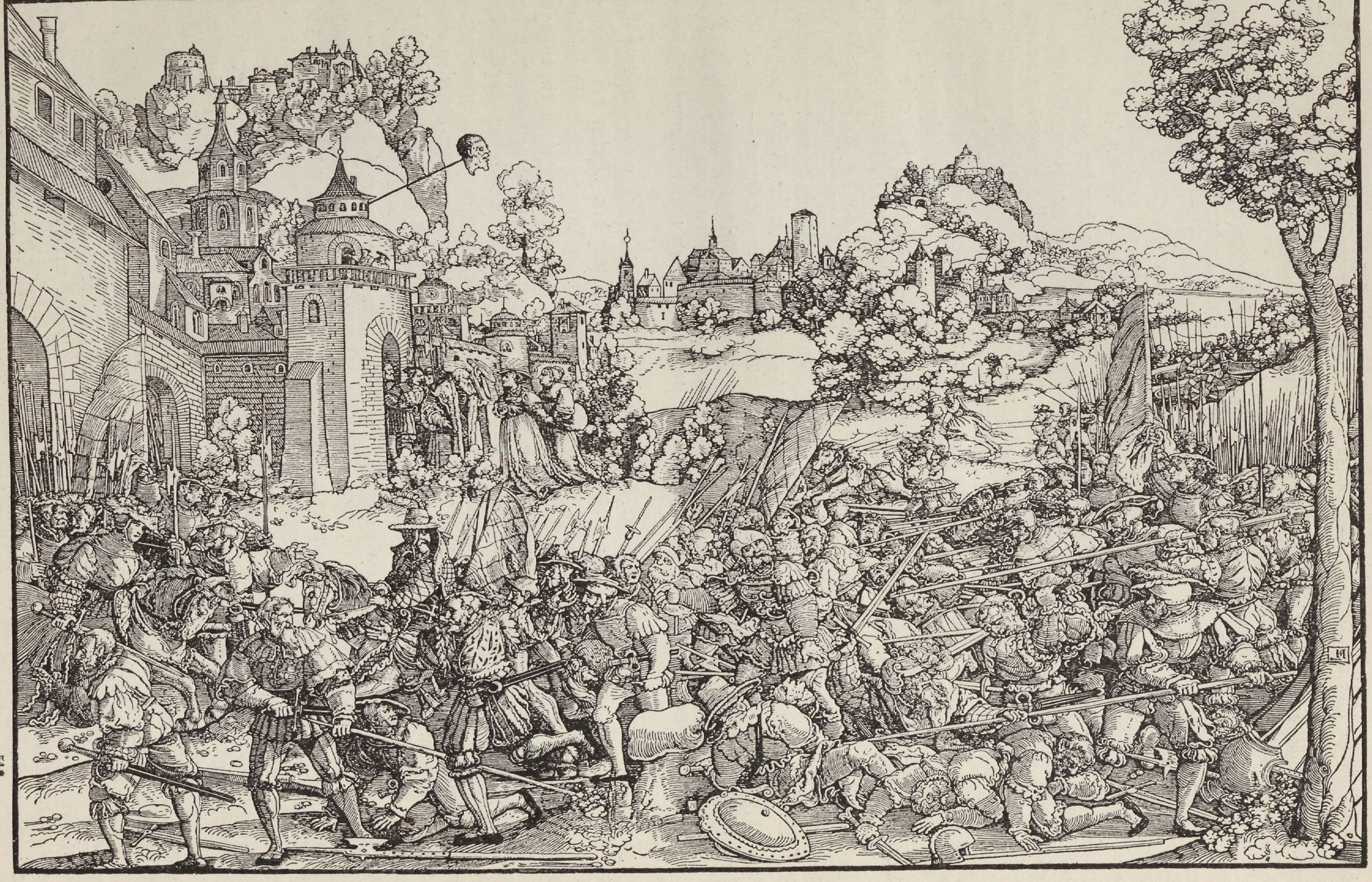
Damit war die prinzipielle Frage entſchieden — zu gunſten der Evangeliſchen: denn es wurde ihnen zugeſtanden „ein beſtändiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewig währender Friede“.

Das Prinzip der Einheit der abendländiſchen Chriſtenheit war damit aufgegeben, gelöſt zugleich für das Reich ein Band, ſo alt wie es ſelber: Reichsgebiet und Boden der römiſchen Kirche deckten ſich nicht mehr; der tyranniſche Anſpruch der Papſtkirche auf Alleinherrſchaft im Reiche war zurückgewieſen. Die Religion hörte jetzt auf, einen Teil der Stände zu entrechten. Es gab eine „Ketzerei“, die kein Staatsverbrechen mehr war. Denn das Reichsrecht kannte jetzt — ein für den mittelalterlichen Chriſten unfaßbarer, ihn mit Grauen und Entſetzen packender Gedanke — zwei chriſtliche Religionen, und beide ſtanden dem Geſetze nach gleich.

Kein Kenner der Geſchichte wird das Ungeheuere des Fortſchrittes verkennen, der in alle dem liegt.

Gleichwohl hat die neue religiöſe Idee, wie ſie in Luther ſich ausſprach, erſt ihrem erſten beſcheidenen Anfange nach in dieſem Fortſchritt der Geſchichte ſich verwirklicht. Der „Glaube“ Luthers, das perſönlichſte und freieſte in der Welt, ſchloß ſeinem innerſten Weſen nach jeden ſtaatlichen Zwang aus. Luther ſelber hat, wir ſahen es, in den Jugendtagen der Reformation dieſe Folgerung gezogen. Wir erinnern uns jener ſtürmiſchen Worte, die wie ſcharfe Pfeile der mittelalterlichen Zwangskirche das Herz trafen: „Zum Glauben ſoll und kann man Niemand zwingen“; „Ketzerei iſt ein geiſtlich Ding; das kann man mit keinem Eiſen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Waſſer ertränken“; „Über die Seele kann und will Gott Niemand laſſen regieren denn ſich ſelbſt alleine; darum, wo weltlich Gewalt ſich vermiſſet, der Seelen Geſetz zu geben, da greift ſie Gott in ſein Regiment.“ So der Reformator 1523, und zwei Jahre ſpäter in ſeiner Schrift für und wider die Bauern: „Oberkeit ſoll nicht wehren, was Jedermann lehren und glauben will, es ſei Evangelion oder Lügen.“

Wir ſehen, aus dem religiöſen Grundprinzip erhebt ſich hier kühn und beſtimmt das in ihm beſchloſſene Prinzip der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit. Aber es flammt gleichſam nur auf — ohne zu zünden. Die Verhältniſſe waren nicht darnach angetan, es ſofort ins Leben einzuführen. Es iſt überhaupt nicht die Weiſe der Geſchichte, die großen, für die Entwickelung der Menſchheit Epoche machenden Ideen wie mit Einem Schlage in die Herrſchaft einzuſetzen. Wir können uns daher nicht darüber wundern, wenn auch Luther in der Praxis nicht an ſeiner radikalen Forderung feſtgehalten hat: daran hinderten ihn Erwägungen an und für ſich ſehr verſtän-



Kriegsbild aus dem 16. Jahrhundert.

Holzſchnitt von Hans Scheufelin.

diger Art, wie ſie ihm die Aufgaben des Tages nahe legten. Dieſe nötigten ihn, Realpolitik zu treiben (wie ſie ihm, der weder Idealiſt noch Theoretiker war, ohnehin am nächſten lag), und mehr und mehr verhüllte ſich ihm wieder jene Konſequenz ſeines Glaubensprinzips, ohne daß er dieſes ſelbſt jemals aufgegeben hätte.

Wer hätte aber den von Luther fallen gelaſſenen Grundſatz wieder aufnehmen und durchführen ſollen? Etwa die evangeliſchen Stände, die zu Augsburg an der Löſung der Religionsfrage zu arbeiten hatten? Nehmen wir einen Augenblick an, ſie hätten ihn wirklich klar erkannt — es wäre doch über ihre Kraft gegangen, ihm Leben einzuhauchen. Wie wenig befanden ſie ſich doch in der Lage, irgend einem abſtrakten Prinzip nachzujagen! Nur auf eins konnte ihr Sinnen gehen, ſich ſelber zu behaupten, das Recht des Daſeins zu erzwingen — für ſich ſelbſt, d. h. für ihre Auffaſſung des Chriſtentums. Daher handelte es ſich zu Augsburg neben der „alten" Religion ausſchließlich um ihre eigene. Was ſie womöglich erreichen mußten, war die abſolute Gleichberechtigung dieſer beiden Religionen. Nun gab es ja aber neben dieſen noch eine Menge von anderen. Auf das üppigſte war dank der Wärme, welche das religiös ſo ſtark erregte Zeitalter ausſtrömte, das Sektentum emporgeſchoſſen: in bunteſter Mannigfaltigkeit tummelten ſich dieſe kleinen Parteien, welche, mehr oder weniger von evangeliſchen Gedanken berührt, doch zumeiſt Kinder der alten Kirche waren und das alte, ungeſunde Konventikelchriſtentum der mittelalterlichen Sektierer fortſetzten: hier harmloſe Schwärmer, voll inniger, weltabgewandter, oft krauſer Myſtik, die aus dem Lichte des Tages ſich in die Dämmerung der Winkel flüchteten, dort neue Propheten und Apokalyptiker, Wiedertäufer in den verſchiedenſten Schattierungen, bald ſtille, ruhige Leute, bald wild bewegt von verworrenen Ideen des Umſturzes und der Weltverbeſſerung, daneben die Sakramentierer, denen gewiſſe äußere Ordnungen der neuen Kirche ein Greuel waren, und zu denen man, pſychologiſch erklärlich, auch die zerſtreuten Zwinglianer im Reiche rechnete — und wie ſie weiter ſich ſpalteten, die Einſpänner und Eigenbrödler. Sie alle waren — wir erblicken heute darin einen beklagenswerten Mangel — aus dem Frieden des Reiches ausgeſchloſſen. Nur die Wahl zwiſchen der alten Religion und der Augsburgiſchen Konfeſſion ſtand frei. Aber auch ſie keineswegs einem Jeden! Und damit ſtoßen wir auf den zweiten und viel empfindlicheren Mangel.

Der Friede war ein Abkommen der Stände unter ſich, ſeine Vorteile galten zunächſt nur den Reichsunmittelbaren, den Fürſten, der „freien Ritterſchaft", wie den „freien des Reiches Städten", aber nicht den Untertanen. Die territoriale Entwickelung der Dinge hatte dahin geführt, daß überall im Reiche die Obrigkeiten auch über die Religion Beſtimmung trafen: die evangeliſchen im Sinne der überwältigenden Mehrheit ihrer Untertanen und ſomit getragen von der öffentlichen Meinung, die anderen in engem Anſchluß an die alte Kirche und den Papſt. So konnte zu Augsburg der Satz von der territorialen Religionshoheit (‚cujus regio, ejus religio') in das Reichsrecht aufgenommen werden, wonach alſo die Untertanen ſich nach der Religion ihres Herren zu richten haben (für gewöhnlich wenigſtens, denn Ausnahmen wurden zugelaſſen) — zweifellos eine unevangeliſche, dem Geiſte des Proteſtantismus widerſprechende Beſtimmung! Und dennoch bedeutet ſie einen großen Schritt vorwärts: nicht ohne Grund hat ſie noch heute für römiſche Ohren den übelſten Klang. Denn ſie brach die Alleinherrſchaft der römiſchen Kirche, ja die Alleinherrſchaft der Kirche überhaupt. Denn die weltliche Obrigkeit, welcher in den proteſtantiſchen Territorien die Gewalt über die Religion übertragen wurde, konnte ſich niemals auf die Dauer zum gehorſamen Diener einer tyranniſch ſchaltenden Kirche hergeben.

Aber freilich, immer war durch den Augsburger Frieden dem Einzelnen keineswegs die freie Wahl zwiſchen der alten und der evangeliſchen Religion eingeräumt — mochte auch den andersgläubigen Untertanen das Abzugsrecht zugeſtanden ſein, indem ſie ihr Hab und Gut verkaufen und mit Weib und Kind in ein Gebiet überſiedeln durften, wo ſie unangefochten ihres Glaubens leben konnten.

Wenn in dieſer Weiſe den Untertanen die Religionsfreiheit verſagt blieb, ſo war das allerdings keine Verletzung des an die Spitze geſtellten Grundſatzes der Parität, aber nach Lage der Dinge für die römiſche Kirche ein unſchätzbarer Vorteil. Unter proteſtantiſchem Szepter war die Zahl derer, die ſich nach der geſtürzten Kirche zurückſehnten, gering. Dahingegen hatten die altkirchlichen Obrigkeiten mit den gewaltigſten Sympathien ihrer Untertanen für die evangeliſche Bewegung zu kämpfen, und wenn auch nicht überall, ſo war doch auf weiten Gebieten die mittelalterliche Kirche im Leben des Volkes nur noch ſchwach verankert.

Wie tief ſchnitt da die Vorenthaltung der freien Wahl ein!

Allein, die evangeliſchen Stände hätten ſich glücklich ſchätzen dürfen (und wir mit ihnen), wäre es ihren angeſtrengten Bemühungen gelungen, den Frieden vor einem dritten Fehler zu bewahren, welcher, im Verein mit dem zweiten Mangel, für die Zukunft des Proteſtantismus im Reiche verhängnisvoll werden ſollte.

Dieſer Fehler taſtete nämlich das Fundament des ganzen Friedenswerkes, die Gleichſtellung der beiden Religionen, an: ſie iſt in einem praktiſch ungemein wichtigen Punkt nicht aufrecht erhalten.

Der Friede durfte doch nicht den augenblicklichen Stand der Dinge als einen dauernden betrachten. Er mußte den Fall ins Auge faſſen, daß in Zukunft ein Reichsſtand von der alten Religion zum evangeliſchen Glauben übertrete oder umgekehrt von dieſem zu jener ſich zurückwende. Bei völliger Gleichheit beider Bekenntniſſe mußte das eine ſo gut erlaubt ſein wie das andere. Die altkirchlichen Stände waren damit im allgemeinen wohl einverſtanden, machten jedoch den Vorbehalt: einem geiſtlichen Fürſten ſolle der Übergang zum Proteſtantismus zwar für ſeine Perſon geſtattet ſein, aber nur unter Verluſt von Amt und Würde. „Wo der Geiſtlichen einer" — dies die bekannte Formulierung — „von der alten Religion abtreten würde, ſoll derſelbige ſein Erzbistum, Bistum uſw. alſobald verlaſſen, auch den Kapiteln eine Perſon der alten Religion zu wählen und zu ordnen zugelaſſen ſein." Hartnäckig hielten die Geiſtlichen an dieſer Forderung feſt, beharrlich wieſen die Evangeliſchen ſie zurück. Es war ein Widerſtreit, an dem noch zuletzt das ganze Werk zu ſcheitern drohte. Zwei entgegengeſetzte Entwürfe wurden dem König eingereicht. Ferdinand ſtellte ſich (Ende Auguſt) auf die Seite der Geiſtlichen, mit der größten Entſchiedenheit: ſein Entſchluß ſei unwiderruflich, ſo manchen ſauren Biſſen habe er verſchlucken müſſen, nun möchten auch die Gegner einmal etwas nachlaſſen. Dagegen bemühte er ſich, eine jetzt von den proteſtantiſchen Ständen erhobene Gegenforderung bei den Geiſtlichen durchzuſetzen. Sie ging auf eine Beſſerung des zweiten Fehlers aus, den wir am Frieden feſtſtellten. Kurfürſt Auguſt von Sachſen hatte nämlich auf die Gefahr hingewieſen, daß in den geiſtlichen Stiftern die evangeliſchen Untertanen, „ganze Communen, Flecken und Städte, darinnen unzählig viel Seelen und Chriſten ſein", „des Wortes Gottes beraubt würden". Daher das Verlangen der Proteſtanten, daß jenen Untertanen der geiſtlichen Fürſten im Frieden die Verſicherung zu Teil werde, bei ihrer Religion bleiben zu können. Die geiſtlichen Stände gaben endlich ſo weit nach, daß ſie ſich zufrieden erklärten, wenn Ferdinand in einer beſonderen „Erläuterung" des Friedens jene Zuſicherung erteile. Im Friedensinſtrument ſelber ſtand daher nichts davon zu leſen, und dieſe königliche „Deklaration" (vom 24. September 1555) konnte ſpäter um ſo leichter abgeleugnet werden, als das Reichskammergericht gar nicht einmal auf ſie verpflichtet wurde. Dagegen war der ſtrittige Punkt, jener Vorbehalt der geiſtlichen Stände (der ſog. „geiſtliche Vorbehalt"), in den Frieden ſelbſt aufgenommen, wenngleich nur als eine von König Ferdinand kraft kaiſerlicher Vollmacht getroffene Entſcheidung und mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die Stände ſich über ihn nicht verglichen hätten.

So drückt der „geiſtliche Vorbehalt", als die Auskunft einer heilloſen Verlegenheit, dem Frieden den Charakter eines Kompromiſſes auf, welcher den Samen der Zwietracht in ſich trägt. Denn es war unvermeidlich, es mußte die Frage auftauchen, welche rechtliche Kraft dieſer aus „kaiſerlicher Machtvollkommenheit" gegebenen Beſtimmung über einen unter den Ständen zwieſpältig gebliebenen Punkt zukomme. Offenbar konnte ſie mit dem durch den Reichstagsabſchied geſchaffenen Recht nicht auf gleicher Stufe ſtehen. (Die ehemals von Karl V. den proteſtantiſchen Ständen gegebenen „Deklarationen" hatte die altkirchliche Partei niemals als für ſich verbindlich anerkannt).

Aber auch ſonſt bot die Friedensurkunde mannigfachen Anlaß zu Unfrieden: durch eine Reihe von (mitunter aus Unredlichkeit gefloſſenen) zweideutigen, unklaren Beſtimmungen. Ja, faſt möchte man ſagen: der Friede als Ganzes war ein verworrenes Gewebe.

Mit Recht hat man jüngſt darauf hingewieſen, wie vorteilhaft ſich durch ſeine klare Formulierung der Paſſauer Vertrag von dem Religionsfrieden abhebt.

Es fehlte zu Augsburg die Tatkraft und die Einſicht eines Moritz.

Moritz hätte vielleicht auch die verderbliche Wirkung, welche der „geiſtliche Vorbehalt“ haben mußte, erkannt und ihn abgewendet.

In ſeiner ganzen Größe freilich konnte dieſen Schaden erſt die Geſchichte enthüllen. Sie läßt keinen Zweifel darüber: vornehmlich die Schuld des Vorbehaltes war es, wenn hier in Augsburg die Würfel Deutſchlands zu Ungunſten des Proteſtantismus fielen — für eine noch nicht abſehbare Reihe von Jahrhunderten. Denn ſo, wie die Konfeſſionen ſich unter den Folgen des Friedens gruppierten, ſo zeigt ſie die Karte noch heute — und für wie lange vielleicht noch? Mit Hülfe eben dieſes Friedens, welcher dem evangeliſchen Chriſtentum das Recht der Exiſtenz gewährte, iſt die alte Kirche — bei der Gunſt der Verhältniſſe, wie die nächſten Jahrzehnte ſie brachten — in der Lage geweſen, ſich der noch immer mächtig andringenden reformatoriſchen Bewegung zu erwehren, ja einen großen Teil des der Papſtkirche geraubten Gebietes zurückzuerobern.

Indeſſen, im Jahre 1555 hätte doch Niemand eine ſolche Wirkung mit einiger Sicherheit vorherſagen können. Zu einer Zeit, da, um nur an eins zu erinnern, der beiſpielloſe Aufſchwung des katholiſchen Prinzips ſich nicht ahnen ließ, waren noch ganz andere Kombinationen möglich, da ſchien die Hoffnung der Proteſtanten, im Laufe der Jahre die Mängel des Friedens beſſern zu können, mehr zu ſein als ein eitler Traum.

Der Friede — das haben wir zu ſeiner gerechten, d. h. geſchichtlichen Würdigung nicht außer Acht zu laſſen — entſprach im ganzen doch nur der augenblicklichen Machtſtellung der beiden Parteien im Reiche. Die altkirchliche Partei konnte nach den Erfahrungen der jüngſten Zeit — d. h. nach der ſiegreichen kriegeriſchen Erhebung des Proteſtantismus und nach dem Ausſcheiden des Kaiſers mit ſeiner Weltmacht — nicht mehr daran denken, der Gegner Herr zu werden. Auf der andern Seite hatte der Schmalkaldiſche Krieg den Proteſtanten die Ausſicht getrübt, auch die geiſtlichen Gebiete in den Prozeß einer Neugeſtaltung des Reiches auf evangeliſcher Grundlage mit hineinzuziehen. So ſind ſie für den Augenblick zufrieden mit der Sicherung ihres gegenwärtigen Beſitzſtandes. In dieſer Selbſtbeſcheidung tritt freilich zugleich die Erſchöpfung zu Tage, die ſich ihrer nach dieſen Jahrzehnte langen Kämpfen nachgerade bemächtigt hat. Das großartige Übergewicht, welches ihre Meinungen noch immer haben, durchdringt ſie nicht mit ſtets friſchem Kraftgefühl; es ſchläfert die Müden ein: durften ſie zur Beruhigung ihres Gewiſſens ſich ſagen, daß ſie doch mit ihrem prinzipiellen Siege zu Augsburg wahrlich etwas Großes erreicht hatten, ſo mochten ſie meinen, auch der Zukunft ein Stück Arbeit hinterlaſſen zu dürfen.

So iſt es das momentane Gleichgewicht der Kräfte geweſen, was damals eine endgültige Löſung der Religionsfrage für Deutſchland unmöglich gemacht hat.

Nur ein vorläufiger Abſchluß iſt erreicht, ein Ergebnis, auf das wir wohl mit Wehmut blicken. Denn wie weit iſt es doch zurückgeblieben hinter den frohen Hoffnungen, mit denen einſt das junge Deutſchland ſich in den Dienſt Martin Luthers ſtellte!

Aber nicht von einer Stimmung haben wir uns leiten zu laſſen. Suchen wir lieber zum Schluß das, was 1555 erreicht war, geſchichtlich zu erfaſſen.

DAS ERGEBNIS

Druckerzeichen des Nicolas Baſſe.

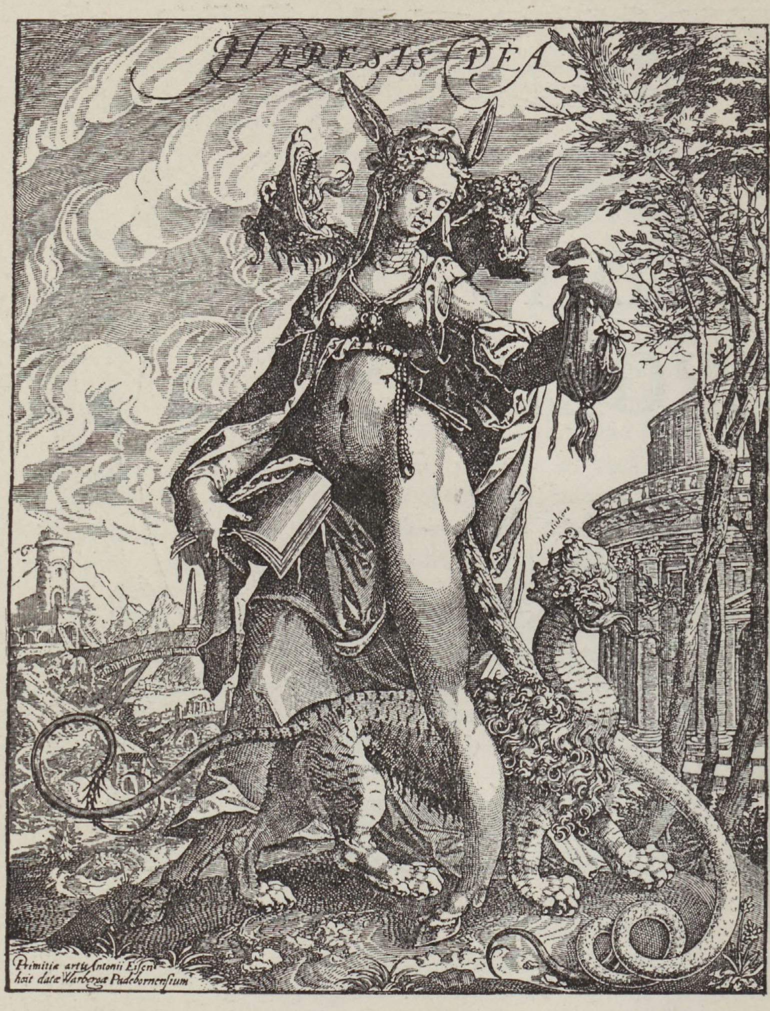
Wir haben allen Grund, uns der deutſchen Kraft zu freuen, welche dieſes Ergebnis einem widrigen Geſchicke abgerungen hat. Kein ruhmvolleres Blatt unſerer Geſchichte können wir aufſchlagen.

Aus den Tiefen deutſcher Frömmigkeit iſt die Idee des Glaubens aufgetaucht, welcher ſich die Welt zu erneuern vermißt. Die deutſche Kraft, von dieſer Idee entflammt, ſtürzt ſich kühn in den Kampf, der zwiſchen neu und alt entbrennt, den Kampf um ein neues Weltalter. Ihn zur Entſcheidung zu bringen, iſt Deutſchlands geſchichtliche Aufgabe: denn in ſeiner eigenen Mitte ſammeln ſich alle die Mächte des Widerſtandes: triumphieren ſie hier, dann iſt die neue religiöſe Idee in ihrem Kernwerk unterlegen.

Wir haben den hin und her wogenden Kampf verfolgt.

Auf geradem Wege ſtürmt die deutſche Nation auf ihr Ziel los: es gilt die Umſchaffung des Reiches zu einem deutſchen Staate, deſſen belebender Geiſt das neue religiöſe Prinzip iſt. Allein fremde, ihr feindſelige Mächte werfen ſich ihr entgegen und tragen in ſie ſelber einen Zwieſpalt hinein. Das Reich verſagt ſich der Reform, muß ſich ihr verſagen unter der Gewaltherrſchaft des Fremden.

Aber die Nation läßt ſich nicht irre machen: ſie erſtrebt jetzt die nationale und religiöſe Neuerung durch Eroberung der einzelnen Territorien, deren Eigenkraft bei dem Zerfall des Reiches längſt mächtig erſtarkt iſt. Ein deutſcher evangeliſcher Staatenbund iſt nun das Ziel. Und indem dank der werbenden Kraft des religiöſen Ideals ſtets wachſende Scharen in ihr Heerlager ſtrömen, kommt die Nation dem neuen Ziele näher und näher, in einem unausgeſetzten Kampf von zwanzig Jahren, gehemmt bald, bald gefördert durch den Wechſel der europäiſchen Lage. Da ſieht ſie


HÆRESIS DEA
Primitiæ artis Antonii Eisenhoit datæ Warbergæ Paderbornensium

Die Göttin Häreſie.

Zeitgenöſſiſches Spottbild auf die Verbreitung ketzeriſcher Lehren.

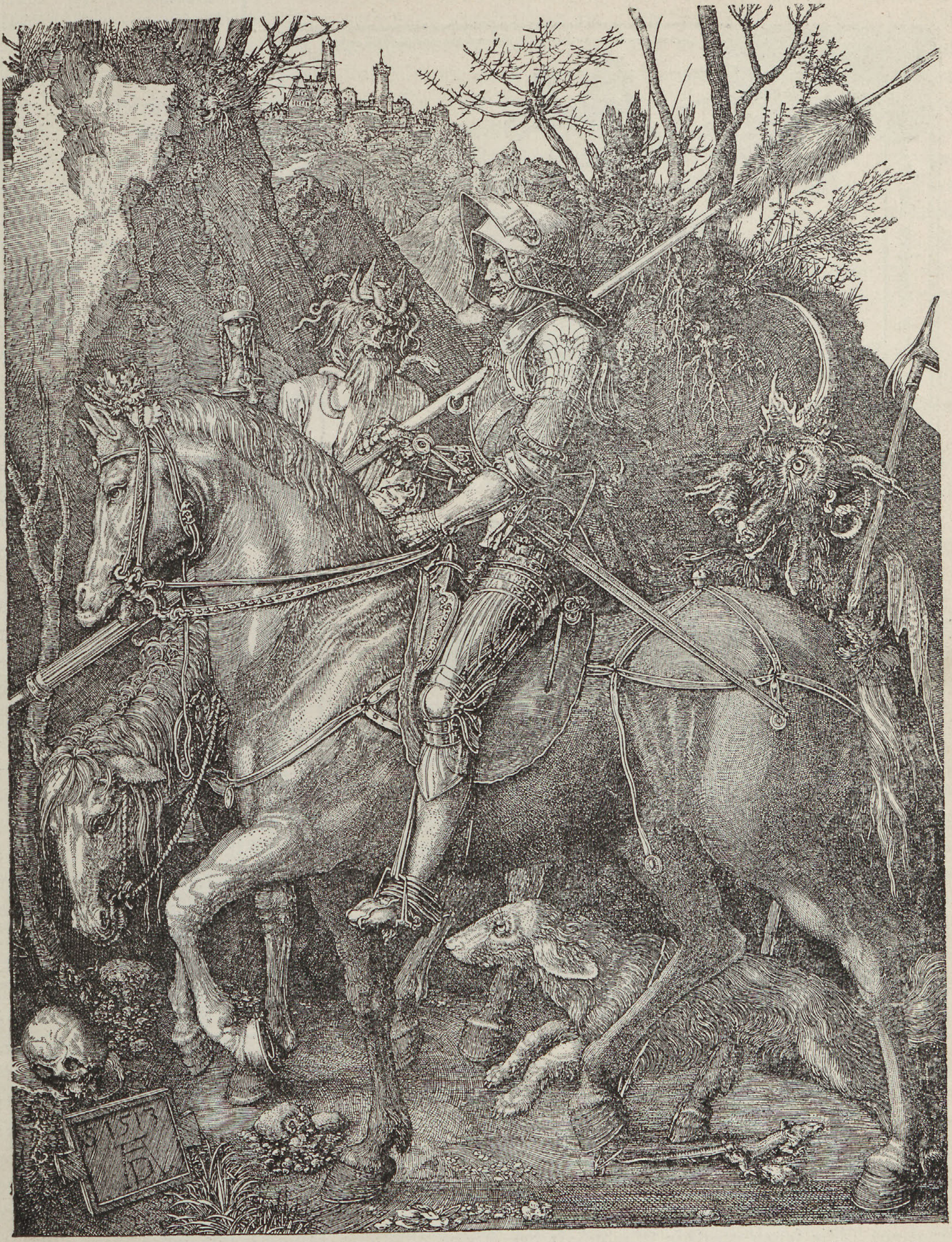
ſich plötzlich zurückgeworfen. Die Vertreter der alten Zeit haben ſich aufgerafft in demſelben Augenblick, wo Deutſchland ſich ihnen zu entwinden drohte, der Kaiſer und der Papſt mit dem Gefolge ihrer Trabanten aus des deutſchen Volkes Mitte.

Aber die deutſche Kraft iſt nur gebunden, nicht vernichtet. Der ſpaniſche Deſpot, der jetzt der ketzeriſchen Nation ſeinen Fuß auf den Nacken ſetzt und ſich anſchickt, ſie zum Schemel ſeiner Weltherrſchaft zu machen, kann ſeines Sieges nicht froh werden. Die gekränkte „Libertät" deutſcher Territorialherren, in wirkſamem Bunde mit dem nationalen und dem religiöſen Empfinden, empört ſich wider den Herrn der Welt; und ſeine Weltmacht, die ſich gegenüber ſo vielen Feinden behauptet hat, ſcheitert zuletzt an der Kraft des proteſtantiſchen Deutſchland. Er ſieht ſein Lebenswerk zerſchellen. Er hat das deutſche Volk, indem er ihm im Bunde mit dem Papſt ein ungeheueres Opfer auferlegte, ſpalten können, aber nicht unterjochen. Die Religion der Ketzer — das iſt das Entſcheidende — lebt, ſie geht frei aus — ein vorläufiger Abſchluß, mit dem wir nicht übel zufrieden ſein dürfen.

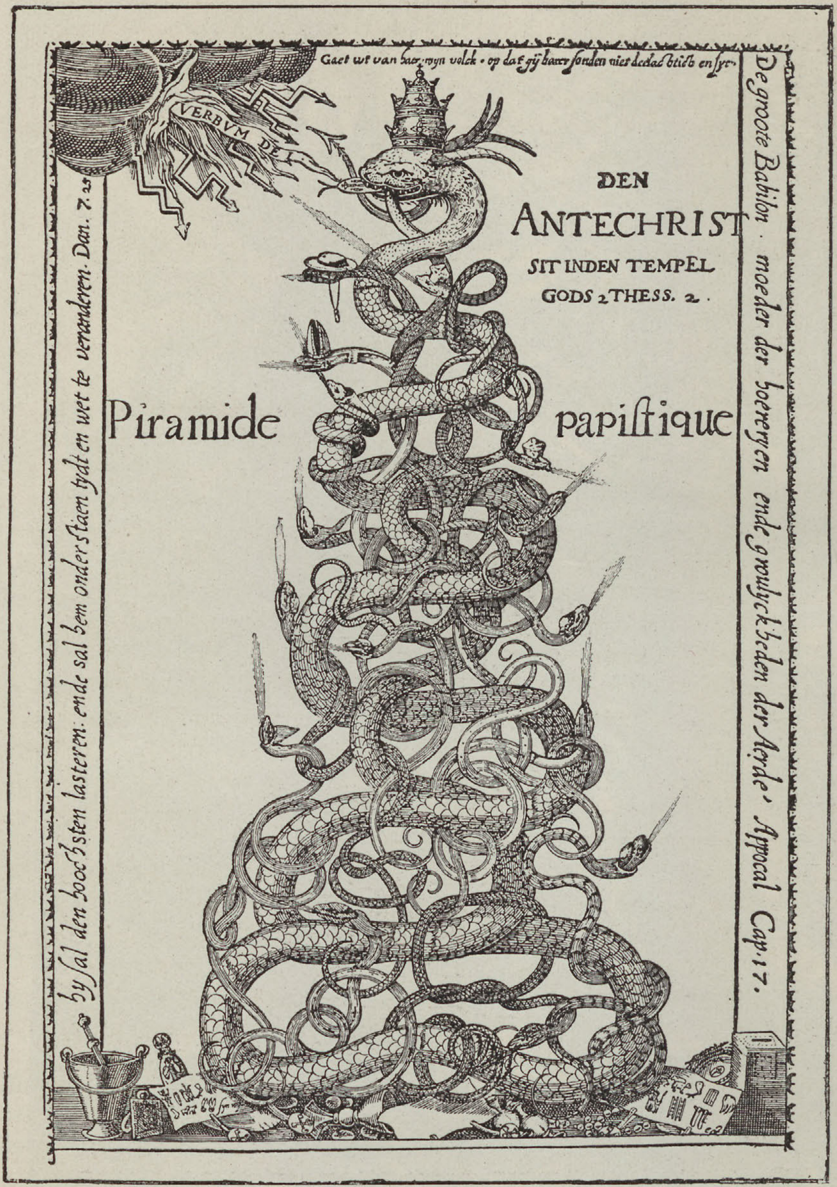
Aber freilich dem äußeren Gang der Dinge entſpricht nur zu genau die innere Entwickelung: auch hier gewahren wir nur einen vorläufigen Abſchluß, der weit, weit zurückbleibt hinter dem, was der Frühling der Reformation zu verheißen ſchien.

Was hatte doch Luther einſt unter „Glauben" verſtanden? Sein Glaube wollte etwas anderes ſein als Zuſtimmung zu dem Dogma der Kirche, etwas anderes als gehorſame Unterwerfung unter irgend eine Autorität; er war eine lebendige Macht im Herzen, ein kühnes Kindesvertrauen, in welchem der Sünder, geſtützt auf die in Jeſus Chriſtus offenbarte Liebe, ſich zu Gott nahen darf; eine Kraft, welche Herz und Gewiſſen umwandelt, ein neues Leben ſchafft. Dieſer Glaube war etwas, was man haben durfte, ein beſeligender Beſitz, nichts Vorgeſchriebenes, keine Laſt.

Aber wie war nun dieſer Glaube bei dem Bemühen, die geniale Konzeption des religiöſen Heros mit den Mitteln der Wiſſenſchaft feſtzuhalten und zu verdeutlichen, mittlerweile definiert worden? Was ſtand in den Lehrbüchern der Theologie zu leſen und in den Kirchenordnungen? Wie lauteten die Formeln, welche den Verkündigern des Evangeliums vor der Ordination abverlangt wurden? Schulmäßig und kalt klingen die Worte: zergliedert wird der Glaube, in ſeine „Teile" zerlegt. Da ſoll er — das wenigſtens iſt nicht vergeſſen — zwar auch noch



Ritter, Tod und Teufel.
Kupferſtich von Albrecht Dürer.


Gaet wt van haer myn volck . op dat gij haerr ſonden niet deelachtich en ſyt.
VERBVM DEI
DEN ANTECHRIST SIT INDEN TEMPEL GODS 2 THESS. 2.
Piramide papiſtique
De groote Babilon . moeder der hoeryen ende grouwelyckheden der Aerde' Apocal Cap. 17.
hy ſal den hoochſten laſteren: ende ſal dem onderſtaen tydt en wet te veranderen. Dan. 7. 25

Die papiſtiſche Pyramide.

Holländiſches Spottbild gegen das Papſttum aus dem 16. Jahrhundert

Vertrauen zu Gott ſein, aber erſt auf ſeiner höchſten Stufe; als die notwendige Vorausſetzung dieſes Glaubens, als ſeine untere Stufe, gilt die verſtandesmäßige Zuſtimmung zum Inhalt der Heil. Schrift, ja ſogar „die Summe der Glaubensartikel“ erſcheint als Inhalt des Glaubens. Es war eine bedenkliche Wiederannäherung an die alte, katholiſche Faſſung vom Glauben. Denn wenn die verſtandesmäßige Annahme der Bibel als eines von Gott herrührenden Unterrichts die Vorausſetzung für den eigentlichen Glauben iſt, liegt darin die Zumutung einer vorausgehenden autoritätsmäßigen Unterwerfung. Aber auch eine Umbiegung des Religiöſen in das Intellektualiſtiſche war damit vollzogen, und einer neuen Scholaſtik war die Tür geöffnet. Wir begreifen es, daß dieſer Glaubensbegriff ſich einen entſprechenden Kirchenbegriff ſchuf, welcher weit abbog von der Anſchauung Luthers: für ihn war die Kirche eine religiöſe Größe geweſen (im ſtrengſten Sinne des Wortes); jetzt gab man dieſes Religiöſe zwar nicht ganz auf, aber in den Vordergrund rückte eine ganz neue Anſchauung: die Kirche iſt die Gemeinſchaft derer, welche an der rechten Lehre feſthalten. Wir ſehen alſo die Gliedſchaft der Kirche abhängig gemacht von der Zuſtimmung zu ihrem Dogma, und die Lehre ſelbſt, „die rechte Lehre“, „die reine Lehre“, wird — mit Einſchluß des Dogmas der Kirche des Altertums — als Fundament der Kirche gewertet.

Es ſind die für die Entwickelung des Proteſtantismus entſcheidenden Abwandlungen des reformatoriſchen Prinzips.

Sie ermöglichten dem Mittelalter, wenn ſchon einem ſtark abgeblaßten und ermäßigten, eine Art von Nachblüte auf proteſtantiſchem Erdreich.

Noch heute leiden wir unter den Nachwehen jener Umbildung.

Aus ihr iſt die Orthodoxie des 17. Jahrhunderts erwachſen, und deren wunderſames Schickſal geht das Geſchlecht unſerer Tage noch ganz unmittelbar an. Für ihre Zeit nicht ohne geſchichtliche Berechtigung, ein großartig durchgebildetes Syſtem, das noch heute durch ſeine Geſchloſſenheit Eindruck macht, war ſie doch allmählich an ihren eigenen Fehlern zu Grunde gegangen (ſchon um die Mitte des 18. Jahrhunderts). Da ſetzte die allgemeine rückſchrittliche Tendenz ein, wie ſie ſeit den Tagen der Romantik das 19. Jahrhundert durchzieht, jener gewaltige Rückſchlag gegen die franzöſiſche Revolution; und die kirchliche Reaktion, welche dem ſchon ſterbenden Papſttum neue Kraft einhauchte und die unſchuldig verurteilten Jünger des Ignatius wieder zu Ehren brachte, erweckte auf proteſtantiſchem Boden die alte Orthodoxie zu neuem Leben. Zwar erſcheint ſie durchſetzt mit Elementen des Pietismus und mit Bruchſtücken aus der Ideenwelt des 18. und 19. Jahrhunderts und ſo in demſelben Maße gemildert wie gefälſcht; aber etwas von der alten Kraft verrät ſie doch noch: denn wieder vermag ſie wie ein Reif die volle Entfaltung der urſprünglichen Ideen des Proteſtantismus zurückzuhalten.

So hat die Gegenwart, obgleich der Proteſtantismus den früher begangenen Fehler längſt erkannt hat und bemüht geweſen iſt, ihn zu beſſern, doch keinen Grund ſich zu überheben. Sie wird vielmehr nur geneigter ſein, jene verhängnisvolle Umbildung in das rechte geſchichtliche Licht zu ſetzen.

Sehen wir da nicht auf die Einzelheiten, ſondern auf das Ganze des damals ſich abſpielenden Prozeſſes, werden wir das, was zunächſt als Umbildung erſcheint, vielmehr als eine bloß mangelhafte Ausbildung des Prinzips begreifen.

Man wollte das Erbe Luthers ſichern und merkte nicht, in welchem Maße man es verkürzte, ſeinen urſprünglichen Reichtum verkümmerte.

Wer wollte aber daraus jener Generation einen Vorwurf machen?

Wir würden damit nicht allein die Reformation herabſetzen, ſondern auch das Mittelalter unterſchätzen. Die Maſſe der neuen Ideen, welche auf den Menſchen des 16. Jahrhunderts einſtürmte, wäre überhaupt nicht als welterſchütternd ins Gewicht gefallen, hätte ſie in ihrem ganzen Umfang Eigentum der Zeitgenoſſen des Reformators werden können. Die Menſchheit kam vom Mittelalter her und ſtand naturgemäß noch lange unter ſeiner Nachwirkung.

Als ſolche gibt ſich deutlich genug die vorhin angedeutete Umbildung der urſprünglichen Anſchauungen Luthers: denn wir haben in ihr die Wendung auf das Autoritative vor uns. Und wir bemerken dieſe nicht bloß in der Theorie; dasſelbe Zurückgreifen auf die Autorität tritt uns in dem Verhalten der großen Maſſe entgegen. Zu ſehr war man noch auf der damaligen Stufe der Geſamtentwickelung an die Verehrung von Autoritäten gewöhnt. Dieſe Gewohnheit von Jahrhunderten hatte von dem erſten Anſturm des neuen Geiſtes wohl geknickt, aber nicht entwurzelt werden können. Selbſt in den Kreiſen der Gebildeten, welche es für einen Vorzug des neuen Kirchentums hielten, die blinde Devotion abgetan zu haben, war der Glaube unzweifelhaft in den meiſten Fällen ein Akt des Verſtandes, einfach Zuſtimmung zu dem, was die Kirche lehrte.

Sie werden auch nur ausnahmsweiſe Anſtoß genommen haben an dem, was uns im Bilde dieſer Zeit als ein tiefer, tiefer Schatten erſcheint.

Er kann uns freilich nicht überraſchen. Denn die Folgen jener verkehrten Vorſtellung, daß der Glaube zu ſeinem Objekt die Lehre der Kirche habe, und daß die formulierte Lehre das Fundament der Kirche bilde, konnten nicht ausbleiben. Schon in den letzten Jahren vor dem Augsburger Frieden treten ſie zu Tage. Es entbrannte der Eifer für die reine Lehre. Unter ſeiner Einwirkung wurden Verhandlungen über Fragen der Schule zu kirchlichen Streitigkeiten. Bald waren die Lutheraner Deutſchlands in zwei feindliche Lager getrennt. Öffentlich auf Religionsgeſprächen — im Angeſicht der „Päpſtler“ — erklärte die eine Partei die andere für abtrünnig von der Augsburgiſchen Konfeſſion. Wie Muſik klang in Rom die Kunde davon. Wie viel leichter ließ ſich, in den Tagen der Gegenreformation, ein Feind zurückdrängen, deſſen Kraft der innere Zwieſpalt ſchwächte. Aber dieſe inneren Kämpfe um die reine Lehre hatten noch eine ſchlimmere Folge: jeder Andersdenkende ſah ſich verurteilt, verdammt. Die Intoleranz war wieder Prinzip, religiöſe Pflicht. Man mußte alles, was Ketzerei hieß, bekämpfen, vor ihm warnen, indem man alle Schliche und Tücke der Ketzer aufdeckte: der gegebene Ort hierfür war die Kanzel. Neben den alten Ketzern lenkten jetzt namentlich die Calviniſten die Polemik auf ſich. Vor allem aber kam es darauf an, die geheimen Anhänger Calvins in der eigenen Kirche ſcharf im Auge zu behalten: ſie durften nicht geduldet werden, es ſei denn, ſie ließen ſich herumbringen und „verdammten“ die falſche Lehre. Hier fanden die Beichtväter ein reiches Feld der Tätigkeit: in Inquiſition und Belehrung. Mit dem Glaubenseifer miſchte ſich da wohl die ſuchende, rettende Liebe. Wie viel Seelenpein iſt im Namen des Glaubens, im Namen der Liebe oft auch noch den Sterbenden bereitet worden — bis in die Blütezeit der Orthodoxie hinein! Wir beſitzen ſo manche Schilderung aus der Feder der Beichtväter ſelbſt; wir glauben uns in das Mittelalter verſetzt, nur daß Folter, Schwert und Feuer hier keine Rolle ſpielen. Und ein Stück Mittelalter, wie ſchon angedeutet, war es, ein Stück Mittelalter mitten im Proteſtantismus!

Denn auf deſſen Boden bewegen wir uns gleichwohl. So ſtark die Verengung der reformatoriſchen Gedanken ſein mochte, ein gutes Stück von ihnen hat dennoch die Zeitgenoſſenſchaft Luthers erfaßt, mit Zähigkeit feſtgehalten und ins Leben einzuführen begonnen.

Wir brauchen nur zu bedenken, was hier zu leiſten war.

Wie viele Bande waren doch gelockert! Welche Verwilderung war eingeriſſen, nachdem die bisherigen Motive der Kirchlichkeit und der Sittlichkeit zuſammengebrochen waren! Da mußte ein neuer kirchlicher Sinn geweckt, eine neue Sitte begründet werden. An die Stelle der ſelbſtgewählten Werke mit ihrer Verdienſtlichkeit, dieſer außerordentlichen Leiſtungen, welche ſo oft aus der Welt der Wirklichkeit hinausführten, ſollte — ſo forderte es die neue evangeliſche Glaubensidee — eine einfache bürgerliche Sittlichkeit treten, d. h. eine Sittlichkeit, die unmittelbar im Berufe ſich zu bewähren hatte. Und welcher Mittel konnte denn die Kirche ſich bedienen zur Neupflanzung? Die bisher angewendeten fehlten ja: dieſer mit überirdiſcher Autorität ausgeſtattete Prieſter und die Gewiſſensinquiſition, welche er in der Beichte geübt hatte. Die Kirche hatte ſich auf eine einzige Funktion zurückgezogen, grundſätzlich, alles andere war nur Beiwerk: die Verwaltung des Wortes. Selbſt die ſtrenge Kirchenzucht und die nicht minder herbe Zucht der Sitte, wie ſie Calvin in ſeiner Kirche eingebürgert hatte, war von dem deutſchen Proteſtantismus verſchmäht worden. Dafür nahm er Hand in Hand mit dem Staate und mit Hülfe der Schule die große Aufgabe der ſittlichen Durchbildung des Volkes in Angriff — ein Meiſterſtück der Pädagogik, welches hier geliefert iſt: ein ſiegreicher Kampf mit der Rohheit, wie er zu keiner Zeit entſchiedener geführt iſt. Es iſt, wenn wir das Wirrſal bedenken, wie wir es in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts finden, großartig, ſtaunenswert, was hier geſchaffen iſt.

Zu dem, was unſer Volk heute iſt, iſt damals in harter, gewiſſenhafter und begeiſterter Arbeit der Grund gelegt worden.

Wir können dieſe Leiſtung aber nicht höher ſchätzen, als wenn wir ſie als einen bloßen Anfang betrachten.

Und nur unter dem nämlichen Geſichtspunkte können wir das Stück Geſchichte, mit dem wir uns hier beſchäftigt haben, im Sinne der Geſchichte ſelbſt verſtehen.

Die Epoche von 1517 bis 1555 iſt nur der erſte Akt in dem Drama der neueren Geſchichte, die erſte Phaſe des ungeheueren Kampfes, das ihren Inhalt ausmacht, und der kein anderer iſt als der Kampf der Neuzeit ſelber mit dem Mittelalter.

Das Jahr 1555 hatte keine Löſung der von Luther in die Welt geworfenen Frage gebracht, nicht einmal (wir ſahen es) für Deutſchland ſelbſt. Der Friede barg in ſeinen Falten den Krieg: noch einmal hatte Deutſchland durch die unerhörten Leiden und Kämpfe von dreißig Jahren, um mit Heinrich von Treitſchke zu reden, „die Zukunft des Proteſtantismus für den geſamten Weltteil zu ſichern“.

Der Proteſtantismus entwand ſich den Schlingen der ſpaniſchen Reaktion, die ihn erdroſſeln wollte.

Was Wunder, wenn auf die Anſtrengung eine Zeit der Erſchöpfung folgte?

Allein das 18. Jahrhundert (nach dem 16. bis heute das glorreichſte der Neuzeit) ſah das Emporkommen des neuen Geiſtes in anderer Form. Oder, wenn man will: Ideen, unabhängig vom Proteſtantismus, für deren Gedeihen aber er ſelber erſt den Boden bereitet hatte, kamen ihm zu Hülfe und ſchärften ihm den Blick für Folgerungen, die er bis dahin nicht zu ziehen vermocht hatte. Ein neues Leben durchſtrömte ihn. Aber bald fand er ſich von neuem in den Kampf verwickelt. Denn auch ſein alter Gegner, einſt gleich ihm ermattet, war zu neuem Kraftbewußtſein erwacht, die Folge des ihm aufgedrungenen Krieges mit den Prinzipien der franzöſiſchen Revolution.

Damit brach die dritte Phaſe des großen Kampfes aus, dieſe, in welcher unſere Generation noch mitten darin ſteht.

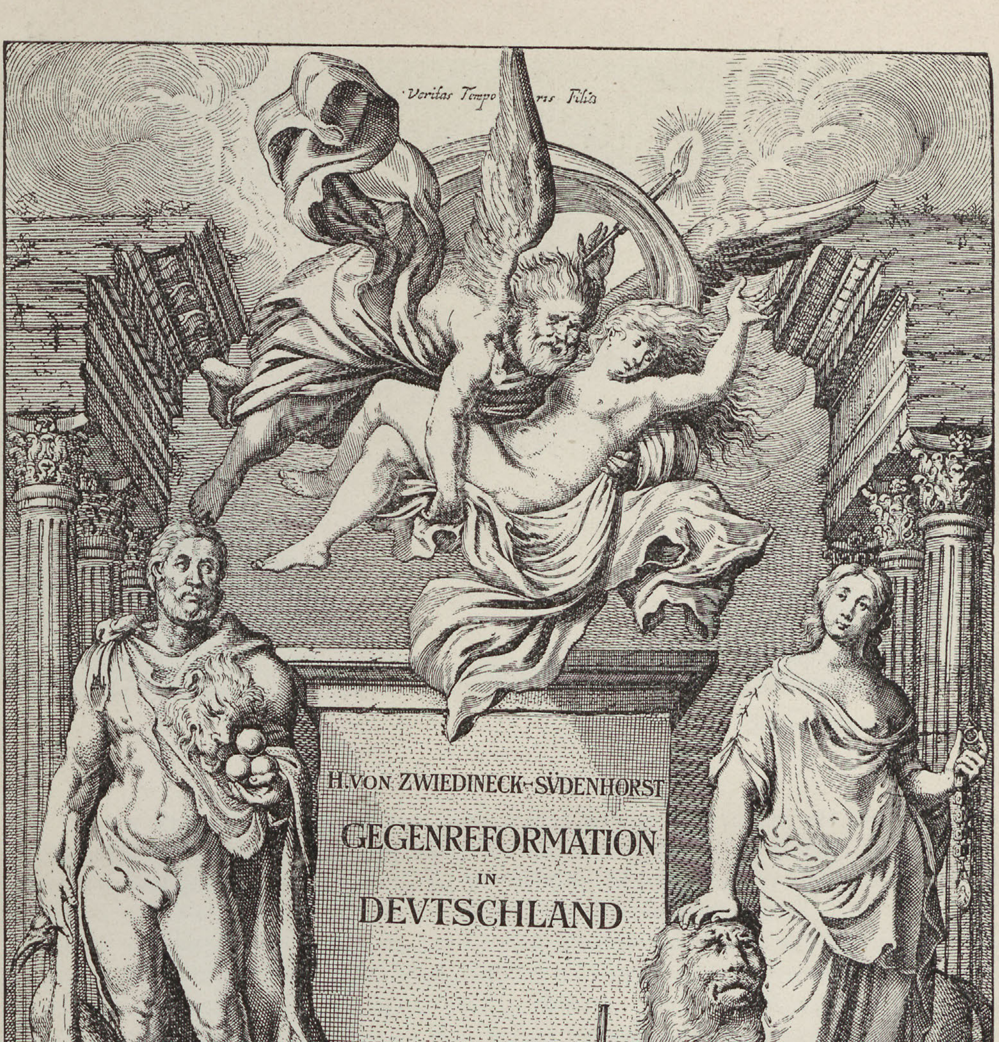
Keine Macht der Welt könnte hier Frieden ſtiften. Wann uns einmal wieder — vor der großen Endentſcheidung — ein Waffenſtillſtand beſchieden ſein wird, wer weiß es?

Wir können uns dieſem Kampf um die höchſten Güter der Menſchheit nicht entziehen.

Aber wollen wir ihn recht führen, müſſen wir auf ein Doppeltes bedacht ſein.

Das erſte iſt, daß wir ihn führen in dem vollen Bewußtſein der inneren Überlegenheit, welche uns unſere Stellung gibt, und in Erfüllung der aus ihr für uns erwachſenden Pflicht: wir ſind nicht, gleich den Vertretern des römiſchen Kirchentums, durch das Prinzip genötigt, dem Gegner wahre und echte Religioſität abzuſprechen. Wir erkennen vielmehr gern und freudig an, daß die unverwüſtliche Lebenskraft des Chriſtentums auch in der uns feindlichen Kirche immer noch ungeahnte Bäche inneren Lebens fließen läßt, zumal auf germaniſchem Boden, den Luther auch für ſeine Feinde gefurcht und bewäſſert hat. Und dieſe Erkenntnis vermag unſerem Kampfe die Weihe zu geben und zugleich das rechte Ziel zu ſtecken.

Den endlichen Sieg des Proteſtantismus aber können wir nicht wirkſamer vorbereiten, als wenn wir vollen Ernſt mit ſeinem Prinzip machen — in unſerer eigenen Mitte. Es iſt dies das zweite, was uns am Herzen liegen muß: Arbeit im Inneren! Wie manche Überreſte des Mittelalters haben wir da noch auszukehren, mit welchem Ernſt und welcher Unerſchrockenheit auch Konſequenzen zu ziehen, auf daß das Evangelium Martin Luthers „von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen" mehr und mehr zur Wahrheit werde.

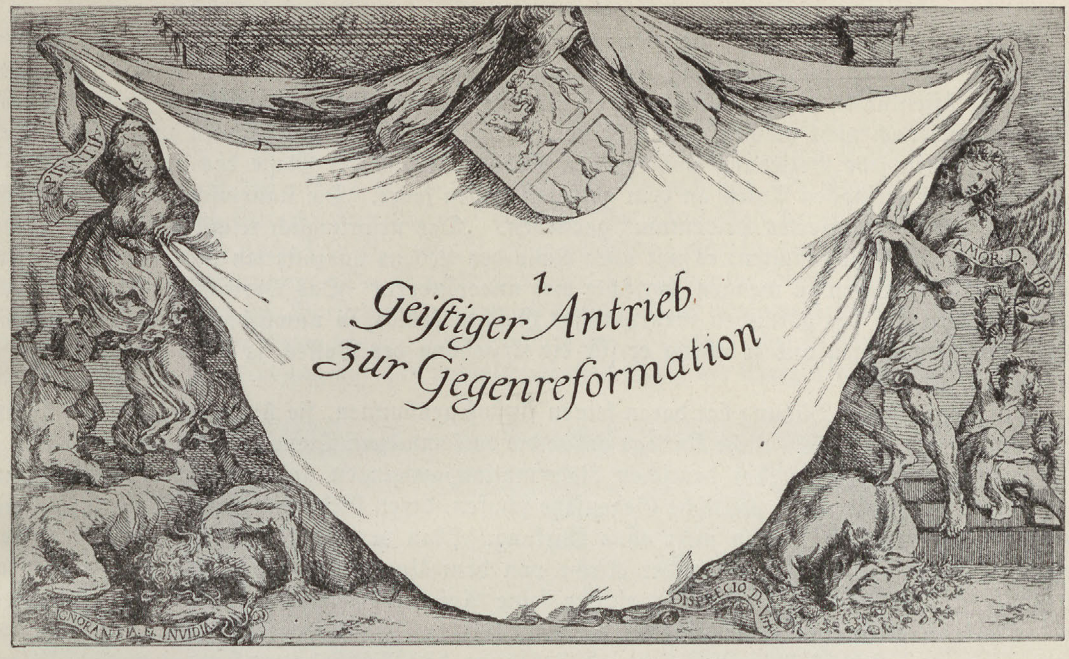

Veritas Tempo ris Filia
H. VON ZWIEDINECK-SVDENHORST
GEGENREFORMATION
IN
DEVTSCHLAND

Titelblatt aus: Johann Petri Lotichii „Rerum Germanicarum libri“. Frankf. a. M. 1646.

Gegenreformation : in Deutſchland :

von

Dr. H. von Zwiedineck-Südenhorſt
weiland Profeſſor an der Univerſität Graz


IGNORANTIA. E. INVIDIA
DISPRECIO. D.
AMOR. D.

1.

Geiſtiger Antrieb zur Gegenreformation

Johann Wilhelm Baur fec. 1641.

Die idealen Kräfte der germaniſchen Welt waren nahezu verbraucht, als die romaniſche zu einem Gegenſchlag ausholte. Auf deutſchem Boden fanden ſich keine Anſätze zu einer Gegenbewegung, die ſtark genug geweſen wäre, die notwendige Erneuerung der alten Kirchenverfaſſung durchzuführen und die ſchweren ſittlichen Schäden des Klerus auszurotten.

Zeugende und bildende Kräfte hatte der Proteſtantismus überhaupt nicht aufwenden können, weil er an der dogmatiſchen Lebensauffaſſung feſthielt und weit davon entfernt war, an den mittelalterlichen Einrichtungen der Kirche Weſentliches zu ändern. Der Proteſtantismus konnte ſeinem innerſten Weſen nach nicht unmittelbar die Anbahnung der modernen Welt bedeuten, im Gegenteil, er erſcheint zunächſt als Erneuerung und Verſtärkung ſeines Ideales: der kirchlichen Zwangskultur.

Während auf deutſchem Boden die religiöſen Angelegenheiten immer mehr mit den politiſchen vermengt wurden und die politiſche Ausnützung des Proteſtantismus das Intereſſe aller leitenden Perſönlichkeiten, der weltlichen und geiſtlichen, ausſchließlich in Anſpruch nahm, flammte die Begeiſterung für die reformatoriſchen Ideen noch einmal in dem Kampfe für die Gewiſſensfreiheit und die alterworbene Selbſtändigkeit bei den Niederländern und Hugenotten auf. Auch hier ein ſtarker politiſcher Einſchlag, aber nicht der maßgebende! Schon ſtarrte dieſen Scharen aber von allen Seiten der neue Feind entgegen, durch den die romaniſche Welt die Erhaltung ihrer Herrſchaft über die Geiſter anſtrebte, die ſie ſeit Jahrhunderten behauptet hatte: es war die Organiſation des Jeſuitenordens.

Das Chriſtentum der Romanen war anders geartet als das der Germanen. Weder die Beſchäftigung mit der arabiſchen Philoſophie in Spanien, noch das Studium der Antike in Italien, der Renaiſſance hatten zu einer Verurteilung des beſtehenden Kirchenweſens geführt. Es war nirgends ſo ausgeſprochene nationale Forderung und zugleich geſellſchaftliche Pflicht wie in Spanien, für das Chriſtentum das Schwert zu ziehen und Abenteuer zu beſtehen. Das Bibelſtudium und die theologiſche Doktrin, der Humanismus des Erasmus von Rotterdam, der unter den gebildeten Spaniern das größte Anſehen erlangt hatte und von den Kirchenfürſten gegen jeden Widerſpruch in Schutz genommen worden war, beförderten wohl die myſtiſche Richtung und Askeſe, aber regte nichk zur Prüfung der kirchlichen Einrichtungen an; ſie ſchritten nicht bis zur Unterſcheidung zwiſchen dem Geiſte des Chriſtentums und der Formen vor, die es im Laufe eines Jahrtauſends angenommen hatte.

Die gebildeten Italiener, die von den Ideen der Renaiſſance erfüllt waren, fanden dagegen Anlaß genug, die Entſtehung des äußeren kirchlichen Lebens zu tadeln, und ſie beteiligten ſich an der öffentlichen Verurteilung ohne Scheu. In der Vielheit der geiſtigen Intereſſen trat das religiöſe jedoch nicht mächtig genug hervor, um zu reformatoriſchen Ideen zu reizen. Auch fehlte in Italien jede Beziehung zwiſchen den Gebildeten und der Maſſe des Volks, denn dieſe hatte nicht den geringſten Anteil an dem geiſtigen Leben jener. Die italieniſche Volksreligioſität war ein „leicht verſchleiertes Heidentum“ geblieben. „Das urſprünglich religiöſe Bedürfnis, das Überirdiſche irdiſch zu geſtalten, es mit aller Fülle des Lebens auszuſtatten und es deshalb auch fortwährend ins Leben zu mengen, herrſchte hier unverändert.“ Das Vertrauen in den Prieſter als den Vermittler des göttlichen Geheimniſſes iſt ſchrankenlos, ſo unwürdig ſich dieſer auch der Verehrung zeigen mag und ſo wenig er für die Erziehung des Volkes, ja ſelbſt für die religiöſe Belehrung tut.

Die humaniſtiſche Bildung hat daran keinen Anſtoß genommen, ſie hat ungefährlichen Spott, aber keine ernſte, wiſſenſchaftliche Anklage gegen die verkommenen Diener der Kirche erhoben.

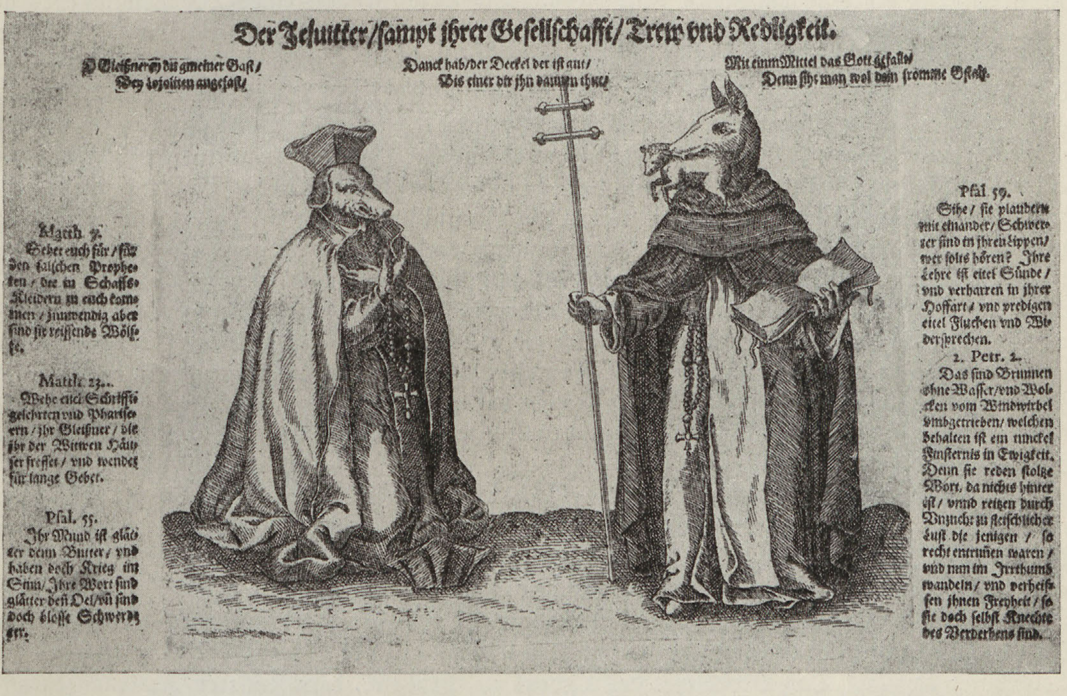
Die Stürme, die von der deutſchen Reformation ausgingen und über Europa hinfegten, das Papſttum erſchütterten, politiſche Gegenſätze ſchufen, deren Bedeutung man kaum zu ſchätzen wußte, blieben auch in Italien nicht ohne Wirkung. Man verlangte nach Verinnerlichung des religiöſen Lebens, nach Reinigung der Kirche von dem Unrat eigennütziger, weltlicher Beſtrebungen. Ein Gasparo Contarini entwickelte ſeine Anſicht, daß der Landbeſitz das Papſttum an der Ausübung ſeiner Pflichten hindere, vor Paul III., der ſelbſt durch die Einſetzung der Reformkommiſſion im Jahre 1536 einen Schritt zur Behebung der Mißſtände machen zu wollen ſchien. Italieniſche Theologen gingen mit tiefem Ernſte ans Werk, um den Humanismus mit der chriſtlichen Lehre in Einklang zu bringen.

In Frankreich, wo ſich germaniſche und romaniſche Elemente nahe berühren, ja vielfach kreuzen, war das Intereſſe für das Auftreten Luthers ſofort rege geworden. In Meaux wurde Biſchof Briconelt der Mittelpunkt einer geiſtigen Genoſſenſchaft, die ſich mit der Umbildung der chriſtlichen Lehre im reformatoriſchen Sinne beſchäftigte. Aber die von dem Königtume verteidigte theologiſche Fakultät der Pariſer Univerſität, die Sorbonne, verdammte die neue Lehre als Ketzerei, bezeichnete ſie als bürgerliches Verbrechen und forderte die Parlamente auf, ihre Urteile über die Ketzer zu vollſtrecken. Der grauſame, galliſche Zug im franzöſiſchen Volkscharakter gab dem Kampfe auf dieſem Boden ſchon bei ſeinem Beginne einen gefährlichen Charakter. Hier entbrannte daher auch zuerſt der Parteikrieg. Der Fanatismus der Konſervativen forderte die Begeiſterung jener ſchwärmeriſchen Geſellſchaft heraus, die ſich um die Königin von Navarra, Franzens Schweſter, ſammelte, er ſtählte die Überzeugungstreue der im ganzen Königreiche, von der Normandie bis zur Dauphiné und zur Provence zerſtreuten Gemeinden, die ihre Blicke nach Genf als der Kapitale des franzöſiſchen Proteſtantismus richteten, wo Farel und Calvin die unbeſchränkte Herrſchaft über Glaube und Sitte ihrer Anhänger erreicht hatten. Man zählte 400 000 Reformierte im Reiche der Valois, als im benachbarten Deutſchland die Gegenreformation wieder die erſten taſtenden Schritte ſeit dem ſcheinbaren Siege des Toleranzgedankens im Augsburger Religionsfrieden begann.

Spanien war das Land, in dem ſich jene Perſönlichkeit entwickeln konnte, die den katholiſchen Reformationsgeiſt verbreitete.

Don Iñigo Recalde de Loyola (geb. am 31. Juli 1493), war ein echtes Kind des rätſelhaften, verſchloſſenen, tatkräftigen und phantaſtiſchen Baskenſtammes. 1521 wurde er bei der Belagerung von Pamplona ſchwer verwundet. Da er nun Krüppel geworden und das Leben des ſpaniſchen Edelmannes nicht fortſetzen konnte, ſo ergab er ſich ganz und gar den Einwirkungen ſeiner Einbildungskraft. Sein Ehrgeiz richtete ſich auf eine außerordentliche Tat. Zunächſt will er nach Jeruſalem; im Traume ſieht er die heilige Jungfrau, die ihn auffordert, das Haus ſeines Bruders zu verlaſſen. Der dabei veranſtaltete Aufzug war bereits ein Hinweis auf den zum ſpaniſchen Helden der Neuzeit gewordenen Don Quichote de la Mancha. Noch arbeitete er nur an ſeiner eigenen äußeren und inneren Vorbereitung, aber dies war nicht die Tat eines gewöhnlichen ſpaniſchen Schwärmers, ſondern ſie war auf ein beſtimmtes Ziel gerichtet. Im Dominikanerkloſter Manreſa entſtanden die Grundzüge jener exercitia spiritualia, die bis auf den heutigen

Tag die Taktik des Jeſuitenordens gegenüber den zu gewinnenden Anhängern feſtlegten. Er galt den kirchlichen Behörden anfangs als Ketzer, weil die Exerzitien weit abwichen von den damals in Geltung ſtehenden ſcholaſtiſchen Vorſchriften. Sie mußten vier Wochen dauern, in denen der zu gewinnende Anhänger fortwährend den Einflüſſen ſeines Lehrers ausgeſetzt war. Die Einleitung beſtand in einem ekſtatiſchen Geſpräch mit dem gekreuzigten Chriſtus. Aus dieſem ging die heftigſte Selbſtanklage hervor; dagegen die Betrachtung des Gegenſatzes der Macht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes. Nachdem der Dank Gott dargebracht, daß es für den Zögling zur Rettung noch Zeit ſei, muß die Hölle geſchildert werden, um abermals eine Gemütserſchütterung hervorzurufen. Die Beſchäftigung mit der Lebensgeſchichte Chriſti, die den Zweck hat, in dem Zögling die Vorſtellung zu erwecken, daß er die Paſſionsgeſchichte ſelbſt körperlich durchlebe, die myſtiſche Betrachtung füllen den Reſt der Zeit aus, in der in keiner Weiſe von außen her eine fremde Empfindung auf den vorgeſchriebenen Gang der Exerzitien einwirken darf. Der Zweck dieſer peinlichen Pädagogik ſoll es ſein, den Menſchen zum Herrn ſeines Geiſtes und Willens zu machen. Körperliche Askeſe iſt keine notwendige Bedingung, dagegen muß alles leidenſchaftliche Aufflammen niedergehalten werden.



Der Jeſuitter/ſampt jhrer Geſellſchafft/Trew vnd Redligkeit.

O Gleißnerey du gmeiner Gaſt/
Bey Jeſuiten angefaſt/

Danck hab/der Deckel der iſt gut/
Bis einer dir jhn darunter thut/

Mit einm Mittel das Gott gefallt/
Denn ſiht man wol dein frömme Gſtalt.

Matth. 7.
Sehet euch für/für den falſchen Propheten/die in Schaffs-Kleidern zu euch kommen/inwendig aber ſind ſie reiſſende Wölffe.

Matth. 23.
Wehe euch Schrifftgelehrten vnd Phariſeern/ihr Gleißner/die ihr der Witwen Häuſer freſſet/vnd wendet für lange Gebet.

Pſal. 55.
Ihr Mund iſt glätter denn Butter/vnd haben doch Krieg im Sinn/Ihre Wort ſind glätter denn Oel/vñ ſind doch bloſſe Schwerdter.

Pſal. 59.
Sihe/ſie plaudern mit einander/Schwerter ſind in jhren Lippen/wer ſolts hören? Ihre Lehre iſt eitel Sünde/vnd verharren in jhrer Hoffart/vnd predigen eitel Fluchen vnd Widerſprechen.

2. Petr. 2.
Das ſind Brunnen ohne Waſſer/vnd Wolcken vom Windwirbel vmbgetrieben/welchen behalten iſt ein tunckel Finſternis in Ewigkeit. Denn ſie reden ſtoltze Wort, da nichts hinter iſt/vnnd reitzen durch Vnzucht zu fleiſchlicher Luſt die jenigen/ſo recht entrunnen waren/vnd nun im Irrthumb wandeln/vnd verheiſſen jhnen Freyheit/ſo ſie doch ſelbſt Knechte des Verderbens ſind.

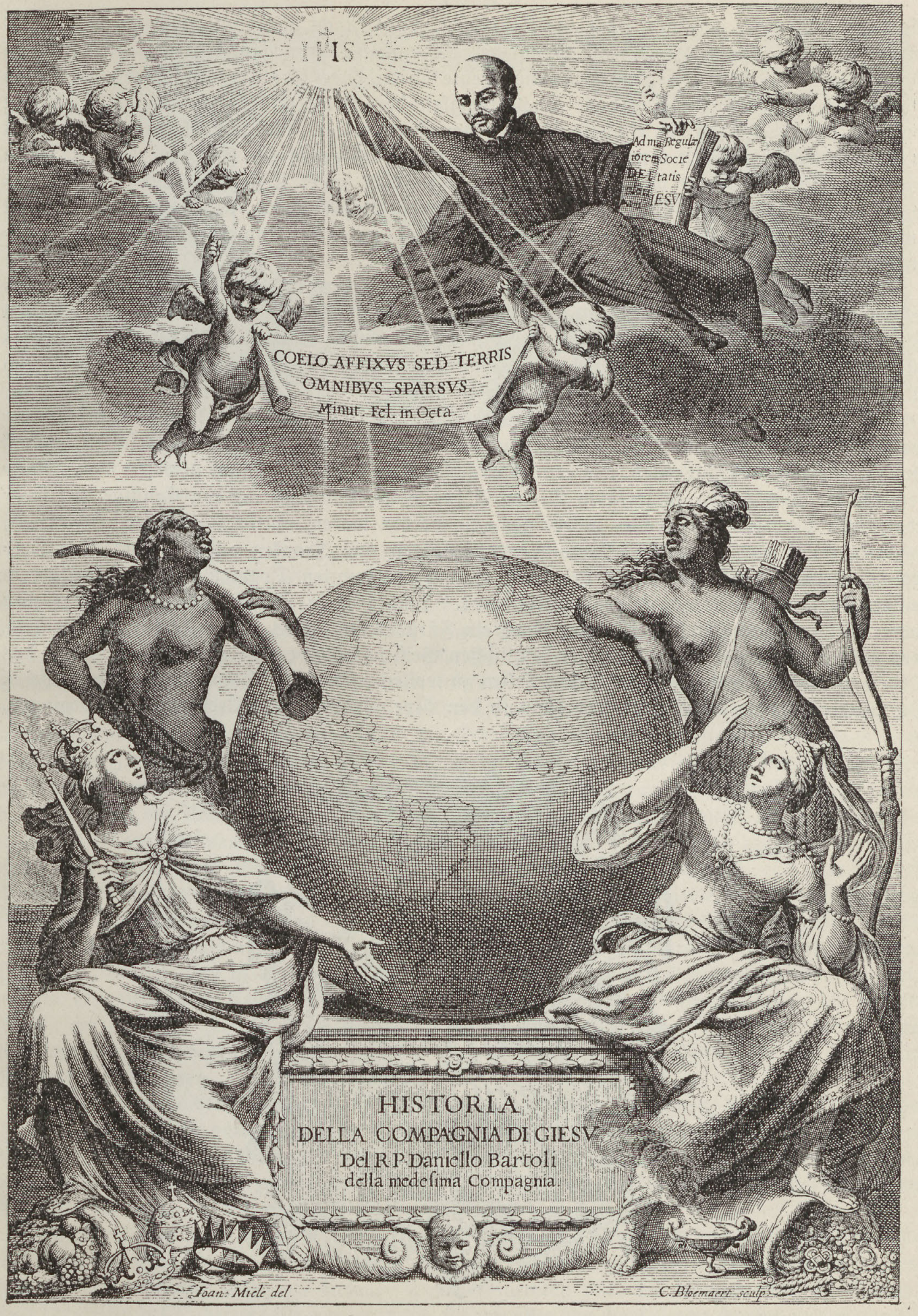
Karikatur auf die Jeſuiten. Stich aus dem Jahre 1632 in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

1528 kam Loyola nach Paris, unterſtützt von ſeinen Anhängern, unter denen ſich auch vornehme ſpaniſche Damen befanden, um ſich die theologiſchen Kenntniſſe anzueignen, deren er bisher gänzlich entbehrte. An der Sorbonne wurde ein brutaler Kampf gegen alle Neuerungen geführt, der ſich bis auf die Buchdruckerkunſt erſtreckte. Auf einen kurzen Sieg des Humanismus erfolgte eine vollſtändige Niederlage, die Flucht der hervorragendſten reformatoriſch geſinnten Studenten. Sieben Jahre lang betrieb Loyola ſeine Studien in Paris, umgeben von den gleichgeſinnten Spaniern Franz Xavier, Diego Laiñez, Alonzo Salmeron. Nur Pascal Broet vertrat als Niederländer die germaniſche Nation an ſeiner Seite. Am Maria Himmelfahrtstage 1534 hatte dieſe Studentengeſellſchaft, die noch keinen Orden bildete, am Montmartre das feierliche Gelübde abgelegt, in Paläſtina für die Erneuerung des Chriſtentums einzutreten, ſich aber auch dem Papſt zur Verfügung zu ſtellen. Nun entſtanden Kartellverbindungen in Löwen und Köln. Ignatius kam aber auf ſeiner Paläſtinareiſe nur bis Venedig, wo er einſah, daß er mit ſeinen Beſtrebungen in Italien einſetzen müſſe. Er zog nun auf der Straße predigend nach Rom und nannte im Geiſte ſeiner urſprünglich militäriſchen Laufbahn die ihn begleitende Schar die Compañia de Jeſus. Es konnte nicht fehlen, daß die Anklage der Ketzerei gegen Loyola von vielen Seiten erhoben wurde. Der gegen ihn ebenfalls urſprünglich mißtrauiſche Papſt Paul III. erkannte jedoch bald die große Bedeutung der Geſellſchaft für das Chriſtentum und bewilligte ihr deshalb 1539 die Organiſation eines Ordens. Als deſſen Aufgaben werden aufgeſtellt: Bekehrung der Heiden, innere Miſſion, ſoziale Reform, Werke der Charitas, Tätigkeit im Beichtſtuhle. Nationale Tendenzen ſind im Orden ſtreng verpönt. Die von ihm gegründeten Kollegien mußten aus verſchiedenen Nationen zuſammengeſetzt werden, was in Spanien, Portugal und Frankreich Schwierigkeiten ergab. Schon nach den erſten zwei Jahren ihres Beſtehens war die Macht der Geſellſchaft eine ſo auffallende, daß die katholiſchen Fürſten es für notwendig fanden, zu ihr Stellung zu nehmen.

Die Verfaſſung des Ordens, die Constitutiones, die durchaus das eigenſte Werk Loyolas ſind, entſprechen ſeiner militäriſchen Jugenderziehung, indem ſie alles Wiſſen und Können nur zur Erreichung eines feſten Zieles verwenden. Die Heranziehung eines Ordensmitgliedes geſchieht in verſchiedenen Körperſchaften: im Probationshaus, wo Entſagung geübt wird, in den Kollegien, wo wiſſenſchaftliche Bildung geboten werden ſoll. Die Wiſſenſchaft darf jedoch nie Selbſtzweck ſein; in den Kollegien ſollen nur raſtlos tätige Menſchen erzogen werden, die ſich ſelbſt für jede Art beruflicher Tat geeignet halten. Beim theologiſchen Studium muß die Vulgata unbedingt recht behalten; theologiſche Forſchung iſt von der ſogenannten wiſſenſchaftlichen Tätigkeit ausgeſchloſſen. Unter den Genoſſen darf es keine Verſchiedenheit der Meinung geben, deshalb erhält der Index librorum prohibitorum die allergrößte Wichtigkeit für die geiſtige Entwicklung der Scholaren. Askeſe wird von ihnen ſo wenig verlangt, wie Vernachläſſigung der körperlichen Ausbildung. Dagegen bildet der unbedingte Gehorſam eine eiſerne Klammer für alle Soldaten Chriſti: er iſt ein brennendes Opfer, indem ſich der ganze innere Menſch, ohne ſich irgendwie zu teilen, in der Flamme der Liebe durch die Hand ſeiner Diener darbringt. Beſitz hat nur der Orden, nie ein einzelnes Mitglied. Die Profeſſen ſollen von milden Gaben leben, die Kollegien von feſten Dotationen. Selbſtverſtändlich ſpielen daher die Stiftungen für den Orden die größte Rolle in ſeiner Geſchichte. In einem Menſchenalter war die Geſellſchaft die reichſte Körperſchaft Europas geworden.

Ihre Verfaſſung vereinigte die geſamte Macht aller Mitglieder in dem Willen eines einzigen, des Generals. Eine ſtrenge, konſequente Durchführung der Constitutiones mußte dazu führen. Der General legt dem Papſt das Gelübde des Gehorſams ab und iſt außer dieſem niemandem verantwortlich. Die Aſſiſtenten ſind ſeine Miniſter. Nur der General wird auf Lebenszeit erwählt, die Provinzialen werden auf drei Jahre, die Rektoren vom General und ſeinen Aſſiſtenten ernannt. Die Geſamtheit des Ordens gewinnt den größten Einfluß auf den General dadurch, daß ſie ſeinen Beichtvater beſtellt. Das Verhältnis des Ordens zu Paul IV., dem früheren Kardinal Caraffa, gefährdete den Beſtand des Ordens, weil Paul die Spanier haßte und Ignatius für fähig hielt, ein Agent des ſpaniſchen Hofes zu ſein. Auf dem Konzil von Trient hatten ſich Laiñez und Salmeron jedoch als Gehilfen der päpſtlichen Legaten eine derartig ausſchlaggebende Stellung errungen, daß es für den Stuhl Petri gefährlich ſchien, ſich ſelbſt einer ſo kräftigen Stütze zu berauben.

Die Jeſuiten haben eine Form der alten Kirche in ihrem Sinne auf dem Konzil durchgeſetzt. Sie traten auch für das von Pius IV. (1560—65) aufgeſtellte Prinzip der päpſtlichen Unfehlbarkeit auf. Seit dem Konzil hielt der Orden für ſeine Hauptaufgabe den Kampf gegen die Ketzer, und da deren Kraft auf den Errungenſchaften in Deutſchland beruhte, mußten ſie auch dort den Kampf am entſchiedenſten aufnehmen. Ignatius ſelbſt hatte die Wichtigkeit Deutſchlands für ſeine Pläne erkannt und fähige Genoſſen wie Faber an den Rhein geſandt, um ſich dort kräftigſt der alten Lehre und Kirche anzunehmen. Sowohl Faber wie Peter Caniſius aus Nymwegen, der der Kölner Univerſität angehörte, waren überzeugt, daß Köln die Feſtung des Katholizismus am Rheine werden müſſe. Dort entſtand das erſte Kollegium in Deutſchland, wofür man jedoch nur mit Mühe die Duldung des Rates erreichte. Claude Jay und Caniſius brachten innerhalb zweier Jahrzehnte die Errichtung von drei Kollegien: in Regensburg, Ingolſtadt und Wien, zuſtande. Wilhelm von Bayern hätte ſich auf ſeine Landesuniverſität gern einen gewiſſen Einfluß geſichert, Loyola gab aber nicht zu, daß weltliche Räte ſich um die Lehranſtalten des Ordens

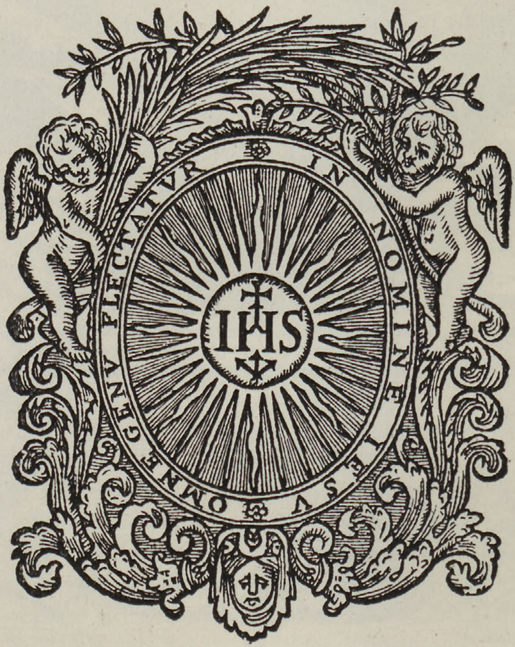

IHS
Ad ma Regulæ
iorem Socie
DEI tatis
IESV
COELO AFFIXVS SED TERRIS
OMNIBVS SPARSVS.
Minut. Fel. in Octa.
HISTORIA
DELLA COMPAGNIA DI GIESV
Del R.P. Daniello Bartoli
della medesima Compagnia.
Ioan: Miele del.
C. Bloemaert sculp.

Allegorie auf die weltbeherrſchende Bedeutung des Jeſuitenordens.

Titelblatt nach: „Della vita e del instituto di S. Ignatio Fondatore della compagnia di Giesu.“ Rom 1650.

kümmern ſollten; er gab nicht nach, bis Ingolſtadt ſeiner Macht allein unterworfen war. Dort entfalteten auch Caniſius und ſeine Nachfolger die emſigſte Propaganda für den Orden. In Vorleſungen und Ferialkurſen wurden junge Leute an die durch ihre Charakterſtärke anziehenden Perſönlichkeiten gefeſſelt. Die volle Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Regierung wurde auf den Synoden der Biſchöfe ſtets von neuem gepredigt. Religiöſe Fragen durften nicht in Laienkreiſen verhandelt werden. Der bloße Widerſpruch gegen den Papſt iſt Ketzerei, wenn auch kein Dogma berührt wird. Um den Hauptgrundſatz ſeiner Erziehungslehre — den Ausſchluß jedes fremden Einfluſſes — feſtzuhalten, ſetzte es Loyola durch, daß auch die Univerſität nur als Internat beſucht werden konnte. Für die Anſtellung an der Univerſität genügte ein Zeugnis des Generals oder Provinzials.

Als die Jeſuiten ſich daran machten, das äußerſt gefährdete katholiſche Kirchentum in Öſterreich zu retten, war Bayern bereits das verſchanzte Lager geworden, von dem aus ſie nach allen Richtungen des Reiches ihre Tätigkeit fortzuſpinnen entſchloſſen waren. 1570 gab es dort bereits 70 Patres, für deren Unterhalt der Herzog aufkam. Niemals wäre das herzogliche Haus für ſich allein bei aller Hartnäckigkeit zu dieſem Erfolge gelangt. Der Jeſuitenorden hat Bayern für ſich und das Prinzip der Intoleranz erobert. In Wien, wo zwanzig Jahre lang kein Prieſter geweiht worden war und nur ſieben Studenten Theologie betrieben, eröffneten die Jeſuiten zunächſt einen großartigen Beichtbetrieb, wie er in Deutſchland bis dahin unbekannt geweſen war. Nachdem die in ihren Tiefen aufgeregten Seelen in der Maria-Stiegenkirche von Caniſius in leidenſchaftlichen Predigten noch weiter mürbe gemacht worden waren, wurde zur Teufelsbeſchwörung geſchritten und zur Pflege der verwundeten Soldaten und Kranken aufgefordert. Die Feſtlegung der von den Jeſuiten als beſonders wichtig anerkannten Dogmen beſorgte Caniſius in ſeinem äußerſt geſchickt abgefaßten Katechismus. Auch hier in Öſterreich brauchte der Orden materielle und politiſche Unterſtützung durch ein Fürſtenhaus. Was Kaiſer Ferdinand I. leiſtete, war nicht ausreichend: er ging auf den jeſuitiſchen Geiſt überhaupt nicht ein, ſondern meinte den Orden zugunſten ſeiner Macht im Reiche halten zu wollen. Erſt durch Einwirkung der bayeriſchen Verwandten konnte die Gegenreformation in den Alpenländern ihren Eroberungszug beginnen.


IN NOMINE IESV OMNE GENV FLECTATVR
IHS

Wappen der Geſellſchaft Jeſu.
Aus: „Della vita e del instituto di S. Ignatio
Fondatore della compagnia di Giesu.“ Rom 1650.

2. Vorbedingungen des dreissigjährigen Krieges

Callot fec.

Die Abſicht der neuen Bewegung im Katholizismus war unverkennbar auf die Eroberung des durch die Reformation verlorenen Beſitzſtandes gerichtet. Dennoch wäre es deshalb gewiß nicht zu einem Weltkrieg gekommen. Die Auffaſſung des Dreißigjährigen Krieges als Religionskrieg kann bei einer genauen Betrachtung ſeines Entſtehens kaum feſtgehalten werden. So maßgebend auf die Haltung der Mächte die religiöſen Fragen geweſen ſein mögen, war doch der Einfluß der politiſchen Strömungen ungleich ſtärker. Die Vorbedingung für die politiſche Umwälzung in Europa, die ihresgleichen in der Geſchichte der Kulturnationen vergebens ſucht, lag in der wirtſchaftlichen Lage Europas durch die Entdeckung und Ausbeutung des Seeweges nach den beiden Indien. Die handelspolitiſche Macht der Hanſa einerſeits und der vereinzelten ſüddeutſchen Handelsſtädte andernteils waren übergegangen an die Nationen, die den Weſten Europas bewohnten, an die Portugieſen und Spanier, an die Niederländer und Engländer. Mitteleuropa war vom großen Weltverkehr ausgeſchloſſen, ſah ſich auf ſich ſelbſt angewieſen und fand die Kraft nicht, den Wettbewerb mit den Weſtſtaaten aufzunehmen. Da gleichzeitig auch der Handel Venedigs, das jahrhundertelang ſeine Herrſchaft im Mittelmeer behauptet hatte, durch die Erſchließung der neuen Verkehrswege an Wichtigkeit verlor und ſeine monopoliſtiſche Richtung nicht aufrecht erhalten konnte, erfolgte auch in den Beziehungen zu Süddeutſchland und Italien eine Stockung. Der eine Umſtand, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Portugal an Spanien fiel, nötigte alle politiſchen Feinde Spaniens, mit Umgehung ſeiner Zwiſchenſtationen die beiden Indien aufzuſuchen. Niederland und England blieben jedoch nicht dabei ſtehen, die neuen Pfade zu beſchreiten, ſie nahmen der Hanſa auch das Transportgeſchäft in der Oſtſee und zum Teil ſogar im Nordſeegebiet weg.

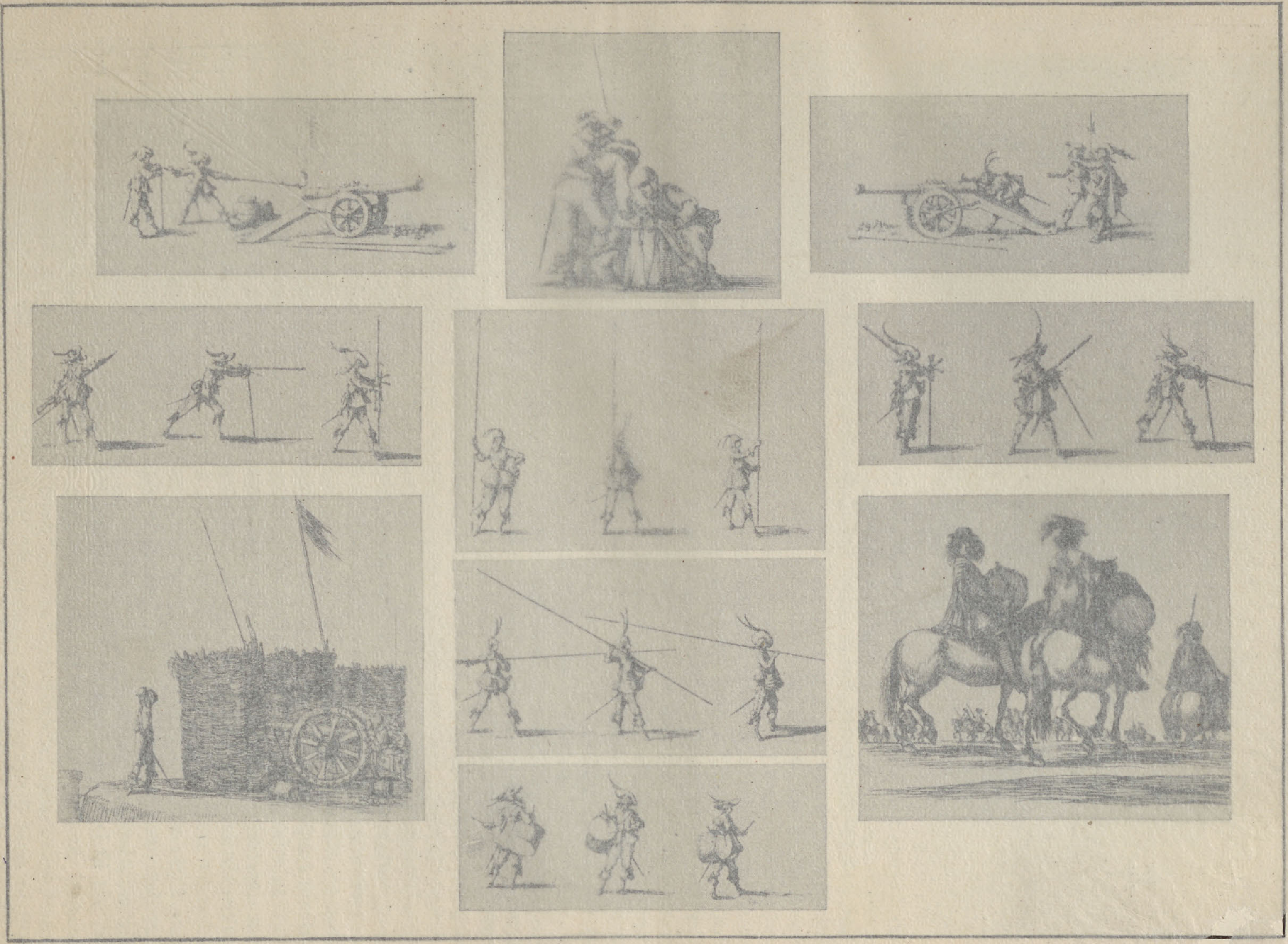
Die Hanſa glaubte ihre Tätigkeit in Schweden verſtärken zu können, wo alte Privilegien ihr dazu das Recht zu verleihen ſchienen. Als ſich die Schweden dagegen auflehnten, gewannen nicht ſie, da ſie durchaus kein Handelsvolk ſind, die Vorteile des jahrzehntelangen Kampfes, ſondern die Niederländer, die zu Ende des 16. Jahrhunderts in den Oſtſeehäfen ihre bedeutendſten Geſchäfte machten.

Der Ausſchluß vom allgemeinen Weltverkehr führte in Deutſchland zur wirtſchaftlichen Abſchließung der Einzelſtaaten. Die ſtarke Ausübung der Zollvorſchriften ſchien für die erlittenen Verluſte einigermaßen Erſatz zu bieten. Dabei verarmten aber die handeltreibenden Städte. Seit der Mitte des Jahrhunderts verſiegen die Klagen über den Verfall von Handel und Gewerbe nicht mehr. Mit deſſen Ende trat zu allen Schäden noch der unerhörte Schwindel dauernder Münzverfälſchung durch das Kipper- und Wipperweſen, deſſen Verheerungen in den mittleren und niederen Klaſſen nachhaltiger wirkten als die Raubzüge moderner Banken, Syndikate und

Induſtrietruſts. Seitdem dann gar Sully den Satz aufſtellte, daß es im Intereſſe der Territorien liege, durch Verringerung des Feingehaltes der Münze den Abfluß des Geldes nach dem Ausland zu erſchweren, ſäumten die deutſchen Fürſten nicht, ſich des anſcheinend ſo billigen Mittels zu ihrer Bereicherung zu bedienen. In den erſten Abſchnitten des 17. Jahrhunderts gab es keinen Reichsſtand mehr, der nicht aus minderwertigem Metalle, ſchließlich ſogar aus Blech, ſeine Münze geſchlagen hätte. Ganz Deutſchland war mit völlig wertloſen Münzen überſchwemmt, das Edelmetall in den Händen der Kapitaliſten und Spekulanten. Der Zuſammenbruch begann auf den Meſſen des Jahres 1618, wo die Kaufleute nur mehr auf Tauſch oder gutes Geld Waren lieferten. Man glaubte dem allgemeinen Sturze aller Werte noch Einhalt gebieten zu können und rief die geiſtliche und weltliche Obrigkeit dazu auf, aber der entfeſſelte Strom fegte alle ungeſunden, nur auf Täuſchung berechneten Geldzeichen hinweg. Das Wettern der Geiſtlichkeit auf den Kanzeln konnte dagegen nichts ausrichten. Mit den Schuldigen mußten die Unſchuldigen leiden, Tauſende von Familien gerieten ins Elend. Jeder Beamte und Angeſtellte war glücklich, wenn er mit Naturalien entlohnt wurde.

Der raſche Rückſchritt von einer blühenden Geldwirtſchaft, die in Deutſchland einen ſeither kaum wieder erreichten Wohlſtand hervorgebracht hatte, zur Naturalwirtſchaft ſchädigte alle Stände und Berufsklaſſen. Indem der Allgemeinheit die Mittel zur gewohnten Lebensführung abhanden kamen, entſtand ein wilder Intereſſenkampf, der auf Ausbeutung der Schwächeren durch die mit Rechtsmitteln ausgeſtatteten und mit den Reſten der Kapitalkraft arbeitenden ſtärkeren Volkselemente hinauslief. Die Zünfte griffen immer hemmender in den Aufſchwung des Bürgertums und des ſtädtiſchen Lebens ein. Die landbautreibende Bevölkerung wurde an manchen Orten bis zur Leibeigenſchaft erniedrigt.

Die Auflöſung der mittelalterlichen Art des Landbaues, der geſchloſſenen Dorfwirtſchaft und der Allmendenverfaſſung trieb viel überſchüſſiges Volk aus der Heimat hinweg und beläſtigte die Städte. „Das ländliche Geſindel nahm überhand; in ganzen Banden zog es herum, zündete Dörfer an und hielt den Adel in Schrecken. Schritten die Territorialordnungen dagegen ein, ſo ſchreckten es auch Todesandrohungen durch Strick, Schwert und Rad nur vorübergehend. Es überdauerte die Bauernkriege, es ſchwoll ins Unerträgliche an ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts.“ Die Aufſtände der Bauern in den ſüddeutſchen und öſterreichiſchen Landen, welche in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegen die Bedrückung der Grundherren gerichtet waren, blieben erfolglos, weil die Fürſten, vor allen der Kaiſer, zu ſehr auf die Unterſtützung der Stände angewieſen waren. Ihr Bedarf an Steuern wurde immer größer, nicht nur infolge ihrer erhöhten politiſchen Stellung, ſondern mehr noch wegen des unerhörten Luxus und Ausartens in Völlerei, das um die Wende des 16. Jahrhunderts zum 17. die größte Verbreitung gefunden haben dürfte; auch die Hofhaltung verſchlang gewaltige Summen, weil es zu Brauch und Sitte der Fürſten gehörte, von möglichſt vielen dienſtleiſtenden Perſonen umgeben zu ſein. Dabei iſt aber nicht zu überſehen, daß ein erheblicher Teil der Fürſten durch die geiſtige Richtung der Reformation oder die Jeſuiten veranlaßt wurde, ſich einen höheren Bildungsgrad anzueignen, als man bisher an Fürſtenhöfen zu treffen gewohnt war. Auch die ſtaatsrechtliche Theorie und die öffentliche Meinung ſuchten in der Bildung und Rechtlichkeit der Herrſcher die ſicherſte Bürgſchaft für das allgemeine Wohl. Die politiſche Geſinnung neigte ſich immer mehr dem Abſolutismus zu, der mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges die allgemein geſetzliche Anerkennung fand. Hand in Hand damit vollzog ſich die Ausbildung des Beamtentums, deſſen die Fürſten nicht entbehren konnten, und das neben der Rechtspflege nun ſeine Tätigkeit auf den verſchiedenen Verwaltungsgebieten begann. Es mußte für die neue Einrichtung dauernd vorgeſorgt werden, der der Landesherr bedeutende Mittel zuzuwenden genötigt war; es mußten aber auch gerade für die Herbeiſchaffung dieſer Mittel ſtändige Organe beſtellt werden, die in den wirtſchaftlichen Verhältniſſen des Landes wohl bewandert waren. Immer mehr verknüpfte ſich das Intereſſe der Fürſten mit dem der Beamten, die ein Zwiſchenglied zwiſchen den Regierenden und den Regierten bildeten und jene Unmittelbarkeit der Berührung aufhoben, die das Mittelalter ſo ſcharf kennzeichnet. Jetzt begann eine landesherrliche Geſetzgebung durch Patente, Verordnungen u. dgl., deren Urſprung die Kanzleiſtube war. Das fürſtliche Territorialrecht wurde von gelehrten Juriſten kodifiziert und zu einer bis dahin unbekannten Rechtsquelle geſtaltet. Außerhalb der Verwaltung

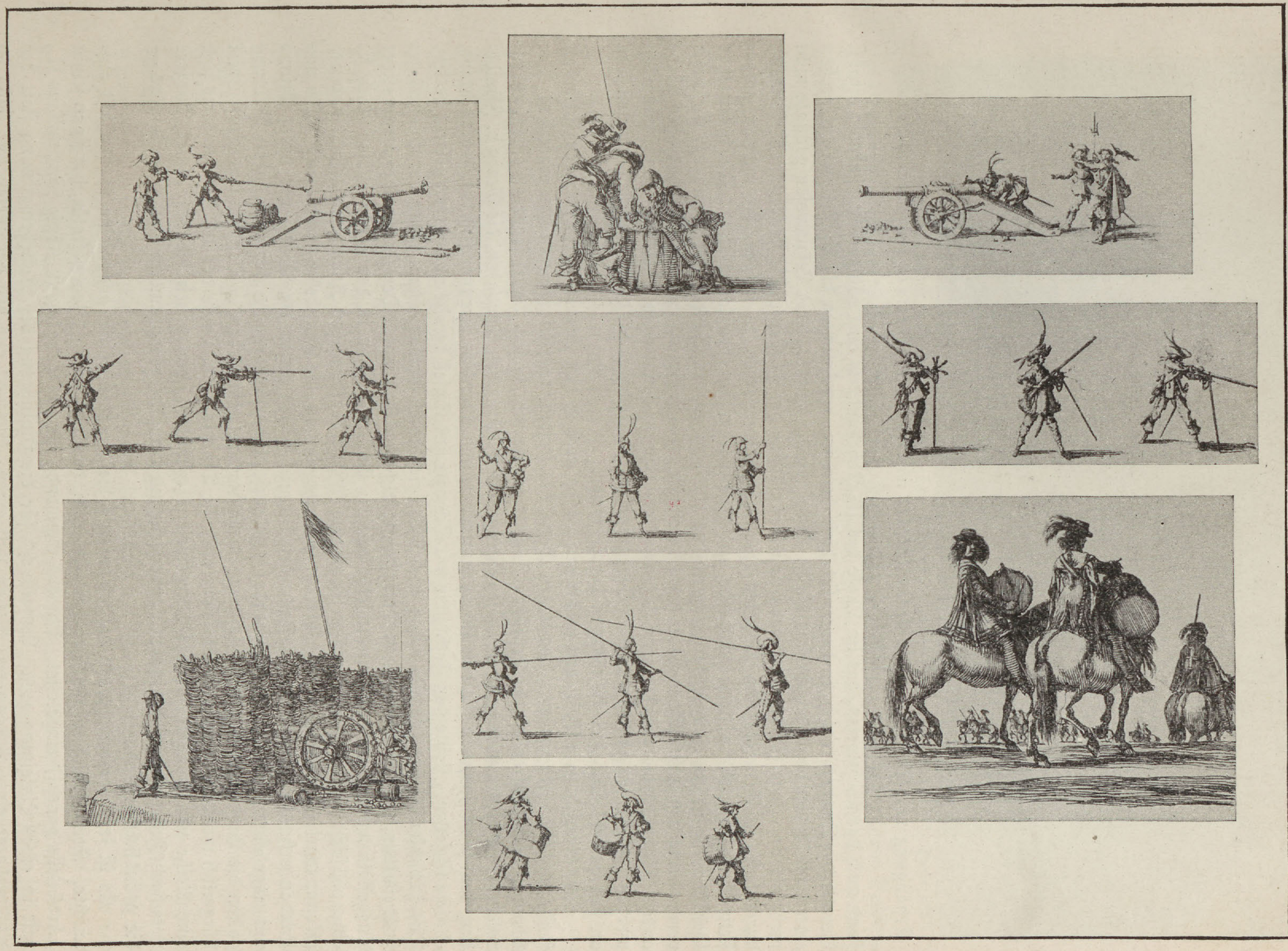


Soldatentypen aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Stiche Callots in „Les exercices militaires.“

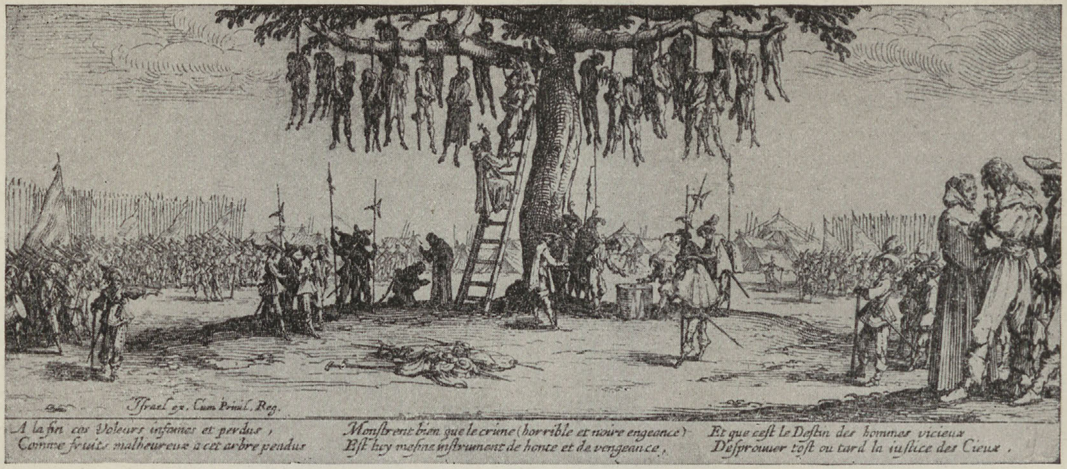
Ignatius von Loyola heilt Beſeſſene

Von P. P. Rubens (1577-1640) im Wiener Hofmuſeum



Soldatentypen aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Stiche Callots in „Les exercices militaires.“

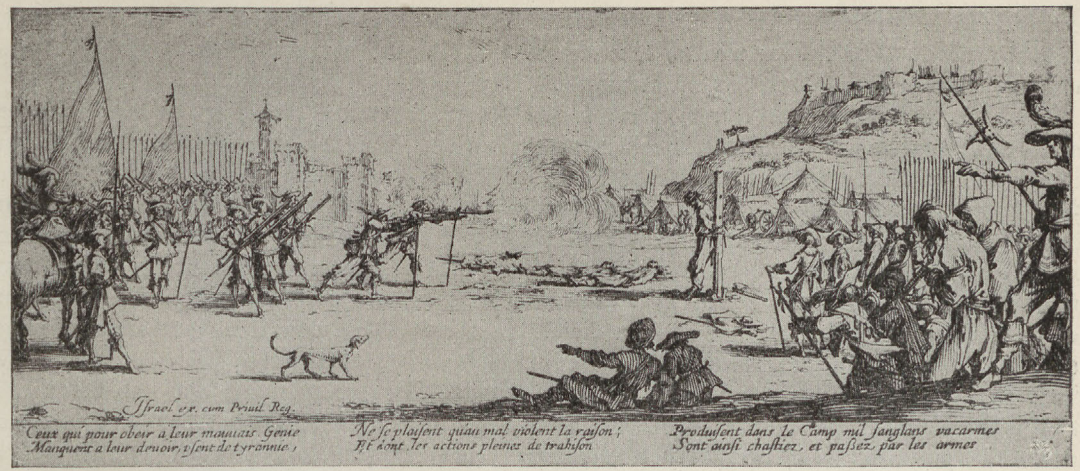

Iſrael ex. Cum Privil. Reg.
A la fin ces Voleurs infames et perdus,
Comme fruits malheureux a cet arbre pendus
Monſtrent bien que le crime (horrible et noire engeance)
Eſt luy meſme inſtrument de honte et de vengeance,
Et que ceſt le Deſtin des hommes vicieux
Deſprouuer toſt ou tard la iuſtice des Cieux.

Erhängung von Dieben. Stich Callots aus „Les misères et les malheurs de la guerre“. Paris 1633.

ſtand noch das Wehrweſen, das im Laufe des 16. Jahrhunderts eine völlige Umgeſtaltung erfuhr. Gerade die Formen jedoch, in denen ſich dieſe bewegte, ermöglichten die Aufſtellung der großen Heere, mit denen dann der Dreißigjährige Krieg geführt wurde. Das Lehnsweſen genügte nicht mehr als Unterlage für die unruhigen politiſchen Pläne der Fürſten. Sie bevorzugten vielmehr, durch beſtellte Generale und Oberſten Heereskörper anwerben zu laſſen. Regimenter aufzuſtellen und auszurüſten wurde Aufgabe und Spekulation für Großkapitaliſten. Die bedeutende Veränderung in der Kriegsführung durch das Aufkommen des Schießpulvers und der Geſchoſſe verminderte den militäriſchen Wert der Ritterſchaft. So koſtſpielig die nach burgundiſcher Mode ausgeführten „Armaturen“ waren, die von dem minder bemittelten Edelmann kaum erworben werden konnten, ſo gering war ihre Bedeutung in der Feldſchlacht, deren Entſcheidung von nun an faſt ausſchließlich die Fußtruppen herbeiführten.

Das überſchüſſige Volk, das weder am Lande noch in den Städten ausreichenden Unterhalt fand, zeigt ſich ſofort geneigt, den neuen Beruf des freiwilligen Kriegsdienſtes zu ergreifen. Die Wander- und Waffenluſt der deutſchen Jugend wirkte mit, dieſen Beruf ſogar zu einem ehrenvollen und ergötzlichen zu machen. Die erſten auf Sold dienenden Schwaben, die Georg v. Frundsberg und ſeine Freunde für den König ſammelten und über den Brenner führten, waren brave, ehrliche Geſellen, „Leute von Fach“, die mit Schwert und Spieß bereits umzugehen gelernt hatten. Das „Büchſenſchießen“ konnte ihnen auch bald beigebracht werden, wenn ihnen die Büchſen geſtellt wurden, was bei der übrigen Bewaffnung nicht der Fall war. Der Drang nach korporativer Ausgeſtaltung des neuen Weſens wirkte derartig ſtark, daß ſchon in den erſten Zeiten Karls V. eine vollſtändige Geſetzgebung über Recht und Pflicht der deutſchen Knechte aufgeſtellt und anerkannt wurde, ſeit die Taktik der vierten Schlachtordnung, die Frundsberg und Hans Jakob von Landau erfunden und in der Schlacht bei Vicenza (1513) gegen die Venezianer unter Ariano mit ungeheurem Erfolge zur Anwendung gebracht worden war. In der öffentlichen Meinung galten die Landsknechte, wie ſie ſich nennen wollten, als „ein Orden“. Seitdem das Waffenwerk bürgerlich wurde, bemächtigte ſich ſeiner auch die Theorie. Im Laufe des 16. Jahrhunderts ſind eine Reihe von Kompendien des Kriegsweſens erſchienen, von denen die des Ulmer Bürgers Leonhard Fronſperger — nicht zu verwechſeln mit dem Kriegshauptmann ähnlichen Namens — die gründlichſten ſind.

Es iſt ſehr bemerkenswert, daß gleichzeitig die Frage über die allgemeine Wehrpflicht auftauchte. Kein Geringerer als Nicolò Macchiavelli, der Florentiner Staatsſekretär, hat ſie in ſeiner „Arte della guerra“ eingeleitet. Lazarus Schwendi, der Feldhauptmann König Maximilians II., tritt in einer Einleitung zum „Ämterbuch“ für die Einführung der Volksbewaffnung ſtatt der Söldnerheere ein. Johann von Naſſau will einen „Auszug“ aus den geeigneten und leicht zu entbehrenden Leuten bilden; Freiwillige ſind zu begünſtigen, jährlich ſoll zweimal Muſterung ſtattfinden, mit Übungen verbunden. Alle Sonntag ſoll man nach der Scheibe ſchießen, im Herbſt


Iſrael ex. cum Priuil. Reg.
Ceux qui pour obeir a leur mauuais Genie
Manquent a leur deuoir, vſent de tyrannie ;
Ne ſe plaiſent qu'au mal violent la raiſon ;
Et dont les actions pleines de trahiſon
Produiſent dans le Camp mil ſanglans vacarmes
Sont ainſi chaſtiez, et paſſez par les armes

Erſchießung von Soldaten. Stich Callots aus „Les misères et les malheurs de la guerre". Paris 1633.

ein Generalſchießen veranſtalten. Moritz von Heſſen war ſein Geſinnungsgenoſſe; ſogar Spinoza verlangte, daß ein Kriegsheer bloß aus den Bürgern, keinen ausgenommen, und aus niemand anderem gebildet werde. Graf Wilhelm zur Lippe hat in ſeinem kleinen Bückeburger Ländchen die allgemeine Wehrpflicht 1749 tatſächlich eingeführt und hielt dadurch mehr als 6 Prozent der Bevölkerung unter den Waffen.

Um Krieg zu führen, brauchte der Territorienherr, deſſen Berechtigung zwar nirgends geſetzlich begründet war, jedoch ebenſowenig bezweifelt wurde, nichts weiter als Geld und „Leute". Beides war zu haben. Das Kapital erkannte ſehr bald, daß ſich aus der Beteiligung am Kriegsweſen ein vortreffliches Geſchäft machen ließe, und an Organiſation der gewünſchten Heerſcharen fehlte es auch nicht. War auch die Verfaſſung der landesfürſtlichen Heere eine bürgerliche; ihre Aufbringung, Leitung und Führung blieb vorläufig noch ein adeliges Geſchäft.

In der Regel bildeten zehn Fähnlein zu je 300 Mann eine zuſammenhängende Truppe, welche einem Oberſten unterſtand, und für die ein eigenes Regiment, d. i. eigentlich eine Regierung aufgerichtet wurde. In den erſten Zeiten wurden die geworbenen Knechte nur nach Fähnlein und „Haufen" gezählt, erſt unter Karl V. begriff man jene Anzahl von Fähnlein, die demſelben Befehle unterſtanden und einen eigenen Gerichtsſtaat hatten, unter dem Namen des „Regiments". Von dieſer Zeit an war das Regiment auch eine Einheit im taktiſchen und wirtſchaftlichen Sinne. Meiſtenteils wurden von bedeutenderen Kriegsherren die Werbepatente für ganze Regimenter verliehen und Oberſte damit betraut. Zu Oberſten brauchte man daher nicht nur im Felde tüchtige Soldaten, ſondern geſchickte und gewandte Organiſatoren, die mit dem Werbegetriebe genau vertraut waren. Außerdem mußte er über ein gutes Stück Geld verfügen, welches er auf das Geſchäft verwenden konnte. Denn in den meiſten Fällen hatte er den Aufwand für Werbung und „Anzug" ſelbſt zu bezahlen, ſehr häufig Monatsſölde und Verpflegungsgelder vorzuſtrecken, ehe er von dem Kriegsherrn eine Auszahlung erhielt. Dafür durfte er ſich freilich Zinſen und Proviſionen berechnen, die ſein Kapital verdoppelten und verdreifachten: ein Grund für die ungeheuren Ausſtände der höheren Befehlshaber, welche manchen Zuſammenbruch herbeigeführt haben.

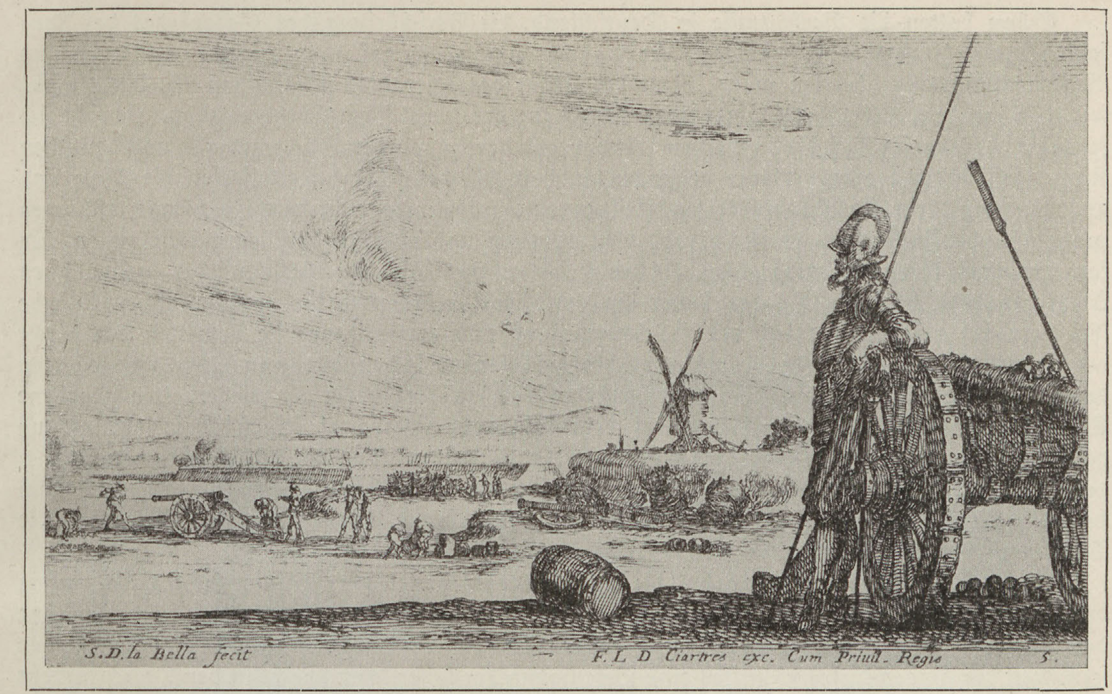
Jakob von Collalto, der zuerſt für Heinrich III. von Frankreich, dann für Spanien und wieder für die Guiſen zwei Regimenter deutſcher Knechte aufgeſtellt, nach Frankreich geführt und dort ſieben Jahre erhalten hatte, befand ſich ſogar ſehr ſelten bei ſeinen Truppen, ſondern lebte vergnügt bei ſeinem Bruder auf dem Familienſitz San Salvatore bei Conegliano oder in der von der uralten longobardiſchen Familie im 13. Jahrhundert erbauten Burg Collalto. Er hielt ſich einen Oberſtleutnant, der nicht nur die Verwendung der Regimenter mit dem jeweiligen Kriegsherrn vereinbarte, ſondern auch über die Geldgeſchäfte Bericht erſtatten mußte. Dieſe ſind von einer unglaublichen Verworrenheit und umfaßten enorme Summen wenigſtens in den zahlreichen, noch vorhandenen Schuldſcheinen und Notariatswechſeln. Der Mangel an Bargeld bei den Kriegführenden lieferte ſie den Unternehmern aus. Dieſe gewannen nicht nur bei Ausſtellung der Obligationen aller Art für wirklich oder angeblich erteilte Vorſchüſſe, ſondern noch mehr durch gefälſchte Verrechnungen bei den Muſterungen.

Bei der Muſterung wurde unter Beiſein von Kommiſſären der Kriegsherren die Zahl der geworbenen Mannſchaft feſtgeſtellt und in Muſterrollen verzeichnet. Dieſe Muſterrollen bildeten die Grundlage der Verrechnungen zwiſchen dem zahlenden Kriegsherrn und dem Oberſten oder Hauptmann, die den Sold für ihre Leute in Empfang nahmen. War es nun ſchon bei günſtigen Finanzverhältniſſen der erſteren kaum möglich, ſcharf auf die Richtigkeit der Rollen zu ſehen, ſo konnte davon gar nicht mehr die Rede ſein, wenn der Kriegführende auf den Kredit angewieſen war, den ihm ſeine Oberſten bewilligten. Der Kampf zwiſchen Spanien und den Niederländern hat dieſe Verhältniſſe immer mehr ausgebildet. Jüngere Söhne von Adelsfamilien, die nicht genügend Beſitz hatten, um alle ihre Mitglieder reichlich zu bedenken, ließen ſich einen Teil ihres Erbteiles auszahlen, rüſteten ſich mit Pferd, Waffen und Dienern glänzend aus und boten ſich den Spaniern zu Dienſten an. Da lernten ſie dann das Kriegshandwerk kennen, das ſonſt nur noch an der öſtlichen Grenze des Reiches zum Schutz der öſterreichiſchen Länder gegen die Türken betrieben wurde.

Die Koſten eines geworbenen Regimentes waren ſehr hoch, obwohl ſich der Einheitsmonatsſold für einen deutſchen Knecht ein Jahrhundert hindurch von der urſprünglichen unter Frundsberg geleiſteten Zahlung von 4 Fl. nicht entfernt hat. Der Geldwert dieſes Soldes kann etwa mit 70 Mark unſeres Geldes angeſetzt werden; dafür mußte ſich aber der Landsknecht zu Kaiſer Karls Zeiten ſelbſt kleiden und waffnen und für ſeine Verpflegung ſorgen. Sehr hoch waren die Bezüge der Oberoffiziere, wie denn ein Oberſt monatlich 400 Gulden oder, nach heutigem Geldwerte, 7000 Mark erhielt. Die Koſten eines Regiments von 3—4000 Mann betrugen monatlich an 35 000 Gulden, alſo 600 000 Mark.

Schon 1532 konnte daher Doktor Chriſtian Scheuerl mit Fug und Recht behaupten, daß eine ganz mäßige Kriegsmacht für 6 Monate 560 000 fl. koſte; das heißt 9½ Millionen Mark nach heutigem Geldwerte. Spanien mußte für die Bekämpfung des niederländiſchen Aufſtandes jährlich 2—3 Millionen Goldkronen aufwenden. Schon im 16. Jahrhundert war das ſpäter dem Grafen Montecuculi zugeſchriebene Sprichwort bekannt: „Zum Kriegführen brauche man drei Dinge: Geld, Geld und wieder Geld“; es ſoll von dem Condottiere Gian Jacomo de Trivulzio herrühren. Damit beginnt die Wichtigkeit des öffentlichen Kredits, deſſen ſich die Städte am meiſten erfreuten, während die Fürſten, ſobald ihr Domänenbeſitz nicht ausreichte, durch Verpfändung von Einkünften, Ämterverkauf, Münzverſchlechterung u. dgl. wenigſtens ſo viel Bargeld aufzutreiben wußten, als zu den erſten Werbungen erforderlich war.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts tritt zum erſtenmal eine fürſtliche Perſönlichkeit in das politiſche Leben Deutſchlands ein, deren kriegeriſches Auftreten mit ihrem Vermögen in gar keinem Verhältniſſe ſteht. Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach kämpft zwar zuerſt im Dienſt des Kaiſers, ſchließt ſich darauf Moritz von Sachſen an und bekämpft ihn dann wieder mit einer Kriegsmacht, die nur von Plünderung lebt. Er hegte ohne Zweifel ſchon die Abſicht, mit einer Heeresmacht, die der Feind erhalten mußte, ſich einen größeren Territorialbeſitz zu ſchaffen. Alſo nicht Mansfeld oder Wallenſtein haben zuerſt Heere aufgeſtellt, die ſich ſelbſt erhalten mußten: das Erfindervorrecht kann Albrecht Alcibiades nicht abgeſprochen werden.


S.D. la Bella fecit
F.L.D Ciartres exc. Cum Priuil. Regis
5.

3. Folgen des Religionſfriedens in Deutschland

Der Augsburger Friede des Jahres 1555 war in Wirklichkeit kein Friede. Er hat den Gedanken der Toleranz, der von einem Teil der katholiſchen Stände noch in Paſſau angenommen worden war, nicht durchſetzen können. Die geiſtlichen Stände haben nur unter dem ſtarken Druck politiſcher und namentlich kriegeriſcher Verhältniſſe die unbedingte Notwendigkeit augenblicklicher Nachgiebigkeit anerkannt. Beiderſeits trat das Intereſſe für religiöſe Freiheit weit zurück hinter das für politiſche Errungenſchaften. Der geiſtliche Vorbehalt, den Kaiſer Ferdinand am 7. September 1555 kraft ſeiner Vollmacht verkündigte, iſt von den evangeliſchen Reichsſtänden niemals als verbindlich betrachtet worden. Die Fälle, in denen er zur Anwendung gebracht, alſo ein geiſtlicher Reichsſtand, wenn er evangeliſch wurde, ſeines Amtes entſetzt werden ſollte, hat die Erregung zwiſchen beiden Parteien fortwährend geſteigert und endlich den großen Krieg herbeigeführt.

Unter der Regierung Maximilians II. zogen die evangeliſchen Reichsſtände ſehr viel Kirchengut ein und bemächtigten ſich im Norden reichsunmittelbarer Stifter und Bistümer. So nahm Brandenburg das Erzbistum Magdeburg und das Bistum Halberſtadt, Mecklenburg brachte Ratzeburg und Schwerin an ſich, Kurſachſen endlich hatte ſich mit Merſeburg, Meißen und Naumburg ebenfalls reichlich ausgeſtattet. Selbſt die katholiſch geſinnten Inhaber der geiſtlichen Reichslehen nahmen die geiſtlichen Weihen nicht mehr an.

Als der erhoffte Ausgleich auf dem Trienter Konzil, deſſen Schluß am 4. September 1563 ſtattfand, nicht erreicht wurde, gab auch der Kaiſer die Kirchenreform, d. h. den Kampf gegen das Papſttum auf, das durch den Jeſuitenorden ſtatt zur Nachgiebigkeit zu neuen Überhebungen aufgereizt wurde.

Am Hofe Maximilians II. (1564—1576) unterſchätzte man die Bedeutung des Ordens. Während 1574 ein deutſcher Staatsmann das baldige Erlöſchen des Katholizismus vorausſagte, hatte dieſer bereits ungeahnte Kräfte gewonnen. Die religiöſe Gleichgültigkeit war ausgerottet. Alles rüſtete zum Streit. Was man lange nicht geſehen: Wallfahrten, Prozeſſionen zogen durch die Länder, prunkender Gottesdienſt und Hexenverfolgung regten das Volk wieder an, ſich mit religiöſen Fragen zu beſchäftigen. Ein lebhafter literariſcher Kampf in den damals immer häufiger werdenden Flugſchriften vermehrte die Unruhe.

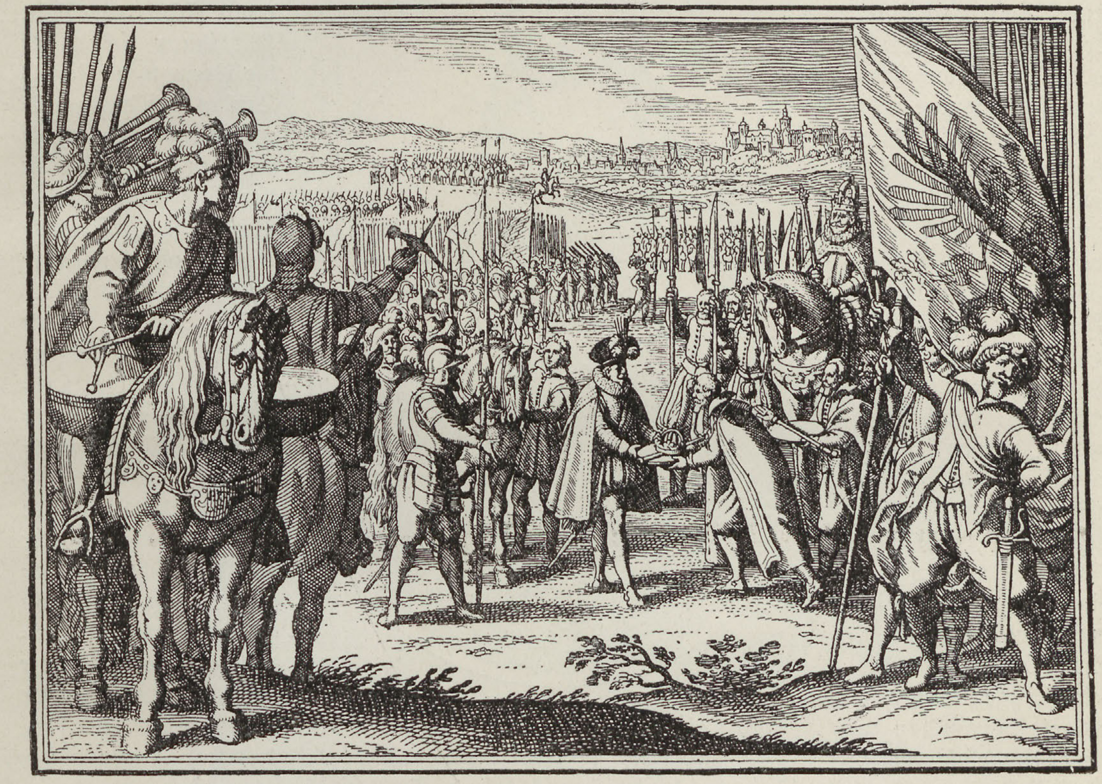
Schon hatten die Verhältniſſe in Deutſchland, die Verſchärfung des Gegenſatzes der Konfeſſionen, die Fürſten lebhaft bewegt. Es war vorauszuſehen, daß man wieder zu Gewalt und Waffenentſcheidung ſchreiten müſſe, denn der Sohn des toleranten Maximilian II., Rudolf II., ſeit 1576 auf dem Kaiſerthron, hatte ſich wieder ganz der katholiſchen Sache ergeben. Es läßt ſich freilich nicht leugnen, daß die Katholiken fortwährend gereizt wurden. Nicht nur alle norddeutſchen Kirchenbeſitzungen waren verloren gegangen, auch in Süddeutſchland wetteiferten die Pfalz und Württemberg darin, Bistümer, Abteien, Stiftungen einzuheimſen. Auf dem Reichstage erſchienen proteſtantiſche Fürſten als Vertreter von Erzbistümern und anderen geiſtlichen Beſitzungen. Es kam faſt einer Kriegserklärung gleich, als der Reichstag von 1582 den Ausſchluß der evangeliſchen Adminiſtratoren verfügte. Da der Kaiſer ihr Feind war, bekämpften die proteſtantiſchen Stände ihn ihrerſeits auf dem Gebiete der Reichsverfaſſung und Verwaltung; ſie beſtritten das Recht des Reichshofrates, ja ſogar des Kammergerichtes, in Glaubensſachen Urteile zu fällen, und lockerten den ohnehin ſo kümmerlichen Zuſammenhang der Reichsglieder durch die wiederholt abgegebene Erklärung, daß es in Religionsſachen auf dem Reichstage überhaupt keinen Majoritätsbeſchluß gäbe. Von dieſer neuen Theorie, die einer völligen Zertrümmerung der mittelalterlichen Reichsverfaſſung gleichkam, machten die beteiligten Fürſten in ausgiebigſter Weiſe Gebrauch, als nach dem Tode des Herzogs Wilhelm des Reichen von Jülich-Cleve, des letzten ſeines Stammes, die Vergebung dieſer wohlhabenden Reichsländer zur Tat werden mußte.

Der Kaiſer war einverſtanden, daß die Stände der erledigten Herzogtümer bis zur Erledigung der Erbfrage eine vorläufige Regierung einſetzten. Hiermit konnten jedoch die Schwiegerſöhne des Verſtorbenen, Brandenburg, Pfalz-Neuburg und Pfalz-Zweibrücken, unmöglich zufrieden ſein, weil die Folgen dieſes Schrittes eine Befeſtigung der kaiſerlichen Macht in den Herzogtümern bedeutet hätten. Sie vereinigten ſich daher zu einer gemeinſamen Verwaltung der ungeteilten Länder. Durch dieſe blieb der proteſtantiſche Charakter der unteren Rheinlande gewahrt, was um ſo wichtiger war, als eine Feſtſetzung kaiſerlicher und ſpaniſcher Truppen gerade in dieſen Gegenden die höchſte Gefahr für die Niederlande bedeutete. So ſtehen ſich alſo Fürſtenrecht und Reichsgewalt, Feudalismus und Zentraliſation von da ab ſchroff gegenüber, und hierin liegt die politiſche Wurzel des Dreißigjährigen Krieges für Deutſchland. Aufgehalten wurde er durch Familienſtreitigkeiten im deutſchen Hauſe der Habsburger und durch den neuen Türkenkrieg. Im Reichstag von 1594 hat die pfälziſche Partei die Türkenſteuer zu verweigern beantragt, bevor nicht die Beſchwerden der evangeliſchen Stände abgeſtellt ſeien. Der Antrag fiel durch, aber genügte doch, daß die „Korreſpondierenden“, wie ſie ſich ſeit 1597 nannten, die Beſchlüſſe des Reichstages als für ſie ungültig erklärten. Zu ihnen gehörten damals nur Kurpfalz, Kurbrandenburg, Zweibrücken, Braunſchweig-Wolffenbüttel, Ansbach, Baden-Durlach, Heſſen, Anhalt, die Wetterauer Grafen. Papierene Proteſte und Zahlungsverweigerung waren aber die einzigen Waffen, mit denen dieſe Partei vorläufig zu kämpfen gedachte; eine innigere Verbindung, die auch militäriſche Vorbereitung verlangt hätte, wurde noch nicht ins Auge gefaßt.

Dies mußte ſich ändern, als in den habsburgiſchen Ländern ein Kampf entbrannte, deſſen Verlauf notwendig auf das Reich zurückwirken mußte. Rudolf II. wurde geiſteskrank. Seine anfänglich geſchickt betriebene Gegenreformation wurde wertlos, als er ſich verleiten ließ, ſie auch auf Ungarn auszudehnen. Dieſes, ſoweit es überhaupt noch habsburgiſch war, antwortete ſofort mit dem Abfall, indem es Stefan Boczkay 1605 zum König ausrief. Rudolfs Brüder Matthias und Maximilian ſowie ſeine Neffen Ferdinand von Inneröſterreich und Maximilian Ernſt vereinigten ſich dahin, ihm die Regierung abzunehmen und Matthias zu übertragen.

Inneröſterreich, einer von den drei Erbteilen, in die Maximilian II. ſeinen Länderbeſitz zerlegt hatte, das jetzt alſo ſozuſagen ein ſelbſtändiges Reichsland, beſtehend aus den Herzogtümern Steier, Kärnten, Krain, der Grafſchaft Görz, Iſtrien uſw., war, gewann mit einem Male eine politiſche Bedeutung dadurch, daß es der Ausgangspunkt der Gegenreformation in den öſterreichiſchen Ländern wurde. Begründet war dies dadurch, daß die Prinzeſſin Maria von Bayern als Gemahlin des Erzherzogs Karl II. die Richtung ihres Großvaters Albrecht und ihres Bruders Maximilian, des nachmaligen Kurfürſten, beförderte und ihren erſtgeborenen Sohn Ferdinand durch eine ausgiebige Jeſuitenerziehung mit derſelben Geſinnung zu erfüllen ſuchte. Dies gelang ihr vollſtändig. War noch Karl II. bemüht geweſen, ein Abkommen mit den evangeliſchen Landesſtänden zu treffen, die in den Landſtuben der drei Länder die überwiegende Majorität hatten, ſäumte die leidenſchaftliche Maria nach dem frühzeitigen Tode ihres Gemahls nicht einen Augenblick, den Bruch mit den Landſtänden zu vollziehen.

Die Erzherzöge Matthias und Maximilian waren weit entfernt, dieſelbe Politik auch in Niederöſterreich und den Sudetenländern zu befolgen, denn ſie hätten ſich dadurch unmöglich gemacht. Gerade der Gegenſatz zum kaiſerlichen Bruder nötigte ſie, ein Bündnis mit den Ständen jener Länder einzugehen. Mit echt jeſuitiſchem Takte trugen dies die Inneröſterreicher, weil ſie nur ſo das größere Übel, den Verluſt Ungarns, ja ſogar Böhmens für das eigene Haus und den Katholizismus verhindern konnten. Denn die böhmiſchen Stände waren von härterer Art als die Inneröſterreichs, die ſich durch fünf Fähnlein, die der Grazer Hof geworben hatte, einſchüchtern ließen und den Augenblick nicht erkannten, in dem durch gemeinſames Auftreten es ſpielend leicht geweſen wäre, von der inneröſterreichiſchen Regierung feſte Zugeſtändniſſe hinſichtlich der Religionsfreiheit zu erzielen und ſolche ebenſo zu ſchützen, wie es dann ſpäter in Böhmen geſchehen iſt.

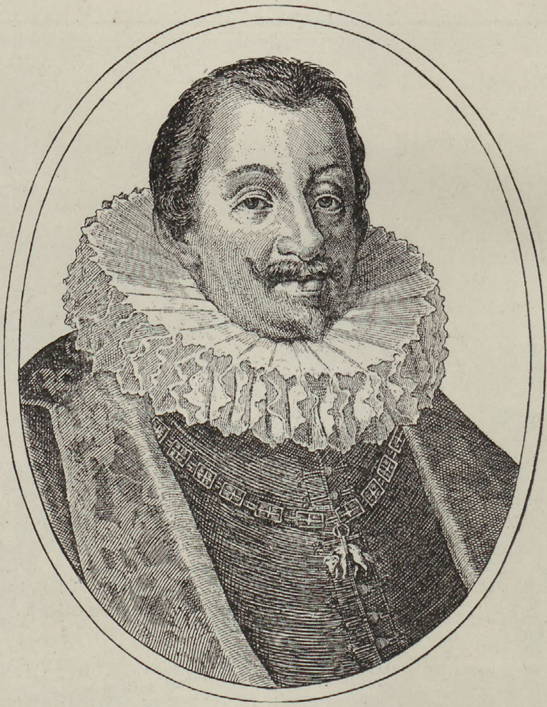


Kaiſer Rudolf II. übergibt Erzherzog Matthias die ungariſche Krone.

Stich von Merian in „Gottfrieds Hiſtoriſche Chronika“. Frankfurt 1642.

Matthias ſchloß den Frieden von Zſitwa Torok mit den Türken und zwang dann ſeinen Bruder, ihm die Krone von Ungarn, ferner Niederöſterreich und Mähren abzutreten. Die evangeliſchen Stände dieſer Länder ſchloſſen das Bündnis von Sterbohol zur Wahrung ihres Glaubens. Trotzdem fuhr Rudolf in ſeiner fanatiſchen Verblendung fort, ſeine kaiſerliche Macht gegen die Akatholiken anzuwenden, wo es nur immer möglich war, und er benützte hierzu im Reich den jungen Regenten von Bayern Maximilian I.

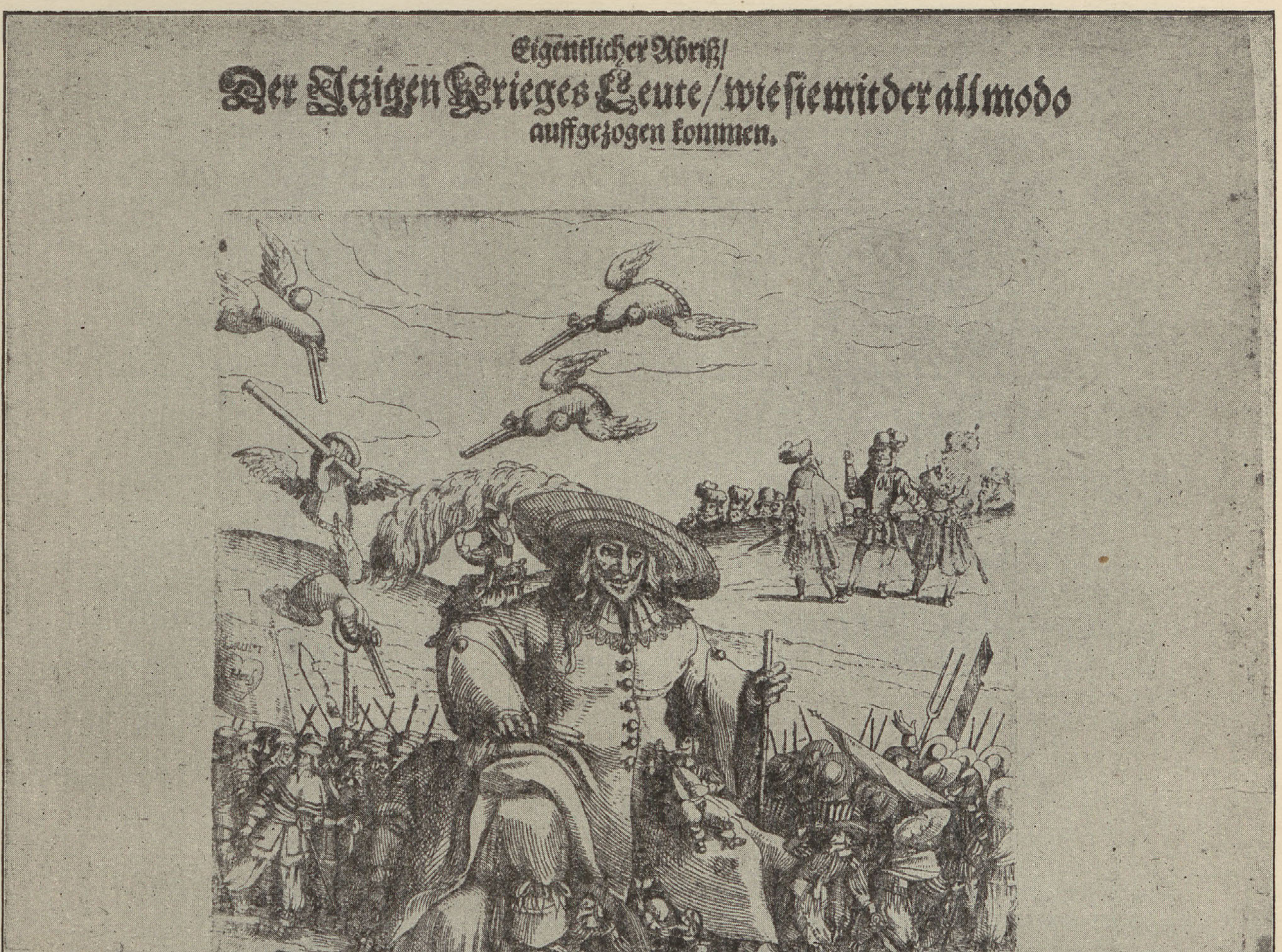
Dieſer war 1597 an die Stelle ſeines Vaters getreten, der infolge von Verſchwendung und unſinnigen Verfügungen die Regierung hatte niederlegen müſſen. Mit ihm trat jene Perſönlichkeit auf den großen geſchichtlichen Schauplatz, die bald einen größeren Einfluß auf die Entwicklung der Dinge im Reiche gewonnen hat, als irgend ein anderer der zahlreichen Fürſten. Er war ebenſo wie Ferdinand II. nach der Anſchauung der Jeſuiten das Ideal eines chriſtlichen Fürſten, aber erreichte dasſelbe in weſentlich anderer Weiſe wie ſein ſteiriſcher Schwager. „Dem geiſtig ungemein beſchränkten und willensſchwachen Ferdinand ſtanden die Lehren der Jeſuiten von den Aufgaben eines Chriſten und Fürſten wie ein drohendes, äußeres Geſetz vor der Seele. Die Furcht vor der Sünde und der ihr folgenden Verdammnis war die mächtigſte Triebfeder ſeines Tuns und Laſſens, und ſie ſteigerte die innere Haltloſigkeit ſeines Weſens dahin, daß er ſich ſeine Regierungshandlungen in der Regel von andern vorſchreiben ließ, um ſich von der Verantwortlichkeit zu entlaſten. Seine Frömmigkeit aber war ein rein äußerliches, geiſtloſes, fanatiſches Betbrudertum und vermochte nicht, ihn zur ernſten Selbſtzucht und zur gewiſſenhaften Beherrſchung ſeiner Schwächen und irdiſchen Neigungen anzuhalten.“ Auch Maximilian von Bayern war fromm, mit der ganzen Unduldſamkeit, die ſeine Zeit verlangte. Er war ketzerfeindlich, jedoch frei von blindem Fanatismus und von jener bornierten Rückſichtsloſigkeit, mit der Ferdinand II. durchführte, was ihm als Gebot Gottes erſchien. Sein Charakter war völlig ſelbſtändig und frei. Er wurde von niemand beherrſcht, auch von den Jeſuiten nicht, denen er nur in religiöſer Hinſicht Gewalt über ſeine Seele einräumte. Sein Hof war einer der mäßigſten im weiten deutſchen Reich. Trunkſüchtige und leichtfertige Menſchen duldete Maximilian in ſeiner Umgebung nicht. Seine Räte waren an ernſte Arbeit gewöhnt. Mit ihnen richtete er die Verwaltung ſeines Landes auf das zweckmäßigſte ein, überzeugt von der Notwendigkeit der Einheitlichkeit jeder Regierung. Feudale Anmaßungen wies er aufs ſchärfſte zurück.



Kaiſer Ferdinand II.
Stich von C. Danck.

Als Kaiſer Rudolf 1607 dem Herzog Maximilian die Ordnung der Donauwörther Händel übertrug, in denen es ſich um die Herrſchaft der Proteſtanten in der kleinen Reichsſtadt handelte, führte er ihn ſelbſt in die Politik ein. Maximilian zeigte ſich ſeiner Aufgabe gewachſen. Er wendete das Mittel an, das faſt immer in der Politik von Erfolg begleitet iſt: ausreichende, ja verblüffende Gewalt zur rechten Zeit. Er erſchien mit einem überraſchend großen militäriſchen Aufgebot vor der Stadt, nahm ſie ein und behielt ſie als Pfand für die Kriegskoſten, die ſelbſtverſtändlich niemals bezahlt wurden.

Das Ereignis zeigte den proteſtantiſchen Fürſten, daß die Gegner in ihrer Ausrüſtung bereits ſehr fortgeſchritten waren. Dieſe Erkenntnis führte zur Gründung der proteſtantiſchen Union (1608). Der Mittelpunkt der Bemühungen um eine Verbindung der evangeliſchen Reichsſtände wurde Kurpfalz, und zwar unter dem Einfluſſe Chriſtians von Anhalt, der als Adminiſtrator der Oberpfalz in kurpfälziſche Dienſte getreten war, nachdem er bereits vielfache politiſche Erfahrungen geſammelt hatte. Er war als dreiundzwanzigjähriger Mann 1591 an der Spitze eines kleinen deutſchen Hilfskorps nach Frankreich gezogen, um Heinrich IV. von Navarra im Kampfe gegen die katholiſche Ligue zu unterſtützen.



Eigentlicher Abriß/ Der Itzigen Krieges Leute/ wie ſie mit der all modo auffgezogen kommen.

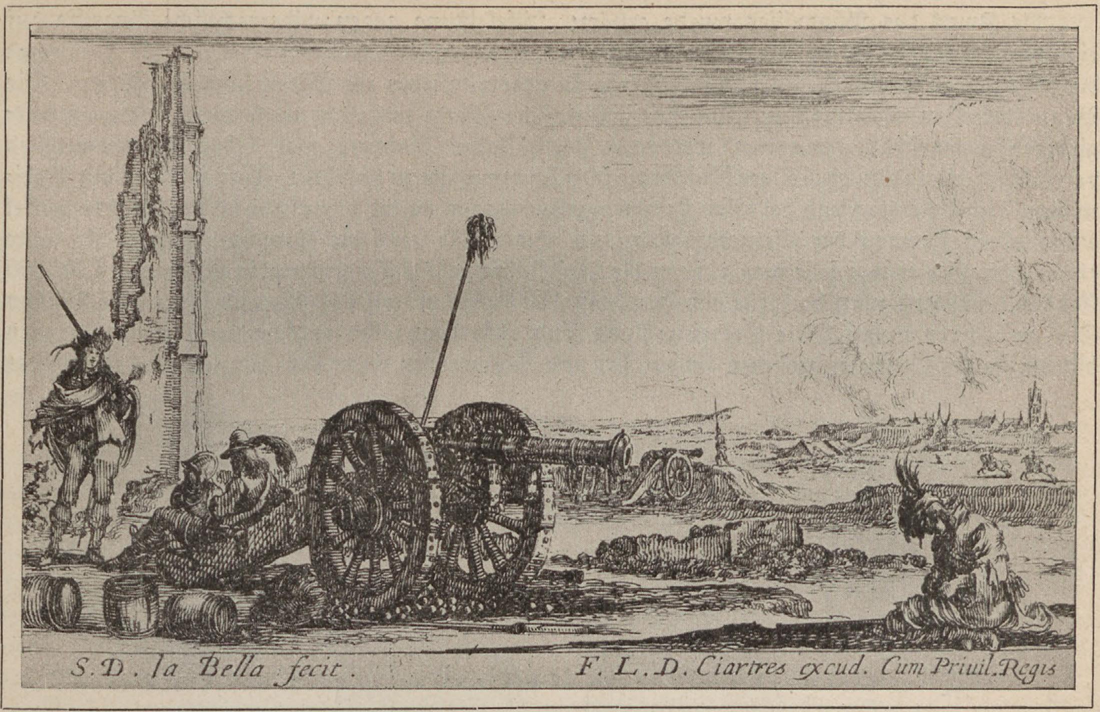
EIn new Manier kompt vff die Ban/
Von Kriegern wie d Figur zeiget an/
Gar wilt/närriſch vnd ſoll geſtalt/
Die Kleidung muß ſein mannichfalt/
Der Hut muß ſein fein breit gemacht·
Darauff hat man ſchnür erdacht/
Ein taug nicht/ſondern müſſn drey ſein/
Mit manchen ſchönen färbelein/
Darauff ein Federbuſch recht ſteht/
Welcher des Pfawſchwantz lenge hett/
Der Kopff mit ſeinen langen Haaren/
Thut beyde Achſeln wol verwahrn/
Ein hangent Hals darunter leidt/
Darob ſich das Haar weit ausbreit/
Gar kurtz iſt noch des Häuptes Haar/
Ein Zopff lang muß ſtehen zur ſeiten dar/
Der Bart knebl ſo ſoll herab hangn/
Geſpitzt/thut faſt die augen langn/
Dazu auch an dem Kinn der Barr/
Nach pfriemen art geſpitzet ward/
Das Wambs ſteht fein weit iſt zerſchnittn/
Die leng/die quer/vnd in der mittn/
Die Hoſen wie ein Kornſacks leng/
Nicht weit ſondern fein eben eng/
Der Ermel lang pracht auch nicht wol/
Zu rück man den vff ſchlagen ſoll/
Da klebt ein fleck grün oder roth/
Ein Knopff helt in da hats kein noht/
Das ſiht vor der Welt aus gar fein
Als wens inwendig auch möcht ſein/
Der Stieffelſchafft lapt ſich hinnunder/
Biß vff die Schue hört doch mehr wundr/
[illegible] Schun die Sporn man wacker ſiht/
[illegible] Hoſn viel ſenckel ſchlappern mit.
Das ſoll nun heiſſn all modo tracht/
Die iſt rein in Deutzſchland gebracht/
Vnd wie nun gar new iſt die tracht/
New Kriegs monir ſie auch hat bracht/
Sie ſchwingn die Fahn kommn an die Stadt/
Mit liſt ein jedr zu Fuß nein gaht/
Braucht weder Spieß noch Schwerdes ma
Nach Gelt vnd Gut ein jeder tracht/
Rühmen fein jhres Hertzen muth/
Weil keinr widr ſie ſich ſetzen thut.
Drumb brüt der alt der jungen mehr/
Aus/ſo auch ſind geſchefftig ſehr/
Solt aber geſchehn widerſtand/
Abziehn würden ſie mit groſſer ſchand/
Ihr Kleid taug nicht in Winters zeit/
Viel wenigr im Sommer da groſſer ſtreit.
Des wundern ſich die Helden alt/
So Krieg gefürt andrer geſtalt/
Wie die kommen vff die Monier/
Die ſie ſich wol geſchemet ſchir/
Vffrichtig ſie dazu giengen/
Mocht fehlen oder gelingen/
Stritten Ritterlich vnd behend/
Da nam auch bald der Krieg ſein End.

◆

Gedruckt Im Jahr/ 1629.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

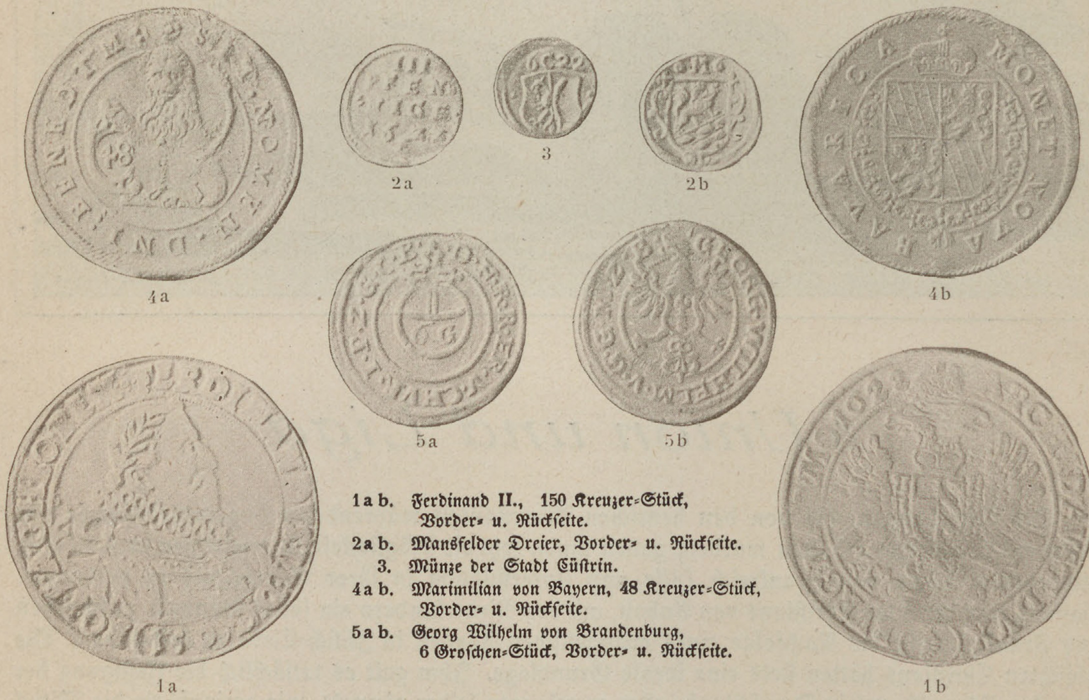

S. D. la Bella fecit.
F. L. D. Ciartres excud. Cum Priuil. Regis

4. Union und Liga

Die Beziehungen, die von den deutſchen Proteſtanten während der Hugenottenkämpfe mit Heinrich IV. aufrecht erhalten wurden, gaben ihnen jetzt die Möglichkeit, ihrerſeits von dem mächtig gewordenen König von Frankreich Hilfe und Unterſtützung in ihrer Bedrängnis zu verlangen. Damals war der Plan Chriſtians von Anhalt, mit den Niederländern ein feſtes Bündnis zu ſchließen und Frankreich für die Nachfolge eines evangeliſchen Fürſten in Jülich-Cleve zu beſtimmen. Die Abſichten Chriſtians hatten ſtets eine ideale Grundlage. Ihm galt es tatſächlich die Feſtigung der proteſtantiſchen Partei in Deutſchland, aber er erkannte leider niemals, wie geringfügig die Mittel ſeien und wie langwierig die Wege, um ein ernſtes Werk zu begründen. Der unüberwindliche Trieb nach Tätigkeit, der ihn zur kaum vorhergeſehenen diplomatiſchen Miſſion veranlaßte, wurde häufig zur Projektenmacherei. Opfer zu bringen, ihre koſtſpieligen Haus- und Hofhaltungen zu vereinfachen, zu ſparen und durch vernünftige Verwaltung das Einkommen der Regierung zu erhöhen, lag keineswegs im politiſchen Programm der Herren Korreſpondierenden, die von ihren Räten unglaubliche Stöße von Aktenſtücken und Briefen verfaſſen ließen und der Meinung waren, damit irgend etwas für ihre Sache zu tun.

Die Donauwörther Gewalttat bewirkte eine Änderung in der Stimmung der hervorragendſten proteſtantiſchen Fürſten. Sie erregte die Beſorgniſſe Kurſachſens. Dieſes war ſchon vorher wegen der Verleihung des Kurfürſtentums Köln an einen bayriſchen Prinzen gereizt, als der ſog. Kölner Erbfolgeſtreit ausbrach. Er entſtand 1583 durch die Eroberung des Erzſtiftes durch Spanien und Bayern, weil Kurfürſt Gebhard II. von Waldburg proteſtantiſch geworden war. Nun verlangte Kurſachſen auf dem Reichstag neue Bürgſchaften für den Religionsfrieden und zeigte ſich zu einem Bündnis mit den andern evangeliſchen Ständen geneigt. Das Auftreten Ferdinands von Inneröſterreich, der mit rückſichtsloſer Strenge das ihm von den Jeſuiten erteilte Mandat der Ketzervertreibung ausübte, förderte die Einigkeitsbeſtrebungen, und damit die ſchon erwähnte Gründung der Union im Mai 1608.

Als Zweck des Bündniſſes wurde erklärt: Hilfeleiſtung gegen widerrechtliche Angriffe auf ein Bundesmitglied. Bricht die Gewalt plötzlich herein, ſetzen der Bundesdirektor und der Bundesrat die Hilfe ſofort ins Werk. Es ſind jedoch alle Bundesmitglieder zur Mitwirkung verpflichtet. Die Bundesdirektion erhielt Pfalz. Um eine militäriſche Macht entfalten zu können, ſollte ein ausgiebiger Kriegsſchatz gewonnen werden. Fünf Jahre hindurch war jedes Bundesmitglied verpflichtet, 90 und durch weitere fünf Jahre 50 Römermonate zu bezahlen. Man hielt ſich mit Maximilian I. im Reichstag und bei allen Heeresangelegenheiten an die damals durch die Reichsmatrikel aufgeſtellten Formen der Steuererhebung, ſo ſchwerfällig auch die Berechnung war. Es ſollte etwas ſein, aber es war ſehr wenig, denn die fünf Jahre zu 90 Römermonaten ergaben erſt 575000 Gulden, während man doch für ein Heer von 16000 Mann auf 3½ Monate ſchon eine Million Gulden rechnen mußte. Die Geldeinzahlung ging außerdem recht langſam vonſtatten. Dagegen bildete ſich der Gegenſatz zwiſchen Kalviniſten und Lutheranern unter den Mitgliedern des Bundes ſehr raſch aus. Es gehörten der Union an: Kurpfalz, Pfalz-Zweibrücken, Baden-Durlach, Württemberg, Pfalz-Neuburg, Anſpach, Kulmbach, Anhalt. Wohltuend, namentlich für die Geldangelegenheiten, war der Beitritt Straßburgs, Nürnbergs und Ulms.



1 a b. Ferdinand II., 150 Kreuzer-Stück, Vorder- u. Rückſeite.
2 a b. Mansfelder Dreier, Vorder- u. Rückſeite.
3. Münze der Stadt Cüſtrin.
4 a b. Maximilian von Bayern, 48 Kreuzer-Stück, Vorder- u. Rückſeite.
5 a b. Georg Wilhelm von Brandenburg, 6 Groſchen-Stück, Vorder- u. Rückſeite.

Geld aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.
Originale im Münzkabinett des Kgl. Muſeums zu Berlin.

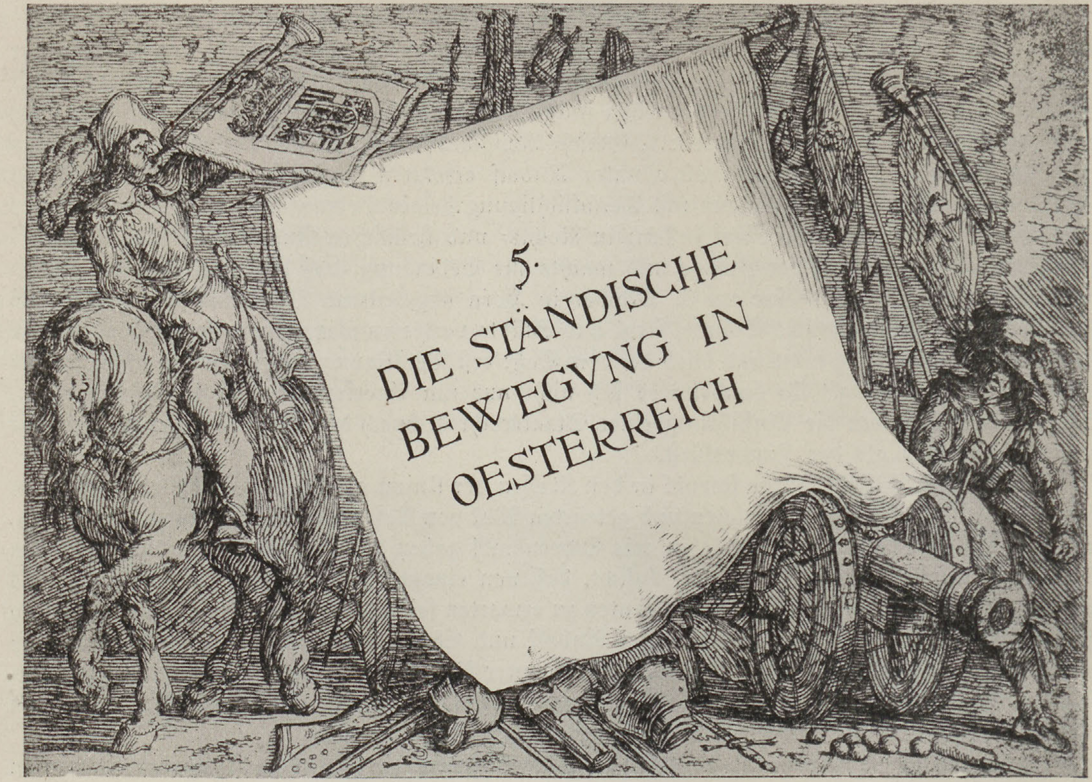
Die Katholiken ſchloſſen unter Leitung Maximilians von Bayern und des päpſtlichen Geſandten nach langwieriger Beratung ebenfalls ein Bündnis, das ſie Liga nannten. Außer den öſterreichiſchen Regenten konnte man jedoch nur auf Bayern und die Biſchöfe von Würzburg, Augsburg, Konſtanz, Regensburg und Paſſau rechnen. Die rheiniſchen Kurfürſten entzogen ſich jeder beſtimmten Verpflichtung. Die Liga wurde auf neun Jahre gegründet. Im erſten Jahr ſollten 30 Römermonate bezahlt werden. Ihre finanziellen Kräfte erſchienen demnach keineswegs beſorgniserregend. Hingegen war es von Bedeutung, daß Maximilian von Bayern durch den ſpaniſchen Geſandten Balthaſar Zuñiga und den Kapuziner Lorenz von Brindiſi Verbindung mit Philipp III. von Spanien anknüpfte, damit dieſer den Vertrag befördere. Das Schwergewicht der politiſchen Entſcheidung lag ſeit dem Sommer 1608 jedoch in Öſterreich. Als Erzherzog Matthias von der Markgrafſchaft Mähren die Huldigung verlangte, erklärte die Landſchaft, von Zierotin geleitet, ſich dazu nur unter der Bedingung bereit, daß niemand der Religion wegen verfolgt werden ſolle. In Nieder- und Oberöſterreich bewog Erasmus von Schernembl den Adel zu der ſtaatsrechtlichen Forderung, daß der Huldigung der Landſtände als Anerkennung der Herrſchaft die Verſicherung der Freiheiten vorausgehen müſſe. Noch ehe die Huldigung ausgeſchrieben war, legten die Stände ihre Forderung vor: 1. Gleiche Religionsfreiheit für die Städte wie für Herren und Ritterſtände. 2. Beſeitigung aller unter Rudolf erfolgten Einſchränkungen. 3. Beſetzung der Landesämter durch Eingeborene mit Berückſichtigung beider Bekenntniſſe. 4. Einſetzung eines paritätiſchen Hofrates als oberſter Inſtanz in Rechts- und kirchlichen Angelegenheiten.

Matthias zögerte mit der Zuſage und machte zur Bedingung, daß dieſe erſt nach der Huldigung ausgefertigt werde. Eine am 3. Oktober in Horn abgehaltene Verſammlung, in der 166 ober- und niederöſterreichiſche Stände, Adel und Städte vertreten waren, genehmigte jedoch dieſe Form der Vereinbarung nicht und blieb bei dem Satz: erſt Betätigung der Freiheiten und Landesrechte, dann Huldigung. So handelte es ſich nicht nur um Anerkennung der Religionsfreiheit, ſondern überhaupt um die Einführung eines Staatsrechtes, durch das die Stände größere Macht gewinnen mußten als der Landesfürſt.

Im Winter 1608/09 wurde ſowohl in den Kreiſen der Union als bei den Feudalen in Mähren und Böhmen, die ſich um den reichen und gelehrten Wok von Roſenberg in Wittingau vereinigten, ſehr viel diplomatiſiert. Die Radikalen wie Schernembl gaben das Schlagwort aus vom „bellum civile ante portas“ und vertraten die Anſicht, daß von einem öſterreichiſchen Erzherzog niemals eine freundliche Geſinnung für die Proteſtanten zu erwarten ſei, man ſich daher nach einem anderen Fürſtenhauſe umſehen müſſe. Auch Kaiſer Rudolf und Chriſtian von Anhalt verhandelten nach verſchiedenen Richtungen. Im März 1609 wurde unter Vermittelung der Mährer ein fauler Vergleich zwiſchen den öſterreichiſchen Ständen und Matthias geſchloſſen, der nur Verſicherungen des Erzherzogs von zweifelhaftem Werte enthielt.

Viel bedeutungsvoller wurde dieſes Jahr für die Böhmen, die bereits das Aufgebot einberufen und dreißig Landesdirektoren gewählt hatten. Sie erwirkten unter Führung des Wenzel Budovec und des Grafen Matthias Thurn die Ausfertigung des ſog. Majeſtätsbriefes vom 9. Juli 1609, der folgende Sätze enthielt: Niemand, auch kein Bürger und Bauer, darf durch ſeine Obrigkeit oder einen geiſtlichen Herrn von ſeiner Religion abwendig gemacht werden. Herren, Ritter und königliche Städte können Geiſtliche ihres Bekenntniſſes beſtellen. Zur Leitung des proteſtantiſchen Kirchenweſens wird ein Konſiſtorium eingeſetzt. Dieſes und die Univerſität Prag beſetzen die proteſtantiſchen Stände. Eine ſtehende Körperſchaft, die Defenſoren, erhielt das Recht, die proteſtantiſchen oberſten Kronbeamten und je ſechs Deputierte aus jedem Kreiſe des Königreichs zu Verhandlungen in Religions- und Kirchenſachen zu berufen. Noch vollſtändiger wurde das Prinzip der Duldung feſtgehalten in dem am 20. Auguſt für Schleſien ausgefertigten Majeſtätsbrief, der die volle Freiheit des Gottesdienſtes und Kirchenbaues für alle Klaſſen der Untertanen feſtlegte.

Den Katholiken war es nicht möglich geweſen, den gewaltigen Vorſtoß ihrer Gegner aufzuhalten, obwohl ſich damals ſchon der Kanzler Zdenko von Lobkowitz, der Landrechtsbeiſitzer Jaroslav von Martinitz, der Karlſteiner Burggraf Wilhelm Slawata in leidenſchaftlicher Weiſe bemüht hatte, ein Gegengewicht gegen die Mächte der Proteſtanten zu finden. Erzherzog Leopold, der Bruder Ferdinands von Inneröſterreich, Verwalter der Biſtümer Paſſau und Straßburg, näherte ſich dem Kaiſer und erklärte ſich bereit, den Kampf gegen die Ketzer aufzunehmen, wenn er zum Nachfolger in den böhmiſchen Kronländern berufen würde. Der Kaiſer hatte jedoch andere Aufgaben für ihn. Trotzdem wich Erzherzog Leopold noch nicht vom Platze, und es wäre wohl ſchon damals zum Kriege gekommen, wenn Heinrich IV. von Frankreich ſich hätte an die Spitze der Proteſtanten ſtellen können. Für ihn war es ſelbſtverſtändlich unerträglich, daß Spanien oder Öſterreich ſich in Jülich feſtſetze, und als die Unionsfürſten in Schwäbiſch-Hall ihrerſeits die Mobiliſierung zugunſten der Jülich-Cleveſchen Länder beſchloſſen hatten, zeigte auch er ſich nicht abgeneigt, ſelber mit genügender Macht auf dem Platze zu erſcheinen. Er hatte mit Chriſtian von Anhalt, der den Winter über in Paris ſich aufhielt, ausführliche Beſprechungen wegen des großen Krieges, der in Europa entbrennen würde, indem er ſich im Bündnis mit Savoyen und Venedig gegen die ſpaniſche Herrſchaft in Italien wenden wollte. Da veränderte am 14. Mai der Dolchſtoß Ravaillacs, eines Anhängers der Jeſuiten, mit dem er Heinrich IV. aus dem Leben ſchaffte, die allgemeine Lage, der Ausbruch des Krieges war vertagt, aber die Elemente dazu waren geblieben.



5.

DIE STÄNDISCHE BEWEGVNG IN OESTERREICH

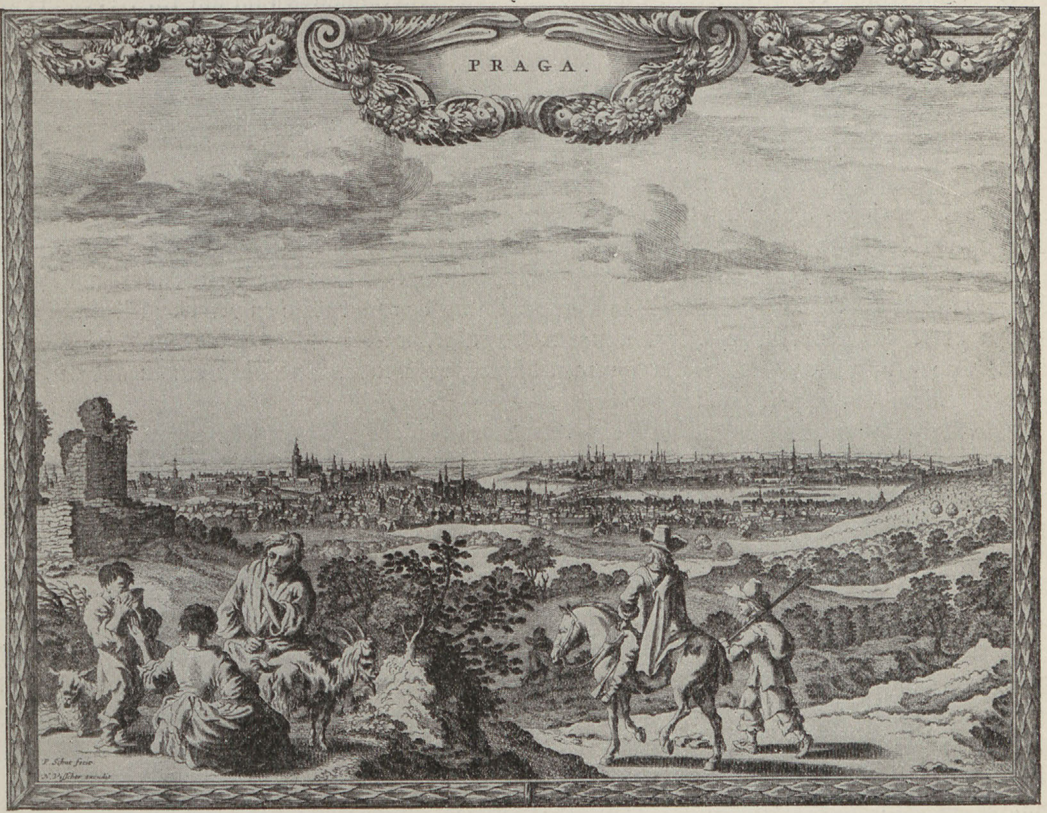
G Baur fec.

Die politiſche Spannung war für den Augenblick, wenn nicht beſeitigt, ſo doch gemindert. Weder die Union noch die Liga fühlten das Bedürfnis, um jeden Preis Krieg zu führen, und ſchloſſen daher am 24. Oktober einen Frieden, der vor allem die Verwüſtung der einzelnen Länder durch die herumziehenden feindlichen Scharen beſeitigen ſollte. Keine Seite beſaß genügenden Geldvorrat, um die geworbenen Leute länger erhalten zu können. Nur in Paſſau ſtanden 7000 Mann für Leopold zuſammengebrachter Truppen, mit denen ſich der junge Erzherzog im Einverſtändnis mit Kaiſer Rudolf des Königreiches Böhmen zu bemächtigen gedachte. Er fiel mit ihnen in Oberöſterreich ein, ſchwenkte am 30. Januar 1611 nach Böhmen und ſetzte ſich am 15. Februar bereits in den Beſitz der Kleinſeite von Prag. Der böhmiſche Landtag ſah darin einen offenen Bruch der Prager Vereinbarungen, rüſtete ſeinerſeits ebenfalls und beſetzte das linke Ufer der Moldau, während die kaiſerlichen Truppen und die Paſſauer am rechten Ufer lagen. Die böhmiſchen Kronbeamten und der Generallandtag des Königreiches nahmen für die Stände Partei und erreichten am 23. Mai 1611 die Abdankung Rudolfs ſowie die Wahl des Erzherzogs Matthias zum König.

Die Entlaſſung und Auflöſung der um Prag verſammelten Scharen verurſachte große Schwierigkeiten. Die Kurfürſten beſtanden darauf, daß Rudolf ſeine Zuſtimmung zur Wahl des Matthias gäbe. Dieſe verweigerte er aber, bis ſein Tod am 20. Januar 1612 die Löſung der Verwickelungen in Öſterreich und damit im Reiche brachte.

Die Wahl des Matthias zum Kaiſer machte keine Schwierigkeiten, denn es gab keine Partei im Reiche, welche den Anſtoß dazu hätte geben wollen, ein anderes Herrſcherhaus mit der Kaiſerwürde zu bekleiden. So wurde Matthias am 13. Juni 1612 einſtimmig zum römiſchen Kaiſer gewählt. Seine kurze Regierung iſt weſentlich durch die Politik des Biſchofs von Wien, Kardinal Matthias Kleſl, beſtimmt worden, der, einer proteſtantiſchen Familie entſproſſen, dennoch von den Jeſuiten in ihre Kreiſe gezogen und zum Übertritte bewogen war. Trotz ſeiner leidenſchaftlichen Hingabe an die Hierarchie glaubte er die Zeit noch nicht gekommen, angriffsweiſe gegen die Proteſtanten im Reiche und in den öſterreichiſchen Ländern vorgehen zu können.

Schwierigkeiten in der Fortführung der Vermittelungspolitik brachten die ungariſchen Verhältniſſe mit ſich, wo ein neuer Türkenkrieg in Ausſicht ſtand. Nicht weniger als 260 Römermonate wurden in dem kaiſerlichen Antrag des Jahres 1613 verlangt. Die beiden konfeſſionellen Parteien des Reichstages befanden ſich jedoch gerade damals durch die Frage, ob ein weltlicher Reichsfürſt, nämlich Prinz Joachim von Brandenburg, als evangeliſcher Adminiſtrator des Stiftes Magdeburg Sitz und Stimme im Reichstag erlangen könnte, in großer Aufregung. Ein Unionstag vom 7. April 1613 hatte den einhelligen Beſchluß bewirkt, daß ſich die Evangeliſchen in dieſer Angelegenheit niemals einer Reichstagsmajorität unterwerfen würden, während die Liga in der Frage der Bistumsadminiſtratoren ebenfalls einen unverſöhnlichen Standpunkt einnahm. Die Proteſtanten verlangten freie Verhandlung bis zu einem ſchicklichen Übereinkommen. Kleßl wäre geneigt geweſen, darauf einzugehen, fand jedoch weder im geheimen Rat, noch bei den Erzherzögen Unterſtützung. So endete der Reichstag ergebnislos. Die katholiſchen Stände bewilligten zwar 40 Römermonate, die Korreſpondierenden jedoch proteſtierten gegen jeden Mehrheitsbeſchluß. In den böhmiſchen Ländern wurde von feudaler Seite aus der Verſuch eines engeren Zuſammenſchluſſes gemacht. Die evangeliſchen Stände von Böhmen beriefen einen Ausſchußtag am 11. Auguſt 1614 nach Linz, in dem nicht nur die Vertreter der anderen Sudetenländer, ſondern auch der öſterreichiſchen Herzogtümer und Ungarns zuſammentreten ſollten, um ein dauerndes Bündnis und eine gemeinſame Kriegsverfaſſung zu ſtiften.



Anſicht von Prag. Nach einer Zeichnung des P. Schut geſtochen von N. Viſcher.

Mittlerweile hatte ſich Matthias in dem Vertrage von Tyrnau (16. Mai 1615) dadurch Ruhe gegenüber Ungarn erkauft, daß er auch ſeinerſeits Betlen Gabor als Fürſten von Siebenbürgen anerkannte. Nun glaubte Kleßl allmählich wieder mit der Gegenreformation einſetzen zu können. In dem für den Katholizismus beinahe ganz verloren gegangenen Niederöſterreich wurde die Tätigkeit einer Vereinigung von Prälaten, Herren und Rittern begünſtigt, die zum Schutz der katholiſchen Kirche bereit waren. In den äußeren und inneren Rat von Wien wurden evangeliſche Mitglieder nicht mehr gewählt.

Inzwiſchen veränderte ſich im Reich das Kräfteverhältnis der konfeſſionellen Parteien in der Jülich-Cleveſchen Sache. Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg war mit dem ihm zufallenden Teile nicht zufrieden und wollte durch eine Heirat mit einer Fürſtin aus einem der mitbeteiligten Häuſer ſich Vergrößerungen erwirken. Als er von Brandenburg abgewieſen wurde, ging er nach München, wurde heimlich katholiſch und heiratete die Prinzeſſin Magdalena von Bayern. Nun mußte Brandenburg allein gegenüber zwei katholiſchen Reichsſtänden für die Erhaltung des evangeliſchen Glaubens in den niederrheiniſchen Ländern auftreten. Es erfreute ſich dabei ſelbſtverſtändlich der Unterſtützung der Niederländer, konnte aber nicht verhindern, daß die Einheit der Jülich-Cleveſchen Länder aufgehoben wurde. Die Generalſtaaten beſetzten Jülich, der brandenburgiſche Befehlshaber nahm die holländiſchen Dienſte an, Spanier unter Spinola beſetzten Weſel. Unter Vermittelung von Frankreich, England und den Generalſtaaten kam am 12. November 1614 der Vertrag von Xanten zuſtande, durch den die Verwaltung der Länder geteilt wurde. Brandenburg erhielt: Cleve, Mark, Ravensberg, Ravenſtein; Pfalz-Neuburg: Düſſeldorf, Jülich, Berg. Die Einkünfte wurden rechnungsmäßig geteilt. Die im Vertrage in Ausſicht genommene Räumung der Länder von fremden Truppen konnte nicht erreicht werden, aber immerhin war auch hier für kurze Zeit der Ausbruch des Krieges vermieden.

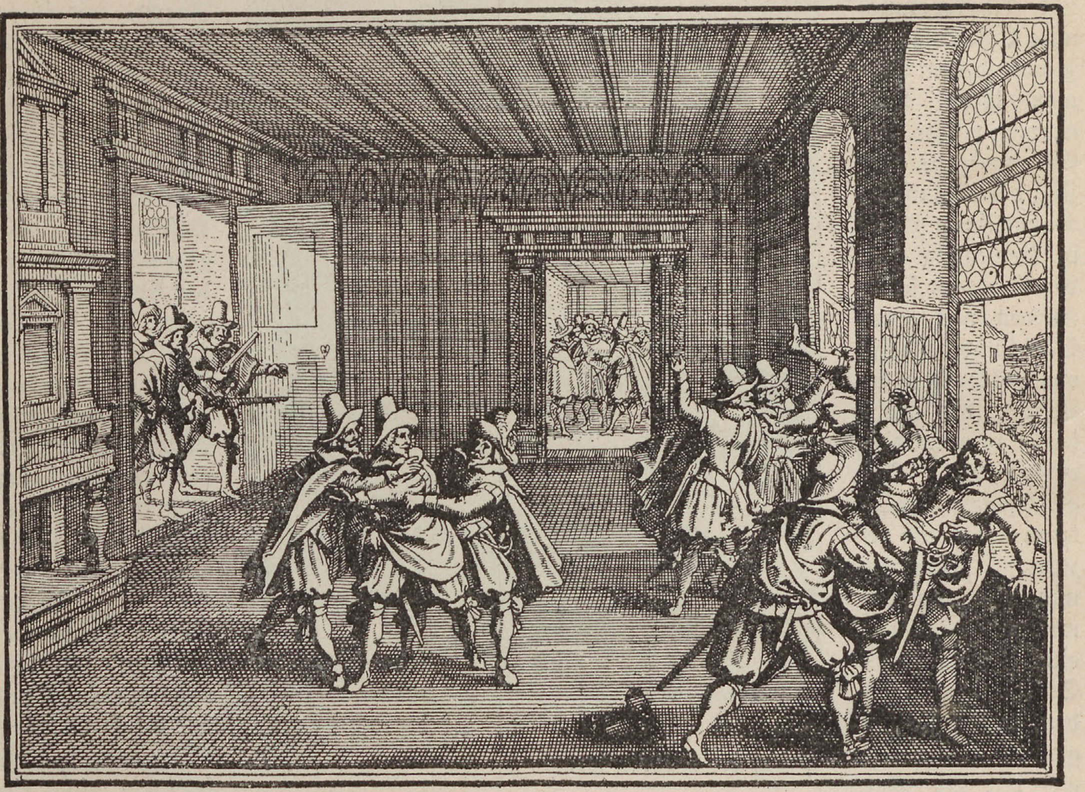
Aufzuhalten war er freilich nicht mehr, und es begann bereits die gute Zeit der Herren Kriegsbefliſſenen, denen es ihre Mittel geſtatteten, das Werbegeſchäft zu betreiben. Die militäriſche Organiſation der Liga wurde durch die Einſetzung von drei Direktoren abgeändert: Bayern mit den benachbarten Biſchöfen, Mainz mit den rheiniſchen Kurfürſten, der Deutſchmeiſter Erzherzog Maximilian für Tirol, die öſterreichiſchen Vorlande und den ſchwäbiſchen Kreis. Maximilian von Bayern hatte das einheitliche Oberkommando beſeitigt, weil er ſeine Macht und ſeine Kräfte, ſeine Truppen und ſein Geld, wie es ihm gut dünkte, verwenden und nicht einem andern, wahrſcheinlich einem Erzherzog, ausliefern wollte.

Die Nachrichten über den Geſundheitszuſtand des Kaiſers lauteten ſehr ernſt. Man erkannte die Notwendigkeit, die Frage des Nachfolgers in Erwägung zu ziehen. Vor allem war dies ein Bedürfnis der Habsburger, denn niemand konnte vorausſehen, welche Wendungen ſich im Reiche vollziehen würden, wenn der Tod des Kaiſers einträte, ohne daß ſie ſelbſt den Nachfolger „nominiert“ hätten. Bei den Verhandlungen trat Spanien mit nicht ganz unerwarteten, aber doch ſtörenden Anſprüchen auf: Philipp III. beanſpruchte als Enkel Maximilians II. das Erbrecht in Böhmen und Ungarn. Mit Ausnahme Ferdinands II. von Inneröſterreich, der ſich ſeine Sporen bei der ſcharfen Gegenreformation ſchon verdient hatte, waren alle Erzherzöge kinderlos. Ferdinand war daher ihr Kandidat. Nach mehrfachen Unterhandlungen kam am 23. Juli 1617 der ſog. Grazer Vertrag zuſtande, der Ferdinand als Nachfolger in den öſterreichiſchen Königreichen und im Reiche anerkannte. Dafür erhielt Spanien die Zuſage für die Reichslehen Finale, Piombino und auf die öſterreichiſchen Herrſchaften im Elſaß. Am 15. Juni 1617 wurde der böhmiſche Landtag zu dem Zwecke einberufen, dem Wortlaut der königlichen Propoſition gemäß, den Erzherzog Ferdinand als König „anzunehmen, auszurufen und zu krönen“. Die Oppoſition der evangeliſchen Stände ließ ſich nach einigem Widerſtreben vom Rechte Ferdinands überzeugen. Nur zwei fremde Mitglieder des Herrenſtandes, Matthias von Thurn, der zwar in Böhmen begütert war, aber von einer Krainer Familie abſtammte, und der Tiroler Colonna von Fels, ſtimmten bei der Umfrage im Landtage gegen Ferdinand. Es war keineswegs eine national-tſchechiſche Oppoſition, die hier zum erſtenmal gegen die Habsburger in die Schranken trat, ſondern immer noch eine feudal-evangeliſche Partei, die den Jeſuitenzögling und Zentraliſten Ferdinand nicht auf dem böhmiſchen Throne wünſchte, vielmehr an der Überzeugung feſthielt, daß ein ſelbſtändiges Königreich Böhmen, unter der Regierung eines deutſchen Reichsfürſten, von dem die Grundſätze des Majeſtätsbriefes feſtgehalten würden, am beſten geeignet ſei, das politiſche Gleichgewicht der beiden Konfeſſionen innerhalb des deutſchen Reichsbodens herzuſtellen. Es iſt eine Geſchichtsfälſchung, wenn in der Gegenwart ein Zuſammenhang zwiſchen der großen Bewegung von 1618 und den national-demokratiſchen Forderungen einer modernen Partei herzuſtellen verſucht wird.

Die Krönung Ferdinands erfolgte am 16. Juni 1617. Er begann ſofort die bewährten Mittel, mit denen er die Kraft der Inneröſterreicher gebrochen hatte, auch in Böhmen anzuwenden. Sieben evangeliſche Parteiführer wurden verwarnt, der bisherige Burggraf von Karlſtein, Matthias von

Thurn, zur Würde eines Oberſthof-Lehensrichters erhoben, wodurch er 8000 Taler verlor und dafür nur 400 erhielt. Eine Inſtruktion vom 4. November 1617 beſchränkte die Autonomie der Prager Städte, damit die Evangeliſchen von allen Stiftungen, die vor 1609 errichtet waren, ausgeſchloſſen werden konnten. Dieſe Übergriffe der königlichen Regierung, die ohne Zweifel den Wortlaut des Majeſtätsbriefes verletzten, nötigten die Defenſoren, die dort vorgeſehene Verſammlung der evangeliſchen Stände einzuberufen. Der Proteſtantentag trat in Prag am 5. März 1618 zuſammen. Er beſchloß, ſofort eine Beſchwerde an die königlichen Statthalter zu richten, und forderte die Mährer und Schleſier auf, bei Ferdinand zugunſten ihrer böhmiſchen Glaubensgenoſſen einzutreten.

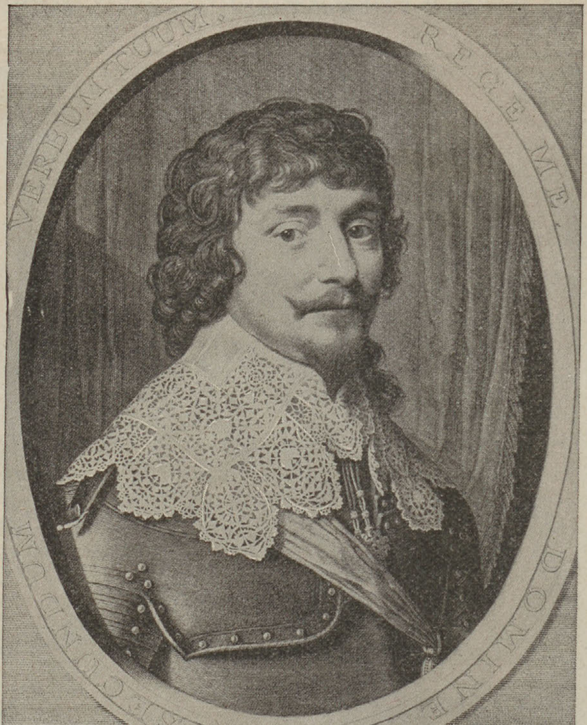
Der um dieſelbe Zeit einberufene ungariſche Reichstag beſtand darauf, daß vor der Krönung die freie Wahl des Königs anerkannt werde, wogegen die Stände ihrerſeits verſprechen wollten, die dem Hauſe Öſterreich ſchuldige Rückſicht walten zu laſſen. Die Oppoſition verwarf jedoch dieſes Abkommen und ſetzte den einfachen Beſchluß durch: „Auf des Kaiſers Empfehlung haben die ungariſchen Stände nach ihrer alten, von ihnen ſelbſt beobachteten Weiſe und Freiheit den Erzherzog Ferdinand einſtimmig zum König gewählt.“ Darauf kam es am 1. Juli tatſächlich zur Krönung. Die Stimmung des Neugewählten war jedoch keine beſonders zufriedene, weil mittlerweile in Böhmen die ſtändiſche Revolution ausgebrochen war.



Der Fenſterſturz in Prag. Stich von Merian im „Theatrum Europaeum“.

Die Defenſoren bemühten ſich, in der Zeit zwiſchen der Einberufung des Proteſtantentages und deſſen Zuſammentritt eine verſöhnliche Stimmung bei den Statthaltern in Prag hervorzurufen, die den Katholizismus mit huſſitiſchen Formen begünſtigten. Die Statthalter wollten womöglich den Zuſammentritt des Proteſtantentages überhaupt verhindern und wirkten in dieſem Sinne auf die Defenſoren ein. Es war zu ſpät. Am 21. Mai kamen viele adlige Stände in Prag, denen ſich die Vertreter von ſechs Städten beigeſellten, an. Prag ſelbſt verhielt ſich kühl und teilnahmslos. Die Verſammlung wurde zur Anhörung eines neuen kaiſerlichen Verbotes auf den

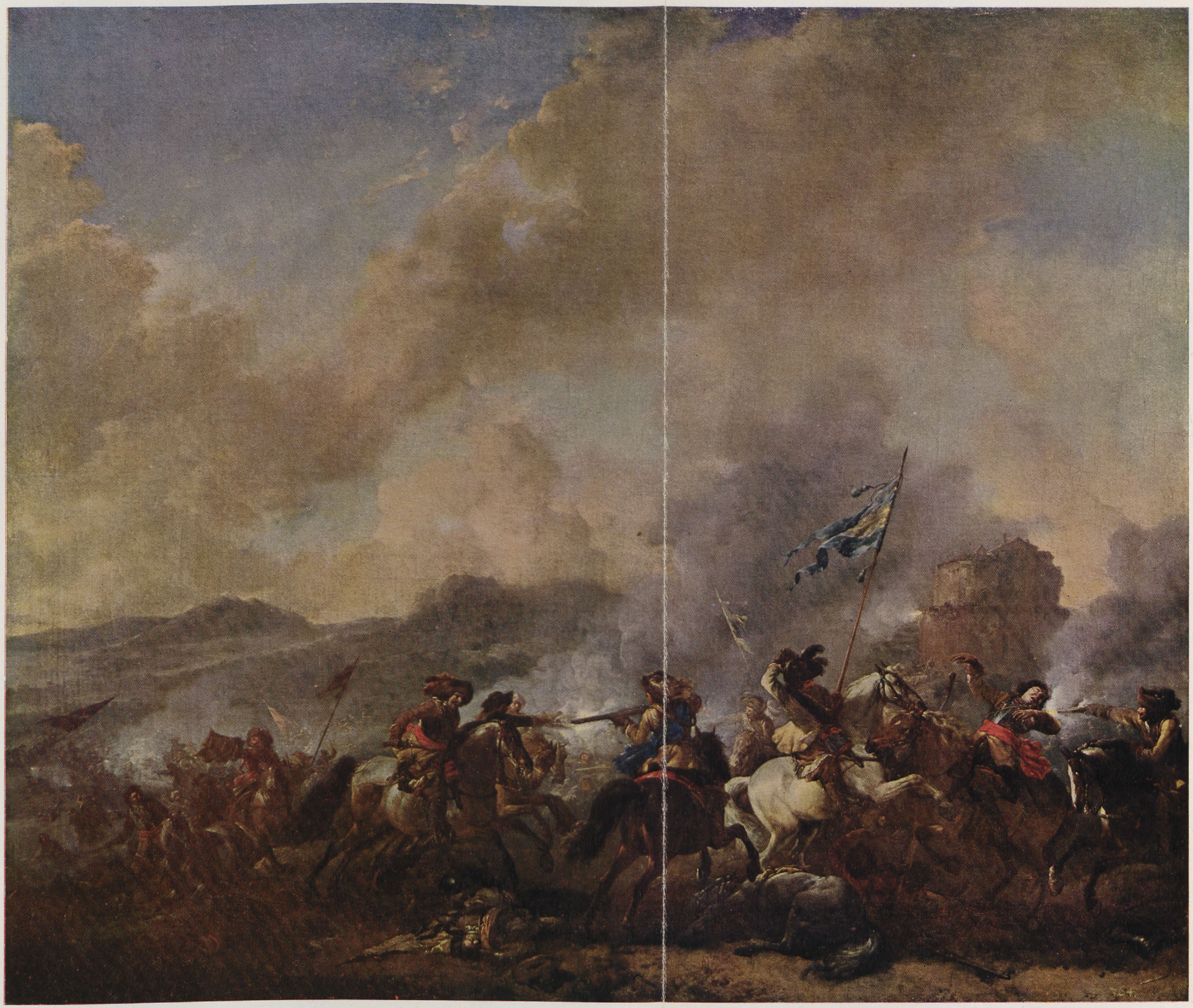
Hradſchin berufen. 100 Teilnehmer derſelben gingen hinauf. Der Verlauf der Verſammlung blieb zunächſt noch ruhig. Am 22. Mai wurde die Antwort im Karolinum beraten. Dabei erſchienen die zwei ſtädtiſchen Defenſoren Feuerwein und Kochau und baten um Schutz. Matthias Thurn gab ſich den Anſchein, als wenn er eine Vergewaltigung der Stände auf dem Hradſchin erwartete, und verlangte daher von dem Statthalter das Zugeſtändnis, daß ſie bewaffnet auftreten dürften. Man genehmigte es, um Vertrauen zu erwecken. In den Verſammlungen der Proteſtanten hetzte Thurn auf das eifrigſte und ſtellte ſeinen Glaubensgenoſſen dar, man müſſe unter allen Umſtänden eine impoſante Demonſtration veranſtalten. Im Palais Smiritzky fand jedoch noch in der Nacht eine geheime Zuſammenkunft ſtatt, in der beſchloſſen wurde, die Demonſtration durch die Vergewaltigung der mißliebigen Statthalter ſo zu geſtalten, daß keine der beiden Parteien zurücktreten könnte, und die revolutionäre Erhebung des Feudaladels in Böhmen ihren Lauf nehmen müßte. Als ſich morgens der Zug des böhmiſchen evangeliſchen Adels in Bewegung nach dem Hradſchin ſetzte, wurden noch Graf Schlick und Wilhelm von Lobkowitz in die Abſicht, die Statthalter zu ermorden, eingeweiht. Das gleichzeitige Theatrum europeum erzählt: „Nachdem nun von den anweſenden Ständen ein gemeinſamer Schluß macht worden, haben ſie folgenden Mittwoch, als den 23. Mai, jeder mit einem bei ſich habenden Knecht, mit ihrem Gewehr und Piſtolen verſehen, alle zu Pferde ſich ins Schloß begeben und bei den königlichen Landoffizieren ihre Beſchwerden vorgebracht und derſelben Abſchaffung begehrt. Als nun der Obriſte Burggraf Adam v. Sternberg neben Herrn Popeln, Creutzherrn und Priorn bei unſer lieben Frauen, auf ſolches Begehren ſich ziemblich accomodiert: Hergegen aber der Obriſte Landrichter Wilhelm Slabata von Chlum uſw. und der Graf Martinitz Schmetsanßky mit ſelbigem nicht einſtimmen wollen, ſondern ſich den Ständen gar hart erzeiget, haben ſelbige vorige zwei Herren beiſeits geruffen und unterdeſſen beſagten Slabata und Schmetsanßky, beneben deſſen Secretario M. Philippo Fabricio aus der Canzeley durchs Fenſter hinab in den Gräben, in Mänteln und Degen, wie ſie giengen und geſtanden, geſtürzet. Weil ſie aber zu ihrem Glück auf einen Haufen Kehrichts gefallen, iſt ihnen am Leben, wiewohl es bei 40 Ellen hoch hinunter geweſen, kein Schad geſchehen und, obwohl auch von den andern, nachdem ſie vermerket, daß ſie noch am Leben, etliche Piſtolenſchüß nach ihnen geſchehen, ſind ſie doch nicht getroffen worden und haben ſie ſich indeſſen verkrochen, alſo der Gefahr entrunnen.“ Die Stände ſetzten am 24. Mai eine Regierung von 30 Direktoren ein, deren Befugniſſe die der Defenſoren weit überſchritten, denn es wurde beſchloſſen, ihnen eine böhmiſche Armee von 16 000 Mann zur Verfügung zu ſtellen. Wilhelm von Ruppa war ihr Präſident, Thurn Generalleutnant, Fels Feldmarſchall.



Friedrich V. von der Pfalz, der Winterkönig.

Stich von W. J. Delff nach Mierevelt 1632.

Ferdinand begrüßte den Aufſtand mit Freuden, weil man jetzt endlich den ſtändiſchen Übermut brechen konnte. Der Kaiſer vermochte ſich nicht ſofort hierfür zu entſcheiden. Sein Zögern wurde dem Einfluſſe Kleßls zugeſchrieben und beſchloſſen, ihn zu beſeitigen. Mit Zuſtimmung des ſpaniſchen Geſandten Onate ließ Erzherzog Maximilian den Kardinal gefangen nehmen und nach



Reitertreffen in der Zeit des dreißigjährigen Krieges

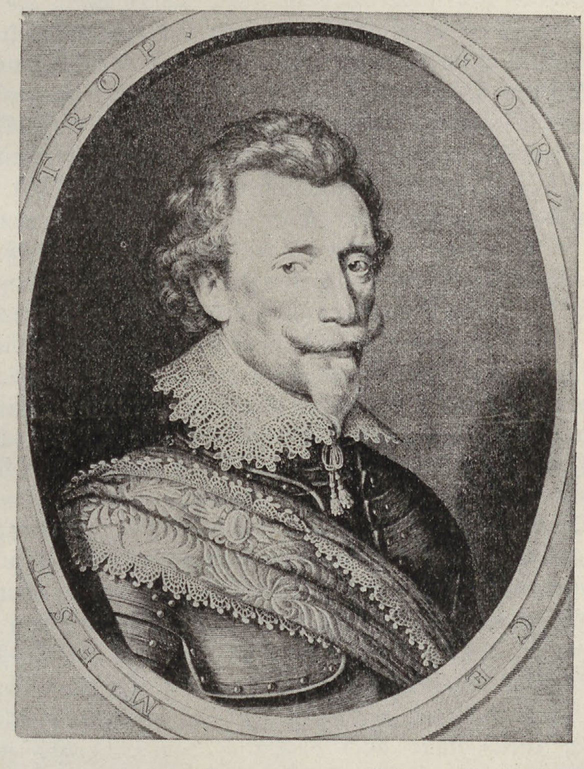
Gemälde von Ph. Wouvermann (1619-1668). Königl. Gemäldegalerie Dresden

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Schloß Ambras in Tirol bringen. Ein Barſchatz von 300 000 Goldgulden, den man bei ihm vorfand, wurde eingezogen und für Rüſtungen verwendet. Nun war auch die vermittelnde Politik im Reiche abgetan, ein Umſtand, der um ſo mehr ins Gewicht fiel, als die Verhandlungen über die Beſetzung des Kaiſerthrones von den Parteien immer mehr ausgenützt wurden, um eine entſcheidende Veränderung in dem Kräfteverhältnis Europas herbeizuführen.

Unter den Kurfürſten war nur der von der Pfalz für weiter ausgreifende Pläne zu gewinnen. Friedrich V. regierte ſelbſtändig ſeit 1614; er war der Schwiegerſohn Jakobs I. von England, was ſeinen Ehrgeiz, der jedenfalls ſchon in ſeinem Charakter begründet war, weſentlich anſpornte. Mit der Unternehmungsluſt verband ſich aber nicht die nötige Tatkraft. Er war von heiterer, ausgelaſſener Gemütsart, für weltliche Freuden ſehr eingenommen. Seine Politik iſt die ſeiner Räte, unter denen Chriſtian von Anhalt die erſte Stelle einnahm. Dieſer aber lebte der Überzeugung, daß der Zeitpunkt gekommen ſei, um das Haus Habsburg aus ſeiner großartigen Stellung zu verdrängen und dadurch den Fortſchritten des Katholizismus in Deutſchland ein Ende zu machen. Er ſtand längſt in Verbindung mit den Führern der Feudalen der öſterreichiſchen Länder und hatte für den Fall des Todes des Matthias bereits Vorbereitungen getroffen, damit die Pfalz durch auswärtige Verbindung Macht genug gewänne, um den öſterreichiſchen Proteſtanten mit Erfolg beizuſtehen.



Peter Ernſt II. Graf v. Mansfeld. Stich von W. J. Delff nach Mierevelt 1624.

Im Norden Europas hatte ſich indeſſen eine Perſönlichkeit bemerkbar gemacht: Guſtav Adolf, der König von Schweden, deſſen evangeliſches Bewußtſein ſehr ausgebildet und vertieft war. Er befand ſich mit der katholiſchen Linie des Hauſes Waſa, die den polniſchen Thron erlangt hatte, im Krieg, freilich in ſiegreichem, doch ließ ſich nicht erwarten, daß er vor Niederlegung der Waffen tatſächlich für ſeine Glaubensgenoſſen in Deutſchland eintreten würde.

Dagegen hatten ſich die Verhältniſſe in Italien ſo geſtaltet, daß die Staaten, die ihre Selbſtſtändigkeit behaupten wollten, Verbündete brauchten, die nur in den evangeliſchen Fürſten zu finden waren. Der Herzog Karl Emanuel von Savoyen befand ſich ſeit 1614 wegen des Beſitzes von Montferrat mit Spanien im Kriegszuſtande. Die Republik Venedig fühlte ſich durch eine Reihe von Unternehmungen, die gegen ihre Herrſchaft in der Adria von ſpaniſchen Statthaltern bewerkſtelligt waren, aufs höchſte bedroht. Sie war eben mit dem ſog. Gradiskaner Krieg fertig geworden, den ſie mit Ferdinand von Inneröſterreich wegen des Beſitzes von Gradiska geführt hatte. Der Friede von Madrid hatte die beiderſeitigen Intereſſen nach Möglichkeit ausgeglichen, aber es war unverkennbar, daß die Politik Ferdinands drängte, und ein Zuſammengehen Spaniens und Öſterreichs auf der Land- und Seeſeite von der Republik nach Möglichkeit hintan gehalten werden müßte.

Die Unſicherheit, die ſowohl auf Savoyen als auf der Republik laſtete, gab natürlicherweiſe Veranlaſſung, mit jenen Staaten Verbindung zu ſuchen, die ſich im Kampfe gegen die ſpaniſche Politik befanden. Das waren vor allem die Niederlande und die Union. Jene hatten Savoyen auch bereits tatſächliche Unterſtützung gewährt, indem ſie den Oberſt Ernſt von Mansfeld in ihren

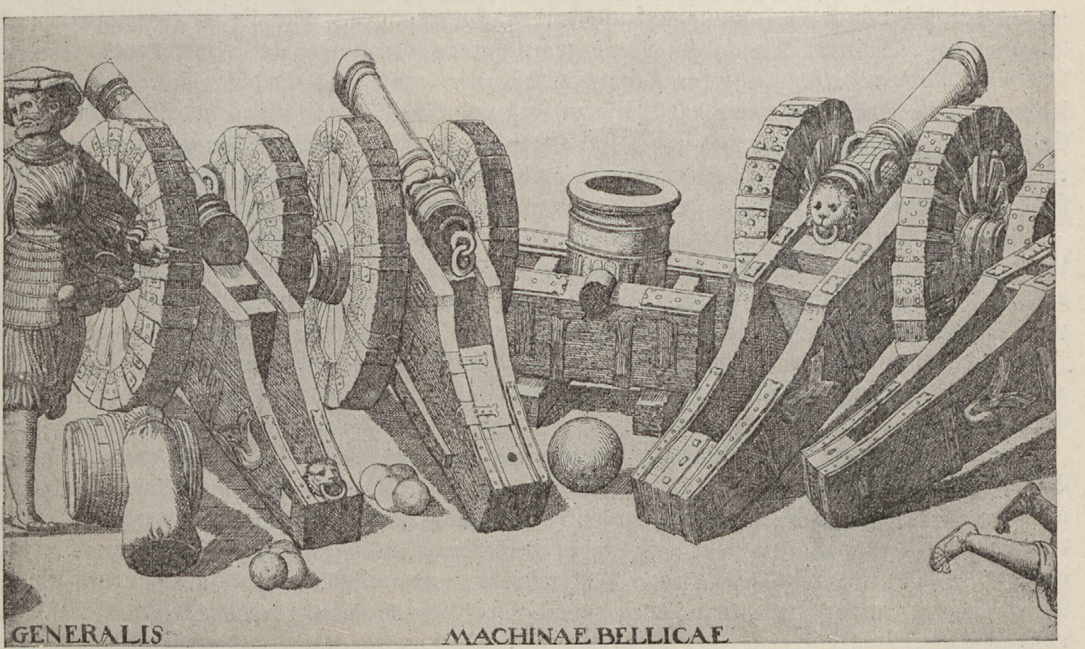
Dienſt nahmen, 4000 Mann durch ihn anwerben und nach Savoyen führen ließen. Indes beim Ausbruch des Aufruhrs in Prag war Savoyen der einzige Staat von Bedeutung, der ſich zur Unterſtützung der evangeliſchen Stände in Böhmen bereit fand. Die Generalſtaaten konnten ſich in ſo weittragende Verpflichtungen nicht einlaſſen, weil ſie ſelbſt wieder durch den Gegenſatz zweier konfeſſioneller Sekten, der Gomariſten und Arminianer in Aufregung verſetzt waren. Hinter dieſen religiöſen Parteien ſtanden jedoch auch zwei politiſche: die eine, vom Ratspenſionär von Holland, Oldenbarneveld, geführt, wollte das Übergewicht des ſtädtiſchen Patriziats in der Regierung der Staaten aufrecht erhalten, die andere beſtand aus den Anhängern des Hauſes Oranien. Sie gewann die Oberhand und mit ihr die ſtreng calviniſch geſinnten Gomariſten, nachdem Oldenbarneveld gefangen genommen und hingerichtet war (1619). Venedig verhielt ſich den Bewerbungen Savoyens gegenüber ziemlich kühl, bis es durch die Entdeckung der Verſchwörung des Jacques Pierre im April 1618 aus ſeiner Ruhe aufgeſchreckt wurde. Eine Bande von franzöſiſchen, holländiſchen und anderen Söldnern, die Beſchäftigung erwartend herumlungerten, hatte nämlich den Plan gefaßt, das Arſenal und den Dogenpalaſt zu beſetzen und das Zentrum der Stadt ſo lange zu halten, bis Schiffe des Herzogs Oſſuna, des ſpaniſchen Vizekönigs von Neapel, hereingekommen ſein würden, um ſich dann Venedigs zu bemächtigen. Der nach der Entdeckung dieſer Verſchwörung geführte Prozeß ließ keinen Zweifel darüber, daß Oſſuna ſeine Hand im Spiel gehabt hatte. Sah die Republik auch von der Abenteuerlichkeit des Unternehmens ab, ſo blieb doch immer noch die Tatſache übrig, daß ſpaniſche Schiffe das Dominium des mare adriaticum, das Venedig für ſich in Anſpruch nahm, hatten ſtören wollen. Die Unabhängigkeit der Republik, ja noch mehr als dieſes — ſie ſelbſt war der Gegenſtand eines gefährlichen Anſchlages. Nun war es für ſie von größter Wichtigkeit, die Feinde Spaniens in guter Rüſtung zu erhalten. Sie zahlte daher ſchon im Juni für die Mansfeldiſchen Truppen 3000 Dukaten an Savoyen. Mansfeld ſtand mit ihnen in Bern und beſtimmte den Herzog von Savoyen, ſeine, wenn auch beſcheidene, aber doch nicht wertloſe Kriegsmacht der Union zur Verfügung zu ſtellen. In Heidelberg trat er mit dem Vorſchlag hervor, man ſolle dafür dem Herzog die Kaiſerwürde bei der nächſten Wahl in Ausſicht ſtellen.

Böhmen und die Dynaſtie Habsburg befanden ſich ſeit Monaten im Kriegszuſtand. Dabei kam die Tätigkeit des kranken Kaiſers kaum mehr in Betracht. Die Regierung lag in den Händen Ferdinands von Inneröſterreich oder vielmehr ſeines Miniſters, des Freiherrn Johann Ulrich von Eggenberg. Dieſer (1568 geboren) hatte den evangeliſchen Glauben, dem ſein Vater angehörte, verlaſſen, weil er wahrnahm, daß die Macht der Katholiken und der päpſtlichen Partei am Hof von Inneröſterreich im Wachſen begriffen war. Ihm handelte es ſich um Macht und Gütererwerb, eine Eigenſchaft, die ſeine Familie zur Zeit Kaiſer Friedrichs III. zu einflußreicher Höhe empor gebracht hatte. Johann Ulrich ſtand auch perſönlich dem Erzherzog nahe, deſſen politiſche Richtung er billigte. Ihm war es klar, daß Böhmen mit Gewalt der Waffen erobert werden müſſe. Man ſuchte daher mit päpſtlicher und ſpaniſcher Hilfe ein Heer zuſammenzubringen. Dieſes erreichte im Sommer 1618 die Stärke von 14 000 Mann und erhielt in dem Grafen von Bouquoy, den Erzherzog Albert aus den Niederlanden ſandte, einen bewährten und geſchickten Befehlshaber. Die böhmiſchen Truppen hatten dieſelbe Stärke und legten ſich an die Grenzpäſſe. Im Oktober rückte Mansfeld in Böhmen ein. Er wurde formell von den böhmiſchen Direktoren beſtallt, von Savoyen bezahlt.

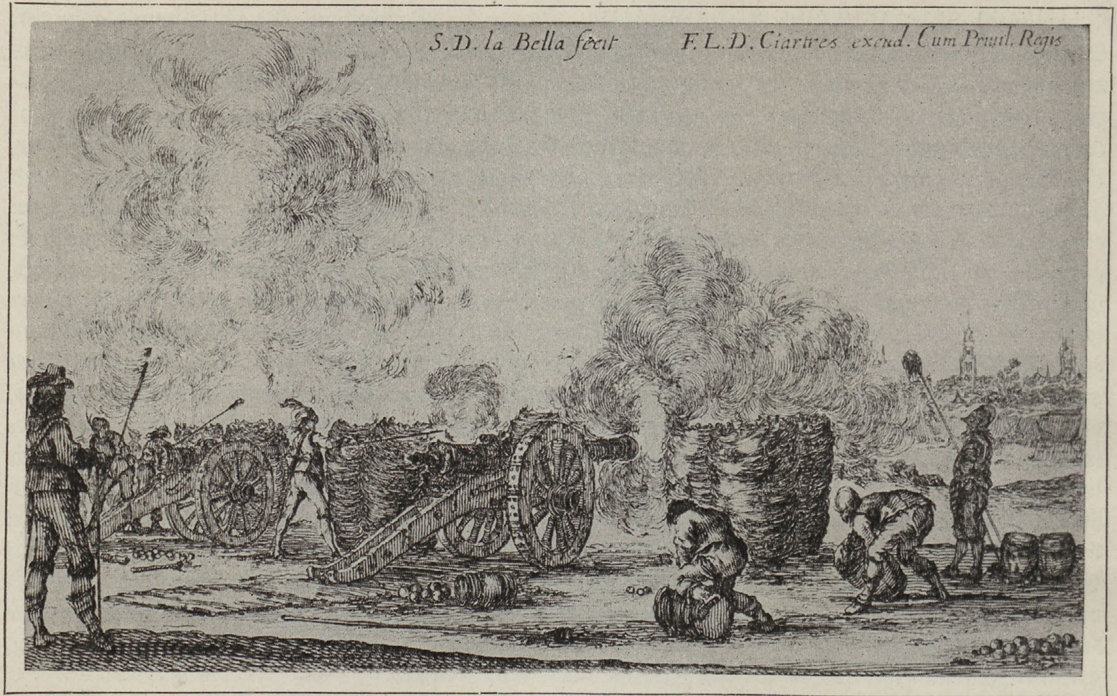
Bei allen dieſen Unterhandlungen wurde von den Diplomaten angenommen, daß Kurpfalz, dem Böhmen jetzt ſo viel zu danken hatte, die Königswürde dieſes Landes als Entſchädigung erhalten würde. Der Plan iſt ja auch zur Ausführung gekommen, aber mit unzureichenden Mitteln. Es war ſchon eine grobe Enttäuſchung der Beteiligten, daß Jakob von England ſich den königlichen Anſprüchen ſeines Schwiegerſohnes gegenüber völlig ablehnend verhielt. Die Republik Venedig, deren politiſche Kraft durch den geſättigten Reichtum und durch das Überwiegen des kaufmänniſchen Geiſtes ſeit dem 15. Jahrhundert in ſteter Abnahme begriffen war, erkannte nicht, daß in dieſem Augenblicke durch einige 100 000 Dukaten mehr erreicht werden könne, als ſonſt mit dem Aufgebot großer Heeresmaſſen. Sie unterließ es alſo, den Herzog Karl Emanuel von Savoyen genügend zu unterſtützen, und wies ihn an, ſeine Entſchädigung für die Erhaltung des Mansfeldiſchen Korps von der Union zu verlangen. Er trat daher durch Mansfeld mit der Forderung hervor, man müſſe ihm für dieſe und weitere Opfer nebſt der Kaiſerkrone auch die böhmiſche Königskrone verſprechen.

Am 20. März 1619 ſtarb Kaiſer Matthias. Erzherzog Maximilian war ſeit einem Jahre tot, Erzherzog Albert trat ſeine Anſprüche auf beide Öſterreich am 2. Februar 1619 ab, Tirol war bereits durch den Tod Maximilians an Ferdinand gefallen. Somit war dieſer tatſächlich der einzig berechtigte Erbe aller habsburgiſchen Länder. Die Böhmen erklärten jetzt die Frage, ob die frühere Annahme Ferdinands gültig ſei und unter welchen Bedingungen die Anerkennung zu erfolgen habe, für offen und ſetzten die Direktoren als Interims-Regierung ein. In ihrem Auftrage zog Thurn nach Mähren, deſſen Stände ebenfalls eine proviſoriſche Regierung errichteten und ſich zur Vereinigung mit den böhmiſchen bereit erklärten. In Oberöſterreich hatte Schernembl bei den Verordneten das Interregnum durchgeſetzt. Die niederöſterreichiſchen Proteſtanten hatten den katholiſchen Ständen erklärt, daß ſie vor der Huldigung die Anerkennung der religiöſen Freiheit verlangten. Matthias Thurn machte einen gewaltigen Vorſtoß nach Niederöſterreich mit 10 000 Mann zu Fuß, 2500 Reitern, 12 Geſchützen und drang, nachdem er bei Fiſchamend über die Donau gegangen, am 5. Juni bereits in die öſtlichen Vorſtädte Wiens ein. Ferdinand war bereits im Begriffe, die Reiſe nach Frankfurt zur Wahl anzutreten; er konnte die Hauptſtadt jedoch nicht verlaſſen, weil er fürchten mußte, von den Gegnern gefangen zu werden. Seine militäriſche Macht war ſehr gering. Vier Kornets der bei Krems ſtehenden Dampierreſchen Reiter waren nach Wien einbezogen worden. Ihr Einrücken ſcheint auf die Stimmung der dort verſammelten Landſtände und der Bürgerſchaft einigermaßen abkühlend eingewirkt zu haben. Daß es gerade in dem Augenblick ſtattgefunden habe, wo eine Deputation der evangeliſchen Stände mit dem König lebhaft verhandelte und Herr von Thonradl ihm drohend zurief: „Ferdinandl, Ferdinandl, wirſt unterſchreiben!" iſt nicht nachzuweiſen. Man hat aber daraus eine hübſche Sage gemacht, die bis in die allerneueſte Zeit für jeſuitiſche Zwecke ausgenutzt wurde.

Die Frage, warum die Evangeliſchen in Niederöſterreich nicht wirklich Gewalt gebraucht und ſich der Perſon des Königs bemächtigt haben, läßt ſich noch immer nicht beantworten. Fürſtentreue war es jedenfalls nicht. Am 7. Juni war die Gelegenheit dazu vorüber. Thurn mußte ſchleunigſt die Umgebung von Wien verlaſſen, weil die Ankunft einer Armee von 6000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern, größtenteils Wallonen, in Budweis gemeldet wurde. Am 10. kam es bereits zu einem Gefecht bei Zablat mit Mansfeld, der geſchlagen wurde, weil ihm die Böhmen nicht rechtzeitig Hilfe brachten. Den 11. konnte Ferdinand nach Frankfurt abreiſen.



Geſchütze aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Nach einem alten Stiche.


S.D. la Bella fecit
F.L.D. Ciartres excud. Cum Privil. Regis

6. Der böhmiſche Krieg

Schon ſeit geraumer Zeit ſuchte man eine Verſtändigung unter den konfeſſionellen Parteien wegen der bei der Kaiſerkrönung aufzuſtellenden Forderungen. Die Union verlangte die Erledigung der Beſchwerden auf dem Wege gemeinſamer Beratungen und Unterhandlungen von Partei zu Partei, Verſchiebung der Kaiſerwahl bis zur Beendigung der böhmiſchen Wirren. Sie ſollte auch ſofort ein Heer von 8000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter aufſtellen. Dies hätte bis zu Ende des Jahres einen Aufwand von 1 406 510 Gulden erfordert, der Geldeingang betrug jedoch bis Ende Dezember nur 1 056 115; man war alſo bereits mit nahezu 400 000 Gulden im Rückſtande, mußte aber für das nächſte Jahr weit größere Anſtrengungen gewärtigen.

Auf der Tagesſatzung in Heilbronn beantragte Moritz von Heſſen-Kaſſel, in einem über die Union hinausgehenden Bündnis die evangeliſchen Reichsſtände, die böhmiſchen Stände und die auswärtigen Mächte zu vereinigen. Dieſem allein richtigen Gedanken trat jedoch der Gegenſatz zwiſchen Kalvinismus und Luthertum ſcharf entgegen. Johann Georg von Sachſen lehnte das Zuſammengehen mit der Union ab, weil in ihr die kalviniſtiſche Pfalz die Führung beſaß. Von auswärtigen Mächten ließen ſich nur die Generalſtaaten zu einer monatlichen Zahlung von 50 000 Gulden herbei.

Ein intereſſantes ſtaatsrechtliches Problem entſtand durch die Forderung der böhmiſchen Stände, die Kaiſerwahl möge ſo lange verſchoben werden, bis der böhmiſche König gewählt ſei, weil ſie bei der Neuwahl vertreten ſein müßten. König Ferdinand und die Katholiken ſuchten dagegen ſelbſtverſtändlich auf das eifrigſte zu proteſtieren, weil das Haus Habsburg überhaupt nicht zugeben durfte, daß Böhmen ein Wahlreich ſei, und weil durch Einführung einer evangeliſchen Stimme in das Kurfürſten-Kollegium die Mehrheit zugunſten der Evangeliſchen verſchoben worden wäre.

Als der Kurfürſtentag am 27. Juli in Frankfurt zuſammentrat, waren die geiſtlichen Mitglieder perſönlich anweſend, die weltlichen, proteſtantiſchen, durch Geſandte vertreten. Pfalz beantragte, den Wahltag zu verſchieben, bis die böhmiſche Deputation angelangt ſei. Sachſen ſtimmte mit den geiſtlichen Kurfürſten dagegen. Als am 29. Juli die böhmiſche Geſandtſchaft in Hanau erſchien und Zulaſſung zu den Beratungen der Kurfürſten verlangte, wurde ſie nicht vorgelaſſen. Das Ende der Verhandlungen war die Wahl Ferdinands, die am 28. Auguſt einſtimmig erfolgte. Pfalz hatte noch verſucht, für Bayern einzutreten; als es fruchtlos blieb, ſchloß es ſich, wie üblich, der Mehrheit an.

Der böhmiſche Landtag hatte ſich durch die Teilnahme der Schleſier und Mährer zu einem Generallandtag erweitert, der am 31. Juli eine neuerliche Konföderation der Länder der böhmiſchen Krone zuſtande brachte. Darin wird gewährleiſtet: volle Religionsfreiheit, Beſetzung der Landesämter mit Evangeliſchen, freie Königswahl, Truppenwerbung, Unterſtellung der Truppenwerbung der Bewilligung des Landtages, Einſetzung von Defenſoren in allen Ländern, eine gemeinſame Bundeskriegsverfaſſung. Die Konföderation ſchloß nun ein zweites Bündnis mit den Öſterreichern, worin ſie ſich gegenſeitige Gewähr der religiöſen und politiſchen Freiheiten zuſagten. Die große Maſſe des Volkes in den Städten und auf dem Lande war eigentlich an der Bewegung nicht beteiligt. Die noch vielfach in Leibeigenſchaft gehaltenen Bauern verlangten ihre perſönliche Freiheit und brachten ihr Begehr ſogar in vereinzelten Aufſtänden zum Ausdruck. Tſchernembl hat wirklich ſeinen böhmiſchen Freunden den Rat gegeben, die Leibeigenſchaft aufzuheben und ſich dadurch eine ſtarke Stütze im Lande ſelbſt zu verſchaffen, aber davon wollten die böhmiſchen Großen nichts wiſſen, obwohl dieſer Schritt vielleicht ihr Unternehmen gerettet und ſiegreich gemacht hätte. Und auch ſich ſelbſt legten dieſe Herren, die über die böhmiſche Krone verfügen wollten, keine beſonderen Opfer auf. Die Steuern gingen ſchlechter ein als vorher, und das Direktorium wagte nicht, ſie zu erhöhen. Infolgedeſſen fehlte es an Geld, die Truppen konnten nicht bezahlt werden.

Nachdem der Landtag feſtgeſtellt hatte, daß Ferdinand ſeine eidlichen Verpflichtungen gebrochen, daß überhaupt keine Wahl, ſondern eine Annahme ſtattgefunden, die von den Nebenländern Mähren und Schleſien nicht einmal beſtätigt worden ſei, ſchritt er zur Neuwahl. Da Sachſen abgelehnt hatte, Karl Emanuel von Savoyen katholiſch war, mußte man wohl oder übel den Pfälzer Friedrich als einzigen Kandidaten anerkennen. Chriſtian von Anhalt hätte gern eine Verſchiebung der Wahl gewünſcht, bis ſich die Union und England für deren Annahme durch ſeinen Herrn ausgeſprochen hätten, die Böhmen ließen ſich aber nicht mehr aufhalten und wählten Friedrich am 27. Auguſt zum König. Nun glaubte Anhalt doch nichts anderes, als die Annahme empfehlen zu ſollen, obwohl keine von den Bedingungen zutraf, die er vorher dafür aufgeſtellt hatte. Von den Unionsfürſten waren nur wenige einverſtanden, die meiſten, namentlich die reichen Städte waren dagegen, weil ſie den Krieg fürchteten, der ihnen Geld koſten würde.

Die Konföderation und das Bündnis mit Öſterreich, ſowie die nun erfolgte freie Wahl von böhmiſcher Seite gab den Anlaß zur Gründung eines Staatsweſens, deſſen Zentrum nicht Wien, ſondern Prag geworden wäre; ein ähnlicher Plan ging von ungariſcher Seite aus. Betlen Gabor faßte nach dem Tode Matthias' den Plan, ein ſelbſtändiges ungariſches Reich in Verbindung mit einigen Nachbarländern (Mähren, Öſterreich uſw.) zu begründen. Er arbeitete in Konſtantinopel für die Erklärung des Krieges an Ferdinand und kündigte den böhmiſchen Direktoren ſeine Bundesgenoſſenſchaft an. Am 28. Auguſt brach er von Klauſenburg auf, zog durch Oberungarn, wo ſich ihm die Städte anſchloſſen, und hielt am 21. September in Kaſchau eine Verſammlung mit der evangeliſchen Partei unter dem Grafen Thurzo ab. Mit nicht unbeträchtlichen Heerſcharen, darunter gewaltige Reitermaſſen, langte er am 14. Oktober in Preßburg an, nahm es ein und rückte gegen Wien. Sowohl Bouquoy als Dampierre, die in Böhmen und Mähren allmählich Boden gewonnen hatten, mußten nun ſchleunigſt in die Gegend von Wien zurückkehren, denn 8000 ungariſche Reiter durchſtreiften Mähren und Niederöſterreich. Das böhmiſche Heer unter Thurn und Hohenlohe rückte ebenfalls an die Donau vor und vereinigte ſich bei Paſſau mit Betlen. Am 26. November wurde Bouquoy bei Bruck a. d. Leitha geſchlagen, am 27. ſtand der Feind vor Wien. Es wäre nun für die Sache der Verbündeten von größter Wichtigkeit geweſen, wenn die Evangeliſchen in Inneröſterreich ſich ebenfalls erhoben und dadurch den Kreis geſchloſſen hätten, mit dem man die Hauptſtadt umgab. Es wurden große Anſtrengungen gemacht von ſeiten der pfälziſchen Staatsmänner, ihre Geſinnungsgenoſſen in Steiermark und Kärnten zu einer kleinen „Diverſion" zu bewegen und auch Venedig für eine Mithilfe durch Geld zu gewinnen.

„Siegmund Friedrich von Herberſtein gehörte zu jenem kleinen Kreiſe von Patrioten, welche trotz ihres akatholiſchen Bekenntniſſes das Vertrauen Ferdinands beſaßen und ſich tatſächlich durch ihr perſönliches Anſehen von der Parteiſtrömung unberührt erhalten hatten. Ihre nahen Beziehungen zu der inneröſterreichiſchen Linie der Habsburger, ſowie der Umſtand, daß auch nach der Gegenreformation von 1598 dem Adel die Ausübung des evangeliſchen Glaubens auf ſeinen Beſitzungen unverwehrt blieb, wenn er dadurch kein Aufſehen erregte, hatten ſie bis jetzt von einer Teilnahme an der Oppoſition gegen das Herrſcherhaus ferngehalten; an ihrer Abneigung vor einem völligen Bruch mit derſelben ſcheiterte offenbar auch der Verſuch, die Erhebung nach Inneröſterreich zu verpflanzen. Die zum Handeln geneigte Partei beſaß keine Männer von Einfluß und Macht, ſie konnte daher gegen die entſcheidende Stimme eines Glaubensgenoſſen, der ein Vierteljahrhundert hindurch mit dem Adel der Steiermark als der Wächter ſeiner Rechte und der Würde des Landes verkehrt hatte, dem die ganze Regierungsmaſchine zur Verfügung ſtand, nichts ausrichten und hat mit ihren Verſprechungen und Plänen die Häupter des böhmiſchen Aufſtandes und die Leiter der pfälziſchen Politik nur in trügeriſche Hoffnungen gewiegt. Doch die Gefahr war immerhin groß — die Haltung der Inneröſterreicher ausſchlaggebend für das Schickſal der habsburgiſchen Monarchie und das Verdienſt jenes Herberſteiners um dieſelbe gewiß unbeſtreitbar. Die Nichtbeteiligung der Inneröſterreicher an der Rebellion von 1619, zu welcher gerade ſie im Hinblick auf die Ferdinandiſche Gegenreformation mehr Anlaß gegeben hätten als alle anderen Länder, war für Öſterreich bedeutungsvoller als das Feſthalten der Ungarn an der pragmatiſchen Sanktion in den Tagen der großen Kaiſerin.“ Es kamen noch einige andere Umſtände hinzu, um die Lage Ferdinands zu beſſern. Zunächſt traten ſchwere Regengüſſe ein, die den Aufenthalt der Inſurgenten vor Wien ſehr unangenehm machten, zumal, weil das Ausbleiben der Soldzahlungen die Truppen mißmutig ſtimmte. Gegen Ende November kamen auch neuerdings 7000 ſpaniſche Reiter über Innsbruck dem Kaiſer zu Hilfe, der Graf von Homonay, ein katholiſcher Ungar, erfocht einen Sieg über Georg Boczkay, den Parteigänger Betlens, wodurch dieſer ſich bedroht fühlte. Am 29. d. M. rückte er an die Leitha und bald noch weiter zurück. Thurn mit den Böhmen mußte folgen, blieb jedoch, von Ober- und Niederöſterreich unterſtützt, an der Grenze von Mähren. Wien war frei; der Stern des Hauſes Habsburg ſtieg wieder empor.

Die Ligiſtenfürſten hatten in Frankfurt verabredet, ein ſelbſtändiges Heer zum Schutze Ferdinands zu ſtellen, außerdem wurde Spanien aufgefordert, von den Niederlanden aus ins Reich einzurücken. Maximilian von Bayern übernahm das Direktorium der katholiſchen Defenſion, beſtand jedoch auf „abſolutem Kommando“, das auch durch den Kaiſer nicht eingeſchränkt werden dürfe. Dafür wollte er 24 000 Mann ausrüſten und mit ihnen die Feinde Ferdinands bekämpfen.

Die Krönung des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz als böhmiſchen Königs in Prag (4. November 1619) ſollte das Signal für großartige Rüſtungen auf mitteleuropäiſchem Boden ſein. Die geringſte Wirkung übte ſie in Böhmen ſelbſt aus, wo die bewährten, nicht optimiſtiſchen Räte des Königs den ſchlimmen Stand der Geſchäfte alsbald erkannten. Überall drückte der Geldmangel. Von den Häuptern des Aufſtandes wollten die meiſten unter der neuen Regierung ſelbſt Geld verdienen, namentlich die im Heere angeſtellten. In der Union verhinderte der Gegenſatz zwiſchen Luthertum und Kalvinismus immer mehr ein kräftiges Zuſammengehen. Der Hofprediger des Kurfürſten von Sachſen erklärte, daß den Lutheranern die Katholiken weit näher ſtünden als die Kalviniſten, man dürfe daher dieſes kalviniſche Weſen in Böhmen nicht unterſtützen. Die Koſten der Rüſtung und der Unterhaltung der Heere ſtellten ſich zunehmend höher. Von der Unionskaſſe waren dafür bis März 1620 205 Römermonate ausbezahlt worden, ohne daß eigentlich noch Krieg geführt worden wäre. Auch unter den Katholiken war es nur Maximilian von Bayern, der ſeine Verpflichtungen genau einhielt. Was ſonſt an Geld und Mannſchaften zugeſagt worden war, kam nur in ſehr verminderter Zahl zur Aufſtellung. Die Anforderungen, die an Spanien geſtellt wurden, waren größer als ſeine Leiſtungsfähigkeit. Dennoch benutzte Erzherzog Albert den ſpaniſchen Kredit zur Ausrüſtung von 21 000 Mann und 4000 Reitern unter Ambroſius Spinola, die die Marſchrichtung auf Heidelberg erhielten. Entſchädigung ſollten die Spanier im Elſaß erhalten. Es wurde auch der Plan erörtert, ihnen Jülich und Cleve zu überlaſſen, was ihre Macht den Niederländern gegenüber verſtärkt hätte.

Immer ſind es politiſche Intereſſen, welche den Hauptanſtoß gaben zu dem bevorſtehenden Kriege. Es war noch immer kein Religionskrieg. Das war ſchon aus den geringen Leiſtungen des Papſtes, aber auch der Geiſtlichkeit zu erſehen. Von Florenz und Genua kamen kleine Zuſchüſſe. Der Papſt gab monatlich 10000 Gulden und widmete eine dreiprozentige Steuer aus dem Zehnten in Italien, die aber im erſten Jahre nicht mehr als 100 000 Dukaten einbrachte.

Der Waffenſtillſtand, den der Kaiſer am 29. September mit Betlen Gabor geſchloſſen hatte, führte zu keinem Frieden. Die Anforderungen des Fürſten waren zu überſpannt, namentlich die Geldanſprüche unerfüllbar. Auf dem Reichstage zu Neuſohl (Juli—Auguſt 1620) hatten die evangeliſchen Radikalen das Übergewicht und nahmen die Wahl Betlens zum König vor. Damit war er wieder auf Böhmen und die Union angewieſen.

Wie gewöhnlich ſuchten die einzelnen ihren Vorteil vor allem ſicherzuſtellen. Nur Sachſen und Heſſen-Darmſtadt fielen von der Unionsſache gänzlich ab, nachdem von den katholiſchen Ständen die Verſicherung gegeben war, man wolle die proteſtantiſchen Beſitzer geiſtlicher Güter nicht gewaltſam außerhalb des Weges Rechtens von den Stiften verdrängen. Dazu ließ ſich der Kurfürſt von Sachſen die beiden Lauſitze verpfänden und ein weltliches Fürſtentum verſprechen, das im Laufe des Krieges frei werden dürfte; es war damit wohl Anhalt gemeint. Am 18. Juni war Unionstag in Ulm. Dort erſchienen Geſandte des Herzogs von Bayern und verlangten eine Erklärung, daß die Union keine Feindſeligkeiten gegen die Mitglieder der Liga unternehmen würde. Erhalte er ſie nicht, ſo werde er angreifen. Ein Widerſtand der Unionsſtreitkräfte an der Donau hätte das bayriſch-ligiſtiſche Heer dort gebunden, die kaiſerlichen Truppen wären in Böhmen den böhmiſchen und ungariſchen Truppen allein gegenübergeſtanden, denn der Kurfürſt von Sachſen wollte erſt in Böhmen einrücken, wenn es auch von Seite Bayerns geſchähe. Die Unionsfürſten aber fürchteten, daß ihnen die Spanier, die von den Niederlanden kamen, in den Rücken fallen würden, während ſie mit Maximilian von Bayern im Kampfe ſtanden. Eine franzöſiſche Geſandtſchaft, die in Ulm erſchien, um zwiſchen Liga und Union zu vermitteln, erreichte ſehr leicht ihren Zweck. Die Union gab die verlangte Erklärung, Maximilian von Bayern war im Rücken gedeckt: er konnte die „Impreſa“ gegen Böhmen beginnen.

Schon am 24. Juli marſchierte er mit 21 000 Mann in Oberöſterreich ein und ſchob einige 1000 an der Straße von Fürth nach Pilſen vor. Die im Solde der Oberöſterreicher ſtehenden 2—3000 Mann ſowie die bewaffneten Bauern verſchwanden ſehr bald aus ſeinem Geſichtsfelde. Wenn es dem evangeliſchen Volk in den beiden Öſterreich nicht zu deutlich geweſen wäre, daß die „Herren und Landleute“ in dieſem Kampfe vielmehr für ihren eigenen Vorteil und ihre Herrſchaft als für ihren Glauben eintraten, ſo würde der Bayernherzog nicht ſo leicht in Oberöſterreich Fuß gefaßt haben. Dieſelben Leute, die unter Stefan Fadinger wenige Jahre ſpäter einen ſiegreichen Aufſtand unternahmen, bayriſche und kaiſerliche Truppen aufs Haupt ſchlugen, hätten damals im Verein mit den Landſtänden den Marſch Maximilians nach Böhmen verhindern können. Statt deſſen aber konnte dieſer bereits am 4. Auguſt die Huldigung in Linz entgegennehmen und eine bayriſche Verwaltung in Oberöſterreich einſetzen. Nachdem dann auch die Verbindung mit den kaiſerlichen Truppen unter Bouquoy hergeſtellt war, hinderte nichts mehr, den Kriegsſchauplatz nach Böhmen zu übertragen.

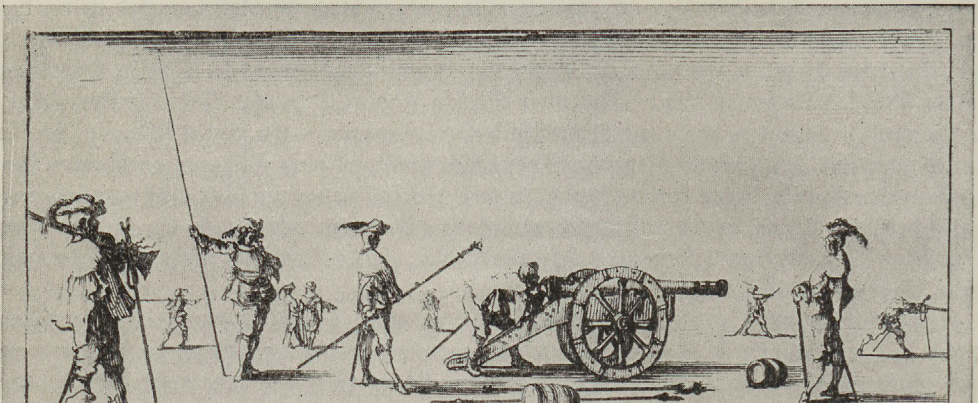
Dort ſtand Thurn mit dem böhmiſchen Aufgebot bei Tabor, Mansfeld war bei Moldauthein. Er befand ſich ſeit der Kaiſerwahl in einer nichts weniger als angenehmen Lage, denn er erhielt von Savoyen keine Gelder mehr. So verlangte er vom König Friedrich eine feſte Beſtallung, und zwar an Stelle des gefallenen Colonna Fels, und außerdem die Bezahlung ſeiner Truppen. Gerade dies letztere konnte aber nicht geboten werden. Auch machte es Schwierigkeiten, in das Verhältnis zwiſchen Thurn und Mansfeld Klarheit zu bringen. Es blieb ihm daher nichts übrig, als beim Anmarſch der Bayern ſich Maximilian anzubieten: er war bereit, zur kaiſerlich-ligiſtiſchen Partei überzutreten, wenn man ihm perſönlich die Reichsgrafenwürde und die Statthalterſchaft von Luxemburg verleihe und 400 000 Gulden zur Bezahlung der Soldrückſtände verwende. Der Herzog gab ihm ſofort eine Abſchlagszahlung von 100 000 Gulden und rückte nun, nachdem auch Bouquoy dafür gewonnen war, gegen Prag.

Chriſtian von Anhalt, der den Oberbefehl über die ſeinem Herrn zur Verfügung ſtehenden Streitkräfte hatte, bezog eine feſte Stellung bei Rakonitz, wo er einige Tage lang das Vordringen der Gegner aufzuhalten vermochte, immer in der Hoffnung, daß mittlerweile niederöſterreichiſche oder ungariſche Hilfstruppen eintreffen würden. Die Mutloſigkeit unter den Böhmen griff jedoch derart überhand, daß König Friedrich ſchon von Rakonitz aus an ſeine in Prag weilende Gemahlin die Aufforderung richtete, Böhmen zu verlaſſen.

Weſentlich auf Drängen des ligiſtiſchen Feldhauptmannes Freiherrn von Tilly erfolgte am Mittage des 8. November der ligiſtiſch-kaiſerliche Angriff.

Die Stärke der beiden Heere dürfte ziemlich gleich geweſen ſein, etwa rund 30 000. Ihre moraliſche Verfaſſung war dagegen um ſo verſchiedener: „auf der einen Seite gut genährte und pünktlich bezahlte und deshalb kampfluſtige Soldaten, auf der andern eine durch vielfache Entbehrungen mißgeſtimmte und zur Meuterei aufgelegte Mannſchaft.“ Die Tapferkeit einzelner Führer, wie des jungen Herzogs von Anhalt, des Herzogs von Weimar und anderer, konnte das Mißverhältnis der Stimmung nicht ausgleichen. Man hat aus dem Umſtande, daß auf böhmiſcher Seite viele Einzelangriffe und Attacken gemacht wurden, ſchließen wollen, daß Chriſtian von Anhalt ſchon in dieſer Schlacht am weißen Berge eine neue Form der Schlachtanlage hat einführen wollen, die dann ſpäter von Guſtav Adolf ausgebildet worden ſei. Damit iſt aber nur der Zufall zum Syſtem erhoben, denn dieſe Einzelgefechte entſtanden nur dadurch, daß es weder einen feſten Plan noch einen Oberbefehl gab. Die Landsknechtregimenter des Kaiſers und der Liga rückten in ihrer feſtgeformten „gevierten“ Schlachtordnung unaufhaltſam vor und warfen alles, was ſich ihnen entgegenſtellte, durch die Wucht ihres Stoßes nieder. Im Verlaufe einer Stunde war die Entſcheidung gefallen; das böhmiſche Heer, dem die wenigen zu Hilfe gekommenen ungariſchen Reiterſcharen keine weſentlichen Vorteile brachten, befand ſich in voller Auflöſung und Flucht nach Prag.

König Friedrich, der noch die Muße gefunden hatte, am Vormittag mit zwei engliſchen Geſandten, die ihn aufſuchten, Mahlzeit zu halten, ritt eben auf das Schlachtfeld, als ihm ſeine geſchlagenen Heerführer Anhalt, Thurn und Hohenlohe entgegenkamen und ihn über das Schickſal des Tages aufklärten. Es war der Wendepunkt ſeines Lebens: aus dem erſten weltlichen Fürſten des Reichs, der die herrlichſten deutſchen Lande ſein eigen nennen durfte, war ein bettelnder König ohne Land geworden.


Iſrael ex. cum privilegio Regis
Steff. Della Bella. In. et F.

Waffenübungen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Kupferſtich von Della Bella.

Die drei Bettler aus Böhmerland!

Zeitgenöſſiſches Flugblatt auf die Ereigniſſe des Jahres 1620

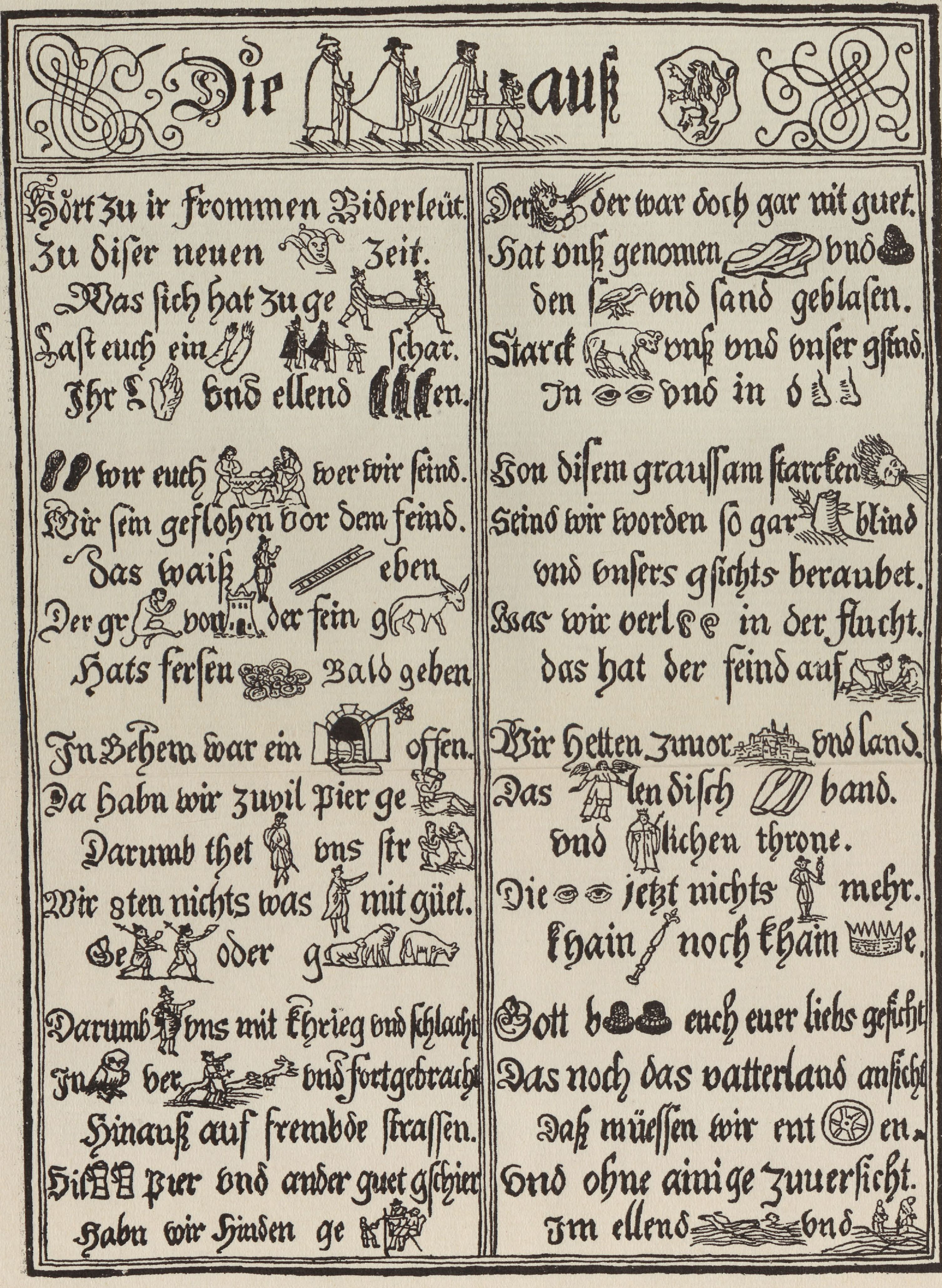
Moderne Uebertragung.

Hört zu ihr frommen Biederleut,
Zu dieſer neuen Narrenzeit
Was ſich hat zugetragen.
Laßt Euch ein' arme Bettlerſchar
Ihr Leid und Elend klagen.
Der Wind der war doch gar nit gut,
Der hat uns genommen Rock und Hut,
Den Staub und Sand geblaſen.
Stark wider uns und unſer Geſind
In Aug und in die Naſen.

Soll'n wir Euch ſagen, wer wir ſeind?
Wir ſind geflohen vor dem Feind;
Das weiß man leider eben!
Der Graf von Thurn, der ſein Geſell,
Hat Ferſengeld bald geben.
Von dieſem grauſam ſtarken Wind
Seind wir worden ſogar ſtockblind,
Und unſers G'ſichts beraubet.
Was wir verloren in der Flucht,
Das hat der Feind aufklaubet.

In Böhmen war ein Keller offen,
Da hab'n wir zuviel Bier geſoffen,
Darum tät man uns ſtrafen.
Wir achten nichts, was man mit Güt'
Geboten oder geſchaffen. —
Wir hetten zuvor Stadt und Land,
Das engelländiſch Hoſenband
Und königlichen Throne.
Die Augen jetzt nichts zeigen mehr,
Kein Szepter noch keine Krone.

Darum man uns mit Krieg und Schlacht
In Eil verjagt und fortgebracht
Hinaus auf fremde Straßen.
Viel Krüge Bier und ander gut G'ſchirr
Hab'n wir hinten g'laſſen!
Gott b'hüt Euch Euer lieb's Geſicht,
Das noch das Vaterland anſicht,
Das müſſen wir entraten.
Und ohne einige Zuverſicht
Im Elend ſchwimmen und waten.



Die auß

Hört zu ir frommen Biderleüt.
Zu diſer neuen Zeit.
Was ſich hat zu ge
Laſt euch ein ſchar.
Ihr L vnd ellend en.

wir euch wer wir ſeind.
Wir ſein geflohen vor dem feind.
Das waiß eben
Der gr von der fein g
Hats ferſen Bald geben

In Behem war ein offen.
Da habn wir zuvil Pier ge
Darumb thet vns ſtr
Wir 8ten nichts was mit güet.
Ge oder g

Darumb vns mit khrieg vnd ſchlacht
In ver vnd fortgebracht
Hinauß auf frembde ſtraſſen.
Vil Pier vnd ander guet gſchirr
Habn wir Hinden ge

Der der war doch gar nit guet.
Hat vnß genomen vnd
den vnd ſand geblaſen.
Starck vnß vnd vnſer gſind.
In vnd in d

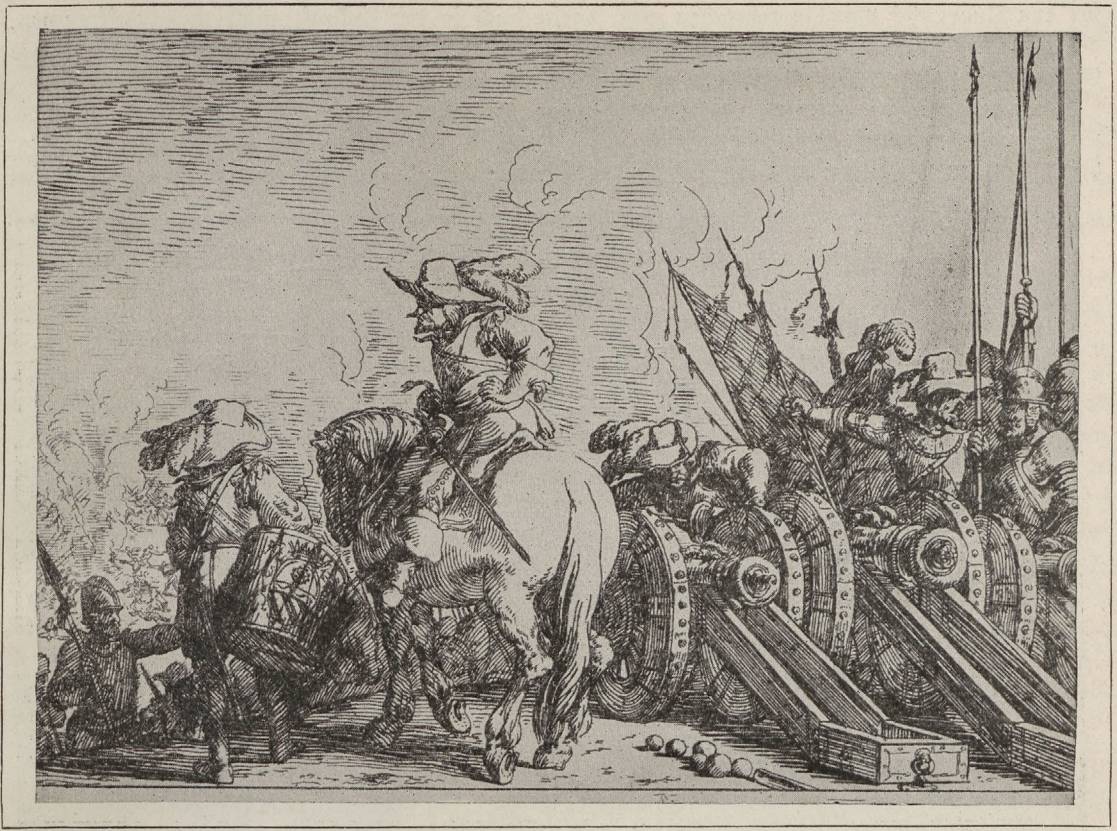
Von diſem grauſſam ſtarcken
Seind wir worden ſo gar blind
vnd vnſers gſichts beraubet.
Was wir verl in der flucht.
das hat der feind auf

Wir hetten zuvor vnd land.
Das len diſch band.
vnd lichen throne.
Die jetzt nichts mehr.
khain noch khain e.

Gott b euch euer liebs geſicht
Das noch das vatterland anſicht
Daß müeſſen wir ent en.
Vnd ohne ainige zuuerſicht.
Im ellend vnd

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadtbücherei Elbing

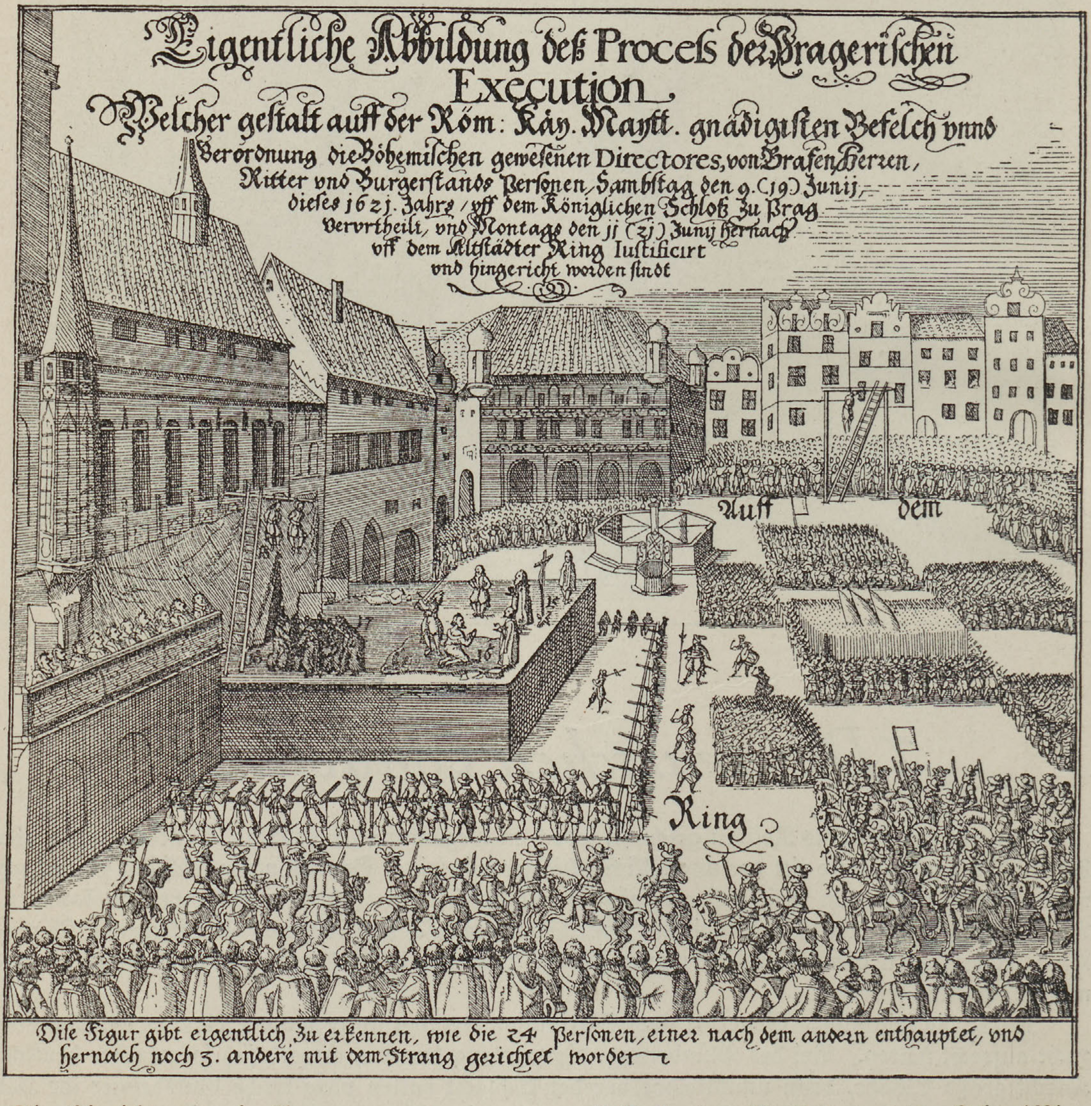


Della Bella fec.

7. Die deutschen Condottieri

Von einigen Kornets Reitern geſchützt, jedoch in Begleitung ſeiner Räte, Generale und vieler böhmiſcher Landoffiziere ritt der unglückliche Pfälzer mit ſeiner Gemahlin am nächſten Vormittag vom Hradſchin aus, um ſo ſchnell als möglich auf ſchleſiſchem Boden in Sicherheit zu kommen. Dem Schaden folgte der Spott in dieſem Falle beſonders raſch und beißend. Der fliehende Winterkönig bildete einen dankbaren Gegenſtand für die Verfaſſer der zahlreichen Flugſchriften, die damals verbreitet wurden.

Weder die kaiſerlichen Generale noch Maximilian konnten unter ihren Soldaten die Manneszucht aufrecht halten. Bei der Plünderung, die tagelang dauerte, erwarb ſich ſo mancher deutſche Knecht große Schätze, denn unmittelbar vor der Schlacht hatten viele reiche Gutsbeſitzer ihr Hab und Gut auf Wagen in die feſte Stadt geführt und dort in Höfen und auf den Gaſſen untergebracht. So ſtand denn eine ganz ungewöhnliche, ausgewählte Beute bereit. Auch die Prager Paläſte und die Häuſer der reichen Patrizier wurden nicht verſchont, bis es endlich gelang, die Söldlinge wieder aus der Stadt zu bringen. Noch immer aber blieben viele Perſönlichkeiten, die beim Aufſtand beteiligt geweſen waren, in ihren Häuſern, in der feſten Überzeugung, daß ihnen nichts geſchehen würde. Sie mußten die bitterſte Enttäuſchung erleben. Nachdem ſich die Mährer ohne Schwertſtreich raſch und demütig gefügt, ebenſo die ſchleſiſchen Stände ihre Unterwerfung unter Wahrung der religiöſen Freiheit zugeſagt hatten, alſo an einen Widerſtand mit den Waffen nicht zu denken war, konnte man von ſeiten der Wiener Regierung daran gehen, alle Pläne über die künftige Geſtaltung des Habsburgiſchen Länderbeſitzes uneingeſchränkt durchzuführen. Da ſetzte nun der Jeſuitismus mit ſeinem Prinzip abſoluter Herrſchaft ein. Die Macht der Stände, die für den Augenblick ohnehin gebrochen war, durfte auch in der Zukunft nicht mehr aufkommen, der Wille des Kaiſers ſollte das oberſte Geſetz ſein. Mit der Macht der Stände fiel ohnedies jedes Gegengewicht gegen die kaiſerliche, der Abſolutismus war begründet.


Eigentliche Abbildung deß Proceſs der Prageriſchen
Execution
Welcher geſtalt auff der Röm: Käy. Maytt. gnädigiſten Befelch vnnd
Verordnung die Böhemiſchen geweſenen Directores, von Grafen, Herzen,
Ritter vnd Burgerſtands Perſonen, Sambſtag den 9. (19.) Junij,
dieſes 1621. Jahrs / vff dem Königlichen Schloß zu Prag
Verurtheilt, vnd Montags den 11 (21) Junij hernach
vff dem Altſtädter Ring Iuſtificirt
vnd hingericht worden ſindt
Auff dem
Ring
Diſe Figur gibt eigentlich zu erkennen, wie die 24 Perſonen, einer nach dem andern enthauptet, vnd
hernach noch 3. andere mit dem Strang gerichtet worden

Die Hinrichtungen in Prag. Fakſimile eines Flugblattes aus dem Jahre 1621.

Schon bei der Einleitung des nun folgenden Prozeſſes wurden die Landesgeſetze und die Rechte und Freiheiten der Stände nicht mehr beachtet. An Stelle des ordentlichen Gerichtshofes trat am 13. März 1621 ein außerordentliches Tribunal. Zuerſt wurden die auswärts befindlichen, am Aufſtand beteiligten Perſonen ihrer ſämtlichen Güter für verluſtig erklärt, dann alle übrigen Angeklagten derſelben Strafe unterworfen. Dieſer Beſchluß wirkte noch viel einſchneidender in Böhmen als die Verurteilung der Anführer und Häupter zum Tode, ja ſogar zur Hinrichtung unter grauſamen Erſchwerungen, denn damit war der Beſtand des einheimiſchen Adels ſo gut als vernichtet. Dennoch lag dieſer Maßregel keine Germaniſierungstendenz zugrunde, die den jeſuitiſchen Grundſätzen gewiß fremd war. Aber es war ſelbſtverſtändlich, daß die Organe der Wiener Regierung in Böhmen nicht anders als deutſch amtierten und daß die Familien, die an die Stelle der beraubten Gutsbeſitzer traten, auch im öffentlichen Leben ihre Sprache beibehielten. Der Traum eines unabhängigen Tſchechenreiches wurde nicht wieder geträumt, wenn auch die Selbſtändigkeit des Königreiches Böhmen als eines deutſchen Reichslandes in den ſpäteren Abſchnitten des Krieges wiederholt angeſtrebt wurde.

Bald darauf begann die Austreibung der evangeliſchen Prediger. Man machte den Anfang mit den Kalvinern und ließ die wenigen Lutheraner, die im Lande waren, ungeſtört, um den Kurfürſten von Sachſen zu ſchonen, der ihnen Sicherheit verſprochen hatte. Erſt nachdem man auch in Deutſchland des Übergewichtes vollſtändig ſicher war, wanderten auf Andringen des päpſtlichen Legaten Caraffa auch dieſe in die Verbannung. Die Anhänger der böhmiſchen Konfeſſion mußten die Prager Univerſität räumen.

Am Anfang des Jahres 1622 begann der Konfiskationsgerichtshof ſeine Tätigkeit, der darüber zu entſcheiden hatte, welche Güter der Aufſtändiſchen vom Kaiſer einzuziehen wären. Er ſollte auch unterſuchen, inwieweit die einzelnen „während der vergangenen Rebellion ein Kriegs-, Landes-, Hof-, Stadt-, Ratsamt innegehabt, welche Kommiſſion in und außerhalb des Landes ſie verrichtet, ob ſie die Konföderation beſchworen und unterſchrieben, ob ſie den (rebelliſchen) Zuſammenkünften beigewohnt und deren Beſchlüſſe approbiert, ob ſie andere zu gleichmäßiger Rebellion aufgewiegelt, ob ſie wider den Kaiſer und deſſen hochlöbliches Haus ſchmähliche und verkleinerliche Reden ausgeſtoßen oder ob ſie ſonſt bei der Rebellion intereſſiert waren.“

Es waren gewiß nur wenige wohlhabende Mitglieder evangeliſchen Bekenntniſſes des Herren- und Ritterſtandes, die an keiner Handlung ihrer Standes- und Glaubensgenoſſen teilgenommen hatten. Somit gab es nur Schuldige, die im Laufe der nächſten zwei Jahre von dem Konfiskationsgerichte abgeurteilt wurden. Die ſich ſelbſt geſtellt hatten, verloren ihr Grundeigentum, erhielten jedoch einen größeren oder kleineren Teil des Schätzungswertes ausbezahlt. Schon unter ganz gewöhnlichen Verhältniſſen hätte dieſe ungeheure Güterausſchlachtung zu einer Entwertung des beſten Grund und Bodens führen müſſen. Da ſie aber in die Kipper- und Wipperzeit fiel, bemächtigte ſich ihrer die Spekulation und rief eine verheerende Umwälzung der Vermögen hervor. Zunächſt glaubte der Kaiſer weiteren Gewinn einzuheimſen, wenn er ſchlechtes Geld prägen ließ und damit die Ablöſungsſumme bezahlte, um dann ſpäter in beſſeren Zeiten einen günſtigen Verkauf der ſo erzielten Gütererwerbungen zu erzielen. Er wurde jedoch ſelbſt von dem Konſortium, dem er dieſe Gebarung übertragen hatte, betrogen und konnte es nicht hindern, daß die Kapitaliſten des Hofes ihre Macht und ihren Einfluß verwendeten, um mit noch verſchlechtertem Gelde die Güter von der kaiſerlichen Kammer zu kaufen.

Inzwiſchen ging der Krieg weiter. Der Kurfürſt von Sachſen, der im September 1620 Bautzen eingenommen hatte, unterwarf ſich im Laufe des Winters beide Lauſitze. Dampierre wehrte den Angriff Bethlen Gabors an der Donau glücklich ab, fiel jedoch in einem Gefechte bei Preßburg. Internationale Bedeutung erhielt der Krieg erſt durch den Marſch der Spanier an den Rhein und in die Pfalz mit 16 000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern unter dem kriegsgewandten Spinola. Es kam dabei zu keinem Gefecht, denn die Union fühlte ſich mit 9000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern unter dem Markgrafen von Ansbach zu ſchwach gegenüber den vortrefflich geſchulten ſpaniſchen Truppen. Spinola ſeinerſeits ſtellte vor allem andern feſte Verbindungen mit Luxemburg und den Niederlanden her, wodurch er ſich eine vortreffliche Operationsbaſis ſchuf. Die Union hielt wohl noch fleißig Beſprechungen und Bundestage ab, aber mit Ausnahme Georgs von Baden und des Landgrafen Moritz von Heſſen fühlte keiner von den Unionsfürſten, noch weniger aber die Reichsſtädte das Bedürfnis, für die Fortſetzung des Krieges große Opfer zu bringen. Anders ſtand es bei Dänemark und den Generalſtaaten. Erſteres rechnete ſchon lange auf eine Vergrößerung ſeines Gebietes in Deutſchland und hatte es dabei namentlich auf die Bistümer Bremen und Verden abgeſehen, die als Apanage für den Prinzen Friedrich dienen ſollten. Gerade dieſe Beſtrebungen aber beunruhigten die niederſächſiſchen Kreisſtände, da eine derartige Ausdehnung der däniſchen Macht ihre Unabhängigkeit und namentlich die Freiheit der Schiffahrt bedrohte. Schon war es faſt zum Kriege mit Hamburg gekommen, weil König Chriſtian IV. von Dänemark als Herzog von Holſtein die Herrſchaft auf der Elbe behauptete, ſoweit ſie holſteiniſches Ufer beſpülte. Am 18. Juli 1621 verſtändigte man ſich, indem Hamburg auf die Reichsſtandſchaft verzichtete, wogegen Dänemark die Elbe auf holſteiniſchem Gebiete freigab.

Die Generalſtaaten mußten der Wiedereröffnung des Krieges mit Spanien entgegenſehen, denn es hatte unannehmbare Friedensbedingungen geſtellt: Freiheit der katholiſchen Religionsübung, Verzicht der Staaten auf den oſt- und weſtindiſchen Handel, Eröffnung der Schelde für Antwerpen. Das würde nicht weniger als den wirtſchaftlichen Niedergang der jungen Republik bedeutet haben. Sowohl die Staaten als Dänemark erwarteten Hilfe von England, das ſich aber zu beſtimmten Zuſagen über Beteiligung am Kriege nicht herbeiließ.

Da veränderte ein Gewaltakt des Kaiſers die Sachlage. Ferdinand mußte mit Maximilian die Entſchädigungsfrage ordnen, denn dieſer berechnete ſeine bis Ende 1620 aufgelaufenen Koſten bereits auf 3 Millionen Gulden. Oberöſterreich, das der Herzog als Pfand inne hatte, konnte und durfte Ferdinand nicht wohl für die Dauer abtreten. Als Erſatz gab es nur eines: die Oberpfalz, jenes mit der Rheinpfalz in keiner unmittelbaren Verbindung ſtehende Gebiet am Weſtabfalle des Böhmerwaldes, das eine ſehr wertvolle Vermehrung des bayeriſchen Beſitzes bieten mußte. Beſonders wichtig aber war der Beſitzwechſel hinſichtlich des Bekenntniſſes, weil der unmittelbare Zuſammenhang der böhmiſchen Proteſtanten mit ihren Glaubensgenoſſen unterbrochen wurde.

Die Herausgabe der ſogenannten „Anhaltiniſchen geheimen Kanzlei“, einer in Prag aufgegriffenen Sammlung diplomatiſcher Aktenſtücke, erleichterte dem Kaiſer die Begründung der Achtsverhängung, denn ſie enthielt u. a. die Korreſpondenz mit dem Herzog von Savoyen, deren hochverräteriſcher Inhalt nicht geleugnet werden konnte. Dennoch wurde der Schritt des Kaiſers nicht günſtig aufgenommen, ſelbſt ſeine nächſten Bundesgenoſſen, wie Max von Bayern, hüteten ſich, durch irgend eine Zuſtimmung die Rechtmäßigkeit der Acht anzuerkennen. Philipp von Spanien lehnte es ab, an der Vernichtung der Pfalz teilzunehmen, da er England nicht zum Kriege herausfordern wollte. König Jakob nahm ſofort wieder ſeine Vermittlertätigkeit durch eine Geſandtſchaft in Wien auf; die niederſächſiſchen Stände, die im Begriffe waren, zugunſten des Pfalzgrafen einzutreten, zögerten freilich mit Truppenwerbungen, weil es nicht klar war, wie ſich die anderen größeren Reichsſtände, nach der gänzlichen Auflöſung der Union, bei der Wahrung ihrer Glaubensintereſſen verhalten würden.

War Friedrich V. auch ein König ohne Land, ſo war er doch nicht ohne Truppen. In ſeinem Dienſte ſtand zunächſt der Graf von Mansfeld mit ſeinen zwei Regimentern zu Fuß und ſieben Kornett Reitern, die noch die Feſtung Tabor mitten in Böhmen und einige Plätze im Egerer und Ellbogener Lande beſetzt hielten. Es war der Reſt jener ſtattlichen Heeresabteilung, die Mansfeld im Solde der Generalſtaaten geworben und, ſo lange als er vermochte, beiſammen gehalten hatte. Nach der Übergabe von Pilſen (26. März 1621) war ſeine Stellung in Böhmen unhaltbar geworden, Mansfeld mußte trachten, ſeine verſtreuten Streitkräfte in der Oberpfalz zu vereinigen. Dort kam es nun neuerdings zum Krieg. Tilly vermochte Mansfeld aus Waidhaus nicht zu verdrängen, Herzog Max, der Cham beſetzt hatte, ließ ſich darauf in neue Unterhandlungen mit dem kriegstüchtigen General ein. Dieſer benützte jedoch die nächſte Gelegenheit, an den Rhein abzuziehen und ſich an der Rettung der Rheinpfalz zu beteiligen. Tilly rückte ihm mit 11 000 Mann nach, Maximilian ſelbſt hatte volle Muße, die Oberpfalz zu beſetzen.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Mansfeld ſeine Unterhandlungen mit den Ligiſten niemals ernſt genommen hat. Er hätte ſich wohl niemals mehr einem anderen Kommando unterſtellen laſſen und konnte den Krieg nicht anders als ſelbſtändig führen. So wurde er zum erſten jener deutſchen Condottieri, die von nun an immer mehr und mehr das Schickſal Deutſchlands beſtimmten. Dieſe kleinen Heere, in denen ſich ein ganz eigentümlicher Soldatengeiſt entwickelte, wuchſen ſchließlich bis zu der berühmten Armee des Friedländers an, die kurze Zeit hindurch eine europäiſche Großmacht bildete.

Wenn Friedrich V. keine Lanze gefunden hätte, die für ſein Fürſtenrecht eintrat, ſo wäre vorläufig der Krieg zu Ende geweſen. Max von Bayern war nicht der Mann, eine Politik des Fanatismus einzuſchlagen, wie ſie vielleicht von ultramontaner Seite gewünſcht wurde. Er wurde von den Jeſuiten nicht beherrſcht, wenn ſeine katholiſche Geſinnung auch gewiß keinem Zweifel unterliegt. Er hätte nicht geſtattet, daß von ſeiten ſeiner Partei unerfüllbare Forderungen geſtellt würden, ſondern wäre nur ſo weit gegangen, als zur Sicherung des bereits Gewonnenen notwendig war. Nun ſtanden aber beträchtliche Streitkräfte gegen die Liga im Felde. Mansfeld hatte gezeigt, daß Truppen ſich auch ſelbſt zu erhalten vermögen, wenn ſie ſich Geld und Lebensmittel nehmen, ſoweit ihre Macht reicht. Seit zehn Jahren war der kriegeriſche Geiſt der deutſchen Nation wieder lebhaft erwacht. Man hatte nicht notwendig, ſeine Waffen ins Ausland

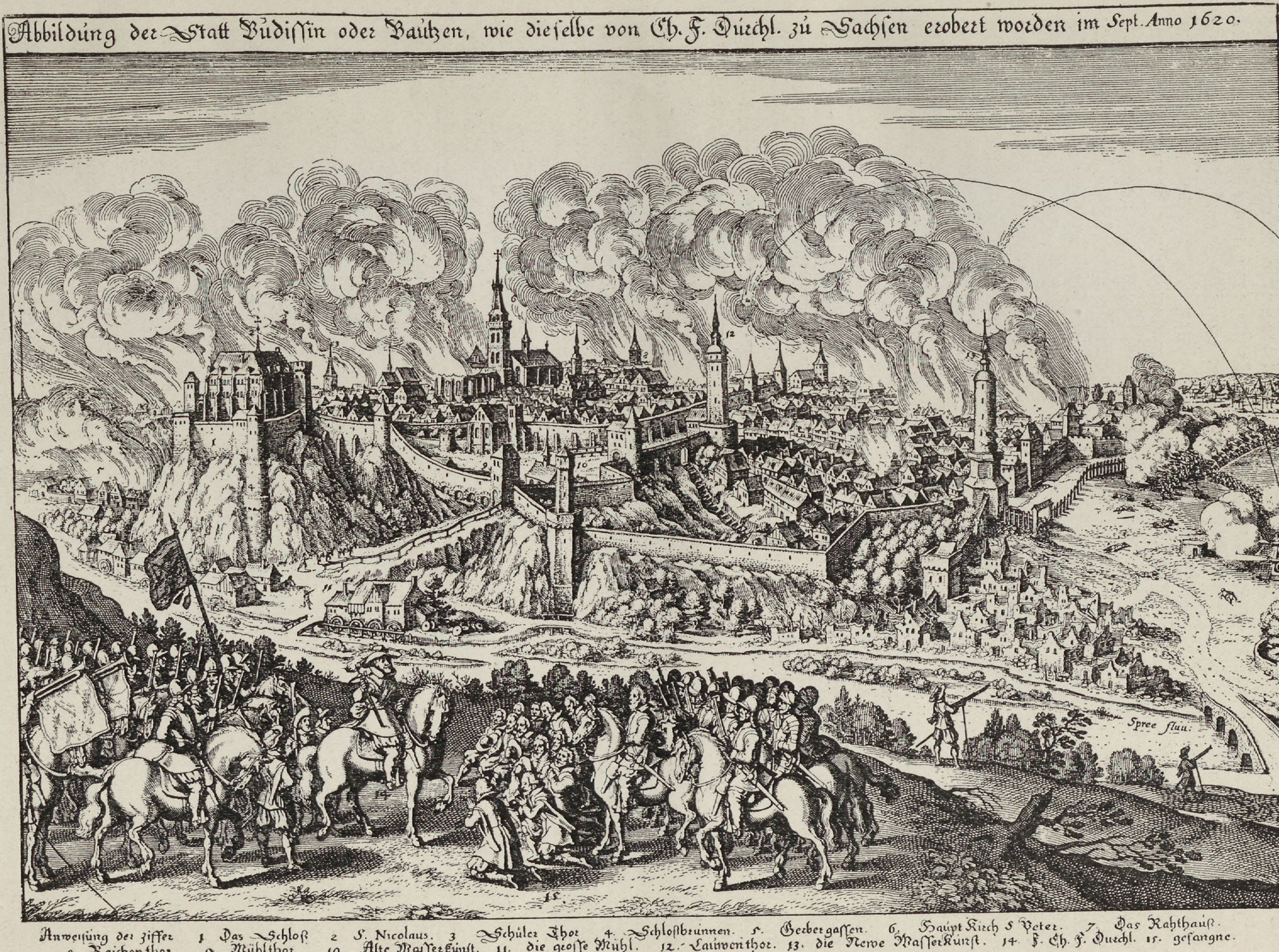


Abbildung der Statt Büdiſſin oder Bautzen, wie dieſelbe von Ch. F. Durchl. zu Sachſen erobert worden im Sept. Anno 1620.
Spree fluu.
Anweiſung der ziffer 1. Das Schloß 2. S. Nicolaus. 3. Schüler Thor 4. Schloßbrunnen. 5. Gerbergaſſen. 6. Haupt Kirch S. Peter. 7. Das Rahthauß.
8. Reichenthor. 9. Mühlthor 10. Alte Waſſerkunſt. 11. die groſſe Mühl. 12. Lauwenthor. 13. die Newe Waſſerkunſt. 14. F. Ch. F. Durchl. 15. gefangne.

Einnahme der Stadt Bautzen.

Stich von Merian im „Theatrum Europaeum“.

zu tragen, ſondern konnte im eigenen Vaterlande mit den im höchſten Aufſchwunge begriffenen militäriſchen Geſchäften auch ideale Zwecke verbinden. Mansfeld ſelbſt war kein Landesherr. Man konnte oft nicht unterſcheiden, ob er pfälziſcher General war oder ob er im Auftrage des Königs von England Krieg führte; er war eben eine Macht für ſich geworden. Nun traten aber auch deutſche Fürſten auf den Plan. Zunächſt jener Markgraf von Jägerndorf, der zugleich mit dem Pfälzer geächtet worden war, dann zwei Herzoge von Weimar, ein Lauenburger, vor allem aber Markgraf Georg Friedrich von Baden, der in Gefahr war, durch einen beim Reichshofrat anhängigen Prozeß die Markgrafſchaft Baden-Baden zu verlieren. Seine ſtrenge evangeliſche Geſinnung und der Ernſt ſeiner Lebensanſchauung ſchloſſen Zugeſtändniſſe an die katholiſche Sache aus. Er erklärte ſich ſolidariſch mit dem Pfälzer, trat ſein Land an ſeinen älteſten Sohn ab und wurde nun ebenfalls eine kriegführende Macht für ſich. Endlich fand auch Prinz Chriſtian von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Adminiſtrator des Bistums Halberſtadt, daß ſeinem Tatendrang nichts beſſer entſpräche, als mit dem Schwerte in der Fauſt zu ergattern, was die wechſelnden Ereigniſſe in Deutſchland darboten. Geld erhielt er von keiner Seite, von Friedrich V. nur ein Werbepatent.

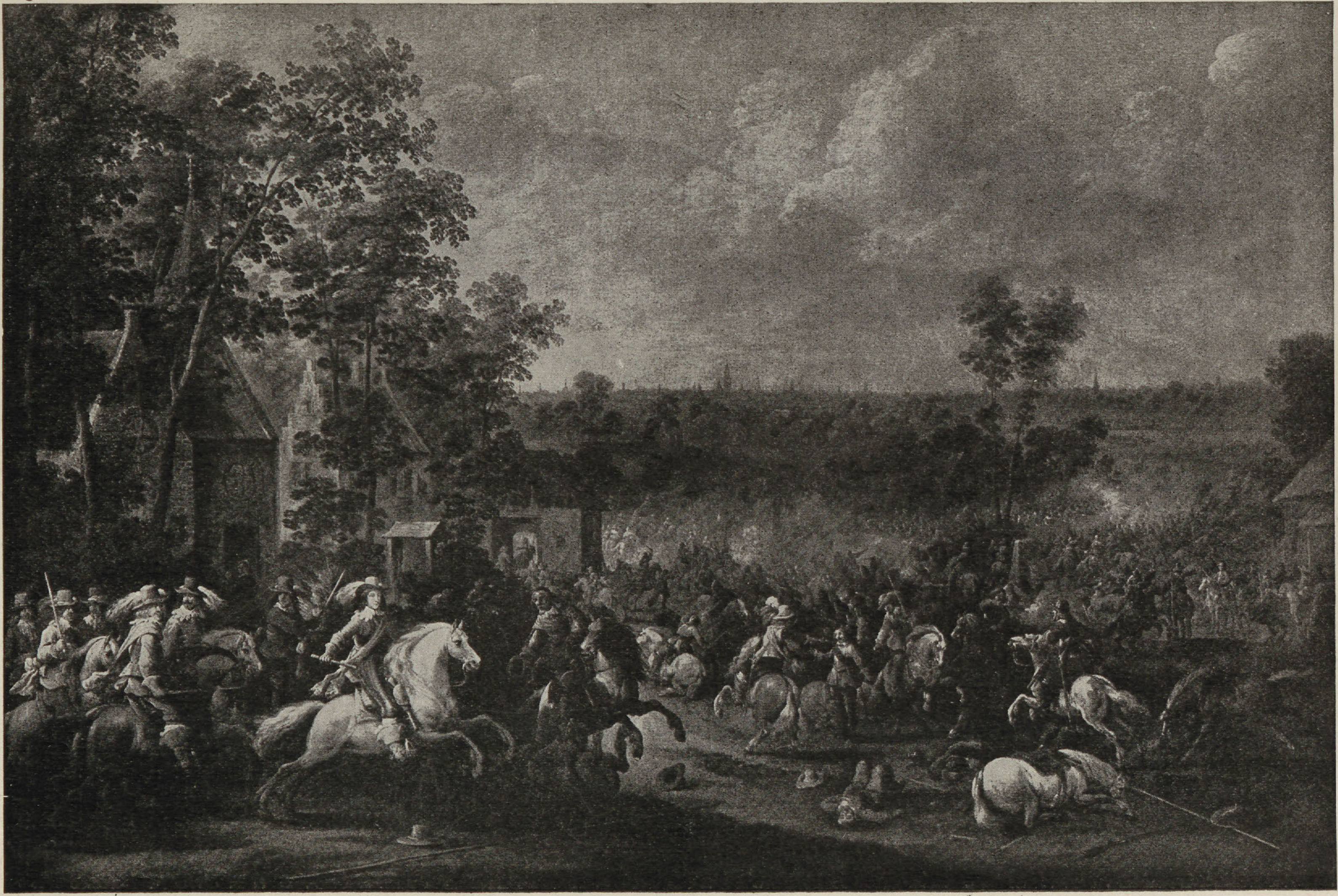
Herzog Chriſtian war aber in der Beſchaffung von Geld nicht verlegen. Er hat das Syſtem Mansfelds, das auch Spinola in der Pfalz mit großem Geſchick angewendet hatte, in jener rückſichtsloſen Weiſe ausgebildet, die ſchließlich den Verfall Deutſchlands bewirkt hat. Er nahm nicht nur Lebensmittel, ſondern verlangte auch bares Geld zur Bezahlung der Truppen. Er fand den Schatz des Paderborner Domes und vermünzte ihn, raubte das Vermögen des Biſchofs und brachte auf dieſe Weiſe mehrere hunderttauſend Taler an ſich, die für jene Zeit eine ganz ſtattliche Summe darſtellten.

Am 6. Mai 1622 fand der erſte Zuſammenſtoß zwiſchen dem bayriſch-ligiſtiſchen Heere, das Tilly befehligte, und den Spaniern unter Cordoba einerſeits und dem Markgrafen von Baden andererſeits bei Wimpfen am Neckar ſtatt. Die Katholiſchen waren an Zahl, der Markgraf an Geſchütz und Kriegsausrüſtung überlegen. Im erſten Teil der Schlacht war dieſer augenſcheinlich im Vorteil. Der Anprall einer badiſchen Kavallerieattacke, die von der Infanterie nicht unterſtützt werden konnte, an bayriſche und ſpaniſche Bataillone und die darauffolgende wilde Flucht der Reiter führten eine Wendung herbei, die mit der Niederlage des Markgrafen endigte. Es iſt unaufgeklärt, warum Mansfeld, der bei Ladenburg ſtand, nicht zur Teilnahme herangezogen werden konnte.

Tilly und Cordoba waren nach der Schlacht nicht ſtark genug, um ſofort die Verfolgung einleiten zu können, bereiteten ſich jedoch darauf vor, die Vereinigung Chriſtians von Halberſtadt mit Mansfeld und dem Markgrafen zu verhindern. Chriſtian war glücklich bis an den Main vorgedrungen und eben im Begriff, denſelben bei Höchſt zu überſchreiten, als die Katholiſchen ihn nach einem ſehr anſtrengenden Bogenmarſche erreichten und nach kurzem Kampfe in die Flucht ſchlugen. Nicht die Niederlage allein verſchlechterte die Lage der evangeliſchen Truppen, ſondern hauptſächlich der große Verluſt an Kriegsmaterial und die Verwilderung, die bei den ohnehin ſehr zügelloſen Scharen des Halberſtädters einriß. Da die Verfolgung von ſeiten der Ligiſten wieder ſehr unzureichend blieb, konnte Chriſtian doch mit dem Reſte ſeines Heeres über den Main gelangen und die Vereinigung mit Mansfeld vollziehen.

Mit dem Condottierikrieg war es vorläufig zu Ende. Ein deutſcher Fürſt voll ſittlichen Ernſtes, wie der Markgraf von Baden, konnte die Art der Kriegführung, wie ſie unter den deutſchen Söldnern bereits eingeriſſen war, nicht mit ſeinem Namen decken. Er dankte ſeine Truppen ſofort nach der Schlacht von Höchſt ab. Mansfeld erkannte ebenfalls, daß in der Rheinpfalz vorläufig kein Erfolg zu erzielen ſei, und entſchloß ſich, ſeine Truppen den Generalſtaaten zuzuführen. In einem kühnen Zuge durchſchritt er Lothringen, ohne irgendwo aufgehalten zu werden. Erſt bei Fleurus ereilte ihn Cordoba und verwickelte ihn in ein Gefecht, das ſeinen Zug aufhielt und ſeine Mannſchaft in einen noch traurigeren Zuſtand verſetzte, als er ſchon geweſen war. Immerhin blieben es 6000 Mann, die Mansfeld anfangs September dem Prinzen Moriz von Oranien zuführte, und obwohl ſie abgeriſſen und verhungert waren, genügte ihre Anweſenheit, den ſpaniſchen General Spinola zur Aufhebung der Belagerung von Bergen op Zoom zu beſtimmen. Die Halberſtädtiſchen Scharen hatten ſich verlaufen, Prinz Chriſtian war bei Fleurus ſchwer verwundet worden.

Die engliſchen Truppen, die noch die pfälziſchen Feſtungen Heidelberg und Mannheim beſetzt hielten, mußten vor Tilly kapitulieren und in die Heimat abziehen. Nur Frankenthal war bereit, ſich einer längeren Belagerung auszuſetzen.



Chriſtian von Braunſchweig in der Schlacht bei Fleurus. Gemälde des Pieter Meulener in der Herzoglichen Gemälde-Gallerie zu Braunſchweig.

Bethlen Gabor hatte ſich nach der Schlacht am weißen Berge in Unterhandlungen mit dem Kaiſer eingelaſſen. Die Bedingungen, die ihm für den Frieden gemacht wurden, lauteten jedoch zu ungünſtig, als daß er ſie hätte annehmen können; auch würde er dadurch die ungariſche Nationalpartei, die für die Freiheiten des Königreiches die Waffen führte, preisgegeben haben. Er bewegte ſich nach Kaſchau zurück, wohin ihm die Kaiſerlichen nicht zu folgen vermochten, und ſuchte den Markgrafen von Jägerndorf heranzuziehen, der ſich in Schleſien ohnehin nicht mehr halten konnte, ſeitdem die Stände mit dem Kaiſer Frieden geſchloſſen hatten. Während ſich die ungariſche Streitmacht in und um Kaſchau organiſierte, traf den Kaiſer der ſchwere Schlag, daß ſein tüchtigſter Feldherr, der Graf von Bouquoy, in einem Scharmützel vor der Feſtung Neuhäuſl in der Nähe der Donau, ſeinen Tod fand. Seine große Vorſicht, die ihm vielfach zum Vorwurf gemacht wurde, hatte in Verbindung mit einer nicht zu unterſchätzenden Zähigkeit die kaiſerliche Sache wiederholt in gefährlichen Momenten gerettet.

Bouquoys Tod nötigte das kleine kaiſerliche Heer, das keinen ſelbſtändigen Führer hatte, zum Rückzug auf die Inſel Schütt. Dabei wurde es wiederholt von den ſich wieder ſammelnden ungariſchen Reiterſcharen angefallen und in verluſtreiche Gefechte verwickelt. Weder der Kaiſer noch Bethlen fühlten ein Bedürfnis zur Fortſetzung des Krieges. Letzterer ſah ſich vergeblich nach den Mitteln um, mit denen er in der nächſten Zeit die Jägerndorfer Scharen bezahlen könnte, und ſeine eigenen Streitkräfte waren nicht geeignet, deutſchen Truppen in offener Feldſchlacht Widerſtand zu leiſten. Der Kaiſer aber wurde von Max von Bayern gedrängt, ihn in dem Kampfe mit den Parteigängern des Pfalzgrafen zu unterſtützen.

Die Jeſuiten in der Umgebung Ferdinands mußten ſich überzeugen, daß der Augenblick noch nicht gekommen ſei, um die gewaltſame Gegenreformation wie in Böhmen auch in Ungarn durchzuführen. Die zu Rate gezogenen Beichtväter fanden, daß in dem vorliegenden Falle der Kaiſer auch Andersgläubigen Duldung zuſagen könne. Dies geſchah denn auch in einem beſonderen Diplome, das der Kaiſer am 6. Januar 1622 den ungariſchen Ständen verlieh. Gleichzeitig erfolgte zu Nikolsburg der Friedensſchluß mit Bethlen. Gegen Verzichtleiſtung auf den Königstitel und Auslieferung der ungariſchen Krone erhielt der Fürſt ſieben oberungariſche Komitate auf Lebenszeit, die Fürſtentümer Oppeln und Ratibor ſamt dem Reichsfürſtentitel erblich, außerdem einen Kriegskoſtenbeitrag von 100 000 Gulden und 50 000 Gulden jährlich für die Inſtandhaltung der ungariſchen Feſtungen.

Nach der Herſtellung des Friedensſtandes in der Pfalz und nach vorläufiger, wenn auch kaum dauerhafter Ordnung der Dinge in Ungarn gab es für Ferdinand nichts Wichtigeres, als die Entſchädigung des Herzogs von Bayern durchzuführen. Er berief einen Deputationstag; darunter verſtand man eine durch Zuziehung der mächtigſten Stände erweiterte Kurfürſtenverſammlung nach Regensburg. Als dieſer am 7. Januar 1623 tatſächlich eröffnet wurde, war die Stimmung unter den evangeliſchen, dem Kaiſer ergebenen Kurfürſten derart verändert, daß an eine einheitliche Erledigung der pfälziſchen Angelegenheit nicht wohl gedacht werden konnte. Weder Brandenburg noch Sachſen erſchienen perſönlich. Die Vertreibung der deutſchen Prediger und Schullehrer Augsburger Konfeſſion aus den Prager Gemeinden, die am 24. Oktober 1622 befohlen worden war, machte eine Verſtändigung unmöglich. Der Ausrottung des Proteſtantismus in Böhmen konnte weder der Calviner noch der Lutheraner ohne Widerſpruch zuſehen.

Aber die Entſcheidung war ſchon gefallen, als der Kaiſer in Regensburg erſchien. Er war entſchloſſen, ohne irgend weiteren Aufſchub den Herzog von Bayern mit der pfälziſchen Kurwürde aus eigener Machtvollkommenheit zu belehnen, und tat es am 25. Februar mit beſonderer Feierlichkeit, an der ſich jedoch weder die proteſtantiſchen Geſandten, noch der Spanier Oñate beteiligten. So rüſtete man ſich ſchon unmittelbar nach dem Regensburger Tage zur Wiederaufnahme des Kampfes, indem zur Erhaltung eines katholiſch-ligiſtiſchen Kontingents von 12 000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern monatliche Beiträge vereinbart wurden.

Die finanzielle Lage des Kaiſers hätte glänzend ſein können, wenn die Konfiskationen in Böhmen in ſeinem Intereſſe ausgeführt worden wären; dies war aber nicht der Fall. Es bildete ſich in ſeiner Umgebung ſtillſchweigend eine Geſellſchaft zum Güterankauf in Böhmen, unter deren Mitgliedern ſich Männer in den höchſten Stellungen befanden, der aber auch Leute, die politiſch und militäriſch unbedeutend waren, zugeſchrieben werden müſſen. In erſter Linie ſtanden dabei

Lagerſzene aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges

Von Ph. Wouvermann (1619-1668). Königl. Gemäldegalerie Dresden

Lagerſzene aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges

Von Ph. Wouvermann (1619-1668). Königl. Gemäldegalerie Dresden

die Mitglieder des geheimen Rates und alle jene, die in den letzten Jahren ſchwerer Bedrängnis ab und zu mit etwas Geld ausgeholfen und ſich dafür Schuldſcheine mit hohem Zinsfuß erworben hatten.

Zu den öſterreichiſchen Staatsmännern geſellte ſich ein Mann, der ſie und alle übrigen Emporkömmlinge des kaiſerlichen Hofes an Geſchäftskenntnis, an Unternehmungsluſt, an Ehrgeiz und beharrlicher Verfolgung der höchſten Ziele übertraf. Albrecht von Wallenſtein (auch Waldſtein, wie ſich die Familie heute noch nennt) wurde am 24. September 1583 geboren. Früh der Mutter beraubt, wurde er bei einem Schwager ſeiner Mutter, Heinrich Slavata von Chlum im Schloſſe Koſchenberg erzogen und beſuchte die Lateinſchule in Goldberg (Schleſien). Wie alle ſeine Verwandten gehörte er der böhmiſchen Brüdergemeinde an, war alſo Proteſtant. Am 25. Auguſt 1599 wurde er auf der Nürnbergiſchen Akademie Altorf immatrikuliert. Dann unternahm er Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und Italien, begleitet von einem Freunde Kepplers, dem Aſtronomen Paul Virdung. Wie Felix Stieve in einer gründlichen Unterſuchung nachgewieſen hat, trat er 1606 zum Katholizismus über, hauptſächlich aus denſelben Beweggründen, die Eggenberg zu dem gleichen Schritt beſtimmt hatten. In Verbindung damit ſteht ſeine erſte Heirat mit Frau Lucretia Vickov, aus dem Hauſe Landeck, deren reicher Beſitz von dem Pater Pachta, ebenſo wie die Perſon Albrechts von Wallenſtein der katholiſchen Sache zur Verfügung geſtellt werden ſollte. Albrecht ging auf das Geſchäft ein, wurde Mitbeſitzer und Erbe Lucretias und vertrieb dafür alle evangeliſchen Geiſtlichen und Schulmeiſter aus ſeinen Gütern. Mit dem erworbenen Kapital, das er ſtets zu geeigneter Zeit flüſſig zu machen verſtand, begann ſeine wirtſchaftliche Tätigkeit im weiteſten Sinne. Den Militärdienſt ſuchte er vorläufig nicht auf, obwohl er die Bürgſchaft dafür beſaß, daß er darin Großes erreichen würde. Unter den Studien, die er als Jüngling betrieben und als Mann eifrig fortgeſetzt hat, ſtand die Aſtrologie, d. h. die praktiſche Verwertung der aſtronomiſchen Kenntniſſe zur Vorausſagung von Ereigniſſen, Charaktererklärung u. dergl. an erſter Stelle. Er glaubte an die Wiſſenſchaftlichkeit dieſer Modebeſchäftigung, der ſelbſt die größten Forſcher, wie Keppler, des

Das Aſtrolabium Wallenſteins.

lieben Brotes halber ihre Dienſte leihen mußten. Wer nur irgend konnte, der ließ ſich ein Horoſkop ſtellen, d. h. den Stand der Geſtirne zur Zeit ſeiner Geburt und anderer für ihn wichtiger Vorfälle erforſchen und daraus Schlüſſe für ſeine eigene Zukunft ableiten. Keppler hat ſchon 1608 Wallenſtein das Horoſkop geſtellt. Er entnimmt der Konſtellation der Geſtirne, daß der junge Herr großen Ehrgeiz und Drang nach Würden und Macht beſitze, dadurch werde er ſich viele heftige, öffentliche und heimliche Feinde machen, aber ſie meiſt beſiegen, denn ſeine „Nativität“ habe vieles mit der des polniſchen Kanzlers Zamoiski und der Königin Eliſabeth von England gemein.

Er gefiel ſich während ſeiner erſten Heirat vor allem darin, als großer Herr aufzutreten und durch Luxus die Wiener Hofleute zu verblüffen. Mit Erzherzog Ferdinand trat er in Verbindung. Plötzlich und unerwartet erregte er allgemeines Aufſehen. Während des Gradiskaner Krieges ſtellte er ſich freiwillig dem Erzherzog Ferdinand mit 180 Küraſſieren und 80 Musketieren zur Verfügung, die er auf eigene Koſten werben und erhalten wollte. Von beſonderen Beweiſen der Tapferkeit oder überhaupt von wichtigen militäriſchen Leiſtungen beſitzen wir keine beglaubigten Nachrichten. Was ſein Biograph Gualdo Priorato davon erzählt, iſt Erfindung, die ſich alle ſpäteren Geſchichtſchreiber, darunter auch Ranke, zu eigen gemacht haben. Während des böhmiſchen Aufſtandes ſchloß er ſich zuerſt Matthias, dann Ferdinand an, beteiligte ſich an Werbungen, ſchoß wohl auch Geld vor, machte aber ſchon dabei gute Geſchäfte. Zur Beurteilung ſeines Charakters und ſeiner Anſichten über Kriegsrecht dient ein Ereignis, das Freund und Feind überraſchte. Er war als Mitglied des Mähriſchen Herrenſtandes auch Oberſt eines von den Ständen geworbenen Regimentes. Wiederholt äußerte er, dieſes Regiment für den Kaiſer zu erhalten, was ſeine Auftraggeber jedoch nicht ernſt nahmen. Dennoch führte er das Regiment am 30. April 1619 nach Olmütz, nahm 90 000 Reichstaler, nachdem er den ſich ihm widerſetzenden Oberſtwachtmeiſter niedergeſtochen hatte, aus der Landeskaſſe weg und brachte Truppen und Geld am 5. Mai nach Wien. So wohltätig man hier in jener Zeit ärgſter Bedrängnis die Vermehrung der Machtmittel empfinden mußte, ſcheint man doch ſelbſt in der Umgebung Ferdinands den Gedanken nicht ganz unterdrückt zu haben, daß man ſich von Raub nähre. Der Statthalter von Mähren, Kardinal von Dietrichſtein, hat ſich beim Kaiſer bitter darüber beſchwert. Wie man im Lager der Gegner über den emporkommenden Mann urteilte, geht aus einem Brief hervor, den der Graf von Thurn geſchrieben hat. „Was für einen Meineid und Treuloſigkeit der hoffärtige von Wallenſtein begangen“, heißt es darin, „beweiſt der Einſchluß. Mir ſchreibt man für gewiß, daß er von dem König zu Wien auch ſoll übel angeſehen ſein. Da ſitzt die hoffärtige Beſtie, hat die Ehr verloren Hab und Gut, und die Seel, ſo er nit Buß tut, darf wohl ins Purgatorium kommen.“

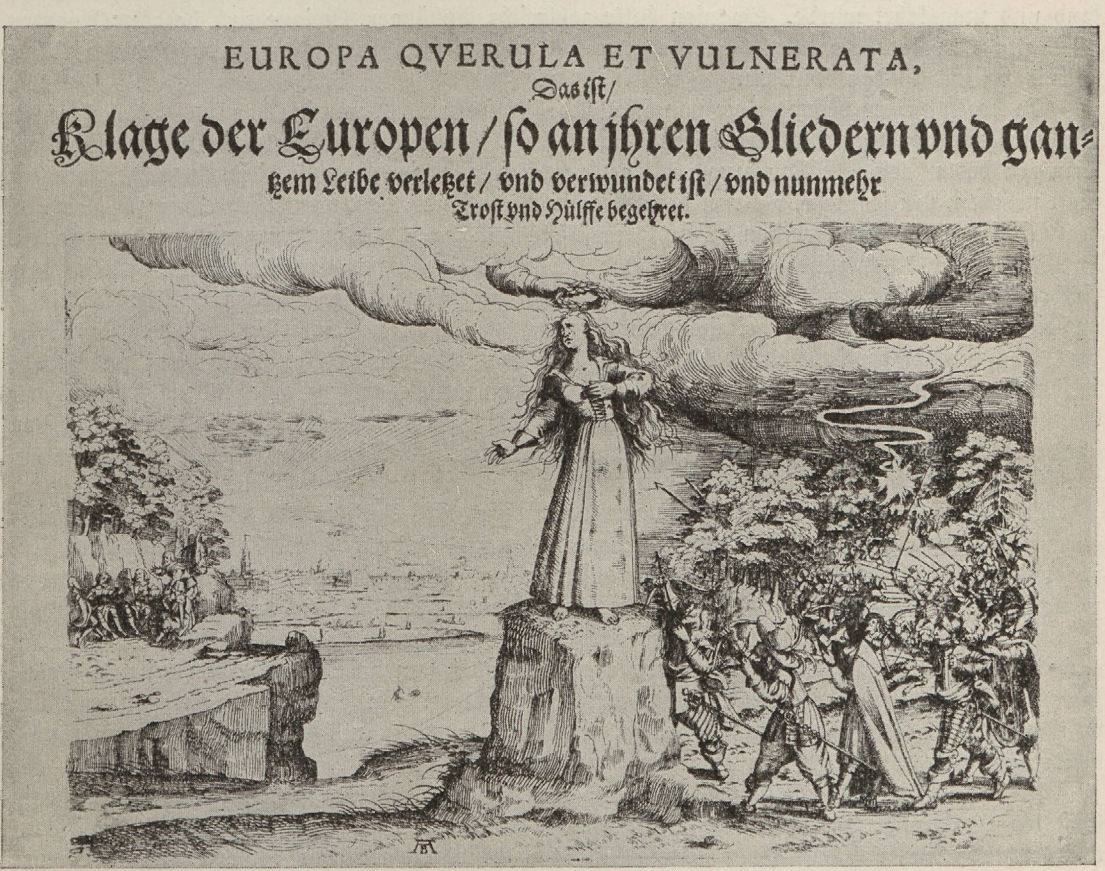
Man kann ſich leicht vorſtellen, mit wie hohen Beträgen Wallenſtein ſeine Erſatzanſprüche angemeldet haben wird, als ſeine mähriſchen Güter von den Ständen eingezogen wurden. Der kluge Geſchäftsmann und Menſchenkenner war längſt darüber im klaren, daß die Herrlichkeit der Stände nicht lange dauern könne, denn ſonſt hätte er wahrſcheinlich ihre Partei ergriffen.

Im böhmiſchen Kriege trat Wallenſtein nicht anders hervor als bisher, als Werber und Organiſator größerer Truppenkörper. Beim Gefechte von Zablat iſt er ſchwerlich anweſend geweſen, weil er damals gerade von der Gicht beläſtigt wurde, als deren Veranlaſſung er ſelbſt zu ſtarkes Trinken bezeichnet.

Als die großen Herren in Böhmen ihr großes Geſchäft machten, da durfte auch der Größte von ihnen nicht fehlen. Karl Lichtenſtein ernannte ihn zum Oberſten von Prag und Gubernator des Königreichs Böhmen, was er zu zahlreichen Güterkäufen mit ſchlechtem Geld benutzte. Seine Beziehungen zu der kaiſerlichen Kammer machten ihn immer mehr und mehr zu deren Geldgeber; 1623 war man ihm bereits 700 000 Gulden ſchuldig. Sein Beſtreben war augenſcheinlich, möglichſt viel Grundbeſitz zu einem geſchloſſenen Ganzen zu vereinigen. So erwarb er die Herrſchaften Friedland, Reichenberg, Gitſchin und außerdem in den Jahren 1622 und 1623 noch ſiebenundfünfzig konfiszierte Güter, ſo daß man 1624 die Geſamtheit ſeiner Beſitzungen mit 4 600 000 Gulden guten Geldes berechnen durfte. Die Art der An- und Verkäufe und namentlich der Geldgebarung, wie ſie Bilek enthüllt, berechtigen wohl zu dem Ausſpruche: es war ein Vorgehen, das von Falſchmünzerei ſich kaum noch unterſchied. Die ungeheure Geldkraft, die ſich in der Hand Wallenſteins vereinigte, ſollte bald Gelegenheit finden, die großartigſte Unternehmung zu begründen, die ein Condottiere jemals zuſtande gebracht hat.

Nur kurze Zeit durfte ſich der ſchaffende Bürger und Bauer der Hoffnung hingeben, es werde endlich der „chriſtliche Friedſtand" dem deutſchen Reiche wieder beſchieden ſein. In den geſegneten Landſchaften der Rheinpfalz hatten ſie bereits einen Vorgeſchmack davon erhalten, was ſie leiden müßten, wenn die Soldateska allein die Macht in den Händen habe: mit Leib und Leben, Hab und Gut waren ſie ihnen ausgeliefert. Vielleicht wäre der Krieg in Deutſchland ſelbſt zu beenden geweſen, wenn jede der ſtreitenden Parteien einiges von ihren Anſprüchen und Forderungen aufgegeben hätte. Aber das geſchah nicht und dazu kam, daß das Ausland ſich einmiſchte.

Spanien und die Niederlande ſtanden bereits wieder im offenen Kriegszuſtande. Sie fanden es beide vorteilhaft, auch außerhalb ihrer Grenzen feſte Punkte beſetzt zu halten, ja ganze Landſchaften mit ihren Truppen zu belegen. Mitten in Weſtfalen gab es ſpaniſche Beſatzungen. Die Staaten aber hielten ſich dadurch ſchadlos, daß ſie Oſtfriesland in ihren Machtbereich zogen. Mansfeld war der Mann dazu, dies zu beſorgen. Da der letzte Graf von Oſtfriesland, Kuno, im Verdachte ſtand, es mit den Spaniern zu halten, durfte ſich der kriegsluſtige Heerführer für berechtigt halten, mit ungefähr 6000 Mann in ſein Land einzubrechen, ihn ſelbſt gefangen zu nehmen und ſich aus reichlichen Kontributionen einen Kriegsſchatz zu bilden. Dieſer mußte zur Werbung von Verſtärkungen dienen, die ihn zum ſelbſtändigen Auftreten befähigten. Sofort erſchien der alte Waffengefährte Chriſtian von Halberſtadt bei ihm. Er hatte mit Preisgebung ſeines linken Unterarmes nach der Schlacht bei Fleurus ſeine Geſundheit wiedererlangt und war gerne bereit, im Auftrage der Staaten als Generalleutnant neben Mansfeld zu dienen. Die Liga ſandte ihrerſeits eine Anzahl Regimenter nach dem Norden, ließ Paderborn beſetzen und dehnte ihre Aufſtellung bis in die Grafſchaft Mark und das Herzogtum Berg aus. So ſtand man ſich bereits an


EUROPA QVERULA ET VULNERATA,
Das iſt/
Klage der Europen/ſo an jhren Gliedern vnd gantzem Leibe verletzet/ vnd verwundet iſt/ vnd nunmehr Troſt vnd Hülffe begehret.

Zeitgenöſſiſches Flugblatt auf das durch den 30jährigen Krieg zerrüttete Europa.

der Weſer kriegsbereit gegenüber, ohne jedoch den Kampf beſonders zu wünſchen, als an der ſüdlichen Grenze des Reiches der Aufſtand im Veltlin losbrach.

Zwiſchen der Eidgenoſſenſchaft und der habsburgiſchen Grafſchaft Tirol hatte ſich ein eigentümliches Staatsweſen gebildet, „die drei Bünde", von dem der graue Bund dem heutigen Kanton den Namen gegeben hat. Seine Bewohner waren tapfere, kriegsluſtige Leute, die mit Frankreich ein Truppenlieferungsverhältnis eingegangen waren, im übrigen aber ihre Unabhängigkeit hochhielten, und zwar beſonders gegenüber Spanien. Als ſie ſich auch das Veltlin, das fruchtbare Addatal bis an den Comer See angegliedert hatten, beherrſchten ſie die Straße von Mailand nach Konſtanz und Innsbruck. Dieſe erlangte immer größere ſtrategiſche Bedeutung, je wichtiger für die beiden habsburgiſchen Weltmächte die Verſchiebung ihrer Truppen von Italien nach Deutſchland und umgekehrt wurde. Spanien hatte zahlreiche Anhänger, Spione und bezahlte Agenten im Veltlin, in dem die katholiſche Religion faſt ausſchließlich herrſchte. Das umgekehrte Verhältnis beſtand in den Bünden.

Da der ſpaniſche Gouverneur von Mailand, Graf Fuentes, unmittelbar nach der bekannten Verſchwörung des Jacques Pierre in Venedig ſich verſchiedene Übergriffe erlaubte und für ſpaniſche Truppen das unbedingte Durchzugsrecht verlangte, mußte die Republik dieſe Angelegenheit ſehr ernſt nehmen, um ſo mehr, als von dem Regenten von Tirol, dem unruhigen Erzherzog Leopold, große Neigung erwartet werden durfte, gemeinſam mit Fuentes eine „Impreſa" zu veranſtalten.

Im Juli 1620 entzündete der von Jakob Robuſtello eingeleitete Veltliner Mord, dem in einer Nacht 350 Proteſtanten zum Opfer fielen, den Krieg zwiſchen den Bünden und dem Veltlin, wobei das letztere offen und heimlich von Spanien und Öſterreich unterſtützt wurde. Das Ende des Kampfes war der im Januar 1622 abgeſchloſſene Mailänder Traktat, durch den Spanien das Beſatzungsrecht in Veltlin, Erzherzog Leopold in dem an Vorarlberg grenzenden Zehngerichtsbund erhielt. Venedig erkannte zu ſpät die große Gefahr, in die es durch die Umklammerung von öſterreichiſcher und ſpaniſcher Seite verſetzt wurde. Die Vermählung des Kaiſers mit der mantuaniſchen Prinzeſſin Eleonore ſchien den eiſernen Ring weiter zu befeſtigen.

Auch Frankreich konnte die Übermacht des Hauſes Habsburg in Mitteleuropa nicht gleichgültig hinnehmen, um ſo weniger als Jean Armand du Pleſſis, Herr, ſpäter Kardinal von Richelieu, ſeit 1624 die Politik Heinrichs IV. wieder aufnahm und Frankreich die Vorherrſchaft in Europa zu verſchaffen trachtete. Savoyen und Venedig fanden daher ſofort das gewünſchte Verſtändnis in Paris, als ſie dort ein gemeinſames Vorgehen in Angelegenheit der Bünde vorſchlugen. Man einigte ſich über die Aufſtellung mehrerer Heere aus gemeinſamen Mitteln, verſprach den Generalſtaaten Unterſtützung und trat mit Mansfeld in Verbindung. Zu Taten kam es wegen der Rückſicht auf Spanien, die man in Paris noch immer nehmen zu müſſen glaubte, vorläufig noch nicht. Sie gingen zunächſt von einer anderen Seite aus.

Bethlen Gabor fand ſchon kurze Zeit nach dem Abſchluß des Friedens mit dem Kaiſer wenig Gefallen am Stilleſitzen. Im Auguſt 1623 hatte er 20 000 Mann beiſammen, allerdings größtenteils leichte Reiter, und hoffte, von 30 000 Türken unterſtützt zu werden. Als er bis an die Grenze von Mähren vorgerückt war, erfuhr er, daß ſeine Verbündeten in Deutſchland bereits geſchlagen waren, und daß er auf ein Zuſammenwirken mit einem Heere unter Jägerndorf nicht rechnen könnte. Mansfeld hatte nämlich mit Zuſtimmung der niederſächſiſchen Kreisſtände, die ſich durch die Nähe der ligiſtiſchen Truppen bedroht fühlten, Osnabrück und das Münſterland beſetzt. Herzog Wilhelm von Weimar war mit einigen Regimentern zu ihm gerückt, die er mit Geldbeiträgen ſeiner thüringiſchen Nachbarn geworben hatte. Bei Stadtlohn, wo es am 6. Auguſt 1623 zum Kampfe kam, ſtanden ſchließlich 21 000 Mansfelder und Weimaraner den 28000 Mann entgegen, die Tilly heranführte. Sie wurden geſchlagen und zerſprengt, Wilhelm von Weimar gefangen genommen. Mansfeld übergab den Generalſtaaten für 300 000 Gulden die feſten Plätze in Oſtfriesland und reiſte ſelbſt nach dem Haag.

Hatte es ſchon der äußerſten Anſtrengungen der Liga und des Kaiſers bedurft, um ſich in Norddeutſchland zu behaupten, ſo reichten die Mittel des Kaiſers nicht aus, Bethlen Gabor anzugreifen. Man war daher in Wien ſofort bereit, dem Antrage des Fürſten auf Abſchluß eines Waffenſtillſtandes zu willfahren und am 8. Mai 1624 mit ihm Frieden zu ſchließen.

Im niederſächſiſchen Kreiſe hatte man, wie oben bemerkt, ſchon im Winter von 1623 auf 1624 immer drückender die Nähe der ligiſtiſchen Regimenter empfunden, die, wenn auch herabgekommen und vermindert, doch immerhin ſtark genug waren, in den Landſchaften, die ſie beſetzt hielten, mit wachſender Grauſamkeit Gut und Geld zu nehmen. So gerne Tilly einen chriſtlichen Krieg geführt hätte, konnte er doch der Entartung nicht ſteuern, die ſich im Heere der Liga nicht minder als bei den Mansfeldiſchen und Halberſtädtiſchen Scharen in traurigſter Weiſe bemerkbar machte. Die Stände ſuchten und fanden bei Dänemark Verſtändnis für ihre Abſicht, ihren Kreis evangeliſch zu erhalten und in einer entſprechenden Rüſtung ſich gegen allfällige Gewalttaten der Liga zu wehren. Als man erkannte, welche furchtbaren Laſten den Nachbarn auferlegt wurden, ſah man auch die Notwendigkeit der Selbſthilfe ein.

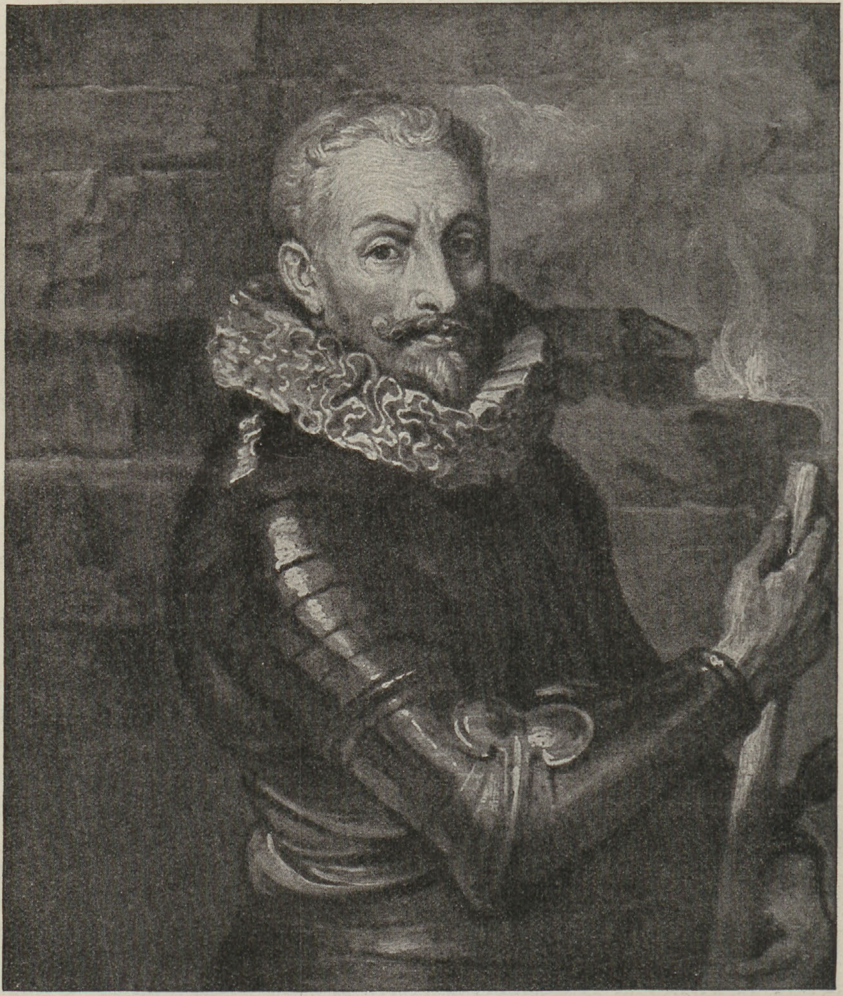
England hätte Urſache gehabt, in den Krieg gegen die katholiſchen Mächte einzutreten. Das Parlament wäre bereit geweſen, dafür ſofort die entſprechenden Summen zu bewilligen, wenn man ihn in erſter Linie zur See hätte führen wollen. Hierzu hatte aber König Jakob wenig Luſt, weil er es zunächſt für notwendig hielt, durch Wiedergewinnung der Pfalz ſein Anſehen in Europa herzuſtellen. Die Verhandlungen mit dem Parlament zerſchlugen ſich und wurden von ihm, da er am 8. April 1625 ſtarb, nicht wieder aufgenommen. Indes ſein Nachfolger, Karl I., näherte ſich Frankreich. Zum Schutze der Unabhängigkeit der Generalſtaaten wurde zwiſchen beiden im Juni 1625 ein Vertrag geſchloſſen, der die Beiſteuern Englands und Frankreichs zur Verteidigung feſtſtellte. Daneben wurden die Beziehungen zwiſchen Brandenburg einerſeits und Dänemark und Schweden andererſeits wieder aufgenommen. Guſtav Adolf, der einen Waffenſtillſtand mit Polen bis zum Juni 1625 abgeſchloſſen hatte, war gerne bereit, einer großen Vereinigung beizutreten, die nicht nur die Wiederherſtellung des Pfalzgrafen, ſondern die Vernichtung der öſterreichiſch-habsburgiſchen Macht überhaupt bezweckte, und ſeinerſeits den Kampf mit einem Einfall in Schleſien zu beginnen. Die Einzelheiten des Geſamtplanes für alle evangeliſchen Streitkräfte wurden bereits erörtert; 50 000 Mann meinte Guſtav Adolf anwerben zu können, wenn ihm die nötigen Geldmittel zur Verfügung geſtellt würden.

Das plötzliche Hervortreten des ehrgeizigen Schwedenkönigs beſtimmte Chriſtian von Dänemark, ſeinerſeits die Waffen zu ergreifen, bevor noch der große Bund zuſtande gekommen war. Er vereinbarte mit den niederſächſiſchen Kreisſtänden auf einem Kreistage zu Lüneburg (März 1624), daß ihm der Oberbefehl über die Kreistruppen übertragen wurde. Ein neuer Tag in Braunſchweig (Mai 1625) brachte den Beſchluß zuſtande, daß der König von Dänemark erſucht werde, zum Schutze des Kreiſes die neunfache Zahl des gewöhnlichen Kreiskontingents zu werben, während die Stände die neunfache Matrikel an ihn zu zahlen hätten. Außerhalb des Kreiſes gelegene Länder ſollten nicht angegriffen werden dürfen. Daß dieſe Beſtimmung des Braunſchweiger Abſchieds den König nicht hindern würde, wenn er ſiegreich wäre, ſeinen Vorteil auch außerhalb der Grenzen zu ſuchen, werden wohl auch die Gegner jener gefährlichen Unternehmung vorausgeſehen haben.

Neben den däniſchen Rüſtungen liefen neuerdings Mansfeldiſche. Die Gelder dazu erhielt er von England und Frankreich, obwohl ihm die beiden Regierungen unvereinbare Aufgaben ſtellten: England die Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen, Frankreich die Wiederherſtellung der früheren Verhältniſſe im Veltlin. Wenn auch die Summen, die Mansfeld zur Verfügung erhielt, ſehr knapp waren, ſo liefen ihm doch wieder Soldaten in genügender Zahl zu. Seine Werbungen erſtreckten ſich auf England, Frankreich und Niederdeutſchland, außerdem fehlten die getreuen Süddeutſchen nicht. Damit verlor die Mansfeldiſche Armee jeden nationalen Charakter, wie es die ligiſtiſche längſt getan hatte. Es waren 12 000 bis 14 000 Mann, die ſich im Frühjahr 1625 auf holländiſchem Boden ſammelten. Bei dieſer zuſammengewürfelten Armee ſtellte ſich bald die Not ein, und nachdem man vergeblich Breda zu entſetzen verſucht hatte, war es eine weder an Zahl noch an innerem Zuſammenhang bedeutende Hilfskraft, die ſich im Juli 1625 zur Verſtärkung der Armee Chriſtians IV. nach Niederſachſen in Bewegung ſetzte.

◆

Die Liga fühlte ſich durch dieſe Vorgänge beunruhigt. Für die Führung eines Krieges gegen verbündete Mächte reichten ihre Mittel nicht aus. Schon auf einem Bundestage in Augsburg (April 1624) war feſtgeſtellt worden, daß man nicht den geringſten Geldvorrat beſitze, daß dagegen die Rückſtände an früher ausgeſchriebenen Matrikularbeiträgen eine gewaltige Höhe erreicht hätten. Auch der Papſt blieb einen großen Teil ſeiner Verſprechungen ſchuldig. Wenn nun wirklich England und Frankreich ernſtlich daran gingen, für den Pfalzgrafen und damit auch für ſeine Anhänger, ja in letzter Linie vielleicht ſogar für die vertriebenen Böhmen mit Gewaltmacht einzutreten, dann konnte man überraſcht und über den Haufen gerannt werden. Max von Bayern erkannte ſehr wohl, daß der Erfolg des neuentflammten Krieges ſehr zweifelhaft ſei, und verlangte vom Kaiſer, daß er endlich auch ſeinerſeits eine ausgiebige Truppenzahl entſende. Nun hatte der Kaiſer aber weder Truppen — denn das Wenige, was in Ungarn ſtand, befand ſich im elendeſten Zuſtande — noch hatte er Geld, um neue Werbungen zu veranſtalten. Dieſe Verlegenheit des Kaiſers und ein derartiges Zuſammentreffen von Gefahren, deren man auch im Oſten gewärtig ſein mußte, waren die Vorausſetzungen, unter denen Wallenſtein den Antrag wiederholen konnte, mit eigenen Mitteln ein Heer für den Kaiſer zu werben. Er war durch ſeine zweite Vermählung mit Iſabella Harrach, der Tochter eines der Leiter der kaiſerlichen Politik, dem Wiener Hofe nahe getreten und hatte bald danach am 7. September 1623 die Reichsfürſtenwürde erhalten, wofür die Vereinigung ſeiner böhmiſchen Beſitzungen zu einem Herzogtum Friedland die Grundlage bieten mußte. Die Beſchaffung des Kapitals für die Werbung konnte ihm, der damals gewiß der

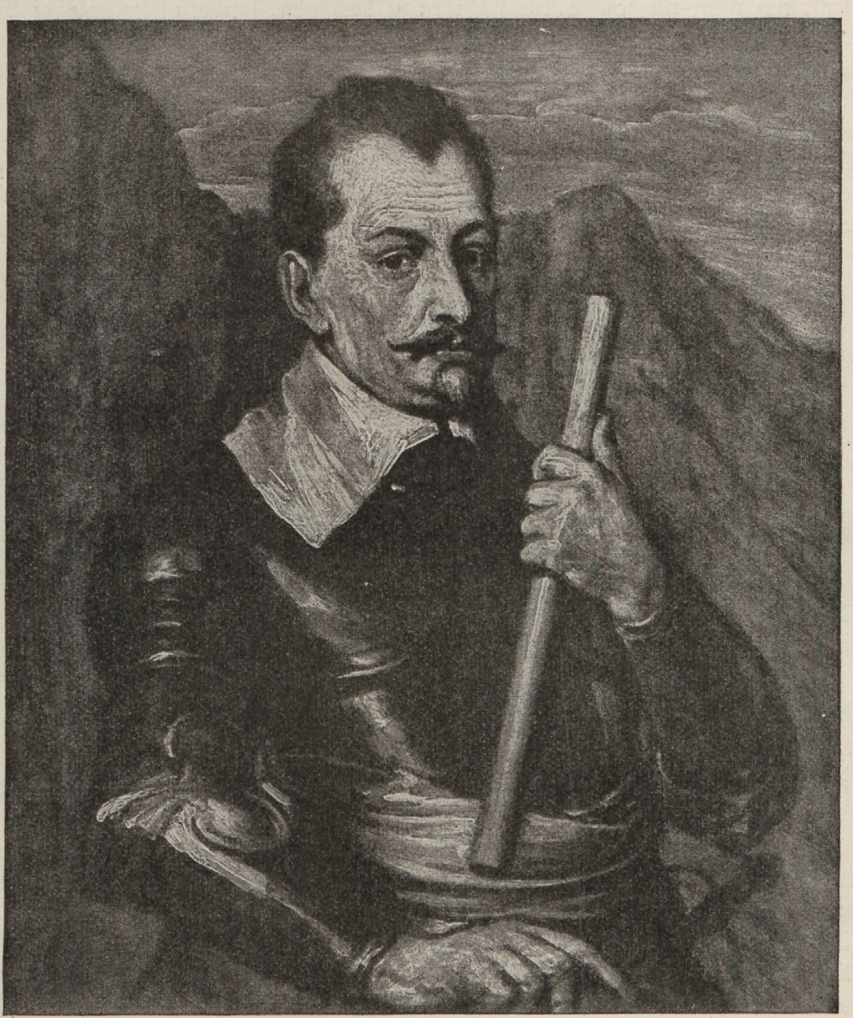


Graf Johann Tſerclaes von Tilly.

Nach einer Farbenſkizze des
A. van Dyck zu München.

reichſte Mann in Böhmen war, keine Schwierigkeiten bereiten, und der Gedanke ſeines Antrages war nicht neu. So ſtellte der Kaiſer ihm am 25. Juli 1625 einen Beſtallungsbrief als General-Oberfeldhauptmann aus mit der Verpflichtung, ihm für kaiſerliche Dienſte 6000 Reiter und 15 000 Mann zu Fuß zu werben.

Schneller, als man geglaubt hatte, war dieſe Aufgabe gelöſt, und nicht weniger, ſondern mehr als die verlangte Anzahl von Knechten aus aller Herren Ländern ſtrömte zu des Kaiſers Fahnen. Der kleine Krieg, wie er ſeit ſechs Jahren in den verſchiedenen Teilen Deutſchlands geführt wurde, hatte bereits viele bäuerliche und bürgerliche Exiſtenzen vernichtet, hatte die Unſicherheit des Beſitzes zur Genüge erwieſen, andererſeits aber gezeigt, wie gut man ſich als Söldner fortbringen konnte. Blieb auch der Kriegsherr ſo manchen Sold ſchuldig, die Gelegenheit, ſich ſchadlos zu halten, ergab ſich ſtets. Von dem Herzog von Friedland erwartete man dies um ſo ſicherer, als man wußte, wie er groß geworden war. An Geld würde es da nie fehlen, und der Herzog würde auch nichts dagegen haben, wenn ſeine treuen Leute ſich ſelber ſolches zu erwerben trachteten.



Albrecht von Wallenſtein, Herzog von Friedland

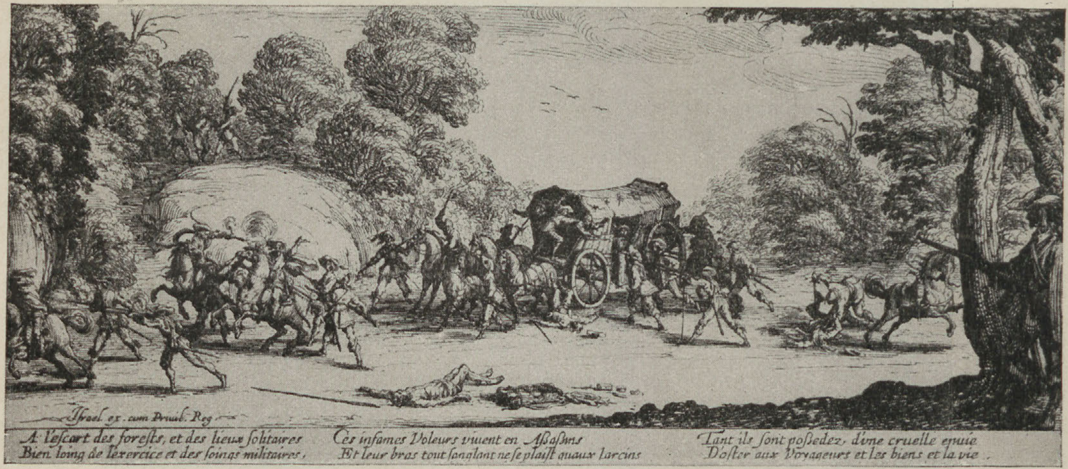
Nach einer Farbenſkizze des A. van Dyck zu München.

Die Verwendung Wallenſteins im Norden ſicherte der Frieden von Gyarmat, der am 2. Mai 1625 unter Mitwirkung Bethlens mit den Türken geſchloſſen wurde. Auf dem Reichstage von Ödenburg, der im Oktober 1625 eröffnet wurde, erreichte der Kaiſer auch die Wahl ſeines Sohnes

Ferdinand (III.) zu ſeinem Nachfolger in Ungarn, während der junge König nichts weiter als die Aufrechterhaltung der beſtehenden Verfaſſung zu geloben brauchte.

Nächſt der Unterſtützung Tillys galt es wohl ſchon bei Beginn des Feldzuges für eine Aufgabe des Friedländers, in Norddeutſchland die alten Bistümer, ſoweit es noch möglich war, wieder katholiſch zu machen, wobei man namentlich an die Ausſtattung des zweiten Sohnes des Kaiſers, Leopold Wilhelm, mit Halberſtadt und Magdeburg dachte. Wallenſtein konnte die eigenen Intereſſen ſehr gut mit dieſer beſonderen Aufgabe verbinden, weil hiermit jedenfalls die Notwendigkeit zuſammentraf, ſich nicht nur auf Tillys Fährten zu bewegen, ſondern ſelbſtändiger Befehlsführer zu bleiben. Nach einer Konferenz mit Tilly im Oktober bei Allendorf a. d. Werra zog er, dem Laufe der Leine folgend, in den niederſächſiſchen Kreis ein. Es war demnach kein Zuſammenſtoß mit dem Heere Chriſtians von Dänemark zu befürchten, man ſuchte ſich nur die Winterquartiere und die Beitreibungen zu ſichern.

Der Einmarſch der Friedländer bedeutete für ein Land ſoviel wie gänzliche Verarmung. Das Schickſal der mit Krieg überzogenen Länder beſtimmte nicht mehr der Kaiſer, ſondern der Höchſtkommandierende ſeiner Armee, der Condottiere, deſſen Macht eine vollkommen unbeſchränkte geworden war; aber nicht mehr, wie es bei Mansfeld und dem Halberſtädter der Fall geweſen, belaſtet mit dem Fluche des Unrechtes, ſondern in ſcheinbar rechtlicher Form und geſetzmäßiger Anwendung des kaiſerlichen Willens. Zuoberſt ſtand nun der Satz: das Reich erhält die kaiſerlichen Truppen, indem immer derjenige Teil, in dem ſie ſich befinden, für ihren Unterhalt ſorgt. Was das Wort Unterhalt jeweilig an Leiſtungen umfaſſen mußte, hatte nur der Höchſtkommandierende zu beſtimmen. Zunächſt war es die Ernährung von Mann und Roß, die auf das üppigſte bemeſſen wurde. Sehr häufig ging die Forderung der Soldaten noch viel weiter, als die aufgeſtellte Satzung, aber wer konnte ſich gegen eine Leiſtung wehren, wenn dies ſofort die grauſamſten Vergewaltigungen hervorrief? Fraß und Völlerei wurde von nun an in den Heeren und nicht nur in den katholiſchen großgezogen. Zweihundertzehn Ilowiſche Reiter, die zwei Tage hindurch im Kloſter Hegbach a. Rhein raſteten, brauchten in dieſer Zeit 1952 Pfund Fleiſch, ließen ſich das Konfekt um 8 Gulden 47 Kreuzer aus Biberach kommen und nahmen bei ihrem Abzug noch 1000 Gulden im Baren mit, angeblich für das, was die Mönche an ihrem Unterhalt erſpart hatten.


Iſrael ex. cum Priuil. Reg
A l'eſcart des foreſts, et des lieux ſolitaires
Bien loing de l'exercice et des ſoings militaires,
Ces infames Voleurs viuent en Aſſaſins
Et leur bras tout ſanglant ne ſe plaiſt qu'aux larcins
Tant ils ſont poſſedez d'une cruelle enuie
D'oſter aux Voyageurs et les biens et la vie.

Räuberiſcher Überfall auf Reiſende.

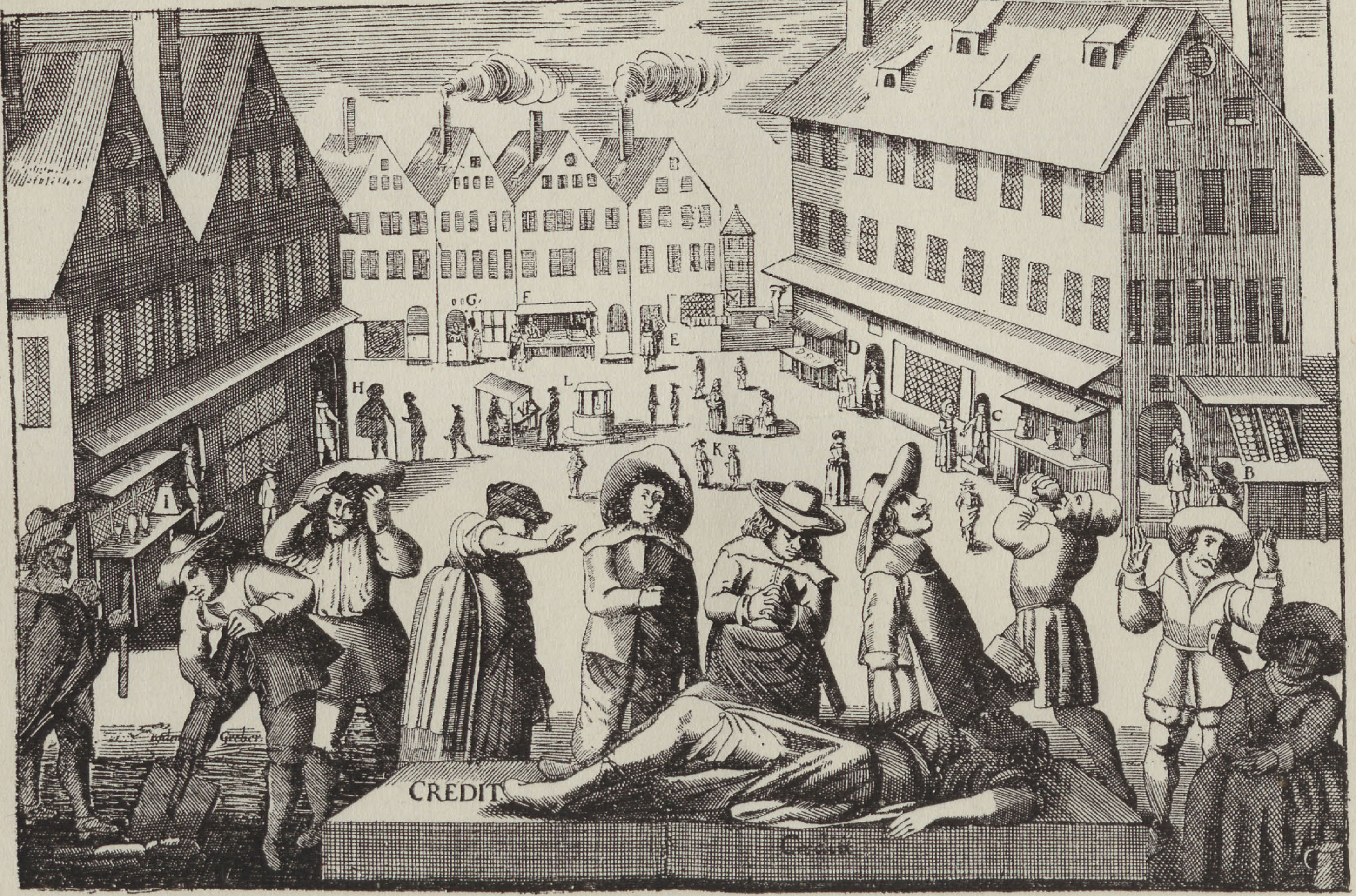
Stich Callots in „Les misères et les malheurs de la guerre". Paris 1633.

Der Sold war ſeit Ausbruch des Krieges ungemein geſtiegen. Der Knecht zu Fuß, der im 16. Jahrhundert mit 4 Gulden bezahlt wurde, erhielt jetzt durchweg monatlich 9 Gulden. Konnte das noch mit den Preisſteigerungen erklärt werden, ſo war es unverſchämt, dem Oberſten für die Woche 500 Gulden, dem Hauptmann 100 Gulden zuzuerkennen. Es war ſchon nichts Seltenes mehr, daß der kleine Bürger oder Grundbeſitzer, nachdem die in ſein Haus eingelegten Soldaten alles aufgezehrt hatten, mit ihnen gemeinſame Sache machte, ſich anwerben ließ und der Trommel

Contrafactur oder ware Abbildung
Deß in allen Landen verlohrnen/verdorbenen/geſtorbenen Edlen vnd Veſten geweſenen Herꝛn

Credits.

Was Jammer/O was groſſe Noth/ Credit ligt auff dem Sarck/iſt todt.



A. HÖr Wunder/was in kurtzer friſt
In aller Welt geſchehen iſt/
Credit der veſte Mann iſt todt/
Ligt dort im Sarck/das bringt groß Not.
Wilts in Exempeln recht verſtahn/
So ſchaw obg'ſetzte Stücklein an.

Einer kompt zum Becken.

B. MEin lieber Beck/ borg mir drey Brot/
Ich leyd jetzund groß Hungersnot.
Auff guten Glaub vnd gute Trew/
Zahl ich dich bald/trag nur kein ſchew.
B. Wann du Gelt h[illegible]/ſo hab ich Brot/
Sonſt acht ich wenig deiner Noth.
Schaw dort Credit ligt in dem Sarck/
Vnd gilt nichts mehr auff Becken Marck.

Zum Kandengieſſer.

C. MEin Meiſter nehmet kein Verdruß/
Macht mir zwo Kant von gutē guß.
Das Gelt will ich euch geben ſchier/
Auff guten Glauben/glaubet mir/
K. Auff glauben/glaubs/geb ich nicht viel/
Der beſte Glaub/der macht kein Ziel/
Mein/ſchaw dorthin/Credit iſt todt/
Das bringt vns all in groſſe Noth.

Zum Schumacher.

D. EIn new par Schuh die hätt ich gern/
Die Zahlung ſoll nicht bleiben fern.
Soll weiter ſeyn geſetzt kein Ziel/
Als daß ichs Gelt bald bringen will.
S. Mein Leder hält viel baß den Stich/
Als dem Credit/geh hinderſich/
Drumb wilt du Schuh wie dirs gefällt/
Credit iſt todt/gib rauß das Gelt.

Zum Schneider.

E. HAr ſauber macht jhr mir das Kleid/
Wills an verſuchen allbereit:
Zu frieden ich euch gar bald ſtell/
So war ich bin ein ehrlich G'ſell.
S. Es hat jetzund nicht den Beſcheidt/
Zeuh auß vnd laß mir hie das Kleidt.
Ich glaub was ich in händen hab/
Bey mir iſt bloß Credit ſchabab.

Zum Kauffherren.

F. HAbt jhr nicht Herr ein roth Scharlack/
Darinn ich meinen Leib einpack/
Zum dollen Mantel auch zugleich/
Den ich fein prav herumb mich ſtreich/
Das ſchreibt in ewer [illegible]denbuch/
Zu danck will ichs bezahlen gnug.
K. Auff diß Credit von roth Scharlack/
Vertraw ich dir ein zwilchen Sack/
Mein Farb am Schmack beſſer iſt/
Als dein Credit/erſt wer du biſt.

Zum Kürßner.

G. MÖcht wol ein alten Fuchsbalck han/
Die Zahlung ſoll nit lang anſtahn/
Der Herꝛ mir das zutrawen ſoll/
Daß ich jhn mit danck zahlen woll.
K. Ich gab eins einem Fuchs ein Balck/
Der deckt darnach damit den Schalck/
Dadurch er ſein Credit gebroch/
Vnd mich betrog/das denckt mir noch.
Credit der iſt ſo gar verlohr/
Daß ich dir geb vor Fuchs kein Hor.

Zum Wirth.

H. HErꝛ Wirth bringt vns den beſten Wein/
Vnd ſorget nit wañs zahlt ſoll ſeyn/
Wir wollen redlich zahlen auß/
Wann wir euch wider gehn zu Hauß.
W. Jhr durſtig Brüder/borg macht ſorg/
Auff den Credit ich niemand borg.
Credit der iſt in Brunn gefall/
Da mögt jhr jhn nun ſuchen all.
Schmorotzer gehn auff borg zu gaſt/
Bringſt du kein Gelt/zieh fort vnd faſt.

Zum Goldtarbeiter.

I. EIn ſauber Ringlein wolt ich han/
Das zierlich könnt am Finger ſtahn/
Mein lieber Herꝛ ein wenig borg/
Das Gelt bring ich bald ohne ſorg.
G. Mein ſauber Herꝛ für rothes Goldt/
Bin ich Credit nie worden holdt/
Wann nicht Credit wie Silber klingt/
Vmbſonſt man mir diß Liedlein ſingt.

Zum Metzger auff der Gaſſen.

K. MEin gebt mir her den Kopff vñ Kröß/
Es gibt für mich ein gut Gefräß:
Hab jetzt im Sack kein Gelt bey mir/
In kurtzen Tagen ſchick ichs dir.
M. Zahlſtu das nicht/du ſchlechter Tropff/
Vnd wilt doch eſſen Kröß vnd Kopff/
Weiſt du das nicht/Credit iſt auß?
Geh fort ſuch dir ein ander ſchmauß.

Krempen/Haffner/Obsver-
kauffer/ꝛc.

L. BEy Krempen hie/bey Haffnern dort/
Vnd die Obs bringen durch die Port/
Bey den wirſt du ein ſchlecht Credit/
Auch in Nußſchalen finden nit:
Sih dort/ die Alt in jhrer Kant/
Ach Jammer kein Credit mehr fandt.
So iſt dann nun Credit gar auß/
Verloſchn/verlohrn zu Land vnd Hauß.

Gedruck im Jahr 1637.

Flugblatt auf den wirtschaftlichen Niedergang während des dreißigjährigen Krieges

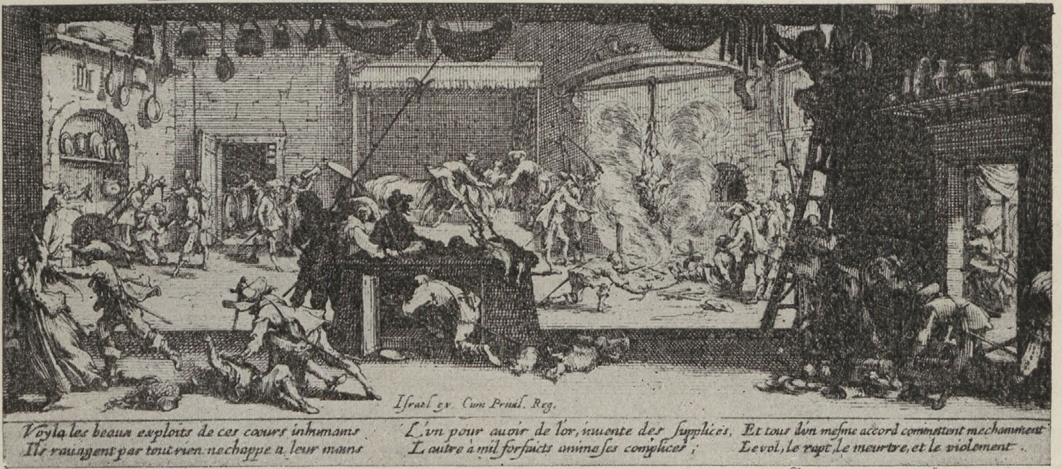
BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

nachzog, Weib und Kind konnten nachlaufen. Für die Atzung mußte die Findigkeit der Frau ſorgen, für die Erziehung der „Jungen", die ebenfalls Soldaten werden mußten, der Schulmeiſter, der auch gerne mit dem Troß weiterzog.

Im Winter 1625 auf 1626 legten die niederſächſiſchen Reichsſtände dem Kaiſer nochmals Friedensbedingungen vor. Sie verlangten für ſich den geſicherten Beſitz der geiſtlichen Güter und Erſatz für den Schaden, den der Krieg bis jetzt bei ihnen angerichtet hatte; der Kaiſer ſolle ſeine Truppen entlaſſen, und zwar noch bevor ſie ſelbſt mit der Entlohnung ihrer Truppen begonnen hätten. Dann wollten ſie dafür ſorgen, daß auch Chriſtian IV. und Mansfeld die Waffen niederlegten. Es war alſo nichts weiter als die Wiederherſtellung des Zuſtandes vor Ausbruch des Krieges beabſichtigt. Niemand kam dieſer Antrag ungelegener als Wallenſtein, dem es nicht darauf ankam, einen Krieg zu beenden, der ſein Lebenselement werden und den reichen Unternehmer zu Macht und Einfluß erheben ſollte. Es war für ihn günſtig, daß auch Mansfeld den Krieg noch fortzuſetzen gedachte, bis er für ſich ein größeres Landgebiet als Reichsfürſt erworben hatte.

So kam der Frühling 1626 heran, ohne daß eine Friedensgrundlage gefunden war. Mansfeld, der im Einverſtändnis mit dem Dänenkönige bereits an der unteren Elbe Stellung genommen hatte, wollte dieſe durch Beſetzung des Brückenkopfes von Roßlau gegenüber Deſſau verſtärken. Wallenſtein erkannte dieſe Abſicht zeitig genug, um die nötigen Befeſtigungen an der Brücke vorzunehmen und wartete den Angriff Mansfelds ab. Der bewährte Kondottiere der Evangeliſchen unterſchätzte ſeinen Gegner und ließ ihn zu dem Sturme auf die Schanzen bei Roßlau ſchreiten, obwohl ihm davon abgeraten war. Am 25. April 1626 erlitt er eine Niederlage, die ihm 4000 Mann koſtete und ihn zwang, ſeine Stellung an der Elbe aufzugeben.


Iſrael ex. Cum Priuil. Reg.
Voyla les beaux exploits de ces cœurs inhumains
Ils rauagent par tout rien n'echappe a leur mains
L'vn pour auoir de l'or, inuente des ſupplices,
L'autre à mil forfaicts anime ſes complices;
Et tous d'vn meſme accord commettent mechamment
Le vol, le rapt, le meurtre, et le violement.

Plünderung und Vergewaltigung in einem Bürgerhauſe.

Stich Callots in „Les misères et les malheurs de la guerre." Paris 1633.

Das Unglück Mansfelds wirkte ſelbſtverſtändlich auch auf ſeine Verbündeten und namentlich auf die geldgebenden Mächte verſtimmend und entmutigend. Der neue König von England, Karl I., und ſein einflußreicher Miniſter Buckingham wären ſehr gerne bereit geweſen, für die Erreichung des von ihnen aufgeſtellten Zieles: die Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen, die größten Opfer zu bringen. Das Verhältnis zwiſchen König und Parlament war aber unter der neuen Regierung nicht beſſer geworden als unter Jakob I. Man hatte kaum ſo viel beiſammen, um die bedungenen Subſidien für Mansfeld, 30 000 Pfund St., ſieben Monate lang auszuzahlen. Die Holländer gaben ihrerſeits nicht weniger als 50 000 Gulden monatlich. Dies waren aber ſo ziemlich alle Bargelder, auf die man mit Sicherheit rechnen konnte, denn auch Guſtav Adolf, der ſich nochmals angeboten, den Krieg nach zwei Seiten, gegen Polen und gegen den Kaiſer zu führen, beſchaffte ſelbſt kein Geld, ſondern verlangte ſolches, um die neuen Truppen aufſtellen und dann ſein Heer erhalten zu können. Denn er wollte nicht der Anführer unbezahlter Reisläufer ſein, die ſich durch Raub ihre Nahrung ſuchen mußten. Von Richelieu war zwar einiges Geld an Mansfeld gekommen, die Zahlungen hörten jedoch auf, als ein neuer Hugenottenkrieg unter den Herzögen von Rohan und Soubiſe ausgebrochen war. Dieſer wirkte auch ungünſtig auf das Verhältnis von Frankreich zu England. Als daher Mansfeld und Chriſtian von Dänemark nach der Schlacht an der Deſſauerbrücke erwogen, wo der Krieg weitergeführt werden ſollte, ſtimmten ſie darin überein, es werde am erfolgreichſten ſein, den Kaiſer auch im Oſten zu beſchäftigen. Bethlen Gabor war der Mann, der nach jedem Friedensſchluß ſofort die Umſtände erfaßte, unter denen er wieder losſchlagen konnte. Bei den Verhandlungen im Haag meldete Bethlen ſeinen Beitritt zur Koalition unter der Bedingung an, daß er monatlich 40 000 Reichstaler erhalte. Frankreich, England, Dänemark und die Staaten ſollten dafür aufkommen, ſobald er ſich in Schleſien dem Kriegsſchauplatze angegliedert haben würde.

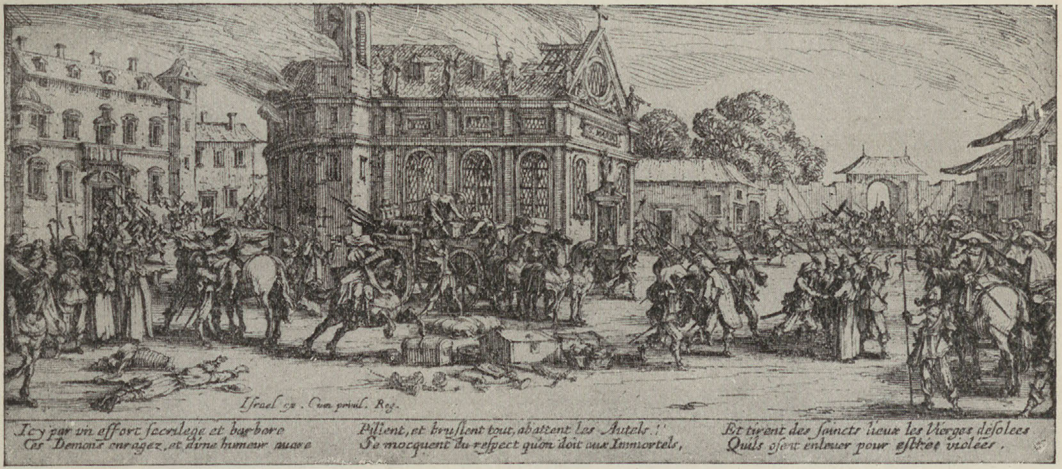
Auf katholiſcher Seite war die Übereinſtimmung über die zunächſt anzuſtrebenden Ziele nicht leicht herzuſtellen. Die Intereſſen Spaniens und des Kaiſers gingen in dem Augenblick, in dem es ſich nicht ausſchließlich um die Glaubensfragen handelte, auseinander. Spanien wollte den niederländiſchen Handel und dadurch den Reichtum vernichten, der die Staaten noch immer in den Stand ſetzte, im Kriegszuſtande zu verharren. Es verlangte deshalb, man ſolle das Hauptgewicht auf den Seekrieg, und den Landkrieg möglichſt an die holländiſchen Grenzen verlegen. Auch Küſtenplätze an der Nord- und Oſtſee waren dem Kaiſer zu überantworten, damit er das Verbot des Handels mit Holland aufrecht erhalte. Max von Bayern, ſtets mißtrauiſch gegen Spanien, das die Kurpfalz noch immer als ein Friedensobjekt betrachtete, hatte ſich ſeinerſeits bei Frankreich den Rücken zu decken geſucht, dort aber nicht viel erreicht, weil man von ihm nötigenfalls auch eine feindliche Stellungnahme gegen den Kaiſer verlangte. Des Kurfürſten Lage war im Frühjahr 1626 zudem eine umſo ſchwierigere geworden, als der Bauernaufſtand in Oberöſterreich ausbrach, den ein allzu ſchroffes Auftreten der katholiſchen Behörden gegen die noch immer evangeliſch geſinnte Bevölkerung hervorgerufen hatte. Die Erfolge der vortrefflich organiſierten und fanatiſch tapferen Bauern, die dem bayeriſchen Statthalter bei Feuerbach eine ſchwere Niederlage beibrachten, nötigten den Kurfürſten, mehr Truppen im Lande zurückzubehalten, als beabſichtigt geweſen. Der Entgang an Nachſchub wurde für Tilly ſehr empfindlich.

Nicht minder bedenklich und für die ligiſtiſche Armee gefahrdrohend war die Haltung der ſpaniſchen Regierung in Brüſſel, die, nach einigen kleinen Niederlagen gegen den Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien und den Grafen Ernſt Kaſimir von Naſſau, ihre Streitkräfte ebenfalls im Lande zurückbehielt und den verſprochenen Zuzug ſpaniſcher Truppen zu Tilly unmöglich machte. Der Sommer 1626 verging ohne einen ernſtlichen Zuſammenſtoß, bis plötzlich im Auguſt Bethlen Gabor wieder auf dem Schauplatze erſchien. Auf Befehl des Königs von Dänemark zogen ihm Mansfeld und der Herzog Johann Ernſt von Weimar nach Schleſien entgegen. Dieſes war gänzlich unbeſetzt und konnte daher, ſelbſt wenn die evangeliſchen Bewohner der ſchleſiſchen Fürſtentümer gewollt hätten, den einbrechenden Truppen, die immerhin bei 10 000 Mann betrugen, keinen Widerſtand entgegenſetzen. Nach kurzem Zögern überzeugte ſich Wallenſtein, daß von einem Zuſammenwirken mit Tilly ebenſowenig mehr, als von ſelbſtändigem Vorgehen nach Norden die Rede ſein konnte.

Wäre es Chriſtian von Dänemark gelungen, nun mit äußerſter Kraftanſtrengung die Ligiſten aus Norddeutſchland hinauszudrängen, ſo konnte die militäriſche Lage im nächſten Frühjahr für den Kaiſer recht gefährlich werden. Der König war jedoch kein Feldherr und hatte keine tüchtigen Generäle, ſo daß ihm der erfahrene Tilly, wo er nur wollte, in eine ungünſtige Stellung bringen und zur Schlacht zwingen konnte. Diesmal geſchah es, am 27. Auguſt 1626, bei Lutter am Barenberge. Chriſtian mußte innerhalb drei Stunden ſeine Schlachtordnung ſtellen, was recht unvollkommen ausfiel, und ſetzte danach alle Hoffnung auf einen gewaltigen Vorſtoß ſeiner Infanteriemaſſen. Die erſten Staffeln der Bayern wurden allerdings über den Haufen geworfen, es genügte jedoch das Standhalten eines Tillyſchen Regimentes, die däniſchen Linien zum Stehen und zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Für zähen Widerſtand war die däniſche Armee nicht zu gebrauchen, ſie machte Kehrt und wandte ſich zur Flucht. Vorläufig hatte König Chriſtian kein Heer. Sein Fußvolk war faſt völlig zerſprengt oder gefangen, das ganze Geſchütz in die Hände Tillys gefallen.

Wallenſtein hatte indeſſen mit dem größeren Teil der Armee den Marſch von Zerbſt nach Mähren angetreten. Es war eine für jene Zeit bewunderungswürdige Leiſtung, daß er nach fünfundzwanzig Marſchtagen ſeine Truppen ſchon wieder in Olmütz vereinigen konnte. Seine Gegner waren in eine ſehr üble Lage geraten, weil die Verbindung mit Bethlen Gabor noch lange auf ſich warten ließ, denn der Fürſt von Siebenbürgen war erſt in Oberungarn eingerückt. Wenn Wallenſtein dieſelbe Raſchheit im Angriff bewährt hätte wie im Anmarſche, ſo wären Mansfeld und Weimar zu erreichen und zu ſchlagen geweſen. Jener hatte ohnehin mit dem Übergang über die March zu lange gezögert. Man hat die verſchiedenſten abenteuerlichen Pläne mit ſeiner eigenſinnigen Trennung von Weimar in Verbindung zu bringen geſucht und ihm zugemutet, er habe durch Böhmen und Bayern nach Frankreich marſchieren wollen. Es gelang ihm trotz ſeines Zögerns doch noch, den nachſetzenden Reitern Wallenſteins zu entwiſchen und Bethlen zu erreichen. Abermals verſäumte es Wallenſtein, mit einem raſchen Stoße den Gegner anzufallen, der ihm kaum gewachſen geweſen wäre. Bethlen ſelbſt hat das offenbar gefürchtet, denn er zog ſich über die Neubra und die Waag bis nach Tyrnau zurück.

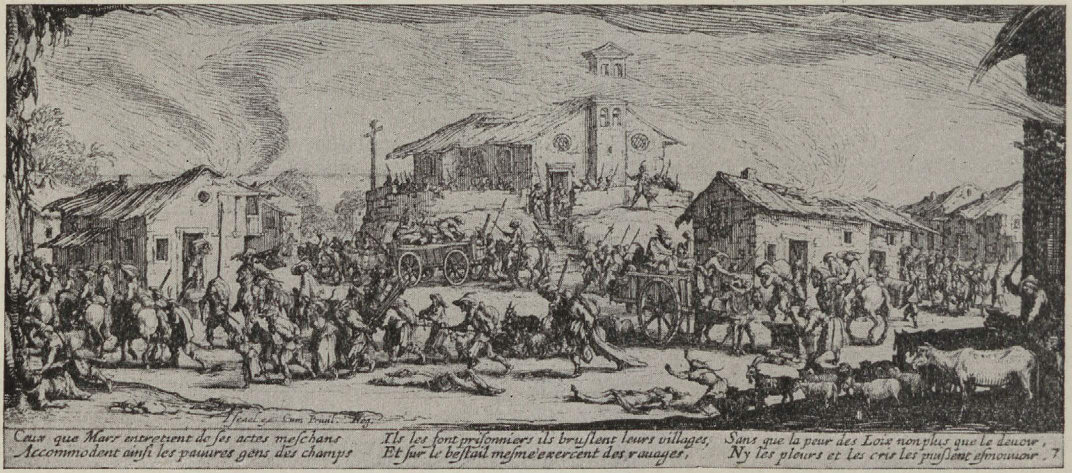
Schon ſtand der Fürſt mit den Kaiſerlichen wieder in Unterhandlung. Es war charakterlos genug, daß er ſich in dem am 20. Dezember 1626 zu Preßburg geſchloſſenen Frieden verpflichtete, die Truppen, die ihm aus Deutſchland zugezogen waren, ihrem Schickſal zu überlaſſen. Mansfeld hatte ſich bereits von ſeinen Leuten getrennt, die ſich in kleineren Abteilungen nach Schleſien zurückzogen. Er ſelbſt wollte nach Venedig gelangen, um neue Unterſtützungen für ſich flüſſig zu machen, wozu Veranlaſſung genug beſtand. Er ritt durch Ungarn und Bosnien, von wenigen Freunden begleitet, als der ſchon länger ſchwer Leidende bei Sarajewo von einem raſchen Tode hinweggerafft wurde. Auf Anordnung der Republik, die zuerſt durch die Nachricht von der Reiſe Mansfelds in ihr Gebiet nicht wenig überraſcht war, wurde der Leichnam des ritterlichen Kondottiere, dem niemand einen gewiſſen Grad von Achtung und Anerkennung verſagen durfte, im Dome zu Spalato beigeſetzt. Wenige Tage nach ihm ſtarb in Ungarn ſein letzter Waffengenoſſe, Ernſt Johann von Weimar, der ebenſo wie er, nur das zweiunddreißigſte Lebensjahr erreicht hat.


Iſrael ex. Cum priul. Reg.
Icy par vn effort ſacrilege et barbare
Ces Demons enragez, et d'vne humeur auare
Pillent, et bruſlent tout, abattent les Autels;
Se mocquent du reſpect qu'on doit aux Immortels,
Et tirent des ſaincts lieux les Vierges deſolees
Qu'ils oſent enleuer pour eſtre violées.

Plünderung einer Kirche. Stich Callots in „Les misères et les malheurs de la guerre". Paris 1633.

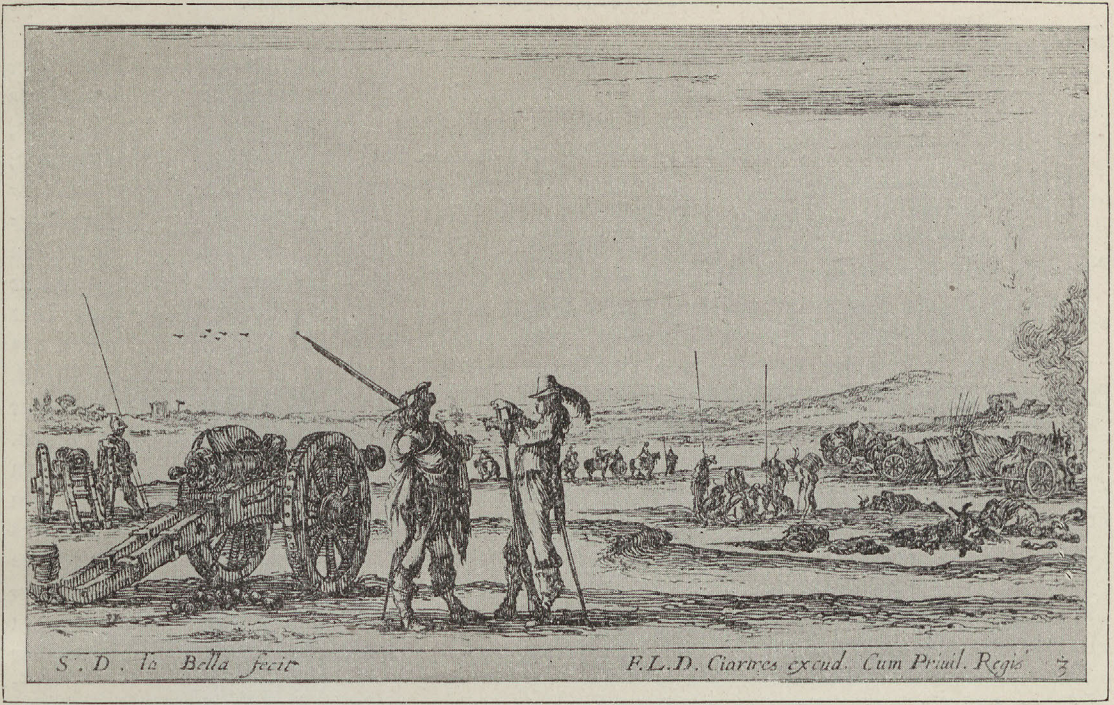
Am kaiſerlichen Hofe, wo ſich die Klagen aus dem ganzen deutſchen Reiche, von katholiſchen und evangeliſchen Ständen, über die Art der Kriegführung und die Grauſamkeit der Truppen Wallenſteins häuften, hat man ihm einen ſchweren Vorwurf daraus gemacht, daß er ſeine Armee nicht tiefer nach Ungarn hineingeführt und Bethlen aufgeſucht hat. Die perſönlichen Verhältniſſe unter den am Hofe Einfluß nehmenden Adelsfamilien, der Haß und Neid, mit dem viele ſein Emporwachſen begleiteten, haben ſelbſtverſtändlich beigetragen, die Stimmung gegen ihn von Tag zu Tag gereizter zu machen. Es gab von nun an zwei ſcharf geſchiedene Parteien in Wien, die Wallenſteiniſche und die Antiwallenſteiniſche, deren ſich die Vertreter Spaniens, bald in einem für den General günſtigen, bald in einem für ihn ungünſtigen Sinne bedienten, je nachdem es das Intereſſe ihrer Großmacht verlangte. Es war nahe daran, daß der Kaiſer das Entlaſſungsgeſuch Wallenſteins hätte erwarten müſſen. Er kam dem ſelber jedoch zuvor, indem er Eggenberg zu einer Unterredung mit dem General nach Bruck a. d. Leitha entſendete. Eggenberg, der, wie kein anderer das Vertrauen Ferdinands beſaß, ſcheint ſtets in beſten Beziehungen zu Wallenſtein geblieben zu ſein. Er erkannte in dem glücklichen Heerführer, deſſen Emporkommen dem ſeinen ähnlich war, den Mann im Reiche der deutſchen Habsburger, der das politiſche Programm, mit ſeiner durchaus zentraliſtiſchen und abſolutiſtiſchen Richtung, das er ſelbſt vertrat, Geltung verſchaffen konnte. Unter dieſen Umſtänden bedeutete die Zuſammenkunft in Bruck am 26. November 1626 nicht mehr und nicht weniger, als die Herſtellung der Übereinſtimmung zwiſchen dem leitenden Staatsmanne und dem einzigen General Ferdinands II., der eine kaiſerliche Armee befehligte. Die kaiſerliche Politik, ſetzte Wallenſtein auseinander, müſſe ſich vor allem in Deutſchland bewähren: die eigenen Erbländer und Staaten müſſen verteidigt werden, ohne ihnen die Laſten des Krieges aufzuladen; den Frieden im Reiche werde man am beſten erreichen, wenn man ſeine Heere ſo lange vom Reiche bezahlen laſſe, bis ein Reichsfürſt nach dem andern die Waffen niederlege. Dies alles könne aber nur geſchehen, wenn man ein großes Heer durch ganz Deutſchland verteile, vor dem Europa zittern würde. Dieſes Programm war ſo klar wie einfach, ſo praktiſch wie naheliegend. Wallenſtein ſoll es noch einmal in dem Satz zuſammengefaßt haben: „Ich will, daß der deutſche Kaiſer ebenſo Herr in ſeinen Ländern ſei, wie es der König in Frankreich iſt.“ Dies war freilich ohne die Aufhebung der damals geltenden Verfaſſung unerreichbar.

Eggenberg ließ ſich von der Richtigkeit ſolcher Anſchauungen ohne Schwierigkeit überzeugen und kehrte nach Wien mit der Abſicht zurück, auch den Kaiſer und deſſen Politik dafür zu gewinnen. Sollte dieſer Kaiſer Ferdinand II. der Mann ſein, das deutſche Reich zu reformieren und Europa eine neue Geſtalt zu geben? — Daß er es nicht war, beweiſen die nächſten Ereigniſſe.


Iſrael ex. Cum Priuil. Reg.
Ceux que Mars entretient de ſes actes meſchans
Accommodent ainſi les pauures gens des champs
Ils les font priſonniers ils bruſlent leurs villages,
Et ſur le beſtail meſme exercent des rauages,
Sans que la peur des Loix non plus que le deuoir,
Ny les pleurs et les cris les puiſſent eſmouuoir. 7

Brandſchatzung eines Dorfes.

Stich Callots in „Les misères et les malheurs de la guerre“. Paris 1633.


S. D. la Bella fecit
F.L.D. Ciartres excud. Cum Priuil. Regis 3

8. Fremde Einflüsse

Während ſich die allgemeine Rüſtung der ſtreitbaren Mächte Europas vorbereitete, hatte ſich in der Kriegführung und im Heerweſen ein wichtiger Umſchwung vollzogen. Es waren nicht mehr die alten Landsknechtmaſſen, die bald für dieſen, bald für jenen Herrn zu einer Unternehmung zuſammengeſchweißt wurden, ſondern feſtſtehende Söldnerheere, die derjenige, welcher in dem großen Kriege ſeine Rechte und Intereſſen vertreten wollte, dauernd beiſammen halten mußte. Früher hatte man auf ſechs Monate geworben, im Herbſt wurde ſo viel Volk abgedankt, wie man abzahlen konnte, jetzt mußte man im Winter für die Heere ſorgen, auch ſpielten die Winterquartiere und ihre Beſetzung am Ende eines Feldzugsabſchnittes eine große Rolle. Von nun an gehörte es zur erſten und wichtigſten Aufgabe des Feldherrn, ſobald der Winter nahte, ein möglichſt großes und wohlhabendes Landgebiet in ſeine Gewalt zu bekommen, das ihm die Mittel zur Erhaltung des Heeres und für die Fortſetzung des Krieges gewähren mußte.

Das Auftreten Wallenſteins hatte die Anforderungen an die Kriegführung ungemein geſteigert. Die kleinen Condottieri, denen er ſein Syſtem entlehnt hatte, konnten neben Heeren von ſo großer Truppenzahl, wie er ſie auf die Beine gebracht, nicht mehr beſtehen. Der Kriegführende mußte eine Großmacht ſein oder von Großmächten bezahlt werden. Damit kam die zweite Form der Kriegführung auf: der Krieg mit Subſidien. Er war gefährlich für den Kriegführenden, weil deſſen Exiſtenz gefährdet war, ſobald die Subſidien verſagten. In dieſer Lage befand ſich jetzt der Dänenkönig, der nicht nur für ſich, ſondern auch für den König von England die Waffen trug. König Karl, der viel unternehmungsluſtiger als ſein Vater, dafür aber auch viel leichtſinniger war, ſchuldete ihm bis Ende 1626 570 000 Pfund an vertragsmäßig feſtgeſetzten Subſidien, während er erſt 60 000 Pfund bezahlt hatte.

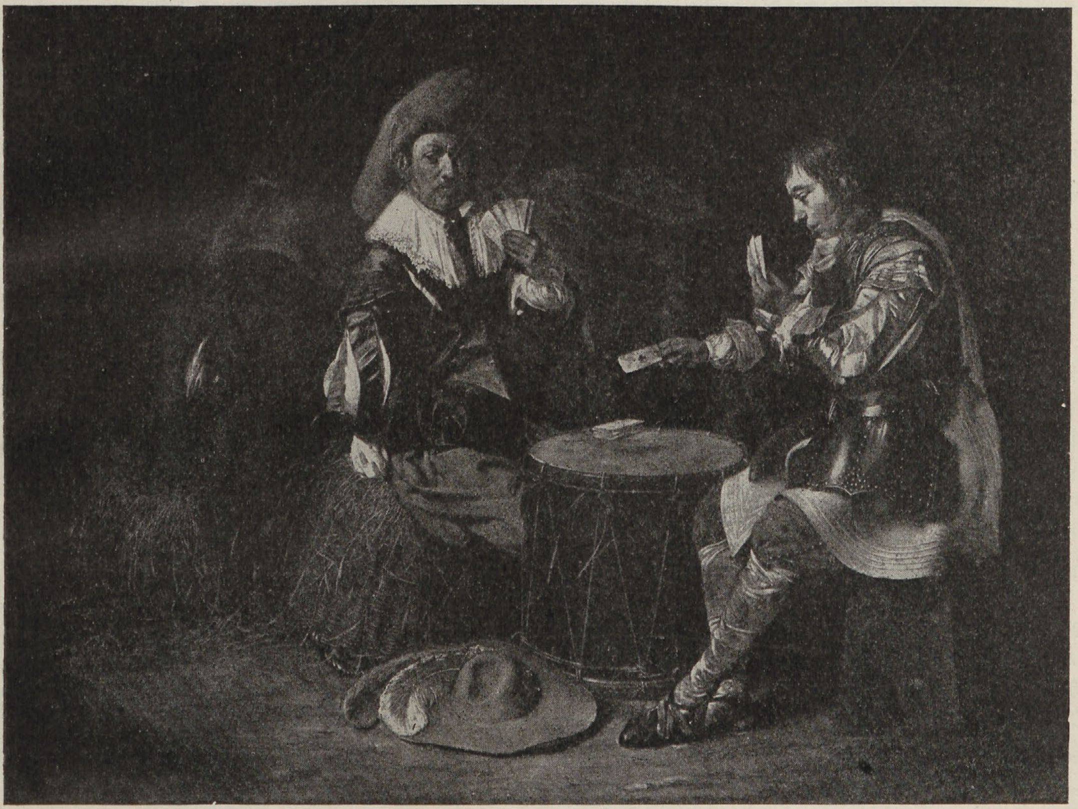
Auch das Menſchenmaterial, aus dem die neuen Heere beſtanden, war völlig anders geworden, nicht im Kreiſe der Offiziere, ſondern bei der Mannſchaft. Es gab keine „deutſchen Knechte“ mehr, die, ſtolz auf ihr kaiſerliches Kriegsrecht, auf die Einhaltung ihrer Geſetze, auf eine unbeſcholtene Lebensführung, bedacht blieben, daß jeder einzelne in den Waffen erfahren war. Um die Maſſen aufzutreiben, die man jetzt brauchte, mußte man auch ungelerntes Volk beſolden. Wer einmal ſo in Not und Elend geraten war, daß er zum Dieb und Räuber hinabſank, von dem konnte man nicht verlangen, daß er ritterliche Grundſätze beobachtete. Es trat aber auch der Fall ein, daß mitten unter den verkommenen Leuten Geſtalten auftauchten, die eine andere Lebensführung, als die eines wallenſteiniſchen oder ligiſtiſchen Söldners gewohnt waren. Die Hörſäle der Univerſitäten leerten ſich, da weder der Profeſſor noch die Hörer wußten, woher ſie ihres Leibes Nahrung nehmen ſollten. Bei der Werbetrommel fanden ſie ſich wieder. An dem Lagerfeuer, an dem die wüſteſten Geſellen um ihre Habe und um das Schickſal ihrer Weiber und Kinder in wilder Leidenſchaft „die Knöchlein" rührten, wurde Virgil geleſen oder eine kleine Diſputation über einen Fall des römiſchen Rechtes eingeleitet. Gab es dann im Winter doch einige Monate des Stillſtandes, ſo kam der Profeſſor von Heidelberg oder Altorf wieder in ſeinen Hörſaal zurück, und wenn ſich nur einige Studioſi fanden, die ihm Fleiſch, Mehl und Wein ins Haus ſtellten, ſo war er gerne bereit, ihnen dafür die letzten Brocken ſeiner Weisheit in der Sprache Ciceros zu ſervieren.

Noch war alles unfertig, was einem Bündniſſe gegen den Kaiſer und die Liga ähnlich ſehen ſollte. Wenn man friſch zugriff, den Krieg gegen Dänemark energiſch führte und die Reichsreform tatſächlich in Angriff nahm, konnte man auf einen endlichen ſiegreichen Abſchluß des Feldzuges rechnen. Das größte Hindernis für die Herſtellung der Einigkeit unter der reichsſtändiſchen Mehrheit war Wallenſtein. Einen ſo herriſchen und ſtets mit Gewalt drohenden Feldherrn einer kaiſerlichen Armee brauchten ſich die deutſchen Fürſten in ihren Ländern überhaupt nicht gefallen zu laſſen. Es gab kein Reichsgeſetz und keine Wahlkapitulation, worin ausgeſprochen wurde, daß der Kaiſer jederzeit mit gewaffneter Macht in die einzelnen Territorien eindringen dürfe. Die Auffaſſung, daß ein ſolches Recht nicht beſtehe, wurde von Max von Bayern vertreten, der überdies mit der Anſicht nicht zurückhielt, daß Wallenſtein im Namen des Kaiſers eine Diktatur im Reiche anſtrebe, wogegen der Friedländer hervorkehrte, daß die Bedingungen der kaiſerlichen Macht eben andere ſeien, als die der Reichsfürſten, und daß die Macht des Reiches von der ſeines Oberhauptes abhänge.

An dem Kriege des Jahres 1627 haben die fremden Mächte keinen nennenswerten Anteil genommen. Wallenſtein und Tilly führten ihre Armeen, nach einer ganz ehrlich getroffenen Vereinbarung, geſondert dem Kriegsſchauplatze zu: Wallenſtein zog in die Marken. Kurfürſt Georg Wilhelm glaubte ein Verbündeter des Kaiſers zu ſein und erſtaunte nicht wenig, daß ſeine brandenburgiſchen Stammlande der Ausgangspunkt eines Feldzuges und mit ihren zum Teil gut gebauten Feſtungen eine Hauptſtütze der kaiſerlichen Macht im Norden bilden ſollten. Er hatte den Kaiſer um Hilfe gegen die Dänen gebeten, und nun war das Havelland in die Gewalt Wallenſteins übergegangen, deſſen Haufen von hier aus nach Mecklenburg vorrückten. Mitte Juni kam auch Tilly heran; ein Widerſtand gegen beide konzentriſch vorgehenden Heere war undenkbar, der König von Dänemark legte ſeine Fußtruppen in die Feſtungen, in denen er ſich noch behaupten konnte, und ritt mit den Reiterkompagnien über Rendsburg nach Jütland. Der Kaiſer war Herr Norddeutſchlands geworden.

Im Herbſte erfolgte die Verteilung der Winterquartiere durch Tilly und Wallenſtein, der während des Feldzuges ſeine Armee nahezu verdoppelt hatte. Das Überwiegen der Reiterei, das man bis dahin nicht gekannt hatte, entſprang dem Bedürfniſſe, möglichſt raſch große Landſtrecken zu beſetzen. Die Verteilung der Quartiere, in der die grauſamſte Kriegsſteuer zum Ausdruck kam, reichte bis Süddeutſchland, bis in den fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreis. Erſt an der Grenze des neuen bayriſchen Kurſtaates machten die friedländiſchen Fähnlein Halt.

Für den Kaiſer handelte es ſich nunmehr darum, in den eigenen Landen, und im Reiche überhaupt, Ordnung der Beſitzverhältniſſe herzuſtellen. Oberöſterreich mußte endlich wieder ſein eigen werden, nachdem der Bauernaufſtand erloſchen war. Dazu bedurfte man notwendig der Zuſtimmung der Kurfürſten und maßgebenden Reichsſtände auf einem Kurfürſten- oder Deputationstage. Bei den Verhandlungen in Mühlhauſen befliſſen ſich die beiden proteſtantiſchen Mitglieder des Kollegiums, Sachſen und Brandenburg, der allergrößten Nachgiebigkeit. Sie verwahrten ſich nicht einmal gegen die Zumutung des Kaiſers, daß Friedrich V. auf die Kurwürde und auf den rechtsrheiniſchen Teil der Pfalz (Heidelberg) verzichten ſolle, ſie beſtanden nur darauf, daß ſeine Nachkommen nicht in die Beſtrafung einbezogen würden. Sie ließen ſich ſogar zur Unterſchrift eines Gutachtens herbei, daß in künſtlichen Wendungen eigentlich nichts anderes als die Wiederherſtellung der norddeutſchen geiſtlichen Beſitzungen bedeutete; alles dies, nur um die Geißel des wallenſteiniſchen Heeres loszuwerden. Die Kurfürſten verlangten einſtimmig, daß bei der kaiſerlichen Armee ein Direktorium eingeſetzt würde, das den Ständen Vertrauen, den Soldaten Reſpekt einflöße. Schließlich hieß es, daß die bedrängten Landesherren, wenn ihnen der Kaiſer nicht helfen könnte, ſich ſelbſt helfen müßten. Mit dieſen Beſchlüſſen war vorläufig kaum etwas gewonnen, aber es war augenſcheinlich, mit welcher Wucht ſich das ganze Reich gegen die militäriſche Großmacht des Friedländers auflehnen würde, wenn eine Änderung der Stimmung am Wiener Hof eintrat.



Kartenſpielende Offiziere. Gemälde des Jakob Duck in der Kgl. Pinakothek zu München.

Augenblicklich gab es hierfür freilich keine Veranlaſſung. Ferdinand II. hatte einen Ausgleich mit Maximilian dadurch zu Ende geführt, daß er ihm kraft kaiſerlichen Lehensrechtes alles zugeſtand, was in Mühlhauſen eigentlich unerledigt geblieben war. Am 22. Februar 1628 erfolgte in München der Abſchluß des Vertrages: Maximilian gab Oberöſterreich zurück; die Schuldforderung, die er aus Anlaß des böhmiſchen Krieges und der nachfolgenden Beſetzung des Landes an den Kaiſer zu ſtellen hatte — ſie wurde jetzt mit 13 Millionen Gulden berechnet — wurde getilgt durch die Überlaſſung der Oberpfalz und der rechtsrheiniſchen Pfalz an Maximilian und ſeine Erben aus der Nachkommenſchaft des Vaters. Mit dieſem Beſitz war auch die ehemals pfälziſche Kurwürde verbunden.

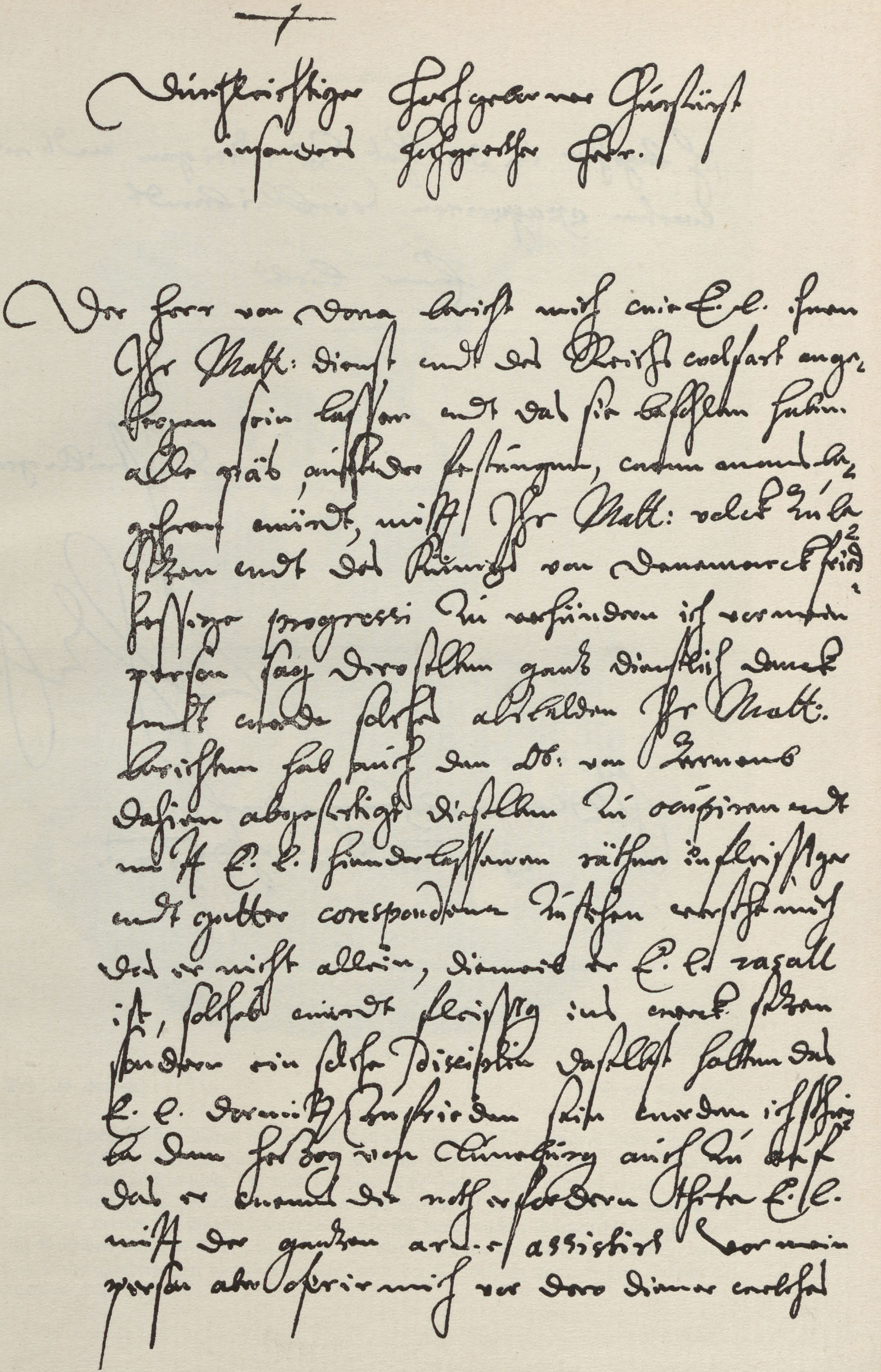
Des alten Bundesgenoſſen neuerlich verſichert, glaubten Ferdinand und ſeine Räte, nun die größten politiſchen Pläne in Angriff nehmen zu können. Die Anregung dazu ging von Wallenſtein und Spanien aus, das nach endlicher Niederwerfung der Niederländer lechzte und ihnen mit Hilfe der intereſſierten Großmächte zur See beikommen zu können gedachte. Nicht nur der Kaiſer, auch die Liga und Polen ſollten den Staaten den Krieg erklären, wofür der König bedeutende Summen aufzubringen verſprach. Der Handel in der Oſtſee ſollte dafür, außer einer ſpaniſchen Geſellſchaft, der erneuerten Hanſa ausſchließlich übertragen werden. Wallenſtein nahm den Gedanken nicht ungünſtig auf und ließ ſich, bevor noch eine Flotte vorhanden war, am 21. April 1628 vom Kaiſer zum „General des ozeaniſchen und baltiſchen Meeres“ ernennen. Damit er die Flotte ſchaffen könne, verlangte er, nicht unberechtigt, Landbeſitz an der Küſte. Als ſolcher ergab ſich das Herzogtum Mecklenburg, deſſen Fürſten gegen den Kaiſer im Felde geſtanden hatten. Es war nun Brauch in der kaiſerlichen Politik geworden, darin ohne weiteres den Grund zur Achtung zu finden. Die mecklenburgiſchen Herzöge wurden demgemäß nachträglich als geächtet erklärt, und ihr Gebiet als Deckung für die aufgelaufenen Kriegskoſten dem Herzoge von Friedland als Pfand überlaſſen. Heimlich war es bereits an Wallenſtein verkauft. Die Forderungen, die der General an den Kaiſer zu ſtellen hatte, und ein ihm zugebilligtes Gnadengeſchenk von 700 000 Gulden bildeten die erſte Kaufrate. Der Reſt mußte von Wallenſtein durch Aufwendungen für die Armee geleiſtet werden.

Man möchte ſich hier zum erſtenmal die Frage vorlegen, was Wallenſtein mit dieſer Beſitzergreifung bezweckte? Vor allem gewiß ſeinen Eintritt in die Zahl der deutſchen Reichsfürſten, den er ja auch tatſächlich verbrieft in der Taſche hatte. Dafür fühlte er ſelbſt ſich als ein anderer, wie er bisher geweſen. Seine fürſtliche Würde war doch nicht zu vergleichen mit der der Liechtenſtein und Eggenberg und aller jener Freunde und Feinde, die er emporkommen geſehen hatte. Er hielt feſt daran, daß ſeine Macht den Mangel der fürſtlichen Geburt reichlich erſetze, und war nicht gewillt, davon ein Titelchen wieder abzugeben. Das ward zur Quelle von Verwicklungen, weil ſich unmöglich die alte Form der Reichsverfaſſung in ſo kurzer Zeit mit einem neuen Inhalte füllen ließ, wie es der raſch entſchloſſene Kriegsmann verlangte.

Nur einer ahnte, wohin die Politik Wallenſteins ſchließlich treiben müſſe, wenn er ſelbſt ſeine Rechnung dabei finden ſolle: Maximilian von Bayern, der von jetzt an, nicht aus perſönlicher Feindſchaft, aber als charaktervoller Vertreter einer konſervativen Geſinnung, den Kampf mit ihm aufnehmen mußte. Er ſuchte zunächſt den Kaiſer in dieſem Sinne aufzuklären und bediente ſich dazu der Kapuziner, die neuerlich an den katholiſchen Fürſtenhöfen den Wettſtreit mit den Jeſuiten aufgenommen hatten. Ein wirkſamer Druck auf den Kaiſer wurde hierbei nicht außer acht gelaſſen: der Hinweis darauf, daß die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen König wenig Ausſichten hätte, wenn er die dringendſten Forderungen der katholiſchen Kurfürſten unberückſichtigt ließe.

Als Wallenſtein von der Strömung in Wien vernahm, die von ſeinen Feinden befördert wurde, änderte er ohne beſondere Mahnung ſeine Politik. Er zeigte ſich den Dänen gegenüber nicht abgeneigt, einen billigen Frieden zu ſchließen, nachdem er die Erfahrung hatte machen müſſen, daß er ihnen zur See nicht beikommen, ja im Gegenteil ſich lächerlich machen könnte, wenn er mit den wenigen und unzulänglichen Fahrzeugen, die er aufgetrieben hatte, gegen die gewaltigen Kriegsſchiffe Chriſtians IV. Krieg führen wollte. Auch ſein Intereſſe für Magdeburg, welche Stadt ihm die „Garniſon“ verweigerte, war kein ſo kräftiges, wie man urſprünglich hatte glauben müſſen. Er erließ der Bürgerſchaft ſogar die 150 000 Reichstaler, die ſie als Entſchädigung zu zahlen bereit war, nachdem ſie formell ſeinen Wünſchen Genüge geleiſtet hatte. Bei den Unterhandlungen nahm er gerne Gelegenheit zu verſichern, daß er nicht gegen die Religion, ſondern für Kaiſer und Reich Krieg führe, am allerwenigſten aber um Geldes willen. Damit bereitete er die Stellung vor, die er ſchließlich zur Herbeiführung des Friedens einzunehmen genötigt ſein mußte. Nur als Vertreter des Toleranzgedankens konnte er der Vermittler zwiſchen den ſtreitenden Parteien werden.

Der neue Kurfürſt von Mainz, Georg Friedrich von Greifenklau (1626), ſchlug dem Kaiſer vor, einen Kurfürſtenkonvent zu berufen, um die Wahl Ferdinands III. zu beraten. Deren Vorbereitung bedingte, den Kurfürſten einiges Entgegenkommen zu zeigen, vor allem dem von Bayern, der am kaiſerlichen Hofe die Entfernung der wallenſteiniſchen Truppen aus dem ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſe kategoriſch verlangt hatte. Tatſächlich nahm der neue Herzog von Mecklenburg auch von den in Süddeutſchland einquartierten Reitern 3000 nach Norddeutſchland, wo er nun zu Anfang 1629 eine Armee von 100 000 Mann zu Fuß und 30 000 Reitern beiſammen zu haben vorgab. Wenn die Zahlen ſtimmen, was ungemein ſchwer zu erweiſen iſt, ſo hätte der Kaiſer damals über die größte Armee verfügt, die ſeit Jahrhunderten aufgetreten war.

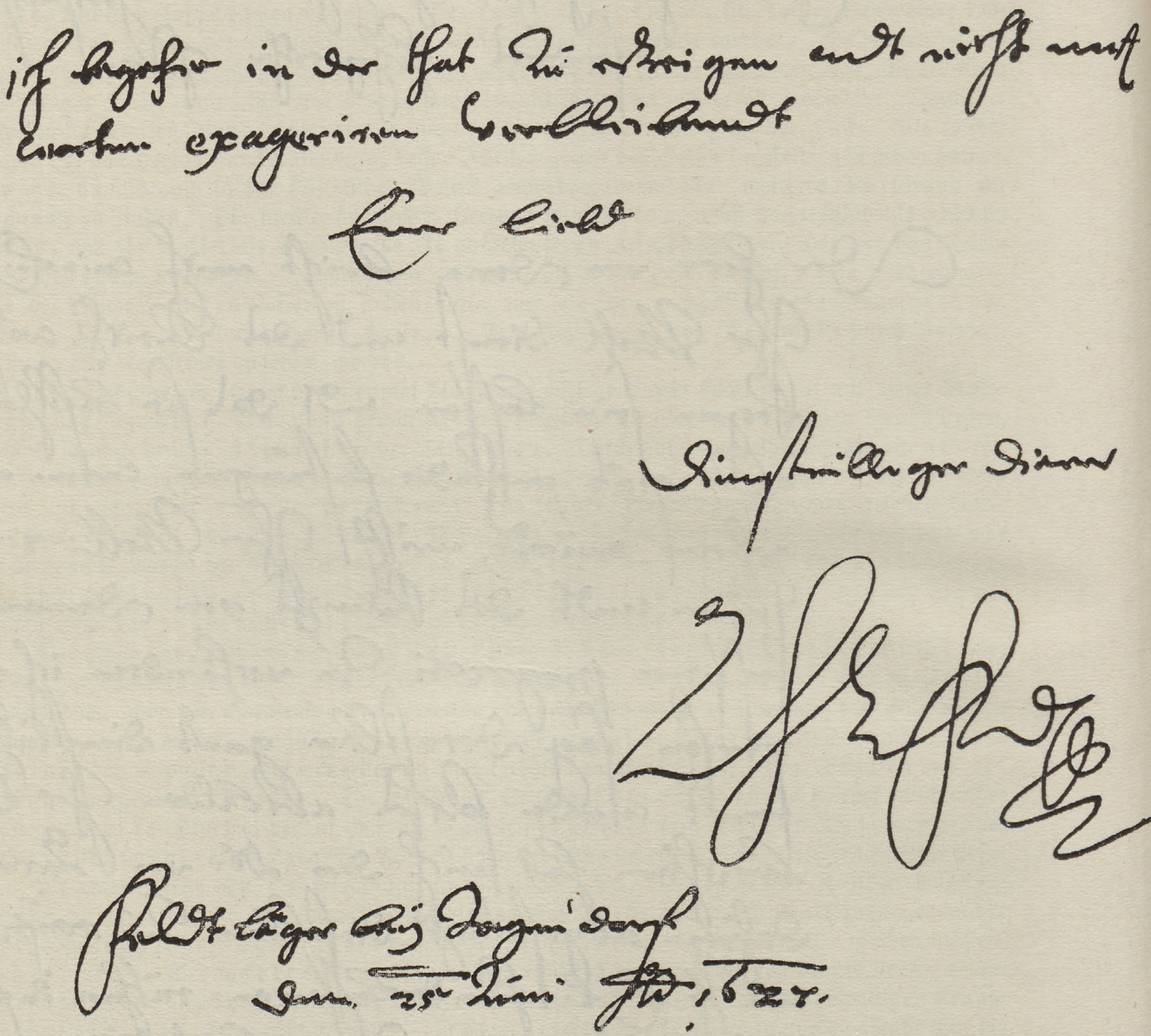


— 1 —

Durchleuchtiger Hochgeborner Churfürst
insonders hochgeehrter Herr.

Der herr von Dona bericht mich wie E.L. ihnen Ihr Matt: dienst undt des Reichs wolfart angelegen sein lassen undt das sie befelchen haben alle päß auf ihren festungen, wenn mans begehren würdt, mitt Ihr Matt: volck zu besetzen undt des Königs von Denemarck feindliche progressi zu verhindern ich vermercke [illegible] sag deroselben gantz dienstlich danck undt werde solches alsbalden Ihr Matt: berichten hab auch den Dr. von Zernens dahien abgefertigt dieselben zu [illegible] undt mitt E.L. hinterlassenen räthen ein fleissige undt gutte correspondentz zu halten versichere mich das er nicht allein, dieweil er E.L. vasall ist, solches würdt fleissig ins werck setzen sondern ein solche disciplin daselbst halten das E.L. derowegen zufrieden sein werden ich schreibe dem hertzog von Lüneburg auch zu das das er wenn es die noth erfordern thete E.L. mitt der gantzen armada assistirt vor mein person aber offerir mich zu dero diener [illegible]

Brief Wallensteins an Georg Wilhelm,
Kurfürsten von Brandenburg 25. Juni 1627
Original im Königl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin



ich begehr in der that zu erzeigen undt nicht mit
worten exageriren verbleibendt

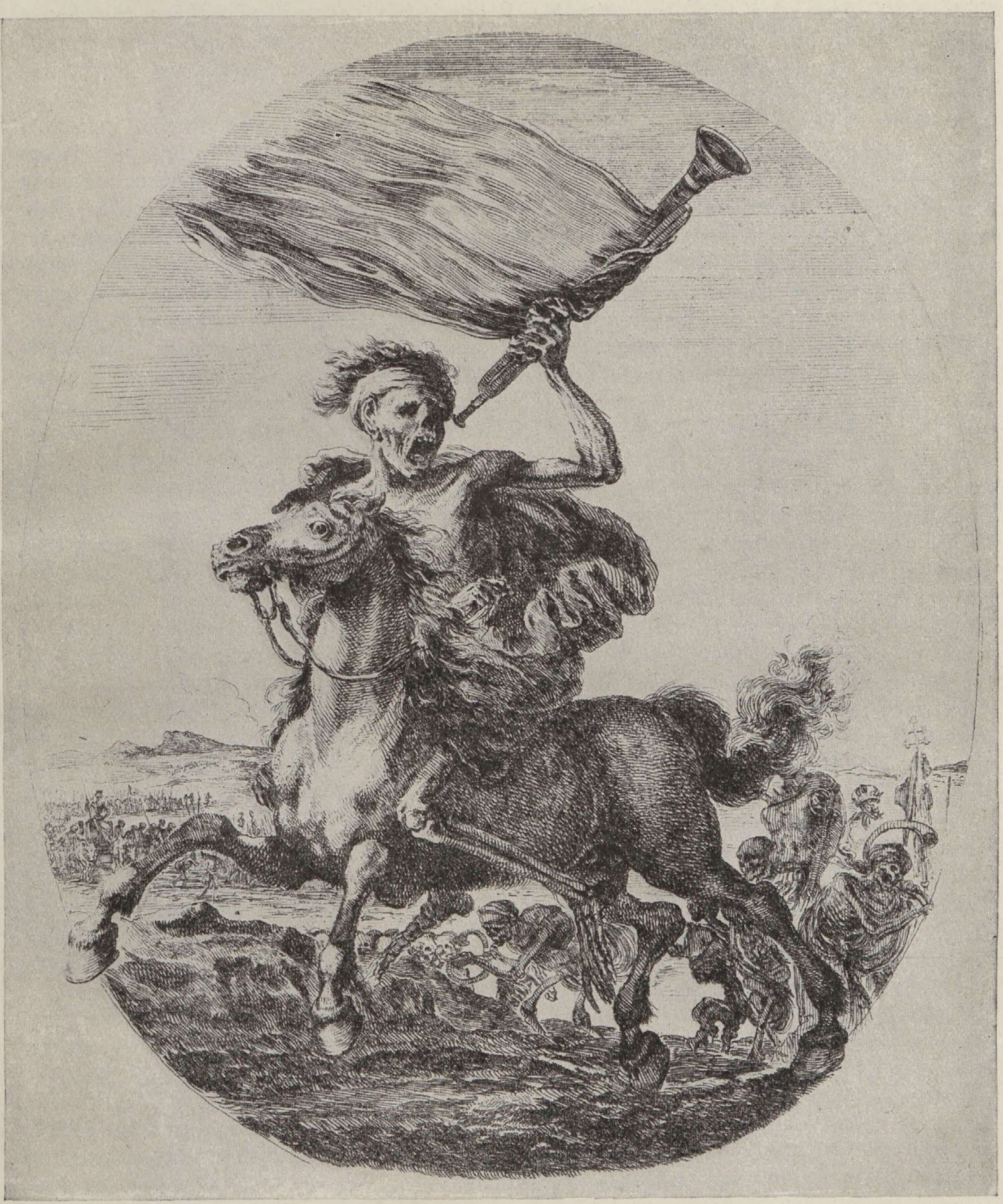
Euer Liebd

dienstwilliger diener

AHzF

Feldt läger bej [illegible]
den 25 Juni Aᵒ 1628.

Stadt-
bücherei
Elbing



Der Tod als Herold. Stich von Della Bella.

Die ligiſtiſchen Fürſten waren ſich bewußt, daß auf einen Wink des Kaiſers durch eine ſolche Übermacht ihr ganzer Beſitz in Süddeutſchland in Frage geſtellt werden könnte, und Maximilian ließ nicht ab, ihnen zu beweiſen, daß dies das eigentliche Ziel des Friedländers wäre. Im Februar 1629 kamen ſie in Heidelberg zuſammen und verlangten eine ausgiebige Verminderung des kaiſerlichen Heeres. Wallenſtein hingegen ſuchte ſich durch raſchen Friedensſchluß mit Dänemark für denſelben Fall den Rücken zu decken. Es war dies ohne Schwierigkeit erreichbar, wenn er ſich in ſeinen Forderungen nachgiebig zeigte, denn der Dänenkönig hatte in dem Gefecht bei

Wolgaſt (2. September 1628) neuerlich die Überlegenheit des wallenſteiniſchen Landheeres erfahren. Chriſtian verzichtete auf die Stifte, die er beſetzt hatte, dagegen erließ man ihm die Zahlung der Kriegskoſten von 5 Millionen Taler. So kam der Friede von Lübeck am 7. Juni 1629 mit Zuſtimmung Tillys zuſtande.

Fortſchreitend auf dem Wege der Nachgiebigkeit, wäre man nunmehr vielleicht zum Frieden im Reiche gelangt, wenn man die richtige Entſchädigung für Wallenſtein und die Ligiſten hätte finden können. Die Evangeliſchen waren in der Lage, annehmen zu müſſen, was man ihnen anbot, die Ligafürſten durften auf eine Auslegung des Religionsfriedens von 1555 hoffen, welche einen großen Teil ihrer anſcheinend berechtigten Wünſche erfüllte. Damit waren ſie aber längſt nicht mehr zufrieden, denn ſie fühlten ſich als Sieger und ſtellten ihrerſeits die Bedingungen auf, unter denen überhaupt noch irgendwo auf deutſchem Boden das Wort Gottes nach einem anderen als dem katholiſchen Bekenntniſſe gepredigt werden dürfe. Was nach ihrer Anſicht geraubtes Gut war, das mußte herausgegeben, und ferner mußte mindeſtens auch in Norddeutſchland die freie Religionsübung hergeſtellt werden. Wallenſtein hingegen ſah die Gefahr, die dem Kaiſer und der Liga von ſeiten Guſtav Adolfs drohte, meinte aber, ihr durch raſche Eroberung von Stralſund begegnen zu ſollen. Hier iſt der Wendepunkt ſeines Geſchickes zu ſuchen. Er überſchätzte ſeine Kraft und glaubte von der Landſeite allein der Stadt Herr werden zu können, ein Irrtum, der wohl ſeinem Mangel an Kenntnis des Seekrieges zugeſchrieben werden muß. Nur zu gern würde er auf friedlichem Wege mit den Stralſundern fertig geworden ſein, aber die Bürger hielten ihn mit Unterhandlungen hin, während ſeine Fortſchritte in der Belagerung gering blieben. Die kaiſerlichen Truppen, die die befeſtigte Inſel Dänholm beſetzt hielten, ſahen ſich ſehr bald von der Verbindung mit der Hauptarmee abgeſchnitten und mußten ſich ergeben. Die Vorteile, die man zu Lande errungen hatte, mußten aufgegeben werden, als vier däniſche Kompagnien zur Unterſtützung der Bürgerſchaft landeten. Gleichzeitig faßte auch Guſtav Adolf den Entſchluß, den Stralſundern Hilfe zu bringen. Er ging mit der Stadt am 30. Juni 1628 einen Bundesvertrag auf 20 Jahre ein, worin er ſich verpflichtete, ihre Unabhängigkeit und die Freiheit ihres Hafens zu verteidigen, während ſie ihm im Kriege als Stützpunkt für die Durchzüge ſeiner Truppen dienen ſollte. Sofort nach Abſchluß des Vertrages landeten 6000 Schweden.

Nun gab es für Wallenſtein kein Verhandeln mehr, nun mußte die Stadt mit Gewalt genommen werden, wenn er ſie haben wollte. Er verſuchte es, doch vergebens. Nachdem er ſelbſt ſich in ſeine Reſidenz Güſtrow zurückgezogen hatte, vollführte ſein General Arnim den Rückzug der Armee am 3. Auguſt. Guſtav Adolf hatte ſich eine offene Einfallpforte ins Reich geſchaffen, von der er jederzeit Gebrauch machen konnte. Daß dies zu erwarten war, bewies das Entgegenkommen Chriſtians bei dem bald darauf erfolgenden Friedensſchluſſe, denn Dänemarks Intereſſe ging nicht dahin, die Oſtſeeküſte an Schweden auszuliefern.

Die große Bedeutung der Vorgänge an der Oſtſee wurde von den Zeitgenoſſen nicht ſofort erfaßt, weil ihr Augenmerk auf eine italieniſche Erbſchaftsangelegenheit gerichtet war, die eine große internationale Verwicklung hervorrufen konnte. Am 25. Dezember 1627 war Herzog Vinzenz von Mantua geſtorben, und damit die direkte Linie des Hauſes Gonzaga erloſchen. Dieſe hatte zu den reichſten Fürſten Italiens gezählt und in ihren prachtvollen Schlöſſern, die ſich teils in dem ebenfalls ihnen gehörigen Montferrat zwiſchen Po und Tanaro, teils in den überaus fruchtbaren Gefilden am unteren Po befanden, die koſtbarſten Kunſtwerke geſammelt und jederzeit glänzend Hof gehalten. Unter den Erbanſprechern durfte Karl von Nevers, der dem nächſtverwandten Zweige der ſehr ausgedehnten Familie Gonzaga angehörte, auf die Unterſtützung des Königs von Frankreich rechnen. Zu ſeinen Gegnern gehörte ſelbſtverſtändlich Spanien, denn es mußte fürchten, daß die neue Familie in ein Vaſallenverhältnis zu Frankreich treten würde. An Spaniens Seite finden wir Savoyen, dem eine Abrundung ſeines Gebietes durch das Montferrat äußerſt erwünſcht war. Die Politik iſt nie verlegen, ihre Forderungen in Rechtsfragen zu verhüllen, ſie findet auch ſtets Urkunden und Teſtamente, die ſich dabei gebrauchen laſſen. So wurde auch hier ein altes Rechtsverhältnis entdeckt, demzufolge das Herzogtum Montferrat ein Manneslehen des römiſch-deutſchen Reiches geweſen war, ſo daß die Vergebung dieſes Lehensgebietes zunächſt dem Kaiſer zuſtand. In ſeinem Namen beſetzten

Karl Emanuel von Savoyen und Gonzalvo de Cordoba, der ſpaniſche Statthalter von Mailand, das freundliche Hügelland auf Grund eines vorläufigen Übereinkommens.

Neben dem Herzog von Nevers trat Herzog Ferdinand von Guaſtalla als Bewerber um das Herzogtum auf. Der Kaiſer aber beſchloß, geſtützt auf ein Gutachten des Reichshofrates, die Einziehung beider Herzogtümer zu verhängen und ihre Regierung durch einen kaiſerlichen Kommiſſär handhaben zu laſſen. Weder Karl von Nevers, noch Spanien oder Savoyen, die ſich ja bereits des Montferrats bemächtigt hatten, erkannten die Berechtigung dieſes Vorgehens an. Im übrigen Italien ſah man in dem Verhalten Spaniens einen neuerlichen Einbruch. Bedeutung erhielt dieſe Mißſtimmung aber erſt, als man vernahm, daß Frankreich ein Feſtſetzen Spaniens oder des Kaiſers in Mantua nicht dulden würde. Für Richelieu gab es im Augenblicke nichts Wichtigeres, als in Italien feſten Fuß zu faſſen, um die nötigen Stützpunkte für den Kampf gegen den Kaiſer vorzubereiten, den er ins Werk ſetzen wollte, ſobald er im Innern freie Hand bekam. Der bisherige Verlauf des Krieges in Deutſchland hatte ihn aufgeklärt, daß Frankreich bei deſſen Beendigung in der Lage ſei, das Schiedsgericht über die ſtreitenden Parteien auszuüben und dadurch die erſte Macht in Europa zu werden.

Es war ein ausgeſprochener Sieg der Richelieuſchen Politik, daß der König in den erſten Frühlingstagen des Jahres 1629 von Grenoble aus über den Paß des Mont Genèvre in Savoyen einrückte und die Feſtung Caſale im Montferrat einnahm. Spanien wollte den Krieg in Italien nicht führen und ließ den Savoyer Herzog im Stich, der ſich deshalb zu nichts weniger als ehrenvollen Verträgen mit Frankreich genötigt ſah.

Verhandlungen aller Art, namentlich das Verlangen Spaniens, Wallenſtein möge ihm eine größere Truppenzahl für den Krieg in den Niederlanden liefern, ferner ein Hilfegeſuch des Königs von Polen an den Kaiſer um Unterſtützung gegen Guſtav Adolf verhinderten die raſche Durchführung des mantuaniſchen Krieges. Erſt im September war es entſchieden, daß man ihn wirklich, und zwar in der Art führen wolle, daß Spanien das Montferrat, der Kaiſer Mantua unterwerfen ſolle.

Mittlerweile war die Kommiſſion in Wien, welche mit der Erhebung der Beſitzrechte in den norddeutſchen Stiften und geiſtlichen Beſitzungen betraut geweſen war, zu einem Abſchluſſe gelangt, worin ſie dem Kaiſer den Erlaß einer Verfügung vorſchlug, des ſogenannten Reſtitutionsediktes, das er am 6. März 1629 unterzeichnete. In dieſem trat Ferdinand, zugunſten der katholiſchen und jeſuitiſchen Ziele, von der Handhabung ſeiner kaiſerlichen Rechte im Sinne einer zentraliſtiſchen Reichsreform zurück. Das Edikt beſtimmte, daß jene Klöſter und geiſtlichen Stiftungen, die nicht reichsunmittelbar ſeien und bis zum Paſſauer Vertrag katholiſch waren, den Katholiken wieder eingeräumt werden müßten, und daß dasſelbe Schickſal auch jene reichsunmittelbaren Stifte träfe, deren ſich die Proteſtanten ſeit dem Augsburger Religionsfrieden bemächtigt hatten. Damit wurde der katholiſchen Begehrlichkeit Tür und Tor geöffnet. Die letzte Gelegenheit, unter habsburgiſchem Szepter einen deutſchen Staat mit paritätiſcher Geſetzgebung für beide Bekenntniſſe zu begründen, war weggegeben. Nur mit Anerkennung des Duldungsprinzips und mit der ſtarken Armee Wallenſteins, für den es reichliche Entſchädigungen gegeben hätte, war vielleicht das große Ziel erreichbar. Ein Ferdinand II. konnte es eben nicht erreichen.

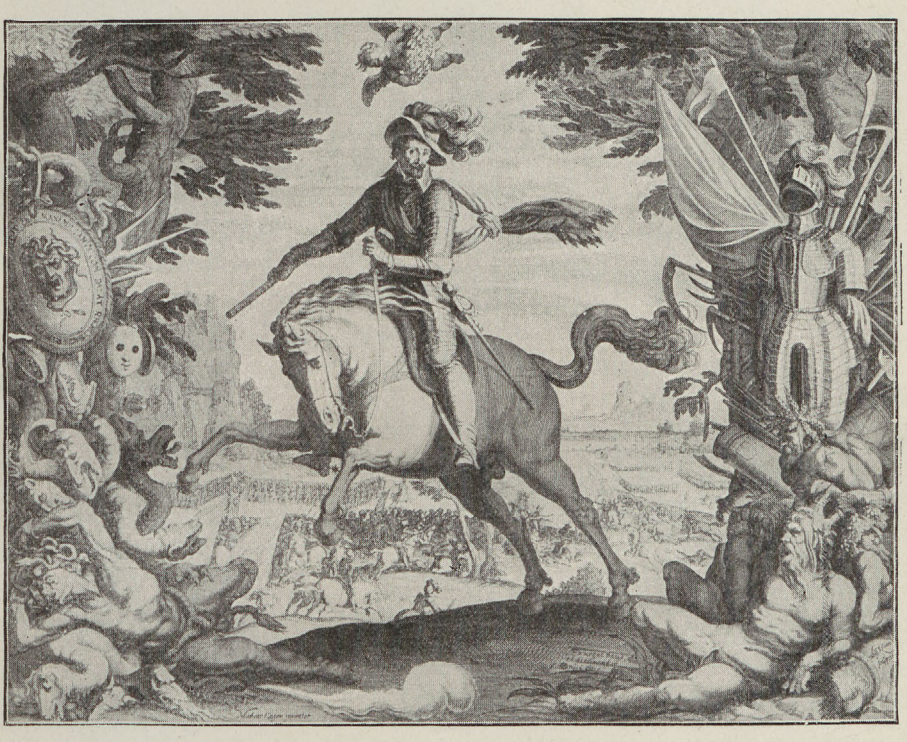
Das Reſtitutionsedikt war übrigens keineswegs danach angetan, in die verworrenen Verhältniſſe Norddeutſchlands auch nur einſeitige Ordnung zu bringen. Unter den Anhängern des Kaiſers gab es verſchiedene Anwärter auf reiche Stifte. Auch Süddeutſchland blieb nicht frei von Reſtitutionen. In Württemberg allein ſollten vierzehn namhafte Beſitzungen aus proteſtantiſchen in katholiſche Hände gebracht werden. In Norddeutſchland aber waren im April 1630 bereits dreizehn Klöſter in dieſer Weiſe umgewandelt, und für weitere ſiebenunddreißig bereitete die Reſtitutionskommiſſion Vorſchläge vor. Es war ſehr erbaulich, wie bei dieſen Hergängen die alten und neuen Orden übereinander kamen, und wie man katholiſcherſeits den Jeſuiten Geld- und Gütergier vorwarf. Wenn der Kaiſer alle dieſe reichsſtändiſchen Gebiete mit einem Federzuge für erledigte Reichslehen erklärt hätte, ſo würde er ſich durch ihre Verteilung und Vergebung einen nicht unerheblichen Anhang der reichſten und vornehmſten Fürſten geſchaffen haben, ohne ſeiner katholiſchen Geſinnung den geringſten Abbruch zu tun.

Aber er brauchte Wallenſtein, und doch ließ er ihn fallen. Nicht mit einem Male, ſondern es dauerte ein Jahr, bis man ihn ſoweit in die Enge getrieben hatte. Die Geſandten des Ligatages von Heidelberg hatten nicht mehr und nicht weniger verlangt, als daß die Beſitzungen der Bundesmitglieder von jeder Einquartierung kaiſerlicher Truppen befreit ſein ſollten. Die Schwierigkeit für den Kaiſer, ſeinen alten Freunden aus ihrer Not zu helfen, war der Umſtand, daß man nicht wußte, wie man die große Armee, die man nicht mehr zu brauchen vermeinte, wieder loswürde. Mit Geld war das nicht zu machen. Die Summen für ſchuldigen Sold waren unerſchwinglich. Außerdem fühlte Ferdinand, daß er durch die Entlaſſung des wallenſteiniſchen Heeres ganz in die Hände der Liga gegeben war, und daß die Regierung des Reiches an ein fürſtliches Direktorium überging, deſſen Spitze Max von Bayern bildete. Wallenſtein trat wiederholt offen gegen das Reſtitutionsedikt auf, weil ihm eine Vereinbarung der kaiſerlichen Politik mit dieſem Angriffe auf die evangeliſchen Reichsſtände unvereinbar erſchien. Es hat zur Politik Wallenſteins gehört, die Glaubensdinge den politiſchen zu unterwerfen. In ſeinem böhmiſchen Herzogtum erwies er den Jeſuiten ſeine Gunſt, als norddeutſcher Reichsfürſt trat er für die Rechte der Evangeliſchen ein. Die religiöſe Frage mußte jedoch an Bedeutung verlieren, als der Kurfürſtentag in Regensburg eröffnet wurde. Das Programm, mit dem die Ligiſten dort erſchienen, beſchäftigte ſich vor allem mit Machtfragen, und nicht nur um ſolche des deutſchen Reiches, ſondern mehr um die Stellung der großen Staaten und um ihren Einfluß auf die europäiſche Politik drehten ſich die Verhandlungen der Kurfürſten. Als ein Friedenskongreß war dieſer Kurfürſtentag gedacht; er wurde aber der Ausgangspunkt neuer Zuſammenſtöße von ſolcher Heftigkeit, wie man ſie lange nicht in Europa geſehen hatte. An allen Grenzen des Reiches waren die Vorbereitungen dazu wahrnehmbar.

Guſtav Adolf ſchloß mit Polen, dem der Kaiſer das Hilfskorps unter Arnim zu ſpät und in unzureichender Stärke geſandt hatte, am 26. September 1629 einen Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre, durch den er nicht nur die notwendige Rückendeckung, ſondern auch ſehr beträchtliche Vorteile erwarb. Arnim, deſſen Truppen durch Hunger und Seuchen übel zugerichtet auf ein Drittel zuſammenſchmolzen, lernte mit Bewunderung die vortreffliche Manneszucht im Heere des Schwedenkönigs kennen. Er verließ den kaiſerlichen Dienſt und trat zu Guſtav Adolf über, dem er durch ſeine Kenntnis der deutſchen Machthaber die größten Dienſte leiſten konnte.

Auch in den Niederlanden holten ſich die kaiſerlichen Truppen keine Lorbeeren. Die Generalſtaaten, die ſich des wichtigen Rheinüberganges bei Weſel bemächtigt hatten, nahmen jetzt ſelbſt auf deutſchem Boden die Quartiere für ihre Truppen. Durch ihre Vermittlung kamen dann Verträge zuſtande, in denen Pfalz-Neuburg und Brandenburg für weitere 25 Jahre die Teilung der jülich-cleveſchen Länder anerkannten. Der Vorſtoß der beiden Häuſer Habsburg am Niederrhein war ſomit mißlungen. Als Bundesgenoſſen traten die Generalſtaaten an Frankreichs Seite, indem ſie durch den Vertrag vom 17. Juni 1630 auf ſieben Jahre Subſidien von jährlich einer Million Livres gegen die Verſicherung annahmen, ohne vorherige Benachrichtigung Frankreichs in keine Friedensverhandlungen einzutreten. Guſtav Adolf war ſeinerſeits zum Kriege vorbereitet. Auch ihm wurden von Frankreich Gelder zur Verfügung geſtellt, mit denen er jene Truppen bezahlen mußte, die nicht zur ſchwediſchen Miliz gehörten. Nur widerwillig beſchäftigte er ſich mit dem Gedanken, die an Raub gemahnende Kriegführung anzuwenden, die auf deutſchem Boden Gewohnheit geworden ſchien. Über die Höhe der Summe, welche Frankreich leiſten ſollte, war man noch uneinig, als der Kurfürſtentag in Regensburg eröffnet wurde und einer der geſchickteſten und weiteſt denkenden Staatsmänner aller Zeiten das Netz zu knüpfen begann, das der drohenden Vorherrſchaft der Habsburger in Europa ein Ende bereiten ſollte.

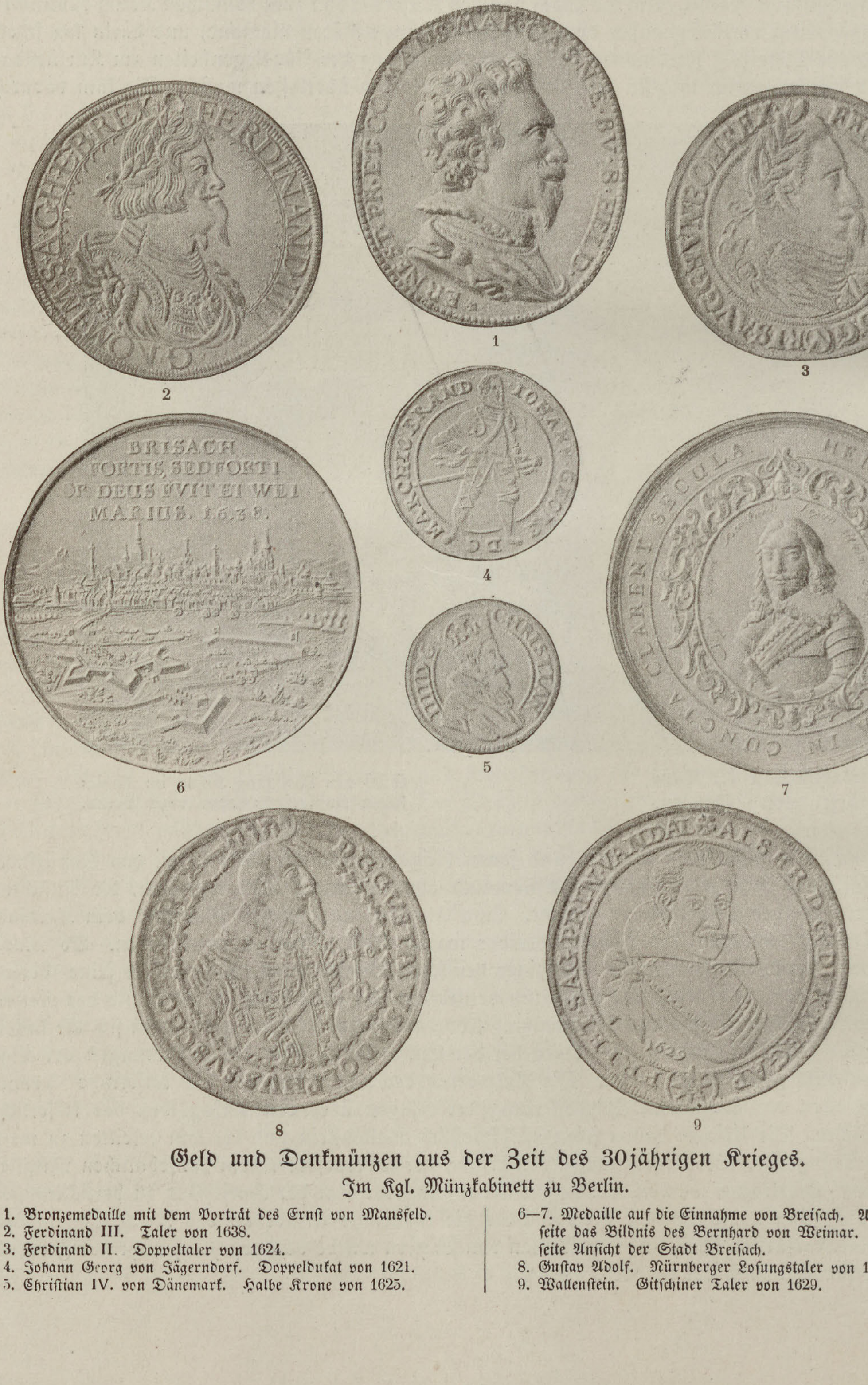
Die Beteiligung an dem Regensburger Kurfürſtentage war nicht ſo allgemein, wie die Wiener Politiker erwartet hatten. Die proteſtantiſchen Kurfürſten, Sachſen und Brandenburg, erſchienen nicht in Perſon, ſondern ließen ſich durch Geſandte vertreten; daraus durfte man entnehmen, daß ſie die Hoffnung aufgegeben hatten, innerhalb der verfaſſungsmäßigen Formen durch kollegiale Beratung eine Berückſichtigung ihrer Wünſche erreichen zu können. Die Katholiſchen fühlten ſich hierdurch um ſo mehr als Herren der Situation und traten ſofort ohne beſondere Einleitung mit ihren Forderungen an den Kaiſer heran. Auch die Kurie hinderte ſie nicht, von augenblicklichen Machtſtellungen, die ſie beſaßen, Gebrauch zu machen. Papſt Urban VIII. intereſſierte ſich weit mehr für die Unabhängigkeit Italiens als für die Verteilung des Kirchengutes in Norddeutſchland. Er erblickte zwar in dem Auftreten des Kaiſers und Spaniens in der Mantuaner Erbſchaftsfrage eine Gefahr für die Unabhängigkeit und unterſtützte deshalb heimlich die franzöſiſche und ligiſtiſche Politik. Um die Wahl von des Kaiſers Sohn zum römiſchen König kümmerte ſich in Regensburg vorläufig außer dem Kaiſer und ſeinen Räten niemand, und darin lag ſchon der erſte große Mißerfolg Ferdinands II., daß er die Leitung der Angelegenheiten am Kurfürſtentage aus der Hand verlor und ſie ganz und gar den Ligiſten überlaſſen mußte. Sie kam dadurch geradezu an Maximilian von Bayern und jenen liſtigen Trabanten Richelieus, den Kapuzinerpater Joſef, der, ohne jede offizielle Miſſion und ohne öffentlich hervorzutreten, die Anſichten ſeines Herrn bei den Machtträgern vertrat. Eine Annäherung zwiſchen Max und dem Kardinal hatte ſich längſt vollzogen, die Abſichten beider waren nicht ſchwer zu vereinbaren. Ob Maximilian von dem Plane Frankreichs und ſeiner deutſchen Bundesgenoſſen, ſoweit es ſeine Perſon betraf, lebhaft berührt wurde, läßt ſich kaum beurteilen. Er ſollte nämlich an Stelle des Kaiſerſohnes der Nachfolger Ferdinands II. werden. Ohne ausreichende Kenntnis fanden ſich die kaiſerlichen Räte. Selbſt Eggenberg ſcheint ſich bei der Entſcheidung über die Forderungen der Liga möglichſt abſeits gehalten zu haben. Die Antworten der Kurfürſten auf die kaiſerliche Propoſition enthielten vor allem eine Wiederholung der Klagen über den Unfug, den das kaiſerliche Heer vollführe. Die Urſache davon ſeien ausſchließlich Wallenſtein und die ihm erteilten zu weitgehenden Befugniſſe. Die Armee müſſe verkleinert, der Oberbefehl einem „anſehnlichen Mitglied des Reiches" übertragen werden, bei deſſen Ernennung der Rat der Kurfürſten zu berückſichtigen ſei. Dadurch ging überhaupt die Gewalt über die kaiſerliche Armee an das Reich, beziehungsweiſe an die Kurfürſten über, und Maximilian von Bayern wurde vorausſichtlich nicht nur Feldherr der Liga, ſondern auch des Kaiſers.



Maximilian I., Kurfürſt von Bayern.

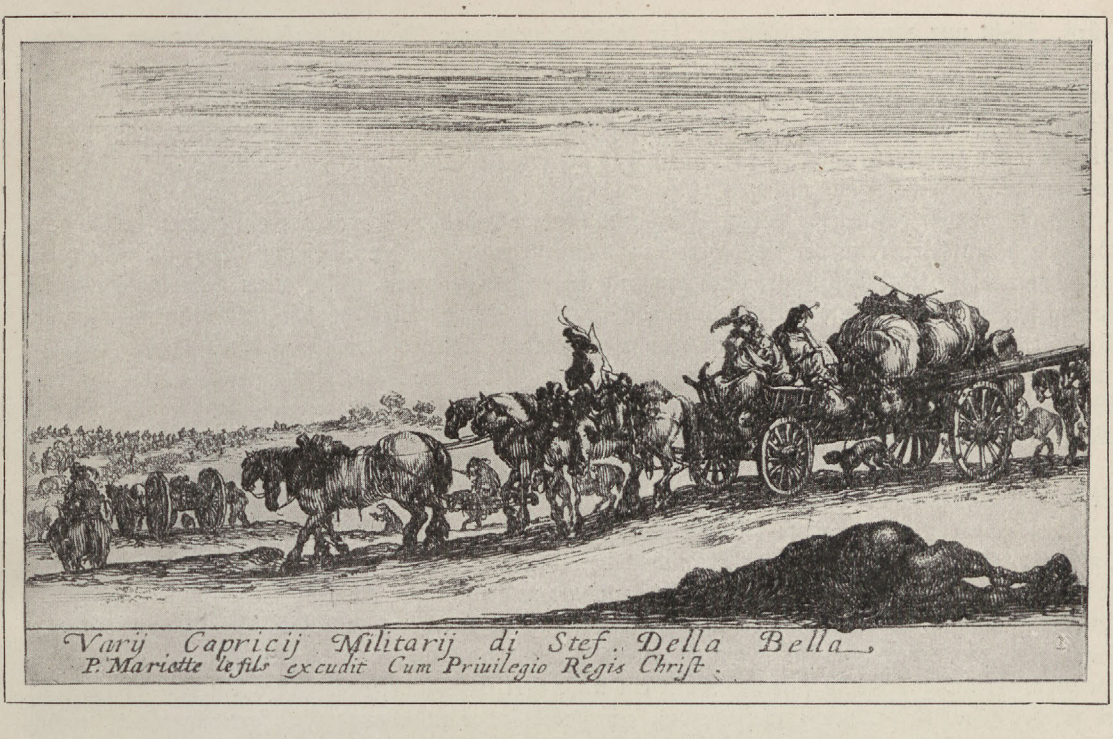
Stich von Wolfgang Kilian im Königlichen Kupferſtich-Kabinett zu Berlin.

Wallenſtein wurde entlaſſen. Er war nicht im Zweifel, was er unter den gegebenen Verhältniſſen zu tun habe. Der Kaiſer hätte es nicht notwendig gehabt, ihn durch vertraute Freunde bitten zu laſſen, er möge ſich nicht etwa im erſten Zorne über die Undankbarkeit der Ligiſten zu einer Gewalttat verleiten laſſen. Des Friedländers politiſches Auge reichte zu der Erkenntnis völlig aus, daß er im gegenwärtigen Augenblicke nichts ertrotzen könne, daß aber der Zeitpunkt nicht fern ſei, in dem man nach ihm verlangen würde.



Geld und Denkmünzen aus der Zeit des 30jährigen Krieges.
Im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

1. Bronzemedaille mit dem Porträt des Ernſt von Mansfeld.
2. Ferdinand III. Taler von 1638.
3. Ferdinand II. Doppeltaler von 1624.
4. Johann Georg von Jägerndorf. Doppeldukat von 1621.
5. Chriſtian IV. von Dänemark. Halbe Krone von 1625.
6—7. Medaille auf die Einnahme von Breiſach. Auf der Vorderſeite das Bildnis des Bernhard von Weimar. Auf der Rückſeite Anſicht der Stadt Breiſach.
8. Guſtav Adolf. Nürnberger Loſungstaler von 1632.
9. Wallenſtein. Gitſchiner Taler von 1629.


Varij Capricij Militarij di Stef. Della Bella.
P. Mariette le fils excudit Cum Priuilegio Regis Christ.

9. Gustav Adolf

Aus der Hochflut menſchlicher Erſcheinungen und Eigenſchaften treten beſonders jene hervor, die unſer Gemüt beſchäftigen und vielleicht als das lyriſche Element in der Geſchichte bezeichnet werden dürfen. Etwas davon birgt Guſtav Adolf. Fern von jedem Fanatismus iſt er tief innerlich religiös. Dies kennzeichnet am beſten ſein Innenleben. Es ſoll damit nicht geſagt werden, daß die Art religiöſen Fühlens nur auf dem Boden des Proteſtantismus gedeihen könne, aber gewiß iſt er ihm förderlicher, als jeder andere, weil er nicht die Betätigung des Glaubens, ſondern auch den Glauben für ſich allein zur irdiſchen und zur himmliſchen Seligkeit genügend erachtet. Als Politiker war Guſtav Adolf durchaus kein Idealiſt. Sein ganzes Denken umfaßte das Geſamtleben der Menſchen, namentlich ſeines Volkes. Er huldigte keiner der fürſtlichen Paſſionen, die damals Mode waren, die Adel und Fürſten verdarben. Auch die Jagd nahm ihn nicht ſtark in Anſpruch, ſo daß man wohl der Behauptung zuſtimmen kann, er habe ſich bis zu ſeinem Regierungsantritte vorzugsweiſe mit Wiſſenſchaft und Kunſt beſchäftigt. Von Liebesverhältniſſen hat man wenig erfahren. Er wollte die Gräfin Ebba Brahe heiraten. Als ſeine Mutter dagegen war, tröſtete er ſich mit Margarete Kabeljau, der Tochter eines holländiſchen Kaufmannes, die ihm auch einen Sohn gebar und bald ſtarb. Von Chriſtina Flemingh, an die er Verſe gerichtet hat, wiſſen wir nichts Näheres. Seine Ehe mit Eleonore von Brandenburg (1620) war ein politiſcher Akt. Er hatte ſie noch nicht geſehen, als er um ſie warb. Während ſie ihm mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit anhing, blieb ſie ihm bis an ſein Lebensende gleichgültig. Um ſo höher iſt ihm die Tugend der Enthaltſamkeit anzurechnen. Er hatte ſchon viel geleiſtet, als er ſich entſchloß, ſeine Lebensaufgabe in der Bekämpfung des Hauſes Habsburg zu erfüllen, deſſen Macht er in den polniſchen Wirren empfunden hatte. Als dann Wallenſtein an der Oſtſee erſchien, erkannte er richtig, daß ein Anwachſen der kaiſerlichen Macht an jenen Küſten für Schweden eine Lebensfrage bedeute. Die Mittel, die ihm zu Gebote ſtanden, waren nicht groß, aber es befand ſich ein Schatz darunter, den keine der kriegführenden Mächte aufweiſen konnte: er war ein nationaler

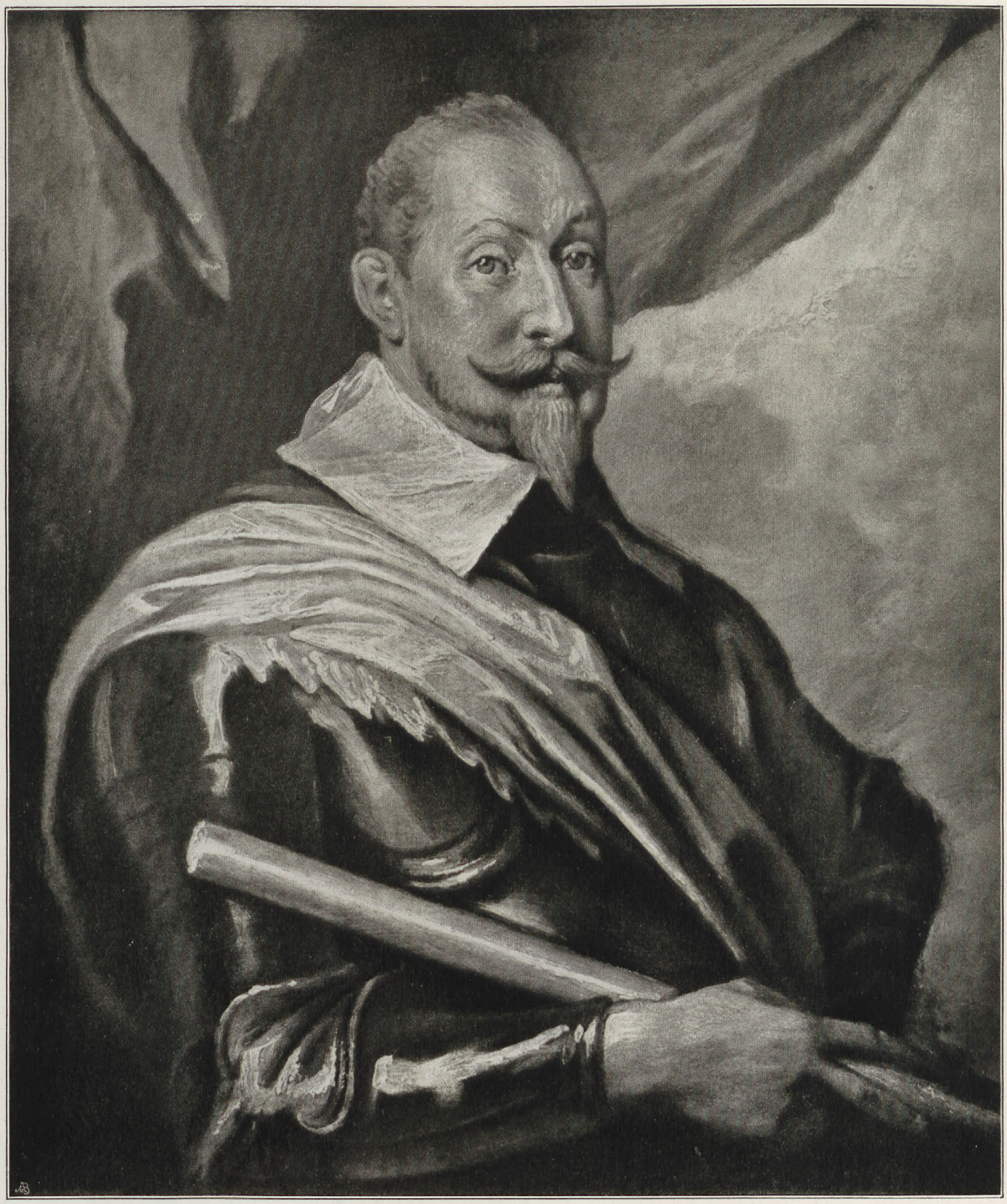
Fürſt. Nicht nur geworbene Söldner, die keine gemeinſame Idee zu verbinden vermag, folgten ſeiner Fahne, ſondern brave ſchwediſche Bauern bildeten den Kern des Heeres, die für den Ruhm ihres Vaterlandes und ihres Königs freudig in den Tod gingen. Er und ſeine Bauern nahmen den Krieg ernſt, für ſie war er kein Geſchäft, keine Gelegenheit, ſich den Beutel zu füllen. Es iſt dem Könige ſogar gelungen, das wüſte Treiben, das ſich ſeit zehn Jahren in den Heeren eingelebt hatte, einigermaßen zu beſchränken.

Guſtav Adolf haßte jede Weichlichkeit und härtete ſich ab, als wäre er ein gemeiner Soldat. Befiel ihn ein Fieber, ſo vertrieb er es durch angeſtrengtes Fechten. Seine Rede- und Schreibweiſe war knapp und beſtimmt, reich an Bildern und Sentenzen, nicht ſelten auch derb, und in hohem Maße beſaß er jene eindringliche volkstümliche Beredſamkeit, welche ſich im unmittelbaren Verkehr und Verhandeln mit einem wenig gebildeten Volke entwickeln mußte. Seine Erfolge machten ihn zwar nicht übermütig, aber er verfehlte nicht, ſeine Macht mit einer gewiſſen äußeren Würde zur Schau zu tragen. Auch ſein bisweilen gefährlicher Jähzorn ſoll an altgermaniſches Weſen erinnern. Tat er jemand unrecht, ſo war er ſofort bereit, ihm Genugtuung zu leiſten.

Auf die Art der Kriegführung hat das Heer Guſtav Adolfs den größten Einfluß genommen. Er durfte die Organiſation ſeiner Miliz nicht ſtören, die keine ſo großen Regimenter kannte, wie das alte Landsknechtheer; ſeine taktiſche Einheit war deshalb kleiner, dafür reicher an Zahl und ſehr beweglich. Die Schützen begannen bereits im Vorgehen Deckung zu ſuchen. Die Reiter waren keine wilden Draufgeher, ſondern ſtandhaft und nicht zur Flucht geneigt, wenn eine erſte Attacke mißlang. Die Wichtigkeit der Artillerie erkennend hat der König ſtets für eine ausreichende Zahl von Geſchützen geſorgt. Man hat Wallenſtein und Guſtav Adolf als Feldherren zu vergleichen verſucht. Dies iſt ſchon deshalb ein nicht viel Erfolg verſprechendes Unternehmen, weil es ſchwer ſein dürfte, nachzuweiſen, daß der Friedländer überhaupt Feldherrneigenſchaften beſeſſen habe. Wenn wir dennoch ihre Stellung in der Kriegsgeſchichte kennzeichnen wollen, ſo finden wir in dem friedländiſchen Heere den letzten Ausläufer des Kriegsweſens der Landsknechte mit jener Verzerrung, die abſterbenden Körperſchaften ſelten erſpart bleibt. Guſtav Adolf dagegen hat das neue Element des Volksheeres zuerſt in Bewegung gebracht. Zunächſt jenes Volksheeres, das ausſchließlich ſeinem Fürſten dient, aber bereits den Gedanken der Zuſammengehörigkeit neben einem eigenen Soldatengeiſte feſthält.

Am 6. Juli 1630 beſetzte der König Uſedom und Wollin, am 21. Juli Stettin mit erzwungener Zuſtimmung Bogislavs, des letzten Herzogs von Pommern. Gleichzeitig kündigte er den evangeliſchen Reichsfürſten, mit denen er bereits in Verbindung geſtanden, ſeine Abſicht an: denen Hilfe zu bringen, die um der Religion willen ihr Beſitztum verloren hatten, die Aufhebung des Reſtitutionsedikts zu verlangen und jede Beſchränkung des Augsburger Friedens hintanzuhalten. Es war einleuchtend, daß er ſeine Abſicht nur erreichen konnte, wenn er ſich durch eine Reihe von Bündniſſen den ſtrategiſchen Boden für ſein Unternehmen ſchuf und ſtaatsrechtlich ſeinen Eingriff in deutſche Reichsangelegenheiten begründete. Gewiß wäre eine große Zahl evangeliſcher Stände ſofort zu ihm übergetreten, wenn die beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg mit gutem Beiſpiel vorangegangen wären. Nur dieſe beiden konnten ihm auch die Wege ins Reich ebnen, denn ihre Lande lagen unmittelbar vor ſeiner erſten Stellung, die ſich nur wenige Meilen von der Oſtſeeküſte nach Süden erſtreckte.

Für Brandenburg hat es kaum ein bedenklicheres Ereignis gegeben, als die Landung des Schwedenkönigs, die mit einer Beſitzergreifung von Pommern verbunden war. Es ließ ſich vorausſehen, daß Guſtav Adolf bei Bogislavs Tod der Aneignung des Herzogtums durch den Schwager von Brandenburg die größten Schwierigkeiten in den Weg ſetzen würde. Der Kurfürſt von Sachſen hatte niemals zugeben wollen, daß auswärtige Mächte ſich in die deutſchen Reichsangelegenheiten miſchten, aber dabei nicht bedacht, daß dann die evangeliſchen Stände um ſo mehr verpflichtet ſeien, ſelbſt für ihre Rechte und die ihrer Glaubensgenoſſen einzutreten. Zu ſpät leitete er jetzt die Selbſthilfe ein, indem er für den 8. Januar 1631 alle evangeliſchen Stände zu einem Konvent nach Leipzig einlud. Seine Abſicht ging dahin, eine beſondere Partei zu bilden, um ſowohl dem Kaiſer, als dem Schweden, den man nicht weiter ins Reich vordringen laſſen dürfe, Friedensbedingungen vorzuſchreiben. Der Plan war gewiß theoretiſch berechtigt, aber die Großmanns-



Guſtav Adolf
König von Schweden
Nach einer Farbenſkizze des A. van Dyck in der Königlichen Pinakothek zu München

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadtbücherei Elbing

ſucht ließ den Kurfürſten verkennen, daß die Macht, die er zu ſeiner Verwirklichung beſaß, weder auf Kaiſer und Liga, noch auf Guſtav Adolf einen beſonderen Eindruck machen würde. Immerhin wäre es für den Schwedenkönig kaum erträglich geweſen, noch längere Zeit tatenlos an der Küſte und an der Odermündung zu kleben, wenn ſich ihm nicht Gelegenheiten geboten hätten, allmählich einzelne Truppenteile vorzuſchicken und dadurch ſeinen Machtbereich zu erweitern. Die kaiſerlichen Beſatzungen in der Mark ergaben ſich bei der erſten Annäherung der Schweden. Durch die Beſetzung von Frankfurt a. d. Oder errang der König einen großen ſtrategiſchen Vorteil. Er beherrſchte damit ebenſogut die Straße nach Schleſien, als die aus der Lauſitz in die Mark.

Die kaiſerlichen Truppen, die ſich noch in einzelnen Plätzen von Pommern, Brandenburg und den benachbarten Landſchaften aufhielten, befanden ſich im Zuſtande der Auflöſung. Von einer Zahlung aus der Kriegskaſſe konnte nicht die Rede ſein. Das Land vermochte ſelbſt bei grauſamſter Gewaltanwendung die Kontributionen nicht mehr zu leiſten. Die Liga beſaß freilich 20—24 000 Mann, aber ſie waren weit auseinandergezogen und kaum ihrer 15—16 000 Mann zuſammenzubringen.

Den Anlaß zum Beginne der Feindſeligkeit großen Stils gab die Stadt Magdeburg. Markgraf Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, der ſich auch zu den Adminiſtratoren des Erzſtiftes zählte, 1627 jedoch vom Domkapitel abgeſetzt worden war, hoffte durch die Verbindung mit Schweden raſch in den Beſitz des Stiftes zu gelangen. Er ſtützte ſich auf einen Teil der Bürgerſchaft, die ihrerſeits wider die endliche Verwirklichung der angeſtrebten Reichsſtandſchaft wünſchte. Sein Kanzler Stallmann betrieb mit gewiſſenloſem Eifer die Verhetzung dieſer Elemente und erfreute ſich dabei der Unterſtützung der evangeliſchen Geiſtlichkeit. Vor allem wurde das Herannahen bedeutender ſchwediſcher Truppenkörper zum Schutze der Stadt als ſicher hingeſtellt. Auf Stallmanns Veranlaſſung ſchloß die Stadt am 1. Auguſt 1630 bereits ein Bündnis mit Guſtav Adolf, in deſſen Auftrage am 19. Oktober der Hofmarſchall Dietrich von Falkenberg in Magdeburg erſchien, um die Verteidigung der Stadt gegen die Kaiſerlichen zu leiten. Dieſer erkannte ſehr bald, daß die Mittel dazu völlig ungenügend ſeien. Man hatte kein Geld und nur 400 Mann. Seine Berichte vermochten jedoch ſeinen Herrn noch nicht zu bewegen, bis an die Elbe vorzugehen; es war alſo eine falſche Vorſpiegelung, die man den Bürgern machte, indem man auch dann noch auf den Entſatz durch die Schweden hinwies, als der kaiſerliche Feldmarſchall Pappenheim am 15. Dezember vor der Stadt erſchien und die wenigen Truppen, die Falkenberg außerhalb derſelben hielt, zur Waffenſtreckung zwang.

Falkenberg hatte alles in allem 2400 Soldaten. Tilly konnte 24 000 Mann in Bewegung ſetzen. Die Feſtungswerke Magdeburgs waren unvollſtändig und vernachläſſigt, zu ihrer Beſetzung hätte die geſamte Bürgerſchaft kaum ausgereicht, wenn ſie wirklich die Waffen ergriff. Falkenberg wußte, die Stadt ſei verloren; dabei hegte er die Überzeugung, daß er ſie opfern müſſe. Aus brotlos gewordenen Schiffern und Fiſchern, fanatiſchen Anhängern der evangeliſchen Lehre in der Bürgerſchaft und perſönlichen Freunden bildete er ſich eine Partei, die ſich im geheimen verpflichtete, die Tat auszuführen, die er beſchloſſen hatte. Magdeburg konnte für Guſtav Adolf nicht gerettet werden, es ſollte als Schutthaufe in die Hände der Kaiſerlichen fallen.

Am 18. Mai meldete der kaiſerliche Trompeter dem Rate der Stadt, daß der Sturm in der Nacht auf den 20. erfolgen werde. Falkenberg bemühte ſich während des 19., einen Entſchluß des Rates aufzuhalten. Erſt als die Zeit abgelaufen war, in der die Ergebungserklärung noch hätte erfolgen können, als bereits die Boten von allen Seiten meldeten, daß der Feind im Begriffe ſei, Graben und Wall zu überſteigen, da warf er ſich, ohne vorher irgendwelche Verteidigungsmaßregeln getroffen zu haben, mit ſeinen wenigen Truppen den Stürmenden entgegen. Er fand den geſuchten Tod; gleichzeitig ſchlugen aus 50—60 Dächern der Stadt Feuerſäulen empor. Falkenbergs Genoſſen waren an der Arbeit; unterſtützt von einem kräftigen Sturme wirkte ihre Brandlegung ſo verheerend, daß ſchon am nächſten Tage außer dem Dome und den Hütten der Schiffer und Fiſcher nur ein Schutthaufe an der Stelle Magdeburgs zu finden war. Am nächſten Tage begann die Plünderung, als ein Recht der Sieger. Kein Feldherr, auch der Kaiſer und König nicht, hätte es wagen dürfen, ſeinen Soldaten das Recht der dreitägigen Plünderung einer mit den Waffen eroberten Feſtung zu verweigern. Unter den Beſiegern Magdeburgs befanden ſich außer zahlreichen Polen und Kroaten Leute genug, die in Wallenſteins Schule an das fürchterlichſte Hauſen gewöhnt worden waren, und ihre, ſowie die Wut aller Soldaten war aufs höchſte geſteigert. Hatten ſie doch ſeit Monaten keinen Sold empfangen, ſeit Wochen nur von Waſſer und Brot gelebt, gingen in Lumpen einher und ſahen nun die heiß erſehnte Beute vor ſich.

Trotzdem ſind die Schilderungen der angeblich verübten Untaten, wie ſolche meiſtens durch Flugſchriften entflohener Prädikanten verbreitet worden, übertrieben. Die Maſſe der Magdeburger ſtarb nicht durch die Sieger, ſondern erſtickte in den Kellern und auf den Speichern, wohin ſie ſich verſteckt hatten. Ihr Mörder war Falkenberg, deſſen Tat die gewünſchten Früchte im reichſten Maße trug. Die natürliche Folge der Zerſtörung Magdeburgs war die Schlacht bei Breitenfeld, welche des unbeſieglichen Tilly Heer vernichtete.

Die Erſtürmung und Verbrennung von Magdeburg, deren wahren Urheber man erſt in neueſter Zeit hat feſtſtellen können, war ein Ereignis, das ſelbſt in jener an die grauſame Hand der wilden Kriegsfurie gewöhnten Zeit kein geringes Aufſehen und Entſetzen hervorrief. Der Evangeliſchen Norddeutſchlands bemächtigte ſich eine große Angſt, nicht nur wegen der Grauſamkeit der Kriegführung, die diesmal ganz und gar den Katholiken zugeſchrieben wurde, ſondern noch viel mehr wegen der zu erwartenden Zerſtörung aller beſtehenden Glaubensverhältniſſe durch den Bruch des Augsburger Religionsfriedens, dem Kaiſer und Liga nun unbedenklich zuzuſtreben ſchienen. Die Stimmen, die bisher noch gegen die Einmiſchung Guſtav Adolfs in die deutſchen Angelegenheiten vernommen waren, verſtummten ſofort. Die Freiheit des religiöſen Bekenntniſſes und die längſt anerkannte Herrſchaft über die von den evangeliſchen Ständen erworbenen geiſtlichen Beſitzungen ſtanden auf dem Spiele. Dieſe Gedanken beherrſchten vor allem die Kanzeln und wurden durch zahlreiche Flugſchriften verbreitet, die größtenteils auch von Predigern herrührten.

Guſtav Adolf war ſchon während der Unglückstage von Magdeburg eifrigſt mit Vorbereitungen für ſeinen Marſch beſchäftigt geweſen. Die erſte Bedingung beſtand darin, des Brandenburgers völlig ſicher zu ſein. Er verlangte die Aufrichtung eines Bündniſſes, das die Brandenburgiſchen Truppen und Feſtungen dem Oberbefehle des Königs unterwarf. Lange ſträubte ſich Georg Wilhelm, er ließ es dahin kommen, daß ſein Schwager vor Berlin zog, alle Anſtalten traf, die Stadt zu beſchießen, und ihm erklärte, er werde ihn von nun an als Gegner behandeln (19. Juni 1631). Erſt die Vermittlung der Damen des Berliner Hofes bewirkte ein Einverſtändnis. Der Kurfürſt, der noch immer erwartet hatte, Sachſen werde die Vermittlung zwiſchen dem Kaiſer und den Teilnehmern des Leipziger Konvents zuſtande bringen, ſah endlich ein, daß dieſe zumindeſtens noch ſehr lange auf ſich warten laſſe, und keine Macht zum Schutze gegen Guſtav Adolf auf ſeine Seite treten könne. So erfüllte er alle Forderungen ſeines Schwagers, auch die, dem Vertrage zwiſchen Schweden und dem Herzog von Pommern ſeine Zuſtimmung zu geben, obwohl er vorausſah, daß dadurch die Hoffnung auf das Nachbarerbe in weite Ferne gerückt würde. Die Zahlung der Kriegskoſten, die Schweden zur Vertreibung der Kaiſerlichen aus Pommern aufgewendet hatte, waren ja für Brandenburg kaum jemals erreichbar.

Während dieſer Verhandlungen hätte ein raſcher Vorſtoß Tillys dem Schwedenkönig ſehr unangenehm werden können. Pappenheim ſoll dazu angeraten haben. Der erfahrene Feldherr fühlte ſich jedoch dazu nicht ſtark genug, weil er wahrnahm, daß in ſeiner nächſten Umgebung und auch im Rücken ſeiner Armee gerüſtet wurde. Am gefährlichſten mußte ſich für ihn die Vereinigung der Truppen des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel mit denen der Brüder Wilhelm und Bernhard von Weimar geſtalten, die ſchon im Juni mit 7000 Mann ins Heſſiſche gerückt waren. Ende Juli und in den erſten Auguſttagen verſuchte Tilly dennoch, mit ſeinen Vortruppen an der unteren Elbe mit dem Gegner Fühlung zu nehmen. Aber ſchon die erſten Gefechte fielen ſo ungünſtig aus und bewirkten eine derartige Erſchütterung der Kaiſerlichen, daß der Rückzug in ſüdlicher Richtung geboten erſchien. Schon mußte der Feldherr befürchten, auch die Sachſen in ſeine Flanke zu bekommen.

Kurfürſt Johann Georg hatte ſich nämlich durch den Torgauer Vertrag vom 1. September auf die Seite Schwedens geſtellt, zu dem auch Frankreich ſeine Zuſtimmung gab. Demnach übernahm Guſtav Adolf den Oberbefehl über die ſächſiſche Armee und verbürgte dem Kurfürſten die Souveränität im eigenen Lande. Wenige Wochen danach begrüßten ſich zu Düben die beiden Fürſten und einigten ſich zu einem ſofortigen Angriff auf den bei Leipzig ſtehenden Gegner. Guſtav Adolf brachte 27 000 Mann ins Feld, Sachſen 20 000.

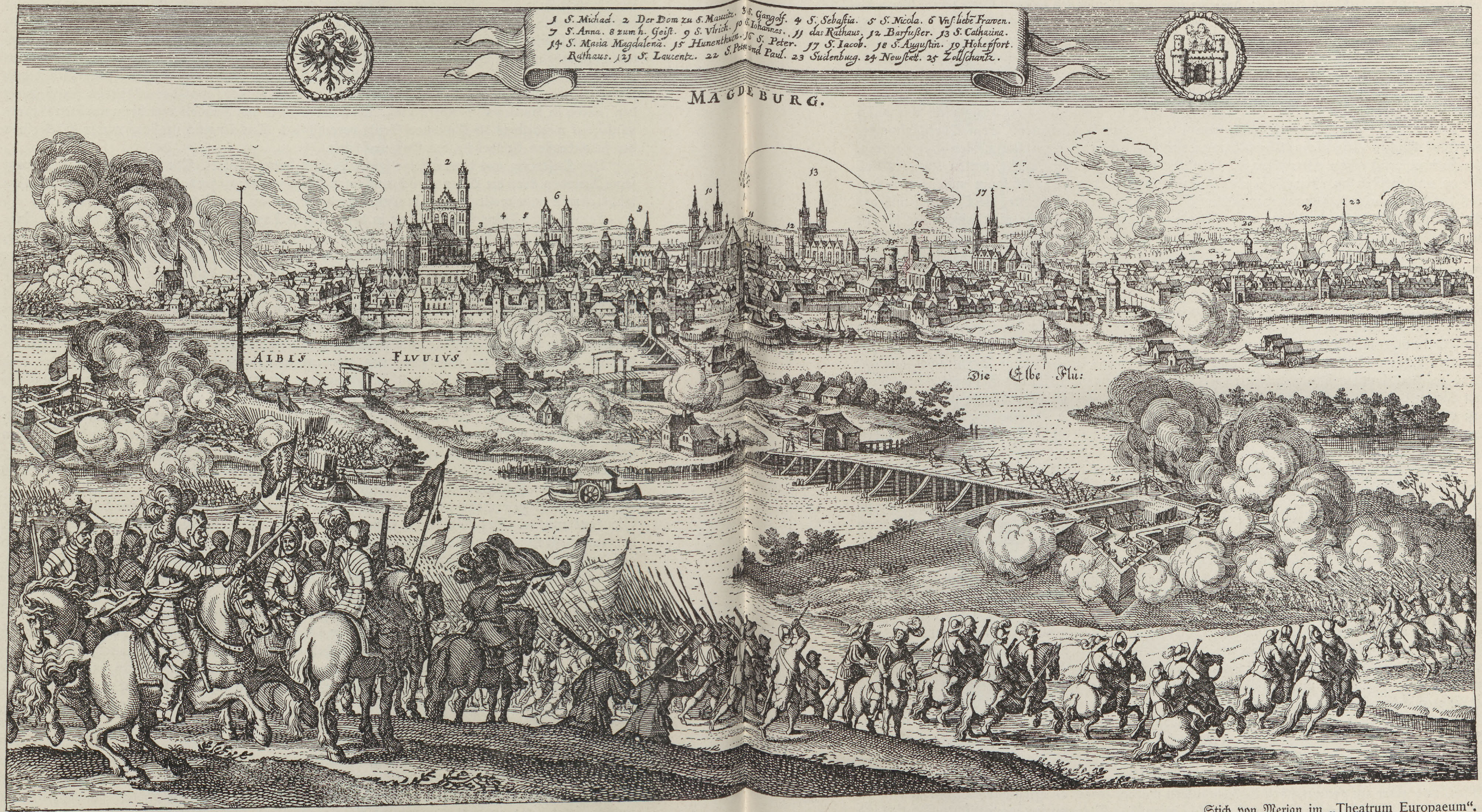
Tilly hatte ebenfalls an Truppen zuſammengerafft, was er in ſeiner Nähe wußte. Beſonders wertvoll war das Korps von 10 000 Mann, das Graf Fürſtenberg aus Italien durch Süddeutſchland herbeiführte. Der Feldmarſchall Aldringen war bei einer zweiten Belagerung von Mantua durch Verrat in den Beſitz der Stadt gelangt, nachdem Gallas vorher der venezianiſchen Entſatzarmee bei Goito und Valleggio eine ſchwere Niederlage beigebracht hatte. Leider war es auch hier nicht möglich, den Soldaten ihr Sturm- und Plünderungsrecht zu nehmen; und ſo vernichteten ſie blind eine der reichſten Kulturſtätten, in der ſich der ganze Glanz italieniſcher Renaiſſance widerſpiegelte. Es wird noch lange nicht feſtgeſtellt werden können, was der bildenden Kunſt durch den „sacco di Mantova“ verloren ging. Man hat damals den Handelswert der geraubten Gegenſtände auf mindeſtens 18 Millionen Scudi veranſchlagt. Das Unglück Italiens wurde durch einen der furchtbarſten Ausbrüche der Peſt verſchärft.

Der Kaiſer zog aus dem Erfolge ſeiner Waffen keinen Nutzen. Mit Schätzen beladen, kamen ſeine Truppen über die Alpen zurück, um einen Krieg weiterzuführen, der für die Kultur Deutſchlands ebenſo unheilvolle Folgen brachte, wie der Raub an den Schätzen italieniſcher Kunſt.

Es war nicht Tillys Abſicht, ſchon in den nächſten Tagen mit Guſtav Adolf zu kämpfen. Hingegen ſetzte ſich General Pappenheim dafür ein und nahm auch zu früh, am 17. September, bei Breitenfeld unfern Leipzig eine Schlacht an. Sie ſtanden nach alter Sitte im Dreitreffen: an beiden Flügeln die Reiterei, im Zentrum die tiefmaſſierte, dafür aber ſchwerbewegliche und wenig Feuerkraft entwickelnde Infanterie. Tilly beabſichtigte, ſich von ſeinem neuen Gegner auf den Höhen nordöſtlich von Leipzig angreifen zu laſſen. Er befahl daher Pappenheim, dem er einige tauſend Reiter zu Hilfe ſchickte, ſich ſofort wieder zurückzuziehen. Dies war aber nicht mehr möglich, Tilly ſelbſt mußte ſeine gute Stellung verlaſſen, um den Genoſſen zu retten. Sein erſter Angriff auf die Sachſen war zwar von glänzendem Erfolge begleitet, das ganze Korps trotz Arnims perſönlicher Tapferkeit bald in ſchleuniger Flucht begriffen. Bei der Verfolgung bot Tilly jedoch der ſchwediſchen Armee die Flanke. Guſtav Adolf warf ſich auf ſie und erreichte durch die Verbindung von Musketenfeuer und Reiterſtoß, die man auf den deutſchen Kriegsſchauplätzen noch nicht kannte, eine erſtaunliche Wirkung. Die Musketiere feuerten in drei Gliedern und erſchütterten den Gegner durch geſchloſſenes Feuer, in deſſen Reihen dann die anſprengenden Schwadronen furchtbare Verheerungen anrichteten. Die kaiſerliche Armee verlor 10—12 000 Mann auf dem Schlachtfelde, 7000 durch Gefangenſchaft.

Es iſt leicht zu ermeſſen, welchen Eindruck dieſes Ereignis auf die Anhänger des evangeliſchen Glaubens machte. Der König von Schweden erſchien dem gemeinen Mann als Engel Gottes, der zur Beſtrafung und Vernichtung der Gottesläſterer vom Himmel geſendet war. Deshalb geſtaltete ſich auch der Marſch an den Rhein, den der König nun antrat, zu einem wahren Triumphzuge. Er nahm dieſe Richtung, weil er überzeugt war, daß von Böhmen und Öſterreich her ihn nichts bedrohen könnte. Der Kaiſer hatte dort kaum einige Regimenter, eine Armee beſaß er überhaupt nicht mehr. Die Liga, deſſen war er ſicher, mußte mit ihren Truppen jetzt die eigene Lande ſchützen, von denen die rheiniſchen am ſchlechteſten bewehrt waren. Ihrer konnte er ſich am leichteſten bemächtigen, zugleich aber auch den einzigen Feind in Schach halten, der noch eine namhafte Kraft gegen ihn zu verwenden vermochte. Maximilian von Bayern durfte ſein Land nicht entblößen und an die Elbe ziehen, ſolange Guſtav Adolf mit dem ſiegreichen Heere in ſeiner Flanke ſtand.

Wallenſtein war nach ſeiner Entlaſſung in ſein Herzogtum Friedland zurückgekehrt. Es war dies nicht nur eine Anhäufung von Beſitzungen, ſondern eine verfaſſungsmäßig beſtehende, politiſche Einheit, ſeitdem der Kaiſer am 11. Mai 1627 eine beſondere Gerichtsorganiſation dafür genehmigt und geſtattet hatte, in dem Herzogtume ein eigenes Landrecht und Tribunal zu errichten, denen die Befugniſſe für alle Zivil- und Kriminalfälle zuſtanden. Das Gebiet, welches Wallenſtein mit kaiſerlicher Bewilligung unter dem Namen eines Herzogtums Friedland zuſammengefaßt hatte, war aus der Verwaltung des Königreichs Böhmen losgelöſt und ſtand zur Prager Regierung in keiner Beziehung: die Stellung des Herzogs zum König von Böhmen war ſo ziemlich genau die der ſchleſiſchen Fürſten. Hauptſtadt und Reſidenz war Gitſchin, zugleich der Sitz der


1 S. Michael. 2 Der Dom zu S. Mauritz. 3 S. Gangolf. 4 S. Sebaſtia. 5 S. Nicola. 6 Vnſ. liebe Frawen.
7 S. Anna. 8 zum h. Geiſt. 9 S. Vlrich. 10 S. Iohannes. 11 das Rathaus. 12 Barfußer. 13 S. Catharina.
14 S. Maria Magdalenä. 15 Hunenthuen. 16 S. Peter. 17 S. Iacob. 18 S. Auguſtin. 19 Hohepfort.
Rathaus. 21 S. Laurentz. 22 S. Peter und Paul. 23 Sudenburg. 24 Newſtatt. 25 Zollſchantz.
MAGDEBURG.
ALBIS FLUVIUS
Die Elbe Flu:

Stich von Merian im „Theatrum Europaeum“.

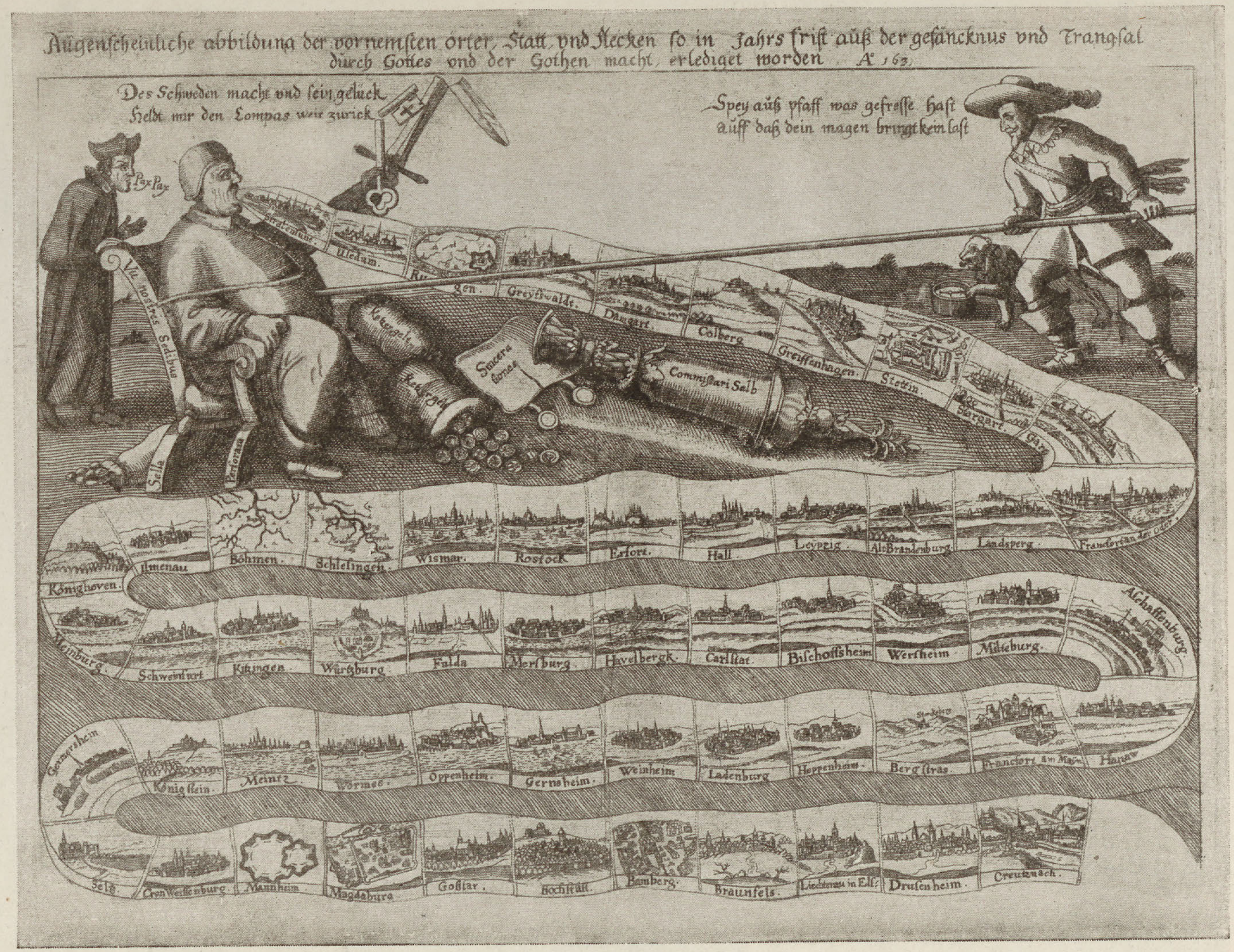
Die Belagerung Magdeburgs durch Tilly.

Kanzleien, denen der Landeshauptmann vorſtand. Auch in Friedland und Sagan waren Hauptleute als Verwaltungsbeamte eingeſetzt. Wallenſtein wollte ohne Zweifel an prunkvollen Einrichtungen und wohltätigen Anſtalten dasſelbe wie jeder Reichsfürſt leiſten. Viele ſeiner Generäle und Anhänger ſiedelten ſich in Gitſchin an, indem ſie Bürgerhäuſer kauften, die mit Unterſtützung des Herzogs gebaut wurden. Handwerker und Baukünſtler fanden reichen Erwerb; es kamen nicht nur aus den benachbarten Gegenden, ſondern ſelbſt aus Holland und Frankreich gewerbfleißige Familien in das Land. An Prunk und künſtleriſcher Ausſtattung übertraf die Gitſchiner Bauten bei weitem der Wallenſteiniſche Palaſt auf der Kleinſeite in Prag: noch heute eine der größten Sehenswürdigkeiten der böhmiſchen Hauptſtadt. Sein Hofhalt glänzte nicht nur durch die Zahl, ſondern auch durch die vornehme Stellung der Bedienſteten. Sein Oberſthofmeiſter war Graf Paul zu Lichtenſtein, Oberſtkämmerer ein Graf Harrach, Oberſtſtallmeiſter Graf Hardegg, Vizeſtallmeiſter Freiherr von Breuned. Sie wurden alle ſehr gut bezahlt, hatten Kutſchen und Pferde und ſpeiſten an einer Tafel mit dem Gebieter. Es wäre wohl kaum möglich geweſen, trotz des ungeheuren Reichtums, den Wallenſtein zuſammengebracht hatte, die Ordnung und das Gleichgewicht in dieſem Haushalte aufrecht zu halten, wenn der Herzog nicht ſelber alles bis ins kleinſte überwacht hätte.

Nicht Wallenſtein ſelbſt, aber ſeine Freunde haben ſehr bald nach der Landung Guſtav Adolfs Verbindungen mit dieſem geſucht, denn ſie waren überzeugt, daß er jede Gelegenheit benützen würde, den ihm angetanen Unglimpf zu rächen und den Gegnern ſeine Macht zu zeigen. Durch glückliche Funde in ſchwediſchen und ſächſiſchen Archiven ſind wir heute über die Bemühungen der böhmiſchen Verbannten zur Herſtellung eines Einverſtändniſſes zwiſchen König und Herzog genugſam unterrichtet. Jaroslaw von Raſchin und der alte Graf von Thurn betrieben dieſe Sache mit dem größten Eifer. Selbſtverſtändlich hat Wallenſtein niemals etwas Schriftliches aus der Hand gegeben, ſondern ſich einer Mittelsperſon, und zwar meiſtenteils des Generals Hans Georg von Arnim bedient. Raſchin verſichert, Wallenſtein habe durch ihn dem Könige mitteilen laſſen, daß er bereit ſei, die in Schleſien ſtehenden kaiſerlichen Truppen anzugreifen, wenn der König ihm dazu 12—14 000 Mann zur Verfügung ſtelle. Dazu hat ſich Guſtav Adolf jedoch nicht herbeigelaſſen, weil er Wallenſtein nicht traute.

Es darf als Fehler des Schwedenkönigs gelten, daß er den Antrag Wallenſteins, den ihm Graf von Thurn überbrachte, nicht angenommen hat, denn man kann wohl kaum zweifelhaft ſein, daß dann der Feldzug gegen den Kaiſer raſch zu Ende gegangen wäre. Wallenſtein hätte neben den ihm gelieferten Schweden jedenfalls auch eigene Truppen geſammelt, und beiden zuſammen würde die ſogenannte ſchleſiſche Armee des Kaiſers nicht gewachſen geweſen ſein. Wenn dann der König ſtatt an den Rhein an die Donau gezogen, die letzten Reſte des Ligaheeres zerſprengt und die Richtung über Linz nach Wien eingeſchlagen hätte, ſo wären er und Wallenſtein in der Lage geweſen, den allgemeinen Frieden, den man allerorten verlangte, zu diktieren. Guſtav Adolf fand ſich jedoch ſchon gebunden und wollte ſich offenbar zunächſt die Überzeugung verſchaffen, ob er nicht auch ohne den Emporkömmling den allgemeinen Frieden und die Vergrößerung ſeiner Macht an der Oſtſee erreichen könne. Er hatte im Januar 1631 zu Bärwalde mit Frankreich ein Bündnis auf fünf Jahre geſchloſſen: zum Schutze der gemeinſchaftlichen Freunde, zur Sicherung der Oſtſee und der Freiheit des Handels, zur Reſtitution der unterdrückten und bedrängten Stände. Er hatte ſich verpflichtet, zur Erreichung dieſer Ziele 30 000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter zu verwenden, jedoch die katholiſche Religion in den eroberten Orten unangefochten zu laſſen und mit Bayern und der Liga Freundſchaft zu halten, wenn dieſe das gleiche tun würden. Dafür zahlte ihm Frankreich jährlich 400 000 Taler, das einzige Bargeld, auf das er mit Sicherheit rechnen konnte. Daß Guſtav Adolf ſeine endgültige Kriegsentſchädigung an der Oſtſee, und zwar im pommerſchen Gebiete ſuchen würde, ſprach er offen aus. Doch war auch zu erkennen, daß er ſich damit nicht begnüge. Die öffentliche Meinung im evangeliſchen Deutſchland verlangte, er ſolle Kaiſer werden. Ob ſein Ehrgeiz ſo weit gegangen, läßt ſich nicht entſcheiden. Er hat die Frage vielleicht bei ſich ſelbſt noch nicht beantwortet gehabt, als er aus dem Leben ſchied.

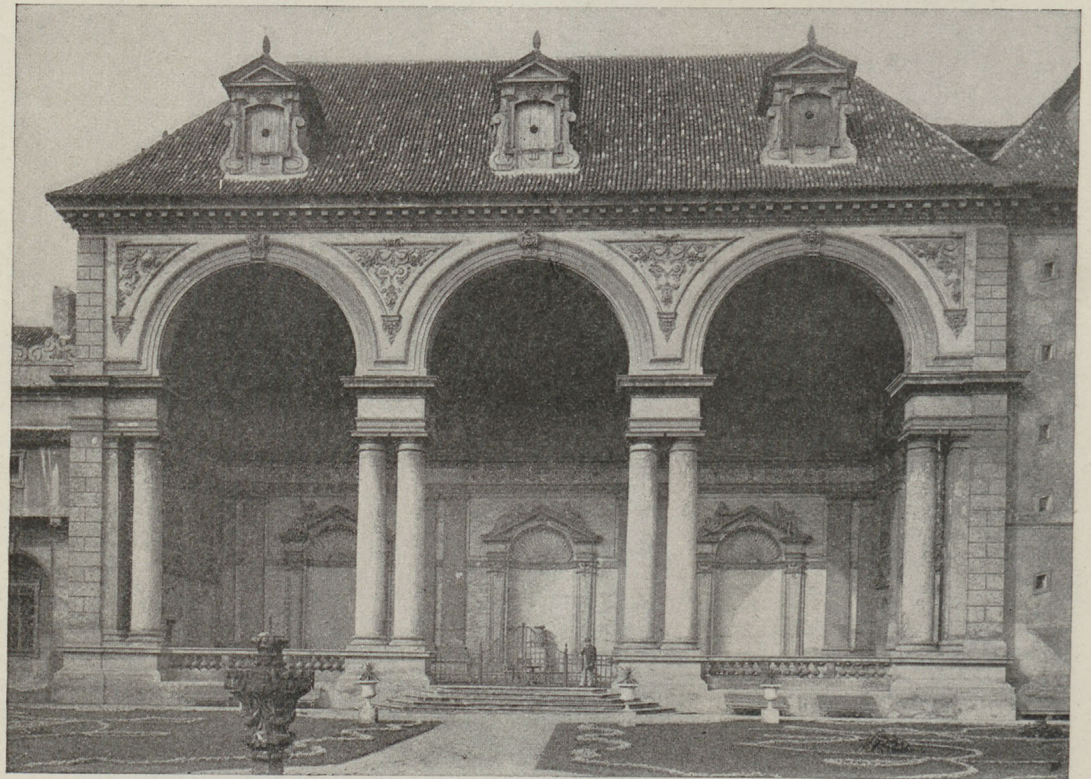
Als Wallenſtein die abſchlägige Antwort des Königs auf ſein Angebot erfuhr, fühlte er ſich gekränkt und beſchloß, den Auftrag des Kaiſers anzunehmen, den ihm der Geheime Rat von Queſtenberg überbrachte, und der die Vollmacht enthielt, mit dem ſächſiſchen Feldmarſchall von Arnim


Augenſcheinliche abbildung der vornemſten örter, Statt, vnd flecken ſo in Jahrs friſt aüß der gefäncknus vnd Trangſal dürch Gottes vnd der Gothen macht erlediget worden A° 163
Des Schweden macht vnd ſein geluck
Heldt mir den Compas weit zurick
Spey aüß pfaff was gefreſſe haſt
aüff daß dein magen bringt kein laſt
Pax Pax
Va nostres Sedibus
Sella
Perforata
Sincere fionae
Commiſſari Salb
Stralſund
Uckam
Rugen
Greyſſwalde
Dämgart
Cölberg
Greiffenhagen
Stetin
Stargart
Gartz
Frankfort an der Oder
Landsperg
Alt Brandenburg
Leypzig
Hall
Erfort
Rostock
Wismar
Schleſingen
Böhmen
Ilmenau
Könighoven
Meinburg
Schweinfurt
Kitzingen
Würtzburg
Fulda
Merſburg
Havelbergk
Carlſtat
Biſchoffsheim
Wertheim
Mitteburg
Aſchaffenburg
Hanaw
Francfort am Mayn
Bergſtras
Hoppenheim
Ladenburg
Weinheim
Gernsheim
Oppenheim
Wormes
Meintz
Königſtein
Germersheim
Creutznach
Drußenheim
Liechtenau in Elß
Braunfels
Bamberg
Hochſtätt
Goßlar
Magdaburg
Mannheim
Cron Weiſſenburg
Seltz

Satiriſches Flugblatt gegen die Geiſtlichkeit und auf die Erfolge der Schweden.

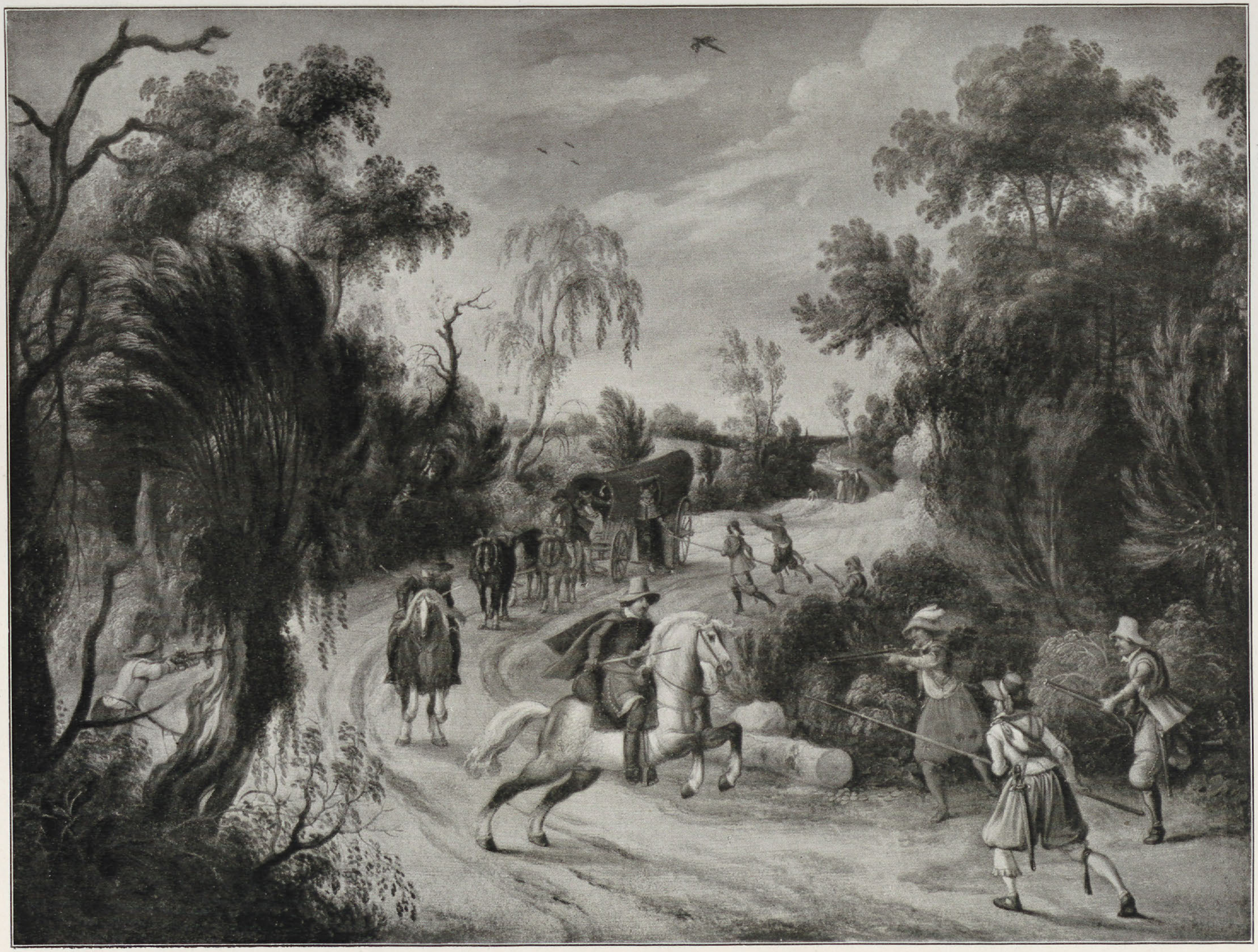
Nach einem Originale in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

über ein Zuſammengehen mit dem Kurfürſten von Sachſen zu verhandeln. Arnim war noch im Spätherbſt in Böhmen eingefallen und hatte am 15. November Prag beſetzt, nachdem die kaiſerlichen Truppen unter General Maradas einige Tage vorher die Stadt verlaſſen hatten. Auch der Kurfürſt erſchien einige Tage ſpäter in der böhmiſchen Hauptſtadt, in der ſofort wieder der evangeliſche Gottesdienſt eingerichtet wurde. Zahlreiche Verbannte befanden ſich in ſeinem Gefolge, um ihre Güter wieder zu erlangen. Ihre Freude dauerte jedoch nur kurz, denn ſchon im Dezember rückten die kaiſerlichen Truppen unter Gallas und Aldringen, die bisher unter dem Oberbefehle Tillys geſtanden hatten, von Bayern aus in Böhmen ein. Ihre Verbindung mit der Armee der Liga war aufgehoben; ſie nahmen ihre Winterquartiere im mittleren Böhmen, was die Sachſen an weiterem Vordringen verhinderte. So mußten ſie ſich mit Prag und einer Anzahl nordböhmiſcher Städte begnügen.



Loggia im Garten des Wallenſteinſchen Palais zu Prag.

Wenige Tage nachdem er ſeinen Palaſt in Prag verlaſſen, um mit den Sachſen nicht in Berührung zu kommen, hatte Wallenſtein ſeinen Übertritt zum Kaiſer vollzogen. Als Eggenberg kein Hehl daraus machte, daß er nur Wallenſtein für befähigt halte, eine neue kaiſerliche Armee zu ſchaffen, traten die alten Gegner des Friedländers gegen Eggenberg auf, die nunmehr in dem Sohne des Kaiſers, Ferdinand III., den eifrigſten Vertreter ihrer Anſicht fanden. Dieſer wollte ſelbſt Kriegsruhm erwerben und an die Spitze der Armee treten. Es ſcheinen ſehr erregte Beſprechungen ſtattgefunden zu haben, denn Eggenberg verließ den Hof und zog ſich nach Graz zurück. Als nach dem Falle von Frankfurt a. d. Oder und nach der Schlacht bei Breitenfeld auch in Wien die Angſt zu wirken begann, und man den Vorſchlag machte, König Ferdinand und Wallenſtein ſollten die Armee gemeinſam befehligen, lehnte letzterer die Zumutung ſchroff ab. Auf dringendes Bitten des Kaiſers kehrte Eggenberg nach Wien zurück, um perſönlich mit Wallenſtein über die Neuſchaffung der Armee zu verhandeln. Die Anweiſung, die er zu dieſem Zwecke erhielt und die er zur Kenntnis Wallenſteins bringen ſollte, iſt in einem Tone gehalten, der das Verhältnis von Herr und Diener, von Kaiſer und General nicht mehr erkennen ließ.

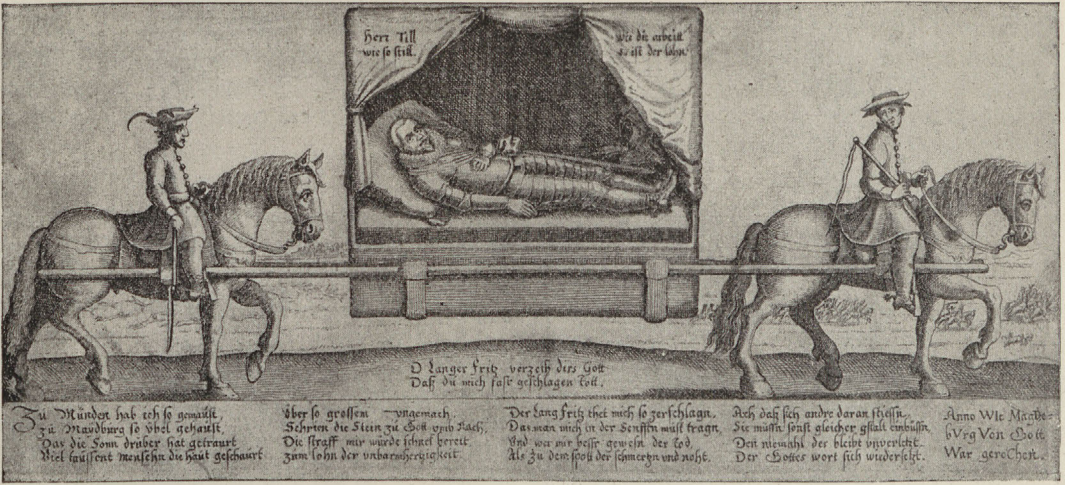


Raubanfall in der Zeit des dreißigjährigen Krieges

Gemälde des Sebaſtian Vrancx in der Herzogl. Gemäldegalerie zu Braunſchweig

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing


Herr Till
wie ſo ſtill.
wie die arbeit
ſo iſt der lohn.
O langer Fritz verzeih dirs Gott
Daß du mich faſt geſchlagen tott.
Zu Münden hab ich ſo gemauſt,
zu Maydburg ſo vbel gehauſt,
Das die Sonn drüber hat getraurt
Viel tauſent menſchn die haut geſchaurt
über ſo groſſem vngemach,
Schrien die Stein zu Gott umb Rach,
Die ſtraff mir würde ſchnel bereit
zum lohn der unbarmhergigkeit.
Der lang Fritz thet mich ſo zerſchlagn,
Das man mich in der Senfftn muſt tragn,
Und wer mir beſſr geweſn der tod,
Als zu dem ſpott der ſchmertzn und noht.
Ach daß ſich andre daran ſtieſſn,
Sie müſſn ſonſt gleicher gſtalt einbüſſn,
Den niemahl der bleibt unverletzt,
Der Gottes wort ſich wiederſetzt.
Anno Wie Magdeburg Von Gott
War geroChen.

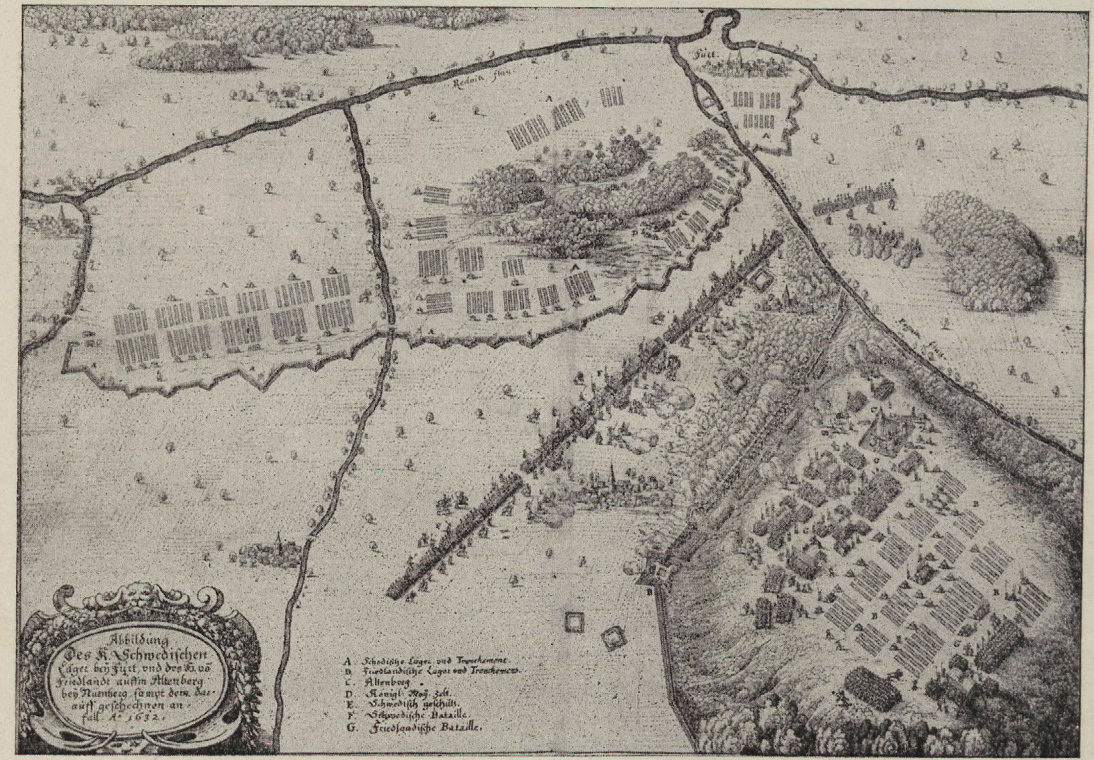
Der verwundete Tilly auf dem Wege nach Ingolſtadt.
Fakſimile eines in der Kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Flugblattes.

Eggenberg brachte in einer erſten Konferenz zu Znaim nicht mehr zuſtande, als daß Wallenſtein den Oberbefehl auf drei Monate zu dem Zwecke übernahm, ein neues Heer zuſammenzubringen. Der bewährte Werbeapparat verſagte nicht. Während dreier Monate 1632 trat die alte Wallenſteinſche Armee tatſächlich wieder ins Leben; nicht einer von den Generalen, die nach dem Tage von Regensburg in des Kaiſers Dienſten geblieben waren, nahm Anſtand, unter ihm zu dienen. Niemand zweifelte nämlich, daß nur er die Armee zu führen vermöge. Es bedurfte aber noch großer Anſtrengungen und Anerbieten ſeitens des Kaiſers, um dies zu erreichen. Augenſcheinlich haben die Nachrichten, die man täglich aus Bayern erhielt, auf ſie eingewirkt.

Maximilian von Bayern rüſtete, um die Lücken in Tillys Armee einigermaßen auszufüllen. Im April kam es bereits zu Zuſammenſtößen mit den Schweden, die allmählich nach Süden vordrängten. Tilly zog ſich nach dem befeſtigten Ingolſtadt an der Donau zurück. Er konnte aber nicht hindern, daß Guſtav Adolf mit ſtarker Macht über die Donau ſetzte, worauf es am Lech vor den Toren Augsburgs zu einer Schlacht kam (15. April 1632), die mit dem gänzlichen Untergange der ligiſtiſchen Armee endete. Tilly wurde ſchwer verwundet nach Ingolſtadt gebracht, wo er bald darauf ſeinen Wunden erlegen iſt: ein braver, treuer Soldat, der die Kriegskunſt ſeiner Zeit beherrſcht und ſein ganzes Können uneigennützig für ſeinen Herrn und die katholiſche Sache eingeſetzt hat; eine der reinſten Geſtalten im großen deutſchen Kriege. Nun war auch Maximilian ausſchließlich auf Wallenſteins Hilfe angewieſen.

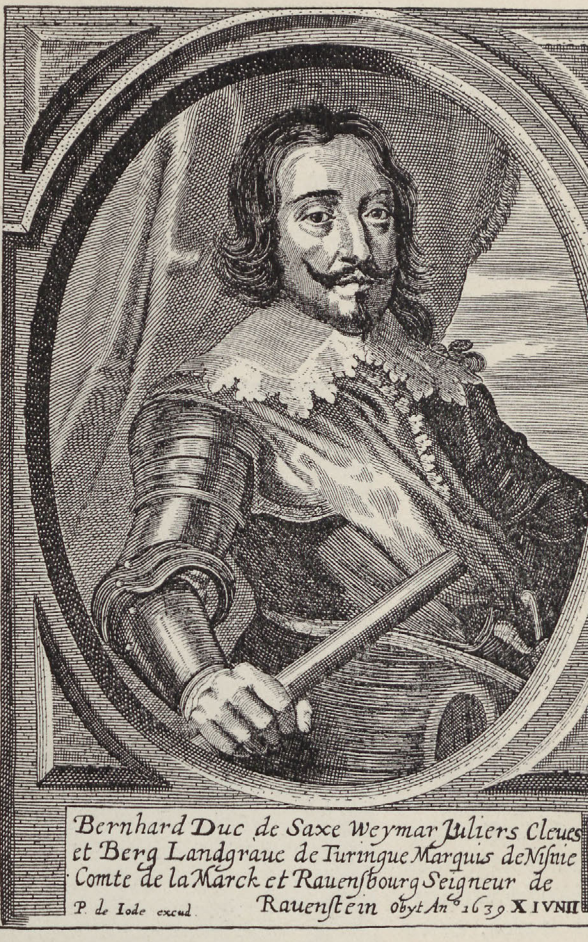
Es war unmittelbar vor der Schlacht am Lech, als der Kaiſer das Schriftſtück unterzeichnete, in dem die Zugeſtändniſſe zuſammengefaßt waren, die Eggenberg bei ſeiner zweiten Zuſammenkunft Wallenſtein zu machen befugt war. Mit dieſem Schriftſtück hat es eine eigentümliche Bewandtnis: das Original kennt man noch nicht, wohl aber mehrere gleichzeitige und ſpätere Abſchriften und Auszüge, die ſich auffallenderweiſe in ihrem Inhalte nicht vollkommen decken, ſo daß ſich annehmen ließe, den Schreibern hätten verſchiedene Entwürfe vorgelegen. In gewiſſen Hauptpunkten läßt ſich die Übereinſtimmung nicht verkennen. Demnach erhält der Herzog den Oberbefehl über ſämtliche kaiſerlichen Truppen, und zwar nur auf eine gewiſſe Zeit, die Wallenſtein zu beſtimmen habe. Denn der Kaiſer nimmt an, heißt es in einer der Abſchriften, daß es dem Herzog unerträglich ſein werde, ihm wie früher längere Zeit zu dienen. Weſſen er für ſich und ſeinen Unterhalt bedürfe, möge der Herzog ſelbſt beſtimmen. „Was ſonſt der Herzog als Satisfaction begehre, werde Eggenberg zuſagen können. Der Kaiſer werde nicht entgegen ſein, ihm als Erſatz für Mecklenburg das Glogau oder die Lauſitz, oder auch beide interimsweis und in loco hypothecae zu gratificieren, indem er alles in des Herzogs von Friedland Liebden vernünftige Discretion ſtelle.“ Auf Grund der vom Kaiſer genehmigten Anträge wurden am 13. April zu Göllersdorf zwiſchen Wallenſtein und Eggenberg die Bedingungen vereinbart, unter denen erſterer ſein zweites Generalat antrat. Der Kaiſer ſagt ausdrücklich: „Das wir noch in guter Gedächtnis halten diejenige großerſpriesliche und nützlich Dienſt, ſo ſeine des Herzogs zu Mecklenburgs Liebden uns und unſerm Erzhaus die vergangene Jahr über vielfältig erwieſen“; er anerkennt auch den Schaden, den der Herzog dabei erlitten habe, erwartet jedoch von ihm, „daß er ihn in dieſer Not gnädigſt nicht verlaſſen werde.“

Schon in den letzten Tagen des April begann der Abmarſch der Armee aus Mähren nach Böhmen. Welcher Armee? Kann man ſie die des Kaiſers nennen? Nein, es war eine ſelbſtändige Körperſchaft, geſchaffen von dem Herzog von Mecklenburg, zugleich Lehnsträger des Kaiſers, als Herzog von Sagan und Friedland. Sie wurde auf wiederholtes Bitten des Kaiſers, teils mit deſſen, teils mit des Herzogs Gelde geworben und ausgerüſtet; die Erfüllung einer Bitte war auch die Übernahme des Kommandos mit der unbedingten Verfügung über alle Truppen, die bisher in des Kaiſers Dienſt geſtanden hatten. Der Kaiſer verkehrte nicht mit der Armee und deren Befehlshabern, ſondern nur mit Wallenſtein.


Fürt
Abbildung Des K. Schwediſchen Läger bey Fürt, vnd des H. võ Friedlandt auffm Altenberg bey Nürnberg ſampt dem darauff geſchechnen anfall. Aº 1632.
A. Schwediſche Läger vnd Trenchement.
B. Friedlandiſche Läger vnd Trenchement.
C. Altenberg.
D. Königl. Maj. Zelt.
E. Schwediſch geſchütz.
F. Schwediſche Bataille.
G. Friedlandiſche Bataille.

Die Feldlager von Guſtav Adolf und Wallenſtein bei Nürnberg-Fürth.
Stich von Merian im „Theatrum Europaeum“.

Am 22. Mai befand ſich Wallenſtein mit einem Teil ſeiner Truppen bereits vor Prag. Die Sachſen dachten nicht an Verteidigung, ſondern zogen ſich bis an die böhmiſch-ſächſiſche Grenze zurück. Wallenſtein vereinigte ſich darauf mit Max von Bayern, um dem Könige von Schweden mit vereinter Gewalt entgegenzutreten. Er durfte annehmen, daß dieſer ſich nicht ſofort in eine offene Feldſchlacht einlaſſen würde, hatte aber auch ſeinerſeits nicht die Abſicht, ihn dazu zu zwingen. Beide ſtanden ſich Mitte Juli bei Nürnberg gegenüber. Wallenſteins Lage war günſtiger als die des Königs, weil er mehr offenes Land hinter ſich hatte und nicht der Beläſtigung durch eine wohlgenährte Kavallerie, wie jener ausgeſetzt war. Nachdem Guſtav Adolf mehrmals vergeblich verſucht hatte, ſeinen Gegner aus ſeiner vortrefflichen Stellung herauszulocken, und ihm die Sachſen, heſſiſche und weimariſche Verſtärkungen zugezogen waren, glaubte er, überlegen zu ſein, und griff den ſogenannten Burgſtall bei Altenberg, auf dem der Friedländer ſich eingeniſtet hatte, in einem mehrtägigen Kampfe an. Es war ein Toben der Geſchütze, wie es die älteſten Krieger noch nicht

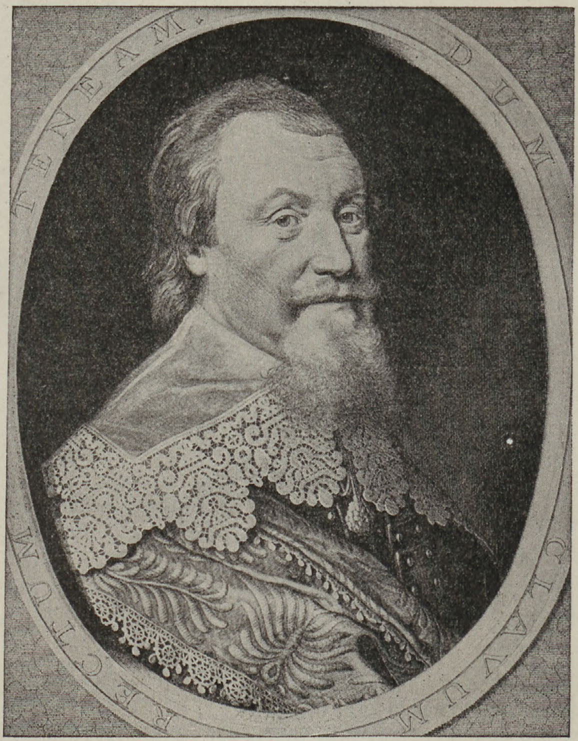

Bernhard Duc de Saxe Weymar Juliers Cleues
et Berg Landgraue de Turingue Marquis de Misnie
Comte de la Marck et Rauenſbourg Seigneur de
Rauenſtein obyt An° 1639 XIVNII
P. de Iode excud.

Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar.
Kupferſtich von J. Hondius.

gehört hatten. Der König ſetzte ein Opfer von 3000 Mann ein, Wallenſtein verlor nur 1500. Auf ſeiner Seite blieb der Erfolg. Vierzehn Tage lagen die Schweden noch vor Nürnberg, damit ihr Abzug nicht als Flucht erſcheine. Aber trotzdem galten ſie als geſchlagen, und Wallenſteins Kriegsruf ſtand auf der Höhe. Ungeſtört zog Guſtav Adolf an die Donau, erſchien in Oberöſterreich, um ſich mit den evangeliſchen Bauern zu verbinden, die ſich zum zweitenmal gegen die gewaltſame Katholiſierung erhoben hatten. Dadurch hätte er Wallenſtein gezwungen, zur Rettung von Wien herbeizueilen. Eine zweite ſchwediſche Abteilung von 16000 Mann war mit einem Teil der Sachſen bereits in Schleſien eingerückt und würde auf dem Wege nach Wien kein Hindernis gefunden haben. Außerdem konnte der König jeden Tag ein Bündnis mit Georg Rakoczy, dem Nachfolger des 1629 verſtorbenen Bethlen Gabor ſchließen. Man befürchtete im Oktober in Wien den Anmarſch von 26000 Ungarn und 20000 türkiſchen Hilfstruppen. Der Friedländer ließ ſich jedoch durch alle dieſe Dinge nicht beſtimmen. Er trennte ſich in Koburg von Maximilian, dem er 10000 Mann unter Aldringen überließ, damit er ſich, wenn nötig, dem König entgegenſtellen könnte. Er ſelbſt ſchlug den Weg nach Sachſen ein. Der ungetreue Kurfürſt ſollte vor allem gezüchtigt werden. Sein Land war durch den Abmarſch Arnims nach Schleſien von Verteidigern entblößt. Die leichten Reiter General Holks und 10 bis 12000 Mann unter Gallas genügten, um es zu beſetzen. Wallenſtein eroberte ſelbſt nach kurzer Beſchießung Leipzig ſamt der Pleißenburg und erwartete dort die Ankunft der Pappenheimſchen Truppen, die ſich bislang am Rhein und an der Weſer herumgeſchlagen hatten.

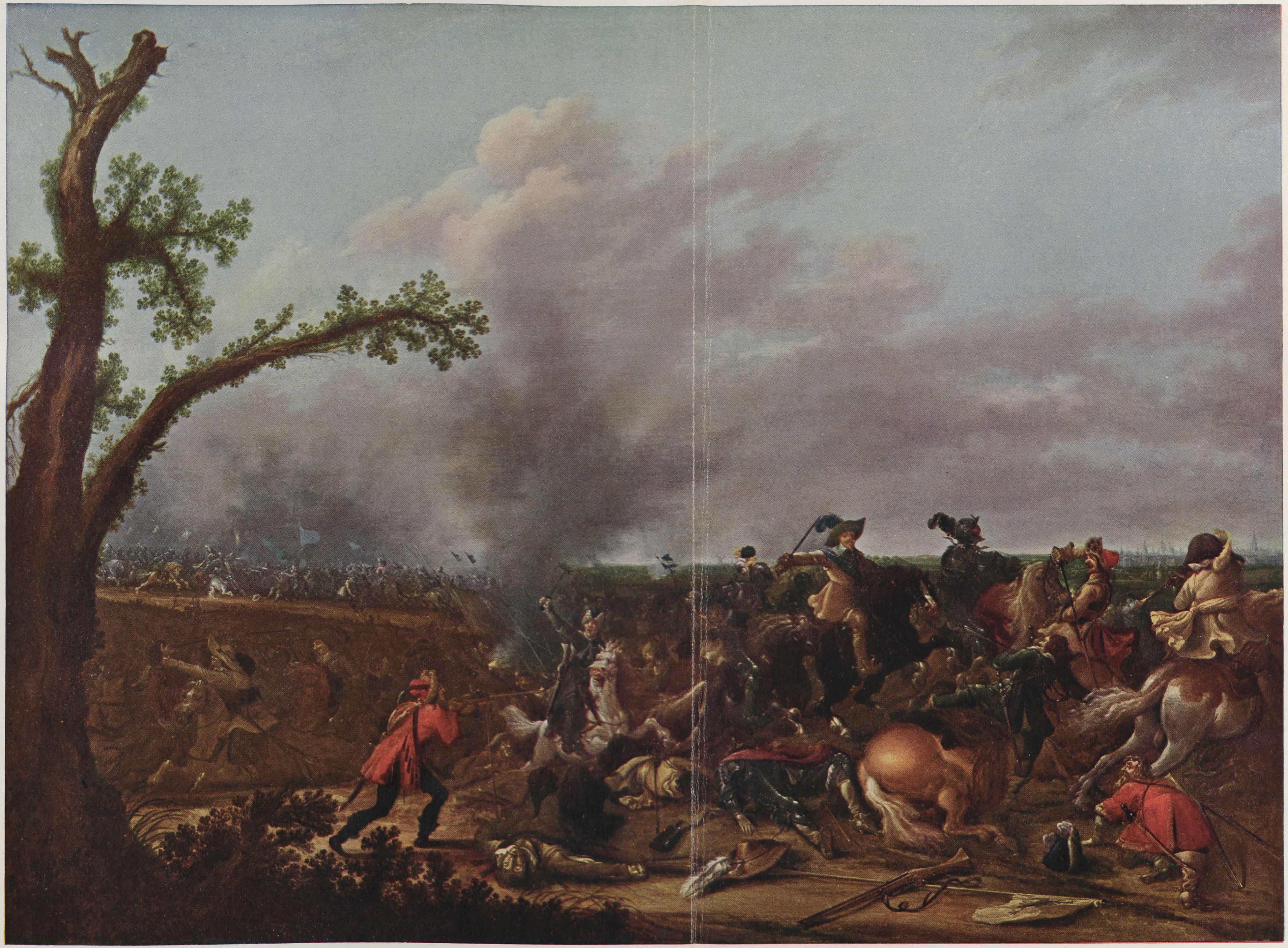
Näher, als man lange geglaubt hat, lag noch kurz vor der Entſcheidung durch die Waffen die Möglichkeit, durch eine Vereinbarung zwiſchen Guſtav Adolf und Wallenſtein den Krieg zu beenden oder mindeſtens ganz neue Verhältniſſe zu ſchaffen, deren Entwicklung kaum abzuſehen iſt. Der König ſelbſt hat im September den Grafen Thurn befragt, ob er bereit ſei, noch einmal mit Wallenſtein wegen einer Verſtändigung zu verhandeln. Dieſer antwortete am 17. September zuſtimmend und empfahl Herrn von Bubna als Vertrauensperſon. Aus dem ſpäteren Berichte Raſchins erfahren wir, daß der König den Auftrag an Bubna tatſächlich erteilt und dem Herzog von Friedland die Krone von Böhmen angetragen habe. Bubna habe jedoch die Reiſe in das Hauptquartier Wallenſteins nicht ſofort angetreten, die Sache habe ſich daher verzogen, „bis die Schlacht bei Lützen vorgangen, darinnen der König umkommen“.

Guſtav Adolf war zunächſt nach Erfurt marſchiert und wendete ſich von da öſtlich gegen die Saale, die er am 10. November bei Naumburg überſchritt. Wallenſtein ſtand bei Merſeburg. Ein dort abgehaltener Kriegsrat ſprach ſich dagegen aus, die Entſcheidung in offener Feldſchlacht zu ſuchen, man müſſe vielmehr die Vereinigung der Schweden und Sachſen verhindern. Zu dieſem Zwecke wurde Pappenheim mit 8 Regimentern zu Pferd und 5 zu Fuß nach Halle abgeſendet, wo er auch den Anmarſch anderer feindlicher Truppen, z. B. der des Herzogs von Lüneburg, im Auge behalten konnte. Am 15. November erhielt Wallenſtein die Meldung, daß Guſtav Adolf von Naumburg aufgebrochen ſei und gegen Leipzig anrücke. Sofort wurde Pappenheim zurückberufen; er verlor auch keinen Augenblick und traf beim Beginne der Schlacht, die nicht mehr zu vermeiden war, auf dem Kampfplatz ein, als er den rechten Flügel der Friedländiſchen namhaft verſtärken konnte. Auf der Ebene ſüdweſtlich von dem Städtchen Lützen entfalteten ſich beide Heere in einer ſehr einfachen Aufſtellung. Sie traten ſich faſt genau frontal gegenüber, nur Pappenheim konnte auf den linken Flügel mit einer kleinen Umgehung eindringen. Er erkannte dies auch, wurde jedoch ſchon bei den erſten Attacken tödlich verwundet und mußte vom Kampfplatz getragen werden. Die taktiſche Neuerung, die Guſtav Adolf mitgebracht hatte, und die, wie er ſchon bei Breitenfeld gezeigt, in einer Auflöſung der großen Infanteriemaſſen beſtand, hat auch in dieſer Schlacht den friedländiſchen Truppen, deren Feldgeſchrei „Jeſus Maria“ war, manche Überraſchung gebracht. So namentlich, daß die Straßengräben mit aufgelöſten Schützenſchwärmen beſetzt waren, deren gut gezieltes Feuer den Anſturm der Regimenter, mit 7 bis 11 Gliedern Tiefe, weſentlich erſchwerte. Bis 2 Uhr nachmittag wurde gekämpft, ohne daß eine oder die andere Partei einen bedeutenden Erfolg errungen hätte. Der König, der die Seinigen unermüdlich angefeuert hatte, begab ſich an ſeinen rechten Flügel und führte einen Stoß über den Floßgraben aus, der den Katholiſchen hätte ſehr gefährlich werden müſſen, weil Wallenſtein keine Reſerve beſaß, wenn der Tod des Königs nicht eine unerwartete Wendung herbeigeführt hätte. Seine Kurzſichtigkeit war Urſache, daß er zu nahe an die feindliche Stellung heranritt, ſo daß er von einer Musketenkugel in den Arm getroffen wurde. Die wenigen Perſonen ſeiner nächſten Umgebung konnten ihn nicht ſchnell genug aus der Feuerlinie bringen, ein Trupp feindlicher Reiter ſprengte heran und hieb mit blanker Waffe auf ihn ein. Wie es den Schweden gelungen iſt, den Leichnam in ihrer Gewalt zu behalten, iſt nicht feſtzuſtellen. Dieſer Umſtand war und iſt Urſache, daß man den Tod des Königs einem Meuchelmorde zuſchreibt; man hat wohl den Herzog Franz Albrecht von Lüneburg ſelbſt, in deſſen Armen der König verſchied, als den Täter bezeichnet. Auch die Ausſagen des Pagen Leubelfink, der den Leichnam des Königs mit ſeinem eigenen Körper gedeckt zu haben behauptete, geben kein genaues Bild der Ereigniſſe. Selbſt die viel berufenen Kapuziner wurden ſpäter als Urheber des Todes des Ketzerfürſten angeklagt.



Der ſchwediſche Kanzler Axel von Oxenſtierna.
Stich von W. J. Delff nach Mierevelt 1624.

Die Schlacht tobte fort, bis der hereinbrechende Nebel ihre Fortſetzung unmöglich machte. Bernhard von Weimar und General von Knyphauſen übernahmen das Kommando an des Gefallenen Stelle und hielten mit äußerſter Anſtrengung auf dem Schlachtfelde aus, das endlich Wallenſtein mit ſeiner Armee bei einbrechender Nacht verließ. Er wollte nicht einen Mann mehr ohne Grund aufs Spiel ſetzen, denn er brauchte ſeine Armee in voller Stärke. Eine Entſcheidungsſchlacht war Lützen nicht, aber der Tod des einen Mannes, deſſen erſtaunlicher Siegeslauf ſo plötzlich für immer gehemmt war, veränderte mit einem Schlage die Lage in Europa.

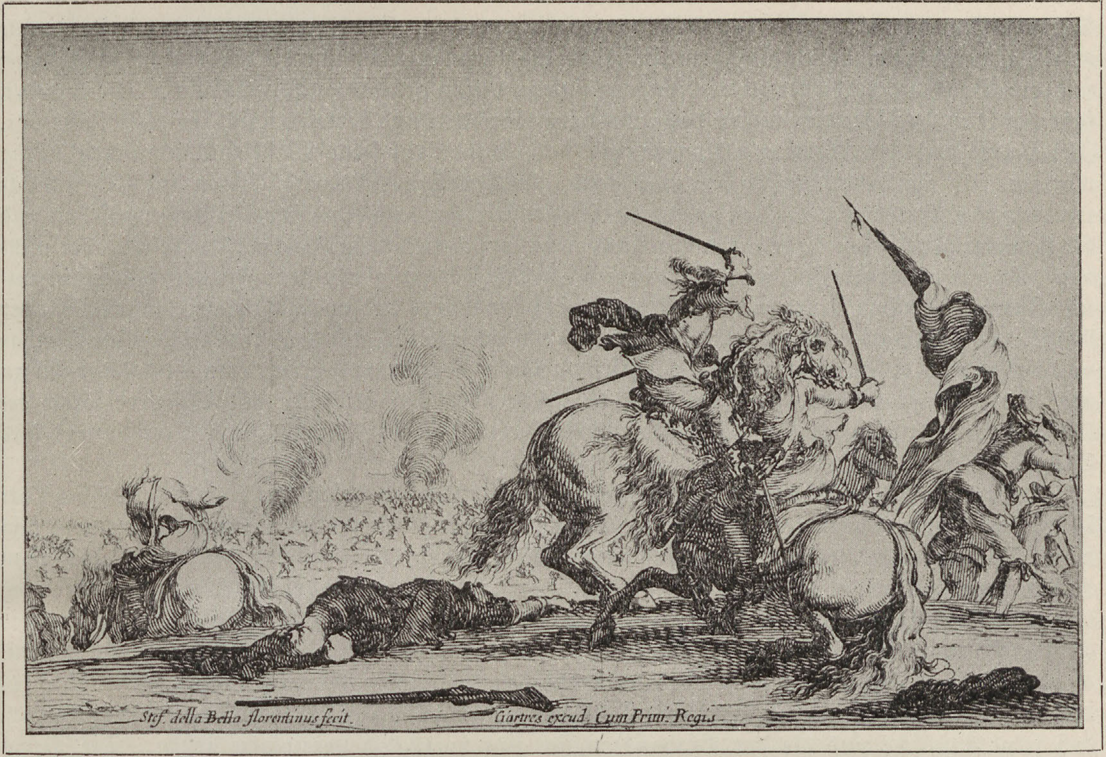


König Guſtav Adolf von Schweden in der Schlacht bei Lützen

Gemälde von Jan Aſſelyn (1610-1652). Herzogliche Gemäldeſammlung Braunſchweig

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing


Stef. della Bella florentinus fecit.
Ciartres excud. Cum Priu. Regis

10. Wallensteins Fall

Der Träger großer Ideen, der das Schwergewicht in Europa nach dem Norden zu verlegen beabſichtigte, war aus dem Leben geſchieden, doch lagen die Dinge nicht wie bei ſeinem Erſcheinen; neue Intereſſengruppen, die zugleich Machtträger waren: die Armeen, hatten ſich gebildet. Die ſchwediſche war in Deutſchland bis zu 100 000 Mann angewachſen, aber ſie hatte ihren nationalen Charakter längſt verloren und war ebenſo wie die der deutſchen Condottieri, zu denen auch Wallenſtein als der Größte gezählt werden muß, durchaus von Leuten gebildet, denen der Krieg Selbſtzweck war, die außerhalb desſelben kein Fortkommen für ſich ſahen, jedenfalls ihre Waffen ſo lange ſcharf erhalten wollten, bis für ihre Zukunft geſorgt ſei. Guſtav Adolfs Kanzler, Graf Axel Oxenſtierna, der durch eine nur wenige Wochen vor dem Tode des Königs erfolgte Verordnung ſeine Stelle in Deutſchland einzunehmen hatte, während ein beſonderer Rat als Vormund der minderjährigen Tochter Chriſtine Schweden regierte, dieſer außerordentlich kluge und erfahrene Mann war ſich über die Sachlage nicht im unklaren, und ſtellte die Frage der Entſchädigung allen anderen voran. Sie durfte, wie ſein Herr oft genug in den letzten Tagen betont hatte, nicht in ein Handelsgeſchäft auslaufen. Schweden wollte zuerſt Land und dann Geld. Aber damit war die Entſchädigung nicht abgetan; auch die Generale Guſtav Adolfs galten als Gläubiger ihres Königs. Für die Summen, die man ihnen ſchuldete, erwarteten ſie ebenfalls die Ausſtattung mit Gütern. Das Beiſpiel, das der Kaiſer in Böhmen gegeben hatte, wurde zum Syſtem gemacht. Die große Maſſe endlich der niederen Offiziere und Soldaten, von denen die meiſten ihre ſchönen Beuteſtücke ſofort zu verjubeln und dabei zu verſchleudern gewohnt waren, verlangten ihre Abdankung mit Geld.

Auf der Seite des Kaiſers und der Liga ſtand es nicht anders. Auch hier wollte man nicht nur das Erworbene und Eroberte erhalten, ſondern womöglich bei der allgemeinen Abrechnung noch etwas verdienen. Wie ſchwierig mußte ſich dies vor allem mit dem Höchſtkommandierenden des Kaiſers, dem Herzog von Friedland, geſtalten. Die Angſt vor der Perſon Guſtav Adolfs war größer geweſen als die vor dem ſchwediſchen Heere, das ſich über ganz Deutſchland verbreitet hatte.

Nun war ſie von den Gemütern am kaiſerlichen Hofe gewichen. Die einen erwarteten mit Beſtimmtheit, daß Wallenſtein alle günſtigen Umſtände ausnützen werde, um die Schweden zu ſchlagen und aus Deutſchland wieder zu verdrängen; und zu dieſen gehörte auch der Kaiſer. Die anderen ſahen voraus, daß Verwickelungen nicht ausbleiben könnten, und bereiteten ſich für dieſe Fälle vor. Ihr Haupt war der König von Ungarn, der noch immer auf ſeine Wahl zum römiſchen König wartete. Um ihn ſammelte ſich jetzt eine Partei, die den Herzog zu verdächtigen und ſeinen Rücktritt von der Armee zu betreiben gedachte. Wallenſtein hat dies ohne Zweifel vorausgeſehen und die Schwierigkeit ſeiner Lage erkannt. Auch er verlangte nach dem Frieden, durfte ihn aber nicht von anderen machen laſſen, ſondern mußte ſeine Entſchädigung mit dem Friedensſchluſſe in unmittelbare Verbindung bringen. Dazu brauchte er ſeine Armee und zwar ſchlagfertig, in geſchloſſener Maſſe. Sie mußte die Überzeugung gewinnen, daß ihr Schickſal mit dem des Herzogs untrennbar verbunden und er allein in der Lage ſei, ihr zu ihren Rechten und erwarteten Entlohnungen zu verhelfen; wie ja auch die in ſchwediſchen Dienſten ſtehenden Generale und Offiziere ſofort erkannt hatten, daß nur in ihrem Zuſammenhalten und in der Anerkennung Oxenſtiernas ihre Stärke beruhe.

Die erſte peinliche Überraſchung, die den „Gutgeſinnten" in Wien zuteil wurde, war die Tatſache, daß Wallenſtein nahezu ſeine ganze Armee nach Böhmen in die Winterquartiere zog, alſo deren Unterhalt im eigenen Lande erzwang. Alle Klagen, die darüber, namentlich auch vom Kaiſer, laut wurden, wußte er ſtets mit dem Hinweiſe auf die Notwendigkeit zu beantworten, daß man im Sommer wohl gerüſtet ſein müſſe, um ſowohl gegen die Sachſen unter Arnim, wie auch gegen ein neues Heer, das in Schleſien von Thurn befehligt wurde, aufkommen zu können. Tatſächlich ſtand er gerade mit dieſem Thurn und den zahlreichen böhmiſchen Verbannten, die bei dieſem und Arnim dienten, in lebhaftem Verkehr. Er ging dabei ganz richtig von der Anſicht aus, daß ſeine Wünſche und die der Verbannten ſich jetzt vorzüglich vereinigen ließen. Die neuen Freunde hinwieder trugen es ihm nicht nach, daß er ſie und ihre Verwandten zwölf Jahre früher kaltblütig beraubt und ſich mit ihren Gütern bereichert hatte. Er mochte behalten, was er beſaß, wenn er den Evangeliſchen nur das preisgab, was vorher die katholiſchen Kavaliere und Generale an ſich geriſſen hatten. Bei der neuen Güterverteilung konnten ja wieder ganz ſchöne Geſchäfte gemacht werden. Ihr Programm enthielt als Hauptpunkte: daß in Böhmen das Jahr 1618 als Normaljahr erklärt, daß alſo die ſtaatsrechtliche Stellung Böhmens, die Freiheit der Königswahl, der Majeſtätsbrief wieder in Kraft geſetzt würden. Ließe ſich das Haus Habsburg zu dieſen Zugeſtändniſſen nicht herbei, ſo müſſe Böhmen ſelbſtändig werden. Der gekrönte König, Pfalzgraf Friedrich, war nicht mehr am Leben. Er war 14 Tage nach der Lützener Schlacht vereinſamt geſtorben. Der Kurfürſt von Sachſen wäre nicht abgeneigt geweſen, die Wenzelskrone auf ſein Haupt zu ſetzen, er verlangte jedoch die Gewährleiſtung durch Schweden, welche Oxenſtierna nicht gewähren wollte. Nun übernahmen es die Verbannten, das Einverſtändnis zwiſchen Oxenſtierna und Wallenſtein herzuſtellen.

Während an der Donau und am Rhein die Feindſeligkeiten kaum unterbrochen wurden, hielt ſich Wallenſtein bis in den Juni hinein in Böhmen auf, um ſeine Armee wieder völlig ſchlagfertig zu machen. Gewiß wollte er auch abwarten, was die Unterhändler erreichten. Im Mai weilten Bubna und Raſchin bei ihm in Gitſchin. Hier nun beginnt der Konflikt. Er beruht nicht in der Tatſache der Verhandlung, zu der ſich Wallenſtein berechtigt glaubte, ſondern darin, daß Oxenſtierna die Forderung ſtellte, er müſſe ſich zuerſt vom Kaiſer förmlich losſagen und die Reichsverfaſſung verletzen, bevor Schweden mit ihm verhandeln könne. Wallenſtein nahm den Antrag, König von Böhmen zu werden, nicht an. Gewiß nicht aus Mangel an Ehrgeiz, wohl aber, weil er ſeiner Armee nicht zumuten konnte, für ein evangeliſches Königreich Böhmen die Treue gegen den Kaiſer zu brechen. Von ihrer Unverläßlichkeit war ſelbſt Arnim überzeugt. Oxenſtierna ſchreibt dies in einem Briefe an Bernhard von Weimar am 12. September.

Inzwiſchen war Wallenſtein im Mai an die obere Elbe gerückt, hatte ſich bei Königgrätz mit Gallas vereinigt und im Juni Schleſien aufgeſucht, wo unter Thurn 24 000 Mann, Sachſen und Schweden, ſtanden. Er beeilte ſich aber auch hier nicht, den Gegner niederzuwerfen, was er jeden Augenblick tun konnte, ſondern nahm die Unterhandlungen mit Arnim und Thurn wieder auf. Wenn ſich die evangeliſchen Kurfürſten beſtimmen ließen, dem Kaiſer näher zu treten, was durch

Wallenſtein geſchehen ſollte, dann waren die Schweden gelähmt und ohne Zweifel auch ein Frieden zu erreichen, der ihnen nicht vollſtändig behagte. In Wien war man jedoch ſehr aufgeregt darüber, daß Wallenſtein die koſtbare Zeit vertrödelte und die Schweden in Süddeutſchland ihr Unweſen treiben ließ, worüber täglich die heftigſten Klagen von ſeiten Maximilians an den kaiſerlichen Hof gelangten. Auch die ſchwediſchen Generale hatten ihre ſchwere Not, die berechtigten Forderungen ihrer Truppen zu erfüllen, denn es fehlte ihnen an Geld. Die hohen Herren hat Oxenſtierna an ſich gekettet, indem er ihnen Güter als ſchwediſche Lehen zuwies, die in ſeinen Beſitz gelangt waren. So war Herzog Bernhard von Weimar, der einen der beſten Heeresteile befehligte, im Juni 1633 Herzog von Franken geworden. Der Gedanke einer Entſchädigung der weltlichen Reichsfürſten geiſtlicher Stifter, durch den neues Leben in das Reich gebracht werden ſollte, iſt hier zum erſtenmal deutlich zur Anwendung gekommen, denn Bamberg und Würzburg und was an Reichsritterſchaft drum und dran hing, bildeten eben das Herzogtum Franken. Der Kaiſer ſelbſt alterte und konnte gegen die gebieteriſche Haltung, die ſein Sohn in den geheimen Ratſitzungen annahm, nicht immer aufkommen. Deshalb geſchah es, daß Befehle von Wien an Aldringen abgingen, die dieſen zwangen, entgegen den Anordnungen des Friedländers zu handeln. Es war aber eine der wichtigſten Bedingungen des kaiſerlich-wallenſteinſchen Abkommens geweſen, daß niemand, auch der Kaiſer nicht, anders als durch Vermittlung Wallenſteins mit den Generalen verkehren dürfte. Am 1. Auguſt erſchien der Hofkriegsrat-Präſident Graf Schlick im friedländiſchen Hauptquartier und wurde mit allen Ehren, die einem kaiſerlichen Geſandten gebühren, aber durchaus nicht als Vorgeſetzter empfangen. Wallenſtein gab ihm alle Aufklärungen, deren er bedurfte, um über den Zuſtand des Heeres dem Kaiſer zu berichten, und hat ihn gewiß auch davon verſtändigt, daß er im Begriffe ſei, die ihm vom Kaiſer ſelbſt aufgetragenen Unterhandlungen mit Sachſen fortzuſetzen. Zu dieſem Zwecke wurde am 22. Auguſt ein vierwöchentlicher Waffenſtillſtand mit Arnim und Thurn vereinbart. Aber die Verhandlungen, die in dieſer Zeit geführt wurden, kamen zu keinem guten Ende. Neben ſolchen Wallenſteins mit Arnim und Oxenſtierna liefen andere zwiſchen dem friedländiſchen Vertrauensmanne Grafen Wilhelm Kinsky und dem franzöſiſchen Geſandten Feuquières, die jedoch nebenſächlicher blieben und zu den weiteren Ereigniſſen nichts beigetragen haben.

Als der vierzigtägige Waffenſtillſtand zu Ende gegangen war, wurde er von Wallenſtein nicht erneuert, denn dieſer fand es jetzt für angezeigt, ſeine Waffen gegen des Kaiſers Feinde zu richten. Es ſollte in Wien beruhigen, den andern kriegführenden Parteien aber beweiſen, daß es nur auf ihn ankomme, wie lange ſie Herren ihrer Bewegungen und Entſchlüſſe ſein könnten. Arnim zog ſeine Sachſen ſofort in das Kurfürſtentum zurück, als er die Annäherung Wallenſteins erfuhr, ja vielleicht davon aus dem jenſeitigen Hauptquartier unterrichtet war. Die Schweden und Verbannten unter Thurn waren hierdurch dem Gegner preisgegeben, blieben aber in Schleſien, weil ſie ſich von ihm, der eben noch über den Frieden mit ihnen verhandelt hatte, keines Angriffs verſahen. Wallenſtein hingegen machte von ſeinem Rechte, wieder die Waffen zu ergreifen, ſofort Gebrauch. Er überfiel ihre Hauptmacht am 10. Oktober bei Steinau und zwang die ganze Geſellſchaft, ungefähr 6000 Mann, zur Ergebung. Den Grafen Thurn und die Offiziere, welche in der Gewalt des Kaiſers unbedingt dem Tode nach Kriegsrecht verfallen waren, ließ der Herzog frei, nachdem er vorher noch eine lange Beſprechung mit Thurn gehabt hat. Als Gegenleiſtung erhielt er alle feſten Plätze, die von den Thurnſchen Truppen in Schleſien beſetzt gehalten wurden. In wenigen Wochen war die ganze Oderlinie ſamt Frankfurt in der Gewalt des Friedländers. Die Wirkung dieſer Ereigniſſe in Wien war keine einheitliche. Die Freunde des Herzogs jubelten und ſuchten das Vertrauen des Kaiſers in ihn wieder felſenfeſt zu machen. Die Feinde leiteten aus der Tatſache der Freigebung Thurns neue Anklagen und Verdächtigungen ab.

Von Schleſien zog der Herzog den größeren Teil ſeiner Armee nach dem weſtlichen Böhmen, wo er die Vorgänge in Bayern ſcharf beobachten und nötigenfalls in ſie eingreifen konnte. Dort ſammelte Bernhard von Weimar ſeit Wochen, was ihm an Truppen erreichbar war, um mit dieſen „ſtattlichen Korps“ an die Donau vorzuſtoßen und ſich Regensburgs zu bemächtigen. Wenn es ihm gelang, die alte, wohlhabende Reichsſtadt, in der die Reichstage verſammelt wurden, in ſeine Gewalt zu bringen, hatte er eine außerordentlich günſtige, ſtrategiſche Stellung gewonnen. Maximilian konnte dann die Schweden jeden Augenblick vor München ſehen. Der Friedländer war der Meinung, Bernhard würde nicht wagen, einen ſolchen Feldzug auf eigene Fauſt zu unternehmen;

wenn er ſeinerſeits in die Oberpfalz einrücke, müſſe Bernhard in ſeinem Vorſtoß innehalten. Darin aber hat er ſich getäuſcht, mit der Kühnheit eines kriegeriſchen deutſchen Fürſten verſtand er nicht zu rechnen. Seine militäriſche Politik erwies ſich demnach als unverläßlich. Dies wurde in Wien verwertet, wo alle Agenten Maximilians eifrigſt auf Beweiſe für die verräteriſche Geſinnung Wallenſteins fahndeten. Lange hatte Spanien ſich geweigert, auf die Pläne des Bayern einzugehen. Nun aber beging der Friedländer einen neuen Fehler und wehrte ſich gegen eine Forderung Spaniens, die keinesfalls gefährlich für ihn werden konnte, ſondern nur ſeine Eitelkeit berührte. Es handelte ſich um den Kardinal-Infanten, der von Mailand durchs Veltlin an den Bodenſee marſchieren und durch ein wallenſteiniſches Korps in die Niederlande begleitet werden ſollte. Wallenſtein witterte darin eine Falle von Seiten des Hofes. Als der ſpaniſche Geſandte in Wien hiervon erfuhr, ſtimmte er mit dem bayriſchen Agenten Doktor Riehl überein, den Herzog gewaltſam aus dem Wege zu ſchaffen. Dieſe von Rom ſelten beanſtandete Methode war die einfachſte, billigſte und wohl die für die ultramontane Sache förderlichſte. Die italieniſchen Generale waren die erſten, auf die man ſich bei der Einleitung dieſes Unternehmens ſtützen konnte. Es iſt Tatſache, daß Ottavio Piccolomini, dem kein anderer ſeines Namens im friedländiſchen Heere zur Seite ſtand, bei dem Pilſener Bankett bereits in die Umtriebe am kaiſerlichen Hof und in die Gegenverſchwörung des Tertzky, Illo und anderer Generale eingeweiht war. Beide Teile ſtanden ſich von nun an mißtrauiſch gegenüber und beobachteten ſich ſchärfer als zuvor. Eines wurde in Pilſen klar: die wallenſteinſche Armee war kein Ganzes im Sinne politiſcher Überzeugung. Der Herzog ſelbſt wußte nicht, wie tief der Riß ſchon ging: er vertraute den Welſchen, die von Wien gewonnen waren; ſah aber trübe und unruhig in die Zukunft.

Was in Wien verhandelt wurde, können wir nur aus einzelnen Briefſtellen folgern. Wir wiſſen, daß das neue Abſetzungspatent am 24. Januar 1634 vom Kaiſer unterzeichnet iſt, beſitzen ſeinen Text aber nicht. Gallas, Aldringen und Piccolomini wurden mit der Durchführung desſelben beauftragt. Gallas, dem man bereits ſeine Nachfolge im Oberbefehl angekündigt hatte, verſuchte, den alten Kriegsgenoſſen auf der Seite des Kaiſers zu erhalten. Zu ſpät. Der Herzog hat ſich vielleicht wirklich vom öffentlichen Leben zurückziehen wollen; er hat im Januar durch ſeinen Vetter Max Waldſtein einen derartigen Antrag in Wien ſtellen laſſen. Zum zweiten Male ſandte er, bei ſeiner Abreiſe von Pilſen, zwei deutſche Oberſten zum Kaiſer, um ihm ſeine Unterwerfung und Abdankung anzubieten. Dieſe beiden kamen nicht mehr rechtzeitig nach Wien, denn ſie wurden von den Truppen der verſchworenen welſchen Generale zurückgehalten. Vergebens ritt auch Aldringen noch einmal allein dorthin. Der ſpaniſche Geſandte ſoll ihm den kaiſerlichen Befehl „gezeigt" haben, es gelte, ſich ohne Zögern der Perſon Wallenſteins, lebend oder tot, zu bemächtigen. Ein Wallenſtein ließ ſich nicht in das Verhältnis „a. D." ſetzen, denn er war eine Großmacht. Sein ungeheurer Beſitz, der dieſe Stellung mit begründete, ſollte dem Kaiſer zufallen, ſo hat man dieſem wenigſtens vorgeſpiegelt; in Wahrheit freilich hatten die handelnden Perſonen den größeren Teil der Beute für ſich ſelber beſtimmt.

Wallenſtein wartete indeſſen auf Nachrichten von den Schweden und Sachſen. Oxenſtierna hatte im Anfang, nachdem man ihm das geſpannte Verhältnis zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Feldherrn vorgeſtellt, von einer neuen Verbindung mit Wallenſtein nicht viel wiſſen wollen. Er änderte jedoch ſeine Anſicht, da ſich Richelieu's Agent Feuquières lebhaft dafür intereſſierte. Wallenſtein hatte durch den Oberſten Schlieff ſein politiſches Programm für den Kurfürſten von Sachſen niederſchreiben laſſen: er wolle das Dominat der Spanier brechen, Frankreich von einem etwaigen Rheinübergange abhalten. Die Pfalz müſſe reſtituiert werden, Tirol und was dem anhängig ſolle allezeit beim Kaiſertum verbleiben. Kurbrandenburg und Bernhard von Weimar würden durch elſäſſiſche oder bayeriſche Gebiete wohl befriedigt werden können. Für Kurſachſen war er bereit, nächſt Ober- und Niederlauſitz, auch die Stifter Magdeburg und Halberſtadt in Ausſicht zu nehmen. Dieſes Programm hat auch dem Herzog Bernhard vorgelegen, der es ſeinerſeits für annehmbar hielt, aber die Notwendigkeit, ſich darüber ſofort zu einigen, dem Kurfürſten nicht ernſtlich und dringlich genug vorſtellte. In Wien brauchte man ſich nicht weiter zu entſchließen. Die regierende Partei, d. h. die des Königs Ferdinand von Ungarn, war zur Tat entſchloſſen und ließ ſie ſofort ausführen, weil ſie durch Zögern die Gunſt des Augenblickes verloren hätte.

Der Herzog fühlte ſich in Pilſen nicht mehr ſicher, ſeitdem das Abſetzungsdekret in der Armee bekannt geworden war. Es waren nur einige tauſend Reiter, die Generale Illo, Tertzky und Kinsky,

Die „Pilſener Schlüſſe“.

Als „Pilſener Schlüſſe“ bezeichnet man jene beiden vielgenannten Urkunden, in denen ſich die nach Pilſen berufenen Offiziere Wallenſteins mit Hand und Mund verpflichteten, ihrem Generaliſſimus „bis zum letzten Blutstropfen“ treu ergeben zu bleiben. Der erſte Pilſener Schluß, deſſen letzte zwei Seiten wir hier abbilden, iſt von 49 Generälen, Obriſten und Regimentskommandeuren Wallenſteins unterzeichnet, während auf dem zweiten Dokument, das im Tone ſchon erheblich ſchwächer gehalten iſt, nur noch 30 Unterſchriften erſcheinen, und z. B. die Namen von Iſolani, Butler und Piccolomini, die in der Wallenſtein-Tragödie ſpäter eine Rolle ſpielen ſollten, bereits fehlen. Beide Pilſener Schlüſſe ſind in drei oder vier Ausfertigungen hergeſtellt worden, deren jede auf mehreren von einer dünnen Seidenſchnur zuſammengehaltenen Kanzleibogen kleinen Formats geſchrieben iſt. Eins dieſer Exemplare, das ſich im Beſitze des mitunterzeichneten Grafen Ulrich Schaffgotſch befand, wird heute im Reichsgräflich Schaffgotſch’ſchen Archiv zu Warmbrunn anfbewahrt. Graf Schaffgotſch iſt ebenſo wie die anderen Beſitzer des Dokuments ſpäter verfolgt worden. Nach Wallenſteins Tode wurde er, nachdem man ihn in Schleſien verhaftet und ihm als Mitſchuldigen des Friedländers den Prozeß gemacht hatte, in Wien hingerichtet. Der „erſte Pilſener Schluß“, deſſen beide letzten Seiten unſere Tafel zeigt, lautet in moderner Schreibart:

„Zu wiſſen hiermit und in Kraft dieſes: Demnach wir hierunter beſchriebene ſämtliche General-Offiziere, Obriſten und andere der Regimenter Kommandanten gewiſſe Nachrichtung bekommen, maßgeſtalt der durchleuchtige, hochgeborene Fürſt und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mecklenburg, Friedland, Sagan und Großglogau &c. wegen vielfach empfangener Disgusti Ihro zugezogener ſchmerzlicher Injurien und wider ſie angeſtellter gefährlicher Machinationen ſowohl verweigerter notwendiger, unentbehrlicher Unterhaltung der Armada, die Waffen zu quittieren und ſich zu retirieren gänzlich entſchloſſen, und aber wir in Erwägung, daß durch ſolche Ihr fürſtl. Gn. vorhabende Reſignation nicht allein Ihr Kayſ. Maj. Dienſt, das bonum publicum und die Khay. Armaden leiden, ja gar unfehlbar zu Grunde gehen, beſonders wir auch ſämtlich und ein jeglicher inſonderheit, als die wir unſere einzige Hoffnung gnädiger Erkenntnis unſerer getreuen Dienſte jederzeit zu Ihr fürſtl. Gn. geſetzet, auf deroſelben Fürſtl. Parola in Hoffnung künftiger Recompens und Ergötzlichkeit all unſer Vermögen, zuſamt unſerem Leben treuherzig dargeſtrecket, wenn wir dergeſtalt Ihr Fürſtl. Gn. Patrocinii und allzeit verſpürter gnädiger Verſorg beraubet werden ſollten, in äußerſte Ruin und Verderben geraten würden, deſſen uns auch keine andere Hoffnung machen dürften; inſonderheit wenn wir, aller vielfältig deswegen vorgegangener Exempel zu geſchweigen, uns allein auf der unlängſt von Herrn von Questenberg dahin produzierte Khayſ. Inſtruktion und deſſen Inhalt reflektieren, ſolches alles nicht allein mit hochbeſtürztem Gemüt vernommen, beſonders auch nicht unbillig, unſere und der ganzen Armada unfehlbare gänzliche Zerrüttung und Untergang zu verhüten, Ihr fürſtl. Gn. &c. &c. durch ſolche vorhabende Reſignation alle uns und unſere armen Soldaten, über den Kopf ſchwebende Not, Elend und Ruin unterthänig durch (titul.) Herrn Feldmarſchall von Ilow &c. und demſelbem adjungierte vier Obriſte, alſo Herrn Obriſten Mohrwaldt, Bredaw, Loſi und Henderſen remonſtrieren und daraus dergeſtalt uns nicht zu laſſen, beſonders weiter mit Ihrer Gnade, Huld, Protektion und väterlicher Fürſorge uns beizuwohnen, ſehnlich erſuchen und bitten laſſen, Ihr Fürſtl. Gn. &c. auf unſer unnachläſſiges, ſehnliches Flehen und Bitten Ihro zu mehrberührter Reſignation ſtattlich angeführte ſehr bewegliche Motiven ſoweit zurückgeſetzet, daß Sie noch eine Zeit lang, damit Sie ſehen, was für Mittel zur Unterhaltung der Armada geſchaffet werden möchten, bei uns zuvor bleiben und ohne unſer ausdrückliches Vorwiſſen und Willen von uns und der Armada ſich nicht zu begeben gnädig ſich reſolvieret: Als thun wir auch hingegen uns ſämtlich und ein jeglicher inſonderheit kräftigſter, beſtändigſter Form Rechtens und anſtatt eines körperlichen Eids hiermit verpflichten, bei Hochgedachter Ihr Fürſtl. Gn. &c. diesfalls ehrbar und getreu zu halten, auf keinerlei Weiſe von denſelben uns zu ſeparieren, zu trennen noch trennen zu laſſen, beſonders alles dasſelbe, ſo zu Ihrer nnd der Armada Conseruation gereichet, neben Ihr Fürſtl. Gn. &c. äußerſter Möglichkeit zu befördern und bei, neben und für dieſelbe alles unſere bis den letzten Blutstropfen ungeſpart aufzuſetzen, wie wir denn auch im Fall einer oder der andere unſeres Mittels dieſem zuwiderhandeln und ſich abſondern wollte, ſämtlich und ein jeder inſonderheit den- oder dieſelben wie treuloſe, eidesvergeſſene Leute zu verfolgen und an deſſen Hab und Gütern, Leib und Leben uns zu rächen ſchuldig und verbunden ſein ſollen und wollen. Solches alles ehrbar und ohne alle Gefährde aufrichtig zu halten, haben wir zu mehrerer Beſtätigung dieſes eigenhändig unterſchrieben und beſiegelt. So geſchehen im Hauptquartier Pilſen, den zwölften Januarii Anno 1634.

(Folgen die Unterſchriften.)

Umſchrift

der nebenſtehend abgebildeten letzten zwei Seiten des erſten Pilſener Schluſſes.

vnßers mittelß dieſem zuewieder handeln, vnndt ſich abſondern wolte, ſambtlich vndt ein ieder inn ſonderheit, den oder dieſelbe wie Treuloße Aydts vergeßene Leüth zu uerfolgen vndt an deßen Haab vndt Güettren, Leib vndt Leben vnß zurechnen ſchuldieg vndt verbunden ſein ſollen vndt wollen. Solches alles Erbar vndt ohn alle gefehrde aufrichtieg zue halten, haben wir zue mehrer beſtettiegung dieſes Eygenhandlich vnterſchrieben vndt Beſiegelt. So geſchehen im Haubt Quartier Pilſen, den zwölfften January Anno 1634.

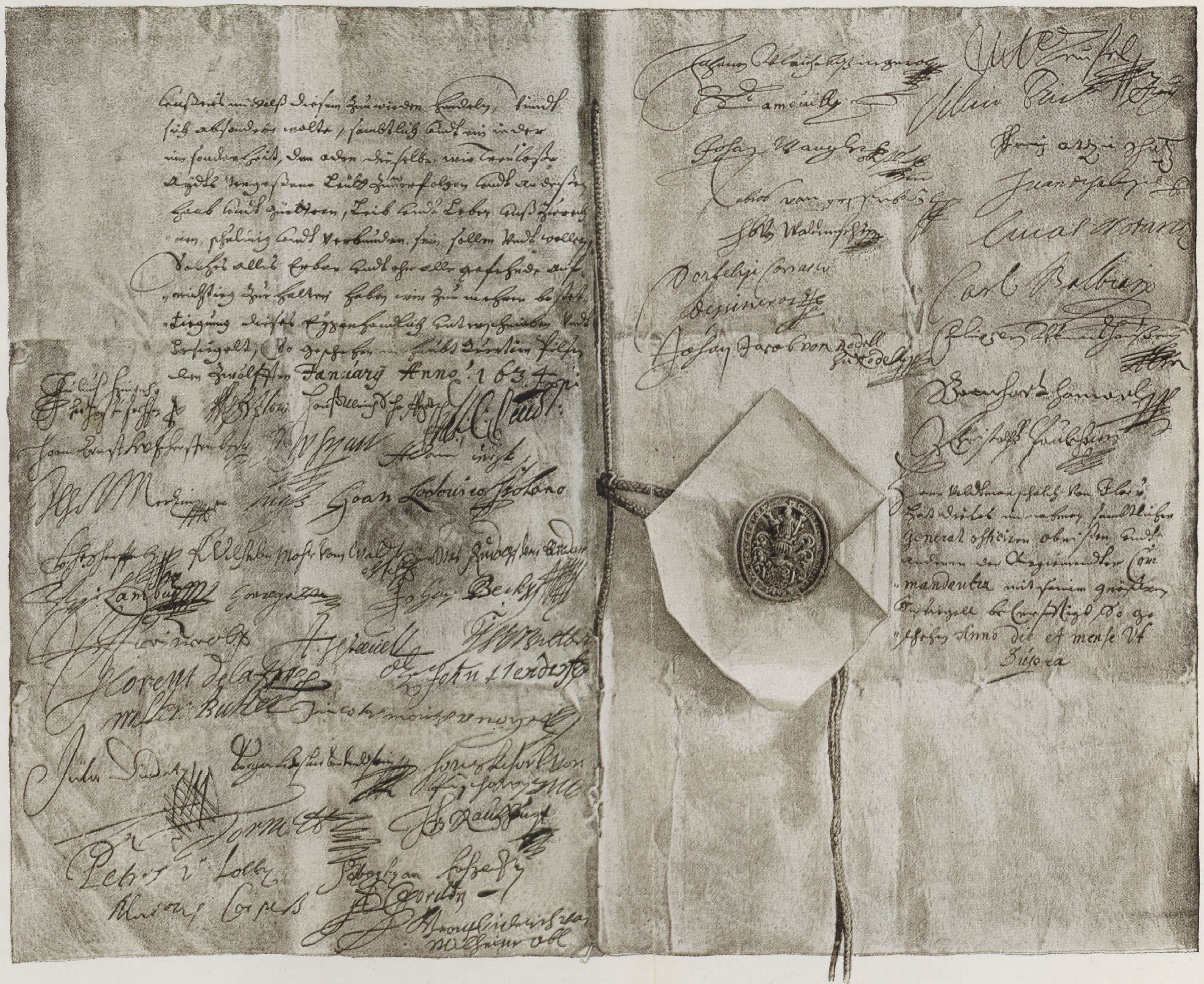
Juliuß Heinrich Herzog zu ſachſen. ss. Ch. v. Ilow. Hanß Vlrich Schaffgotſch.
K. C. Piccolomini.
Joan Ernſt H. v. Scherffenberg. E. G. v. Sparr. Adam Trczka. ss.
R. Fr. v. Morzin. Suys. Joan Lodouico Isolano.
G. H. v. Scherffenberg. Fr. Wilhelm Mohr vom Waldt Obr. mp. Hans Rudolff v. Bredaw.
W. Lamboy. Gonzaga. Johan Beck.
. . . v. Wolff. A. Waeuell, Obr. Jh. v. Wiltberg.
Florent de la Fosse. John Henderson.
Walter Butler. Nicola Montar v. noyrel.
Julio Diodaty. Buryan Ladiſlaw von Waldſtein. Hans Khorl von Prjchowycz.
la Tornett. ss. J. G. Rauchhoupt. mp.
Petrus v. Lossy. Sebestyan Kosseczky.
Marcus Corpesz. A. Gordon.
Georg Friderich von Milheim, Obl.

Johann Vlrich bißinger, O. L. M. W. v. Teufel.
de la mouilly. Siluio Piccolomini.
Johan Wangler, Obriſtleutt. J. Heinrich v. u. zu Schütz.
Tobias von Gissenborg. Juan de Salazar.
Hs. von Waldenfelß. Lucas Notario.
Don Felipi Corrasco dessineros. Carl Balbiano.
Johan Jacob von Rodell zu Rodell. Felix von Altmanshaußen.
Bernhart Hamerl.
J. Chriſtoph Peukher.

(L. S.) Herr Veldtmarſchalch von Ilow hat dieſes im nahmen ſambtlicher General officiren Obriſten vndt anderen der Regiemendter Commandanten mit ſeinem größern Inſiegell becrefftigt. So geſchehen Anno die et mense vt supra.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadtbücherei Elbing



ausstritt mittelst dieser zuwider handeln, und sich absondern wolte, sambtlich und ein ieder insonderheit, dem oder dieselben wie treulose Aydts vergessene Leüth zuverfolgen und an dessen Haab und güettern, Leib und Leben [illegible] schuldig und verbunden sein, sollen und wollen. Dessen alles treu und ohne alle gefehrde aufrichtig zuhalten haben wir zu mehrer bestettigung dieses eigenhendig unterschrieben und besigelt, So geschehen im Haubtquartier Pilsen den zwölften January Anno 1634.

Joan Lodovico Isolano

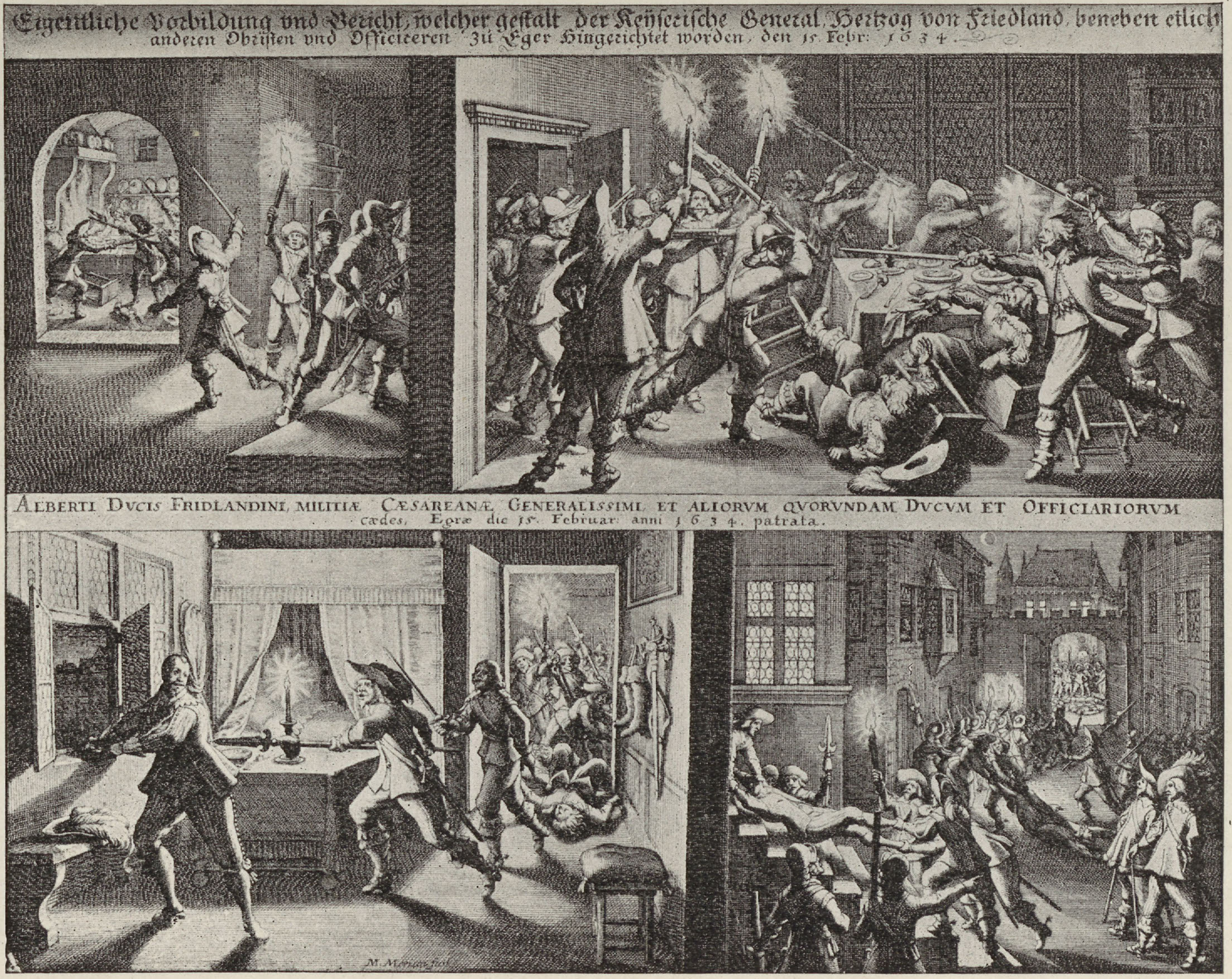
Johan Beck

Walter Butler

Herr Veldtmarschalch von Ilow hat dieses im nahmen sambtlicher General officiren obristen und anderer der Regimenter Commandanten mit seinem grössern Insigell bekrefftigt, So geschehen Anno die et mense ut supra

Die beiden letzten Seiten der Pilsener Schlüsse
mit den Unterschriften von Wallensteins Offizieren

Stadt-
bücherei
Elbing


Eigentliche Vorbildung vnd Bericht, welcher geſtalt der Keyſeriſche General, Hertzog von Friedland, beneben etlich
anderen Obriſten vnd Officieren zu Eger Hingerichtet worden, den 15. Febr: 1634.
Alberti Ducis Fridlandini, militiæ Cæsareanæ Generalissimi et aliorum quorundam Ducum et Officiariorum
cædes, Egræ die 15. Februar. anni 1634. patrata.
M. Merian fec.

Die Ermordung Wallenſteins und ſeiner Anhänger.

Nach einem Kupferſtich von Merian im „Theatrum Europaeum“.

die ihn, der nur in einer Sänfte fortgebracht werden konnte, nach Eger begleiteten. Wir geben nachfolgend die Erzählung des Theatrum Europaeum:

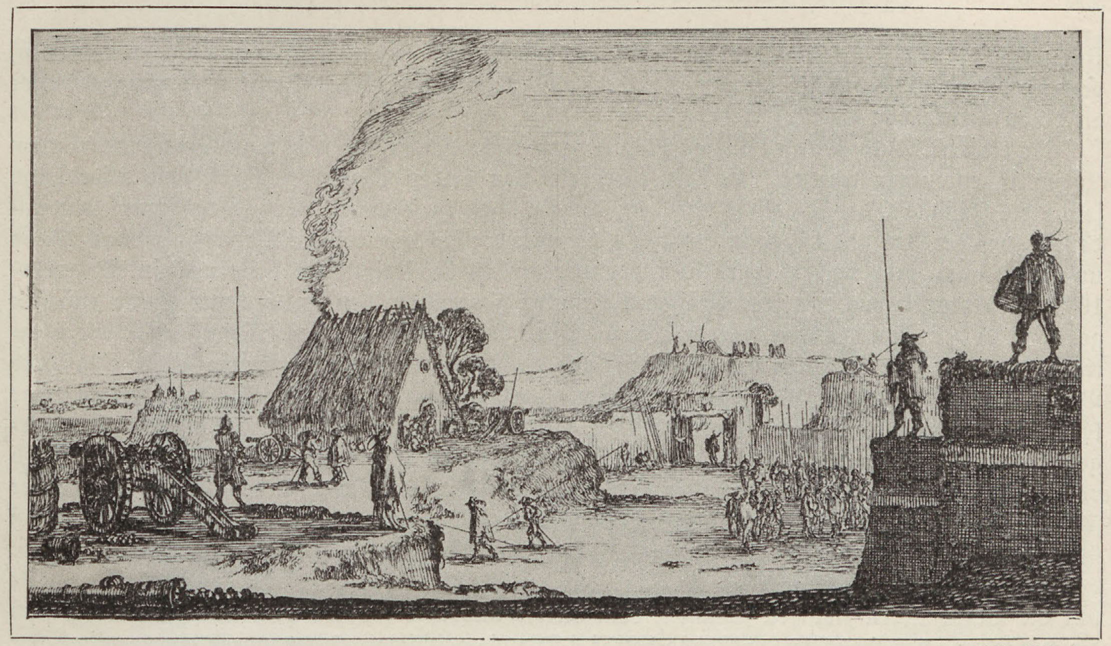
„Nachdem der Herzog von Friedland den 14. Februar mit dem Feldmarſchall Illo, den Grafen Tertzky und Kinsky, dem Oberſten Butler, Rittmeiſter Neumann und anderen Offizieren neben acht Kompagnien butlerſcher Dragoner, fünf tertzkiſchen Kompagnien Reitern und etwa 200 altſächſiſchen zu Fuß von Pilſen aus zu Eger ankommen und des Abends zwiſchen 4 und 5 Uhr daſelbſt eingezogen, haben alsbald der Kommandant daſelbſt, Tertzkiſcher Oberſtleutnant Johann Gordon und deſſen Oberſter Wachtmeiſter Walther Leßle, alle beide Schottländer, zu denen ſich auch nachmals der Oberſt Butler geſchlagen, einen Pakt miteinander gemacht, daß ſie gedachten von Friedland und die beihabenden Oberſte und Offiziere aus dem Weg räumen wollten, weil ſie verſtanden, daß ſolche auf die evangeliſche Seite zu treten geſinnt wären: mit welcher Tat ſie Ihr. kaiſerl. Majeſtät einen Gefallen und guten Dienſt zu leiſten gedachten.

„Sie haben die früher genannten Generale auf die Burg zur Abendmahlzeit geladen, wo dieſe willig erſchienen ſind. Als aber die Mahlzeit faſt vorüber und die beſtimmte Zeit zwiſchen 9 und 10 Uhr herangekommen war, iſt die Burg raſch von Butleriſchen Dragonern, die Irländer geweſen, beſetzt worden. Dieſe ſind in das Gemach, wo das Bankett abgehalten wurde, mit entblößten Degen eingedrungen: „Wer iſt gut kaiſerlich?" Worauf Oberſt Butler, Oberſtleutnant Gordon und Oberſtwachtmeiſter Leßle ſchnell geantwortet: „Vivat Ferdinandus“ und zur Wehre gegriffen haben und zuſammen auf eine Seite getreten ſind. Die Irländer haben den Tiſch auf einen Haufen geworfen und ſind auf den Feldmarſchall und die beiden Grafen eingedrungen, haben ſie geſtochen und geſchlagen. Alſo daß Illo, ob er ſich wohl etwas gewehrt und Kinsky gleich anfangs tot geblieben, Graf Tertzky aber, wie man ſagt, iſt ins Vorhaus geflohen, dort aber auch von Dragonern mit den Musketen totgeſchlagen worden. Dies alles iſt während die Diener zum Eſſen geführt und dort eingeſchloſſen worden waren, nach ihrem (der Anſtifter) Befehl verrichtet worden; Butler und Gordon haben mit zwei Fackeln dazu geleuchtet. Hierauf hat Gordon die Wache in der Burg, Leßle auf dem Markt übernommen. Butler iſt mit ſeinem Kapitän und zwölf Musketieren, denen aber auf dem Fuße noch mehr gefolgt ſind, aus der Burg zu des Herzogs von Friedland Quartier geeilt.

„Da nun der Mundſchenk, ſo dem Herzog einen Trunk Bier in einer güldenen Schale gebracht, am erſten an einem Arm verwundet worden war, worauf ſie angefangen zu rufen: Rebellen, Rebellen; das fürſtliche Loſament mit drei Stößern eröffnet und alſo hineingeſtürmt. Und hat beſagter Kapitän den Herzog; ſo im Hemd am Tiſch lehnend geſtanden, aber als der Kapitän auf ihn zugeeilt, gegen das Fenſter zu gewollt, mit einer Parteſan durchſtochen, daß er ohne einig Wort ſprechen, zur Erde gefallen und den Geiſt aufgeben."

Am nächſten Tag wurde das Ereignis in Eger bekannt gemacht, und die Offiziere der Regimenter wurden neuerlich für den Kaiſer in Eid genommen. Die Leichname warf man unbekleidet in roh gezimmerte Holzkäſten, bis Angehörige des Herzogs ſie nach Mies ſchafften, von wo ſie nach Gitſchin und ſchließlich nach Münchengrätz kamen. Der erſte Eindruck der ungeheuerlichen Tat war ſo verblüffend, daß ſelbſt auf Seite der Evangeliſchen, denen er ſich genähert hatte, keine verurteilende Stimme ſich erhob. Später hat ſich das geändert, und die kaiſerliche Regierung in Wien hat ſich veranlaßt gefunden, eine Rechtfertigungsſchrift drucken zu laſſen. Sie beweiſt, daß auch in den dem Hofe näher ſtehenden Kreiſen die Grauſamkeit mißbilligt wurde, mit der man den Mann, der das Haus Habsburg zweimal beinahe vom Untergang errettet, der Wut der betrunkenen Iren und Schotten überantwortet hat.

Es iſt oft genug noch in neuerer und neueſter Zeit die ſogenannte „Schuldfrage“ aufgeworfen worden. Der größte deutſche Dramatiker hat ſie zum Probleme ſeines großartigſten Werkes gemacht, und jede Aufführung der Trilogie Wallenſtein fordert die Zuſeher dazu heraus, ſich mit ihr zu beſchäftigen. Vom poetiſchen Standpunkte iſt das ganz und gar gerechtfertigt. Vom hiſtoriſchen nicht. Da ſteht die Grundauffaſſung feſt über Charakter und Stellung des Herzogs gegenüber dem Wiener Hofe während des zweiten Generalates. Man hat in Wien ſehr gut gewußt, mit wem man unterhandelte, denn man war von den vorausgegangenen Beziehungen des Herzogs zu den evangeliſchen Ständen genau unterrichtet. Nach der Lützener Schlacht wurde der Mann, der ſo große Vollmachten des Kaiſers beſaß, unbequem, ja man kann ſagen: unerträglich. Dies war ſeine tragiſche Schuld.



Della Bella fec.

11. Der schwedisch-französische Krieg

Mit dem Tode Wallenſteins ſchwindet das Intereſſe am Dreißigjährigen Krieg. Die handelnden Perſonen können es nicht mehr in Anſpruch nehmen, denn es ſind durchgehends flache, gewöhnliche Naturen, die von den Verhältniſſen beherrſcht werden und faſt nirgends, wenn wir von Richelieu abſehen, den Eindruck des Urſprünglichen machen. Dem Rückſchauenden iſt es darum kaum begreiflich, daß er in der Zeit des Verſchwindens hervorragender Männer vom Schauplatze der Geſchichte erſt die Hälfte der traurigen Kriegszeit durchmeſſen hat. Der Dreißigjährige Krieg gehört eben zu jenen Ereigniſſen, in denen die Verhältniſſe ihre zwingende Kraft über den Willen der Könige und Feldherrn erheben und die Völker und Staaten ungefragt zu Opfern verurteilen, die den Wert der umſtrittenen Güter weit überſchreiten. Weil es den Deutſchen nicht gelang, ſich über ihre religiöſen Angelegenheiten und die damit zuſammenhängenden Gebietsveränderungen zu einigen, verfiel das Reich der Einmiſchung ſeiner Nachbarn. Und ſie konnten ſich noch immer nicht einigen. Die beiden Parteien der Evangeliſchen und der Katholiſchen entbehrten des Mannes, der ſtark genug geweſen wäre, beiden die löſende Formel aufzuzwingen. Wallenſtein hatte geglaubt, es ſein zu können. Er war tot. Nun ſetzten ſich wieder die Räte des Kaiſers und des Kurfürſten von Sachſen in Leitmeritz zuſammen, um das Vergleichswerk dort aufzunehmen, wo der Friedländer es verlaſſen hatte. Die Sachſen erklärten ſofort, daß der Kurfürſt nur in ſeinem eigenen Namen unterhandle und ſeinen Religionsgenoſſen nichts aufdringen würde. Ihre Vorſchläge aber waren gut und annehmbar, ſie ſind tatſächlich, mit Ausnahme einiger weniger Punkte, ſchließlich in das Friedensſtatut aufgenommen worden, das 14 Jahre ſpäter Rechtskraft erhielt. Die Proteſtanten ſollten alle geiſtlichen Güter, welche ſie am 1. Januar 1612 beſeſſen hatten, wiedererlangen. Die Augsburgiſche Konfeſſion ſollte auch von dem katholiſchen Landesherrn anerkannt, ihre Ausübung geſtattet, den wegen des evangeliſchen Bekenntniſſes Ausgewieſenen die Rückkehr erlaubt werden. Die damit zuſammenhängende Frage der Wiedererſtattung der Güter blieb offen. Das Kammergericht zu Speyer und der Reichshofrat in Wien waren paritätiſch, d. h. mit ebenſoviel evangeliſchen als katholiſchen Räten zu beſetzen. Die pfälziſche Kurwürde war nach dem Tode Maximilians den Kindern des Pfalzgrafen zugedacht, die Ober- und Unterpfalz ſollten ſie jedoch ſofort erhalten. Die Entſchädigung der Schweden hatten die Katholiken allein zu leiſten.

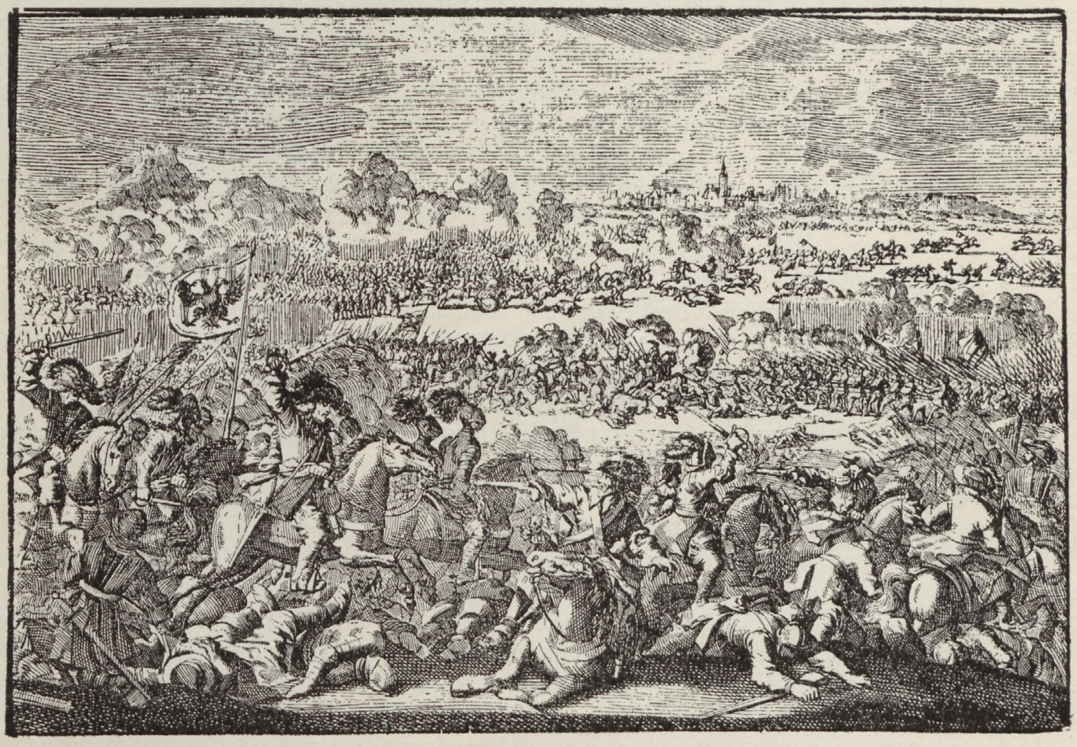
Für ſich ſelbſt und ſeine Schuldforderungen, die bereits über ſieben Millionen Taler ausmachten, verlangte Johann Georg die Ober- und Niederlauſitz, die Stifter Magdeburg und Halberſtadt oder an deren Stelle den Egerer Kreis.

Selbſtverſtändlich konnten dieſe Forderungen nicht genau ſo, wie ſie geſtellt waren, vom Kaiſer angenommen werden. Es war jedenfalls von beiden Seiten Nachgiebigkeit erforderlich ſowie die Fähigkeit, das Mögliche von dem Unmöglichen zu ſondern. Auch Oxenſtierna war mit dem Gange der Verhandlungen in Leitmeritz, die nach der Schlacht bei Nördlingen zuerſt nach Pirna und dann nach Prag verlegt wurden, nichts weniger als befriedigt. Er hatte noch im Dezember 1632 mit Unterſtützung des franzöſiſchen Geſandten Feuquières den Heilbronner Bund zuſtande gebracht, in dem ihm das Direktorium über die Oberdeutſchen und die zwei rheiniſchen Kreiſe übertragen wurde; dieſe behielten ſich jedoch für alle wichtigen Angelegenheiten die Befragung ihres Beirates vor. Das Jahr 1633 hatte in ſeinem Verhältniſſe zu den evangeliſchen Ständen zwar keine weſentliche Veränderung hervorgerufen, aber manche neue Schwierigkeiten durch die Vergebung von Gebieten, namentlich durch die Schaffung des Herzogtums Franken für Bernhard von Weimar begründet. Auf die Verhandlungen zwiſchen Sachſen und dem Kaiſer konnte der ſchwediſche Kanzler, nachdem der Vorſtoß Banérs nach Böhmen mißlungen war, keinen Einfluß üben. Um ſo eifriger haben ſich die katholiſchen Kurfürſten, die geiſtlichen und weltlichen Räte des Kaiſers damit beſchäftigt. Am 30. Mai war der Wortlaut des Vertrages feſtgeſtellt, der nicht nur die Beziehungen zwiſchen Sachſen, dem Reiche und insbeſondere dem Kaiſer, ſondern auch die Herſtellung des Friedens im Reiche betraf. Für die geiſtlichen Güter wurde ein proviſoriſcher Friedensſtand von vierzig Jahren vorgeſehen, auf Grundlage der tatſächlichen Verhältniſſe von 1627. Nach Ablauf der vierzig Jahre ſollten etwa ſich ergebende Zwiſtigkeiten auf dem Wege friedlicher Einigung beſeitigt werden. Es galt eben die Aufhebung des Reſtitutionsediktes von 1629. Was die ſächſiſche Entſchädigung betraf, ſo fiel das Stift Magdeburg dem Sohne des Kurfürſten, Herzog Auguſt, zu, vier davon abzutrennende Ämter dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg als früherem Adminiſtrator. Statt der Kriegskoſtenentſchädigung in barem Gelde erhielt der Kurfürſt die beiden Lauſitze. In der pfälziſchen Frage blieb dem Kurfürſten, wenn der Friede überhaupt zuſtande kommen ſollte, nichts übrig, als die Vorſchläge des Kaiſers anzunehmen. Danach blieb Maximilian im Beſitze des Erworbenen; während den Nachkommen des Pfalzgrafen eine ſtandesgemäße Entſchädigung in Ausſicht geſtellt wurde. Sowohl Sachſen als die übrigen Reichsſtände, die dieſen Frieden annahmen, verpflichteten ſich, dem Kaiſer mit ihren Truppen beizuſtehen, um Frankreich und Schweden zum Aufgeben der von ihnen im Reiche beſetzten Gebiete und Orte zu zwingen. Von der Amneſtie wurden außer dem Pfalzgrafen auch die 1620 verurteilten böhmiſchen Rebellen und einige kleinere Herren des Fürſten- und Grafenſtandes ausgenommen. Die kaiſerlichen Truppen, die des Kurfürſten von Sachſen und der ſich weiter anſchließenden Stände hatten von nun an ein Reichsheer zu bilden, für deſſen Unterhalt die Geſamtheit der Stände aufkommen mußte. Am 15. Juni 1635 wurde das Friedensinſtrument vom Kaiſer beſtätigt. Ferdinand II. war überglücklich, daß er, der ſeinen Tod herannahen fühlte, wie er glaubte, noch das Ende des Krieges erlebt habe, deſſen Beginn ihn um alle ſeine Kronen zu bringen gedroht hatte. In der Freude ſeines Herzens machte er, deſſen Kaſſe immer leer war, große Geldgeſchenke an die ſächſiſchen Räte, die bei dem Abſchluſſe des Prager Friedens beteiligt waren. Sein Freund Hans Ulrich von Eggenberg hat das Ereignis nicht mehr erlebt, weil er im Oktober des verfloſſenen Jahres geſtorben war. Nach Wallenſteins Ermordung war er nicht mehr in Wien geweſen; es ſcheint, daß der Nachfolger des Kaiſers ihm die Meidung der Reſidenz nahegelegt habe. Es hat einiger Zeit und großer Geldopfer der Familie bedurft, bis ſie nach dem Tode des erſten Fürſten bei Hofe wieder vollwertig war.

Der Kaiſer hatte es übernommen, den Frieden bei den Katholiken durchzuſetzen, der Kurfürſt von Sachſen ging gleichzeitig daran, die proteſtantiſchen Stände dafür zu gewinnen. Zunächſt trat Brandenburg bei, deſſen Landtag ſchon 1635 erklärte, daß der große Dienſt, den Guſtav Adolf ſeinen deutſchen Glaubensgenoſſen geleiſtet hatte, nicht durch die völlige Unterdrückung des deutſchen Staatsweſens bezahlt werden könne. Georg Wilhelm ergriff mit großer Befriedigung die Gelegenheit, ſich von den Schweden wieder zu trennen, die das ihm gebührende Herzogtum Pommern als Kriegsentſchädigung behalten wollten. Oxenſtierna, der durch den nun vollzogenen

Anſchluß der beiden evangeliſchen Kurfürſten an den Kaiſer die Intereſſen ſeines Vaterlandes aufs äußerſte gefährdet ſah, wäre zufrieden geweſen, wenn man ihm Stralſund und einen Teil von Pommern eingeräumt hätte. Er verlangte eine Belohnung in Geld für ſeine eigenen Dienſte, Bezahlung der ſchwediſchen Kriegskoſten einſchließlich der unbezahlten Soldforderungen der Armee, endlich die Überlaſſung einiger Städte als Bürgſchaft für die Einhaltung der Punkte. Hätte man damals deutſcherſeits raſch zugegriffen und außerdem noch die einflußreichſten Generale und Oberſten der Schweden durch anſehnliche Geldgeſchenke gewonnen, ſo wäre der mörderiſche Krieg wohl beendet worden, ehe Deutſchland beſiegt und zerſchlagen vor den Fremden am Boden lag.

Nicht ohne lebhafte Beſorgnis verfolgte Richelieu die Friedensneigungen in Deutſchland und den daraus erwachſenen Abſchluß des Prager Friedens. Er wußte, daß der Krieg, den Frankreich mit Spanien führte, um ſo länger fortdauern würde, als ſich die Macht der Katholiken in Deutſchland erhalte. Für ihn war die Zeit gekommen, die deutſchen Angelegenheiten in erſte Linie zu ſtellen und vor allem die Ausführung des Friedens zu verhindern. Die beſte Handhabe dazu boten die ſchwediſchen Generale, die ſich durch Beendigung des Krieges in hohem Grade bedroht fühlten. Sie befanden ſich alle im Beſitze von mehr oder weniger wertvollen Grafſchaften und Rittergütern in Pommern und Mecklenburg. Wer würde dieſen Beſitz ſchützen, wenn es auf deutſchem Boden keine ſchwediſche Armee mehr gab? Was Sachſen an Geld zur Entſchädigung der Offiziere bewilligen wollte, reichte dazu nicht aus. Als in den Verhandlungen mit Schweden Stockungen eintraten, ließ ſich der Kurfürſt dazu verleiten, ſie für abgebrochen zu erklären und die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen. Er legte zu wenig Gewicht darauf, daß er damit die ganze evangeliſche Sache abermals der Entſcheidung durch die Waffen ausſetzte, in denen ihm und dem Brandenburger doch die katholiſchen Stände überlegen waren. Richelieu bereitete ſich auf den Krieg mit Spanien durch ein neues Bündnis mit den Generalſtaaten vor (8. Februar 1635), in dem ſich beide Teile zur Aufſtellung einer Armee von je 30 000 Mann verpflichteten, mit der die Spanier aus den Niederlanden völlig vertrieben und dieſe unter die Verbündeten geteilt werden ſollten. Auch für



Szene aus der Schlacht bei Nördlingen.

Stich in „Allgemeine Schaubühne der Welt“, Frankfurt a. M. 1701.

die Eroberung von Mailand wurde die Unterſtützung bei Savoyen und Mantua geſucht. Am wichtigſten aber blieb es, auf dem deutſchen Kriegsſchauplatze das Gleichgewicht wieder zugunſten der Schweden herzuſtellen. Banér war den Truppen, die der Kurfürſt von Sachſen jetzt vereinigt hatte — an die 40 000 Mann — nicht gewachſen und mußte ſich allmählich ins Brandenburgiſche zurückziehen. Dort vereinigte er ſich mit dem Korps des Generals Knyphauſen, der eine Anzahl deutſcher Regimenter in Weſtfalen beiſammengehalten hatte. Reichlich fließende franzöſiſche Subſidien erleichterten Banér weſentlich die Vergrößerung ſeiner Armee, ſo daß man darauf rechnen konnte, er werde die Stellungen Schwedens in Norddeutſchland behaupten, wenn auch vorläufig nicht weiter vordringen. Zu ſtatten kam, daß der franzöſiſche Geſandte Graf d'Avaux in Polen die Verlängerung des Waffenſtillſtandes erwirkte, denn zur Verteidigung von Livland hätte Schweden ſeine beſten Truppen verwenden müſſen.

Für den Krieg am Rhein und die Verteidigung Frankreichs, deſſen Grenzen bereits mehrmals von den kaiſerlichen Reiterſcharen überſchritten waren, ſchloß der König (Oktober 1635) den Vertrag von Saint Germain en Laye mit Bernhard von Weimar. Dieſer hatte ſein Heer auf 12 000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter zu bringen, wofür er 4 Millionen Livres Unterſtützungsgelder erhielt. Frankreich gewährleiſtete ihm das Herzogtum Franken und die Grafſchaft Elſaß. Das weimariſche Heer unterſtand nun der franzöſiſchen Oberhoheit, Herzog Bernhard, der zugleich den Titel eines Marſchalls von Frankreich erhielt, durfte weder von Schweden, noch von den vier oberen deutſchen Reichskreiſen, deren General er war, Befehle entgegennehmen; dafür wurden ihm für die Dauer des Krieges 200 000 Livres und nach dem Friedensſchluſſe eine Penſion von 150 000 Livres zugeſichert. — Dieſer Vertrag hat ohne Zweifel eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem von Göllersdorf. Der Unterſchied liegt darin, daß Wallenſtein, als er den Pakt ſchloß, zwar deutſcher Reichsfürſt, aber doch auch der Träger böhmiſcher Lehen und vorher vollkommen Untertan war. Bernhard, als Fürſt geboren, glaubte, daß die Verbindung dieſer Stellung mit der eines franzöſiſchen Feldherrn möglich ſei. Dabei leitete ihn immer der patriotiſche Gedanke, ein deutſch-evangeliſches Heer von anſehnlicher Größe zur Verfügung zu haben, um ſchließlich die Entſcheidung zu Gunſten der Deutſchen beeinfluſſen zu können. Wenn ſeine Truppen auseinanderliefen, verſchwand die deutſche Armee, und an ihre Stelle trat eine franzöſiſche. Aber was half es, durch ſeinen Eintritt in franzöſiſche Dienſte ſtellte er ſich und damit ſein Heer in das Belieben des Königs von Frankreich.

Mit dem Vertrage von Saint-Germain beginnt jener Abſchnitt des Dreißigjährigen Krieges, der als der franzöſiſch-ſchwediſche bezeichnet wird; da wurde auf zwei, ja mitunter auch auf drei Kriegsſchauplätzen gefochten. Im Norden ſtand der Kurfürſt von Sachſen den Schweden unter Banér gegenüber, der bereits wider ſein Hauptquartier in Magdeburg aufgeſchlagen hatte. Trotz der Überlegenheit an Zahl ſeiner Truppen vermochte der Sachſe nicht, dem Feldzug eine günſtige Wendung zu geben. Er ließ ſich vielmehr bei Wittſtock in der Mark aus einer glücklich gewählten Stellung hinausmonöverieren und zu einer Schlacht zwingen, die mit einer furchtbaren Niederlage endete (4. Oktober 1636). Die Sachſen und die Kaiſerlichen verloren 11 000 Mann, etwa ein Drittel ihres Beſtandes, und die Kaiſerlichen außerdem noch mehre tauſende Mann als Gefangene. In Süddeutſchland fochten die Kaiſerlichen und Bayern unter Gallas und Götz ohne beſondere Erfolge, obwohl der fromme Ferdinand kein Bedenken getragen hatte, 8000 Koſaken in das deutſche Reich zu führen. Ihre Tätigkeit beſchränkte ſich darauf, alles zu verwüſten, was ſie noch vorfanden, und allfälligen Widerſtand mit viehiſcher Grauſamkeit zu unterdrücken. Da ſie außerdem große Soldforderungen ſtellten, ſo ſuchte der Kaiſer ſie möglichſt bald wieder los zu werden. Ein Teil fand den Weg in die Heimat; der größere aber erlag der Wut der Bauern, die ſie auf ihrem Rückmarſche überfielen.

In ſeinem letzten Lebensjahre hatte Ferdinand wenigſtens die eine Befriedigung, daß der Kurfürſtentag von Regensburg ſeinen Sohn zum römiſchen König wählte (22. Dezember 1636). Bald nach ſeiner Rückkehr in Wien am 15. Februar 1637 ſtarb er. Mit ihm ſank eines der geiſtig unbedeutendſten Mitglieder ſeines Hauſes ins Grab, und dennoch verdankt ihm Habsburg die Erhaltung der Monarchie. Die vorzüglichſte Eigenſchaft ſeines Charakters war die Seelenruhe, die ihn ſelbſt in den ſchwierigſten Augenblicken nicht verließ. Eine Frömmigkeit von ſeltener Tiefe und Echtheit begründete eine Gemütsſtimmung, die ihn keinen Augenblick zweifeln ließ, daß ihm nur zuſtehe, die Abſichten Gottes durchzuführen. Wenn er darüber in Zweifel geriet, worauf ſolche gerichtet ſeien, unterwarf er ſich tagelang den härteſten Bußübungen und den eifrigſten Gebeten, bis er ſich Klarheit gewonnen zu haben glaubte. Er zog ſich wohl auch auf einige Tage an einen Wallfahrtsort, beſonders nach Mariazell zurück, wo er ſich ſeinem Herrn am nächſten fühlte. Er würde ſich kaum „aus politiſchen Intereſſen“ allein ſo energiſch gegen alle Verſuche gewendet haben, ſeinen Ländern die von ihren Ständen verlangte Föderativverfaſſung zu geben, wenn nicht die unlösbare Verbindung zwiſchen der politiſchen und der konfeſſionellen Autonomie beſtanden hätte. Damit wurde er, wenn auch nicht ganz bewußt, der Begründer der zentraliſtiſchen Strömung in der öſterreichiſchen Regierung und zugleich der Vollſtrecker der jeſuitiſchen Richtung, die das Schickſal der katholiſchen Kirche in Deutſchland mit dem des Hauſes Habsburg verknüpfte, ſelbſt dann, wenn die päpſtliche Politik eine entgegengeſetzte Richtung einſchlug. So ſtark ſich Ferdinands Regierung eigentlich nach außen entwickelt hat, ſo ſchwach war ſie im Innern. Die Grundlage, welche während der erſten Kriegsperiode durch die Niederwerfung der ſtändiſchen Revolutionen für die Ausführung einer die Krone ſtärkenden Verfaſſung geſchaffen war, wußte er nicht zu verwenden. Zu ſeiner Entſchuldigung muß allerdings erwähnt werden, daß die fortgeſetzten Kriegslaſten die geſamte Arbeitskraft der Beamten für die Geldbeſchaffung in Anſpruch nahm. Dennoch würde jeder Regent mit einigem Sinn für wirtſchaftliche Verhältniſſe nicht verſäumt haben, auch ſeinen Schatz zu mehren, wogegen ſeine unſinnige, man kann ſagen gedankenloſe Freigebigkeit ihn zum Ausbeutungsobjekte jener Adelsfamilien machte, die alle einflußreichen Stellen am Hofe in ihre Hände gebracht hatten und nun auf Koſten des verarmenden Staates ihren Reichtum ins Ungemeſſene ſteigerten.

Ferdinand III. hat ſich oft genug vorgenommen, dieſem Syſtem ein Ende zu bereiten. Er war aber von zu großer Devotion vor ſeinem Vater erfüllt, als daß er es gewagt hätte, jemals energiſch einzugreifen. Er hielt es für ſeine erſte Pflicht, nachdem er am 15. Februar 1637 die Regierung angetreten hatte und von einem Kriegsrate zu Regensburg nach Wien heimgekehrt war, in ſeinem eigenen Hauſe Ordnung zu ſchaffen und die Koſten ſeines Haushaltes, die bis jetzt gewöhnlich über 1 Million Gulden jährlich betragen hatten, auf 394 000 Gulden herabzuſetzen. Der Krieg wurde unter ihm in derſelben Weiſe wie bisher und nicht ohne Glück fortgeführt. Der bayeriſche General Johann von Werth, der vom einfachen Küraſſier durch Kühnheit und Tapferkeit Oberſt geworden war, verſtand es, mit geringen Mitteln Reiterangriffe und Überfälle auszuführen, die namentlich, als Werth von Belgien aus gegen Frankreich vorging, keinen geringen Schrecken in Paris verurſachten. Herzog Bernhard hielt ſich mit Mühe gegen den kaiſerlichen Feldmarſchall Merci in Lothringen. Der Kaiſer ſandte als Oberbefehlshaber den Fürſten Piccolomini zur Rheinarmee. Bernhard überſchritt jedoch mit 12 000 Mann den Rhein, und wenn er ſich auch nicht längere Zeit am rechten Ufer halten konnte, nahm er doch wieder eine machtvolle Stellung ein. Es wäre alles darauf angekommen, ein Zuſammenwirken mit Banér zuſtande zu bringen, der bei Verteidigung der ſchwediſchen Poſitionen in Norddeutſchland außerordentliche Geſchicklichkeit entfaltete. Das Jahr 1637 brachte den Evangeliſchen in Deutſchland dadurch einen ſchweren Verluſt, daß der Landgraf Georg von Heſſen-Kaſſel eines frühzeitigen Todes ſtarb. Wenn er auch niemals auf den Verlauf der Ereigniſſe einen weſentlichen Einfluß genommen hat, ſo lag das Gewicht ſeiner Perſönlichkeit in der Feſtigkeit ſeiner Geſinnung, die ihn nie in ſeiner Parteiſtellung auch nur im geringſten ſchwanken ließ.

Eine wichtige Veränderung in dem Beſtande der deutſchen Fürſtenhäuſer hat das letzte Lebensjahr Ferdinands II. gekennzeichnet, indem die pommerſche Frage nach dem Tode des letzten Herzogs Bogiſlaw entſchieden werden mußte. An ihr hing ja, ohne daß man es ahnte, der Aufbau des norddeutſchen Zukunftsſtaates: der Kampf um Pommern war der Kampf ums Daſein für die politiſche Größe des Hauſes Hohenzollern. Wenn der Regierungsantritt des Großen Kurfürſten noch in die letzten Lebenszeiten Bernhards von Weimar gefallen wäre, ſo würden ſich die Ereigniſſe auf dem nördlichen und ſüdlichen Kriegsſchauplatze vielleicht anders geſtaltet haben, allein Bernhard ſtarb am 18. Juli 1639 in den Kämpfen um Breiſach, die mit furchtbarſter Wildheit geführt wurden. Konnte man denn das Chriſtentum verteidigen, wenn man die Menſchlichkeit vernichtete? Der gemeinſame Fall war ein ſo tiefer, daß alle ſittlichen Begriffe in Verwirrung gerieten.

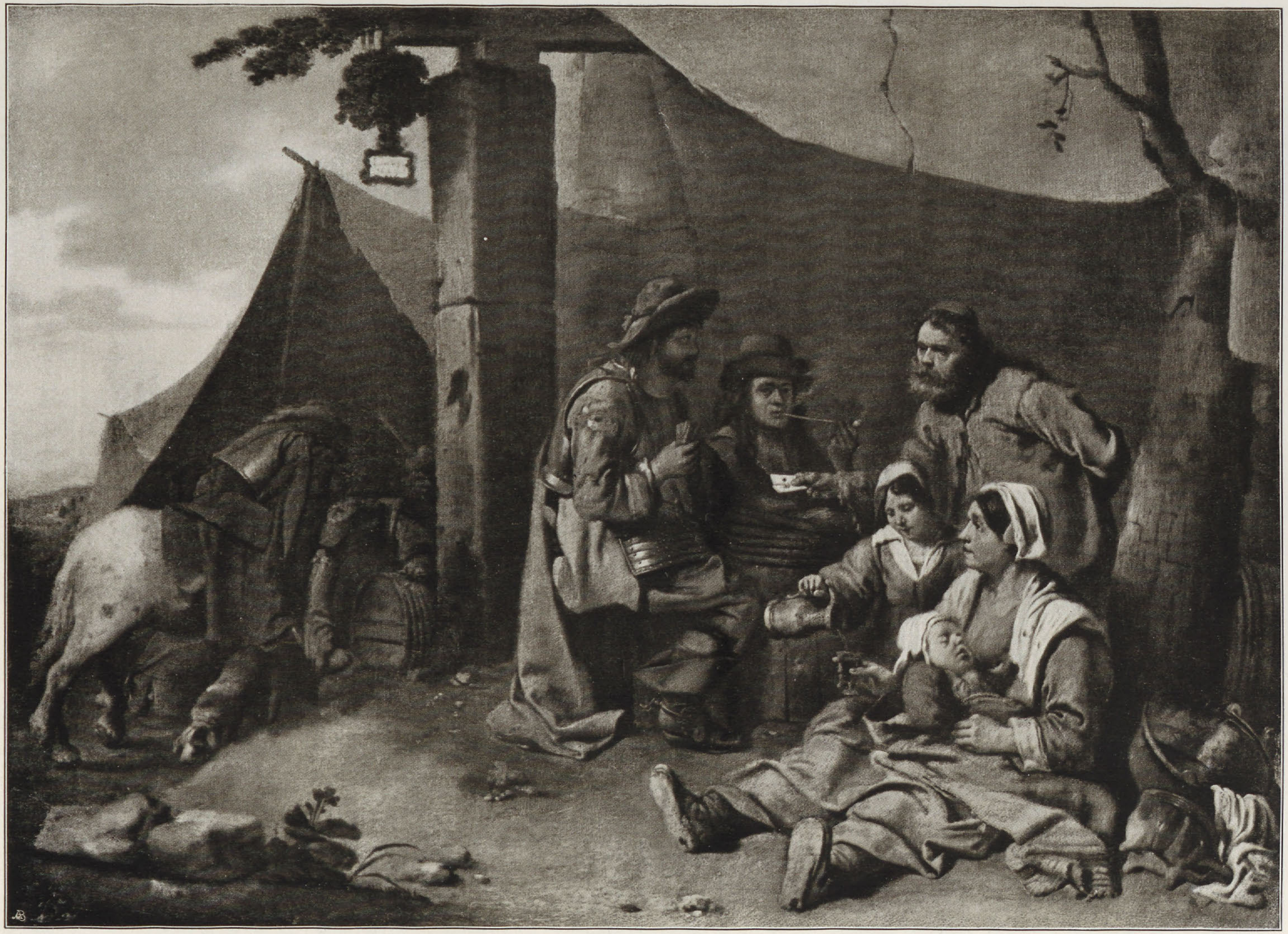
Richelieu ernannte zum Befehlshaber der weimariſchen Armee den Schweizer General Franz von Erlach. Es gelang dieſem, nicht ohne ein Überſchreiten ſeiner Rechte, indem er das perſönliche

Vermögen des verſtorbenen Herzogs angriff, die Auflöſung der Regimenter und ihre Trennung voneinander zu verhindern. Die Offiziere verlangten, daß ſie in ein ähnliches Vertragsverhältnis wie Herzog Bernhard zu Frankreich treten ſollten. Die franzöſiſchen Truppen, die neben den Weimaranern bereits im Elſaß und in Lothringen gekämpft hatten, ſtanden jetzt unter dem Grafen Guébriant; und ſo finden wir denn auf dem heimiſchen Kriegsſchauplatze zwei kleine franzöſiſche Armeen, wovon aber eine den König von Frankreich nicht als ihren Herrſcher anerkannte. Um ſie hatten ſich außer Frankreich auch Schweden, der Kaiſer und der Sohn des Winterkönigs, der auf die Unterſtützung ſeines Schwagers Karl von England rechnen durfte, beworben. Da aber Bargeld vor allem not tat, weil der Hunger zum Diktator geworden war, gewann der, dem die nächſten Kaſſen offen ſtanden. Aus der Armee Guébriants wurde nach deſſen Tode die Armee des Marſchall Turenne, die zu Beginn der Fronde eine ausſchlaggebende Stellung eingenommen hat. Man focht am Rhein und in Böhmen, ohne daß eine weſentliche Änderung erreicht werden konnte. Auch an der Elbe und Spree erhielt der Krieg keinen anderen Charakter als bisher.

* * *

Es konnte nicht ausbleiben, daß neben dieſen militäriſchen Ereigniſſen, die faſt überall nur mit der Erhaltung der Armeen und den Intereſſen der Offiziere zuſammenhingen, in Deutſchland ernſte Friedensverhandlungen liefen, da der Kaiſer und die Reichsſtände einſehen lernten, daß alle Opfer, die ſie brachten, den Fremden zufielen. Hierbei zeigte ſich, daß man über die wichtigſten Gegenſätze noch nicht hinausgekommen war, deren Beſprechung und Löſung Jahre erforderten. Die ſchwierigſte war ohne Zweifel die Unterſcheidung zwiſchen der calviniſchen und lutheriſchen Richtung, die den Franzoſen gleichgültig war, weil ſie es ja nur mit Calvinern, Hugenotten, zu tun hatten. Von den deutſchen Katholiken konnte ſie zu jeder Zeit diplomatiſch ausgenützt werden, weil ihr Dogma zwiſchen den Ketzern nicht unterſchied. Die Landgräfin von Heſſen hatte ſich dem Kaiſer genähert, war aber bald wieder von ihm abgefallen und zu Frankreich hinübergetreten, dem ſie ſich verpflichtete, 10 000 Mann zur Bekämpfung des Königs von Ungarn aufzuſtellen, an deren Spitze der tüchtige General Melander (Schwarz) ſtand. Seit dem Sommer 1641 verhandelte man auf dem Reichstage, bis in den Oktober des folgenden Jahres, über die Beſchwerden der einzelnen Stände, die noch durchaus nicht zuſammengefaßt, ſondern zerſtreut in verſchiedenen Aktenſtücken eingebracht worden waren. In dieſer Zeit erſchien ein höchſt merkwürdiges Buch, das abermals den Beweis lieferte, daß jeder diplomatiſchen Klärung theoretiſche Auseinanderſetzungen vorausgehen müſſen. Es waren im Laufe des Krieges ſo ganz eigentümliche ſtaatsrechtliche Verhältniſſe eingetreten, daß man ſich doch auch die Frage vorlegen mußte, welcher Art von Staaten eigentlich das römiſche Reich deutſcher Nation zugehöre. Einer aus der gelehrten Familie der Chemnitz, der ſich Hippolytus a Lapide nannte, wahrſcheinlich Bogislaus, veröffentlichte eine Dissertatio de ratione status in imperio romano (über das Staatsrecht des römiſchen Reiches), worin er die meiſten Rechte, die der Kaiſer ausübte, für Anmaßungen erklärte und daraus folgerte, daß die deutſchen Fürſten keine Urſache hätten, ſich deren Anwendung noch ferner gefallen zu laſſen. Dieſes Buch iſt die Anregung für eine vielſeitig entwickelte, ſtaatsrechtliche Literatur geworden, in der man ſich mit der „Monſtruoſität“ des deutſchen Reiches beſchäftigte. Dazu gaben die Zuſtände nach dem Friedensſchluſſe Gelegenheit genug. Chemnitz hat auch den Begriff der deutſchen „Libertät“ in die Literatur eingeführt, der von den Fürſten und Ständen nach ihrem jeweiligen Bedürfniſſe ausgelegt wurde. Man ſtritt ſich und kämpfte noch jahrelang in einem Reichskörper, deſſen Weſen man nicht begriff, von deſſen Notwendigkeit man aber doch überzeugt war.

Der Krieg war Gewohnheit geworden. Die oberſten Schichten der Geſellſchaft, die damals eine faſt ausſchließlich militäriſche genannt werden muß, lebten dabei herrlich und in Freuden, weil niemand Widerſtand wagte, wenn ſie die Mittel zur Beſtreitung ihres Luxus forderten. Sieht man von Banérs kühnen Zügen ab, die ſein ausgeſprochen ſtrategiſches Talent bezeugen, ſo vermögen uns die militäriſchen Operationen in den letzten Jahren kein Intereſſe abzugewinnen. Nach dem Tode Banérs (20. Mai 1641), der ein Vermögen von über einer Million Taler hinterlaſſen hat, ſchien es faſt, als würde die ganze ſogenannte ſchwediſche Armee, die aber größtenteils aus Deutſchen beſtand, auseinandergehen, indem jeder der Herren Generale und Oberſten beſondere Verhandlungen führte, um ſich große Abfindungsſummen herauszuſchlagen. Man wählte aber



Lagerſzene aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges

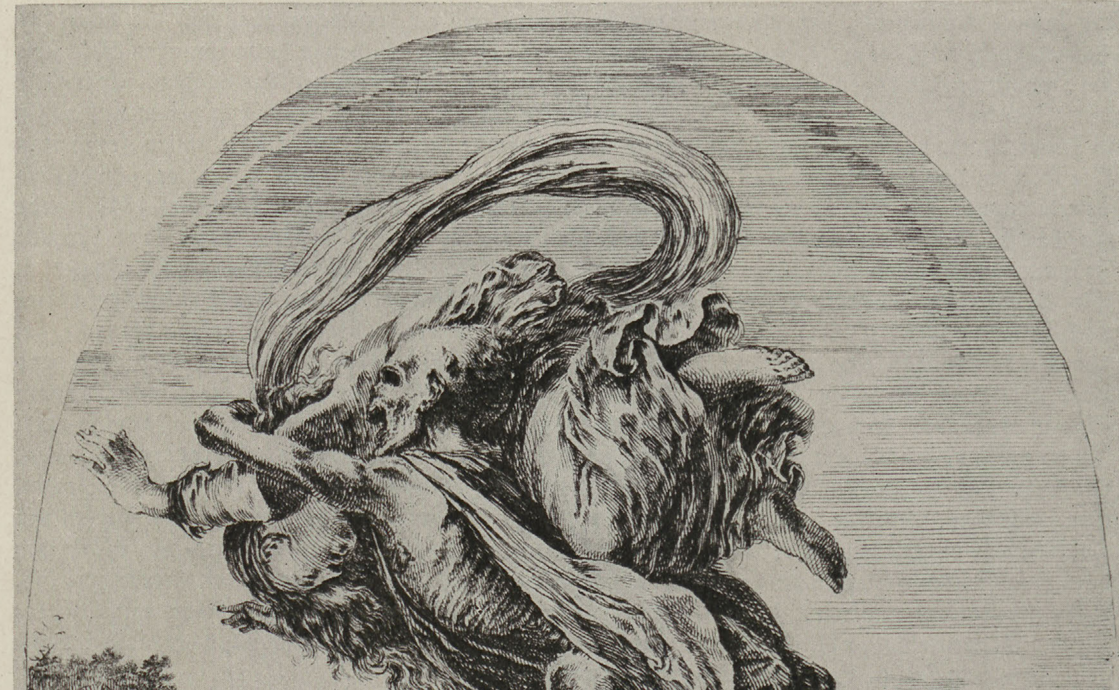
Gemälde von Bourdon in der Königl. Gemäldegalerie zu Caſſel

Stadt-
bücherei
Elbing

endlich doch den General Torſtenſon zu Banérs Nachfolger. Unter ihm, Wrangel und Königsmarck vollführten dann die Schweden ihre letzten, ruhmvollen Feldzüge in Deutſchland. Mehr oder weniger von ihnen beeinflußt verliefen die Friedensverhandlungen, deren Beginn in das Jahr 1642 fällt. Die erſte Anregung dazu war neuerlich vom Reichstage gegeben worden, der einen Deputationstag nach Frankfurt a. M. berief, um jene Fragen, von denen die deutſchen Stände am meiſten betroffen wurden, zu verhandeln. Man ſtieß aber ſofort wieder auf die alten Gegenſätze, die nicht durch diplomatiſche Redewendungen zu umgehen waren, ſondern endlich ihrem Weſen nach entſchieden werden mußten. Seitens der fremden beteiligten Mächte fand man natürlich keine Veranlaſſung, den Kriegszuſtand in Deutſchland zu beendigen, weil ſich die Lage des Kaiſers ſtetig verſchlechterte, und daraus Nutzen zu ziehen war. Richelieu hatte um eben dieſe Zeit die Oppoſition, die gegen ihn am Hofe unabläſſig tätig war, mit Erfolg zurückgeſchlagen. Er meinte nun, Frankreich werde dauernd das Elſaß behaupten können, das er gegenwärtig beſetzt und völlig in ſeiner Macht hatte. Deshalb empfahl er die Annahme des vom Kaiſer an Ludwig gerichteten Vorſchlages, den Termin für den Beginn der Verhandlungen feſtzuſetzen. Er tat es, obwohl die Anerbietungen von kaiſerlicher Seite kaum beachtenswert erſchienen. Der 25. März 1642 wurde als Eröffnungstag, die Städte Münſter und Osnabrück in Weſtfalen wurden als Orte für den Zuſammentritt der Friedensgeſandten vereinbart. Das gleiche Zugeſtändnis machten die Schweden. Sie einigten ſich jedoch mit Frankreich dahin, den tatſächlichen Beginn des Friedensgeſchäftes noch ſo lange zu verzögern, bis der Kaiſer, durch eine neuerliche Niederlage mürbe gemacht, bei den Verhandlungen eine annehmbare Grundlage genehmigen würde. Dazu kam es auch, und zwar kurz bevor Richelieu durch den Tod (4. Dezember 1642) vom Schauplatze ſeiner Tätigkeit abberufen wurde. Genau elf Jahre, nachdem Tilly zum erſtenmal die Klinge Guſtav Adolfs hatte fühlen müſſen, brachte am nämlichen Orte, in der Gegend von Breitenfeld bei Leipzig, Torſtenſon dem kaiſerlichen Heere unter Erzherzog Leopold Wilhelm und dem Fürſten Piccolomini eine furchtbare Niederlage bei. Es nützte dem Bruder des Kaiſers nichts, ſeine eigene Perſon mit Tollkühnheit einzuſetzen. Die Entblößung des linken Flügels ſeiner Armee durch die Flucht der dort aufgeſtellten Reiterei brachte eine völlige Verwirrung und Sprengung der Armee mit ſich. Wären Guébriant und ſeine Franzoſen, ſtatt wieder eigene Wege zu wandeln, ſofort mit Torſtenſon von Breitenfeld weg durch Böhmen auf Wien gezogen, ſo hätte der Kaiſer ſich wohl die Friedensgrundlage von ſeinen Gegnern vorſchreiben laſſen müſſen.

Diesmal wurde er durch Dänemark vor dem Äußerſten bewahrt. König Chriſtian unterhandelte ſchon einige Zeit mit Polen und dem Kaiſer, um mit ihnen gemeinſam die Schweden von der Oſtſee zu verdrängen. Davon erfuhren dieſe, ehe Dänemark gerüſtet und ein gemeinſamer Feldzugsplan vereinbart war. Im Einverſtändnis mit Frankreich fiel Torſtenſon, nachdem er mit Gallas einen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen hatte, in Holſtein ein. Gallas kam erſt im Sommer 1644 und vereinigte ſich in Kiel mit einem däniſchen Korps. Die Kriegsvorbereitungen der neuen Bundesgenoſſen boten ihm, der die Schläge von Breitenfeld noch in allen Knochen ſpürte, wenig Gewähr, daß ein Angriff auf Torſtenſon, der ſich jetzt in weit günſtigerer Lage befand, Erfolg haben könnte. Gallas zog daher wieder in die kaiſerlichen Erblande zurück, wobei er, ohne in ernſtere Gefechte verwickelt zu werden, faſt ſein ganzes Heer verlor. Mit 22 000 Mann war er ausgezogen, mit 2000 kam er heim. Daran trug ſeine Trunkſucht wohl nicht die wenigſte Schuld. Unter allen Haudegen und Bramarbaſſen, die der lange Krieg entwickelt hat, durfte Gallas wohl die ergötzlichſte Figur ſein. Zwei Tage und eine Nacht, ſo erzählt die militäriſche Legende, ſei er vor der Wallenſteinkataſtrophe mit Piccolomini in einem böhmiſchen Dorfe geſeſſen. Jede halbe Stunde wurde eine Kanne ſtark gewürzten Weines aufgetragen, und jedesmal tranken ſich die beiden Helden zu, mit dem freundlichen Gruße: „Bibe Gallas“ — „Bibe Piccolomini“, und weiter wurde nichts geſprochen.

Ein zwar längſt bekannter Feind, der jedoch während der letzten Jahre Friede gehalten hatte, Georg Rakoczy, glaubte, er müſſe ſich neuerdings doch bei denjenigen melden, welche bei den in Ausſicht ſtehenden Verhandlungen die größte Macht entfalten würden. Als Torſtenſon im Juni 1642 kurze Zeit in Mähren ſtand, ſchickte er eine Botſchaft an ihn, die ſeine Teilnahme an dem Kriege gegen den Kaiſer in Ausſicht ſtellte, wenn man ihm Waffen und Geld gäbe. Frankreich bemühte ſich, ihm die Erlaubnis zur Kriegführung beim Sultan zu erwirken, und als dies erreicht war (Dezember 1643), rief Rakoczy die Magyaren zu einem Nationalkrieg gegen den Kaiſer auf, indem er ihn des Verfaſſungsbruches beſchuldigte. Viele ſchloſſen ſich ihm an, ſo daß das Heer des großmächtigen Königs Rakoczy, der nur mit Bewilligung des Sultans Krieg führen durfte, bis zu 70 000 Mann anſchwoll. Da ſich Gallas in Holſtein befand, ſo ſtanden dem Kaiſer nur die Truppen in Schleſien unter Götz, 20000 Mann und 8000 Ungarn unter Eſzterhazy, zur Verfügung. Ihr Vormarſch genügte aber, Rakoczy bis an die Theis zurückzubringen. Ein Angriff, den die Magyaren bald darauf verſuchten, endete mit ihrer ſchweren Niederlage.



Der Tod als Würger. Stich von Della Bella.

12. DER WESTFÄLISCHE FRIEDE

Della Bella fec.

Es war das Frühjahr 1644 hereingebrochen, als ſich die Vertreter der europäiſchen Großmächte und der ihnen durch Bündniſſe angeſchloſſenen Mittelſtaaten in den beiden weſtfäliſchen Städten zuſammenfanden. Von der roten Erde aus ſollten die mißhandelten Völker endlich wieder Sicherheit des Beſitzes und Ruhe zur Arbeit erhalten. Es dauerte aber ſechzehn Monate, bis man über den Text der Vollmachten und die Form ihrer Ausſtellung übereinkam. Alles ging unter dem Zeichen der Allonge vor ſich, jenes unglaublichen Kopfſchmuckes, der einerſeits den ohnehin durch Alkohol ſtark erwärmten Köpfen die Abkühlung erſchwerte, andererſeits allzu heftigen Bewegungen und Gedankenäußerungen gewichtige Hinderniſſe in den Weg ſetzte. Die Schwerfälligkeit des Stiles, die Aufgedunſenheit der Sprache, die uns die Beſchäftigung mit der deutſchen Literatur jener Zeit ſo ſehr erſchweren, äußerten ſich auch im mündlichen Verkehr. Es gab bei den Zuſammenkünften keine Diskuſſionen, nur ſehr ſelten Debatten, meiſtens wurden die von den Sekretären in blumenreichem Latein verfaßten Reden unter ſteifen Bücklingen und Komplimenten abgeleſen. Monatelang ſtritt man ſich um Vortritt und Vorſitz; jeder Geſandte hatte ſozuſagen ſeine Nummer, nach der er aufgerufen wurde; konnte er die Sitzung, in der er zu ſprechen hatte, nicht beſuchen, ſo durfte keiner ſeiner Kollegen vor ihm als Redner eingeſchaltet werden. Stellvertretungen fanden ſchon aus dem Grunde ſelten ſtatt, weil die Diplomaten jedes einzelnen Staates untereinander uneins waren, ja bisweilen verſchiedene Tendenzen verfolgten. Der vornehmſte unter allen war der Nuntius des Papſtes, Kardinal Chigi, der ebenſo die Aufgabe eines Vermittlers übernommen hatte, wie Aloiſe Contarini, der Geſandte der Republik Venedig. Sie ſchienen dazu am beſten geeignet, weil ſie durch die Beſchlüſſe am wenigſten betroffen wurden. Venedig war gerade damals wieder durch orientaliſche Fragen in Anſpruch genommen und hatte in Weſtfalen nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen. Die katholiſchen Intereſſen aber lagen in den Händen der katholiſchen Staaten und Stände. Chigi hat ſeine Stellung nie im Sinne des Friedensſtifters aufgefaßt, er hielt ſich bis zum Ende für den Vorkämpfer des Katholizismus. Contarini, deſſen feine Bildung und ſcharfer Verſtand ihm von vornherein eine gewiſſe Überlegenheit ſicherte, genoß das größte Anſehen und erwarb ſich um das Zuſtandekommen des Friedens die meiſten Verdienſte. Viele Wochen vergingen darüber, feſtzuſetzen, ob man den Schweden dieſelben Ehrenbezeugungen leiſten dürfe wie Frankreich. Die beiderſeitigen Geſandten mußten ſich endlich an einem Orte zwiſchen Münſter und Osnabrück begrüßen. So beſchäftigte man ſich mündlich und ſchriftlich mit den gleichgültigſten Dingen, ohne daß einer von den ausſchlaggebenden Machthabern die Grundzüge bekannt gegeben hätte, die er bei den Verhandlungen zur Geltung bringen würde. Endlich rückte auf Betreiben Chigis der Franzoſe d'Avaux mit der Sprache heraus: allgemeine Amneſtie, Zurückverſetzung der Religions- und Gebietsverhältniſſe auf das Normaljahr 1618; wenn der deutſche Reichstag Verfaſſungsänderungen beſchließe, müßte dies mit Stimmeneinhelligkeit geſchehen. Schweden ſchloß ſich dieſen Forderungen an und verlangte Amneſtie, namentlich auch in den öſterreichiſchen Ländern, ſo daß alle Gütereinziehungen rückgängig werden mußten.

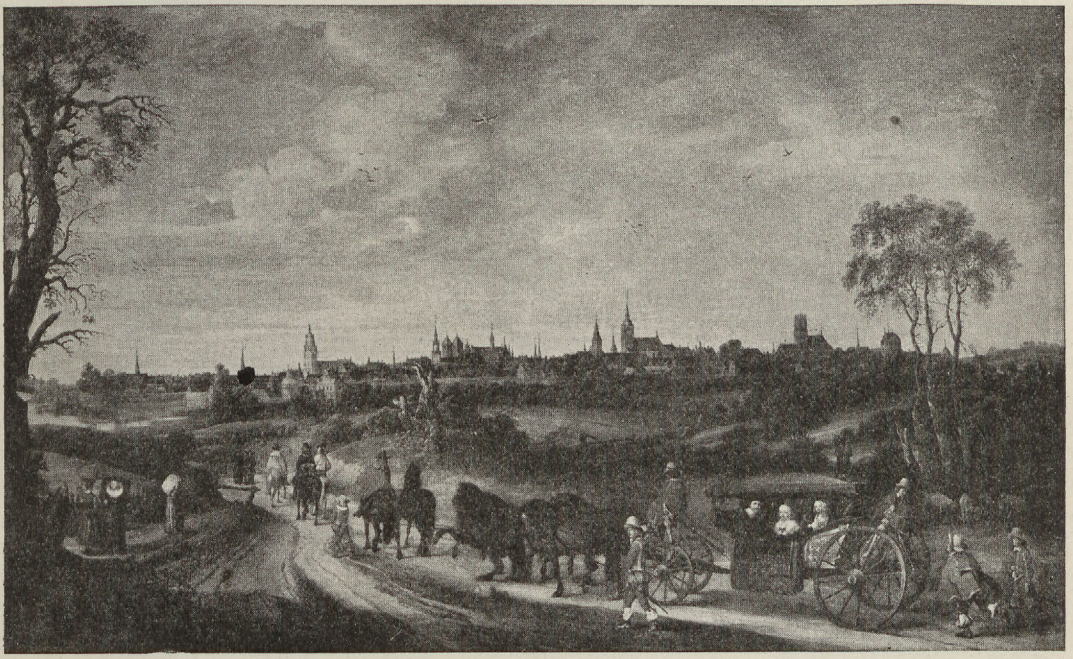
Die Katholiken und vor allem der Kaiſer waren über dieſe Bedingungen entrüſtet. Deſſen Vertreter Trautmannsdorf verſuchte durch Angebote einiger Gebiete, die allerdings ſeit hundert Jahren bereits in den Händen Frankreichs waren (Metz, Toul, Verdun), d'Avaux beſſer zu ſtimmen, mußte aber ſofort erkennen, daß man dies höchſtens als einen Scherz auffaßte. Nicht beſſer erging es ihm in Osnabrück, wo er mit den Schweden einig zu werden hoffte. Königin Chriſtine, die mittlerweile das Alter von 23 Jahren erreicht hatte, alſo volljährig geworden war, verlangte vor allem Gebietserwerbung: das Elſaß, den Sundgau und Breiſach, die vier Waldſtädte und Philippsburg. Damit ſollte zum Teil auch Frankreich entſchädigt werden. Um Schweden günſtig zu ſtimmen, mußte man ſeinen Gebietsforderungen möglichſt entgegenkommen. Das konnte nur auf Koſten Brandenburgs geſchehen. Pommern war das Teilungsobjekt, das jeder von beiden, ſowohl Chriſtine als ihr ehemaliger Bräutigam, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, erwerben wollten; dieſer auf Grund verbriefter Verträge, ſie als erobertes Land. Der junge Kurfürſt, der nach dem Tode ſeines Vaters, am 1. Dezember 1640, die Regierung ſeiner weit auseinanderliegenden, vom Niederrhein bis zum Kuriſchen Haff reichenden Herzogtümer, Marken, Grafſchaften uſw. angetreten hatte, war ein anderer Herr als Georg Wilhelm; ſein Auftreten in Osnabrück warf einen hellen Schein auf die deutſche Politik. Hier Entſchloſſenheit und Pflichtbewußtſein — ſonſt überall Greiſenhaftigkeit, Mangel jeder ſittlichen Idee.

Man war in den Kreiſen der deutſchen Fürſten nicht wenig erſtaunt, als man die Feſtigkeit vernahm, mit der Friedrich Wilhelm ſein gutes Recht zu verteidigen begann, denn man hatte von ſeiner Jugend nicht viel Bemerkenswertes vernommen und ihn für ſcheu und unaufrichtig gehalten, weil er am Hofe ſeines Vaters, von Feinden umgeben, möglichſt jeden intimeren Verkehr vermieden hatte. Auch für ſeinen Unterricht war wenig geſchehen, aber ſein vierjähriger Aufenthalt in den Niederlanden bei ſeinem Oheim mütterlicherſeits, dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, hat ihm mehr Gelegenheit gegeben, ſeine hervorragenden Anlagen zur praktiſchen Politik auszubilden, als wenn er alle Kompendien ſtudiert hätte, aus denen an deutſchen Univerſitäten politiſche Weisheit gelehrt wurde. In die Heimat zurückgekehrt, beobachtete er ſcharf, was um ihn her vorging, ſo daß er bei ſeinem Regierungsantritte über die Wege, die er einzuſchlagen hatte, nicht im Zweifel war. Den Grafen Adam Schwarzenberg beließ er in ſeinen Ämtern und Würden, aber er beſorgte die wichtigeren Angelegenheiten der inneren und äußeren Politik allein. Er erklärte ſchon im Mai 1643 im Reichstag, daß er um des Friedens und der Wohlfahrt des Reiches willen auf einen Teil von Pommern verzichten, die Entſchädigung dafür aber mit der Königin von Schweden ausmachen wolle. Auch er hat einmal daran gedacht, mit Braunſchweig-Lüneburg und Heſſen-Kaſſel im Bunde die „dritte Partei", zum mindeſten in Norddeutſchland, zu bilden, war aber damit nicht durchgedrungen, weil die „große Landgräfin" ſich von ihrer Verbindung mit Frankreich mehr verſprach, als das ſtets mißtrauiſch angeſehene Brandenburg zu bieten vermochte. Die Gebietsverteilungen machten überhaupt ſchließlich weniger Schwierigkeiten, als die Frage der Religionsfreiheit in den öſterreichiſchen Ländern und die Befriedigung der Verbannten, deren Heimkehr man wohl zulaſſen wollte, ihre Entſchädigungsprozeſſe jedoch fürchtete. Auch die Pfälzerangelegenheit war leicht zu ordnen, indem man die Errichtung einer achten Kur ins Auge faßte. Große Verzögerung verurſachte die Hartnäckigkeit Frankreichs bezüglich der Beſetzung von Breiſach.

Zwei volle Jahre ſind die Verhandlungen noch fortgeführt, ohne ein Ende zu bringen. Unzählige Traktate wurden veröffentlicht, reichliche Beſtechungsgelder floſſen in die Taſchen der Beteiligten ohne Unterſchied der Nation und des Bekenntniſſes. Maximilian mußte dem Kaiſer drohen, daß er auch ohne ihn die bereits in Osnabrück gewonnenen Friedensartikel unterzeichnen würde: — erſt der 24. Oktober 1648 war der glückliche Tag, an dem die beiden Schriftſtücke, die zwiſchen Kaiſer und Reich einerſeits, Frankreich und Schweden andererſeits in Münſter, wo man endlich zuſammengekommen war, die Namensfertigung aller Geſandten erhielten.

Es iſt niemals ſo viel Zeit und Mühe zur Herſtellung eines Staatsvertrages verwendet worden, wie in Münſter und Osnabrück. Das Ergebnis iſt auch mehr als ein Friedenstraktat, es iſt für Deutſchland die Verfaſſungsurkunde geworden, die ſo gut wie möglich alle Lücken der Reichsgeſetzgebung ausfüllte. Außerdem wurden in ihr Grundſätze des allgemeinen öffentlichen Rechtes feſtgelegt, die nicht nur für die Reichsſtände Geltung haben ſollten und hatten, ſondern tatſächlich oft genug auch von den übrigen europäiſchen Mächten angerufen wurden und dadurch allgemeine Geltung für den diplomatiſchen Verkehr in Europa erhielten.

Was das Gleichgewicht der Staaten betrifft, die ihre Abſichten militäriſch zu unterſtützen in der Lage waren, ſo tritt uns als die auffallendſte Erſcheinung der Sieg Frankreichs entgegen, die mit Waffengewalt erzwungene Vergrößerung des Königsreichs der Bourbonen. Noch war es kein nationales Heer, dem man dieſes Ereignis zuſchreiben durfte, aber das Geld, womit die fremden Truppen gezahlt wurden, lag in Händen der franzöſiſchen Regierung. Ludwig XIII. hatte geſpart. Er war mit den Summen, die er für den Staat verwendete, vielleicht karger umgegangen, als es im Intereſſe Frankreichs gelegen hatte; aber des jugendlichen Ludwig XIV. Miniſter Mazarin fand den richtigen Mittelweg zwiſchen einer die Menſchen gewinnenden Großherzigkeit, die leicht in einem abſoluten Staatsweſen Verwirrung anrichten kann, und der Bemeſſung des Kapitals, das für eine politiſche Unternehmung aufgewendet werden muß. Denn überall begegnen wir dem Geiſte des Merkantilismus: Politik iſt Geſchäft, Krieg iſt Geſchäft, wer verdienen will, muß ſich auf das Kapital ſtützen können, das die Arbeit eines Volkes darſtellt. Um großes Kapital zu bilden, muß man die kleinen, wo man ſie findet, zuſammenraffen. Indem die kleinen feudalen Staatsweſen in der einen Hand des Königs vereinigt wurden, floſſen in ihr auch die Mittel zuſammen, die das geſamte franzöſiſche Volk ungeteilt ſeinem Wohlſtande, ſeiner Größe opfern durfte. Die Erfolge des weſtfäliſchen Friedens brachten nur einen kleinen Teil jener Kraft zum Ausdruck, die das im Königtume geeinte Frankreich aufgeſtapelt hatte. Der Mann, der dieſe Sachlage erfaßte und mit dieſer nationalen Kraft ſeine eigene geniale Veranlagung für Politik vereinigte, hat die nächſte Zeit beherrſcht: Ludwig XIV.



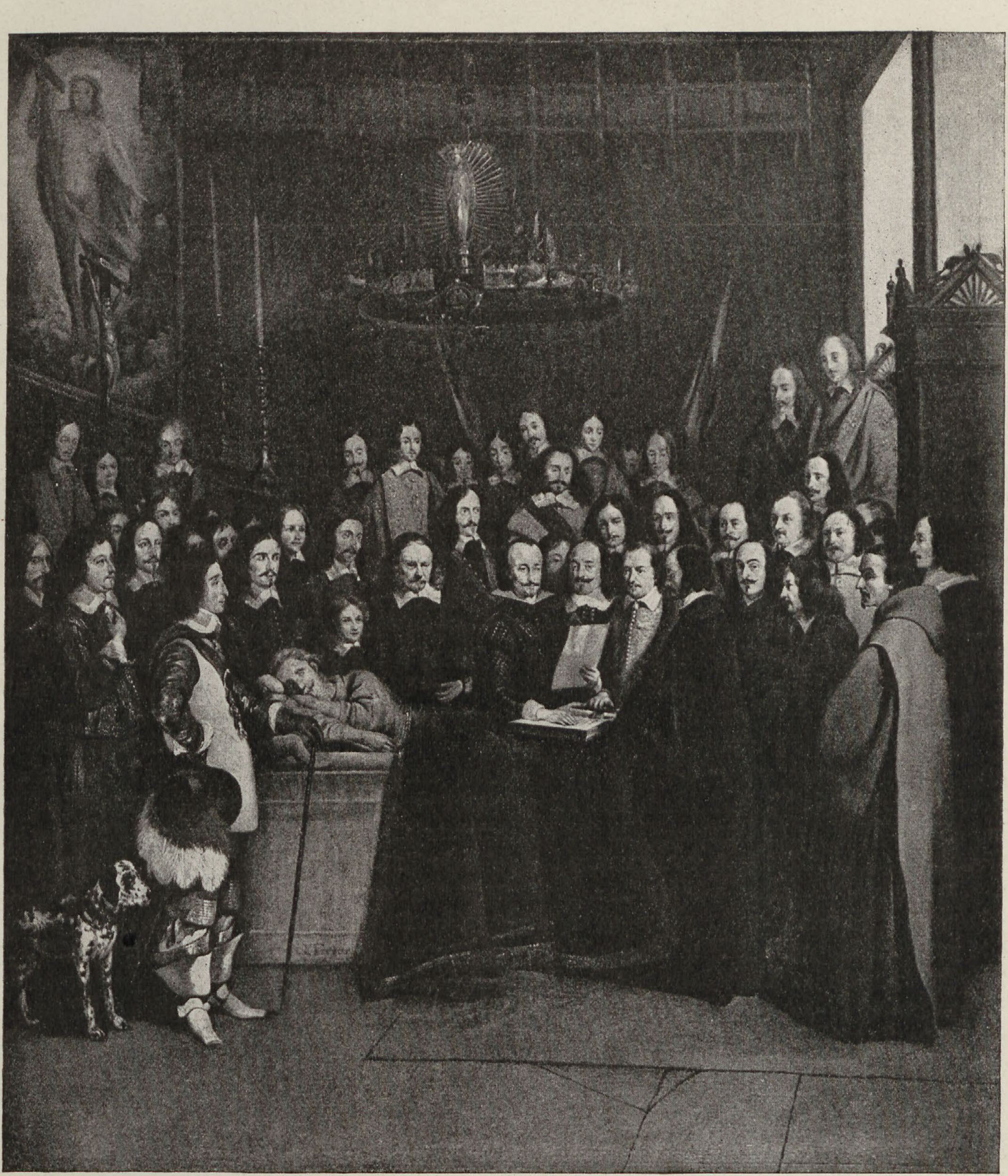
Ankunft des holländiſchen Geſandten in Münſter.

Gemälde des Gerard Terborch in der Gemälde-Galerie zu Münſter.

Frankreich gewann die Rheingrenze, ja mehr als das: die Feſtung Breiſach, um die es ſo emſig geſtritten, ſicherte ihm am rechten Ufer einen ſtrategiſchen Aufmarſch, durch den es jederzeit Süddeutſchland bedrohte. Die Erwerbung von Elſaß und Lothringen war zwar durch ſtaatsrechtliche Klauſeln, ſcheinbar noch wertvolle Lehensverhältniſſe, etwas verſchleiert, aber es war augenſcheinlich, daß das militäriſch erſtarkte Frankreich nicht nur den ganzen Beſitz behaupten, ſondern ſeine Hand auch auf Lothringen legen würde, deſſen Selbſtändigkeit unhaltbar war. An der Nord- und Oſtſee ſetzte ſich Schweden durch die Erwerbung der Biſtümer Bremen und Verden, Vorpommerns und eines, den Oderausfluß begleitenden Landſtreifens in Hinterpommern, feſt. Der erſte Anlauf Brandenburgs, an die Küſte zu gelangen und von dort aus ſeine durch Preußen begründete Mitherrſchaft zur See zu verſtärken, war abgeſchlagen. Die Zukunft mußte lehren, ob Deutſchland ſich auf die Dauer die Handelswege verſperren laſſe, durch die es ſeine öſtlichen, den Slaven abgerungenen Länder in den Weltverkehr einbeziehen konnte. Wichtiger war es, daß ſich um den alten zollernſchen Beſitz an der Elbe, Spree und Oder herum neue Gebiete angliederten, durch die Brandenburg ein Übergewicht in Norddeutſchland erhielt. Für ſeinen Verluſt in Pommern wurden ihm Halberſtadt, Minden, Kamin und Magdeburg, letzteres erſt nach dem Tode des gegenwärtigen Adminiſtrators, des Prinzen Auguſt von Sachſen, als Entſchädigung zugeſprochen. Die Einkünfte des Biſtums Osnabrück kamen abwechſelnd an einen gewählten Katholiken und an einen jüngeren Prinzen des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg. In Süddeutſchland blieben die Verhältniſſe zwiſchen Katholiken und evangeliſchen Reichsſtänden ziemlich unverändert. Maximilian und ſeine Nachkommen behielten die alte, den Wittelsbachern zugedachte Kurwürde, für ſeine Kriegskoſten durfte er die ganze Oberpfalz ſeinen Beſitzungen einverleiben, wogegen der Kaiſer ſeine Schuldverſchreibung im Werte von 13 Millionen Gulden zurückerhielt. Für den Sohn des Winterkönigs und ſeine Nachkommen wurde eine neue, die achte Kurwürde geſchaffen, und ihnen dazu die ſchöne Unterpfalz am Rhein als Gebiet übergeben. Manche Anſprüche wurden auch durch Geld ausgeglichen. So erhielt Ferdinand von Tirol für den Verzicht auf ſeine elſäſſiſchen Rechte von Frankreich 3 Millionen Livres, Heſſen-Kaſſel außer der Abtei Hersfeld 600 000 Taler. Den Brüdern des Pfalzgrafen hatte der Kaiſer noch 400 000 Taler auszuzahlen.

Was die Religion betrifft, ſo blieb die Gegenreformation in den öſterreichiſchen Ländern, mit Ausnahme einer Einſchränkung, geltend, wonach die den ſchleſiſchen Proteſtanten und zwar der Stadt Breslau, den Herzogen von Liegnitz, Münſterberg und Öls eingeräumten Rechte anerkannt wurden. Das Reichskammergericht und der Reichshofrat wurden paritätiſch, das calviniſche Bekenntnis der Augsburger Konfeſſion gleichgeſtellt. Für die Anwendung des neuerlich beſtätigten geiſtlichen Vorbehaltes wurden die Beſitzverhältniſſe des Jahres 1624 als maßgebend angeſehen, und für die Zukunft beſtimmt, daß die Religionsveränderung eines Prälaten, der zu einem geiſtlichen Beſitz gelangt war, den ſofortigen Verluſt ſeiner Rechte auf das Biſtum oder das betreffende Gut zur Folge habe. Der alte Lehensverband im Reiche wurde aufgelöſt, nachdem Artikel VIII. folgendes beſtimmte: „Die Reichsſtände ſollen bei allen hergebrachten Rechten und Freiheiten, Regalien und Landen ungekränkt bleiben und in allen Beratſchlagungen in Reichsſachen zu ſprechen haben, abſonderlich wenn Geſetze gegeben oder erklärt, Kriege angekündigt, Anklagen ausgeſchrieben, Werbung und Einquartierung angeſtellt, neue Feſtungen in der Stände Landen nomine publico erbaut, oder alte mit Beſatzung verſehen, Frieden oder Bündniſſe geſchloſſen oder andere dergleichen Sachen ausgemacht werden ſollen. In allen dieſen und dergleichen Fällen ſoll nichts ohne Comitialberatſchlagung aller und jener Stände geſchehen; inſonderheit aber den Ständen freiſtehen, unter ſich oder mit auswärtigen zu ihrer Erhaltung und Sicherheit Bündniſſe aufzurichten, doch daß ſolche nicht wider den Kaiſer und das Reich, deſſen Landfrieden und gegenwärtigen Vertrag, ſondern dem Eid, womit jeder dem Kaiſer und Reich verpflichtet iſt, gemäß ſei.“ Somit war jeder Reichsſtand, ob ein Kurfürſtentum oder ein Reichsſtädtchen in Schwaben für ſich ſouverän. Die Souveränität im Reiche ſelbſt aber war bis auf gewiſſe Ehren und Repräſentationsrechte vom Kaiſer an den Reichstag übergegangen. Eine der merkwürdigſten Verfaſſungen, die wir kennen, niemals ausgebaut, obwohl ſie 150 Jahre zu Recht beſtanden hat.

Mit großem Bangen ſahen ſowohl Diplomaten als Militärs dem Zuſtande entgegen, der mit dem Friedensſchluſſe eintreten mußte. Ungeheuere Soldrückſtände, an deren Auszahlung kaum gedacht werden konnte, belaſteten die Kontobücher der Kriegskommiſſäre. Wenn ſich für einen Teil der ſchwediſchen Generale und Oberſte auch in Pommern Lehensgüter ausfindig machen ließen, ſo konnten doch Offiziere und Mannſchaften nicht wie die Gefolgsleute der altgermaniſchen Könige und Herzoge durch Anweiſung kleiner Bauerngüter befriedigt werden, weil deren nicht in



Die Geſandten auf dem Friedenskongreß zu Münſter 1647.

Gemälde von Gerard Terborch in der Galerie zu Münſter.

genügender Anzahl vorhanden waren. Man brauchte alſo unbedingt Bargeld. Schweden verlangte zuerſt 20 Millionen Taler, die Reichsſtände ließen ſich auf drei ein. Endlich einigte man ſich auf 5 Millionen. Die Beſchaffung dieſer für damalige Zeit faſt unerſchwinglichen Barſumme verurſachte auch nach dem Friedensſchluſſe bisweilen Zuſtände, die das Volk noch ſchwerer belaſteten als der Krieg. Keine von den kriegführenden Mächten konnte ihre Armee behalten. Zwar wurden einzelne Regimenter mit den beſſeren Elementen von mehreren reformiert. Der Reſt aber — und deſſen Zahl war nicht gering! — erhielt die letzten Groſchen und Schinderlinge, die er noch zu fordern hatte, und durfte hinaus in die Welt der Arbeit und Sorge, in der die Drohung mit dem Seitengewehr nichts mehr gelten konnte. Nichts war ſchwieriger, als vom Landsknecht, der ſeine Erziehung mitten im Lager von einem Schulmeiſter für geſtohlenes Brot und Fleiſch erhalten hatte, wieder zum Bauern oder Handwerker zu werden. Und es iſt eine der merkwürdigſten und großartigſten Leiſtungen der Deutſchen, daß ihnen die Wiederherſtellung einer ſozialen Gliederung in weniger als einem Menſchenalter gelungen iſt.

„Gottlob, nun iſt erſchollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhn ſollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenſpiel hervor!
O Deutſchland ſinge Lieder
Im hohen vollen Chor,
Erhebe Dein Gemüte
Zu Deinem Gott und ſprich:
Herr, Deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ſicherlich.“

So begrüßte für ſich und die treue Gemeinde aufrichtiger frommer evangeliſcher Chriſten der Liederdichter Paul Gerhardt die Ankündigung des Friedens, die nicht nur durch die von Münſter ausgeſendeten, von Trompetern begleiteten Poſtreiter, ſondern auch von zahlreichen „neuen Zeitungen“ im ganzen Lande bekannt gemacht wurde. Ein anderer aber, deſſen Namen wir nicht kennen, geht einen Schritt weiter, und zwar einen ſehr bedeutſamen. Er ſendet nicht nur den dankbaren Blick des endlich Erlöſten zum Himmel empor, ſondern er wendet ihn der Erde zu und fordert auf, ſich mit ihr zu beſchäftigen. Dieſer geſunde Ruf zur Arbeit, der hier aus einer naiven, frommen Seele ergeht, bezeichnet die Stimmung, die der Friede bei kräftigeren Naturen erweckte. Das deutſche Volk hat ſich dadurch aus dem Elend gerettet, das über ſie hereingebrochen war: ein Elend, wie es keine andere Kulturnation über ſich hat ergehen laſſen müſſen.

Was die Generale und hohen Offiziere erwarben, konnten ſie ſehr häufig nicht dauernd erhalten. Nur ſelten kommt es vor, daß, wie durch die ſchwediſche Familie Teſſin in Württemberg, koloniſatoriſche Arbeiten im Süden von Nordländern durchgeführt wurden. Infolgedeſſen war eine äußerſt günſtige Zeit für die Güterſpekulanten hereingebrochen, die mit wenig Kapital großartige Landgeſchäfte machten, deren Erfolg erſt voll erkannt wurde, als der Wert der Güter wieder zu ſteigen begann. Wie die Anſprüche geſtiegen waren, zeigt ein Vergleich derjenigen, welche die Truppen am Ende des Krieges machten, mit denen aus den Zeiten Mansfelds und Wallenſteins. 1641 ſtellte die kurbayriſche Artillerie im Weimariſchen u. a. folgende Tarifpoſten auf: G. F. Z. M. von Merci monatlich 1400 Gulden, 100 Pferde, ein Oberſt 800 Gulden, 40 Pferde, ein Stück-Hauptmann 100 Gulden, 12 Pferde; dem gemeinen Knecht berechnete man täglich als Schuldigkeit 2 Pfund Brot, 2 Pfund Fleiſch oder ſtatt derſelben 1½ Groſchen und 2 Feldmaß Bier. Der Burggraf des Grafen Gallas in Reichenberg berechnete die Koſten der Einquartierung 1640 mit 69 234 Gulden. Am ſchlimmſten kam immer der Bauer und Gutsherr fort, weil man ihm auch dasjenige nahm, was er zu ſeiner Arbeit benötigte: Pferde, Ochſen, Karren, Wagen u. dergl. Das Zuchtvieh wurde mitgeführt und zur Verpflegung der Armeen verwendet. In Hadamar in Naſſau zählte man ſchon 1625 einen Abgang von 532 Stück Rindvieh, 308 Schweinen, 3239 Malter Früchten, 341 Wagen Heu. In den nicht befeſtigten Städten und Ortſchaften konnte man alles wegtragen und zu Eigengut machen, was einem gefiel, und deſſen gab es nicht wenig. Denn Deutſchland war vor dem Kriege nicht nur wohlhabend geworden, es hatte auch durch den häufigen Verkehr mit den Humaniſten, die jahraus, jahrein über die Alpen zogen, ihr halbes Leben als gelehrte Vaganten in den Klöſtern und an den kleinen Höfen Italiens verbrachten, die Kunſt des Quattro- und Cinquecento kennen gelernt. Die Gewerbetreibenden bildeten ſich an den Muſtern aus, die ſie im eigenen Lande ſehen konnten, obwohl auch aus dieſer Berufsklaſſe, wer nur immer konnte, an Ort und Stelle beſichtigte und zeichnend feſthielt, womit er ſeine Kundſchaft erfreuen zu können glaubte. Was hat man in Mähren, Niederöſterreich und Böhmen aus den Kirchen, aus Amts- und Gerichtsſtuben, ja auch aus den Geſchäftsräumen weggetragen, um es entweder zu Hauſe zu verwenden oder für unbedeutende Zahlung hintan zu geben! Jeder Gang durch unſere Muſeen gibt uns ein Bild von der Art, wie nicht nur der Adel, ſondern auch das Bürgertum jener Zeit ſeine Wohnräume auszuſtatten verſtand. Als das Bargeld, das zu den Kontributionen zuſammengeſchoſſen werden

Feſt der Amſterdamer Schützen zur
Feier des weſtfäliſchen Friedens (1648)
Von G. Flinck (1615-1660) im Rijksmuſeum Amſterdam

Feſt der Amſterdamer Schützen zur
Feier des weſtfäliſchen Friedens (1648)
Von G. Flinck (1615-1660) im Rijksmuſeum Amſterdam

mußte, in den intarſierten Holztruhen und mit unzähligen Schlöſſern verwahrten Käſtchen und Eiſenkaſſen nicht mehr vorhanden war, griffen die brutalen Hände nach allem, was aus Edelmetall verfertigt war, ob es heiligen oder weltlichen Dingen zu dienen hatte. Aber nicht nur dieſe, ſondern auch die Hände des Steuerbeamten nahmen den Goldſchatz, den irgend ein kleiner Landherr von einem vornehmen Gönner zur „Ergötzlichkeit“ bei der Hochzeit oder bei Taufen erhalten hatte, ohne Bedenken. Denn er wußte, daß bei der Einlöſung noch etwas für ihn abfallen dürfte.

Als der Friedenschoral von den Kirchen geblaſen wurde, und die Prieſter aller Konfeſſionen ihre Gläubigen, die nur mehr recht ſpärlich in den Kirchen erſchienen, zur Ergebung in ihr trauriges Schickſal aufforderten, das ja zum großen Teile die Strafe ihrer Sünden ſei, da war Deutſchland ein armes, menſchenleeres Land geworden. Davon zum Beweiſe nur wenige amtlich feſtgeſtellte Daten: in Greifswald waren ſchon im Jahre 1629 nicht weniger als 450 Häuſer ohne Einwohner, im niederſächſiſchen Belzig von 200 Häuſern nur vier bewohnt. Berlin zählte 1661 nur 300 Bürger. Der Wert der Häuſer war ſelbſtverſtändlich tief geſunken. In Hainau in Schleſien wollte Chriſtoph Hofmann ſein Haus in der Mönchsgaſſe um ein paar Stiefel umtauſchen. Böhmen hatte vor dem Kriege 150 000 anſäſſige Untertanen, 1631 deren 85 000, 1637 noch 53 000, 1645 gar nur 30 000. Hornmayer berechnet die geſamte Einwohnerzahl des Königsreich vor dem Kriege auf 3 Millionen, nach demſelben auf 780 000 Menſchen. J. J. Reyſers: „Hiſtoriſcher Schauplatz der Stadt Heidelberg“, Frankfurt 1733: „Der grauſame und unerhörte Hunger nahm mit den Jahren mehr und mehr zu, ſonderlich in dem Jahr 1637, da er in der Pfalz und um Worms herum ſo ſchrecklich hart, daß er mit keiner Feder kann beſchrieben werden. Dieſes Elend vermehrte ſich noch mehr durch die einquartierten Soldaten, als welche unter dem Vorwand rückſtändiger Kontri-

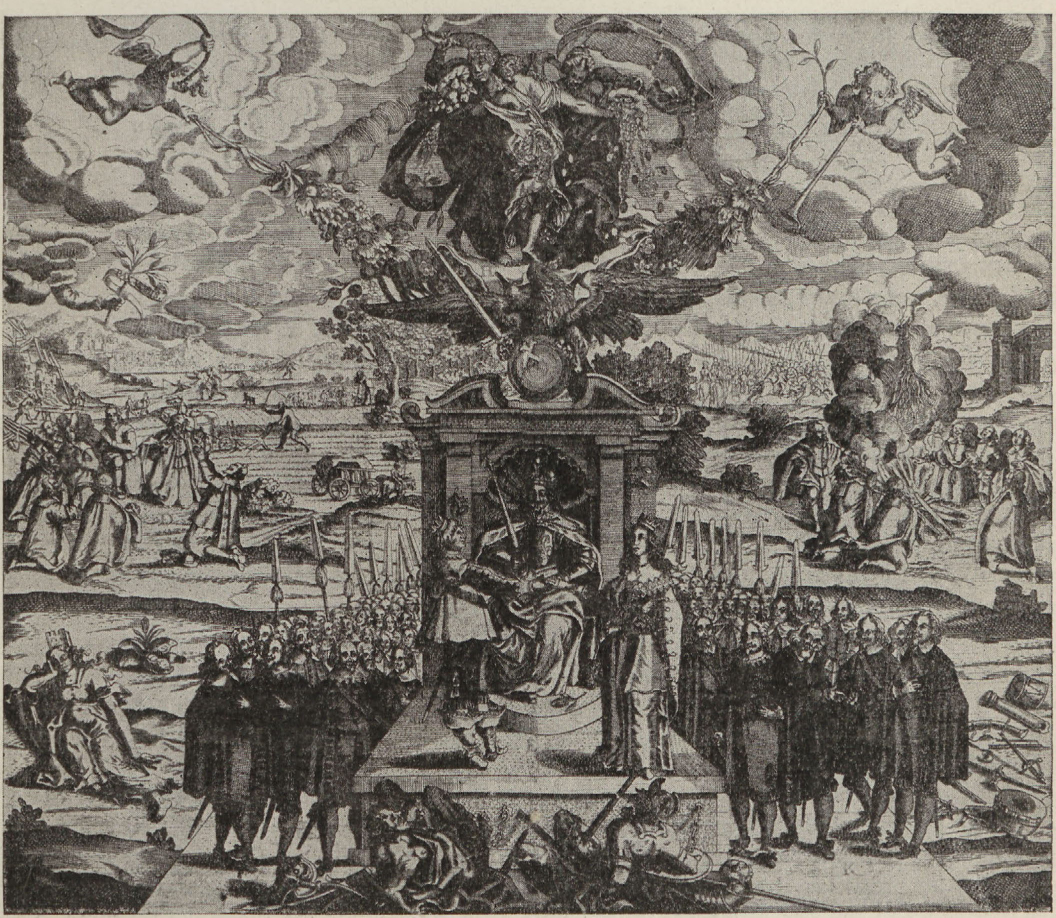
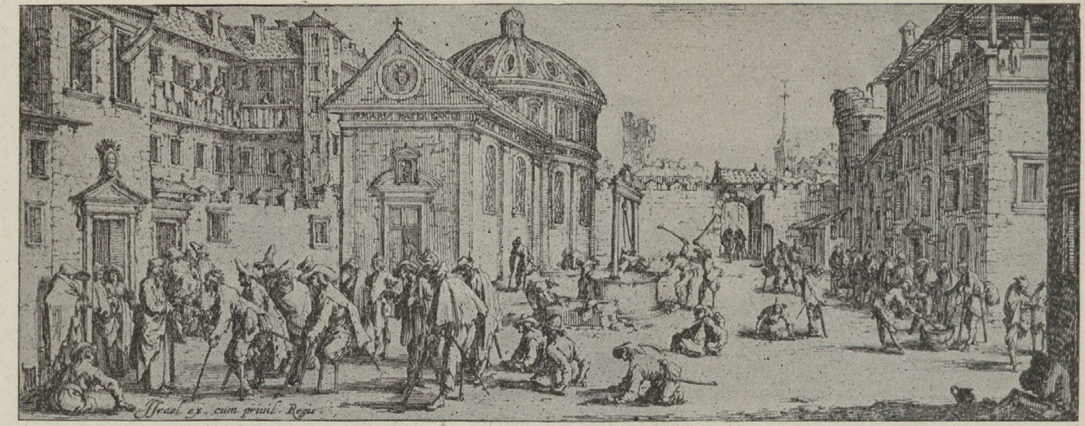


Abbildung des hocherwünſchten Teutſchen Friedens. Zeitgenöſſiſches Flugblatt auf den Friedensſchluß.

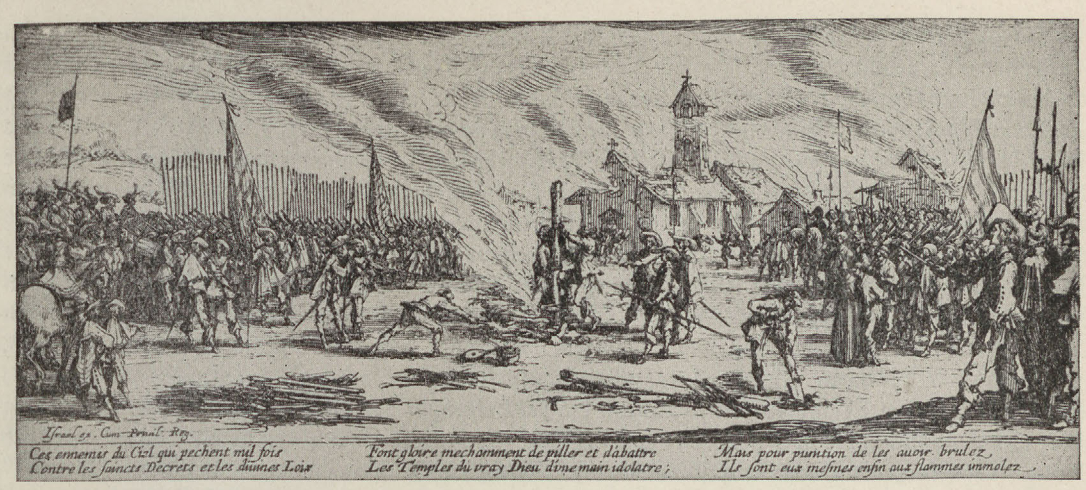

Iſrael ex. cum privil. Regis

Krüppel und Bettler.

Stich Callots in „Les misères et les malheurs de la guerre“, Paris 1633.

butionen dem armen Mann alle Lebensmittel, ſonderlich die übriggebliebenen Früchte des Weinſtocks, ohne Gnade hinwegnahmen, und mußten die armen Leute, die nicht vor ſchwarzem Hunger ihren matten Geiſt aufgeben wollten, von Gras, Kraut, Wurzeln, dürren und grünen Baumblättern, ſich ohne Brot, Salz und Schmalz ernähren, und dies war noch ziemlich erträglich. Viele waren froh, wenn ſie nur Ochſen-, Kuh-, Pferd-, Schaf- und andere Häute bekommen und ſolche verzehren konnten; ja der grauſame Hunger trieb ſie noch zu anderen Dingen, wovor auch die menſchliche Natur einen Ekel und Abſcheu zu haben pflegt: daß ſie nämlich Hunde, Katzen, Ratten, Fröſche, Mäuſe und andere Tiere, den bitteren Hunger damit zu ſtillen, gegeſſen, auch ſchonte man derjenigen Tiere nicht, die ſchon etliche Wochen lang an den Wegen, in den Pfützen und Waſſer gelegen und einen entſetzlichen Geſtank von ſich gaben, und hatte man ſich alſo über die Menge Mäuſe und Fröſche nicht zu beſchweren, weil der arme Mann ſie allerorten fleißig aufſuchte und ſie verzehrte. Um das Pferdefleiſch haben ſie einander auf den Tod geſchlagen und wohl auch ermordet.“ Daß es ſchließlich zu den entſetzlichſten Fällen von Kannibalismus kam, daß ſich Scharen von Bettlern zuſammenfanden, die in der Nachtzeit Reiſende überfielen, erwürgten, endlich brieten und fraßen, muß leider geglaubt werden. Wenn auch nur ein kleiner Teil deſſen wahr iſt, was Grimmelshauſen in ſeinem „Simpliciſſimus“ erzählt, muß es doch jeden Leſer aufs tiefſte erſchüttern.

Der Friedensſchluß bedeutet durchaus nicht den Tiefſtand des materiellen Elends, es dauerte vielmehr Jahrzehnte, bis die Produktion ſich nur ſo weit erheben konnte, um wieder einen normalen Austauſch der Güter zu ermöglichen. Wir ſehen aus den Preiſen für landwirtſchaftliche Erzeugniſſe, daß der Bauer, wenn er auch ſeine Früchte zu Markt trug, damit nur wenig verdiente. Faſt in allen Landſtrichen fiel der Preis des Korns nach 1648 noch unter die niedrigſte Summe, die es während des Krieges erreicht hatte. In Sachſen kam der Weizen, der vor dem Krieg 26 bis 27 Groſchen wert war, 1648 auf 10 bis 12, 1652 auf 20, 1657 fiel er bis auf 8, um ſich erſt nach 1659 wieder zu heben. Der Wert der Güter war demgemäß ebenfalls tief geſunken. In Freiſing erhielt man ein Gut, das früher mit 2000 Gulden bezahlt wurde, um 70 bis 80, in Heſſen eine anſehnliche „Hofraite“ um 50 Gulden. Die Produktion blieb daher fortwährend beſchränkt, man bebaute nur die ergiebigſten Grundſtücke, weil man des geringen Viehſtandes wegen auch nur ſparſam düngen konnte. Manche Zweige der Landwirtſchaft wurden gar nicht mehr betrieben; ſo hat der Krieg namentlich mit dem Weinbau, der im 16. Jahrhundert noch bis an die Oſtſee gereicht hat, nördlich des Mains gründlich aufgeräumt. Dagegen hat ſich der Wildſtand trotz eifrigſten Jagens bedenklich vermehrt, obwohl Kurfürſt Johann Georg von Sachſen allein während ſeiner 45jährigen Regierung 3543 Wölfe und 203 Bären erlegt hatte. Weit mehr aber noch litten die Bauern durch die Rechtsverletzungen, die ſich die Grundherren zuſchulden kommen ließen. Der freie Bauernſtand verſchwindet mehr und mehr, die Untertanen aber werden von ihren neuen Herren zu Leiſtungen herangezogen, zu denen ſie nie verpflichtet geweſen waren. Die Hörigkeit wird in


Iſrael ex. Cum Privil. Reg.
Ces ennemis du Ciel qui pechent mil fois
Contre les ſaincts Decrets et les diuines Loix
Font gloire mechamment de piller et d'abattre
Les Temples du vray Dieu d'vne main idolatre;
Mais pour punition de les auoir brulez,
Ils ſont eux meſmes enfin aux flammes immolez.

Verbrennung von Kirchenräubern.

Stich Callots in „Les misères et les malheurs de la guerre“, Paris 1633.

Deutſchland erſt nach dem großen Kriege drückend. Das patriarchaliſche Verhältnis, das zwiſchen Herrn und Untertan beſtand, ſolange noch die alteingeſeſſenen Familien die Güter bewirtſchafteten, konnte nicht fortdauern, als die Herren Generale und Offiziere, die mit ihrem baren Gelde die Güter gekauft hatten, deren Bewirtſchaftung übernahmen. Die waren gewohnt, alles zu nehmen, deſſen ſie habhaft werden konnten. Mit Hilfe des neuen Rechtes, des römiſchen, wurden die Bauerngüter der Reihe nach „gelegt“ oder „entſetzt“, ohne daß die bisherigen Beſitzer zu einer Rechtshilfe gelangen konnten. Die volkstümlichen Formen der Rechtsfindung und Rechtsſprechung waren meiſt vergeſſen, und wo das nicht der Fall, hätte niemand die Hand dazu geboten, ſie wiederherzuſtellen. Der Träger der Souveränität, der Landesherr, wurde auch die Quelle des Rechts; in ſeinem Namen ſprachen es die von ihm eingeſetzten Richter. Mit dem Wohlſtande und der Tatkraft, die der große Krieg den Deutſchen für lange Zeit genommen hatte, wurde auch ein koſtbares Werk nordiſcher Beharrlichkeit hinweggerafft: die Hanſa. „Wer ihre Geſchichte nicht kennt, der verſteht die Bedeutung unſeres Volkes noch nicht zu ſchätzen, der weiß nicht, daß demſelben kein Ziel zu weit, keine Aufgabe zu groß iſt, daß es gleichzeitig zu den erſten Handelsvölkern der Welt gehören und die Idee des Humanismus geiſtig verarbeiten, den Dänenkönigen Trotz bieten und dem römiſchen Papſte die angemaßte Weltherrſchaft beſtreiten konnte. Wie ſah es noch wohl in der Themſe aus, als in Danzig Tag für Tag 400 Schiffe ein- und ausliefen, als die Kaufleute von Soeſt, Dortmund und Osnabrück ihre Kontors in der Warägerſtadt Nowgorod eröffneten? Es iſt wahrlich keine Neuerung, wenn ſich die deutſche Nation heute wieder unter die ſeefahrenden zu rechnen beginnt, wenn ſie ihren Anteil am Weltverkehre noch rechtzeitig zu ſichern unternimmt; ſie ſetzt am alten Stamme, den der Sturm entlaubt, doch nicht gebrochen, junge Reiſer an. Sie nimmt ſich wieder, was ihr vor 200 Jahren die glücklicheren Nachbarn abgenommen.“ Noch 1641 wollten 10 Städte den Bund erneuern, aber Lübeck, das die Führung hätte übernehmen müſſen, fühlte ſich zu ſchwach dazu, nachdem es 1629 ſchon 96 Schiffe verloren hatte; Danzig, das 1619 über hunderttauſend Laſt verlud, konnte 1659 nur mehr 542 Laſt als Ausfuhr deklarieren. Magdeburg, Köln, Braunſchweig zählten überhaupt nicht oder kaum mehr als Handelsplätze.

Eine auffallende aber geſunde Wandlung ging unter den Deutſchen in den politiſchen Anſchauungen vor ſich. Nicht das Gefühl der Wohlhabenheit, ja des Reichtums, die Freude am eigenen Schaffen hat die nationale Geſinnung ausgelöſt, wohl aber der Jammer über die Trauer, über den Rückgang der Macht und Bedeutung unſeres Volkes. Ein gewiß ſehr unverdächtiger Zeuge, Graf d'Avaux, ſchreibt an Mazarin am 14. Februar 1645: „Die Deutſchen ſind viel inniger durchdrungen von der Liebe zum Vaterlande, wie die italieniſchen Fürſten; ſie empfinden es als unerträgliche Pein, daß Fremdlinge das Reich zerſtückeln und ziehen, einer des deutſchen Klimas würdigen Politik getreu, den Beſtand eines Körpers, deſſen Glieder ſie ſind, einer Zerteilung, die jedem einzelnen nur vorteilhaft ſein würde, vor.“

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird dieſe nationale Geſinnung vorzüglich von den zahlreichen gelehrten Geſellſchaften gepflegt, die ſich dazu verpflichtet fühlten, gegen den Einbruch der Nachahmung fremder Literaturen in ihren Dichtungen zu Felde zu ziehen. Der Sieg des Franzöſiſchen auf künſtleriſchem und kunſtgewerblichem Gebiete war längſt entſchieden, als dieſe kleinen zarten Herren, nachdem ſie ihre blutgetränkten Schwerter eingeſteckt, ſtatt gegen die fremden Krieger, gegen die fremden Dichter zu kämpfen begannen. Ihr Kampf mußte um ſo weniger ausſichtsvoll ſein, als die Franzoſen bereits ihre klaſſiſche Schule vorbereiteten. Canitz und Beſſer in Berlin, Hereus in Wien nahmen das von Chriſtian Weiſe mit Erfolg begonnene Streben nach Natürlichkeit auf; leider fehlte es ihnen aber an Talent, ſo daß ſie keinen bedeutenden Eindruck machten. Beſſer gelang dies den Schleſiern, ſchon in der erſten ſogenannten „ſchleſiſchen Dichterſchule“, die Martin Opitz von Boberfeld begründet hat. Er machte zuerſt den Verſuch, die Geſetze der deutſchen Dichtkunſt aufzuſtellen und reinigte die deutſche Sprache, ſoweit er es vermochte, von den Fremdwörtern, empfahl die Nachahmung der antiken Formen mit Benutzung einer Silbenmeſſung, die noch heute in der Dichtkunſt das mittelalterliche von dem modernen Deutſch trennt. Von kürzerer Dauer war ſeine Unterſcheidung im Drama, indem er in ſeiner „Poeterei“ behauptet, daß in der Tragödie nur fürſtliche oder königliche Perſonen, in der Komödie dagegen Leute niederen Standes auftreten. Die Tragödie handle von „Totſchlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vätermorden, Brand, Blutſchande, Krieg und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seufzen. Die Komödie dagegen von Hochzeiten, Gaſtgeboten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, ruhmredigen Landsknechten, Buhlerſachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geiz des Alters, Kupplerei und ſolchen Sachen redet, die täglich unter gemeinen Leuten verlaufen.“ Es widerſpreche den Regeln der Dichtkunſt, wenn man Potentaten, Kaiſer und Könige mit den Menſchen des gewöhnlichen Schlages zuſammenführt. Außer Opitz hat ſich Andreas Gryphius der Feſtſtellung der verſchiedenen dramatiſchen Formen angenommen. Sein Vorbild war Seneca. Er hat daher auch den Chor, den er „Reigen“ nennt, in das Trauerſpiel eingefügt. Die einzelnen Teile eines Dramas nennt er „Abhandlungen“, womit das Weſen ſeiner tragödiſchen Werke ſehr gut bezeichnet iſt. In den Stoffen beſchränkt er ſich faſt ausſchließlich auf die Geſchichte der alten Zeit, und hier bleibt er faſt immer Nachahmer, während ſeine nicht geringe eigene dichteriſche Kraft in den Luſtſpielen zum Ausdruck kommt, ſo in dem „Horribiliſribifax“, in dem jene Volkselemente gekennzeichnet werden, die künſtleriſche Beobachter damals beſonders für eine Wiedergabe auf der Bühne reizen mußten: Landsknechtfiguren, Prahlhänſe und ſprachmiſchende Schwätzer. Gut getroffen ſind namentlich der Hauptmann Horribiliſribifax von Donnerkeil und Wüſthauſen und der Kapitän Daradiridatumtarides Windbrecher von Tauſendmord. Der erſtere ſpricht den zweiten an: „Und wenn du mir bis in den Himmel entwicheſt und ſchon auf dem linken Fuß des großen Bären ſäßeſt, ſo wollte ich dich doch mit dem rechten Spornleder erwiſchen und mit zweien Fingern in den Berg Ätna werfen.“ Worauf Daradiridatumtarides: „Gardez-vous, follastreau! Meineſt du, daß ich von dir gewichen? Und wenn du des großen Carols Bruder, der große Roland ſelbſt und mehr Taten verrichtet hätteſt als Scanderbeck, ja in die Haut von Tamerlan gekrochen wäreſt, ſollteſt du mir doch keine Furcht einjagen.“ Am meiſten Leben unter den Stücken des Gryphius findet ſich in der „geliebten Dornroſe“, ein Bauernſtück in ſchleſiſcher Mundart. Der Abenteuerroman erreichte ſeine Höhe in dem bedeutendſten Werke von Grimmelshauſen, in dem „Abenteuerlichen Simplicius Simpliciſſimus“, der freilich erſt 1669 erſchien. Es iſt eine Erzählung voll Lebensfriſche, Lebenswahrheit und von hohem kulturgeſchichtlichen Werte.

Die Architektur hat in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf deutſchem Boden ihre hervorragendſten Werke geſchaffen. Obwohl von Seite der Prieſterſchaft, ganz beſonders von der reformierten, gegen die Renaiſſance geeifert wurde, weil ſie aus Rom ſtammen und heidniſchen Charakter an ſich tragen ſollte, fand ſie doch auch in Süddeutſchland Anwendung, weil die Künſtler von ihrem Geiſte und ihren Formen erfüllt waren. In den Alpenländern ſchließt ſich die Renaiſſance faſt unvermittelt an die Gotik, weil die politiſchen Verhältniſſe unter Maximilian I. und Karl V. die Verbindung mit Spanien, die meiſt auf dem Wege über Italien ſtattfinden mußte, die Aufnahme der ſüdlichen Formen begünſtigten. Schon in Kärnten und Tirol begrüßt den Wälſchen ſeine eigene Kunſt in vielen zum Teil ſogar glänzenden Bauten. Das Landhaus in Graz wirkte vorbildend auf zahlreiche Schloßbauten in den Alpenländern, während die Schloßbauten in

Stuttgart und Tübingen und der Rathausbau zu Heilbronn davon Kunde geben, daß der Geſchmack der neuen Richtung in fürſtlichen und patriziſchen Kreiſen Eingang gefunden hatte. Wie hoch derſelbe entwickelt war, und wie ſehr man bemüht iſt, ſeinen Einfluß auf die Entwicklung der künſtleriſchen Form überhaupt feſtzuhalten, beweiſt das ungeteilte Intereſſe unſerer Zeitgenoſſen an dem Glanzſtücke deutſcher Architektur, dem Heidelberger Schloß, und an den nach Tauſenden zählenden Werken des Kunſtgewerbes, wo das deutſche Handwerk wohl überhaupt den Sieg über die nachbarliche Arbeit davongetragen hat. Das Fürſtenzimmer im Rathaus zu Augsburg, die Wohnhäuſer der Peller und Tucher in Nürnberg, Treppen und Saalausſtattungen in Bremen, die Häuſerfronten in Hildesheim und Goslar, die Sammlungen von Spitzen, Schmuck, Prunkwaffen uſw. in unſeren Muſeen bergen zum Teil unerreichte Muſter für das Kunſthandwerk der kommenden Zeiten.

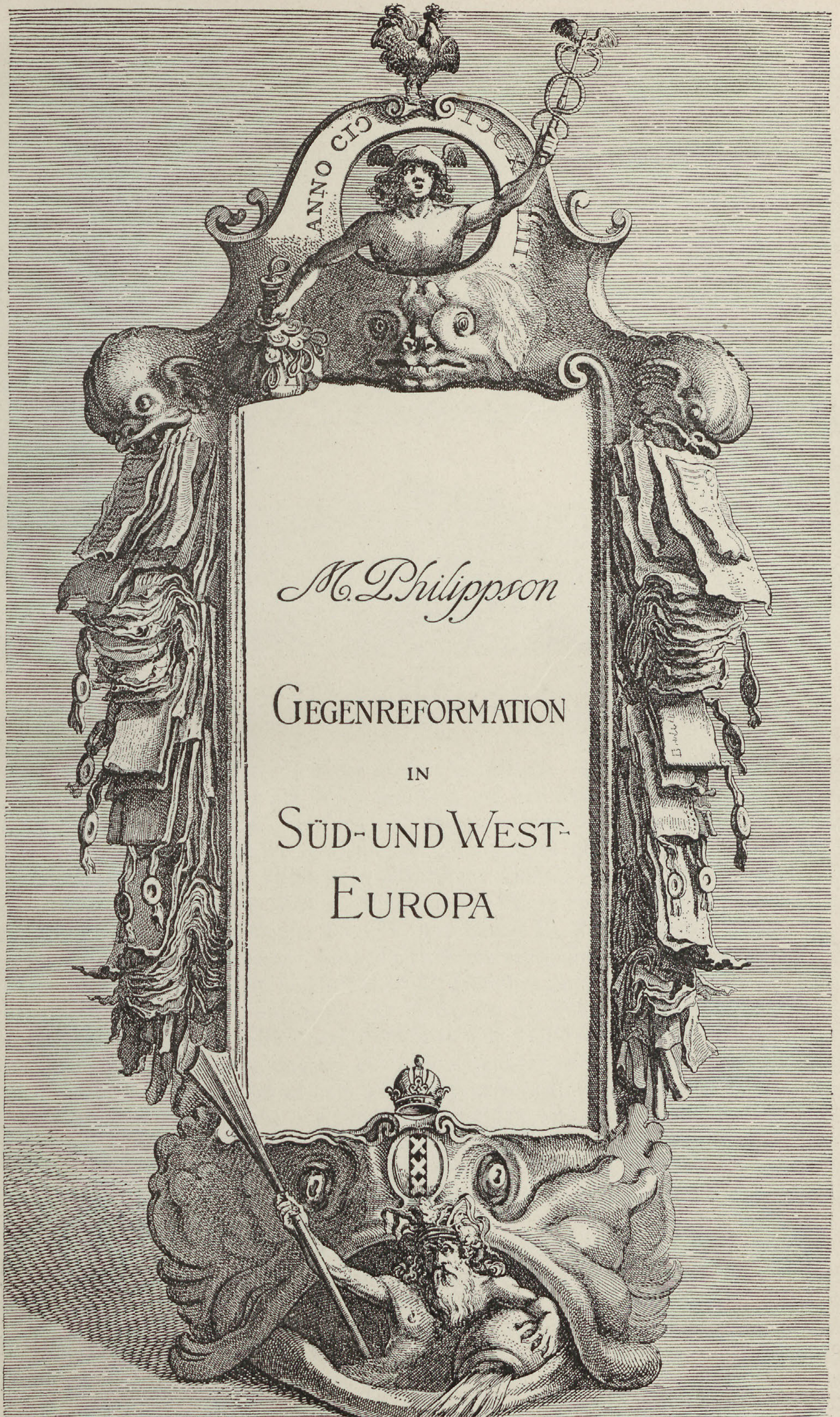
Und dennoch ſind dies nur Reſte, die vor der Raubſucht eigener und fremder Kriegsleute bewahrt werden konnten. An die Stelle der glänzenden, kunſtvollen Waffen, die zum Schmucke von Ritterſälen und Herrenſtuben beſtellt waren, traten nun die roh geſchnitzten, grob behauenen Spieße und Musketen, die in den Zeughäuſern der Kriegführenden aufbewahrt wurden. Die Maſſenproduktion entſpricht hier zuerſt dem Bedürfniſſe der veränderten Sachlage. Der Kreislauf des Völkerlebens ſchließt mit dem weſtfäliſchen Frieden in beſonders auffallender Weiſe. Arbeit, Erwerb von Gütern bis zum Überfluſſe, Kampf, Vernichtung, neuer Ruf zur Arbeit. Als man am 26. Juni 1650 in Nürnberg zuſammen ſaß, um die Auswechslung der Friedensverträge in feierlichſter Weiſe durch die beſonderen Exekutions-Geſandten vornehmen zu laſſen, da erwarteten hoffnungsvolle Gemüter, die Mit- und Nachwelt werde ihres Lobes voll ſein.

„Wie daß Ihr habt den Krieg aus Teutſchland weggeſchlagen
In eine fremde Welt wo man nur Friede ſieht."

Sie hatten ſich ſchwer geirrt. Nicht ein einziges Menſchenalter wurde der Welt, deren Schickſale wir hier geſchildert, zur Erholung und Sammlung neuer Kräfte vergönnt. Erſt wenige Jahrzehnte waren verſtrichen, als die Mauern des Heidelberger nationalen Kunſtwerkes, das man ſo ängſtlich behütet hatte, dennoch dem fremden Sieger zu Füßen fielen.

PAX INSONAT ORBI
MONASTERIVM
WESTPHA
1648

Denkmünze auf den Abſchluß
des weſtfäliſchen Friedens.


ANNO CIↃ IↃCX
IIII

M. Philippson

GEGENREFORMATION IN SÜD-UND WEST-EUROPA

Randverzierung aus Vondels „Aen de Beurs van Amsterdam“ 1643. S. Savry, fec.

Gegenreformation
in Süd- und Weſteuropa

von

Dr. Martin Philippſon

: Univerſitäts-Profeſſor a. D. in Berlin :

I

Die Gegenreformation in Süd-Europa und den Niederlanden

Sadeler exsc.

Das 16. Jahrhundert iſt die Zeit der großen Charaktere. Die mächtige religiöſe Bewegung fand ein ſtarkes Geſchlecht, das ſich in ihr betätigte, auf der Seite der Neuerer wie auf der der Anhänger des alten Glaubens. Wirkung und Gegenwirkung vollzogen ſich unter der Leitung kräftiger Willensmenſchen, die ihre perſönlichen Stimmungen und Beſtrebungen auf die Wucht der umfaſſenden, allgemeinen Richtungen gründeten: Luther, Zwingli, Calvin, Knox, Hutten, Sickingen, Moritz von Sachſen, Coligny, Wilhelm und Moritz von Oranien, Eliſabeth, Cecil auf der einen Seite; Loyola, die Päpſte Paul IV. und Sixtus V., Kaiſer Karl V., Philipp II., Alba, Alexander Farneſe auf der anderen — um nur die hervorragendſten zu nennen, denen viele andere kühne und kluge Helfer und die wildbewegten Volksmaſſen zur Seite traten. Es iſt ein buntes und oft tragiſches Schauſpiel, aufregend und blutig, wo ſich mit aller Feinheit der Bildung und des Kunſtſinnes, mit einer raffinierten Höflichkeit und Höfiſchkeit rückſichtsloſer Ehrgeiz, unbegrenzte Grauſamkeit verbinden, und wo alle dieſe Eigenſchaften ſich in den Dienſt der mächtigen religiöſen Kämpfe ſtellen. Kam es doch ſelbſt in dem verhältnismäßig freien England vor, daß 1540 ein fünfzehnjähriger Knabe auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, weil er wiederholt hatte, was er von anderen gegen das Sakrament des Altars hatte ſagen hören. Aber ſo abſchreckend und grauſig oft die Einzelerſcheinungen hervortreten, das Ganze iſt doch ſo reich an erſchütternden dramatiſchen Epiſoden, vom menſchlichen Standpunkte aus ſo anziehend und feſſelnd, wie keine andere Epoche der Geſchichte.

Der viele Jahrzehnte hindurch ſiegreich vordringenden Reformation hatte die alte Kirche durch ihre feſte Zuſammenfaſſung im Trienter Konzil ſowie durch die Tätigkeit der neu begründeten Orden — der Kapuziner, Theatiner und beſonders der Geſellſchaft Jeſu — ſtarke Hinderniſſe und eine kräftige Gegenwirkung geſchaffen. Nach einigem Zaudern übernahmen ihre Verteidigung mächtige Herrſchergeſchlechter wie die deutſchen Habsburger, die bayeriſchen Wittelsbacher, mehrere italieniſche Dynaſtien, die franzöſiſchen Könige, vor allem aber der Sohn Karls V., Philipp II. von Spanien.

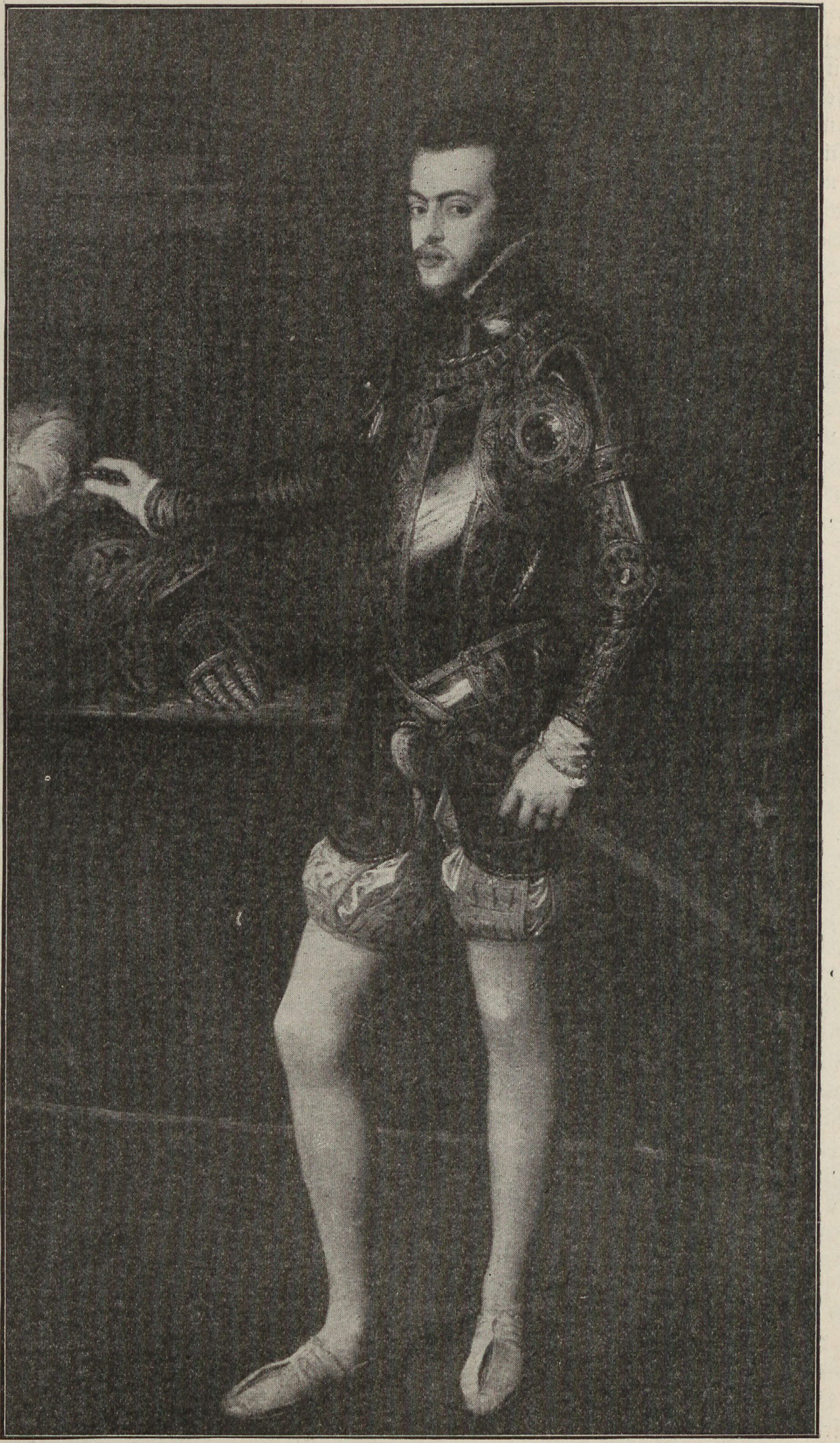
Geboren am 21. Mai 1527, gründlich unterrichtet und ſchon früh in die Staatsgeſchäfte eingeführt, zeigte Philipp von Jugend an das gleiche Weſen, das er während ſeiner ganzen

Lebenszeit betätigt hat. Einfach, nur ſeinen Regierungsgeſchäften und den Übungen einer ſtrengen Kirchlichkeit obliegend, deſpotiſch, jeder körperlichen Tätigkeit und Anſtrengung abhold, ſchloß er ſich von dem Lärm der Welt in ſein enges Arbeitszimmer ab. Von dieſem aus, beſonders von ſeiner Zelle in dem von ihm erbauten Kloſter des Escorial, umfaßte er in unermüdlicher, bis ins Einzelnſte ſich vertiefender Arbeit die Geſchicke der Welt. Von hier gingen die Diplomaten, die zahlreichen und wohlgeübten Heere aus, die in ganz Europa dem Willen des einſamen Herrſchers dienten. Philipp war von mittlerer Größe, eher klein, von zartem Körperbau, bald ununterbrochen kränkelnd, zumal von der Gicht bis zur Bewegungsloſigkeit geplagt. Sein Geſicht war regelmäßig, mit hoher, ſchöner Stirn, hellem Teint, wohlproportionierter Naſe, großen blauen Augen; nur der Mund groß und nach erblicher habsburgiſcher Weiſe durch eine dicke herabhängende Unterlippe entſtellt; das Haar hellblond, ein Erbteil ſeiner deutſchen Ahnen. Langſamkeit, abwehrende Verſchloſſenheit, ſteife Würde drückten ſeine hohe Meinung von ſeiner königlichen Stellung aus. Nur zwei ſanftere Züge milderten dieſes ſtarre Bild: ſeine Liebe zur Kunſt und ſeine Neigung zu den Frauen, der er trotz ſeiner Frömmigkeit bis in ſein Alter nachging.

Seine Miniſter behielt er ſo lange wie irgend möglich bei, nicht aus Anhänglichkeit oder Dankbarkeit, die er nicht kannte, ſondern um ſeine Unfehlbarkeit zu bewahren und zu bekräftigen. Er ließ ihnen deshalb ſogar ſchlimme Verſchuldungen ungeſtraft hingehen. Nur wenn er ſich ſelbſt gekränkt glaubte, wenn er meinte, daß einer ſeiner Diener ſeinen Abſichten entgegenarbeite, dann war deſſen völliger Sturz unwiderruflich beſchloſſen. „Von dem Lächeln des Königs bis zu ſeinem Meſſer liegt noch nicht zweier Finger Breite“, ſagte man damals in Spanien. Die Hochadligen demütigte er und ſchloß ſie von der Teilnahme an den Staatsgeſchäften möglichſt aus. Dieſe wurden mit großer Umſtändlichkeit betrieben, in den zahlreichen Ratskollegien vorbereitet, von dem Könige hin und her erwogen, erſt ſpät, oft zu ſpät erledigt. Jede Einzelheit, ja geographiſche und hiſtoriſche Notizen prüfte der König. Die Ränder aller Staatsſchriften ſind mit ſeinen großen, groben, unleſerlichen Schriftzügen bedeckt. Darüber ging eine unendliche Zeit verloren. Allein das war Philipp gerade recht. „Ich und die Zeit“, war der Wahlſpruch des bedächtigen Herrſchers. Aber einmal gefaßt, blieb ſein Entſchluß unabänderlich, auch wenn inzwiſchen die Umſtände ſich weſentlich geändert hatten. Seine eigenſinnige Zähigkeit hat ſeinen Angelegenheiten ebenſo großen Schaden zugefügt, wie ſeine übermäßige Langſamkeit im Entſchluß.

Er liebte es, wenn ſeine Miniſter ſich untereinander befehdeten: ſo glaubte er, von keinem von ihnen hintergangen werden zu können und ſeine Autorität am beſten zu bewahren. Zu Beginn ſeiner Regierung waren die hervorragendſten, dabei ſtets einander widerſprechenden Berater der milde, verſöhnliche Ruy Gomez Fürſt von Eboli und Fernando de Toledo, Herzog von Alba, der Sprößling eines der vornehmſten Adelsgeſchlechter Spaniens, ein ſtolzer, herber Mann, aber durch ſeine große Erfahrung in politiſchen und zumal militäriſchen Dingen dem Könige unentbehrlich, mit dem ihn der gleiche religiös-nationale Fanatismus verband.

Und doch war Philipp kein guter Katholik nach dem Sinne der mittelalterlichen oder auch der heutigen Kirche. Denn nicht deren gehorſamer Sohn, ſondern ihr Schutzherr und weltliches Haupt wollte er ſein, auf ihre Politik und ſogar auf ihre dogmatiſche Entwickelung beſtimmenden Einfluß üben. Andererſeits wußte er die ſpaniſche Geiſtlichkeit derart von Rom zu löſen und durch Ernennung zu allen einträglichen kirchlichen Stellen ſowie durch ſtrenge Beaufſichtigung ſeitens der ſtaatlichen Behörden in ſolchem Umfange an die Krone zu feſſeln, daß ſie nur noch durch das Band des Glaubens, nicht aber durch das der Organiſation und Disziplin mit dem Heiligen Stuhle verknüpft blieb und den König als ihren Oberen betrachtete. Der Staat hat in neueren Zeiten niemals wieder vermocht, ſo weitgehende Rechte und Befugniſſe über den katholiſchen Klerus zu erlangen. Das Papſttum aber, das Philipp für die Sache der katholiſchen Religion als minder wichtig erachtete denn den mächtigen König Spaniens, ſollte deſſen kirchliche und politiſche Pläne mit voller Hingebung fördern. Es läßt ſich bei ihm und ſeinen nächſten Nachfolgern die Machtfrage von ihrem Glaubenseifer durchaus nicht trennen; beides hing ihnen auf das engſte zuſammen. Der Katholizismus war ihnen eine perſönliche und nationale Sache, und andererſeits hielten ſie ſich wieder für unentbehrlich für ſeine Aufrechterhaltung. So war ihre politiſche Herrſchaft mit Fanatismus gemiſcht, ihr Fanatismus zugleich Sache des politiſchen



König Philipp II. von Spanien.

Gemälde von Tizian im Pradomuſeum zu Madrid.

und perſönlichen Ehrgeizes, und die enge Verſchmelzung dieſer beiden Triebfedern verlieh dem Auftreten Philipps II. und ſeiner Getreuen die furchtbare, erbarmungsloſe Energie und Hartnäckigkeit, die jedes Hindernis ſelbſt mit den verwerflichſten Mitteln vernichten zu dürfen und zu müſſen vermeinte, weil ſie Gottes Sache zum Siege zu führen beſtimmt ſeien.

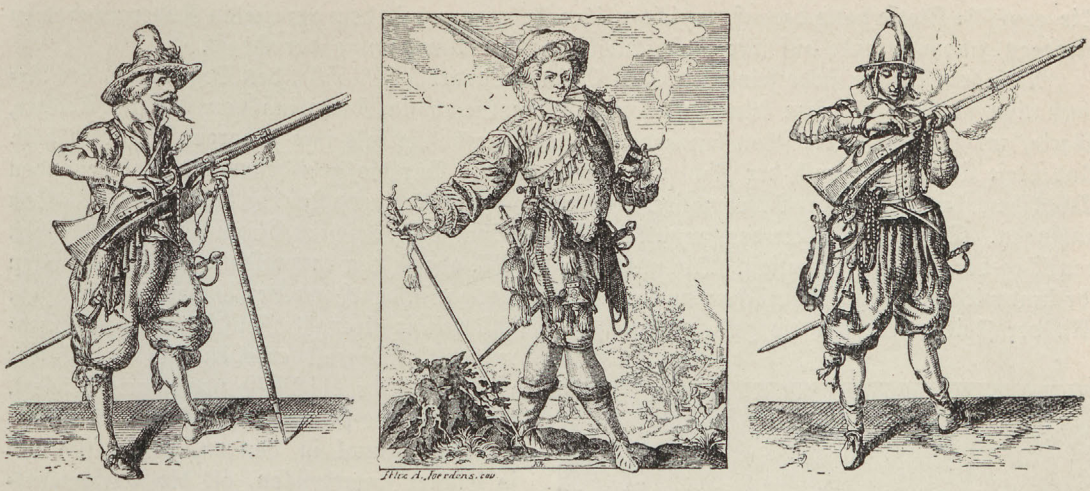
Damit hat Philipp II. völlig den Anſchauungen der großen Mehrzahl der Spanier und zumal der Kaſtilier entſprochen, die er deshalb faſt ausſchließlich zu ſeinen Ratgebern und Werkzeugen wählte und in jeder Weiſe vorzog. Wie ihr König glaubten die Kaſtilier ſich dazu berufen, mit dem Schwerte in der einen und dem Kruzifix in der anderen Hand die Welt zu erobern und zu beherrſchen — zur Ehre Gottes, aber auch des adligen glaubenstreuen Spaniens.

Und doch ſchloß jeder Verſuch einer neuen Machterweiterung eine ernſte Gefahr ein, denn ſchon die damalige Ausdehnung des ſpaniſchen Reiches machte gerade ſeine Schwäche aus. Wie ließ ſich auf die Länge ein Staatsweſen zuſammenhalten, das den Intereſſen und Anforderungen Spaniens und der Niederlande, des halben Italiens ſowie Mittel- und Südamerikas genügen und dieſe ſo fern voneinander gelegenen Länder gegen zahlreiche Widerſacher verteidigen ſollte? Ein verwickelter Verwaltungsmechanismus war notwendig, der koſtbare Zeit und Mittel verſchlang und, zumal bei den ſchwierigen und langſamen Ortsverbindungen jener Epoche, nur ſelten im rechten Augenblick das Rechte auszuführen geſtattete.

Das waren Gründe der Schwäche, die ſich in der neueren Zeit jedem Verſuche, ein Weltreich zu ſtiften, entgegenſtellen mußten; aber der eigentümliche Charakter des ſpaniſchen Volks ſchuf weitere, beſondere Schwierigkeiten. Sein langer Kampf wider die Mauren, Gegner nicht allein der Politik, ſondern auch der Abſtammung und dem Glauben nach, hatte es an unerbittliche Unterdrückung aller fremden Nationen gewöhnt, mit denen es in kriegeriſche Berührung kam; ſie wurden entweder vernichtet oder hart und grauſam zugunſten des Siegers ausgebeutet. Die Kunſt, fremde Bevölkerungen ſich zu aſſimilieren oder wenigſtens zu verſöhnen, war den Spaniern unbekannt geblieben. Sie traten in Amerika lediglich als Eroberer, ja Vertilger auf; in Italien und den Niederlanden regierten ſie durch Feſtungen, Garniſonen, Henker und Glaubensinquiſitoren. Nur die Schneide des Schwertes und die Glut des Scheiterhaufens wandten ſie an, aber weder Geſchicklichkeit noch weiſe Mäßigung. Sie waren deshalb allen unterworfenen Nationen auf das tiefſte verhaßt; dieſe erhofften in glühendem Grimme den Augenblick, wo ſie ſich gegen das Joch erheben könnten, das jeden einzelnen unglücklich machte und der Geſamtheit alle Kraft und Geſundheit aus den Adern zog.

Äußerlich bot allerdings das ſpaniſche Reich ein glänzendes Bild. Wenn auch die Einwohnerzahl nicht ganz ſeiner weiten Ausdehnung entſprach, ſo übertraf ſie doch bedeutend alle übrigen Staaten jener Zeit. In Europa beherrſchte Philipp an 20 Millionen Untertanen, während Frankreich etwas über die Hälfte, England nur ungefähr ein Viertel dieſer Zahl beſaß. Dementſprechend waren die Einkünfte des ſpaniſchen Königs größer als die jedes anderen chriſtlichen Fürſten, indem ſie ſich auf $5^1/_2$ Millionen Dukaten oder, nach heutigem Geldwerte, auf 137 Millionen Reichsmark beliefen. Doch ſtiegen die Ausgaben mit Inbegriff der Zinſen für die gewaltige Staatsſchuld auf $6^1/_2$ Millionen Dukaten, und dieſe Mehrausgabe mußte durch verderblichen Verkauf von Würden, Verwaltungs- und Richterämtern, ſowie durch außerordentliche Steuern gedeckt werden, die man mit ſorgfältiger Schonung Spaniens den Nebenländern auferlegte.

Die Gebiete der Krone Aragon hatten ihre freie Verfaſſung bewahrt, die freilich Philipp ein Dorn im Auge war, und die er tatſächlich im Laufe ſeiner Regierung mit Hilfe der ihm unbedingt ergebenen, keinen Rang und kein Verdienſt ſchonenden Inquiſition weſentlich einzuſchränken wußte, unter Vergießung des edelſten aragoniſchen Blutes. Seine übrigen Reiche beherrſchte er, nach dem Ausdrucke eines wohlunterrichteten Zeitgenoſſen, mit eiſerner Rute. Als Großmeiſter der drei Ritterorden vergab er nach Gutdünken deren reiche Pfründe, wodurch er des meiſt armen niederen Adels unbedingter Herr wurde. Den hohen Adel zwang er durch die Inquiſition, die ebenſo ſtaatliches wie kirchliches Inſtitut war, zum Gehorſam. Die Städte allein ſetzten ſeit 1538 die kaſtiliſchen Cortes — den Landtag — zuſammen, indem jede auf königliche Ladung zwei „Prokuratoren" zur Reichsvertretung ſandte. Allein der Hof wußte dieſe Bürger ſtets durch geſchickte Miſchung von Beſtechungen und Drohungen für ſeine Wünſche zu gewinnen.



Musketiere und Arkebuſier.
Nach Stichen des Felix A. Joerdens.

Ganz willkürlich herrſchten die ſpaniſchen Vizekönige in Neapel, Sizilien, Sardinien; beinahe unumſchränkt der Statthalter in Mailand.

Das hauptſächlichſte Werkzeug von Spaniens Größe und Macht war das Heer, damals an Tapferkeit, Kriegszucht und Erfahrung das erſte der Welt, deſſen Organiſation ganz Europa nachahmte. Hier fand ſich die unermüdliche Ausdauer und Unverzagtheit des Spaniers mit dem ſtürmenden Feuer des Italieners und mit der wuchtigen Kraft des Wallonen zuſammen, unter der Führung geſchickter und mutiger Feldherren. Drei Coronelias oder Bataillone waren zu einem „Tercio“ (Regimente) vereinigt, das etwa 3000 Mann zählte und von einem Feldmeiſter (Maestre de campo) befehligt wurde. Ein Teil der zwölf Kompagnien jedes Tercio war aus Pikenieren, der andere aus Arkebuſieren gebildet; aber ſchon kam an Stelle der leichten Arkebuſe die ſchwere Muskete auf, die man nur abfeuern konnte, indem man ihr Vorderteil auf einen Stab mit Gabel legte, den der Musketier mit ſich führen mußte. Bei der Kavallerie unterſchied man ſchwere Reiter oder Gensdarmes, leichte oder Ginetas und eine Art Dragoner, die Arkebuſiere zu Pferde hießen; bei allen war die Kompagnie, gleich mehreren jetzigen Schwadronen, die höchſte Einheit. Mit 30 000 Mann, die der ſpaniſche König jederzeit unterhielt, beſaß er das größte ſtehende Heer des damaligen Europas.

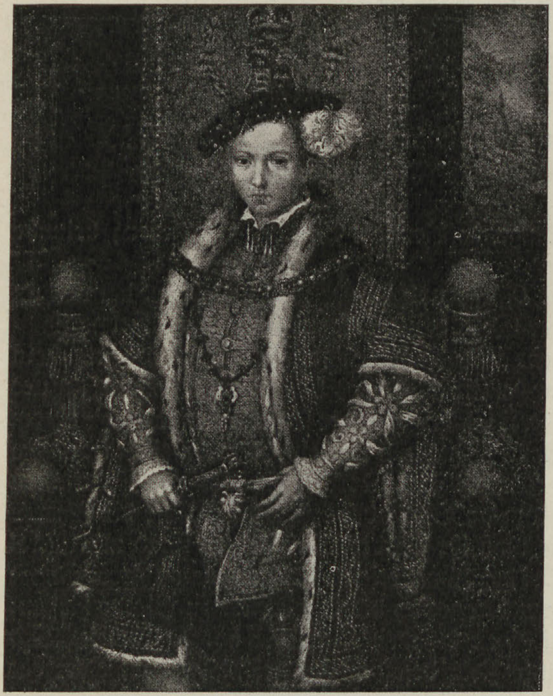
Die ſpaniſche Flotte war gleichfalls die mächtigſte in der Chriſtenheit und ſtand nur der türkiſchen nach. In Friedenszeiten zählte ſie 60—70 Galeeren, die, abgeſehen von Seeſoldaten und Matroſen, mit 8500 Ruderern — davon die Hälfte Sklaven — bemannt waren, denn dieſe Galeeren wurden weſentlich durch Ruder, nur nebenbei durch Segel bewegt. Auch die Flotte wurde im Kriege auf eine Höhe gebracht, mit der damals kein ſeefahrendes Volk zu wetteifern vermochte.

Eine ſolche Macht bot den weltumfaſſenden politiſchen und kirchlichen Entwürfen Philipps ungeheure Mittel. Er erſchien um ſo unwiderſtehlicher, als er auch England in den Bereich ſeines Willens zog.

Dieſes Inſelreich war ſoeben, ſeit der Thronbeſteigung der Dynaſtie der Tudors (1485), in dem bedeutſamen Umwandlungsprozeſſe aus einem reinen Ackerbauſtaate in ein vorwiegendes Handels- und Induſtrieland begriffen. Durch eine Reihe protektioniſtiſcher Maßregeln hatte König Heinrich VIII. den Außenhandel ſeines Reiches, der bisher meiſt durch Fremde geführt worden war, in die Hand von Einheimiſchen gelegt. Er hatte die Großinduſtrie — zumal in der Tuchbranche — außerordentlich entwickelt, allerdings auf Koſten des Handwerks und des Kleingewerbes. Er brachte die bis dahin ſchwache engliſche Kriegsflotte zur Blüte, die er auf 53 Schiffe mit 5136 Matroſen, 1885 Soldaten, 759 Artilleriſten, 235 Erz- und 2752 Eiſenkanonen vermehrte; er war der erſte chriſtliche Souverän, der einen beſonderen Stand von Seeoffizieren heranbildete.

Die engliſche Flotte hatte darauf verzichtet, ihre Fahrzeuge mit dem veralteten Ruderapparat zu bewegen, und vertraute auf ihre Geſchicklichkeit in der Anwendung der Segel.

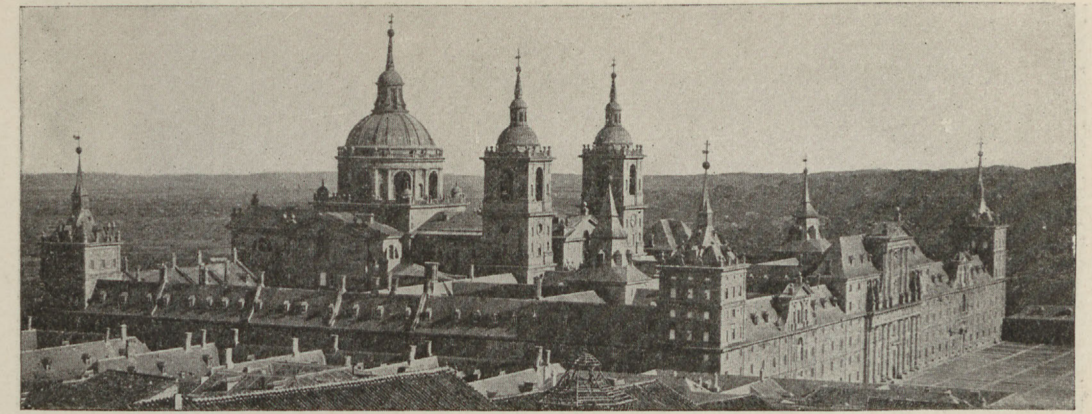
Nach dem frühen Tode ſeines einzigen Sohnes Eduard VI. (1553), des Begründers der Reformation in England, kam ſeine und ſeiner erſten Gemahlin Katharina von Aragon Tochter, Maria, zur Herrſchaft, die ſchon lange den eifrigen Katholiken als ihre geborene Führerin galt. Und dieſe überwogen noch der Zahl nach in England. Nur die gebildeten und wohlhabenden Städtebewohner waren der Reformation ergeben, während Adel und Landvolk dem alten Glauben anhingen. Die echte Tochter der ſtreng katholiſchen Spanierin, beſchritt Maria Tudor entſchieden den Weg der Gegenreformation. Die unter Eduard VI. abgeſetzten katholiſchen Biſchöfe erhielten ihr Amt wieder, die proteſtantiſchen wurden verjagt oder gar in den Londoner Tower eingeſchloſſen. Mit der Zeit wurde faſt die geſamte engliſche Geiſtlichkeit in ſtreng katholiſchem Sinne umgewandelt. Überall erhoben ſich die Bilder wieder, wurde die Meſſe von neuem gefeiert. Aufſtände der proteſtantiſch Geſinnten in den Städten, zumal in London, ließen ſich um ſo leichter unterdrücken, als die Parlamentswahlen eine regierungsfreundliche Mehrheit ergaben.



König Eduard VI. von England.
Gemälde Holbeins in der Sammlung des Grafen von Egremont.

Maria war, um ihre Stellung zu ſtärken, leicht für eine Vermählung mit dem mächtigen Erben von Spanien, mit Philipp II., zu gewinnen, der längſt ſeine junge erſte Gattin — Maria von Portugal, die Mutter des Don Carlos — verloren hatte. Im Juli 1554 fand die Heirat ſtatt zwiſchen dem ſiebenundzwanzigjährigen, zierlichen Habsburger und der elf Jahre älteren kränklichen, ſtarrblickenden, mit tiefer männlicher Stimme ausgerüſteten Tudor. Sie entbrannte, nach Art älterer Jungfrauen, bald in feuriger Liebe zu ihrem Gemahl, der ſolche nie zu erwidern vermochte. Aber er benutzte ſeinen Einfluß auf die Königin und ſein Anſehen bei ihren Untertanen, um den Gang der Gegenreformation in England zu beſchleunigen und ferner dieſen Staat ganz in das Fahrwaſſer ſpaniſcher Politik zu lenken.

Unter der Bedingung, daß die eingezogenen und veräußerten Kirchengüter auch in Zukunft ihren gegenwärtigen Beſitzern verbleiben ſollten, ſtimmte das Parlament der Erneuerung der religiöſen Oberhoheit des Papſtes in England ſowie der alten Strafgeſetze gegen die Ketzer zu. Es blieb hiermit nicht bei bloßen Worten: zahlreiche Proteſtanten wurden verbrannt; über zweihundert Opfer fielen der religiöſen Verfolgung. Anderwärts waren die Hinrichtungen umfaſſender, maſſenhafter — in England ſuchte man mit grauſamer Politik die bedeutendſten Männer, die Leiter und Führer der Reform heraus. Perſönlich dürfte man Maria Tudor keinen Vorwurf daraus machen, denn ſie hielt es für Recht und Pflicht, mit feſter Hand das Unkraut auszurotten, damit das ihr anvertraute Volk vor ewigem Verderben gerettet werde. Sie glaubte, damit ihrer heiligſten Pflicht als Herrſcherin zu genügen und die wahre Wohltäterin ihrer Untertanen zu ſein. Eine andere Frage iſt es, ob ſie mit dieſer zähen und gewaltſamen Reaktion politiſch weiſe handelte, ob ein gemäßigteres Verfahren nicht zweckentſprechender geweſen wäre. Die Engländer waren keine Fanatiker wie die Spanier. Wenn in dem engliſchen Volk der Proteſtantismus bald einen völligen Sieg errang, ſo war ſolches vor allem dem Abſcheu zu danken, den die blutigen Flammen der Scheiterhaufen in ihm erweckt hatten.



Kloſter Escorial in der Nähe von Madrid.

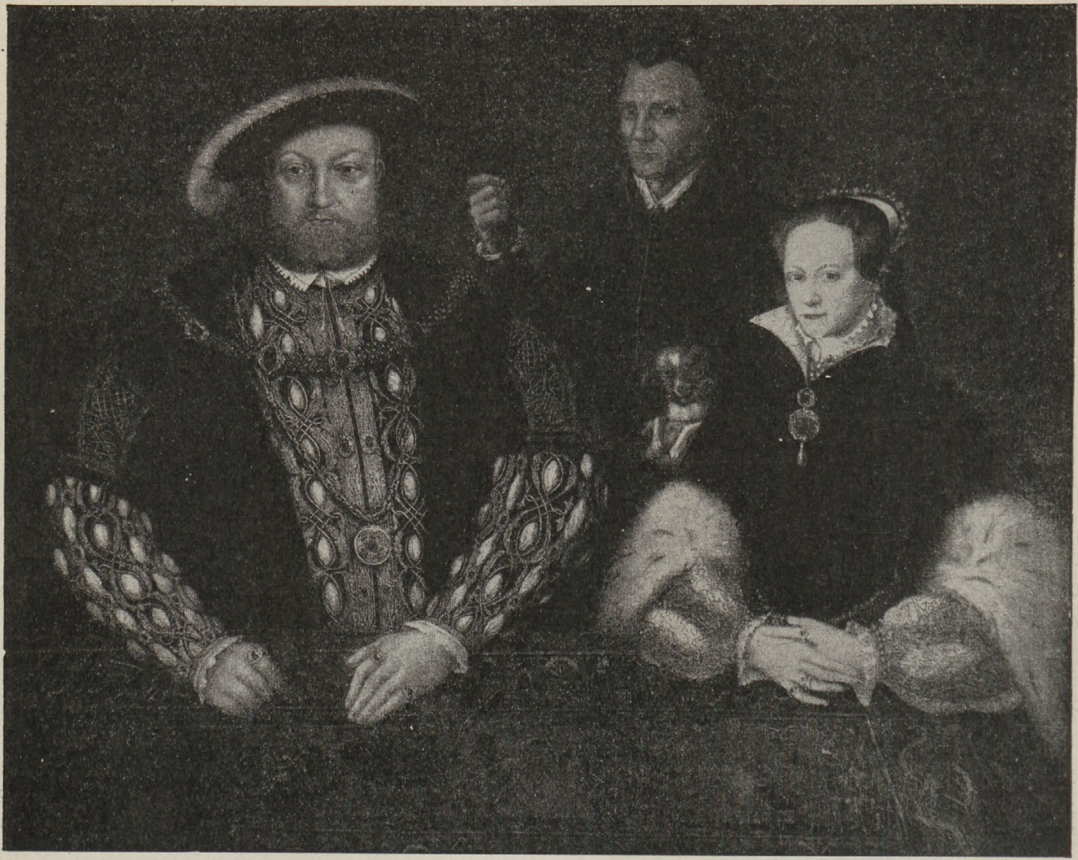
Einſtweilen triumphierten Philipps Anſchauungen auf kirchlichem Gebiete; und nicht minder auf politiſchem. Es gelang ihm, gegen das wahre Intereſſe Englands und gegen den Wunſch von deſſen Volk, die ihn zärtlich liebende Maria zu bewegen, daß ſie ſich mit ihm gegen Frankreich, wider das damals Spanien noch ſeit dem Jahre 1552 Krieg führte, verband.

Philipp ſelber war kein Soldat, geſchweige denn ein Feldherr; an ſeiner Stelle leitete Herzog Philibert Emanuel von Savoyen das ſpaniſche Heer, mit dem er bei St. Quentin den Connetable von Frankreich, Anne de Montmorency, gänzlich ſchlug und gefangennahm. Der fromme Philipp II. erbaute zum Dank für den Heiligen des Schlachttages, St. Laurentius, das Rieſenkloſter des Escorial in Geſtalt des Roſtes, auf dem jener, nach der Legende, ſein Leben martervoll geendet hatte. Acht Millionen Dukaten, dem Geldwerte nach gleich heutigen 200 Millionen Reichsmark, koſtete der Bau. Als man den portugieſiſchen Geſandten auf die Größe dieſes Mönchpalaſtes aufmerkſam machte, rief er aus: „Wie groß muß zuvor die Angſt desjenigen geweſen ſein, der ihn gegründet hat."

Indes die Spanier nützten ihren Sieg nicht aus, und inzwiſchen nahmen ihre Gegner, unter der Führung des Herzogs Franz von Guiſe, die letzte, zweihundertjährige Beſitzung der Engländer auf franzöſiſchem Boden, die noch einzige übrige Trophäe der glänzenden Siege von Crecy, Poitiers und Azincourt, die Seefeſtung Calais, binnen weniger Tage fort. Ganz Frankreich war des Jubels voll über einen Sieg, der endlich die Schmach der engliſchen Kriege vollſtändig tilgte und die Wunde am franzöſiſchen Staatskörper ſchloß (Januar 1558).

Zwar vernichtete Lamoral Graf von Egmont, ein Edelmann voll Feuer, Großmut und Tapferkeit, aber freilich auch Stolz und leichtſinniger Selbſtüberhebung, die in Flandern unter dem Marſchall von Termes eingefallenen franzöſiſchen Scharen am 13. Juni 1558 bei Gravelingen — allein dieſer Sieg ſtellte doch nur das Gleichgewicht zwiſchen Franzoſen und Spaniern wieder her. Beide Könige wurden eines Krieges überdrüſſig, der ſchon ſo lange Zeit ohne weſentliche Entſcheidung andauerte, ihre Finanzen und ihre Völker auf das äußerſte erſchöpfte. Dazu kam, daß in den Niederlanden, in Frankreich und ſogar in Spanien der Proteſtantismus immer kühner das Haupt erhob zum Kummer beider Monarchen, die nunmehr ihre Anſtrengungen gegen die Feinde der Kirche zu vereinigen wünſchten. Ein Hindernis für den Friedensſchluß bildete nur Calais. Die Franzoſen wollten es keineswegs zurückgeben, um nicht den Engländern wieder den Zugang zu ihrem Lande zu eröffnen, Maria Tudor aber weigerte ſich, auf den Beſitz der Stadt zu verzichten, und Philipp konnte füglich ſeine Gemahlin und Verbündete nicht im Stiche laſſen. Endlich aber verſchwand auch dieſes Hindernis.

Maria von England hatte ſich bald von ihrem Gatten verlaſſen geſehen, der ihrer überdrüſſig war und ſeine Zwecke einſtweilen in England durchgeſetzt hatte. Nachdem die Ausſichten auf einen katholiſchen Erben des britiſchen Reiches ſich vielmehr als Anzeichen der Waſſerſucht herausgeſtellt hatten, gab Philipp zunächſt die Hoffnung einer dauernden Beherrſchung Englands auf und kehrte der Inſel den Rücken. Maria aber verzehrte ſich in Sehnſucht nach dem ungetreuen



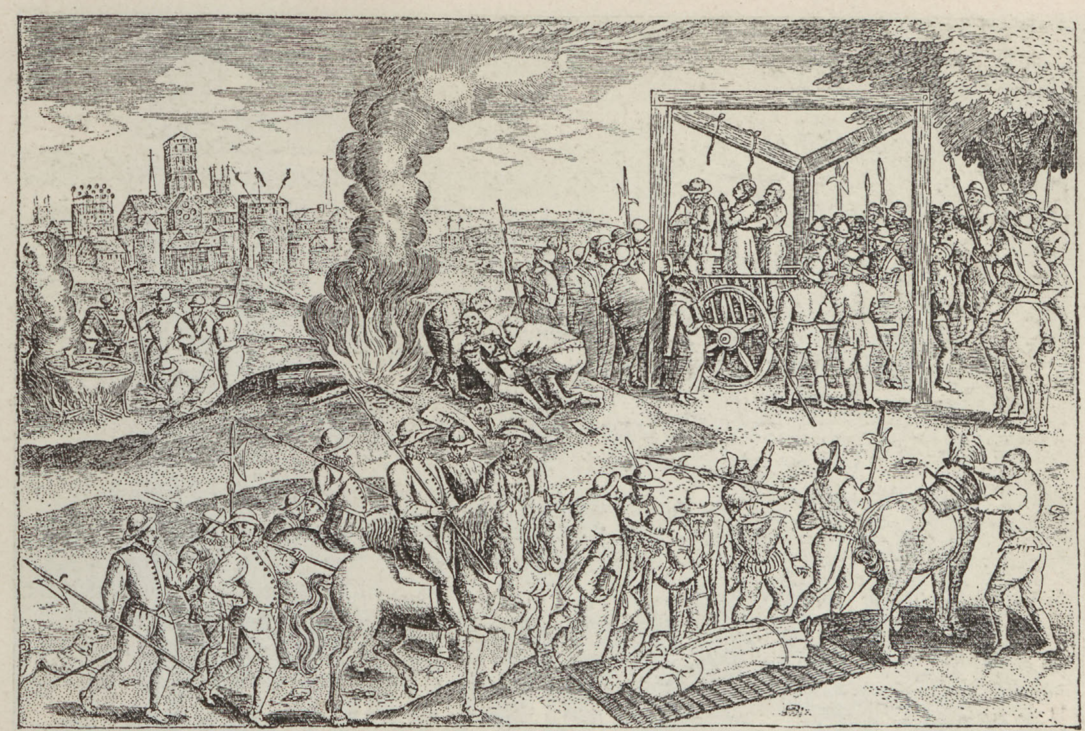
König Heinrich VIII. von England und Maria, die Katholiſche.

Gemälde in der Sammlung des Grafen Spencer zu Althorp.

Gatten; ſie fühlte, daß ſie durch deſſen hartnäckige Abweſenheit und den traurigen Ausgang ihrer erhofften Mutterfreuden dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen war. Um ſo mehr warf die getäuſchte und verzweifelte Frau ſich einer fanatiſchen Bigotterie in die Arme. Gegen die Vorſtellungen ihrer eigenen Miniſter, Philipps II., ja des päpſtlichen Legaten übereilte ſie die katholiſche Reaktion in ihrem Staate und drohte ſelbſt mit Wiedereinziehung der veräußerten Kloſterlande für die Kirche, obwohl damit 40 000 Familien des Adels und der Gentry in ihrem Beſitzſtande ſchlimm gefährdet wurden. Schon kam es zu Aufſtänden; man hörte mächtige Lords ausrufen: ſie würden die Kloſterlande behaupten, ſolange ſie noch ein Schwert an der Seite trügen.

Die Ernten waren mehrere Jahre hindurch ſchlecht, Hungersnot und Peſt ſuchten das Land heim, ſo daß man behauptete, innerhalb zweier Jahre ſei ein Drittel der engliſchen Bevölkerung umgekommen. Die häufigen Hinrichtungen von Rebellen und Verbrennungen von Ketzern erfüllten das Volk mit Abſcheu und Ekel wider eine Regierung, die, nur gegen Wehrloſe ſtark, vor den Franzoſen lediglich Niederlagen erlitt. „Alles iſt hier Leidenſchaft und Verwirrung," ſchrieb Philipps Botſchafter, Graf Feria, an ſeinen Herrn. Zur allgemeinen Genugtuung beſchloß am 17. November 1558 Maria Tudor ihr qualvolles Daſein. Sie hat ſich in ihrer Todesſtunde kaum darüber getäuſcht, daß ihr Hinſcheiden zugleich das Ende der katholiſchen Gegenreformation in England bedeutete. Kaum war ſie geſtorben, ſo beſchimpfte der Pöbel die Heiligenbilder und die Geiſtlichen.

Selbſt ihren Freunden kam ihr Tod gelegen: nun ward, im April 1559, der Friede von Cateau-Cambréſis geſchloſſen, der Spanien und Savoyen die 196 feſten Plätze zurückgab, die Franz I. und Heinrich II. von Frankreich ihnen entriſſen hatten. Die Koſten zahlten England, dem Calais, und das Deutſche Reich, dem die drei lothringiſchen Biſtümer Metz, Toul und Verdun entriſſen blieben.

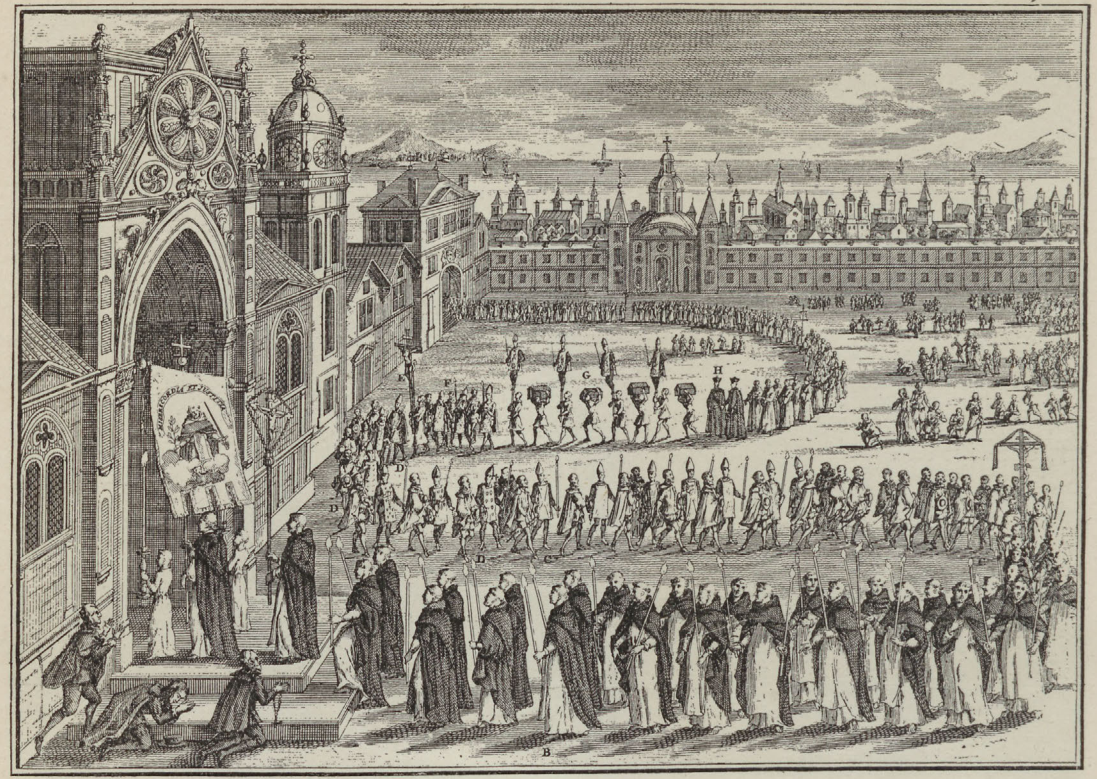


Hinrichtung Reformierter in England unter Maria der Katholiſchen.

Anonymer Stich in der Sammlung E. Gardner.

Der Vertrag war für Spanien um ſo vorteilhafter, als ſich Frankreich von da an auf lange Zeit hinaus der von Philipp II. geleiteten katholiſchen Reſtaurationspolitik unterordnete. Es galt nun der Ketzerei in Italien, Spanien und Frankreich ein gewaltſames Ende zu bereiten.

In Italien, das mit Mailand, Neapel, Sizilien, Sardinien zur Hälfte Spanien direkt untertan und zur anderen Hälfte ſeinem Einfluſſe überliefert war, hatten die Anſätze zum Proteſtantismus ſchon harte Verfolgung hervorgerufen. Hier hatte Papſt Paul III. im Jahre 1542 die päpſtliche Inquiſition nach ſpaniſchem Muſter errichtet, der unbeugſame, ſtrenge, leidenſchaftliche Eiferer Kardinal Caraffa ſie organiſiert. Sie wandte ſich zielbewußt gegen die angeſehenſten und höchſtgeſtellten Ketzer. Da mußte der ob ſeiner hinreißenden Beredſamkeit allgemein bewunderte General des Kapuzinerordens, Bernardino Ochino, wegen ſeiner Hinneigung zur proteſtantiſchen Rechtfertigungslehre ins Ausland fliehen. Zahlreiche offene und heimliche Neuerer folgten ſeinem Beiſpiel. Wer zurückblieb, fiel dem Kerker, dem Feuertode anheim; zumal nachdem Caraffa unter dem Namen Paul IV. ſelber den päpſtlichen Thron beſtiegen hatte. Da wurde den Biſchöfen Foscarari von Modena und San Felice von La Cava, ja ſogar einem Kardinal, Morone, der Prozeß wegen Ketzerei gemacht. Die berühmteſte Frau Italiens, die Dichterin, Gönnerin und Freundin Michelangelos, die Fürſtin Vittoria Colonna, wurde nur durch den Tod der Verfolgung durch die Inquiſition entzogen. Niemand war mehr ſicher. Die reformatoriſch geſinnten Akademien von Modena und Neapel löſten ſich auf. Den päpſtlichen Protonotar Carneſechi ſchützte nicht ſein hoher geiſtlicher Rang, den Mailänder Profeſſor Paleari nicht ſein wiſſenſchaftlicher Ruf vor Einkerkerung und ſchimpflichem Tode. Mit rückſichtsloſer brutaler Gewalt, aber auch mit vollſtändigem Erfolge verfuhr die reorganiſierte römiſche Kirche. Der Herzogin Renata von Ferrara, der langjährigen Beſchützerin aller proteſtantiſch Geſinnten, halfen fürſtlicher Rang und das königliche Geblüt von Frankreich zu nichts. Mit Einwilligung ihres Gemahls, der der unſchönen Frau längſt überdrüſſig war, wurde ſie von ihren Kindern getrennt und in Gewahrſam gehalten, bis ihr der Mut ſank und ſie ihrem Bekenntnis entſagte. Der Proteſtantismus beſaß in Italien keine Stütze mehr, ohne Gegenwehr war er auf der Apenninenhalbinſel gefallen, wo er ſtets nur wenige Hoch-



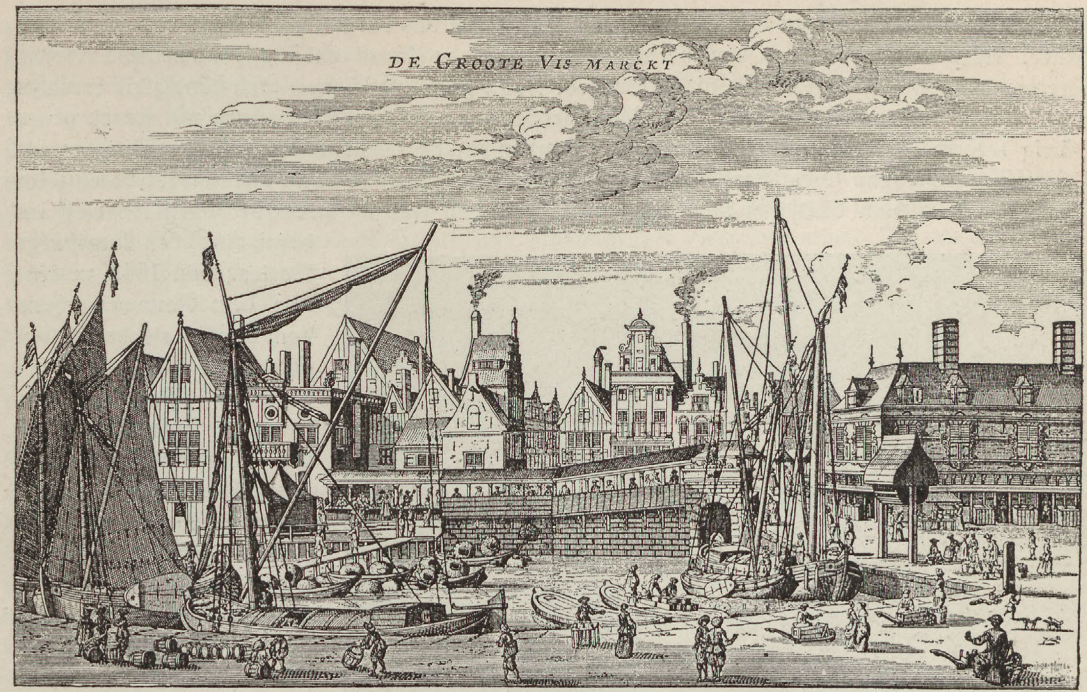
Inquiſitionsprozeſſion.
Nach einem alten Stiche.

A. Fahne der Inquiſition.
B. Die Dominikaner.
C. Ketzer, die dem Scheiterhauſen durch Bekehrung entgangen ſind.
D. Ketzer, die dem Scheiterhaufen noch nach ihrer Verurteilung durch Bekehrung entgangen ſind.
E. Das Kruzifix, welches den zum Feuertode verurteilten den Rücken wendet.
F. Ketzer, die verbrannt werden ſollen.
G. Bildliche Darſtellungen der im Gefängnis geſtorbenen Verurteilten.
H. Der Großinquiſitor.

gebildete, nicht aber das am Bilderdienſt und buntem kirchlichen Gepränge hängende Volk hatte gewinnen können. Dieſer ſchönheitsdurſtigen, lebhaften, phantaſievollen Nation war der Proteſtantismus zu einfach, kühl und nüchtern.

Widerſtandsfähiger zeigte die reformatoriſche Bewegung ſich in Spanien, obwohl ſie auch hier in den Maſſen wenig Zuſtimmung zu erlangen vermochte, auch hier weſentlich in den oberen und gebildeten Kreiſen Anhänger fand. Aber der von Philipp II. umfaſſend angelegten Verfolgung erlag ſie, obſchon in ruhmvoller Weiſe.

Ihr führender Bekenner war der berühmte Kanzelredner und frühere kaiſerliche Hofkaplan Dr. Aguſtin Cazalla. Am 21. April 1559 — wenige Monate nach dem Friedensſchluſſe von Cateau-Cambréſis — erlitten er, mehrere andere Geiſtliche, einige adlige Damen und Herren den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen in Valladolid, der damaligen Hauptſtadt Spaniens. Am 8. Oktober desſelben Jahres fand ein abermaliges Autodafé dort ſtatt, dem der König, ſein junger Sohn Carlos, der ganze Hof, Hunderttauſende von Zuſchauern beiwohnten; denn das ſpaniſche Volk in ſeinem düſtern Fanatismus und ſeiner ererbten Grauſamkeit ſtrömte mit größerer Wonne zu den Verbrennungen als zum Theater oder zu den Stiergefechten. Männer des höchſten Adels fanden damals den Tod in den Flammen; mit einem Knebel im Munde hatte man ſie zum Richtplatze führen müſſen, weil ſie vor allem Volke mit lauter Stimme ihren Glauben bekannten. Der Großinquiſitor Fernando Valdes, Erzbiſchof von Sevilla, ſetzte es durch, daß ſogar das Haupt der ſpaniſchen Kirche, der Erzbiſchof Bartolome Carranza von Toledo, als zur lutheriſchen Ketzerei hinneigend, verhaftet und in einen ſchauerlichen Kerker geworfen wurde, wo er acht Jahre zu ſchmachten hatte, bis der Papſt ihn vor ſein eigenes Tribunal forderte. Neun Jahre lag er noch in Rom im Gefängniſſe der Engelsburg, aus dem er, nach Abſchwörung ſeiner Irrtümer, erſt wenige Tage vor ſeinem Tode in ein Kloſter entlaſſen wurde (1576). Wer konnte ſich nach ſolchen



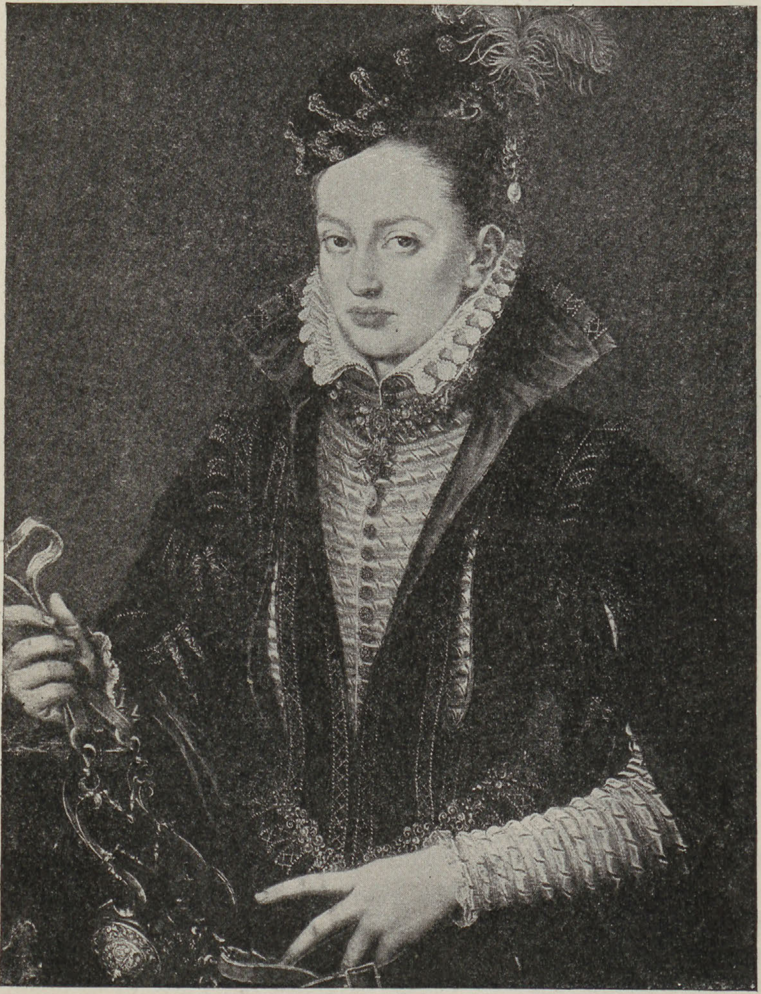
Fiſchmarkt in Amſterdam. Stich des J. van Meurs.

Vorgängen noch vor der Inquiſition ſicher fühlen? Sie hatte vor ſich die ſtolzeſten Häupter gebeugt.

Bald brach die Verfolgung auch gegen die Proteſtanten in Andaluſien aus. Ihr Führer, auch ein ehemaliger Hofprediger des Kaiſers, der Domherr von Sevilla, Dr. Conſtantino Ponce de la Fuente, wanderte in einen ſo ſcheußlichen Kerker, daß Krankheit ihn binnen kurzem von ſeinen Leiden befreite (1559). Seine Anhänger wurden ſämtlich von der Inquiſition ereilt: dasſelbe Jahr 1559 ſah das Ende der Sevillaner wie der Valladolider Proteſtantengemeinde. Im ganzen wurden damals in Sevilla allein achthundert Perſonen von der Inquiſition wegen Luthertums beſtraft. Auch an anderen Orten flammten in dieſen und den nächſten Jahren die Scheiterhaufen.

Das Schweigen geiſtigen Todes breitete ſich über Spanien aus: ein jeder hatte zu zittern, daß er nicht durch ein unbedachtes Wort, eine Gebärde dem Verdachte mangelnder Rechtgläubigkeit verfalle. Man kann ſich vorſtellen, wie ſchwer die geiſtige Entwickelung des ſpaniſchen Volkes durch dieſen Druck geſchädigt werden mußte. Verbot doch Philipp ſeinen Untertanen ſogar den Beſuch ausländiſcher Schulen, um eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Spanien und dem europäiſchen Geiſtesleben zu ziehen. Wer noch freieren Sinn bewahrt hatte, flüchtete nach Genf, nach Deutſchland, nach England, wo man dieſe Spanier bereitwillig aufnahm und ihnen geſtattete, eigene proteſtantiſche Gemeinden zu bilden. Aber auf die alte Heimat haben ſie keinerlei Einwirkung mehr zu üben vermocht. Spaniſche Schriftſteller, noch der Gegenwart, haben die völlige Unterdrückung der Glaubensabweichungen in Spanien wohl als einen Akt politiſcher Klugheit geprieſen; die religiöſe Einheit habe auch die ſtaatliche Einheit gekräftigt. Allerdings — aber auf Koſten der geiſtigen Geſundheit, Entwickelungsfähigkeit und Tatkraft der Nation. Der Preis war ein zu hoher. Was half Spanien ſeine Einheit, wenn es innerlich ausgehöhlt, entkräftet, ſiech wurde durch die Erſtickung geiſtiger Freiheit und in erſchreckender Schnelligkeit abſtarb?

Wie in Spanien und deſſen italieniſchen Provinzen, ſo gedachte Philipp auch in den ihm gehörigen Niederlanden die Ketzerei auszurotten. Über ſie, wie über Spanien, ſollte der geiſtige Tod ſich ausbreiten.



Margarete von Parma, Statthalterin der Niederlande.

Gemälde von Coello im Königlichen Muſeum zu Brüſſel.

Die ſiebzehn Provinzen der Niederlande waren durch das burgundiſche Haus und ſeine Nachfolger, die Habsburger, aus den verſchiedenſten Händen durch Erbſchaft, Kauf und Gewalt vereinigt worden. Es war ein ſtattliches Ganzes: wenn auch Lüttich noch Selbſtändigkeit bewahrte unter einem reichsunmittelbaren Fürſtbiſchof, gehörten dafür ganz Luxemburg mit ſeinen gegenwärtig lothringiſchen und rheinländiſchen Beſtandteilen, das heutige franzöſiſche Flandern und Franzöſiſch-Hennegau ſowie Artois zu den Niederlanden. Karl V. hatte dieſe bisher vereinzelten Provinzen teils vom deutſchen Reichsverbande, teils von franzöſiſcher Oberhoheit losgelöſt und dann durch den Augsburger Vertrag von 1548 zu einer nur dem Namen nach mit dem Reiche als deſſen burgundiſcher Kreis noch verknüpften ſtaatsrechtlichen Einheit zuſammengefaßt. Ein niederländiſches Nationalgefühl begann ſich zu bilden. Andererſeits war er mit großer Folgerichtigkeit bemüht, die trotzige ſtändige Freiheit dieſer Lande, die ſo oft ihren Herrſchern gefährlich geworden, zurückzudrängen und zu ſchwächen, mehr mit Klugheit als mit Gewalt. Er ſchmeichelte den Niederländern in jeder Weiſe, bediente ſich ihrer mit Vorliebe, zog ihre leitenden Adelsfamilien in ſeine Umgebung. An Stelle der Provinzialſtände berief er die Generalſtaaten ein, die, aus deren Abordnungen gebildet, die Geſamtheit des Landes vertraten. Er ſtärkte dadurch teils den Einheitsgedanken, teils bedurfte er der Generalſtaaten zu den fortwährenden Geldforderungen, die er behufs ſeiner faſt ununterbrochenen Kriege an die Niederländer ſtellte. Während die jährlichen Einkünfte aus Amerika damals ſelten die Summe von 1 200 000 Dukaten überſtiegen, bezahlten die Niederländer 5 Millionen Dukaten, nach dem heutigen Geldwerte mehr als hundert Millionen Mark. Daraus erklärt ſich der außerordentliche Wert, den Spanien auf die Beherrſchung der Niederlande legte, daraus die ungeheuren Opfer, die Philipp II. ſpäter brachte, um ſich in deren Beſitz zu behaupten.

Trotz der hohen Steuern war der wirtſchaftliche Aufſchwung des Landes ein glänzender. Karl hatte die niederländiſchen Kaufleute den ſpaniſchen gleichgeſtellt, und ſo nahmen jene an den reichen Erträgen des jährlich ſich ſtärker entfaltenden amerikaniſchen Handels und zumal an der Überführung der amerikaniſchen Erzeugniſſe nach dem Weſten und Norden Europas einen ſehr beträchtlichen Anteil. Antwerpen, mit vollkommener Handelsfreiheit begabt, ward nicht allein die große Geldbörſe, ſondern auch der erſte Hafen der Welt, der Stapel- und Tauſchplatz für die amerikaniſchen, ſüd- und nordeuropäiſchen Waren. Antwerpen hatte 4500 eigene Schiffe auf See, täglich liefen etwa 500 Fahrzeuge ein und aus, während jede Woche 2000 Frachtwagen von dort nach Deutſchland und Frankreich abgingen. In den Jahren 1550 bis 1560 ſoll die Einfuhr in Antwerpen, nach heutigem Geldwerte, von 60 auf 390 Millionen Mark geſtiegen ſein. „Die Welt iſt ein Ring und Antwerpen darin der Demant," lautete ein damaliges Sprichwort. In den nördlichen Niederlanden war vorzüglich Amſterdam wichtig mit ſeinem Heringsfange, der mehr als 20 000 Familien beſchäftigte, und ſeinem großen Getreidehandel. Im ganzen Gebiete ſtanden Ackerbau, Bierbrauerei, Tuch-, Spitzen- und Samtfabrikation in hoher Blüte. 208 ummauerte Städte, 150 große Flecken, über 6300 Dörfer außer zahlreichen Weilern und Einzelgütern erhoben ſich in dem wohlangebauten Lande, das im ganzen 700 000 bewohnte Häuſer zählte. Das Geld war billig, die Preiſe der Waren beträchtlich, wohl das Doppelte deſſen, was ſie in Frankreich koſteten. Leben und leben laſſen galt allgemein als Grundſatz.

Die Volksbildung war bei den wohlhabenden Niederländern eine ſehr hohe; ſelbſt die Bauern konnten leſen und ſchreiben, die Städter erfreuten ſich ſeit alter Zeit der Redner- und Deklamationsvereine. Dieſe ungewöhnliche Verbreitung der Bildung hatte ſtark zur ſchnellen Verbreitung der Reformation beigetragen, die Karl V. mit allen Verboten und Verfolgungen nicht zu unterdrücken vermochte. Es waren meiſt die niederdeutſchen Provinzen, wo Wohlſtand und Bildung die Reformation begünſtigten, während die damals ärmeren zurückgebliebenen walloniſchen Provinzen, die ſich unter der Herrſchaft Hochadliger befanden, mehr an dem alten Glauben feſthielten. Bei dem Regierungsantritte Philipps II. waren Geldern und Holland voll von Proteſtanten, im Süden war Antwerpen der Mittelpunkt, von dem aus Brabant und Wälſch-Flandern mit der neuen Lehre überſchwemmt wurden. Keine einzige Provinz war frei von Ketzertum; ſchon teilten viele vornehme Herren die lutheriſchen oder reformierten Anſchauungen.

Philipp II. war entſchloſſen, ſie auch hier um jeden Preis auszurotten; außerdem wollte er dieſe an politiſche Freiheit gewöhnten und mit zahlreichen Vorrechten ausgeſtatteten Lande feſter an die Zentralgewalt feſſeln, die Vernichtung ihrer Selbſtändigkeit und Eigenart vorbereiten. Deshalb ſetzte er dort vertraute Ratgeber fremder Abſtammung ein, ließ er gegen die Grundgeſetze der ſiebzehn Provinzen auch nach dem Friedensſchluſſe in ihnen fremde ſpaniſche Truppen. Er ſelber kehrte nach Spanien, dem Mittelpunkte ſeiner Macht, zurück, wo allein er ſich unter den loyalen, an Unterwürfigkeit gewöhnten, ſteifen, ſchweigſamen und förmlichen Kaſtilianern wohlfühlte.

Seine Statthalterin ward Herzogin Margarete von Parma, eine Tochter Karls V. und der vlämiſchen Bäuerin Johanna van der Gheenſt, eine Frau von ſchnellem und ſcharfem Verſtande, Arbeitsluſt und nie ermüdendem Fleiße; freilich fehlte es ihr an weitem politiſchen Blick und der Fähigkeit folgerichtigen Handelns. Treue Katholikin, war ſie ihrem königlichen Halbbruder unbedingt ergeben. Indes ihre Befugniſſe waren eng umſchrieben, da Philipp ſeinen nächſten Angehörigen ſtets lebhaft mißtraute. Die eigentliche Regierung war einer aus wenigen Perſonen beſtehenden Conſulta übergeben, an deren Spitze Anton von Granvella ſtand, der Biſchof von Arras, ein Staatsmann, der von Jugend auf durch ſeinen Vater, den Kanzler Karls V., in die Geſchäfte eingeführt war, in Sprachen und Rechtswiſſenſchaft gründlich gelehrt, durchaus nicht den Spaniern zugetan, wohl aber dem Gedanken der habsburgiſchen Weltherrſchaft leidenſchaftlich ergeben, der er ſein ſelbſtändiges Denken und ſeine ungeheure Arbeitskraft unbedingt zu Gebote ſtellte. Seine rückſichtsloſe Energie ſtand unter der Herrſchaft umfaſſender politiſcher Einſicht.

Der Staatsrat, der aus den höchſten Beamten und den vornehmſten Herren des Landes zuſammengeſetzt war, beſaß neben der Conſulta nur ſcheinbare Gewalt.

Das eben wurmte die Niederländer tief. War ſchon ihr Herrſcher ein Fremder, der ſich nur als Spanier gab, der nicht ſie und den ſie nicht verſtanden, ſo ſahen ſie auch die Regierung Fremden überliefert und von fremden Truppen geſtützt, alles gegen den Buchſtaben und den Geiſt ihrer Verfaſſung. Zur Erhaltung dieſer Ausländer — beſonders die Spanier waren ihnen tief verhaßt — mußten ſie ſchwere Steuern entrichten. Unter den zahlreichen heimlichen Proteſtanten machte ſeitdem an Stelle des friedfertigen Luthertums der ſtreitbare Geiſt des Calvinismus immer größere Fortſchritte. Die Vornehmen, die ſich von dem neuen Könige aus den hohen Stellungen, die ſie unter deſſen Vater eingenommen hatten, zugunſten der Spanier verdrängt ſahen, ſchürten eifrig die Mißſtimmung.

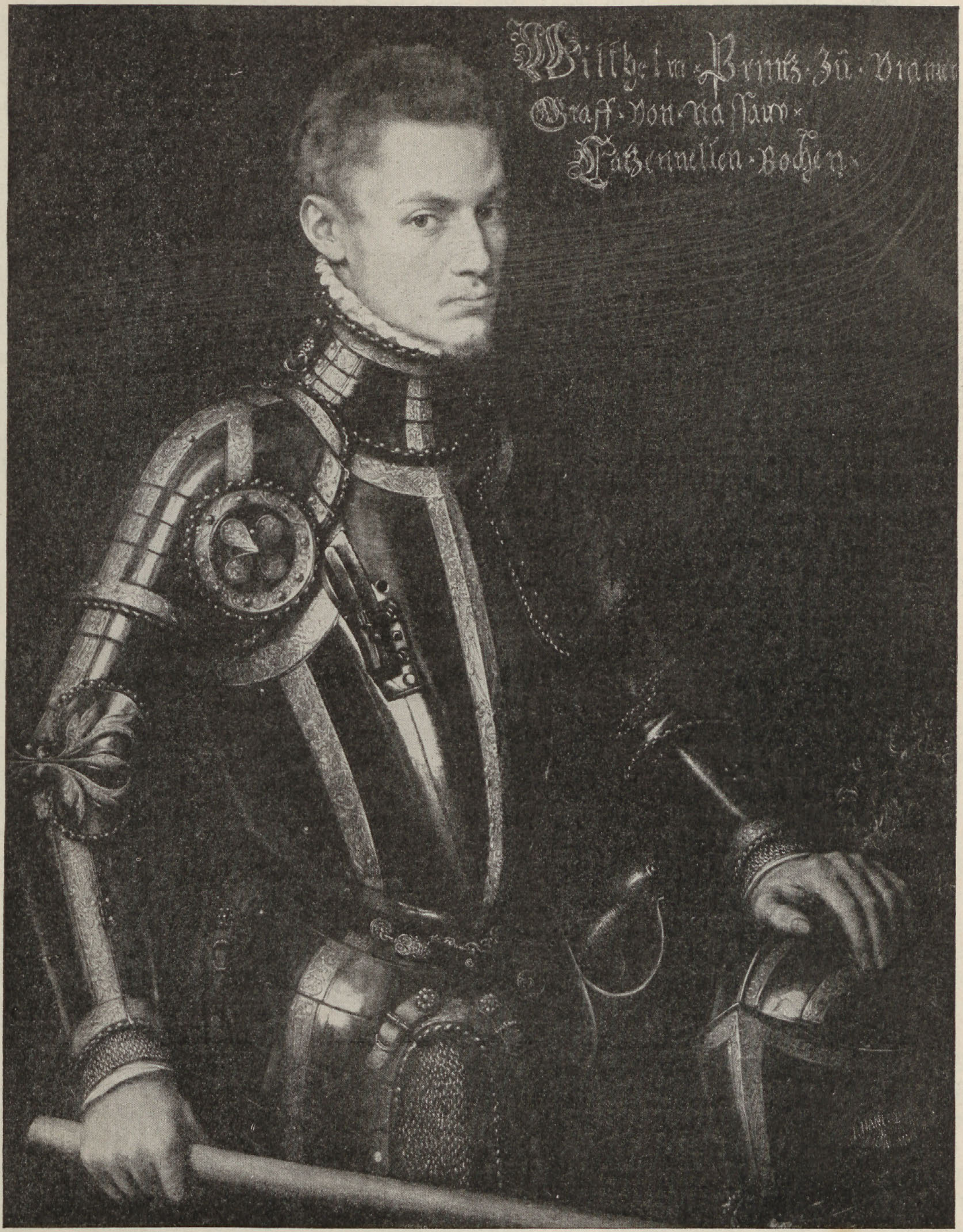
An ihrer Spitze ſtand Wilhelm von Naſſau, reich begütert in den Niederlanden und durch Erbſchaft Beſitzer des ſouveränen ſüdfranzöſiſchen Fürſtentums Oranien. Geboren 1553, war der frühreife, kühlberechnende, vielgewandte und unter ſtets gleichmäßig freundlichem Weſen einen brennenden Ehrgeiz verbergende Jüngling von dem Kaiſer in hohen politiſchen und militäriſchen Ämtern verwandt worden; Philipp aber hatte ihn in dem niederländiſchen Staatsrate kaltgeſtellt. Nicht anders ging es dem Sieger von Gravelingen, dem Grafen Lamoral von Egmont, einem hinreißend kühnen Reitergeneral, aber naiven Gemüte und deshalb ſchlechten Politiker, der den ſchlauen Oranier nicht zu durchſchauen vermochte und ſich ihm ahnunglos anſchloß zur Bekämpfung Granvellas, der allein, wie Egmont fälſchlich glaubte, ihm und dem ganzen Hochadel überhaupt den gebührenden Einfluß auf die Regierung vorenthielt. Oranien dagegen hatte den Umſturz des ganzen abſolutiſtiſchen und pfäffiſchen Regimentes, wie die Spanier es in den Niederlanden aufgerichtet hatten, im Auge. Äußerlich hielt der von lutheriſchen Eltern Stammende ſich ganz zu den Katholiken, während er als zweite Gemahlin die lutheriſche Prinzeſſin Anna von Sachſen heimführte und mit den deutſchen und franzöſiſchen Proteſtanten freundſchaftliche Beziehungen anknüpfte. In der erſten Periode ſeiner politiſchen Tätigkeit war Wilhelm von Oranien zweifellos ein unbedenklicher Intrigant.

Die allgemeine Mißſtimmung wurde erhöht durch die Vermehrung der niederländiſchen Biſchofsſitze von ſechs auf ſiebzehn, die Philipp im Jahre 1561 durchführte gegen die Beſtimmungen der Landesgeſetze, in der doppelten Abſicht, die kirchliche Disziplin und Aufſicht zu verſtärken und den Einfluß der weltlichen Großen zu vermindern. Daß dabei Granvella, der geborene Freigrafſchaftler, als Erzbiſchof von Mecheln den Primat der niederländiſchen Kirche erhielt und ſomit die höchſte geiſtliche Gewalt mit der weltlichen vereinte, machte die Maßregel nur verhaßter und ließ ſie für die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes und die Wahrung ſeines heimiſchen Sondercharakters noch drohender erſcheinen.

Die Mehrzahl der Niederländer waren Katholiken, aber ſie wollten weder im eigenen Lande religiöſe Unterdrückung auf Koſten der über alles geliebten perſönlichen Freiheit noch nach außen eine katholiſche Propaganda-Politik auf Koſten der friedlichen Entwickelung und der Steuerkraft ihrer Heimat. Andererſeits wuchs doch die Zahl der Neugläubigen beſtändig. Aus Genf kamen calviniſche Prediger, aus England und Frankreich zahlreiche Reformierte, die ſich in den Städten der Niederlande, zumal in Antwerpen, eine neue Heimat gründeten. Die erſten calviniſchen Gemeinden bildeten ſich und fanden ſich in geheimen Synoden, aber auch öffentlich in gottesdienſtlichen Vereinigungen zuſammen. Die Statthalter der Provinzen, die niederen Beamten, alles Eingeborene, ließen ſie meiſt ruhig gewähren.

Durch die allgemeine Oppoſition ermutigt, zogen Oranien und Egmont noch den Grafen Hornes, den Admiral der Niederlande, in ihr Bündnis, einen ungeduldig heftigen, perſönlich wenig bedeutenden Edelmann, aber einflußreich wegen ſeiner alten und hochangeſehenen Familie. Da ihre Petition an den König um Abberufung Granvellas keinen Erfolg hatte, hielten die drei ſich demonſtrativ von den Sitzungen des Staatsrats fern und forderten dringend die Einberufung der Generalſtaaten, deren eifriger Unterſtützung ſie ſicher waren. So war der Krieg offen erklärt zwiſchen dem leitenden Miniſter und dem Hochadel, auf deſſen Seite übrigens das ganze Volk ſtand.

Und die Regentin trat gleichfalls zu ihnen über. Man hatte ſie überredet, daß der Sturz des Miniſters alle Schwierigkeiten beſeitigen und ſie zur alleinigen Herrin der Lage machen werde. So wandte ſie ſich wiederholt im geheimen um ſchleunige Beſeitigung Granvellas an ihren Bruder. Endlich willigte Philipp ein, begierig, nur den Schein zu wahren. Der zum Kardinal erhobene Granvella mußte ſich in ſeine Heimat begeben, unter dem Vorwande, daß er dort ſeine greiſe Mutter beſuchen wolle (März 1564). Er kam nicht wieder, ſiedelte vielmehr nach Rom über, wohin er, der mit großer eigener Gelehrſamkeit viel Liebe zu den Wiſſenſchaften verband, den berühmten jungen Philologen Juſtus Lipſius mit ſich nahm. In den Niederlanden herrſchte über die Entfernung des Verhaßten allgemeiner Jubel, und die Hochadligen traten wieder in den Staatsrat ein.


Willhelm · Printz · Zu · Vranie
Graff · Von · Nassaw ·
Katzennellen · Bochen ·

Wilhelm der Schweiger,
Graf von Naſſau-Oranien.
Gemälde von Antonis Moro in
der Kgl. Gemäldegalerie zu Kaſſel.

Allein die Gegenſätze waren zu tiefgehende, um durch einen bloßen Perſonenwechſel ausgeglichen zu werden. In den Niederlanden ließ die Regentin die eingeborenen Herren ſchalten, und dieſe gewährten den Calviniſten tatſächliche Religionsfreiheit. Egmont wurde von der Regentin und dem Adel im Januar 1565 nach Madrid geſandt, um vom König Umgeſtaltung der Verwaltung im nationalen Sinne und Milderung der Religionsedikte zu verlangen. Philipp II. aber dachte an nichts weniger, als ſolche Forderungen zu erfüllen. Während er Egmont mit freundlichen Worten heimſchickte, erließ er an die Regentin eine neue Inſtruktion, die alle Reformen auf ſpätere Zeit verſchob; einſtweilen unerbittliche Verfolgung der Ketzer zur Pflicht machte. „Ich will lieber hunderttauſend Leben verlieren," ſchrieb Philipp, „als dulden, daß man im geringſten die Religion verändert." Gegenvorſtellungen, ſogar von ſeiten der niederländiſchen Biſchöfe und Theologen, änderten nichts an den Entſchließungen des Königs, die nach langem Schwanken und Zögern gefaßt wurden, dann aber unwiderruflich waren. Es ſollte ſich zeigen, daß die Entfernung Granvellas nur dazu gedient hatte, den Gegenſatz zwiſchen den Anſchauungen des Königs und den Forderungen der Niederlande um ſo ſchärfer hervortreten und um ſo heftiger aufeinanderſtoßen zu laſſen. Margarete hatte den Miniſter nicht weniger verkannt als der Hochadel und das Volk.

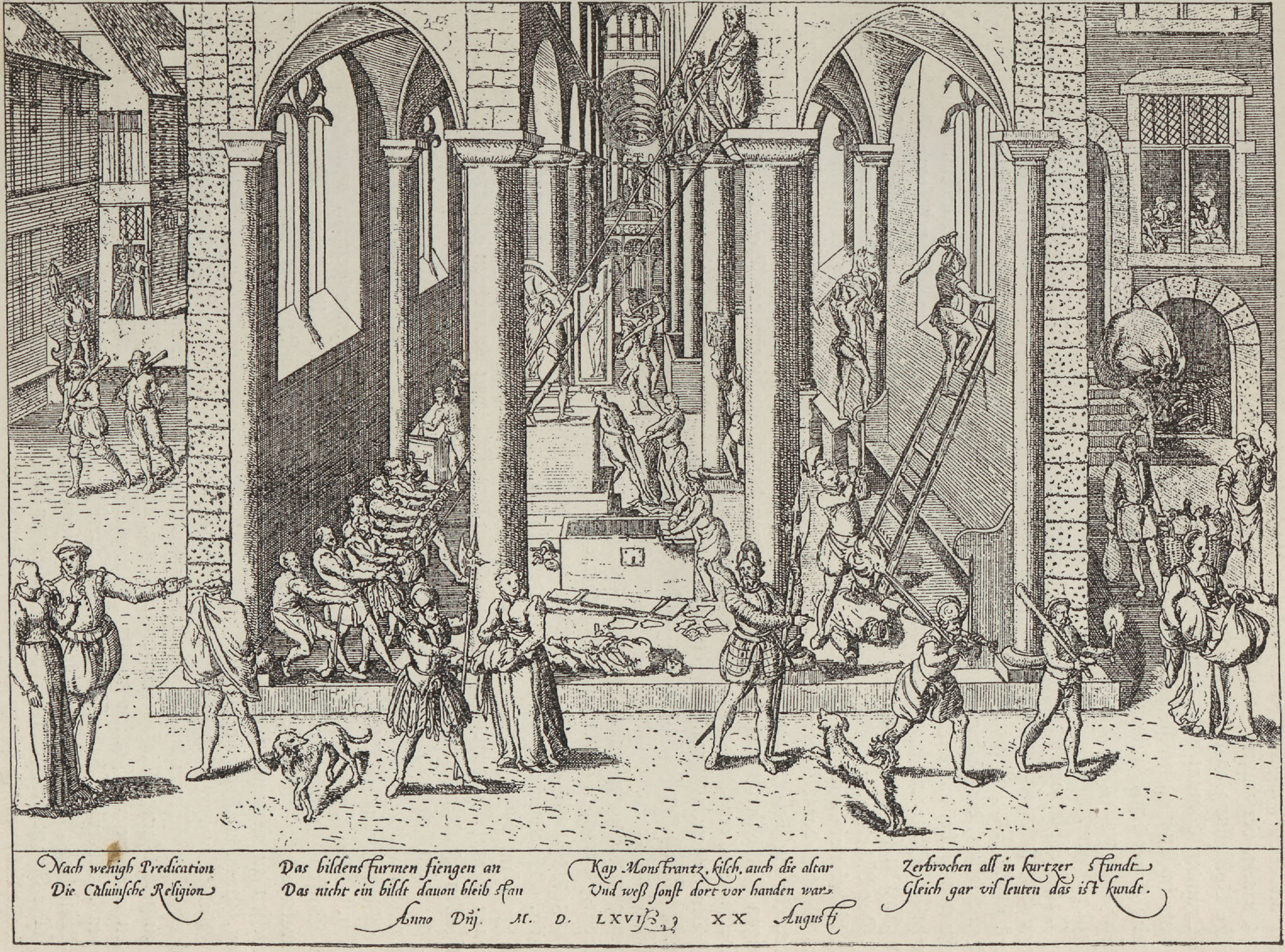
Vom 17. und 20. Oktober 1565, aus dem Luſtſchloſſe zu Segovia, ſind die Depeſchen datiert, die über das Schickſal der Niederlande entſchieden haben. Darin tadelte Philipp aufs ſchärfſte den Widerſtand, der ſich dort gegen die Inquiſition erhoben hatte. Er befahl deren Aufrechterhaltung und Ausdehnung, ſtrenge und buchſtäbliche Befolgung der Ketzeredikte, Abſetzung aller Beamten, die ſich in deren Ausführung läſſig erwieſen. In der Regelung der höchſten Verwaltung der Niederlande ſolle es mit unweſentlichen Ausnahmen ganz beim alten bleiben; die Einberufung der Generalſtaaten im beſonderen wurde durchaus abgelehnt.

Ein Sturm der Entrüſtung brauſte durch das Land, das ſich in ſeiner politiſchen, religiöſen und perſönlichen Freiheit bedroht ſah. Hier war keine Regentin, kein Miniſter mehr, die man beſchuldigen durfte, der König ſelbſt hatte ſich als Gegner des niederländiſchen Volkes erklärt, und gegen ihn, gegen die ganze ſpaniſche Herrſchaft richtete ſich ſeitdem deſſen Feindſchaft. Die vier Hauptſtädte, ja auch der höchſte Gerichtshof von Brabant legten Verwahrung ein gegen die Inquiſition als eine klare Verletzung des Freibriefes der Provinz. In Antwerpen waren es gerade die reichen Bürger und zumal die großen Handelsherren, die ſich am lauteſten und entſchiedenſten gegen den Glaubensdruck erklärten. Die Leitung des Widerſtandes aber übernahm jetzt eine durch Mut und Anſehen gleich gefährliche Klaſſe, der mittlere und niedere Adel, der ſich von Philipp verlaſſen und mißachtet ſah: unter der Führung des Vicomte Brederode, eines leichtfertigen und wagehalſigen Abenteurers, des Philipp Marnix von Sainte-Adelgonde, eines eifrigen Calviniſten, hervorragend zugleich als Staatsmann, Krieger, Theologe, Publiziſt und Dichter, und eines Bruders des Prinzen von Oranien, Ludwigs von Naſſau, eines uneigennützigen, für ſeine reformierte Überzeugung begeiſterten, im beſten Sinne ritterlichen Edelmannes.

Dieſe Führer ſchloſſen im November 1565 zu Brüſſel im Hauſe Kuylenburg mit etwa zwanzig Edelleuten den „Kompromiß", eine angeblich friedliche Vereinigung gegen jede Art der Inquiſition. Binnen kurzem traten Tauſende dem Kompromiß bei, Bürger wie Adlige, Katholiken wie Proteſtanten. Noch war das ganze Volk einig in der Bekämpfung der ſpaniſchen Tyrannei.

Oranien und die großen Herren hatten ſich dem Kompromiß nicht offen angeſchloſſen, hießen ihn aber gut in einer Verſammlung der Ritter vom Goldenen Vlieſe zu Hoogſtraten, im März 1566. Auf deren Zuſtimmung und Beihilfe vertrauend, ritten im April 1566 vierhundert der verbündeten Adligen wohlbewaffnet in Brüſſel ein und überreichten der Regentin eine Bittſchrift, die Milderung der Ketzeredikte forderte. Margaretens Ratgeber, Berlaymont, bezeichnete die Petenten verächtlich als einen „Haufen Bettler (gueux)"; darauf nahmen ſie dieſe Bezeichnung als Parteiname an mit den Abzeichen der Bettelmönche. Die Regentin aber, aus Furcht, befahl die vorläufige Einſtellung der Religionsprozeſſe.

Nun warfen die Neuerer alle Scheu ab: es waren meiſt Weber, Schuſter, kurz Handwerker aller Art und Arbeiter — aber ſie konnten ſämtlich leſen und ſchreiben und wußten ihre Bibel auswendig. Zu ſechs und ſieben Tauſenden verſammelten dieſe kühnen Calviner ſich wohlbewaffnet auf freiem Felde, um die Predigt des Evangeliums zu vernehmen. Sie forderten bereits


Nach wenigh Predication
Die Caluinſche Religion
Das bildens ſturmen fiengen an
Das nicht ein bildt dauon bleib ſtan
Kap Monſtrantz, kilch, auch die altar
Vnd weſ ſonſt dort vor handen war
Zerbrochen all in kurtzer ſtundt
Gleich gar vil leuten das iſt kundt.
Anno Dnj. M. D. LXVI XX Auguſti

Plünderung und Verwüſtung einer Kirche im Jahre 1579.

Stich von Hogenberg in der Sammlung Hippert.

Kirchen für ſich in den Städten, wo dem Kompromiß der Edlen der „Kompromiß der Kaufleute“ zur Seite trat, während in den Waldungen die bewaffneten Banden der „Waldgeuſen“ auftraten. Mehr als 5000 Flugſchriften vermehrten die Aufregung des Landes.

Oranien verſammelte die Edelleute im Juli 1566 in St. Trond. Man beſchloß eine abermalige Vorſtellung an die Regentin, um von ihr Amneſtie und Teilung der oberſten Verwaltung mit Oranien, Egmont und Hornes zu fordern und für den Fall der Ablehnung Anwendung von Gewalt in Ausſicht zu ſtellen. Wirklich begannen die Verbündeten Truppen auszuheben und ſetzten ſich mit den deutſchen Proteſtanten in Verbindung. Mit förmlicher Gefangenſchaft bedroht, mußte Margarete endlich Freiheit der Predigt an denjenigen Orten zugeſtehen, wo ſolche bisher beſtanden hatte.

Das Beiſpiel des Adels wirkte anſteckend auf die unteren Klaſſen. Ermutigt durch die bisherige Strafloſigkeit und durch das fortwährende Zurückweichen der Regierung, erhoben ſie ſich zuerſt in St. Omer (Auguſt 1566) und dann durch faſt die ganzen Niederlande gegen die Bilder in den Kirchen, die ſie für götzendieneriſch anſahen. Tauſende von Kirchen wurden von dem bewaffneten Pöbel auf barbariſche Weiſe verwüſtet und ausgeraubt, zahlloſe Kunſtwerke vernichtet. Die beſſeren Bürger taten nichts, um ſolchem Unfug zu ſteuern; „die Pfaffen“, ſagten ſie, „mögen ihre Kirchen ſelber verwahren“.

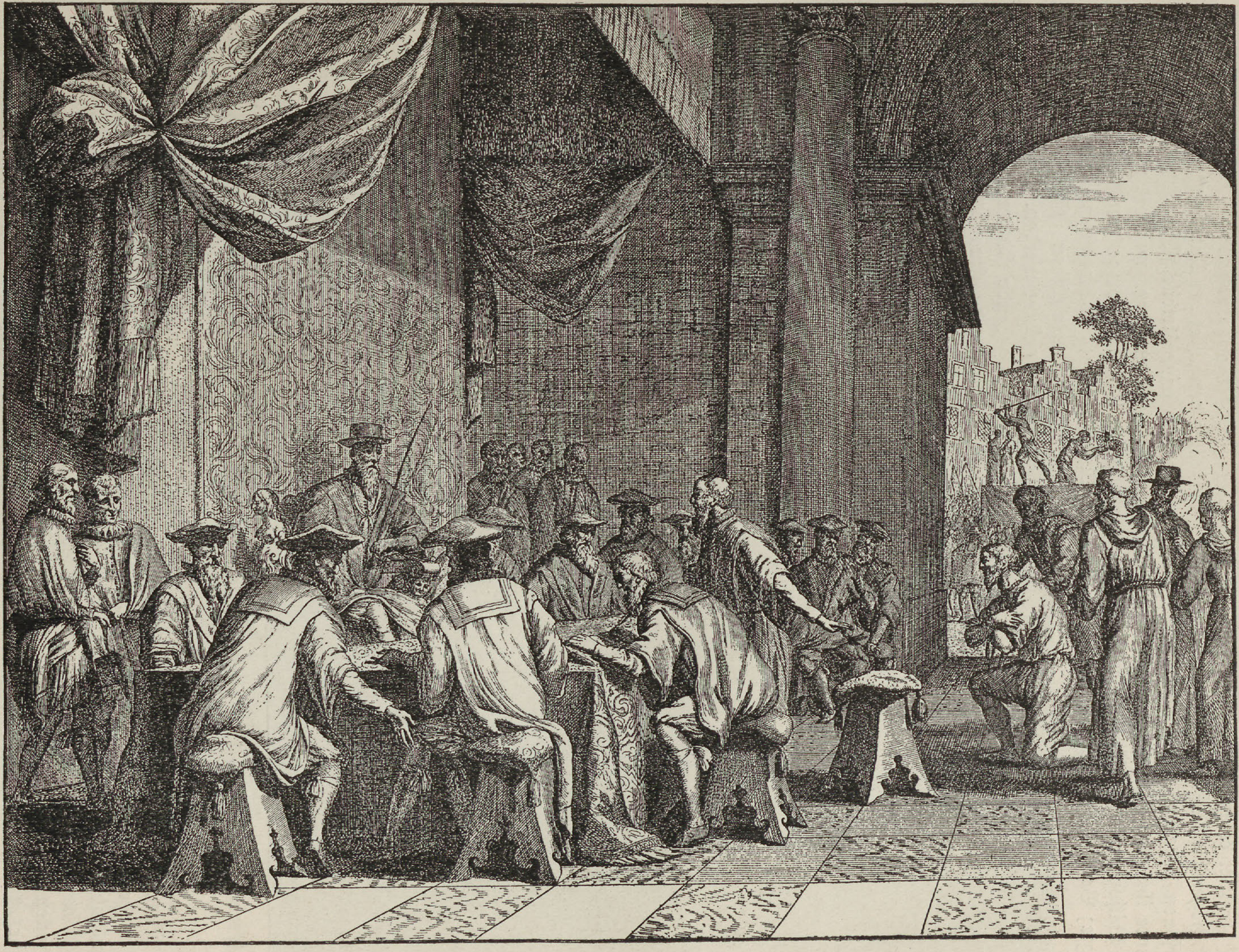
Der Bilderſturm wurde aber der Wendepunkt in dem Verhältniſſe der Niederlande zu Spanien: war bisher noch ein friedlicher Ausgleich zu hoffen geweſen, ſo wurde er nunmehr unmöglich. Das Geſchick der Niederlande war auf den Weg der Revolution verwieſen. Der Bilderſturm bedeutete auch einen Wendepunkt in den inneren Zuſtänden des niederländiſchen Volkes: die eifrigen Katholiken trennten ſich nunmehr von den Verteidigern der Freiheit, in denen ſie die Widerſacher ihrer Kirche erkennen zu müſſen glaubten.

Die Regentin zumal war entſetzt über die Folgen der von ihr bislang geübten Duldung. Sie ſchloß ſich der ſtrengeren Partei des Staatsrates, den Anhängern Granvellas, den „Kardinaliſten“ an, die ſie vorher bekämpft hatte, und hob Truppen aus. Der Hochadel wagte die Bilderſtürmer nicht zu beſchützen, Egmont trat ſogar als Verfolger der Proteſtanten überhaupt auf. Hierdurch ermutigt, begann auch Margarete von Parma die blutige Reaktion. Indem ſie die Abhaltung proteſtantiſcher Gottesdienſte unterſagte, legte ſie in die hauptſächlichſten Städte Beſatzung. Als Valenciennes ſich weigerte, ſolche aufzunehmen, wurde es belagert, eingenommen und grauſam beſtraft. Vergebens erhoben Brederode, Ludwig von Naſſau und Marnix den offenen Kampf: ſie wurden bei Auſtruweel im Angeſichte von Antwerpen geſchlagen (März 1567). Auf allen Landſtraßen ſtanden Galgen mit den Leibern unglücklicher Proteſtanten.

Oranien ſah ein, daß er einſtweilen nicht imſtande ſei, die Freiheit der Niederlande zu verteidigen, und er beſchloß, dieſe bis auf beſſere Jahre zu verlaſſen. So begab er ſich auf ſeine Beſitzungen bei Dillenburg in Naſſau: „man ſoll“, ſagte er, „das Vöglein nicht im Käfig finden.“ Vergebens hatte er unter Tränen Egmont zu beſtimmen geſucht, entweder mit ihm die Waffen zu ergreifen oder ihm ins Ausland zu folgen. Unſicheren und ſchwankenden Charakters beſtrebte ſich vielmehr der Graf, durch übermäßige Loyalität ſeine frühere Oppoſition vergeſſen zu machen. Aber zahlreiche Perſonen aus allen Ständen, beſonders Edelleute, flüchteten, zumal nach England.

Und doch war Philipp noch nicht zufrieden. Er vergaß ſeiner Schweſter die vorübergehende Schwäche religiöſer und politiſcher Duldung nicht und erſetzte ſie durch den Mann, der von Beginn an zu gewaltſamen Maßregeln geraten hatte, den Herzog von Alba: mit 10 000 erprobten Veteranen rückte er von Italien nach den Niederlanden, Furcht, Entſetzen, Verzweiflung vor ſich her tragend. Abermals flohen Zehntauſende vor ihm aus der Heimat. Am 22. Auguſt 1567 zog er in Brüſſel ein, das ihn mit düſterem Schweigen empfing.

Die Regentin erkannte bald, daß Alba ſie jeder tatſächlichen Macht entkleidete. Sie ſagte, ſie wolle lieber in die Hände der Türken fallen als ertragen, was der Herzog ihr antue, und verließ die Niederlande. Alba dagegen führte Zug um Zug den mit dem Könige vorher genau verabredeten Plan durch. Die niederländiſchen Kriegsleute, welche die Regentin ausgehoben, wurden entlaſſen, dagegen neben den Spaniern und Italienern nur Deutſche und Franzoſen — alſo alles Fremde — beibehalten, recht zum Trotze der Landesverfaſſung. Dann vollführte Alba gegen den

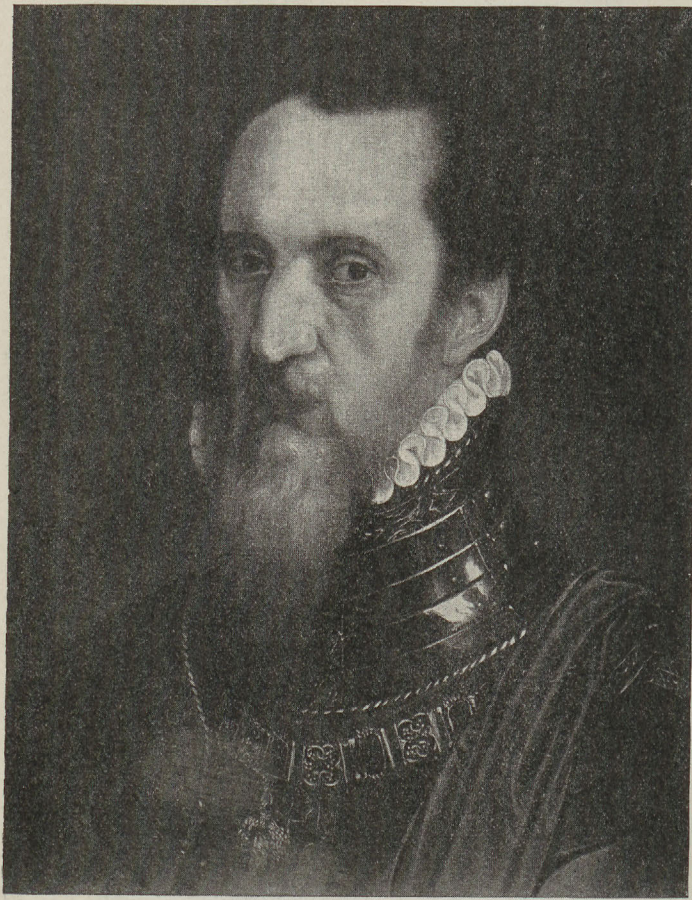


Der Rat der Unruhen („Blutrat"), der von Alba im Jahre 1568 eingeſetzt wurde. Anonymer Stich in der Sammlung Hippert.

Hochadel einen vernichtenden Schlag. Nachdem er den Grafen Hornes durch heuchleriſche Einladungen nach Brüſſel gelockt, nahm er dieſen ſowie Egmont und einige andere Edelleute in Haft.

Zu ſpät erkannten ſie die Richtigkeit von Oraniens Vorherſagungen!

Gegen die Mißliebigen geringeren Grades ſchuf Alba den „Rat der Unruhen", der, aus zwölf Perſonen beſtehend, ohne Rückſicht auf die Landesgeſetze ſeine Urteile fällen ſollte. Das Volk nannte ihn mit Recht den „Blutrat". Während eines einzigen Tages wurden, wie Alba ſelber an Philipp berichtet, fünfhundert gefangen geſetzt, deren Tod der Herzog von dem Gericht verlangte; Verdächtige, die man wegen mangelnden Beweiſes nicht gut hinrichten könne, ſollten mit ausgiebigen Geldſtrafen heimgeſucht werden. Der einzig maßgebende Richter dieſes Tribunals wurde Juan de Vargas, ein Menſch, der in Spanien die gemeinſten Verbrechen begangen hatte und deshalb Albas Schutz durch unermüdliche Grauſamkeit verdienen mußte. Wenn ihm ein Urteil zu milde dünkte, kaſſierte er es aus eigener Machtvollkommenheit. König Philipp drückte ihm für ſein blutiges, rechtswidriges Verfahren die höchſte Zufriedenheit aus.

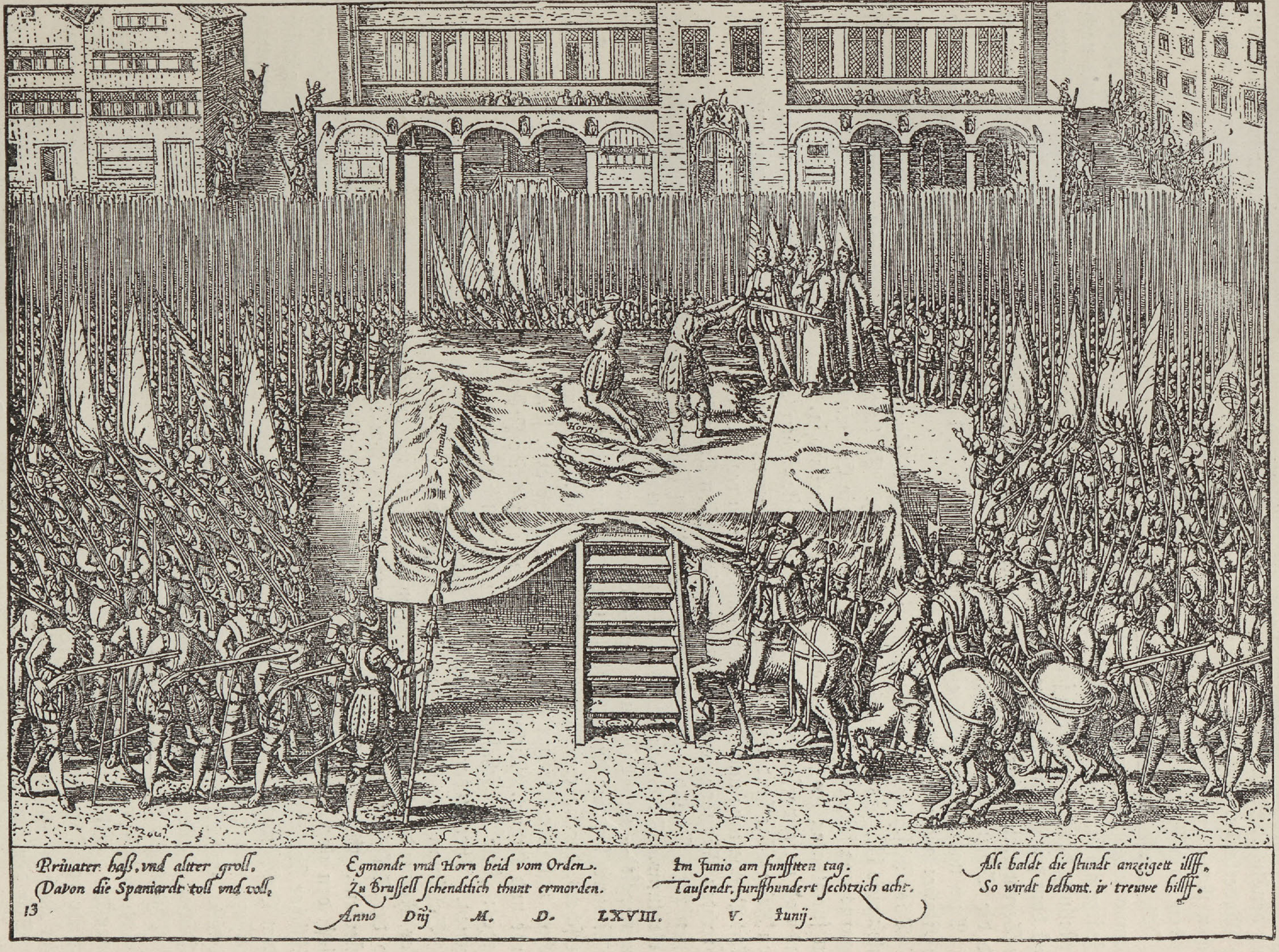


Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba.
Gemälde im Muſeum zu Amſterdam.

Ganz Europa, ſogar Philipps Vetter, Kaiſer Maximilian II., waren über dieſes tyranniſche Gemetzel von Unwillen erfüllt. Auch die treueſten Niederländer, ſelbſt die niederländiſchen Räte am ſpaniſchen Hoflager, murrten: aber der König hielt das Schreckensſyſtem unentwegt aufrecht. Den Niederländern blieb nur eine Hoffnung: die auf gewaltſame Abſchüttelung des verhaßten Joches.

Darauf zählte auch Wilhelm von Oranien, dem die Spanier den älteſten Sohn, einen Studenten der Univerſität Löwen, nach Spanien entführt hatten, wo ſie ihn in Feindſchaft gegen ſeine Eltern und ſein Vaterland erzogen. Wilhelm brachte ein kleines Heer zuſammen, mit dem ſein Bruder Graf Ludwig am 23. Mai 1568 einen glänzenden Sieg über ein ſpaniſches Korps bei Heiligerlee in Friesland davontrug.

Alba beſchloß, eine Erhebung der Niederlande für die Befreier durch Verdoppelung des Schreckens zu verhüten. Mit ausdrücklicher Zuſtimmung des Königs ließ er nun Egmont und Hornes, ungeachtet aller ihrer früheren glänzenden Dienſte, am 5. Juni 1568 auf dem Markt in Brüſſel hinrichten. Philipp zog das ganze reiche Vermögen ſeines einſtigen ſiegreichen Feldherrn Egmont ein und konnte von Alba ſelbſt nur mit Mühe dazu gebracht werden, deſſen Witwe und zahlreichen Kindern eine notdürftige Penſion zu gewähren. Zugleich ließ er einen Abgeſandten ſeiner Schweſter, der ehemaligen Regentin, Montigny, in dem Gefängnis, in das der Unglückliche längſt geworfen war, erdroſſeln.


Horn
Egmondt
Priuater haſs, vnd alter groll,
Davon die Spaniardt toll vnd voll,
13
Egmondt vnd Horn beid vom Orden.
Zu Bruſſell ſchendtlich thunt ermorden.
Anno Dñj M. D. LXVIII. V. Iunij.
Im Junio am funfften tag.
Tauſendt, funffhundert ſechtzich acht.
Als baldt die ſtundt anzeigett illff.
So wirdt belhont. ir treuwe hillff.

Hinrichtung der Grafen Egmont und Hornes auf dem Marktplatz zu Brüſſel.

Stich von Hogenberg.

Die Grauſamkeit Albas, die ſich unaufhörlich folgenden Hinrichtungen erhielten tatſächlich die niederländiſchen Proteſtanten in Schrecken und Untätigkeit. So wurde die kleine Schar Ludwigs von Naſſau am 21. Juni bei Jemmingen geſchlagen und zur Räumung des frieſiſchen Bodens genötigt. Nicht beſſeren Erfolg hatte der Einfall ſeines Bruders Wilhelm in den Südoſten der Niederlande. Albas größere Feldherrenkunſt und die Überlegenheit der wohlgeübten ſpaniſchen Regimenter über Oraniens ſchnell zuſammengeraffte Scharen nötigten dieſen zum Ausweichen nach Frankreich.

Philipp hatte einſtweilen ſeinen Zweck erreicht. Deſpotismus und ausſchließlicher Katholizismus triumphierten in den geknechteten und gedemütigten Niederlanden. Man bezeichnete es ſpäter als eine der vorzüglichſten Urſachen für den Abfall der Niederlande, daß Alba auch nach Herſtellung der Ruhe nicht in ſeinem Schreckensregiment nachgelaſſen und ſo den ſpaniſchen Namen ſelbſt dem friedlichen Teile der Bevölkerung verhaßt gemacht habe. Die Wahrheit iſt, daß überall der Terrorismus ſeine Waffen bald abnutzt, indem der Geiſt ſich an das Grauenhafte gewöhnt und die Scheu davor verliert.

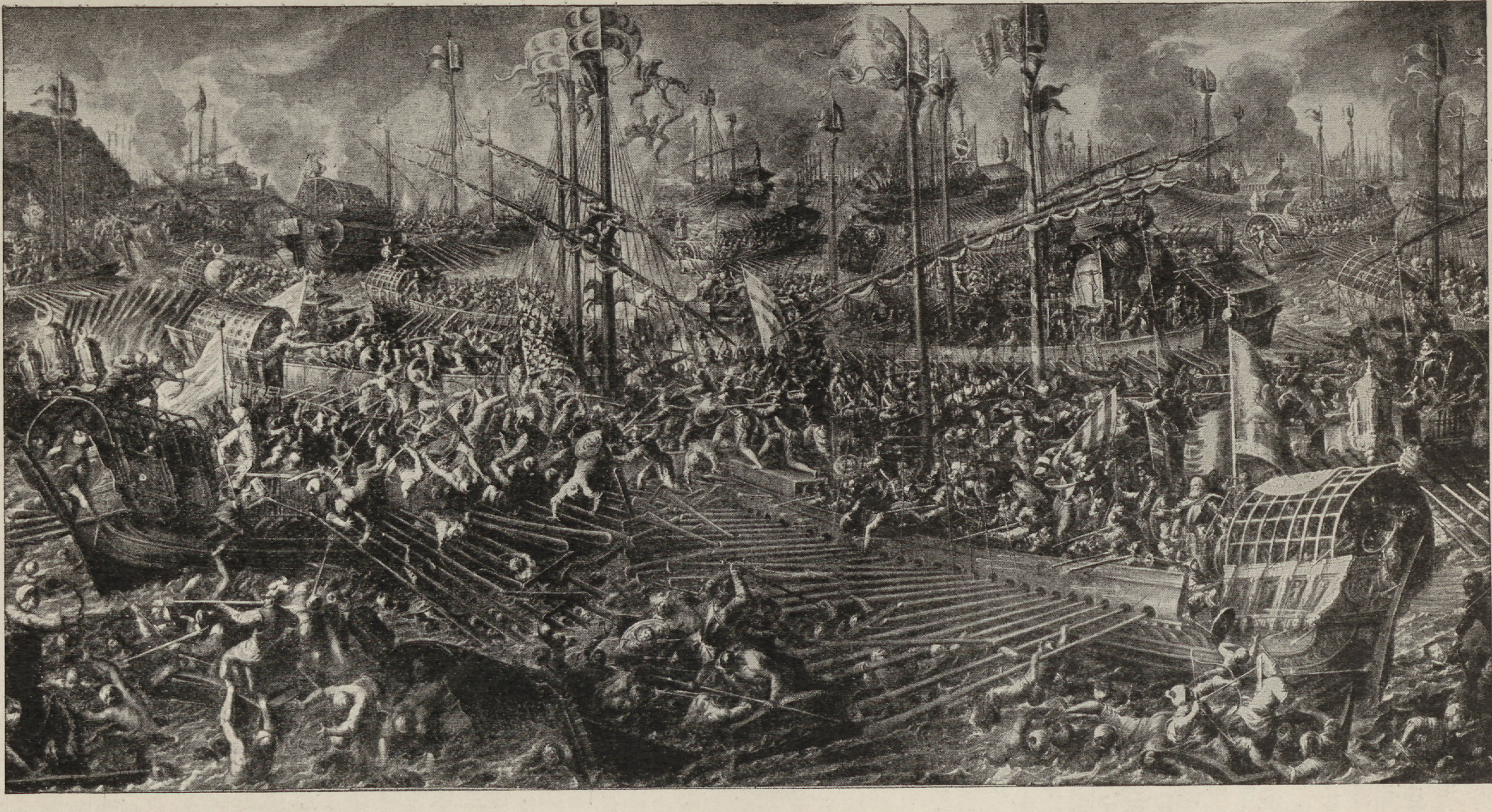
Auch nach anderer Seite hin verfocht Philipp II. das gemeinſame Intereſſe Spaniens und der Kirche: gegen den Islam.

Das türkiſche Reich ſtand damals auf dem Gipfel ſeiner Größe und Macht, unter der Regierung Suleimans II., des „Prächtigen“ (1520—1566). Er hatte den Habsburgern den größten Teil Ungarns und ſeiner Nebenländer, den Perſern die Euphratländer entriſſen. Seine Flotten, unter dem furchtbaren Korſarenfürſten Khair-eddin Barbaroſſa, plünderten die blühenden Küſten Italiens und unterwarfen dem Sultan die nordafrikaniſchen Staaten. Aber inmitten ſeiner gewaltigen Kriegszüge fand Suleiman Zeit, die Finanzen trefflich zu ordnen, mit Strenge und Gerechtigkeit Verwaltung und Juſtizpflege aufs beſte zu regeln. Sein ſcharfes Königsauge wußte überall die rechten Männer zu erſchauen, denen die höchſten Ämter des Staates anvertraut werden konnten. Wiſſenſchaft, Dichtung und Baukunſt entfalteten ſich auf dem ſonſt kulturfeindlichen Boden des Türkentums. Zu deſſen und des Islams Verherrlichung ließ er das herrlichſte Gotteshaus Konſtantinopels — nach der Aja Sofia — die Suleimanije Moſchee erbauen, die ebenſo durch Pracht der Materialien wie durch Schönheit und Wirkung des Stiles bewundernswert und des großen Herrſchers, der ſie errichtet hat, wohl würdig iſt. Suleiman teilte an ausgezeichnete Gelehrte, Dichter und Künſtler mit vollen Händen Schätze aus, förderte aber nicht minder Ackerbau, Gewerbe und Handel. Nichts bezeichnet ſeine aufrichtige Frömmigkeit beſſer als die Inſchrift ſeines Sarges: „Alle Herrſchaft iſt vergänglich. Die letzte Stunde erwartet jeden vom Menſchen Geborenen. Aber weder Zeit noch Tod können dem Ewigen etwas anhaben. Er allein iſt groß.“

Suleiman dem Großen war ſein Sohn und Nachfolger Selim II. ſehr unähnlich: ein kleiner, dicker Mann, das Geſicht vom feurigen Cyperwein rot aufgedunſen, er ſelber ganz den Freuden und der Trägheit des Harems ſowie unmäßigem Eſſen und Trinken ergeben, unkriegeriſch und geiſtesfaul. Ein Glück für ſein Reich, daß er zunächſt die Verwaltung dem trefflichen Großweſir beließ, den noch Suleiman eingeſetzt hatte: Mehemet Sokolli. Der war ein bosniſcher Sklave chriſtlicher Herkunft, ohne tiefere Bildung, aber von großer natürlicher Begabung, unermüdlich in den Geſchäften, hochgeſinnt, gerecht, für das ihm einſt gewaltſam aufgedrängte Osmanentum begeiſtert und doch gegen Andersgläubige duldſam, von glänzender Freigebigkeit und Wohltätigkeit. Er verkörperte ſo recht den Segen, der dem türkiſchen Weſen aus den unterworfenen chriſtlichen Völkerſchaften zuſtrömte.

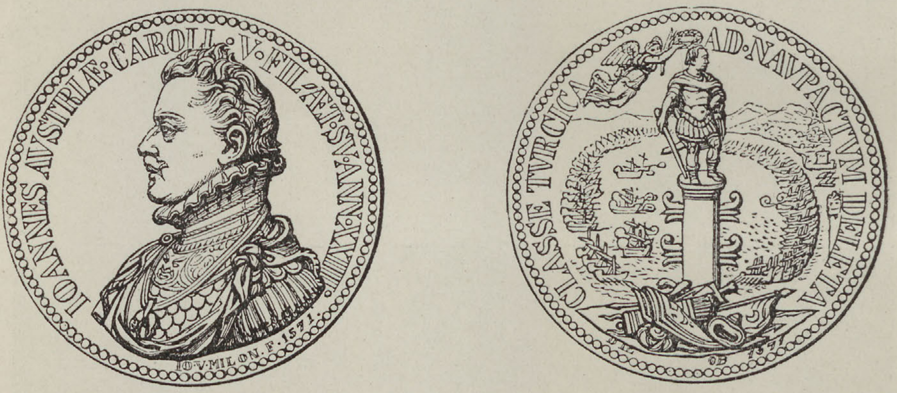
Philipp II. hatte gegen die Türken ſchon in ſeinen erſten Regierungsjahren mit wechſelndem Erfolge an den Nordküſten Afrikas gefochten. Dann aber — 1565 — retteten ſeine Flotte und Armee die Inſel Malta und den auf ihr niedergelaſſenen Johanniterorden vor dem gewaltigen Angriffe der Osmanen, die hier 30 000 Soldaten verloren. Allein Philipp hatte die Mohammedaner auch in ſeinem eigenen Lande zu bekämpfen.

Seit der Eroberung Granadas, des letzten mohammedaniſchen Reiches auf der Pyrenäenhalbinſel, waren zahlreiche Nachkommen der Mauren, Moriskos genannt, dort zurückgeblieben, denen man volle religiöſe Freiheit zugeſagt hatte. Freilich hatten ſchon Ferdinand und Iſabella dieſes Verſprechen gebrochen und die Morisken zur wenigſtens äußerlichen Annahme des Chriſtentums genötigt. Indes ſonſt hatte man ſie ruhig gewähren laſſen, zumal ſie ſich durch Arbeitſam-



Szene aus der Seeſchlacht bei Lepanto. Aus einem Fresko des Andrea Vicentino im Palazzo Ducale zu Venedig.

keit und eifrigen Landbau auszeichneten. Unter Philipp II. war das anders geworden: dieſer König glaubte es ſeinem Gewiſſen ſchuldig geweſen zu ſein, die Morisken zu wahren ſpaniſchen Chriſten zu machen oder zu vernichten. Alle ihre Sonderheiten in Sprache, Sitten und Kleidung wurden ihnen ſtrengſtens unterſagt, ihre Bitten um Schonung mit höhniſchen Mißhandlungen beantwortet. Da war ihre Geduld zu Ende. Ein Abkömmling der Abencerragen, der letzten granadiſchen Königsfamilie, Faradſch-Aben-Faradſch, erhob ſich in dem wilden Gebirge der Alpujarras ſüdlich von Granada (Ende 1568); ſeine Genoſſen ermordeten dort 3000 Chriſten. Philipp II. konnte ſich rühmen, abermals durch herzloſe Nivellierungsſucht, durch tyranniſche Unterdrückung aller menſchlichen Eigentümlichkeiten und Überzeugungen Elend und Untergang über Tauſende gebracht zu haben. Ein edler und milder General, Marquis von Mondejar, wußte mit ſeinen überlegenen Truppen den Aufſtand ebenſoſehr durch weiſe Schonung wie durch Gewalt zu dämpfen. Indes ſolch gemäßigtes Verfahren war nicht nach dem Geſchmack der ſpaniſchen Soldaten, der blutdürſtigen Prieſter noch des von ihnen beeinflußten Monarchen: Mondejar wurde abberufen und durch des Königs Halbbruder Don Juan d'Auſtria erſetzt (Februar 1569). Darüber brach die Empörung von neuem aus, die erſt nach zweijährigem Blutvergießen und dem Tode des hochbegabten Moriskenführers Aben-Abu beendigt wurde. Selbſtverſtändlich wurde nun das Los der Überlebenden ſchwerer denn je zuvor.


IOANNES AVSTRIAE CAROLI V FIL AET SVAE ANN XXIIII
IO V MILON F 1571
AD NAVPACTVM DELETA CLASSE TVRCICA
1571

Medaille zur Erinnerung an den Sieg des Don Juan d'Auſtria bei Lepanto. 1571.

Inzwiſchen war der Türkenkrieg wieder ausgebrochen. Sultan Selim II. hatte beſchloſſen, die ſchöne blühende Inſel Cypern ihrer Beſitzerin, der Republik Venedig, zu entreißen. Dieſe aber wandte ſich um Hilfe gegen den übermächtigen Feind an die Mächte der Chriſtenheit. Papſt Pius V., ein kräftiger, ſelbſtbewußter, von ſeiner Würde ganz erfüllter Kirchenfürſt, ſuchte in der Tat eine allgemeine Liga der katholiſchen Staaten gegen den Türken zuſtande zu bringen. Aber nur Philipp II. trat mit den kleinen Gemeinweſen Genua und Malta in das päpſtlich-venezianiſche Bündnis ein. Zum Befehlshaber der Flotte ward Don Juan d'Auſtria erkoren, der Sohn Karls V. und einer Deutſchen, der Barbara Blumenberg aus Regensburg, die ihn am 24. Februar 1547 geboren hatte. Der ſchöne, anmutige, mit lebhaftem Geiſt begabte Jüngling gewann die Liebe aller, ſelbſt ſeines finſteren Halbbruders Philipp, der ihn ſchon in deſſen einundzwanzigſtem Jahre zum Großadmiral ernannte. Don Juan war elegant, geſchickt in allen ritterlichen Künſten, wußte ſich mit Geſchmack und edler Beredſamkeit auszudrücken. Allein er war unſelbſtiſchen Regungen nicht zugänglich, maßlos eitel und ſelbſtüberſchätzend, voll brennenden und gewiſſenloſen Ehrgeizes, phantaſtiſchen Entwürfen zugetan.

Zur Rettung Cyperns kam die verbündete chriſtliche Flotte zu ſpät. Dafür vernichtete ſie am 15. Oktober 1571 das große türkiſche Geſchwader in der Bai von Lepanto. Der osmaniſche Großadmiral Ali Paſcha war gefallen, 20 000 ſeiner Leute getötet oder gefangen, 130 ihrer Schiffe in die Hände der Sieger geraten, mehr als 100 geſunken. Die ſchönſte Trophäe aber waren 12 000 chriſtliche Galeerenſklaven, die nunmehr aus ſchrecklicher Knechtſchaft befreit wurden. Dagegen hatte Cervantes, der Dichter des Don Quijote, in dieſem Kampfe durch eine türkiſche Kugel den linken Arm verloren.

Die Schlacht bei Lepanto entſchied für immer die Inferiorität der Türken zur See. Sie hatten auch die Blüte ihres Heeres, die ſich auf den Schiffen befunden, eingebüßt. Von dieſem Tage kann und muß man den Niedergang der osmaniſchen Macht datieren. Zweifelsohne hatten die Spanier dabei das größte Verdienſt. Freilich die unmittelbaren Folgen der Schlacht waren unbedeutend, da Pius V. bald darauf ſtarb, Venedig mit der Pforte Frieden ſchloß, Philipp auf den Ruhm und die Macht ſeines Halbbruders eiferſüchtig wurde. Als Don Juan 1573 Tunis erobert hatte und ſich hier ein eigenes Reich begründen wollte, berief der König ihn ab und tat nichts, um die Türken an der Wiedereroberung von Tunis und den benachbarten feſten Plätzen zu verhindern. Don Juan, der ſich übrigens in herzloſeſter Weiſe ſeiner Mutter und ihrer Verwandtſchaft entledigte und perſönlicher Sympathien ganz unwürdig iſt, ſtand ſeitdem dem Monarchen entfremdet gegenüber.

Viel tragiſcher lief ein anderes Zerwürfnis in der nächſten Familie Philipps aus, das von ſeiner Herzenshärte abermals ein furchtbares Zeugnis ablegte.

Der am 8. Juli 1545 geborene, ſogleich ſeiner Mutter durch den Tod beraubte Sohn des Königs, Don Carlos, war von trefflichen Männern ſorgſam erzogen und unterrichtet worden, aber ohne viel Erfolg. Er wurde ein ſchwächlicher, unliebenswürdiger, unruhiger und geiſtig zurückgebliebener Knabe. Zum Jünglinge von ſiebzehn Jahren herangewachſen, fiel er, im Begriffe, zu einem zärtlichen Rendezvous mit einer Dienerin zu eilen, die ſteinerne Treppe des Palaſtes von Alcala hinab und verletzte ſich dabei gefährlich am Hinterkopfe. Nach langwährender Todesgefahr wurde er durch den berühmten Arzt Veſalius, den Begründer der anatomiſchen Wiſſenſchaft, geheilt; während er ſelber ſeine Rettung der Wunderkraft der Gebeine eines ſeligen Mönches Diego zugeſchrieben hat. Überhaupt huldigte Carlos dem kraſſeſten Wunder- und Aberglauben, wie ſeine eigenen ſchriftlichen Auslaſſungen beweiſen: er war alſo keineswegs der Vertreter freierer religiöſer Anſchauungen ſeinem Vater gegenüber. Solches Vergehens iſt er auch von ſeinen Widerſachern nie beſchuldigt worden.

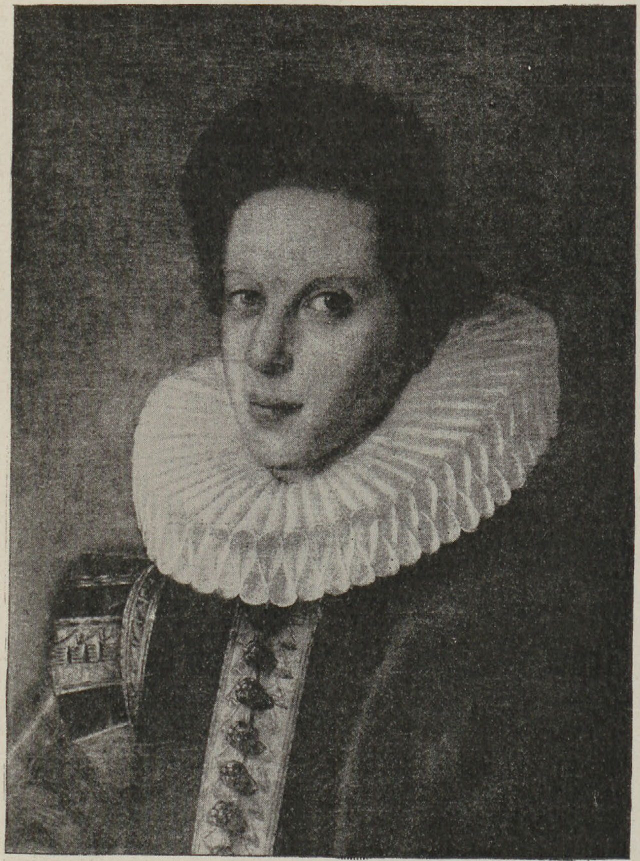
Jene ſchwere Verletzung hat doch auf das fernere Befinden des Prinzen höchſt ungünſtig eingewirkt. Er blieb launenhaft, heftig, verſchwenderiſch, oft von förmlicher Tollwut heimgeſucht, auch körperlich klein, häßlich, ja verwachſen; man hielt ihn phyſiſch für ganz ungeeignet zur Heirat. Die einzige Perſon, für die er Achtung und Zuneigung bezeugte, war ſeine Stiefmutter, die dritte Gemahlin Philipps, die franzöſiſche Prinzeſſin Eliſabeth von Valois, die ihn mitleidig behandelte, wenn auch das angebliche Liebesverhältnis dieſer edlen — übrigens dunkelfarbigen und recht unſchönen — Frau zu dem körperlich und geiſtig gleich elenden und verkrüppelten Knaben eine Erfindung des ſkandalſüchtigen Anekdotenjägers Brantome iſt. Sie kannte ſehr genau die durch Naturanlage und frühzeitige Laſter herbeigeführte körperliche Schwäche des Prinzen; ihre faſt ununterbrochen aufeinander folgenden Schwangerſchaften ließen ihr übrigens für treuwidrige Zärtlichkeiten wenig Raum.

Es gab aber am ſpaniſchen Hofe ſelbſt eine von allen Gegnern Philipps im Auslande ermutigte Partei, die den Thronerben wider den König auszuſpielen ſich bemühte; und ſie fand hierzu bald eine Gelegenheit. Kaiſer Maximilian II. wünſchte ſeine Tochter Anna mit dem Prinzen zu vermählen, und Carlos ging gern auf dieſe Abſicht ein, weil er als Verheirateter größere Selbſtändigkeit erhoffte. Philipp aber ſchob den Abſchluß auf wie jeden anderen Vermählungsplan ſeines Sohnes, den er weder körperlich noch geiſtig zur Begründung einer Familie für reif hielt. In der Tat beging der Prinz gerade damals die unſinnigſten Taten des Jähzorns und grundloſer Grauſamkeit gegen Menſchen wie Tiere.

Wir müſſen die Wirkſamkeit jener geheimen Oppoſitionspartei darin erkennen, daß man dem Prinzen einredete, er müſſe als Statthalter oder gar als Vizekönig nach den Niederlanden gehen, um hier größere Unabhängigkeit und die öſterreichiſche Gemahlin zu erlangen. Als Alba zu dieſem Poſten ernannt war, zog er den Dolch und ſuchte ihn niederzuſtechen. Er tadelte überhaupt laut alles, was ſein Vater beſchloß und tat. Der Haß zwiſchen Vater und Sohn wurde unerträglich.

Allmählich trat dann, wie ſo oft bei Geiſteskranken, eine anſcheinende Beſſerung bei Carlos vorübergehend ein (1567). Sofort übertrug ihm der König einige hohe Staatsämter und vermehrte ſein Jahreseinkommen bis zu der beträchtlichen Summe von 100 000 Dukaten, mindeſtens zwei Millionen Mark nach heutigem Geldwerte. Philipp hatte alſo keineswegs mit ſeinem Sohn endgültig gebrochen. Es war ſogar davon die Rede, dieſen zum römiſchen Könige wählen zu laſſen, und Carlos lernte ſchon die deutſche Sprache. Leider hielt die Beſſerung nur wenige Wochen an. Der Unglückliche vernachläſſigte nicht nur die ihm übertragenen Staatsgeſchäfte ſondern verfiel auch wieder in ſeine Gewalttätigkeiten und niederen Ausſchweifungen.

Schlimmer war, daß er ſeinen Vater und deſſen Ratgeber öffentlich angriff und verhöhnte und daß er ſeinen Oheim Don Juan d'Auſtria in mörderiſcher Abſicht anfiel; daß er Geld ſammelte, um in das Ausland zu entfliehen. Endlich geſtand der Unſinnige die Abſicht, ſeinen Vater zu ermorden, in der Beichte dem Prior von Atocha, der dies ſelbſtverſtändlich dem Monarchen mitteilte. Auch von anderer Seite erhielt der König gleiche Nachricht. Darauf beſchloß er, was ihm ſchon längſt als notwendig erſchienen war, ſeinen Sohn unſchädlich zu machen, der für die Regierung eines Weltreiches und für die Fortſetzung der umfaſſenden weltlichen und kirchlichen Politik des katholiſchen Königs gänzlich unbrauchbar war. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1568 ließ er perſönlich Carlos in deſſen Zimmer einſchließen, indem er dem ihn heftig Beſchimpfenden mit eiſerner Ruhe die Worte zurief: „Nicht mehr als Vater werde ich Euch behandeln, ſondern als König." Das Urteil des Prinzen war geſprochen, ſeine lebenslängliche Haft, wenn auch nicht ſein Tod, feſt beſchloſſen.



Don Carlos, Infant von Spanien.
Gemälde eines anonymen Meiſters.

Carlos aber geriet in äußerſte Verzweiflung, die ihm den Entſchluß des Selbſtmordes einflößte. Indem er mehrere Tage lang nichts als ungeheure Mengen roher Pflaumen aß, dazu Maſſen von Eis- und Schneewaſſer trank und ſich nackt auf die kalten Steinfließen des Bodens warf, richtete er ſeinen ſchwachen Körper vollends zugrunde. Philipp, der durch eine Öffnung in der Wand den Unglücklichen oftmals beobachtet hat, ohne ſich ihm jemals bemerkbar zu machen, hat nichts getan, um das Vorhaben des Sohnes zu verhindern. Er hat vielmehr durch die Zurückweiſung der Bitten um eine erneute Zuſammenkunft die Verzweiflung des Unglücklichen noch geſteigert und deſſen Entſchluß, zu ſterben, befeſtigt. Am 24. Juli 1568 iſt Carlos erlöſt worden. Gemordet hat ihn ſein Vater nicht, aber durch Vorenthaltung jeder Freundlichkeit, jedes gütigen Zuſpruches den Geiſteskranken hartherzig zu jener Verzweiflung getrieben, die ihn zum Selbſtmörder machte. Kein Zweifel, daß ſolch Ausgang dem Könige der genehmſte war.

Und als Eliſabeth von Valois wenige Monate ſpäter an den Folgen einer vorzeitigen Geburt ſtarb, führte Philipp mit vollendeter Herzenshärte, wie zur Verhöhnung des unglücklichen Sohnes, als vierte Gemahlin gerade dieſelbe Prinzeſſin heim, die jener mit aller Leidenſchaft zur Gattin begehrt hatte, die Kaiſertochter Anna. Sie ſchenkte ihm nach mehreren Jahren den erſehnten neuen Erben.

Ein Herrſcher, der ſo erbarmungslos den eigenen Sohn opferte, wenn dieſer ſeinem Regierungsſyſtem Gefahr anzudrohen ſchien, konnte vollends für ſeine Untertanen keine Regung des Mitgefühls verſpüren. Mit ſeiner ausdrücklichen Billigung ſetzte Alba in den Niederlanden, obwohl dieſe bei dem Einfall Oraniens einen ihre Henker ſelbſt überraſchenden Gehorſam erwieſen hatten, trotz der beweglichen Bitten ſogar der dort von Philipp eingeſetzten Biſchöfe die Schreckensherrſchaft fort. Man richtete jetzt ſelbſt diejenigen hin, die nur einmal die proteſtantiſche Predigt beſucht hatten. Und zugleich wollte der Herzog auch die politiſchen Freiheiten des Landes für immer vernichten, deſſen Reichtümer in vollem und beſtändigem Strome den bodenloſen Kaſſen ſeines Königs zuführen. Er legte ſeit 1569, zuerſt mit, dann aber ohne Genehmigung der Generalſtaaten, den Niederländern die Abgabe des zwanzigſten Pfennigs — alſo fünf Prozent — vom Verkaufe aller unbeweglichen, des zehnten Pfennigs — alſo zehn Prozent — vom Verkaufe aller beweglichen Güter auf. Das hieß jeden Verkehr ertöten.

Solange es ſich nur um die Gewiſſensfreiheit handelte, hatte die große Mehrheit ſich, wenn auch unwillig, unterworfen; aber jetzt, wo man allen an den Beutel griff, war ein jeder, Katholik wie Proteſtant, aufgebracht und empört. Erſt das finanzielle Schreckensregiment Albas hat den endgültigen Bruch zwiſchen den Niederlanden und Spanien herbeigeführt. Vergebens warnten Margarete von Parma, die niederländiſchen Ratgeber des Königs, auch Kardinal Granvella. Vergebens erſehnten ſelbſt ſpaniſche hohe Beamte die Befreiung von der „ſcheußlichen Tyrannei“. Philipp genehmigte Albas Maßregeln.

Nach zweijährigem Vergleiche mit den Generalſtaaten veröffentlichte dieſer endlich im Juli 1571 das gefürchtete Edikt über den zwanzigſten und zehnten Pfennig. Die Aufregung war ungeheuer. In jeder Stadt, ja in jeder Provinz vereinigten ſich die Obrigkeiten zu leidenſchaftlichen Proteſterklärungen. Die Kaufleute ſtellten ihre Geſchäfte ein, die Krämer, Bäcker und Fleiſcher ſchloſſen ihre Buden. Die Maſſen nahmen eine drohende Haltung an, man ſchwor ſich gegenſeitig zu, keinen Heller von der neuen Steuer zahlen zu wollen. Als die Brauer nicht mehr arbeiteten, ließ Alba ſelber Bier brauen; aber keiner trank es. Wo der Herzog ſich zeigte, verſchwand das Volk, ſchloſſen ſich Türen und Fenſter. Das wegen Nichtzahlung der Steuer öffentlich verſteigerte Gut fand keinen Käufer. Die fremden Nationen hielten ihre Waren von den niederländiſchen Handelsorten fern, um nicht den Zehnten zu entrichten. Die Arbeit ſtockte, die Zahl beſchäftigungsloſer Arbeiter nahm in erſchreckender Weiſe zu. Die notwendigſten Lebensmittel ſtiegen auf unglaublich hohe Preiſe und drohten ganz zu fehlen. Es war klar, daß der Hunger bald eine neue, furchtbare Revolution herbeiführen müſſe. Wenn Alba Matroſen einſtellen wollte, waren keine zu ſehen; er rief aus: „Ich kann hier niemandem trauen, alle ſind Verräter!“

Alba war im Begriff, dieſer Gefahr auf ſeine beliebte Weiſe dadurch entgegenzutreten, daß er die widerſpenſtigen Orte in ſchwere Strafe nahm und einige Dutzend der angeſehenſten Kaufleute Brüſſels an den Türen ihrer geſchloſſenen Läden aufzuknüpfen befahl — als eine Schreckenskunde ihm mildere Geſinnung einflößte.

Wilhelm von Oranien lebte, tief verſchuldet durch ſeine mißlungene Schilderhebung des Jahres 1568, in Dürftigkeit auf ſeinen ärmlichen deutſchen Beſitzungen. Dieſe Jahre des Mißgeſchicks haben veredelnd und läuternd auf ſeinen Charakter und ſeine politiſchen Anſchauungen gewirkt. Seitdem wurde er ein überzeugter und entſchloſſener Vorkämpfer der bürgerlichen und religiöſen Freiheit, der ſich über die konfeſſionelle Beſchränktheit ſeiner Zeitgenoſſen erhob. Obwohl ein gottgläubiger Mann, ſah er, der ſich zunächſt den Lutheranern, dann zu den Reformierten hielt, über die Verſchiedenheit der poſitiven chriſtlichen Bekenntniſſe hinweg und zeigte allen, auch den „Papiſten“, Duldung. Er hatte bei Deutſchland, dem ſeine Vorliebe galt, vergebens Hilfe gegen die ſpaniſche Tyrannei geſucht; nun war er bereit, die Niederlande unter die Oberherrſchaft, ſei es der Valois, ſei es der Tudor, zu ſtellen, wenn dieſe ſein Vaterland erretten wollten. Es wäre töricht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Der Begriff des Patriotismus, wie er in der Gegenwart gilt, war in jenen unruhigen und ungeordneten Zeiten nirgends vorhanden. Sehen wir nicht deutſche Proteſtanten mit den Franzoſen, Hugenotten mit den deutſchen Calviniſten, franzöſiſche Katholiken mit Spanien unbedenklich gegen die eigenen Herrſcher Bündniſſe eingehen? Und dann, war Spaniens Regierung für die Niederländer, zumal die neugläubigen, weniger eine Fremdherrſchaft als die franzöſiſche oder engliſche? Nur blinde

Voreingenommenheit kann einen Niederländer von 1570 zu ſpaniſchem Patriotismus verpflichtet glauben.

Wilhelm war ſtets mit einigen Freunden in den Niederlanden in Verkehr geblieben. Da das feſte Land den Freiheitskämpfern einſtweilen verſchloſſen war, wählten ſeine Anhänger das zumal den nördlichen Niederländern ſo vertraute Meer zum Schauplatze ihrer Taten. In ſeiner Eigenſchaft als Souverän von Orange erteilte er einer Anzahl von Geflüchteten Kaperbriefe gegen die Spanier: es war der Beginn der bald ſo gewaltigen holländiſchen Seemacht. „Waſſergeuſen“ nannten ſich dieſe kühnen Freibeuter, kecke, geſetzloſe Geſellen, die Freund und Feind plünderten, obwohl es ihnen beſondere Freude machte, Spanier und Papiſten zu berauben, ſolche auch gelegentlich an den Maſtbaum zu hängen oder mit einer Kanonenkugel an den Füßen ins Meer zu verſenken. Ihr Admiral, Wilhelm von der Mark, war ein leidenſchaftlicher und ruchloſer Edelmann, der ſich Bart und Haar wachſen zu laſſen geſchworen hatte, bis er den Tod ſeines Vetters Egmont an deſſen Mördern gerächt haben würde.

Auf Albas eigenes Verlangen aus den engliſchen Häfen, wo ſie bisher Zuflucht gefunden hatten, vertrieben und ſich notgedrungen nach einer Niederlaſſung an den heimiſchen Küſten umſehend, bemächtigten ſich die Waſſergeuſen am 1. April 1572 der kleinen Hafenfeſtung Briel an der Maas, im Namen Wilhelms von Oranien, als des legitimen Statthalters Philipps II. Der Angriff eines ſchnell entſandten ſpaniſchen Truppenkorps wurde mittels Durchſtechung der Deiche abgewehrt.

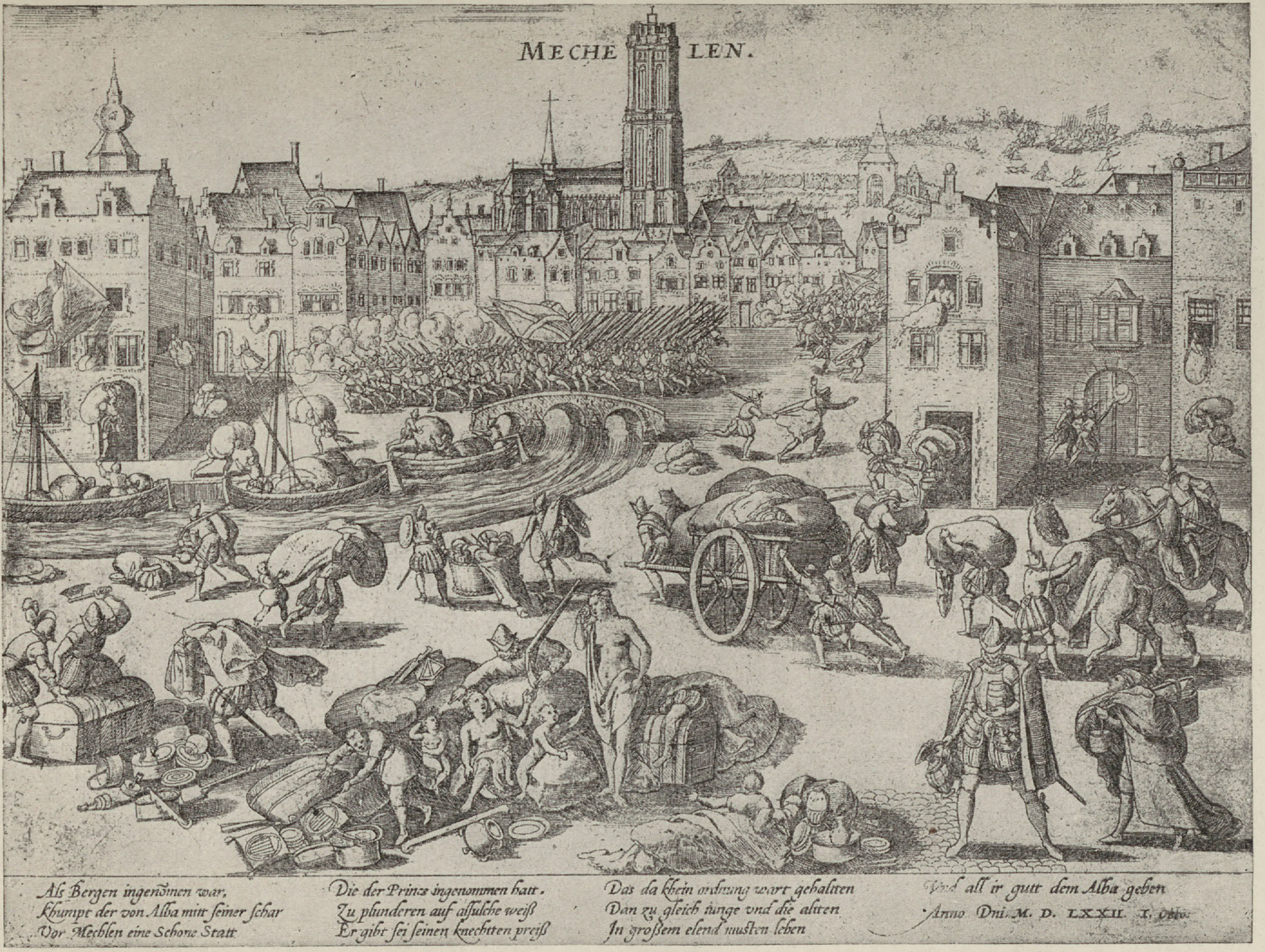
Das Beiſpiel Briels zündete: Vliſſingen in Seeland, Delfshaven und Schiedam in Holland erklärten ſich für die Geuſen, denen Tauſende von Unzufriedenen und Beſchäftigungsloſen zuzogen. Wilhelm von Oranien ſandte Befehlshaber in die aufſtändiſchen Städte mit einer Schar tüchtiger Offiziere und gedienter Soldaten. Auch aus England kamen zahlreiche Haufen eifrig calviniſcher Freiwilliger herüber, Frankreich ſandte Geldunterſtützung.

Und nun fiel der ganze Nordweſten ab, wo kaum ſpaniſche Beſatzungen vorhanden waren. Holland, Seeland, Geldern, Overyſſel, die Provinz Utrecht erklärten ſich zum überwiegenden Teile für die Statthalterſchaft Wilhelms von Oranien, das heißt für die Sache der Freiheit. Allerdings hielt man die Fiktion der Unterwerfung unter den König noch aufrecht. Ludwig von Naſſau aber drang mit einer Schar franzöſiſcher Reformierter ins Land und nahm mit Hilfe der Einwohner die feſte Stadt Mons, während die Meergeuſen eine ſpaniſche Flotte, die mit Soldaten und Geld nach den Niederlanden fuhr, abfingen.

Oranien ſah die Zeit gekommen, ein neues Staatsweſen in den Niederlanden einzurichten. Er ging mit den Ständen der nördlichen Provinzen einen Vertrag ein, nach dem ſie ihn als ihren geſetzlichen Statthalter anerkannten und damit als Haupt der ausübenden Gewalt, er allein mit ihrem Beirat zu beſchließen und zu handeln verſprach; nur mit gegenſeitiger Übereinſtimmung ſolle mit dem Könige verhandelt werden (Juli 1572).

Dieſes Abkommen war der Beginn des freien niederländiſchen Staatsweſens, das ſich ſeitdem in faſt hundertjährigem Kampfe zu Unabhängigkeit und hoher Blüte entwickeln ſollte, ſowie ſeiner Verfaſſung. Oranien hatte dem neuen Gemeinweſen von vornherein die ſchönſten und edelſten Grundlagen und Ziele geſetzt: politiſche und religiöſe Freiheit. Für ſeine unter Leiden, Gefahren und Enttäuſchungen geläuterte Anſchauung und Geſinnung iſt es bezeichnend, daß er zu ſeinem Staatsſekretär den Künſtler und Schriftſteller Dietrich Cornhert wählte, der die Lehren des Chriſtentums mit den Überlieferungen der Stoa zu verbinden ſuchte und eine Aufklärung und humane Duldſamkeit bezeugte, die in jener Zeit des Glaubenshaſſes und wilden Glaubensſtreites doppelt bewunderungswert ſind. Wilhelm mißbilligte und verbot auf das ſchärfſte die Gewalttaten und Grauſamkeiten, die der rohe Wilhelm von der Mark an den heimiſchen Katholiken und den Spaniern verübt hatte. Dabei drang er mit einem Heere von 6000 Mann bis tief in Brabant, bis an die Tore von Brüſſel vor.

Aber noch einmal wurden die Hoffnungen der Freiheitsfreunde grauſam enttäuſcht. Frankreich, von dem man die ſtärkſte Hilfe erwartet hatte, ging durch die Bartholomäusnacht zu der päpſtlich-ſpaniſchen Partei über. Albas Sohn Federigo de Toledo konnte nun unbehindert Mons einnehmen und dort Tauſende von Bürgern ſchlachten. Von Frankreich ohne Geld gelaſſen, löſte Oraniens Heer ſich auf. Da beſetzten die Spanier ganz Brabant und auch den größten Teil des Nordens wieder. Nur die Provinz Holland verteidigte noch die ſchwer verwundete Sache der



MECHE LEN.
Als Bergen ingenõmen war,
Khumpt der von Alba mitt ſeiner ſchar
Vor Mechlen eine Schone Statt
Die der Princz ingenommen hatt.
Zu plunderen auf aſſulche weiß
Er gibt ſei ſeinen knechtten preiß
Das da khein ordnung wart gehalten
Dan zu gleich iunge vnd die alten
In groſſem elend muſten leben
Vnd all ir gutt dem Alba geben
Anno Dni. M. D. LXXII. I. Octo.

Plünderung einer niederländiſchen Stadt (Mecheln) durch ſpaniſche Truppen.

Nach einem alten Stiche.

Freiheit. Auch hier eroberten die Spanier Zutphen, nahmen Narden durch Kapitulation; aber ſie mordeten und ſchändeten in dieſer Stadt wie in jener.

Dieſe Grauſamkeit ſchoß über das Ziel der Einſchüchterung hinaus, das die ſpaniſchen Führer wahrſcheinlich im Auge hatten: die übrigen holländiſchen Städte zogen daraus die Lehre, daß Rettung einzig von mannhafter Verteidigung bis auf das äußerſte zu hoffen, daß im ſchlimmſten Falle der rühmliche Soldatentod immer noch der Ermordung durch die ſpaniſchen Meuchler vorzuziehen ſei. Damals erwarb die Provinz Holland ſich unſterbliche Verdienſte, damals zeigten dieſe kühlen, bedächtigen, zähen Frieſen, welches Heldenmuts ſie fähig waren. Wilhelm von Oranien blieb ihr getreuer Führer und Berater; er erklärte, in Holland wolle er ſein Grab finden. Die kleine Stadt Alkmar wies alle Angriffe der Spanier ab und nötigte ſie endlich durch Durchſtechung der Meeresdämme zur Flucht. Ein erſter Hoffnungsſtrahl, der um ſo heller leuchtete, als Karl IX. von Frankreich den ſchweren politiſchen Fehler erkannte, den er durch ſeinen Anſchluß an Spanien begangen hatte, ſich der Holländer annahm, ihnen Geld und Soldaten ſandte. Und zugleich verließ ihr unerbittlicher Gegner, der Herzog von Alba, das Land.

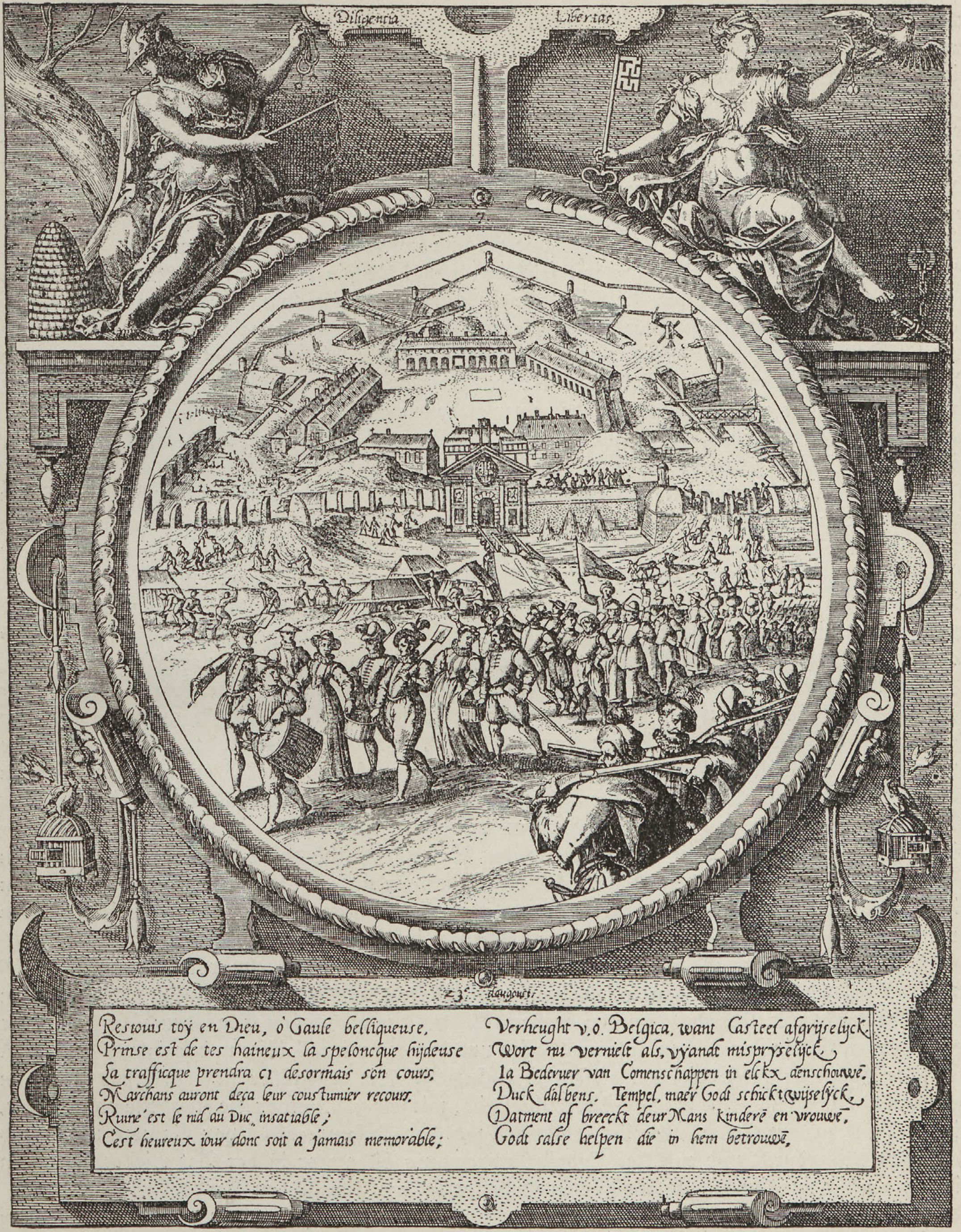
Endlich hatte Philipp die Vorſtellungen aller Niederländer, auch der ſtrengſt katholiſchen und loyalſten erhört, nicht etwa weil Alba gegen ſeine Befehle gehandelt hätte, was ja in keiner Weiſe der Fall geweſen war, ſondern weil das durch Alba verkörperte Verfahren unnachgiebiger Strenge und blutiger Grauſamkeit offenbar ſeinen Zweck verfehlte und den Verluſt des reichſten und nützlichſten aller von dem ſpaniſchen Könige beſeſſenen Länder herbeizuführen im Begriff war. Alſo im Dezember 1573 mußte Alba nach Spanien zurückkehren, wo er ſich von dem Herrſcher, dem er getreulich, allzu getreulich gedient hatte, mit ungnädiger Bosheit behandelt ſah.

Als Vertreter eines milderen Syſtems wurde der Großkomtur von Kaſtilien nach den Niederlanden geſandt: Luis de Requeſens y Zuñiga, ein tapferer, beſcheidener Soldat, der von geringen Anfängen ſich emporgearbeitet hatte, allerdings ohne ſtaatsmänniſche Fähigkeiten, aber ſeinem Könige unbedingt ergeben. Ein ſolcher Mann war nicht geeignet, die Niederländer die ſechs Jahre Albaſchen Regimentes vergeſſen zu laſſen, wenn er auch den „zehnten Pfennig" ſowie den Rat der Unruhen aufhob. Da er weder vlämiſch noch franzöſiſch verſtand und überhaupt an Geſchicklichkeit viel zu wünſchen übrig ließ, fand er von ſeiten aller Niederländer, auch der königstreuen, abfällige Beurteilung. Übrigens beſaß er kein Mittel, das eigene Heer, das ſeit einem Jahre unbezahlt geblieben war, zu befriedigen; Soldaten und Offiziere meuterten.

Auf freiem Felde waren dieſe freilich den ungeübten Truppen der Aufſtändiſchen weit überlegen. Die Grafen Ludwig und Wilhelm von Naſſau, Oraniens Brüder, fanden auf der Mooker Heide (14. April 1574) Niederlage und Tod. Allein an den Mauern des heldenmütig ſich verteidigenden Leiden ſcheiterte das Glück der Spanier. Endlich durchſtachen die Leidener ihre Dämme, obwohl dem Lande dadurch ein Schaden von ſieben Tonnen Goldes zugefügt wurde; „beſſer ein verdorbenes Land, als ein verlorenes", ſagten die holländiſchen Stände. Mehr als 15 000 Spanier kamen in den wild eindringenden Wogen um oder fanden unter dem Feuer und den Streichen der ſchnell heranſegelnden Meergeuſen ihren Tod (Herbſt 1574). Die Bürger aber baten ſich zur Entſchädigung für ihre Verluſte die Begründung einer Univerſität aus, die bald der wackeren Stadt neue Ehren und Ruhm erwarb.

Nach dieſem Erfolge erklärten die beiden Provinzen Holland und Seeland zu Delft kühn ihre Unabhängigkeit von dem ſpaniſchen Könige (Oktober 1575), im Angeſichte der ungeheuren ſpaniſchen Monarchie — ſie, kleine, von wenigen Hunderttauſenden bewohnte Ländchen. Und noch mehr: ſie nahmen von vornherein die Befreiung auch der übrigen Niederlande und die Vereinigung mit ihnen in Ausſicht. Ein Unternehmen, das phantaſtiſch erſchien.

Aber ſie wurden vom Glücke begünſtigt. Von Sorge und Verdruß aufgerieben, ſtarb Requeſens, erſt fünfzig Jahre alt, im März 1576. Sein Tod gab den hungernden und führerloſen ſpaniſchen Truppen das Signal zur allſeitigen Empörung. Es herrſchte allgemeine Anarchie: die Stände von Brabant, Flandern und Hennegau traten mit den Holländern und Seeländern in Verbindung und ſetzten die Mitglieder des Staatsrates gefangen (September 1576). So regierten die Stände, die von dem ſpaniſchen Regimente nichts mehr wiſſen wollten. Als die ſpaniſche Beſatzung von Antwerpen auf Grund dieſer Feindſchaft die reiche Handelsſtadt plünderte, dort brannte und mordete und einen Schaden von fünfzehn Millionen Goldgulden an-


Diligentia
Libertas
7
23e daugoust
Restouis toy en Dieu, ô Gaule belliqueuse,
Prinse est de tes haineux la speloncque hijdeuse
La trafficque prendra ci desormais son cours,
Marchans auront deça leur coustumier recours.
Ruine est le nid au Duc, insatiable;
Cest heureux iour donc soit a jamais memorable;
Verheught v. ô. Belgica, want Casteel afgrijselyck
Wort nu vernielt als, vyandt mispryselyck
la Bedevuer van Comenschappen in elckx aenschouwē.
Duck dalbens. Tempel, maer Godt schickt wijselyck,
Datment af breeckt deur Mans kinderē en vrouwē,
Godt salse helpen die in hem betrouwē,

Einzug der ſiegreichen Spanier in Antwerpen. Stich von Martin de Vos.

richtete, brachte dieſe „ſpaniſche Furie“ den Abfall zur Vollendung. Am 8. November 1576 unterſchrieben die Vertreter aller Provinzen mit Ausnahme Luxemburgs die „Pazifikation von Gent“. Die Provinzen verpflichteten ſich darin zur Vertreibung der ſpaniſchen Truppen, zur Wiederherſtellung der alten Freiheiten, zur Aufrechterhaltung der Religionsfreiheit in den nördlichen Provinzen; Oranien ward als Statthalter von Holland und Seeland anerkannt. Es war der Verſuch, die Einheit der geſamten Niederlande herzuſtellen und feſtzuhalten trotz und bei Verſchiedenheit der Religionsbekenntniſſe. Ein ſchöner und beglückender Augenblick, der leider ein vorübergehender war. Die Geſinnung ſowohl der Calviniſten wie der Katholiken war im Grunde viel zu unduldſam, als daß ſie auf die Länge ſich hätten vertragen können.

Aber für den Augenblick waren ſie feſt geeint, und Philipp II., dem es an Truppen und Geld fehlte, um ſie mit Gewalt zu unterwerfen, verſuchte es, bis auf beſſere Zeiten, mit Nachgiebigkeit. Er ſandte ihnen einen neuen Generalſtatthalter von königlichem Urſprunge, ſeinen Halbbruder Don Juan d'Auſtria. Er war zur „Bemäntelung" der Vergangenheit, zur Bildung der Regierung aus Eingeborenen, zur Annahme aller Forderungen der Stände bevollmächtigt, „falls nur die Religion und meine Autorität ſo viel wie möglich aufrecht erhalten bleiben".

Das klang in ſeiner Unbeſtimmtheit friedlich genug. Allein die Wahl des Gouverneurs war ganz verfehlt. Einmal wollten die Niederländer nichts von dem ſpaniſchen Prinzen wiſſen; ſie hatten vielmehr die Rückkehr ihrer Landsmännin Margareta von Parma verlangt. Andererſeits knüpfte Don Juan an ſeine Stellung phantaſtiſche Entwürfe, die zu neuen Verwickelungen und Schwierigkeiten führen mußten. Angeregt von dem Papſte und den Guiſen, im Einverſtändnis mit Maria Stuart und den Führern der unzufriedenen katholiſchen Iren, hegte er den Plan, nach England überzuſetzen, die ſchöne Schottenkönigin zu befreien und als deren Gemahl über die britiſchen Inſeln zu herrſchen.

Mit ſolchen Hoffnungen ſtand freilich die Wirklichkeit in traurigem Widerſpruch. Don Juan ſah ſich nur von Luxemburg in ſeiner neuen Würde anerkannt; mit den Generalſtaaten der übrigen Provinzen mußte er im Januar 1577 die Brüſſeler Union ſchließen, die im Februar von dem Generalſtatthalter als „beſtändiges Edikt" zu Marche-en-Famenne verkündet wurde. Es beſtätigte die Genter Pazifikation. Nunmehr konnte Don Juan feierlich in Brüſſel einziehen und den Eid auf die Freiheiten und Geſetze der ſiebzehn Provinzen ablegen; er gewann ſogar eine vorübergehende Volkstümlichkeit durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit gegen vornehm und gering.

Aber im Grunde ertrug Don Juan mit Unmut die Beſchränkung ſeiner Macht und die allgemeine Feindſchaft gegen den ſpaniſchen Namen. „Man rief lieber die Franzoſen, lieber den Türken, als daß man die Spanier im Lande beließe", ſchrieb er ſelber an den König. Er wollte fort aus den Niederlanden, den Zug nach England unternehmen. Indes hatte er damit keinen Erfolg. Vielmehr mußte er die ſpaniſchen Truppen, auf die er doch allein für ſein engliſches Unternehmen rechnete, aus den Niederlanden entſenden, und der König wollte von jenem gar nichts hören, ließ ſogar Don Juans vertrauten Sekretär Escobedo, der als deſſen Agent am Madrider Hof weilte, und den Philipp für den ſchlimmen und gefährlichen Berater des Prinzen hielt, durch den Staatsſekretär Antonio Perez ermorden, ſeinen Bruder mit zahlloſen Spionen umgeben. Das waren Staatskunſt und Staatsmoral in jenen blutigen Zeiten!

Und in den Niederlanden war alles Unfriede und Streit. Wilhelm von Oranien hielt ſich in ſeinen beiden Provinzen ganz unabhängig und rüſtete offenbar zum Kriege; er mißtraute den Spaniern, nicht mit Unrecht. In den großen Städten der vlämiſchen Gegenden rührten ſich die entſchiedenen Calviniſten in den unteren Klaſſen und drohten mit religiöſer und ſozialer Revolution.

Don Juan beſchloß, dieſer wachſenden Unbotmäßigkeit gegenüber ſich ein feſtes Zentrum der Macht zu ſchaffen. Am 24. Juli 1577 überfiel er mit ſeinen Truppen die Zitadelle von Namur, die, hoch auf ſteilem Felſen über der Stadt gelegen, den Zuſammenfluß von Sambre und Maas beherrſcht. Hierdurch und mit der Provinz Luxemburg bildete er in der Tat wieder den Kern eines eigentlich ſpaniſchen und königlichen Gebietes in dem rebelliſchen Lande.

Die fünfzehn anderen Provinzen ſchienen freilich ihm deſto ſicherer zu entgehen. Die Generalſtaaten kündigten ihm den Gehorſam, ließen Oranien, den gefährlichen und unverſöhnlichen Gegner Spaniens, nach Brüſſel kommen. Die Stände von Brabant erkoren den Prinzen zu ihrem Regenten: er machte ſofort den ſchon angebahnten Friedensverhandlungen mit Don Juan ein Ende. Trennung von Spanien war ſein unverbrüchlich verfolgtes Ziel. Freilich beriefen dann die großen katholiſchen Adligen, neidiſch auf des ketzeriſchen Oraniers Anſehen, vielmehr den jüngeren Bruder des Kaiſers Rudolf II., Matthias, als Generalgouverneur. Von Ehrgeiz verzehrt, nahm, angeblich ohne Wiſſen des Kaiſers, der Erzherzog die Würde an und eilte nach Brüſſel. Er beſaß indes zu geringe Gaben und zu wenig Anhalt im Lande, um zu wirklicher Macht zu gelangen, die vielmehr ſein „Generalleutnant" Oranien ausübte. Das Volk nannte ſpöttiſch Matthias den Gerichts-

Soldatenrauferei bei Teilung der Beute

Von W. C. Duyſter (1599-1635). Kgl. Gemäldegalerie Dresden

Soldatenrauferei bei Teilung der Beute

Von W. C. Duyſter (1599-1635). Kgl. Gemäldegalerie Dresden

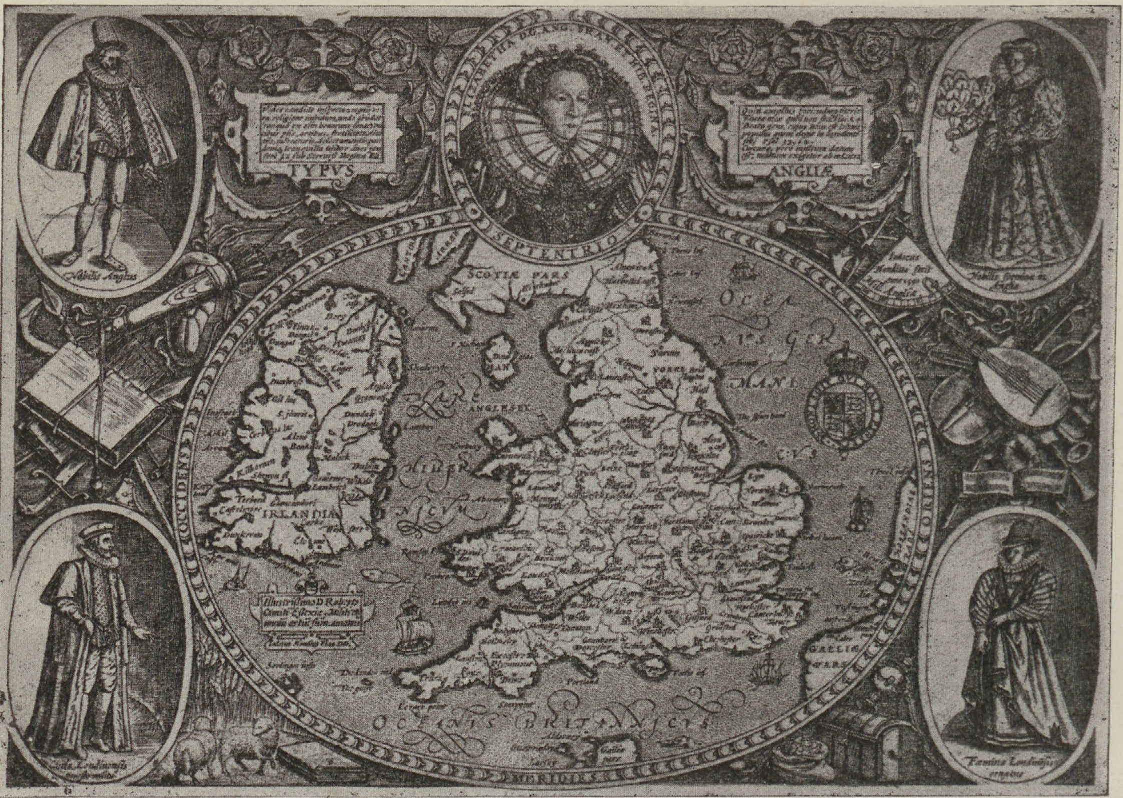
ſchreiber des Prinzen, weil er nichts zu tun habe, als die Beſchlüſſe Oraniens zu Papier zu bringen. Deſſen kräftiger Geiſt durchdrang die Generalſtaaten, die Anfang 1578 ein Bündnis mit Eliſabeth von England eingingen und von ihr eine Unterſtützung von 10 000 Pfund Sterling erhielten.

Don Juan war froh, damit den Krieg von den Rebellen erklärt zu ſehen; war er doch ſo aus der zweideutigen Lage befreit, in der er ſich höchſt unglücklich gefühlt hatte. Er bildete aus den ſchleunigſt zurückberufenen ſpaniſchen Truppen, deutſchen Söldnern und den ihm von ſeinen Freunden, den Guiſen in Frankreich, zugeſandten Kompagnien ein Heer, mit dem er am 31. Januar 1578 die ſtändiſchen Truppen bei Gemblour gänzlich zerſprengte. Niemals hatte ſich die Überlegenheit ſpaniſcher Disziplin, Kriegserfahrung und Tapferkeit über die eiligſt zuſammengerafften niederländiſchen Scharen glänzender erwieſen. Ein großer Teil des ſüdlichen Belgiens fiel dem Sieger in die Hände, der ohne Zweifel Brüſſel ſelbſt eingenommen haben würde, wenn es ihm nicht an Geld, Soldaten, Vorräten, Artillerie gefehlt hätte, um ſeinen betäubenden Erfolg nach Wunſch auszunutzen. Die königlichen Truppen wurden durch Peſt und Hunger derart dezimiert, daß bald kaum zwölftauſend dienſtfähig blieben. Unaufhörlich gingen Don Juans Bitten um Geld und Verſtärkungen nach Madrid. Aber Philipp mißtraute nach wie vor ſeinem ehrgeizigen Bruder und ließ ihn abſichtlich des Nötigſten ermangeln.

„Nur göttliche Wunder können noch helfen,“ rief der unglückliche Kaiſerſohn verzweifelnd aus. Die Niederländer erhielten ſo die Zeit, ſich zu erheben. Während Eliſabeth von England den dortigen Proteſtanten Truppen zu Hilfe ſandte und den unternehmenden Prinzen Kaſimir von der Pfalz mit ſeinen wilden calviniſchen Reitern zum Zuge nach den Niederlanden veranlaßte, riefen die katholiſchen Wallonen den Bruder des Königs von Frankreich, Herzog Franz von Anjou herbei: verlaſſen von ſeinem Bruder, den er wohl als Mörder Escobedos erkannte, den übermächtigen Gegnern überliefert, ſah Don Juan ein ſchmachvolles Ende ſeiner Statthalterſchaft voraus — ein Gedanke, der dem Ehrgeizigen unerträglich erſchien. Die ſtete ſchmerzliche Aufregung ließ Don Juan um ſo eher dem anſteckenden Fieber, das unter ſeinen Truppen wütete, zum Opfer fallen: am 1. Oktober 1578 verſchied der Sieger von Lepanto in Gemblour, im zweiunddreißigſten Jahre ſeines Lebens. Wie der Sohn hatte auch der Bruder der fanatiſchen und mißtrauiſchen Selbſtſucht Philipps II. erliegen müſſen. Damit erlitt aber gleichfalls die ſpaniſche Sache einen unwiderbringlichen Schaden.

Mit Ausnahme Luxemburgs und Namurs waren nun die Niederlande der ſpaniſchen Herrſchaft entledigt. Aber nur, um der ſchlimmſten Verwirrung anheimzufallen. Die Bevölkerung war in drei einander feindliche Parteien zerſpalten: auf der einen Seite ſtanden, zunächſt eine kleine Minderzahl, die unbedingten Anhänger Spaniens — die „Johanniſten“, wie man ſie nach Don Juan nannte — auf der anderen die eifrigen und ſtreitbaren Calviniſten in den nördlichen Provinzen und den großen Städten Flanderns und Brabants, die ſich um Wilhelm von Oranien ſcharten, aber ſich auch gelegentlich in Katholikenverfolgungen gefielen. Inmitten befand ſich die neue Partei der „Malcontenten“, von walloniſchen Edelleuten geführt, die ſich zwar zunächſt von Spanien getrennt hatte, aber von der Herrſchaft Oraniens nichts wiſſen wollte, an dem katholiſchen Glauben der Väter feſthielt und von einigen hohen Adligen geführt wurde. Als die Herrſchaft des Erzherzogs Matthias vor dem überlegenen Anſehen des Oraniers zuſammenbrach, wandten ſie ſich an einen Mächtigeren, den franzöſiſchen Prinzen Franz von Anjou. An der Spitze eines ſtarken Truppenkorps erſchien dieſer, gegen den Willen ſeines königlichen Bruders Heinrich III. von Frankreich, in Mons und nötigte, noch im Auguſt 1578, die ihm mißtrauenden Generalſtaaten zu einem Verteidigungsbündnis, das ihm den Namen eines „Verfechters der niederländiſchen Freiheit“ verlieh und für die Zukunft die Ausſicht auf die Souveränität in den Niederlanden eröffnete. Das Kriegsvolk der verſchiedenen Parteien, das tatenlos gegen die Spanier blieb, vertrieb ſich die Muße, indem ſie das eigene Land verwüſtete und ſich untereinander herumſchlug.

Die grauenhafte innere Zwietracht, die in den Niederlanden durch den Streit der Bekenntniſſe hervorgerufen worden war und ihren Untergang zu bewirken drohte, wütete damals auch in den anderen Ländern Weſteuropas, in England und Frankreich. Der ganze Erdteil ſchien in zwei große Hälften geteilt, die neu- und die altgläubige, die ſich über die alten Staatengrenzen hinüber bis aufs Meſſer bekämpften. Eine Schlacht von Rieſen, die gewaltige Charaktere ins Feld rief, aber auch die Nationen bis ins tiefſte Mark erſchütterte und mit Elend und Greueln erfüllte.

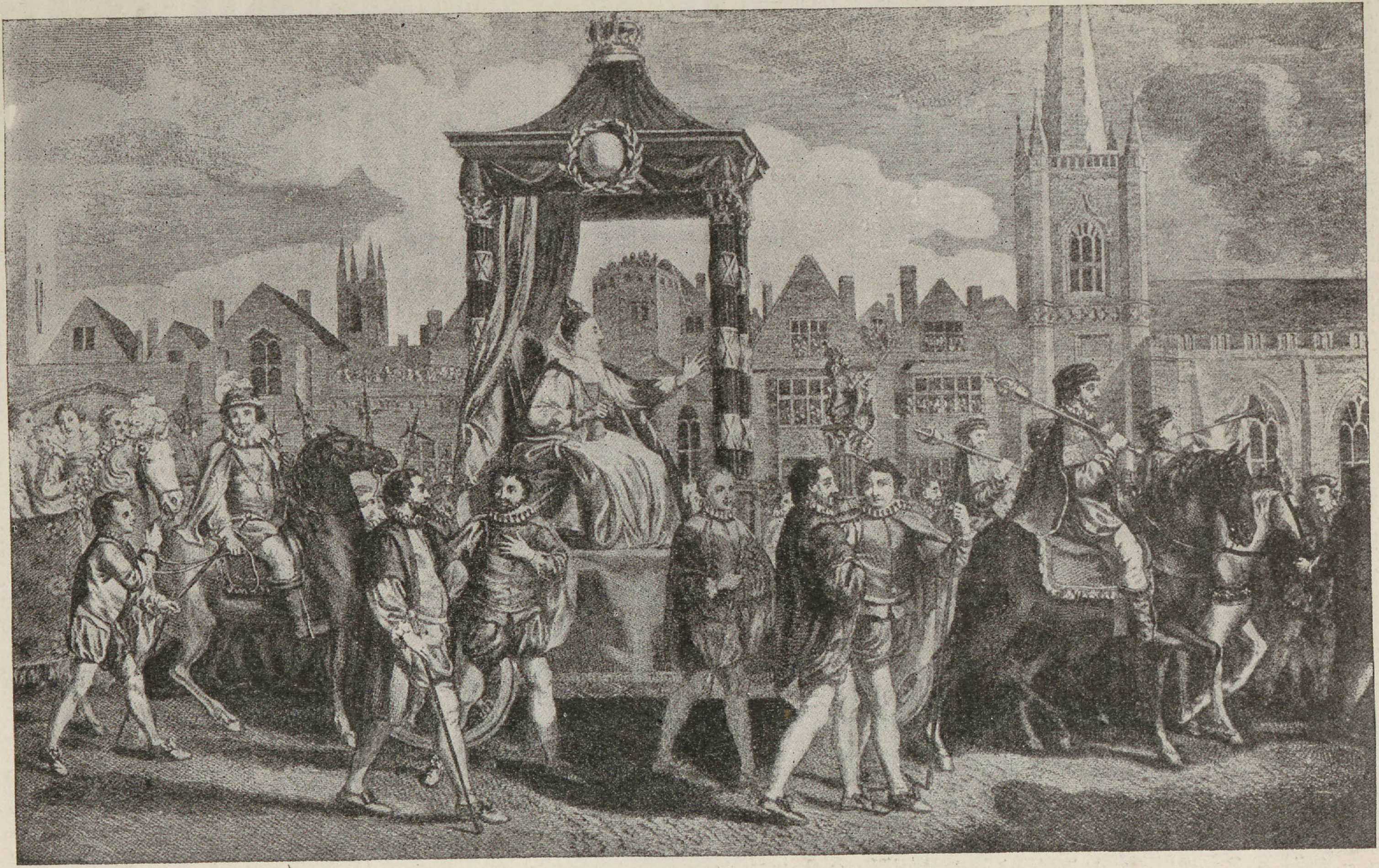


Karte von England aus der Zeit der Königin Eliſabeth.

2. Der Sieg der Reformation in Gross-Britannien

Nach dem Tode der „blutigen Maria“ war ihre Halbſchweſter Eliſabeth auf den engliſchen Thron geſtiegen, fünfundzwanzigjährig, die Tochter jener Anna Boleyn, die als Ehebrecherin von ihrem Gatten Heinrich VIII. auf das Schaffot geſandt worden war. Eliſabeth war in Armut erzogen, der Mutter beraubt, vom Vater verſtoßen. Der erſte Mann, der ihr Herz gerührt, Lord Thomas Seymour, hatte als Hochverräter gleichfalls unter dem Richtbeil geendet, nicht ohne daß ihr ein ähnliches Schickſal gedroht hätte. Unter allen dieſen Prüfungen hatte ſie Härte, Verſtellung, Selbſtzucht gelernt, zugleich aber ihren Troſt in den Studien geſucht, indem ſie nicht nur Muſik, zierliche Handarbeit, die Sprachen Ronſards und Dantes, ſondern auch Latein und Griechiſch, Mathematik und Philoſophie betrieb. Bei alledem wahrte ſie ſich Natürlichkeit der Auffaſſung und Klarheit des Urteils.

Nach der kurzen, für ſie erfreulichen Herrſchaft ihres Bruders Eduard VI. kam dann Maria zur Regierung, die Tochter jener Katharina von Aragon, die um Eliſabeths Mutter Anna Boleyn willen verſtoßen worden war, die eifrige Katholikin, die Eliſabeth als Ketzerin haßte, weil dieſe ſich immer wieder weigerte, die Meſſe zu hören. Die Prinzeſſin zog ſich auf ein Landgut zurück. Nach einem proteſtantiſchen Aufſtande, an dem ſie teilgenommen haben ſollte, wurde ſie verhaftet und in das furchtbare Vorgemach der Blutgerüſte, den Londoner Tower gebracht. Viele eifrige Katholiken und der Kaiſer rieten dazu, ſie nunmehr für immer unſchädlich zu machen. Aber das Volk und der Adel, ſchon damals über die fanatiſche Blutgier der Königin entrüſtet, nötigten ſie, auf die Hinrichtung Eliſabeths zu verzichten. Deren Ausſichten klärten ſich, da der ganze



Feierlicher Umzug der Königin Eliſabeth von England. Gemälde in der Sammlung Wingfield-Digby zu Schloß Sherborne.

jüngere und gebildetere Teil der engliſchen Bevölkerung ihr die Sympathien zuwandte, da ſelbſt Philipp II. von Spanien ſie ſchützte, in dem Gedanken, ſie nach dem bald zu erwartenden Hinſcheiden der waſſerſüchtigen Maria zu ehelichen.

Die Thronbeſteigung Eliſabeths (16. November 1558) ging ohne alle Schwierigkeiten vor ſich. Die Verbannte, Eingekerkerte, mit dem Tode Bedrohte ſah ſich plötzlich als Königin. Denn die Proteſtanten begrüßten ſie freudig als eine der Ihrigen, als die Tochter Anna Boleyns, der Märtyrerin des Evangeliums, und die Katholiken wurden durch den Einfluß Spaniens bewogen, ihr zu huldigen. Wäre Eliſabeth nicht Königin geworden, ſo würde ja die Krone Englands an Maria Stuart gefallen ſein, die Königin von Schottland und Dauphine von Frankreich: der ganze Weſten Europas hätte ſich unter franzöſiſcher Führung gegen Spanien vereint gefunden.

Im Grunde beſaß Eliſabeth überhaupt keine beſtimmte konfeſſionelle Überzeugung. Ihr kräftiger Sinn für Ordnung und Herrſchaft, die ſchönen eindrucksvollen Formen des katholiſchen Gottesdienſtes und die feſtgefügte, einheitliche Hierarchie ließen ſie der alten Kirche ſich zuneigen. Der demokratiſche Geiſt des Calvinismus ſchreckte ſie ab. Aber Unterordnung unter Rom und ſeine Prieſter, Aufgabe der nationalen Unabhängigkeit, Zurückweichen hinter die Abänderungen ihres Vaters wollte ſie nicht zugeben. Seinerzeit hatte Rom doch ſo beſtimmt gegen ihre Mutter und ſie ſelbſt Partei genommen, daß ſie ſich ihm keineswegs anſchließen konnte. Ebenſo unſicher war die Stimmung ihres Volkes. Der Adel, die hohen Beamten, der Richterſtand waren zum überwiegenden Teile katholiſch; ſonſt auch die Mehrzahl aus alter Gewohnheit. Aber die Verfolgungen Marias hatten Rom verdächtig gemacht, und alles was jung, tatkräftig, eifrig patriotiſch in England war, ſtrebte zur Glaubensänderung hin.

Es entſprach deshalb ebenſo der allgemeinen Lage und Eliſabeths perſönlicher Stimmung, wie ihrer Neigung für krumme und verſchlungene Wege, wenn ſie zunächſt auf politiſchem und religiöſem Gebiet vorſichtig und zögernd auftrat. Die Eheanerbietungen Philipps wies ſie in freundlicher Weiſe zurück, ließ ſich aber auf Unterhandlungen wegen Heirat mit einem öſterreichiſchen Erzherzoge ein — hat ſie doch die Verheißung ihrer Hand immer als ein wichtiges und nutzbringendes Element ihrer Politik behandelt. Im Grunde hatte ſie nicht die Abſicht, ſich zu vermählen, denn ſie fürchtete, ſich in einem Gatten zugleich einen Herrn zu geben, und ſie wollte doch im Alleinbeſitz der Macht bleiben: ſie ſchmeichelte nur den Habsburgern, um im Beginne ihrer Regierung unbehelligt von Spanien zu bleiben.

In religiöſer Beziehung ſtellte ſie bald, in Übereinſtimmung mit dem neu einberufenen Parlamente, die Unabhängigkeit der anglikaniſchen Kirche von Rom und den kirchlichen Supremat der Krone wieder her. Aber ſie ging dann weiter, indem ſie das „allgemeine Gebetbuch“ ihres Bruders Eduard VI., allerdings in einer Bearbeitung, die ausdrücklich jede Gegnerſchaft wider den Katholizismus tilgte und die Lehre vom Abendmahl im Sinne der realen Gegenwart Chriſti umgeſtaltete, wieder einführte und indem ſie dasſelbe ſämtlichen Geiſtlichen unter Androhung ſtrenger Strafen auferlegte. Damit rief ſie jedoch den Widerſtand des katholiſchen Klerus hervor. Von vierzehn Biſchöfen weigerten ſich dreizehn, den kirchlichen Suprematseid zu leiſten, und wanderten dafür ins Gefängnis. Zweihundert andere Geiſtliche zogen den Verluſt ihrer Stellung der Verleugnung ihrer Überzeugungen vor. Sonſt kam es einſtweilen nicht zu religiöſen Verfolgungen, die der Königin überhaupt zuwider waren. Zunächſt mochte von den Laien jeder glauben, was er wollte. Ward auch die Übung des katholiſchen Gottesdienſtes unter Androhung von Bußen unterſagt, ſo wurde doch dieſes Strafgeſetz kaum beobachtet. In den nördlichen und weſtlichen Grafſchaften, wo die allezeit konſervative ackerbauende Bevölkerung und der Einfluß großer Grundherren überwogen, in Irland und Wales wurde offen die alte Religionsübung fortgeſetzt, ohne daß Eliſabeth gewagt hätte, mit Strenge einzuſchreiten. Selbſt an den Univerſitäten, dieſen Bollwerken der Staatsreligion, duldete man die Promotion von Katholiken.

Viel härter benahm ſich die Königin gegen die eifrigen und reinen Calviniſten, die „Puritaner“, die ſie haßte und fürchtete. Wegen Hinneigung zu deren Lehren wurde der Primas von England, Erzbiſchof Grindal von Canterbury, vom Amte ſuspendiert und in ſeinem eigenen Palaſt gefangen gehalten. Andere Geiſtliche und Profeſſoren derſelben Richtung wurden gleichfalls abgeſetzt. Wenn die Puritaner, ihrer ganzen offenſiven Richtung gemäß, die Einrichtungen der anglikaniſchen Kirche zu laut und heftig angriffen, wurden ſie zum Pranger, wohl auch zum Verluſt der Ohren oder ſeiner Hand verurteilt. Ein gefährlicher Widerſpruch, eine furchtbare Gegnerſchaft wider das Königtum in ſeinem doppelten, religiös-politiſchen Charakter entwickelten ſich in dieſen Verhältniſſen. Allein es kam doch zu einem vorläufigen Ausgleich zwiſchen den eifrigen Calviniſten und der Königin; denn Eliſabeth mußte ſich mit Ratgebern verſehen, die im Gegenſatze zu der Regierung ihrer Vorgängerin ſtanden. Solche aber waren naturgemäß entſchiedene Proteſtanten, die die Herrſcherin auf dem Wege der Neuerungen weiter vorwärts drängten.

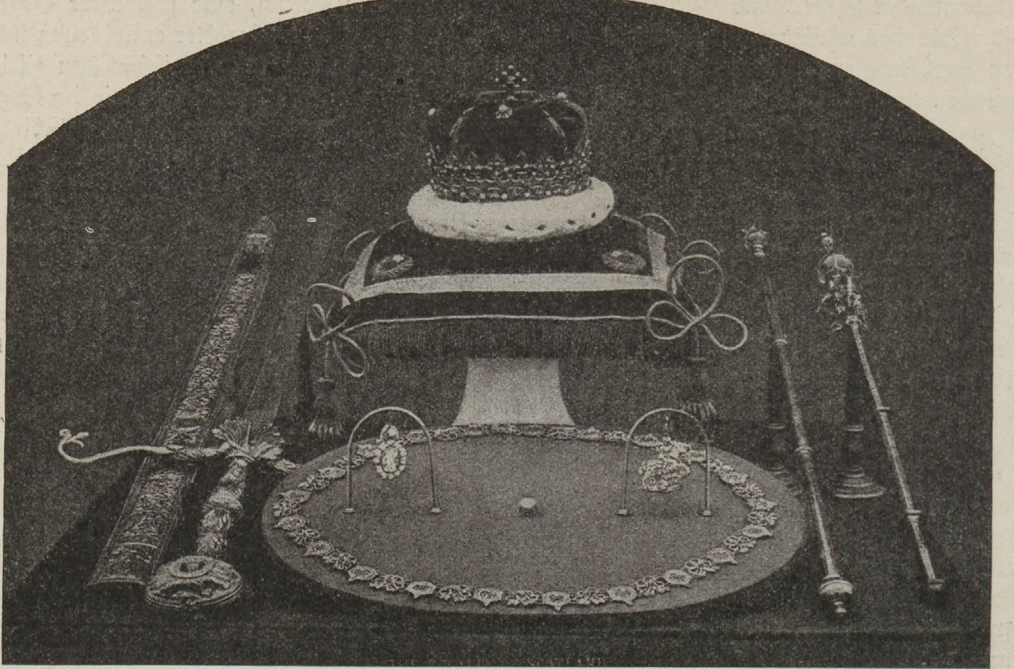
Der begabteſte und entſchloſſenſte unter ihnen war Sir William Cecil. Geboren 1520, ein tüchtiger Rechtsgelehrter und Theologe, war er ſchon unter Eduard VI. zu der hohen Stellung eines Staatsſekretärs emporgeſtiegen; und ſeine große politiſche Einſicht, ſeine Geſchäftsgewandtheit, ſeine Unerſchrockenheit und Entſchiedenheit hatten ihm im Rate der neuen Königin bald die erſte Stelle verſchafft. Der Staatsſekretär wollte eine entſchloſſen proteſtantiſche Politik der engliſchen Regierung ſowohl im Innern des Landes als nach außen. Er wollte ſeinen Staat zum Hort und Haupt des Proteſtantismus in der Welt machen und ſchrak in Erfüllung dieſer Aufgabe ebenſowenig vor täuſchender Liſt wie vor rechtloſer Gewalt zurück. Eliſabeth war weit davon entfernt, ein ſo ſchroffes Verfahren gutzuheißen. Aber ſie ſchätzte Cecils Gaben und Treue zu hoch, um ihn der Gegnerſchaft des großenteils katholiſch geſinnten Hochadels zu opfern. „Er iſt mein Geiſt,“ ſagte ſie öfters und nannte ihn ſcherzhaft: „Herr Geiſt“ (Sir Spirit).

Der heftigſte perſönliche Widerſacher Cecils, aber ein noch entſchiedenerer Calviniſt als dieſer, war der Liebling der Königin, Robert Dudley, Graf von Leiceſter, ein ſchöner und formvollendeter Hofmann, zu dem ſchon als Prinzeſſin Eliſabeth eine leidenſchaftliche Neigung gefaßt hatte, um ihn dann als Königin mit Ämtern, Würden und Einkünften zu überhäufen. Leiceſter, ein herzloſer und ſtaatsmänniſch ganz unbegabter Intrigant, hegte den kühnen Plan, ſelber Gemahl der Königin zu werden, ſo daß er hauptſächlich ihre Verheiratung mit einem fremden Fürſten, die ihre Untertanen und treuen Berater innigſt wünſchten, hintertrieben hat. Der plötzliche Tod ſeines Weibes Amy Robſart trat unter Umſtänden ein, die den dringendſten Verdacht erweckten, er oder doch ſeine Getreuen hätten die Unglückliche gemordet. Aber das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes erreichte er nicht; der geſamte Hochadel und alle Miniſter, Cecil an der Spitze, verhinderten die unziemliche Heirat.

Vorderſeite des Staatsſiegels der Königin Eliſabeth.

Starb Eliſabeth unvermählt, ſo fiel die engliſche Krone an die Königin von Schottland, Maria Stuart, die ſeit 1559 auch Königin von Frankreich war. Das Verhältnis zu dieſer Fürſtin nahm vor allem die Aufmerkſamkeit der engliſchen Regierung in Anſpruch.

Das rauhe und ſchwach bevölkerte nordbritiſche Reich ſtand ſeit dem Jahre 1370 unter der Regierung des Hauſes Stuart, das aber der mächtigen, anmaßenden und rohen Ariſtokratie nicht Herr zu werden vermochte. Im Gegenſatze zu einer ſtarken und zentraliſierenden Regierungsgewalt waren die Lords und Bürger engliſch-normanniſchen Urſprungs in den Niederungen Süd-Schottlands einig mit den Häuptern der gäliſchen Gebirgsſtämme — der Clans — im rauhen nordiſchen Hochlande. Faſt alle Herrſcher des Hauſes Stuart ſtarben eines gewaltſamen Todes. Allein trotz der beſtändigen inneren Unruhen und Kriege hatten die Schotten es vermocht, ihre



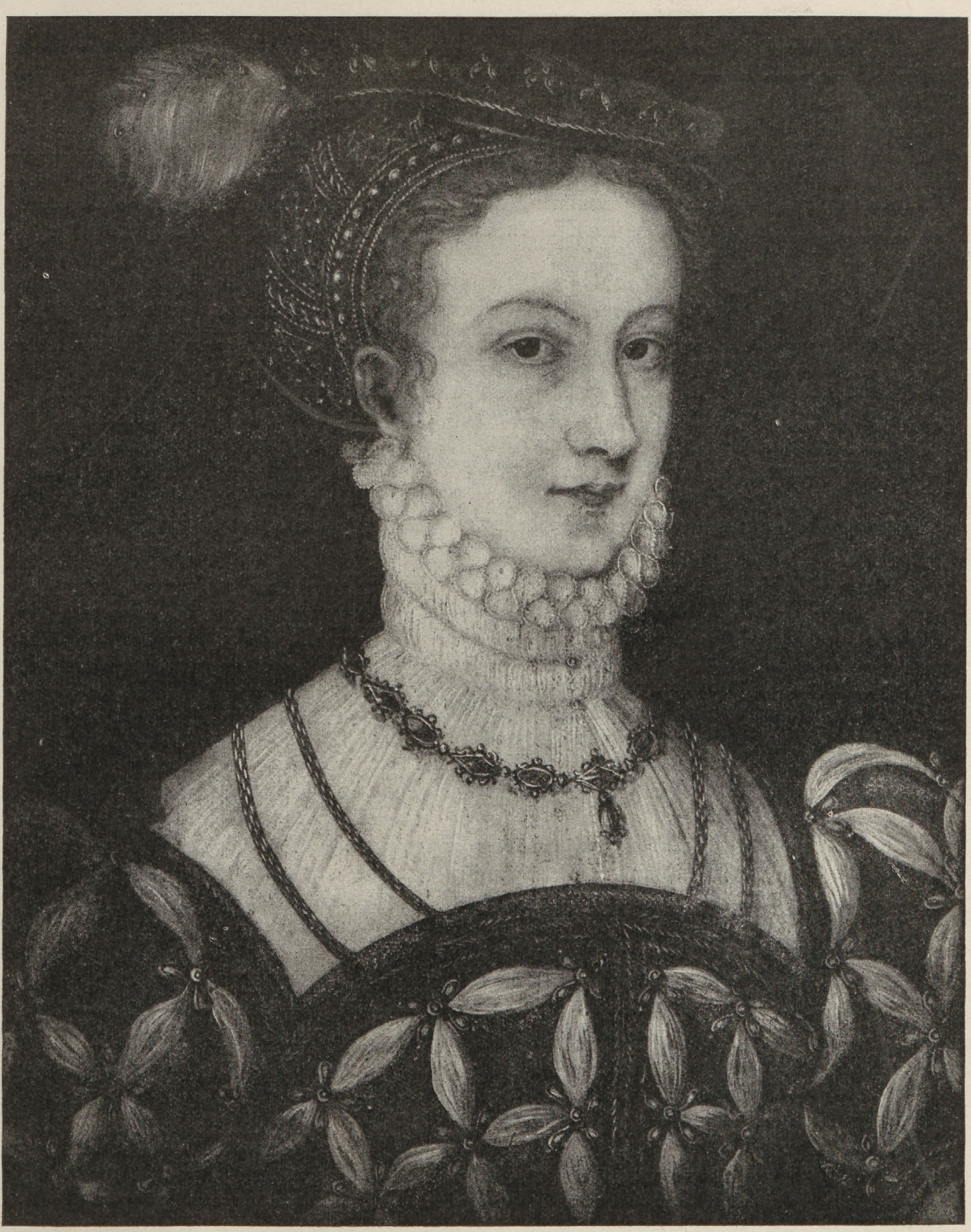
Die ſchottiſchen Krönungsinſignien im Schloſſe zu Edinburg.

Unabhängigkeit gegen das mächtigere, volkreichere und blühendere England zu behaupten, indem ſie ſich durch das jahrhundertealte Bündnis mit Frankreich ſchützten.

Die ſchottiſchen Könige hatten ſich zugleich im Innern ihres Reiches den Feudalherren gegenüber auf die Geiſtlichkeit geſtützt, die ſie nach Möglichkeit bereicherten, aber hierdurch ſowohl bei dem Adel wie bei der armen, wenig betriebſamen Bürgerſchaft der Städte verhaßt machten. So fand die Reformation bei dieſen Ständen günſtigen Boden; und als der Klerus, von der Krone unterſtützt, die Neuerer blutig verfolgte, reizte er dieſe zu äußerſtem Grimme und glühender Rachgier — Leidenſchaften, die dem rohen Nationalcharakter der damaligen Schotten nur allzuſehr entſprachen. Sofort miſchte die Politik ſich in den religiöſen Hader. Während England ſich mit den Neugläubigen verbündete, nahm Frankreich die Verteidigung des Katholizismus und der ſchottiſchen Krone auf ſich. So lief alles auf die wichtige Frage hinaus: ob Schottland der Reformation und zugleich dem Anſchluß an das benachbarte England gewonnen würde, oder der franzöſiſchen Politik und dem Katholizismus untergeordnet bleiben ſollte? Jede Expanſionsfähigkeit und Machtentfaltung der britiſchen Inſel hing davon ab, daß die erſtere dieſer Möglichkeiten ſich verwirkliche. Die Kämpfe in dem entlegenen wilden Reiche beſaßen alſo eine weltgeſchichtliche Bedeutung.

Zuerſt ſchien der Sieg den Mächten der Vergangenheit anheimzufallen. Nach dem frühen Tode König Jakobs V. (1548) wurde die Regentſchaft für ſeine minderjährige Tochter Maria Stuart — ſie war am 8. Dezember 1542 geboren — ihrer Mutter Maria Guiſe übertragen, auf deren Betreiben eine große franzöſiſche Flotte nach Schottland kam, die engliſchen Beſatzungen aus dieſem Reiche vertrieb und die junge Königin nach Frankreich entführte, um dort zur Gemahlin des kaum gleichaltrigen Franz erzogen zu werden.

Die Ankunft der Franzoſen entſchied einſtweilen die Vernichtung der Reformation in Schottland, deren kühnſter Verkünder, der bekehrte Prieſter John Knox (geboren 1505), in Feſſeln nach Frankreich geſchleppt wurde, während man ſeine Anhänger erbarmungslos verbrannte. Aber im Kampfe mit Maria Tudor ließ man dort Knox wieder frei, der nach Schottland zurückkehrte und mit einem großen Teil des der Geiſtlichkeit feindlichen und nach ihren Beſitzungen lüſternen Adels einen Bund, den „Covenant“, zur Verteidigung des Wortes Gottes bis in den Tod zuſtande



Maria Stuart als Königin von Frankreich im Alter von 16 Jahren.

Gemälde eines unbekannten Meiſters im Beſitz des Herzogs von Devonſhire.

brachte. Bald kam es zwiſchen den proteſtantiſchen Lords und Städtern auf der einen, der Regentin, dem Klerus und den Franzoſen auf der anderen Seite zum offenen Kampfe. Eliſabeth von England ſandte den Proteſtanten Schiffe und Soldaten: die warfen die Franzoſen überall zurück. Aller Macht beraubt, ſtarb Maria von Guiſe im Schloſſe zu Edinburg an der Waſſerſucht, den 10. Juni 1560. Ihr Tod war das Zeichen zum völligen Siege der reformierten und engliſchen Partei in Schottland. Das franzöſiſche Königspaar, durch die inneren Wirren ſeines Reiches hinreichend in Anſpruch genommen, ſchloß mit den Lords und mit Eliſabeth den Vertrag zu Edinburg, der nicht nur den franzöſiſchen Einfluß, ſondern jede wirkliche Regierungsgewalt Maria Stuarts in Schottland vernichtete.

Das vielhundertjährige Bündnis zwiſchen Schottland und Frankreich war nun endgültig zerſtört. Das iſt das wichtigſte Ergebnis der Reformation in Schottland, in rein politiſcher Beziehung. Dadurch aber wurde auch die Vereinigung dieſes Landes mit dem engliſchen Nachbarn ermöglicht und vorbereitet.

Ihres kindlichen Gatten durch einen frühen Tod beraubt, landete Maria Stuart im Auguſt 1561 in ihrer Heimat: ſchön, anmutig, in allen höfiſchen Künſten gewandt, fein gebildet am Hof der Valois, voll klarer Einſicht und guten Urteils, aber leidenſchaftlich, ſittenlos, moraliſch unbedenklich, wie ſie es dort um ſich geſehen hatte. In Schottland trat ſie zunächſt mit großer Klugheit auf, wahrte für ihre Perſon die Freiheit des katholiſchen Gottesdienſtes, ſchloß ſich aber ſonſt der gemäßigt proteſtantiſchen Partei und ihrer Baſe Eliſabeth von England an.

Dieſe Fürſtin jedoch ſah in ihr die berufene Nachfolgerin und behandelte ſie deshalb mit Mißtrauen und Abneigung. Vorzüglich ſuchte ſie, um die Bedeutung der jungen Schottenkönigin für England nicht zu erhöhen, deren Wiedervermählung zu verhindern. Da ließ Maria jede Rückſicht fahren und folgte nur der Stimme leidenſchaftlicher Zuneigung, indem ſie einen Katholiken, einen blühenden Jüngling ehelichte, Henry Stuart Lord Darnley, der ihr Vetter und übrigens auch mit den Tudors verwandt war (29. Juli 1565). Als der Führer der proteſtantiſchen Lords, Marias unehelicher Bruder Murray, ſich mit pekuniärer Unterſtützung Eliſabeths gegen ſeine Monarchin empörte, ſchlug dieſe den Aufſtand ſchnell nieder und nötigte Murray und deſſen Freunde zur Flucht nach England.

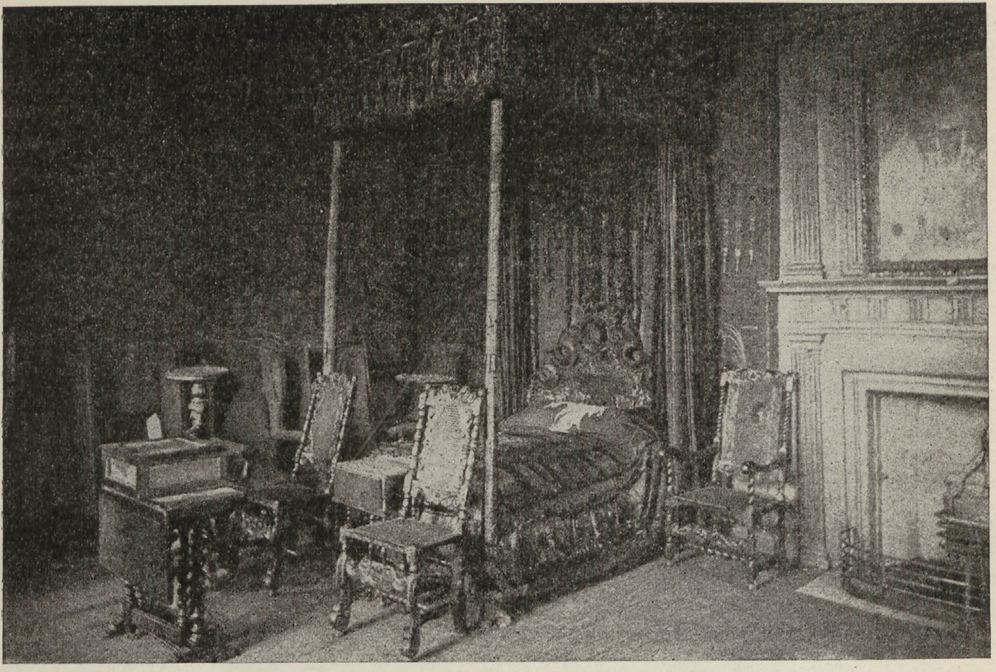
Die Ereigniſſe führten Maria Stuart naturgemäß zu einer neuen Stellungnahme; ſie ging zu der entſchieden katholiſchen Partei über, der ſie durch ein Bündnis mit Philipp II. und mit den Guiſen in Frankreich ſowie durch die Unterſtützung des Papſtes den Sieg in England wie in Schottland zu verſchaffen hoffte. Die Katholiken Englands und die aufſtändiſchen Iren traten mit ihr in Verbindung. So perſonifizierten ſich in ihr und Eliſabeth Tudor die großen Gegenſätze jener ganzen Zeit auf dem Boden der britiſchen Inſel. Freilich hier ein ungleicher Kampf! Auf ſeiten der engliſchen Königin war die größere Macht und die bedeutend ſchlauere diplomatiſche Begabung.

Die proteſtantiſche Oppoſition in Schottland wußte Marias Gatten zu gewinnen, indem ſie ihm die ſouveräne Macht verhieß und zugleich eheliche Eiferſucht gegen den Sekretär der Königin, den eifrig katholiſchen Piemonteſen David Riccio, übrigens einen unanſehnlichen und häßlichen Menſchen, einflößte. Er beſchloß die Ermordung Riccios, die Gefangennahme Marias. Eliſabeth war von allem unterrichtet.

Die Verſchworenen, mit Darnley an der Spitze, überfielen den unglücklichen Sekretär im Zimmer der Fürſtin ſelbſt, die ſich damals im ſechſten Monat der Schwangerſchaft befand, und machten ihn nieder. Die Königin wurde wie eine Gefangene gehalten.

Aber ſie wußte ihre Gegner zu trennen. Indem ſie den kläglichen Darnley wieder zu ſich hinüberzog, da ſie ihm zeigte, wie die Verſchworenen ihn nur als ihr Werkzeug behandelten, entfloh ſie mit ihm aus dem Edinburger Schloſſe und ſammelte ſchnell alle, die den Mordanſchlag mißbilligten, um ſich. Die Mörder Riccios mußten ſich abermals über die engliſche Grenze retten. Maria zog als Siegerin wieder in ihre Hauptſtadt ein; und als ſie wenige Wochen ſpäter, am 19. Juni 1566, einem Thronerben Schottlands und Englands, Jakob, das Leben gab, erlangte ſie eine erhöhte Bedeutung für beide Länder.

Der Zorn der leidenſchaftlichen Frau galt vor allem dem verräteriſchen und undankbaren Gatten, dieſem Darnley, der ſich durch ſeinen ſchnellen Parteiwechſel auch allen Teilen des Adels verhaßt gemacht hatte. Sie verbanden ſich dazu, Darnley aus dem Wege zu räumen, und Maria,



Schlafzimmer der Königin Maria Stuart in Holyrood.

die von dem Anſchlage wußte, tat nichts, um ihren Gatten zu retten. Der rechte Arm der Verſchwörung war ein kecker und abenteuerlicher Edelmann, James Hepburn Graf von Bothwell, deſſen hohe Statur und außergewöhnliche Körperkraft, verbunden mit kühner und herriſcher Geſinnung, auf Maria einen bedeutenden Eindruck gemacht hatte. Ihrer Liebe bewußt und ſicher, faßte Bothwell den Plan, ſie zu ehelichen und dadurch ſelbſt das Zepter Schottlands in die Hand zu nehmen. Am 9. Februar 1567 wurde Darnley von den Verſchworenen ermordet, dann ſein Wohnhaus in die Luft geſprengt.

Maria ſetzte die paſſive Rolle fort, die ſie bisher in der Tragödie geſpielt hatte. Sie ließ ſich von Bothwell entführen und, zum grimmigen Ärgernis des ganzen Volkes, zum Entſetzen ihrer beſten Freunde, heiratete ſie den Mörder am 15. Mai 1567, drei Monate nach dem Tode Darnleys.

Nun hatten die proteſtantiſchen Lords den Vorwand zu einer neuen Schilderhebung. Das ganze Land fiel ihnen zu. Sie zerſprengten das Heer der Königin, ſchloſſen dieſe in die rauhe Feſtung Lochleven ein und zwangen Bothwell zur Flucht nach Dänemark, wo er aber eingekerkert wurde und 1578 als Staatsgefangener geſtorben iſt. Maria ward inzwiſchen zur Abdankung genötigt, ihr einjähriger Sohn als Jakob VI. zum Könige ausgerufen, für den Murray die Regentſchaft übernahm. Die ſchottiſche proteſtantiſche Kirche wurde endgültig organiſiert, nach dem „Disziplinarbuche", auf demokratiſch-republikaniſchem Fuße. Laienälteſte traten dem von der Gemeinde gewählten Pfarrer zur Seite. Zehn Superintendenten führten in ebenſo vielen Diözeſen die Aufſicht über das kirchliche Leben, aber mit Beirat einer aus Geiſtlichen und Laien gebildeten Provinzialſynode. Kleinere Kreiſe vereinigten ſich zum Presbyterium: ein Name, der als unterſcheidend der ganzen Kirche gegeben und geblieben iſt. Von Zeit zu Zeit trat eine allgemeine Kirchenverſammlung aus Abgeordneten ſämtlicher Geiſtlichen- wie Älteſtenkollegien zuſammen. Es iſt eine geſchickte Miſchung von Gemeindefreiheit und geiſtlichem Einfluß; aber dieſer letztere wurde bald zum herrſchenden in der unduldſamen, fanatiſchen und herriſchen Kirk of Scotland.

Sie wurde noch einmal in ihrer Sicherheit bedroht, als Maria im Mai 1568 aus der Haft in Lochleven entkam und ihre Anhänger um ſich ſammelte. Aber Murray zerſprengte die Königlichen mit leichter Mühe bei Langſide. Da faßte Maria den verhängnisvollen Entſchluß, ſich ihrer Verwandten Eliſabeth in die Arme zu werfen. Aber deren Ratgeber fürchteten den Einfluß der jungen, ſchönen Thronerbin auf die Engländer, zumal die katholiſchen. Viel beſſer erſchien es, die gefährliche Fürſtin für immer unſchädlich zu machen. Unter dem Vorwande, ſie ſei des Mordes an Darnley dringend verdächtig, wurde ſie mit ſchändlicher Verletzung des Gaſtrechts wie der Privilegien einer unabhängigen Fürſtin vor eine Art Gericht geſtellt und dann in Haft gehalten.

Es war eine verhängnisvolle Tat, die gerade diejenigen Unruhen hervorrief, die ſie hatte verhüten wollen, und Eliſabeth auf einen Weg trieb, den zu vermeiden ſie entſchloſſen geweſen war: nämlich den der energiſchen Gegnerſchaft wider die katholiſche Kirche und die katholiſchen Mächte.

Schon im Jahre 1569 brach ein Aufſtand des größtenteils katholiſchen Adels von Nordengland zur Befreiung Marias aus. Im Januar 1570 wurde in Schottland der Regent Murray ermordet, die gefangene Maria zur Königin ausgerufen, wilder Bürgerkrieg zerrüttete das Land. Eliſabeths Soldaten ſtellten endlich deren Herrſchaft in England und wenigſtens dem Süden Schottlands wieder her. Aber Papſt Pius V. ſchleuderte am 25. Februar eine Exkommunikationsbulle gegen die Tudor und befahl ihren Untertanen, der Ketzerin den Gehorſam zu verſagen. Es war die offene Kriegserklärung der römiſchen Kirche wider die Königin von England. Sie hatte ein kräftiges Aufleben des katholiſchen Geiſtes in deren Reiche zur Folge. Jeder engliſche Katholik war ſeitdem, wenn nicht offen, ſo doch in ſeiner Geſinnung ein Empörer.

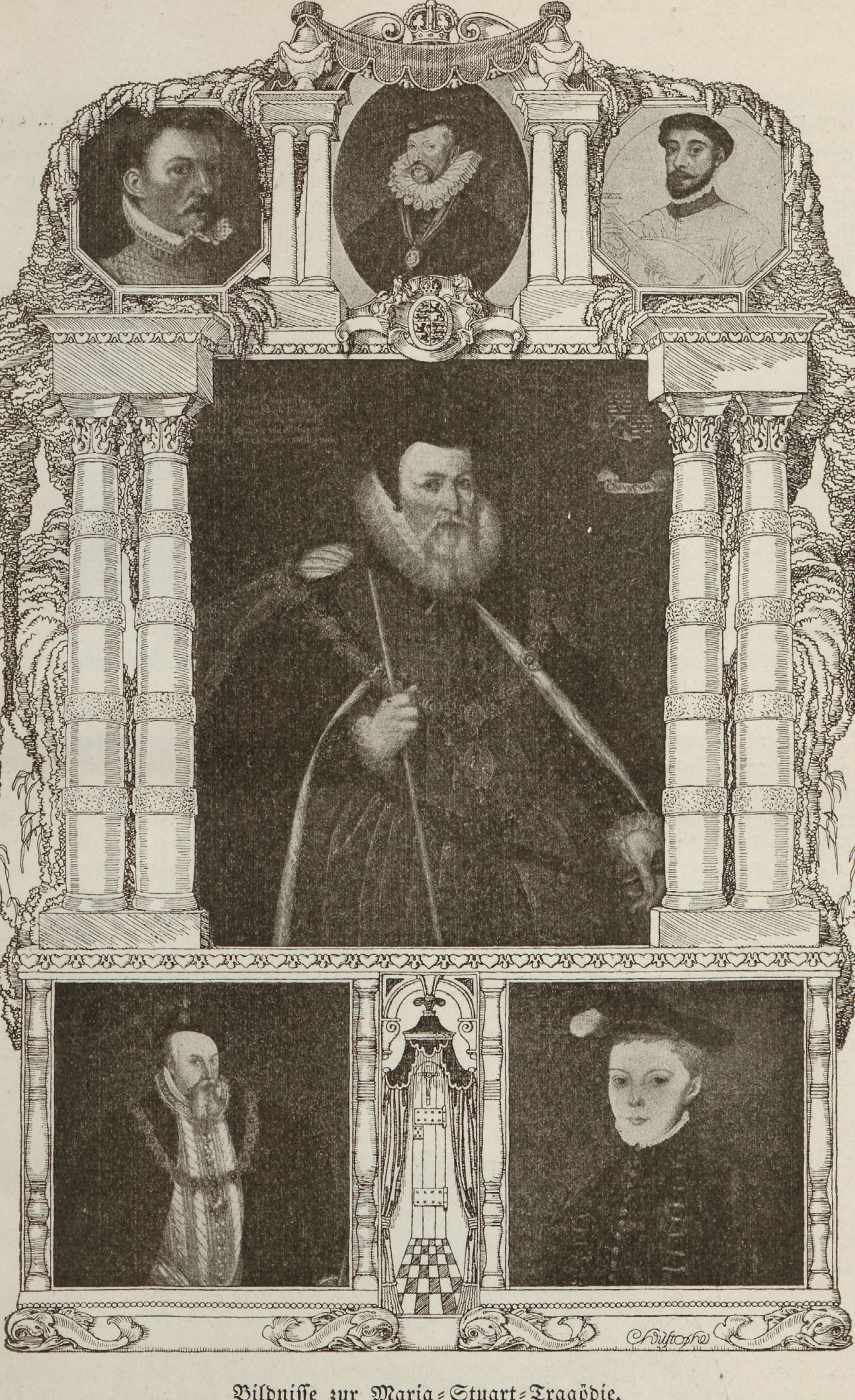
Nunmehr war es mit der Eliſabeth ſo teuren vermittelnden Stellung vorbei; die Religion war, nach dem Ausſpruche des zum Lord Burleigh erhobenen Cecil, zum Gegenſtande der Politik geworden. Das Parlament des Jahres 1571 verſtärkte den proteſtantiſchen Charakter der engliſchen Kirche, unterſagte jeden katholiſchen Gottesdienſt bei Leib- und Lebensſtrafen, erklärte jede Verbindung mit Rom für Hochverrat. Auch nach außen wurde nun England, zumal gegenüber der Schutzmacht der Gegenreformation, Spanien, zum Vorkämpfer des Proteſtantismus in Europa. Cecils politiſche Richtung hatte über die ſeiner Souveränin geſiegt.

Dieſe Wendung zwang wiederum die engliſchen Katholiken zum erbitterten Kampfe gegen die Regierung und die Königin ſelbſt. Sie fanden dabei ein Haupt in Maria Stuart, die, auf das Recht der Notwehr geſtützt, aus der Gefangenſchaft heraus unermüdlich für eigene Befreiung und zugleich für die Beſtrafung der ihr feindlichen Königin, ihrer Kerkermeiſterin, tätig war. Immer wieder rief ſie Aufſtände und Verſchwörungen gegen Eliſabeth hervor. Papſt Gregor XIII., Philipp II., die Guiſe gewährten ihr offen oder heimlich Unterſtützungen. In Douai, ſpäter in Reims, wurde ein Seminar für ſchottiſche und engliſche Prieſter, eine wahre Erziehungsanſtalt für Fanatiker und Vaterlandsverräter errichtet; ebenſo in Rom unter der Leitung der Jeſuiten ein engliſches Kolleg zur Ausbreitung des Katholizismus in der Heimat. Der Papſt gab den Zöglingen dieſer Anſtalten die Loſung: „die ruchloſe Jeſabel aus dem Wege räumen.“ Sie ſchlichen ſich unter den verſchiedenſten Verkleidungen in England ein, ermutigten die Zaghaften, reizten die Verſöhnlichen auf.

Offen brach der Aufſtand in Irland aus, deſſen Bevölkerung, früher keineswegs dem römiſchen Stuhle ſehr ergeben, aus Feindſchaft gegen die engliſchen Unterdrücker die eifrigſten Katholiken geworden iſt. Seit dem Jahre 1569 war hier die Empörung dauernd, die bisweilen zu den Toren Dublins vordrang. Endlich nahm Gregor XIII. ſich ſeiner Getreuen an. Er ſandte 1579 ihnen erfahrene Offiziere, um ſie zu organiſieren und zu befehligen, 800 Soldaten ſowie einen Legaten, ſeinen Segen und ein geweihtes Banner, um ſie zu begeiſtern und des göttlichen Beiſtandes zu verſichern. Die ganze Inſel erhob ſich in einmütigem Enthuſiasmus, ſelbſt die altengliſchen Familien ſchloſſen ſich der Bewegung an. Sie wurde erſt nach vierjährigem Kampfe unterdrückt, in dem Blute von Hunderttauſenden von Iren. Eine furchtbare Saat, die tief in den Herzen dieſer Nation Wurzel ſchlug und Jahrhunderte hindurch blutige Früchte zeitigen ſollte.

Eliſabeth mußte um der Selbſterhaltung willen entſchieden gegen den Angriff Verteidigungsmaßregeln ergreifen. Die Geiſtlichen, die vom Feſtlande herübergekommen waren, mußten, wenn ergriffen, als Hochverräter den Tod erleiden. Doch machte man ſonſt einen Unterſchied zwiſchen „denjenigen, die verräteriſche und böswillige Geſinnung gegen Ihre Majeſtät und den Staat hegen, und denen, deren Einfalt durch unwiſſenden und blinden Eifer verführt iſt“. Die letzteren kamen mit milderen Strafen davon. Im ganzen ſind unter Eliſabeth an zweihundert Katholiken als Staatsfeinde hingerichtet worden.

Die ganze Bürgerſchaft und der überwiegende Teil der mittleren und kleinen Grundbeſitzer entſchied ſich für den Proteſtantismus. Und die Bedeutung, die Zahl und der Wohlſtand dieſer



Bildniſſe zur Maria-Stuart-Tragödie.

Graf von Bothwell,
dritter Gemahl der Maria Stuart.

Sir Amyas Paulet,
Kerkermeiſter der Maria Stuart.

David Riccio,
Sekretär der Maria Stuart.

William Cecil, Lord Burleigh,
Kanzler der Königin Eliſabeth.

Robert Dudley,
Graf von Leiceſter.

Lord Heinrich Darnley,
zweiter Gemahl der Maria Stuart.

Mittelklaſſen nahm ſchnell zu, hauptſächlich durch die Ausdehnung des Handels und den dadurch vermehrten Abſatz der Landesprodukte. Beſonders trat die Geſellſchaft der „Kaufmänniſchen Abenteurer“, der Merchant adventurers, in den Vordergrund, die eine „Moskowitiſche“ und eine „Türkiſche Handelsgeſellſchaft“ gründeten, die Oſtſee durchſtreiften und mit Nordamerika Verkehr pflegten. Von Nowgorod bis nach Tanger gingen ihre Schiffe. Der reichbegabte Sir Walter Raleigh, der glänzendſte Vertreter der engliſchen Koloniſationsbeſtrebungen, ſuchte dieſe nach Guyana und dem nach der „jungfräulichen“ Königin Eliſabeth benannten Virginien zu lenken. Dieſe Koloniſation wurde von Beginn an auf den Grundſatz der Freiheit und Selbſtändigkeit begründet, im ſcharfen Widerſpruch zu der engherzigen Bevormundung, in der Spanien und Frankreich ihre Kolonien hielten: damit war das Übergewicht der überſeeiſchen Gründungen Englands entſchieden; denn ſolche bedürfen des Syſtems der freien Hand.

Neue Nahrungs- und Genußmittel kamen von dort nach England. Raleigh ſelber brachte 1584 die Kartoffel nach Irland, die indes auf lange hin von den weiteren Kreiſen der Bevölkerung zurückgewieſen wurde. Ein Jahr ſpäter führte Drake den Tabak ein, deſſen Gebrauch bald ſo allgemein wurde, daß es in den Städten ebenſo viele Tabagien wie Bier- und Weinſtuben gab.

Freilich, eines der hauptſächlichſten Mittel der Bereicherung ſowie der Förderung der engliſchen Marine war die Seeräuberei, die die Engländer mit großer Unparteilichkeit gegen alle übrigen Nationen betrieben. Vornehme Leute, wie ein Lord Cobham und ein Vetter Leiceſters, ja die Königin ſelber trugen keine Bedenken, ſich an der Ausrüſtung der Seeräuberſchiffe zu beteiligen und dafür am Ende der Fahrt einen entſprechenden Anteil am Gewinne einzuſtreichen. Ebenſo legten ſie Gelder ſehr vorteilhaft im Sklavenhandel an, den engliſche Seeleute maſſenhaft von der Küſte von Guinea aus unterhielten.

Edleren Urſprungs iſt ein anderes Moment der Zunahme von Englands Wohlſtand: von den Niederlanden kamen die Proteſtanten herüber, die vor Albas Verfolgungen flohen, und lehrten die Engländer Tuchmanufaktur, Leinenweberei, Gold- und Silberarbeiten, Spitzenfabrikation. Schon wurden nach Spanien allein in einem Jahre 85—90 000 Stück engliſchen Tuches ausgeführt. Niederländiſche Kapitalien belebten Induſtrie und Verkehr. Altengland gewann ein verändertes Ausſehen. Nicht mehr der jagende, zechende, unwiſſende Squire erſchien als der Herr des Landes, ſondern der unternehmende Kaufmann, der bedächtig rechnende Wechſler, der verſchlagene und kecke Seekapitän. Die Königin erkannte die Wichtigkeit dieſer betriebſamen Klaſſen an, indem ſie 1571 perſönlich die Londoner Börſe einweihte und ihr den Namen des „Königlichen Wechſelhauſes“ (Royal Exchange) verlieh.

Dem Mittelſtand verdankt das moderne England ſeine Größe, ſeinen weltbeherrſchenden Handel und Gewerbfleiß, ſeine innere Freiheit. Denn er verlangte im Hochgefühl ſeiner Bedeutung und finanziellen Kraft Selbſtverwaltung und echten Proteſtantismus. Aus dieſen beiden Elementen iſt dann die engliſche Freiheit erwachſen in ſiegreichem Kampfe mit den abſolutiſtiſchen und katholiſierenden Beſtrebungen der von Schottland nach England verpflanzten Stuarts.

PAR LA GRACE DE DIEV ROYNE DESCOSSE DOVARIERE DE FRANCE
IN MY
M
R

Wappen der Königin Maria Stuart.

3.

Die religiöſen Bürgerkriege in Frankreich

J. Perreſſin fec.

Seit den letzten Regierungsjahren Königs Franz I. von Frankreich war die Gefahr, daß dieſes Reich ſich ebenſo wie Deutſchland in zwei feindliche Hälften, eine katholiſche und eine proteſtantiſche, ſpalten würde, beſtändig gewachſen. Keine gewaltſame Verfolgung hatte die Reformation unterdrücken können, die ſich vielmehr gerade unter den maßgebenden Klaſſen der Nation immer mehr ausdehnte. Die bedeutendſten Führer der geiſtigen Bewegung, die Dichter, Künſtler, Gelehrten, Parlamentsräte, Edelleute waren zum überwiegenden Teile öffentlich oder im Geheim Proteſtanten. Aber die Mehrheit der Nation, die an Überlieferung, kirchlichem Pomp, Glanz und Anmut des Gottesdienſtes hing, vermochte der Proteſtantismus nicht zu gewinnen, ebenſowenig wie bei den übrigen romaniſchen Nationen, den Italienern und Spaniern.

Deshalb blieb auch das Königtum dem alten Glauben treu. Nach dem Tode Franz I. (1547) verfiel ſein Nachfolger, Heinrich II., ein ſchöner, ſtattlicher, aber geiſtesträger und unſelbſtändiger Fürſt, durchaus dem Einfluſſe des harten, unduldſamen herriſchen Connetables Anne von Montmorency. Ebenſo eifrig katholiſch wie dieſer war die Familie der Guiſe, ein anfänglich armer Zweig des lothringiſchen Herzogshauſes, der ſich in Frankreich niedergelaſſen hatte und hier durch ſeinen hohen Rang, hervorragende Begabung und zähes Zuſammenhalten ſchnell zu maßgebender Bedeutung gelangt war. Neben dem Herzog Franz von Guiſe, dem Eroberer von Calais, war ihr Haupt deſſen Bruder Karl, Erzbiſchof von Reims, gewöhnlich der Kardinal von Lothringen genannt, ein Prälat feinſter Bildung, beweglichen und durchdringenden Geiſtes, umfaſſender Geſchäftskenntnis und von kluger Kunſt der Rede; untadelig in ſeinem Wandel; aber liſtig, habſüchtig, rachgierig, von ſchändlichem Egoismus des Herzens und gänzlicher Überzeugungsloſigkeit.

Montmorency und die Guiſe hetzten König Heinrich II. zu immer härteren Verfolgungen der Proteſtanten, und das Pariſer Volk half durch Metzeleien gelegentlich nach. Aber ſie vermochten der Neuerer nicht Herr zu werden, die ſich in wachſendem Maße mit dem trotzigen und kühnen Geiſte Calvins erfüllten — gerade durch die Verfolgungen, wie in den Niederlanden. In Genf und Lauſanne ſuchte ſich ihre Jugend Belehrung und Weiſung. Die erſte reformierte Gemeinde entſtand zu Paris im Jahre 1555. Bald gab es 400 000 Reformierte in Frankreich, meiſt den höheren Klaſſen angehörig.

An ihrer Spitze ſtanden Prinzen aus dem von Ludwig dem Heiligen ſtammenden, den Valois nahe verwandten Hauſe der Bourbons: neben dem ſchwankenden, unſicheren Anton, durch ſeine Gemahlin Johanna von Albret Titularkönig von Navarra, vorzüglich deſſen jüngerer Bruder, der begabte feurige Prinz Ludwig von Condé, lebensluſtig, leichtſinnig, aber für den proteſtantiſchen Glauben begeiſtert. Nicht minder wichtig war die mit dem mächtigen Connetable eng verſchwägerte Familie Châtillon: die beiden Brüder Franz von Andelot, Generaloberſt der Infanterie, und Admiral Kaſpar von Coligny, waren eifrige Proteſtanten; ſelbſt Kardinal Odet von Châtillon, der dritte dieſer Brüder, neigte der neuen Lehre zu.

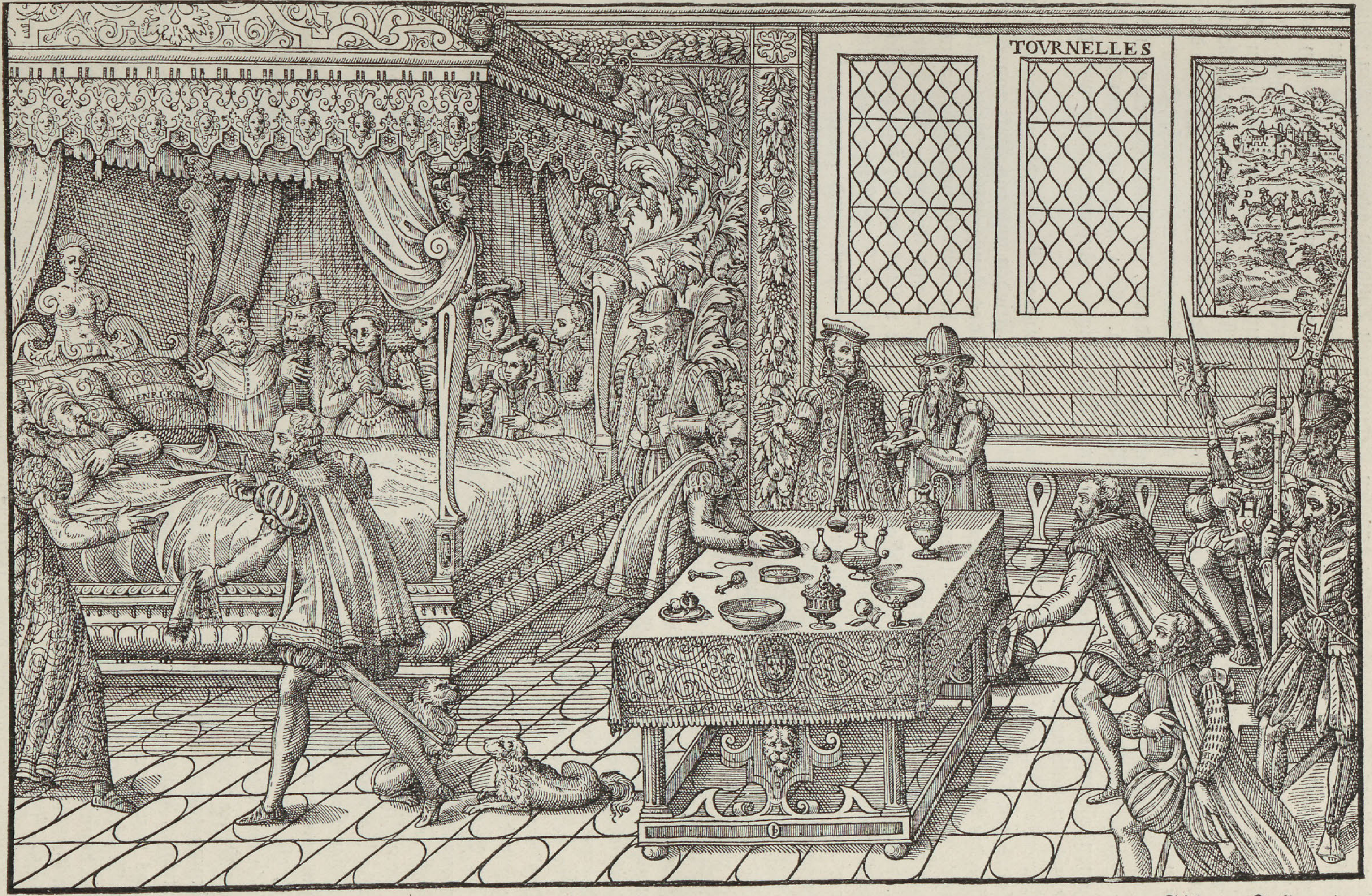
Dieſe organiſierte ſich innerhalb Frankreichs in der erſten großen Landesſynode, die ſich im Mai 1559 verſammelte und deren vierzig Glaubens- und ebenſo viele Disziplinarartikel für die geſamte Zukunft der franzöſiſchen Reformation bindend geworden ſind. Die Organiſation beruhte vollſtändig auf Selbſtregierung. Die Pfarrer wurden von den Gemeinden gewählt; jene und die Gemeindeälteſten traten regelmäßig zu Provinzialſynoden zuſammen, die wieder Vertreter zur Nationalſynode wählten; letztere hatte aber nicht nur über die kirchlichen, ſondern auch über die politiſchen Intereſſen der Gemeinſchaft zu entſcheiden. So hatte man eine einfache und doch überaus wirkſame Organiſation geſchaffen, die bald die franzöſiſchen Reformierten zu einer furchtbaren Macht geſtalten ſollte.

Heinrich II. wurde, erſt vierzig Jahre alt, durch einen Unfall bei einem feſtlichen Turnier hinweggerafft (10. Juli 1559). Sein älteſter Sohn, Franz II., war ein ſechzehnjähriger Knabe, an Geiſtesentwicklung nicht weniger ſchwächlich und zurückgeblieben als an körperlicher. So ſtand er völlig unter dem Einfluſſe ſeiner klugen und um zwei Jahre älteren Gemahlin Maria Stuart. Dieſe aber, eifrig katholiſch, übertrug die Leitung der Geſchäfte ihrem liſtigen und impoſanten mütterlichen Oheim, dem Kardinal von Lothringen. Unter deſſen Herrſchaft ergingen bald neue drakoniſche Geſetze gegen die Ketzer; nicht nur Männer, auch Frauen und Kinder wurden auf den Scheiterhaufen geſchleppt. Verſchwörungen reformierter Edelleute, wie der „Tumult von Amboiſe“, wurden erſtickt und grauſam beſtraft, Navarra und Condé ſelber gefangen geſetzt, der letztere Prinz zum Tode verurteilt, freilich noch nicht hingerichtet. Da ſtarb plötzlich Franz II., erſt ſiebzehn Jahre alt, infolge eines Kopfgeſchwürs (5. Dezember 1560). Ein vollſtändiger Umſchwung erfolgte. „Als alles verloren war,“ rief Calvins Hauptſchüler Beza in Genf aus, „ſiehe, da wachte der Herr unſer Gott auf!“

Für den Bruder des Verſtorbenen, den elfjährigen Karl IX., ergriff deſſen Mutter, die Königin-Witwe Katharina von Medici, gegen den Willen der Guiſe die Regierung: eine feingebildete, beredte, freigebige Florentinerin, mehr liſtig und verſchlagen als kühn, bei allem Ehrgeiz unentſchloſſen, aber dafür treulos und doppelzüngig. Es handelte ſich damals für ſie um die Aufgabe, die Macht der Guiſe zu brechen; deshalb befreite ſie Condé aus dem Kerker, ſtützte ſich auf ihn, Navarra und die Hugenotten — wie man die franzöſiſchen Calviniſten mit Verſtümmelung des Namens „Eidgenoſſen“ nach dem Vorbilde der mit den proteſtantiſchen Schweizern verbündeten Genfer Calviniſten zu betiteln anfing. Eine von ihr nach Orleans zuſammenberufene Ständeverſammlung zeigte geradezu proteſtantiſche Neigungen. In einem Jahre wurden 2150 reformierte Bethäuſer eröffnet; in Paris gab es 25 000 Gläubige; alle gerichtlichen Verfolgungen gegen die Ketzer hörten auf.

Katharina und ihr vortrefflicher Kanzler L'Hoſpital, der Führer der Partei der „Politiker“, das heißt derjenigen, die mit Hintanſetzung der religiöſen Widerſprüche nur das Heil des Staates anſtrebten, verſuchten überall zu vermitteln. Sie veranſtalteten zwiſchen katholiſchen Prälaten und Vertretern des Calvinismus im September 1561 ein Religionsgeſpräch zu Paſſy, das im ganzen zum Vorteil der Hugenotten ausfiel. Schon der Umſtand, daß die proteſtantiſche Lehre frei und ungehindert vor dem Hofe hatte vorgetragen werden dürfen, ermutigte ſie nicht wenig und verſchaffte ihnen zahlreiche neue Anhänger.

Die Katholiken beſchloſſen, ſich der Ausbreitung der Ketzerei zu widerſetzen. Schon kam es zu bewaffneten Zuſammenſtößen zwiſchen beiden Religionsparteien. Der Connetable Montmorency, der Marſchall von St. André und Franz von Guiſe zogen ſich vom Hofe zurück und bildeten eine Vereinigung zum Schutze des Glaubens, das „Triumvirat“, das mit Philipp II. von Spanien in Verbindung trat.


TOVRNELLES

Tod König Heinrichs II. von Frankreich.

Stich von J. Perreſſin.

Der Widerſtand brach aus, als Katharina und L'Hoſpital 1562 das ſogenannte Januaredikt erteilten, das den Reformierten unter gewiſſen Bedingungen Duldung gewährte. Nun ſchlugen die Guiſe los. Herzog Franz metzelte bei dem Durchzug durch die Champagne die zum ſonntäglichen Gottesdienſte verſammelte proteſtantiſche Gemeinde in dem Städtchen Vaſſy nieder (1. März 1562). Dieſes Blutbad war der Beginn vierunddreißigjähriger Bürgerkriege.

Katharina von Medici wurde bald von dem Triumvirat zum Übertritte zur katholiſchen Partei genötigt, die ſeitdem die Krone auf ihrer Seite hatte. Deſto oppoſitioneller, republikaniſcher wurden die Hugenotten: und ſo geſellte zu dem religiöſen Gegenſatze ſich der politiſche, die alte Adels- und Städtefreiheit lebte in dem Kampfe gegen das Königtum wieder auf. Dazu miſchte das Ausland ſich hinein; riefen die Krone die Schweizer Soldaten, die Guiſe Spanien zu Hilfe, ſo die Hugenotten England ſowie die deutſchen Reformierten. Kurz, auch hier nahm der Streit bald einen allgemein europäiſchen Charakter an. Der religiöſe Zuſammenhang war damals ſtärker als der nationale.

Der erſte Bürgerkrieg, in dem Anton von Navarra, Franz von Guiſe und der Marſchall von St. André den Tod fanden, wurde im März 1563 durch den Frieden und das Edikt von Amboiſe beendigt, die für die Proteſtanten weniger günſtig waren als das Januaredikt. Als im Juli 1565 Katharina von Medici in Bayonne mit ihrer Tochter Eliſabeth, der Königin von Spanien und dem Herzoge von Alba eine Zuſammenkunft hatten, argwöhnten — mit Unrecht — die Hugenotten ſofort, daß hier ihre Vertilgung beſchloſſen worden ſei. Sie vollendeten die feſte politiſch-militäriſche Organiſation, die hauptſächlich ihre Stärke ausmachen ſollte. Jede Kirche mußte eine oder mehrere Kompagnien milizartig geübter Streiter ſtellen, die diſtrikt- und provinzweiſe Regimenter und Korps bildeten, mit örtlichen Notabeln an der Spitze. Es iſt merkwürdig, wie unbedingt alle Klaſſen der Gläubigen der ernſte, ſtrenge, demokratiſche Geiſt der calviniſchen Kirchenzucht durchdrang. Der Luxus, „unangemeſſene Kleidung“ wurden wiederholt durch die Generalſynode verboten. Auch verhältnismäßig unſchuldige Vergnügungen unterſagte man: Tanz, Mummereien, Komödienſpiel und Beſuch der Theater; vollends aber Karten-, Würfel- und ſonſtige Glücksſpiele. Die literariſchen Werke wurden ſtreng zenſiert. Königliche Prinzen wurden exkommuniziert und zu demütiger Bitte um Vergebung vor der verſammelten Gemeinde gezwungen. So übertrieben uns dieſe Strenge erſcheinen möchte, ſie diente dazu, alle Klaſſen der Proteſtanten einander zu nähern, mit feſter Disziplin und dem Geiſte ſelbſtloſer Aufopferung zu erfüllen, aus ihnen ein ſtets bereites Heer zu machen zum Kampfe für die Sache Gottes.

Das war die eine Urſache, weshalb die proteſtantiſche Minderheit ſo erfolgreich der Krone und der großen Mehrheit des franzöſiſchen Volkes Widerſtand leiſten konnte; die andere war ihre Sorgfalt in der Unterweiſung ihrer Jugend und in der wiſſenſchaftlichen Bildung, die ſie ihr zugänglich machten.

Recht im Gegenſatze zu dieſen ſittenſtrengen Hugenotten ſtanden der Hof und ſeine Anhänger. Unter dem Einfluſſe der feingebildeten, lebensluſtigen und ſittlich unbedenklichen Königin-Mutter — Katharina von Medici — gab es dort fortwährend Bankette, Bälle, Konzerte, Darſtellungen italieniſcher Komödien und Schauſpiele, und die „Schäferſpiele“ und Schäferromane, in denen man ſich inmitten der blutigen Szenen des Bürgerkrieges gefiel, waren nur Sinnbilder der Liebeleien, die alles Denken und Trachten der Hofleute ausfüllten. Dazwiſchen kam es beſtändig aus Eiferſucht oder Streitluſt zu Mordtaten und Duellen, wo auf jeder Seite drei, vier bis ſechs Freunde bis aufs Meſſer fochten. Das Gemälde wäre unvollſtändig, wenn wir nicht des kraſſen Aberglaubens Erwähnung täten, dem gerade dieſe ſkeptiſchen Menſchen huldigten. Aſtrologie, Bezauberungen, Liebestränke, Behexung von Menſchen vermittels wächſerner, mit Nadeln durchſtochener Figuren, alles das wurde geglaubt und in Menge betrieben und angewandt, auch gelegentlich mit grauſamen Strafen geahndet. Ein zugleich raffiniertes und verwildertes Zerrbild der Renaiſſance!

Als dann die zelotiſche Partei von neuem am Hofe mächtig wurde, glaubten die Hugenotten ſich von ihr bedroht und erhoben ſich von neuem im ganzen Reiche, geführt von Ludwig von Condé (September 1567). Der General der Königlichen, der Connetable von Montmorency, fiel bei St. Denis; Condé drang mit den 11 000 Deutſchen des Pfalzgrafen Johann Kaſimir bis vor die Tore von Paris. Der Hof ſuchte ſich durch den Frieden von Longjumeau zu retten (25. März 1568), benutzte ihn aber nur zu tückiſchen Verfolgungen der Proteſtanten. Der Kanzler L'Hoſpital,

Das Geſchützweſen bis 1700.

Das 14. Jahrhundert brachte eine gewaltige Umwälzung im Kriegsweſen: die Anwendung des Schießpulvers. Zunächſt benutzte man die Erfindung (eine Miſchung von Salpeter, Schwefel und Kohle) derart, daß man Feuerpfeile, Feuerlanzen uſw. raketenartig durch ſie fortſchleuderte, das heißt ſo, daß ſich die treibende Kraft am Geſchoß ſelbſt befand. Dann begann man gegen Mitte des Jahrhunderts damit, das Pulver in feſtſtehenden Gefäßen (Büchſen, Geſchützen) gegen bewegliche Vorlagen (Geſchoſſe) wirken zu laſſen. Die erſten derartigen Gefäße hatten die Form der Küchenmörſer, in denen man wohl zuerſt die Wirkung durch Zufall entdeckt hatte. (Fig. 1.) Dieſe Geſchütze waren nur klein, wenig haltbar und blieben hinter der Wirkung der alten Wurfmaſchinen (Balliſten, Katapulten) weit zurück. Indes gelang es ſchon gegen Ende des 14. Jahrhunderts, größere und haltbarere Geſchütze herzuſtellen (Fig. 7, 25, 26) und deren Abmeſſungen bald ins Ungeheuerliche wachſen zu laſſen. (Fig. 14, 15.) Schon 1399 ſchoß die Frankfurter Büchſe vor Schloß Tannenburg Steinkugeln von 8½ Zentner. Dem Mörſer für die Pulverladung wurde frühzeitig ein Anſatz für das Geſchoß (Steinkugel) vorgelegt. Anfänglich ein Holzgefäß, fertigte man es ſpäter aus Eiſenſtäben, die man faßdaubenartig aneinanderfügte und umringte. (Fig. 10, 13, 15, 24.) Die ungenügende Dichtigkeit zwiſchen beiden Teilen, die den Schützen gefährdete, ließ die Fertigung dieſer Teile aus einem Stück angemeſſener erſcheinen. Die Durchführung dieſer Aufgabe gelang der Technik ſelbſt für größere Büchſen ſchon im Anfang des 15. Jahrhunderts. Man nannte dieſe Geſchütze: Rohre, canna, Kanone. (Fig. 5, 7, 8, 18, 25, 26.)

Die erſten Bronzegeſchütze goß man über den Kern, wobei die innere Höhlung (Seele) oft ungleichmäßig ausfiel. Die etwa 1450 erfundene Bohrmaſchine half dieſem Uebelſtande ab, man goß aus dem vollen und bohrte die Seele nachträglich aus.

Nicht alle Gefechtszwecke erforderten dieſe großen ungefügen Rohre. Je nachdem man aus den Büchſen Steine oder Lot (Blei) ſchoß, unterſchied man Stein- und Lotbüchſen. Von beiden Arten hatte man große, mittlere und kleine Stücke. Aus den Steinbüchſen gingen die Haubitzen, aus den Lotbüchſen die Kartaunen, Schlangen uſw. und Handbüchſen hervor. (Fig. 12, 20 — 11 — 2, 3, 4.)

Bald gelang es, das Pulver, das bislang in Mehlform verwandt wurde, in Körnerform herzuſtellen wodurch ſich ſeine Verbrennung verlangſamte und ſeine Kraftäußerung erhöhte.

Der geringe Raum auf Schiffen, in engen Burgzwingern, hinter Toren führte frühzeitig zum Verſuch, die Geſchütze von hinten zu laden. So entſtanden Hinterlader (Fig. 9, 14, Vögler, veugliers), jeder — zum ſchnellen Laden — mit 2 oder 3 beweglichen Kammern. Die Verteidigung gegen den Sturmangriff, das Andrängen dichter Maſſen auf einer Straße erforderte größere Schußgeſchwindigkeiten. Man half ſich damit, mehr Rohre auf ein Geſtell zu vereinigen, ihre Zündlöcher durch einen Kanal zu verbinden, der, mit Zündpulver gefüllt, ein gleichzeitiges Abfeuern aller Läufe ermöglichte (Fig. 6, 23), oder Rohre zu einem Bündel zu vereinigen, die um ihre gemeinſame Achſe gedreht werden konnten (Drehrohre, die Vorläufer der Revolverkanonen). (Fig. 16, 17.)

Die älteſten Büchſen waren auf einem Holzblock befeſtigt und lehnten ſich an eine ſtarke Prellwand (Fig. 5), die leichteren lagen in einer Gabel (Fig. 7) oder auf Stativen wie die Fernrohre. Um den Rohren für die verſchiedenen Entfernungen Höhenrichtung geben zu können, verband man den Schaft des Rohres ſcharnierartig mit einem Untergeſtell (Fig. 18), das man für Feldrohre mit Rädern verſah (Fig. 10, 15). Zum Feſtſtellen des Obergeſtells dienten ein oder zwei gebogene Hölzer oder Schienen (Richthörner, Fig. 10, 18). Der größte Fortſchritt im Aufbau der Geſtelle (Lafetten) und in ihrer Richtfähigkeit wurde durch Einführung der Schildzapfen am Rohr erreicht, ſtarker, walzenförmiger Drehzapfen in der Nähe des Schwerpunktes (Fig. 8, 9, 11, 12, 19, 20, 21, 24).

Um 1470 erhielt die Lafette, an welcher bis dahin die Beſpannung unmittelbar angebracht war, einen leicht zu löſenden Vorderwagen, die Protze.

Die Geſchützrohre wurden in der erſten Zeit nach der zufälligen Laune der Kriegsherren, der Büchſenmeiſter und Gießer angefertigt, jedes Geſchütz wurde als Einzelweſen betrachtet, das auch ſeinen beſonderen Namen und Wahlſpruch führte. Beim Auftreten von ganzen Geſchützparks bewirkten dieſe Verſchiedenheiten — unter Karl V. zählte man 102 Arten von Geſchützen — große Schwierigkeiten. Man ſtrebte nach Vereinfachung und beſchränkte die Kaliber auf vier Arten.

Schweden war im 17. Jahrhundert bemüht, ſich eine bewegliche und vereinfachte Artillerie zu ſchaffen, um 1600 führte man leichtes eiſernes Feldgeſchütz ein, und Guſtav Adolf ging noch weiter und ließ ſogenannte lederne Kanonen (Fig. 19, ſ. Erklärung) fertigen.

Als Geſchoſſe benutzte man zuerſt Steine und Bronzekugeln, ſpäter gußeiſerne Kugeln. Eiſerne oder bronzene Hohlgeſchoſſe mit Sprengladung oder Brandfüllung werden frühzeitig in Vorſchlag gebracht (Valturius 1433), doch erſt gegen Mitte des 17. Jahrhunderts finden dieſe Geſchoſſe allgemeinere Verwendung. Als Geſchütz dieſer Geſchoßart diente der Mörſer (mortier), der bisher nur Feuerwerkskörper oder Steine geworfen hatte. Die Schildzapfen dieſer Mörſer ſaßen entweder am Mittelſtück (hängende Mörſer, Fig. 21) oder am Boden (liegende Mörſer).

Die Entzündung der Pulverladung in den Hohlgeſchoſſen wurde durch metallene, ſpäter durch hölzerne Brandröhren (Zünder) bewirkt, die im Mundloch des Hohlgeſchoſſes (Bombe oder Granate) eingetrieben wurden. Das Sprengen der Hohlgeſchoſſe ſollte bei ſeinem Aufſchlagen am Ziel erfolgen (Wirkung auf Knall und Fall) oder vor dem Ziel in der Luft. Für letzteren Zweck dienten aber beſonders die bereits 1543 erwähnten Kartätſchgranaten (Schrapnells), die außer der Pulverladung zum Sprengen mit einer Anzahl Kugeln, Eiſenſtücke uſw. gefüllt waren.

Das Entzünden der Geſchützladung geſchah anfangs mit dem Loseiſen (Fig. 7), ſpäter mit der Lunte, einem Seil aus Hanfwerg, das in Bleizuckerlöſung getränkt war. Erſt Ende des 17. Jahrhunderts kam die Entzündung der Ladung durch Stoppinen (Ludelfäden), die mit Mehlpulver bedeckt waren, und ſpäter durch Schlagröhren in Gebrauch.

Erklärung zur nebenſtehenden Tafel

Geſchütze aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert.

1. **Bronze-Mörſer der älteſten Form (vaso),**
16,4 cm lang, Durchmeſſer der Höhlung 4,5—5,5 cm, 4,9 kg ſchwer. Steingeſchoß 120 g ſchwer. P. P. P. F. (vielleicht Petrus Paulus P. . . .? Fecit). Zeichnung nach Graf C. d'Arco: Nuovi, studi intorno all'economia politica del Municipio di Mantova.

2. **Bronze-Handbüchſe, 1380—1400,**
33 cm lang, Durchmeſſer der Seele 1,7 cm; mit Kammer für die Pulverladung, hinten Hohlcylinder für einen Holzſchaft. Original im Germ. Muſeum zu Nürnberg. Fund aus Schloß Tannenburg in Heſſen, das 1399 zerſtört wurde.

3. **Lauf einer Handbüchſe mit Schwanzſchraube, 1460—1480.**
Die Zündpfanne iſt auf die rechte Seite verlegt. Der Seelenboden nicht mehr durch einen warm eingetriebenen Keil, ſondern durch eine Schraube geſchloſſen. Original im Germ. Muſeum.

4. **Bronze-Handbüchſe, 1400—1420,**
44,4 cm lang, Durchm. der Seele 1,7 cm. Zündlich noch auf der oberen Seite, doch mit Pfanndeckel zum Schutze des Zündpulvers verſehen. 1871 bei Memel ausgebaggert.

5. **Steinbüchſe, Legeſtück, 1460—1470.**
Das Rohr iſt in einen Schlitten eingeſenkt, der auf einer feſten Bettung ruht, eine ſtarke Prellwand hebt den Rückſtoß auf. Zeichnung aus einer Bilderhandſchrift des Fürſten von Waldburg-Wolfegg-Waldſee. Eſſenwein, Quellen zur Geſchichte der Feuerwaffen, I, S. 50. Tafel A, LXIII.

6. **Orgelgeſchütz, Totenorgel, der Drache, 1600—1610,**
mit 20 Läufen in fünf drehbaren Stockwerken, auf Räderlafette. Läufe 1 m bis 1,40 m lang, Laufdurchmeſſer 2,1 cm für vierlötige Bleikugeln (58,5 g). Vorläufer der Mitrailleuſe, zum Geſchwindſchießen. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin, Herkunft Sachſen.

7. **Feuerſchütze, eine Handbüchſe mit Loseiſen abfeuernd, 1400.**
Aus dem Feuerwerksbuch von Konrad Kiefer aus Eichſtädt 1405. Cod. ms. phil. 63 der Göttinger Univerſitäts-Bibliothek. Eſſenwein, I, S. 15, Tafel A, XIb.

8. **Schmiedeeiſerner Vorderlader, Hagelgeſchütz, 1450—1500,**
1,09 m lang, Durchmeſſer der Seele 7 bis 14 cm, aus Längsſtäben, verſtärkt durch Reifen mit Schildzapfen und Pivotgabel, ſchoß Hagel aus Eiſenſtücken, Nägeln, Steinſtücken uſw. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin, ſtammt aus Danzig.

9. **Schmiedeeiſerner Hinterlader, Vogler, veuglier, bombardella da nave, 1480—1500,**
1,1 m lang, Durchmeſſer der Seele 5,3 cm bis 10,5 cm, aus Längsſtäben und Reifenverſtärkung, mit Handgriff, in Pivotgabel. In die hintere Oeffnung wurde die bewegliche Kammer, deren gewöhnlich drei vorhanden waren, mit der vorher eingebrachten Pulverladung eingeſetzt und durch einen Keil feſtgelegt. Das Geſchütz ſchoß ebenfalls Hagel. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin.

10. **Burgunder Steinbombarde, 1450—1476.**
Rohrlänge 80,5 cm, Flug 31 cm, Kaliber 18 cm, ſchoß Steinkugeln von 5,3 kg Gewicht. Räderlafette, auf der ſich das Obergeſtell mit dem auf ihm befeſtigten Rohr über einen hinteren Richtbogen auf- und abbewegen läßt und ſo Höhenrichtung geſtattet. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin. Das Geſchütz gehörte zum Artilleriepark Karls des Kühnen von Burgund und ging in der Schlacht bei Nancy verloren.

11. **Brandenburgiſche (Ansbach-Bayreuther) glatte 4pfünd. bronz. Feldſchlange, 1526,**
3 m lang, Seelendurchmeſſer 8,5 cm, reich verziert, mit Wappen und Raben. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin, ſtammt aus der Plaſſenburg.

12. **Danziger 18pfündige Kartaune aus Bronze (Saturnus) 1617,**
3,76 m lang, Kaliber 14,34 cm, 33½ Zentner ſchwer. Reich verziert mit Wappen, Saturn und dem Spruch: Saturnus friſſt die Kind allein, ich freß ſie alle, gros und klein. Gießer Benninck zu Danzig. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin.

13. **Italieniſche Bombarde (Flug- oder Mundſtück), Tromba di Bombarda, 1405;**
aus ſchmiedeeiſernen Stäben, durch Reifen verſtärkt, mit vier Handhabungsringen, 1,08 m lang, Durchmeſſer der Seele 15,3 cm, Gewicht 125 kg. Gewicht der Steinkugel 3,28 kg. Die zugehörige Kammer fehlt. Original im Muſeum zu Turin, Abguß im Zeughaus zu Berlin. Stammt aus der Bergfeſte Gradara.

14. **Glatter, ſchmiedeeiſerner, 24pfündiger Hinterlader, Der wilde Mann, 1586,**
5,80 m lang, Kaliber 15,8 cm. Eiſenkugel 11,22 kg ſchwer. Kunſtfertig aus einzelnen Luppen über den Kern geſchmiedet; mit der Inſchrift: Hertzog Julius zu Braunſchweig zu Gittel (de) mich ließ ſchmidn aus zwei geſchmultzen Eiſen, meins Gleichen man kaum (kennt). Original im Zeughaus zu Berlin, früher in Braunſchweig, das längſte Rohr der Berliner Sammlung.

15. **Die faule Magd, Steinbüchſe aus Schmiedeeiſen,**
1,5 m lang, Seelendurchmeſſer 35 cm, Gewicht der Steinkugel 38,8 kg; in Räderlafette, der ſogenannten Doppellade. Die obere Lade, in der das Rohr mit Bändern befeſtigt, ruht mit Schildzapfen drehbar in der unteren Räderlafette. Original in der Arſenalſammlung in Dresden. Eine der älteſten ſächſiſchen Büchſen aus dem 14. Jahrhundert (1382?).

16. u. 17. **2 Mehrlader, Drehrohre mit 7 Läufen,**
in einem Blechmantel vereinigt, 1,4 bezw. 1,8 m lang, Durchmeſſer der Läufe 1,7 bezw. 1,9 cm, mit Vorrichtung zum Drehen um die Rohrachſe, Vorläufer der Revolverkanonen. Geſchoß: Infanteriekugel. Originale im Königlichen Zeughaus zu Berlin, ſtammen aus Dresden und Mainz. Anfang des 17. Jahrhunderts.

18. **Steinbüchſe in Lade mit Richthorn, 1450—1500.**
Rohr 84 cm lang, Flug 58 cm, Kaliber 15 cm, Gewicht der Steinkugel 3 kg. Blocklafette; der obere Block, auf dem das Rohr durch Bänder befeſtigt, bewegt ſich über einem Richthorn mit ſeinen Schenkeln in einem Lager in den Ständern des Untergeſtells, das gegen den Rücklauf mit Steinen beſchwert wurde. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin.

19. **Sogenannte lederne Kanone,**
1,96 m lang, Kaliber 5,5 cm. Kupfernes Seelenrohr, mehrfache Lagen Bindfaden, Lederhülle. Von Guſtav Adolf 1626 als Kartätſchgeſchütz bei ſeinem Heer eingeführt; weil ſie ſich zu ſchnell erhitzte, bereits 1631 wieder abgeſchafft. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin.

20. **Preußiſche 24pfünd., bronz. Kartaune „Kurfürſt Albrecht Achilles", Berlin, 1708,**
3,75 m lang, Kaliber 15,5 cm. Die Eiſenkugel wiegt 11,22 kg. Prachtgeſchütz, eines der auf Veranlaſſung des erſten preußiſchen Königs nach Schlüterſchen Entwürfen und von Johann Jakobi gegoſſenen zwölf Kurfürſten.

21. **Hängender Brandenburg- (Bayreuther) Bronze-Mörſer, 1707,**
64 cm lang, Seelendurchmeſſer 20,7 cm, Gewicht 231 kg, mit Wappen und Initialen C. E. M. z. B. (Chriſtian Ernſt Markgraf zu Brandenburg). Gießer: Conrad Roth in Vorchheim. Steinkugel 8,1 kg ſchwer. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin.

22. **Brandenburgiſches Bronze-Handgeſchütz, Streurohr,**
mit Radſchloß und Schaft in Fiſchform mit Elfenbeineinlage. 16. Jahrhundert. 60 cm lang, Seelendurchmeſſer 6 cm. Rohr mit Wappenſchild und Adlern. Radſchloß mit Sicherung, wurde mit mehreren Kugeln geladen. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin.

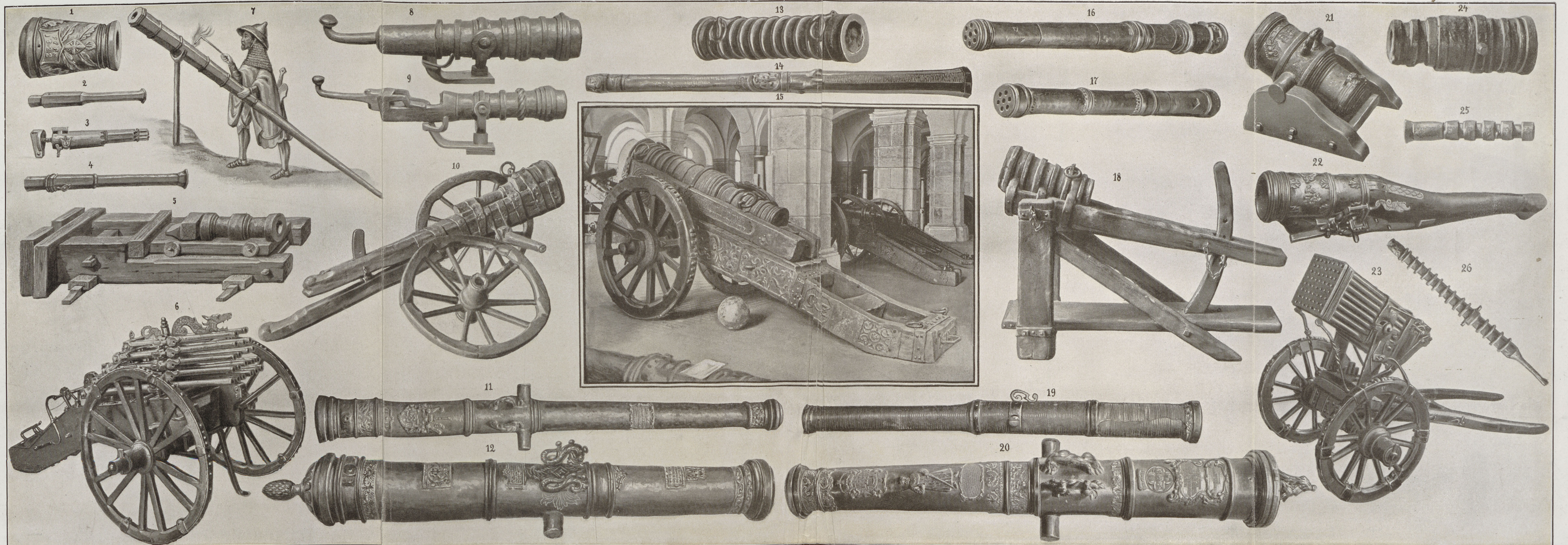
23. **Orgelgeſchütz, Totenorgel, Geſchreigeſchütz, 1604,**
64 Läufe ſind zu einem quadratiſchen Bündel vereinigt, jede der acht Lagen mit gemeinſamer Zündpfanne für die acht Läufe derſelben; jedes Rohr mußte einzeln geladen werden, jede Lage feuerte für ſich. Das Laufbündel ruht drehbar in den Streben einer Räderlafette. Seelenlänge der Läufe 76 cm, Kaliber 1,8 cm. Geſchoß: Infanteriekugel von 36 g. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin; ſtammt aus Sachſen-Merſeburg.

24. **Schmiedeeiſerne Steinbüchſe, 1450—1500,**
79 cm lang, Seelendurchmeſſer 22 cm, aus 19 Längsſtäben und 11 Verſtärkungsreifen mit Schildzapfen. Gewicht der Steinkugel 9,8 kg. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin

25. **Schmiedeeiſerne Steinbüchſe, 1550,**
67 cm lang, Seelendurchmeſſer 5 cm. Aus einem über den Dorn geſchmiedeten Seelenrohr mit Ringverſtärkung. Gewicht der Steinkugel 105 g, der Bleikugel 580 g. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin. Stammt aus Calcutta.

26. **Schmiedeeiſerne Stielbüchſe, 1500—1550,**
91 cm lang, Seelendurchmeſſer 2,7 cm, mit ſchwachen Schildzapfen. Die ſechzehn ſchmalen Ringe, die dem Rohr das Ausſehen eines Rippenheizkörpers geben, dienen zur Verſtärkung und zur beſſeren Lagerung in einen Holzklotz; ebenſo die ſchwachen Schildzapfen. Gewicht der Bleikugel 88 g, einer Eiſenkugel 71 g. Original im Königlichen Zeughaus zu Berlin; ſtammt ebenfalls aus Calcutta.

Stadt-
bücherei
Elbing


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26

Geſchütze aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert

Stadt-
bücherei
Elbing

Stadt-
bücherei
Elbing

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

der zur Mäßigung riet, wurde entlaſſen. Kurz, es ſchien, als wolle Katharina von Medici der Reform in Frankreich dasſelbe Schickſal bereiten wie Alba in den Niederlanden.

Da griffen die Hugenotten kampfesfroh wieder zu den Waffen; England und die deutſchen Reformierten kamen ihnen zu Hilfe. Trotzdem erlitten ſie am 13. März 1569 bei Jarnac durch des Königs Bruder Heinrich von Anjou eine um ſo ſchmerzlichere Niederlage, als dabei Ludwig von Condé, erſt 39 Jahre alt, den Tod gefunden hatte.

Die nominelle Leitung der franzöſiſchen Proteſtanten fiel ſeitdem Condés Neffen, dem ſechzehnjährigen Heinrich von Navarra, anheim, einem lebensluſtigen, wenig gebildeten, verwegenen und dabei tief verſchlagenen Prinzen; die wirkliche Führung übernahm zunächſt der Admiral von Coligny: ein rechtſchaffener, von innigſter Überzeugung durchdrungener, unerſchütterlich feſter Charakter, kein großer Feldherr, aber ein ausgezeichneter Organiſator und eine jener Naturen, die aus dem Unglück erſt die ganze Kraft und Elaſtizität ihres Weſens entwickeln. Und er vermochte jetzt mit Hilfe der Evangeliſchen Deutſchlands ſchließlich den Hof ſo in die Enge zu treiben, daß dieſer ſich zu dem ſchmählichen Frieden von St. Germain en Laye verſtehen mußte, der den Proteſtanten faſt unbeſchränkte Religionsfreiheit gewährte und ihnen außerdem die vier ſtarken Feſtungen La Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité als Sicherheitsplätze einräumte, die ſie mit eigenen Garniſonen beſetzen durften (8. Auguſt 1570).

Den Hugenotten gebührt das Verdienſt, als erſte den Anprall der Gegenreformation gebrochen, ihren niederländiſchen Glaubensbrüdern eine Ermutigung geſchaffen zu haben. Ohne ſie hätten die Geuſen ſich niemals erhoben.

König Karl IX. nahm nun ſelber die Zügel der Regierung in die Hand. Gereizt durch die leitende Stellung, die Philipp II. in den letzten Jahren ihm gegenüber eingenommen hatte, und der er das ganze Unheil der religiöſen Bürgerkriege zuſchrieb, ſchlug er entſchloſſen eine antiſpaniſche Politik ein, wie einſt ſein Großvater Franz I. Er unterſtützte eifrig die Geuſen, knüpfte mit England und den deutſchen Proteſtanten an. Antiſpaniſch und antikatholiſch war aber damals gleichbedeutend geworden. So berief Karl im September 1571 Kaſpar von Coligny zu ſich und machte ihn zu ſeinem vertrauteſten und einflußreichſten Berater.

Indes er mußte erfahren, daß er mit der Begünſtigung der Hugenotten gegen den Willen der großen Mehrheit ſeines Volkes verſtieß. Solange die Reform nur allgemein als Kirchenverbeſſerung aufgetreten war, hatten ſich überall Neigungen für ſie gezeigt; jetzt, wo ſie als eine beſtimmte, eng umſchriebene, getrennte kirchliche und politiſche Partei erſchien, hatte ſie den Gegenſatz wachgerufen, der immer heftiger, immer tödlicher ſich wider ſie erhob. Achtjährige Kämpfe hatten die Gemüter gegen die Proteſtanten erbittert, die der großen Maſſe der leidenſchaftlichen, erregbaren Bewohnerſchaft der großen Städte als die ſchlimmſten und verderblichſten Feinde Gottes und Frankreichs galten. Von der Kanzel herab wurde ſie zu deren Vernichtung aufgereizt. Mord- und Plünderungsſzenen fanden an mehreren Orten ſtatt, und nur ſtrenge königliche Befehle konnten größeres Unheil verhüten.

Um ſo mehr ſuchte Coligny Leidenſchaft und Tatkraft des franzöſiſchen Volkes auf äußere Unternehmungen zu lenken; ſelbſtverſtändlich gegen den Hort des Katholizismus, Spanien. Karl IX., ebenſo unruhig und erregt, wie ſchwach an Körper und Geiſt, träumte davon, gleich ſeinen Vorfahren zum Kampfe gegen die Habsburger auszuziehen. Indem er ſeine Schweſter Margarete dem jungen Könige von Navarra verlobte, faßte er die Abſicht, dieſem ſein von den Spaniern beſetztes Königreich zurückzuerobern.

Allein da begegnete Coligny einer gefährlichen Feindſchaft. Katharina von Medici überzeugte ſich davon, daß das franzöſiſche Königtum nicht imſtande ſei, auf den Wegen der antikatholiſchen Politik zugleich mit dem mächtigen Spanien und der Mehrheit der eigenen Untertanen den Kampf zu beſtehen. Schon deshalb geriet ſie in Zwieſpalt mit Coligny; überdies fürchtete ſie durch ihn, der immer ſchroffer und drohender gegen ſie auftrat, von jedem Einfluß auf ihren Sohn ausgeſchloſſen zu werden. So wandte ſie ſich der eifrig katholiſchen Partei zu, deren Führer des Königs jüngerer Bruder Heinrich von Anjou und der Marſchall von Tavannes waren. Im Grunde hatte ſie neun Zehntel des franzöſiſchen Volkes hinter ſich.

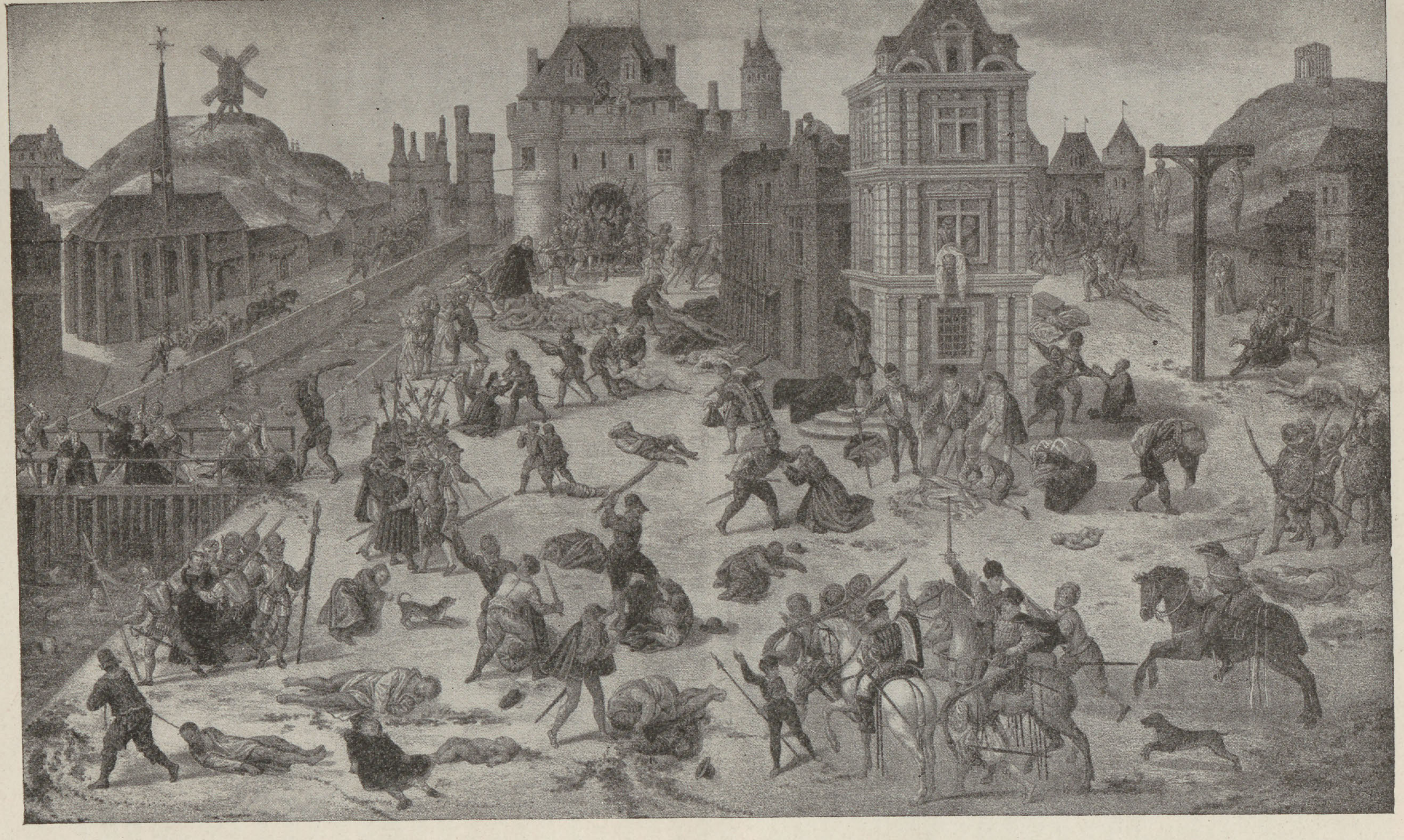
In dieſem Konflikte war bei einem ſchwachen, eigentlich nicht böswilligen, aber unſicheren, heftigen, zum Verdachte neigenden Charakter, wie der Karls IX. war, der Ausgang von vornherein nicht zweifelhaft. Mochte eine Zeitlang Einſicht und kriegeriſche Neigung ihn auf Colignys Seite ziehen, ſchließlich mußte er, vor die Wahl geſtellt zwiſchen einem Ketzer, ſeinem bisherigen hauptſächlichen Feinde, und ſeinen Blutsverwandten und Freunden, zumal ſeiner Mutter, an deren unbedingten Einfluß er jahrelang gewöhnt geweſen war, zur letzteren übertreten. Der Admiral unterlag zunächſt in ſeinem Vorſchlage der Kriegserklärung an Spanien. Als darauf die Hugenotten drohten, ſie würden auch ohne die Regierung ihren niederländiſchen Glaubensbrüdern zu Hilfe kommen, ſah man darin die Drohung einer neuen Rebellion. Katharina meinte dem zuvorkommen, den Admiral aus dem Wege räumen zu müſſen; hatten die Spanier ihn doch immer als den einzig gefährlichen Gegner bezeichnet. Ungefähr am 10. Auguſt 1572 faßte ſie den Plan zur Ermordung Colignys. In Übereinſtimmung mit ihrem Sohne Anjou und dem jungen Heinrich von Guiſe mietete ſie einen Meuchler von Handwerk, Maurevel, aus ſicherem Verſteck den Admiral zu erſchießen. Doch traf er ihn nur in den linken Oberarm und die rechte Hand (22. Auguſt).

Wäre Coligny getötet worden, ſo hätte Katharina ſich wahrſcheinlich damit zufrieden gegeben und jeden Anteil an der Tat geleugnet. Aber nun fürchtete ſie ſeine Rache. Die in Paris anweſenden proteſtantiſchen Edelleute dachten an Beſtrafung der Mörder und zielten auf die Königin-Mutter, ſelbſt auf den König. Um ſich, ihre Freunde und ihre Partei zu retten, entſchloß ſich Katharina zur Vernichtung der Hugenotten. Man brauchte nur das Netz zuzuziehen, da zur Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra mit Margarete von Valois der proteſtantiſche Adel maſſenhaft nach Paris gekommen war. Lagen doch ſolche Bluttaten in jener gewaltſamen Zeit ohnehin in der Luft und waren im beſonderen Katharinen von Philipp II., den Spaniern und den eigenen Genoſſen, oft genug angeraten worden.

Der König wurde gewonnen, indem Mutter, Brüder und Freunde ihm mit völligem Bruche und ſchlimmſtem Bürgerkriege drohten. Liebe zu den Seinigen, Gewöhnung an die mütterliche Autorität und Furcht bewogen ihn zur Zuſtimmung. In leidenſchaftlicher Erregung wollte er nun alle Hugenotten vertilgt ſehen, um für immer Ruhe zu ſchaffen (23. Auguſt). Die Metzelei wurde ſchnell organiſiert und kaum brach ſie aus, ſo ſchloß ſich die fanatiſche Pariſer Bevölkerung ſofort den Truppen und dem katholiſchen Adel an. In der Nacht vom 23. zum 24. Auguſt — der Bartholomäusnacht — begann die Blutarbeit, der in Paris Coligny und mindeſtens 2000, in den Provinzen zum wenigſten 30 000 Hugenotten — Weiber und Kinder ſowohl wie Männer — erlagen. Den noch übriggebliebenen Reformierten wurde jede Religionsübung unterſagt.

In dieſer furchtbaren Prüfung zeigte der franzöſiſche Proteſtantismus die ganze Kraft ſeines ſtahlharten Weſens. Nur einen Augenblick unterlag er der Entmutigung: dann erhoben ſich die Städte La Rochelle, Nimes, Montauban, Sancerre zum kühnen Widerſtande. Der Reſt des proteſtantiſchen Adels griff gleichfalls zum Schwerte. Der Lyoner Prediger Ricaud klagte in der feurigen Flugſchrift „De furoribus gallicis“ die Greuel der Bartholomäusnacht dem ganzen Europa. Die feige Schlächterei der Bartholomäusnacht war ſchlimmer als ein Verbrechen, ſie war eine Torheit: der vierte Religionskrieg war ausgebrochen! Und dabei zwangen die äußeren Verhältniſſe die Regierung bald, die Wege Colignys einzuſchlagen und gegen Spanien in die Schranken zu treten. Frankreich aber bot im Innern einen traurigen Anblick: überall die Greuel der Verwüſtung, die blinde Wut einander tödlich haſſender Parteien.

Von Kummer verzehrt und durch die Schwindſucht vollends zu Boden geworfen, ſtarb Karl IX., erſt vierundzwanzig Jahre alt, ohne legitime Kinder zu hinterlaſſen, am 30. Mai 1574. Es folgte ihm ſein Bruder Heinrich III., feingebildet, ein Freund der Wiſſenſchaften, Künſte und Dichtung, auch von der Natur mit gutem Verſtande begabt, aber durch Ausſchweifungen frühzeitig erſchöpft, frivol, gleichgültig. Er liebte es, unter Weibern zu verweilen, ſelbſt weibiſch aufgeputzt, mit zwei oder drei Ringen in jedem Ohr. Er entfernte alle ernſteren und tüchtigeren Männer von ſeinem Hofe und umgab ſich mit unbedeutenden Stutzern, den ſogenannten Mignons, mit denen er tändelte und ſich ſchmückte, und denen er die Leitung des Staates preisgab. Sofort trat er mit großer Schärfe gegen die Hugenotten auf. Als dieſe aber kühn widerſtanden, wurden doch weite Kreiſe der höheren Klaſſen des ſteten Kampfes müde. Die „Politiker“ verbündeten ſich mit den Proteſtanten, und an ihrer Spitze der jüngſte Sohn Katharinens, Franz von Alençon, der ſeinen Bruder, den König Heinrich, haßte und verachtete. Er vereinigte ſich



Die Pariſer Bluthochzeit („Bartholomäusnacht“).

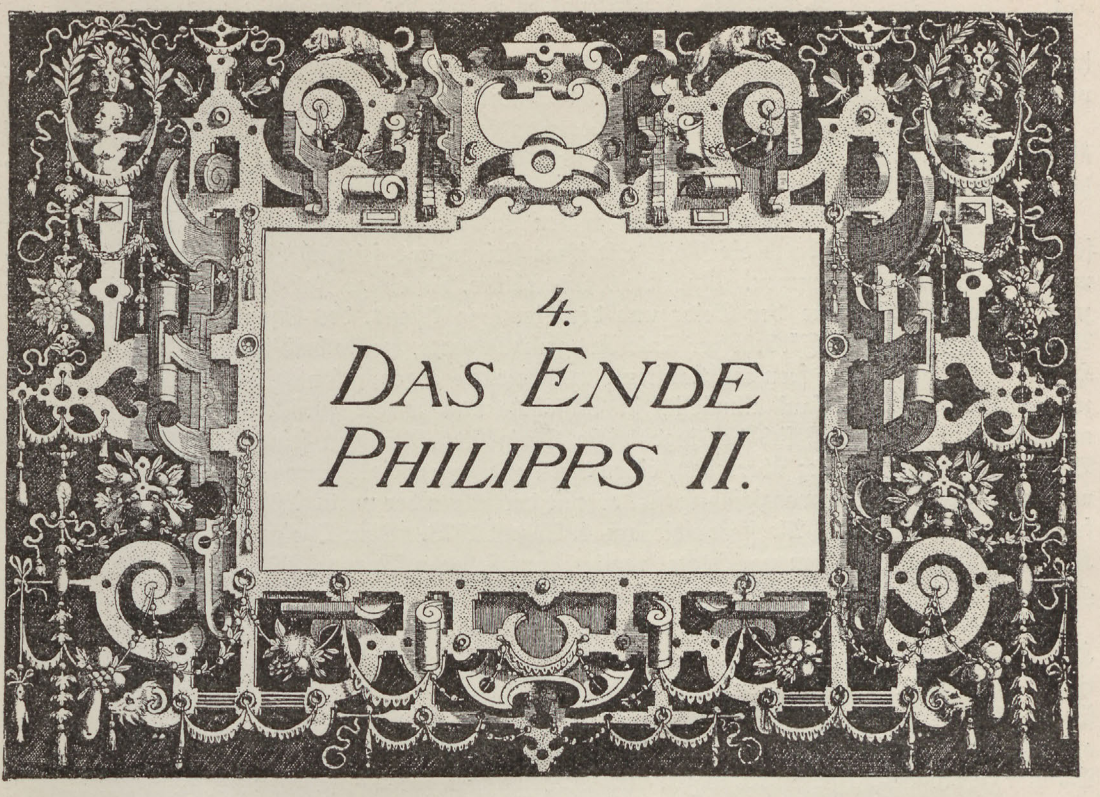
Gemälde von François Dubois.

mit Heinrich von Navarra und dem jüngeren Condé. Alle drei erzwangen im Mai 1576 den Frieden von Beaulieu, der den Hugenotten faſt völlige Religionsfreiheit und noch weitere ſechs Sicherheitsplätze einbrachte und dem König die entehrende Bedingung auferlegte, in öffentlicher Erklärung ſeinen Anteil an der Bartholomäusnacht abzuleugnen und das ehrliche Andenken Colignys ſowie aller damals ermordeten Hugenotten wiederherzuſtellen.

Dieſer Friede wurde vier Jahre nach der Bartholomäusnacht abgeſchloſſen, der glänzendſte Triumph der Hugenotten. Und doch waren ſie niemals ſchwächer geweſen. Der Haß gegen ſie hatte im Volke große Fortſchritte gemacht, ſo daß ſelbſt viele Städte, die ihnen früher günſtig geweſen, nunmehr die Tore verſchloſſen. Noch ſchlimmer war der Rückgang des inneren Lebens und damit der wahren Kraft des franzöſiſchen Proteſtantismus. Weil ſeine tonangebenden Anhänger ehrgeizige und kecke Adlige, trotzige und unabhängige Stadtpatrizier waren, wurde nicht der Ausbau der Lehre, die Erhaltung der religiöſen Überzeugung und Kirchenzucht die wichtigſte Rückſicht, ſondern politiſches Intereſſe und militäriſcher Erfolg. Damit ward das Hugenottentum weniger eine Religionsgemeinſchaft, als eine politiſche Partei, damit waren weltliche Geſinnung, Eigenſucht, perſönliche Geſichtspunkte in ihm vorherrſchend geworden. Der rechte Repräſentant dieſer Richtung war der tollkühne, liſtige, unmoraliſche, konfeſſionell ganz gleichgültige Heinrich von Navarra. War dieſer Heinrich noch ein angemeſſener Führer für die Scharen Calvins, der nach jedem glücklichen Gefecht das Kriegslager verließ, um in den Armen einer ſeiner zahlreichen Geliebten ſich ſüßen Lohn für ſeine Taten zu holen? Die reformierten Soldaten ahmten das Beiſpiel ihres Führers nach, und religiöſe Gleichgültigkeit, Ausſchweifungen, Raubgier wurden unter ihnen vorherrſchend. Was war aus der todesmutigen, religiöſen Überzeugung, aus der etwas finſteren, aber ehrlichen Sittenſtrenge geworden, mit der die Proteſtantenführer früher für ihren Glauben in den Kampf bis aufs äußerſte gegangen waren?

Um ſo ſtärker wurden die Katholiken. Sie hatten den Gegnern das Geheimnis ihrer Macht abgelauſcht, indem ſie ſich ihrerſeits eng zuſammenſchloſſen zu der „Ligue“ (1576). Man verpflichtete ſich darin zum Schutze der Generalſtände und der Religion, gab ſich Provinzialgouverneure und verhieß einander, ſich einen höchſten Führer mit unbegrenzter Machtvollkommenheit zu ſetzen. Alſo auch hier ebenſo wie bei den Hugenotten Verbindung des demokratiſch-revolutionären Geiſtes mit der religiöſen Beſtrebung! Die Ligue und ihre Zwecke ſollten gegen jedermann ohne Ausnahme — demnach nötigenfalls auch gegen den Monarchen ſelbſt — verteidigt werden. Zu ihrem höchſten Leiter war Herzog Heinrich von Guiſe auserſehen, ein ſchöner, äußerlich würdevoller Mann, aber im Grunde verſchlagen, begehrlich, keck, ohne höheres Ziel. Wegen einer in einem Gefechte mit den Hugenotten im Geſichte erhaltenen Wunde nannte man ihn „den Narbigen“ (Balafré). Der König ſpielte ihm und den fanatiſchen Katholiken einen argen Streich, indem er ſich ſelbſt zum Haupte der Ligue erklärte. Indes ſolcher Kunſtgriff konnte nur für den Augenblick ſeine Wirkung tun. Um ſo mehr, als der König ſelber des ergebnisloſen Religionskrieges herzlich überdrüſſig wurde und ihm durch wiederholte, freilich nie beobachtete Friedensſchlüſſe ein Ende zu bereiten ſuchte. Darüber waren die Liguiſten äußerſt entrüſtet. Sie wollten überhaupt von den Valois nichts mehr wiſſen, die Guiſe an ihre Stelle ſetzen, deren ſchönes und imponierendes Äußere, edles Betragen, kriegeriſcher Mut ſie zu Lieblingen des Volkes machten. Ihre Anhänger bezeichneten die Thronbeſteigung der Kapetinger vor damals 600 Jahren als eine Uſurpation; der Thron Frankreichs gebühre dem Hauſe Lothringen, das mütterlicherſeits von Karl dem Großen abſtamme. Margarete von Valois ſelber, die einzige Schweſter König Heinrichs III., die Gemahlin Navarras, mit dem ſie freilich durchaus verfeindet war, ging zu der Ligue über. Neben dem Haß des Adels die dumpf gärenden demokratiſchen Anſchauungen und Beſtrebungen: eine trübe, gefahrdrohende Zukunft für das Königtum, für das ganze Reich.

Sie ſind ſchließlich — ebenſo wie die franzöſiſche Reformation ſelber noch für lange Zeit hinaus — durch die Tatſache gerettet worden, daß die innere Verſöhnung notwendig war im Sinne des Staates, zur Rettung Frankreichs vor der ſpaniſchen Übermacht. Nur dieſe Notwendigkeit hat, nach furchtbaren Kämpfen, den endgültigen Religionsfrieden herbeigeführt.



4.

DAS ENDE PHILIPPS II.

Nicolas de Bruyn fec. (?).

Nach dem Tode des unglücklichen Don Juan fand endlich Philipp II. den rechten Mann zu ſeinem höchſten Statthalter in den Niederlanden: Margaretens von Parma Sohn, Alexander Farneſe. In allen kriegeriſchen Künſten geübt, unermüdlich, ein hervorragender Taktiker, war der junge Prinz von Parma zugleich ein weitausſchauender Staatsmann, ein geſchickter Unterhändler, klug, beharrlich, tatkräftig. Dieſer ausgezeichnete Fürſt traf zugleich auf eine für ihn ſehr günſtige Sachlage. Die Generalſtaaten ſahen ſich derart von Mitteln entblößt, daß ſowohl Pfalzgraf Johann Kaſimir wie der Herzog von Anjou das Land verlaſſen hatten. Der Gegenſatz zwiſchen dem katholiſchen romaniſchen Süden und dem proteſtantiſchen germaniſchen Norden war zu verfolgungsſüchtigem Haſſe gediehen. Hier ſetzte Farneſe mit klugen Verhandlungen ein, und ſo bewog er, außer dem ihm ſchon gehörigen Luxemburg und Namur, die Provinzen Artois, Hennegau und Welſch-Flandern, in Arras am 6. Januar 1579 einen Bund zur Aufrechterhaltung des katholiſchen Glaubens zu ſchließen. Die geſamte Partei der „Malcontenten" trat am 6. April der Union von Arras durch den Vertrag von Mont-Saint-Eloy bei. Dagegen ſchloſſen ſchon am 29. Januar die Provinzen Holland, Seeland, Geldern, Utrecht und die frieſiſchen Umlande — etwas ſpäter auch Overyſſel und Groningen — die Utrechter Union als ewiges Bündnis zur gemeinſchaftlichen Verteidigung ſowie zur Aufrechterhaltung vollkommener religiöſer Freiheit. Es bildete die Stiftungsurkunde der Republik der Vereinigten Provinzen der Niederlande. Farneſe war es gelungen, die verhängnisvolle Spaltung in die Niederlande zu bringen, die nie mehr ausgefüllt werden konnte.

Er ging zunächſt auf die Eroberung von Brabant und Flandern aus. Die dortigen großen Städte durch offenen Angriff zu nehmen, beſaß er keine genügende Truppenmacht. So faßte er den Plan, ſolche durch Forts auf den Hauptlandſtraßen von allem Verkehr abzuſchneiden und dadurch zur Ergebung zu zwingen. Die geſchickte Durchführung dieſes Entwurfes brachte ihm in der Tat glänzenden Gewinn. Indem er die Städte bis Mecheln beſetzte, unter anderem das vielumſtrittene Breda, begründete er ſeine Macht im Herzen Brabants, in unmittelbarer Nähe von Brüſſel und Antwerpen. Zur Rettung riefen die Generalſtaaten den Herzog von Anjou wieder ins Land. Er kam mit 17 000 Söldnern und Freiwilligen und wurde als Herzog von Brabant und Graf von Flandern erklärt; Wilhelm von Oranien ordnete ſich ihm durchaus unter.

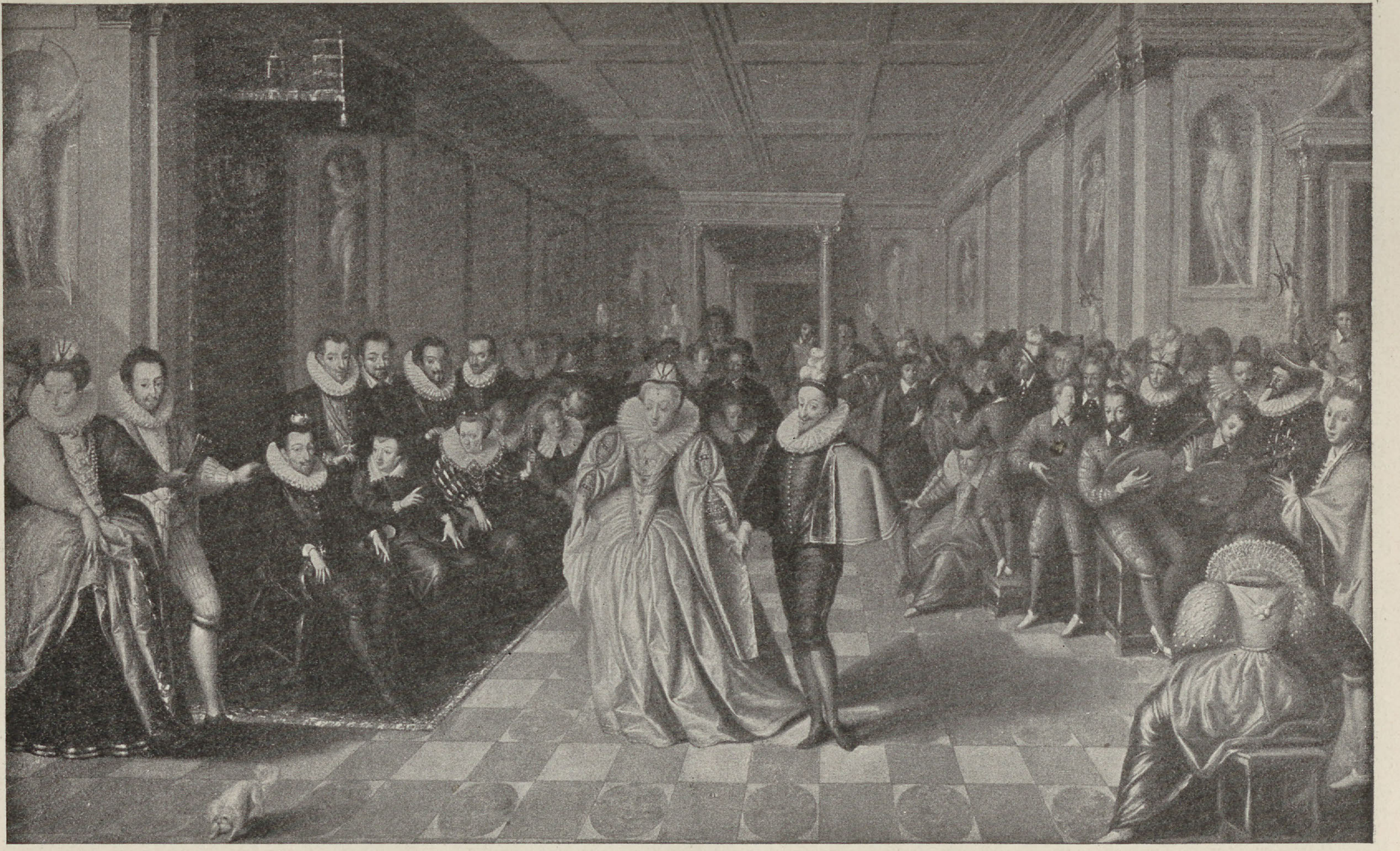
Während die Spanier derart in den Niederlanden entſchloſſen und planmäßig zum Angriff übergingen, hatten ſie im äußerſten Südweſten des Erdteils ihren weiten Gebieten ein neues Reich hinzugefügt.

Die glänzende Ausdehnung der überſeeiſchen Entdeckungen und Gründungen von Kolonien ſeitens der Portugieſen hatte die Volkskraft ihres kleinen und ſchwach bevölkerten Landes übermäßig in Anſpruch genommen. Auch die Handelsblüte, die einige Jahrzehnte hindurch Liſſabon zum vielbeſuchten Markte der Seide und der Gewürze Aſiens, des Elfenbeins und der Neger Afrikas, der Luxus- und Färbehölzer Amerikas gemacht hatte, welkte bald dahin. Die Habgier der Herrſcher verſcheuchte die fremden Kaufleute, welche es vorzogen, ſich nach Sevilla und Antwerpen zu wenden. Portugal ſank allmählich in Schwäche und Armut zurück. Anſtatt dieſen Übeln möglichſt abzuhelfen, ließ ſich der jugendliche König Sebaſtian von ſeinem bekehrungsſüchtigen Beichtvater Luis Gonzalez überreden, einen Kreuzzug gegen die Mauren von Marokko zu unternehmen. Aber vierundzwanzigjährig fiel er mit der Blüte der portugieſiſchen Ritterſchaft in der furchtbaren Schlacht bei Alcaſſarquivir am 4. Auguſt 1578. Sein Oheim, der ſchon hochbetagte Kardinal Heinrich, der ihm nachfolgte, regierte nur ſiebzehn Monate. Mit ihm ſtarb das portugieſiſche Königshaus am 31. Januar 1580 aus.

Eine große Anzahl von Prätendenten beanſpruchte das Erbe. Die beſtberechtigte war die Herzogin von Braganza, der von der Nation vorgezogene Prior der Antonio von Crato, und der mächtigſte: Philipp II. von Spanien. Gerade von dieſem wollten die Portugieſen nichts wiſſen, da ſie die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu bewahren wünſchten und niemand mehr haßten, als ihre übermächtigen kaſtiliſchen Nachbarn. Aber Philipp gewann nicht allein die führenden Männer Portugals durch Beſtechungen und Verheißungen für ſich, ſondern ließ auch den der Ungnade wieder entzogenen Herzog von Alba an der Spitze eines Heeres von 20 000 Mann in das Land einrücken. Dom Antonio wurde an der Brücke von Alcantara beſiegt und mußte in die Fremde fliehen. Portugal war unterworfen, und ſeine Cortes erkannten zu Thomar, im Frühjahr 1581, die Herrſchaft des ſpaniſchen Königs an. Jetzt war Philipp Herr der ganzen iberiſchen Halbinſel, die endlich nach 870jähriger Zerteilung wieder geeint war. Zu dem ungeheuren ſpaniſchen Kolonialreiche hatte er das portugieſiſche hinzugefügt und konnte ſich ſtolz Herr der Meere nennen. Es war die letzte Waffentat des greiſen Alba, der im Dezember 1582 im königlichen Palaſt zu Liſſabon, 71 Jahre alt, verſchieden iſt.

Allerorten lächelte damals dem katholiſchen Könige das Glück. Frankreich ſuchte vergebens, den Fortſchritten ſeiner Macht Einhalt zu tun. Eine Flotte, die es unter Philipp Strozzi der noch auf den Azoren ſich verteidigenden portugieſiſchen Unabhängigkeitspartei zu Hilfe ſandte, wurde am 26. Juli 1582 von einem ſpaniſchen Geſchwader vollſtändig vernichtet. Nicht viel erfolgreicher war Franz von Anjou — ſo hieß ſeit Heinrichs III. Thronbeſteigung ſein Bruder von Alençon — in den Niederlanden. Es bedurfte der größten Behutſamkeit und Nachgiebigkeit von ſeiner Seite, um als Franzoſe und Katholik die germaniſchen und proteſtantiſchen Bevölkerungen der nördlichen und mittleren Niederlande zu gewinnen, die ihn mit großem Mißtrauen betrachteten. Aber er und ſeine adligen Waffengefährten verachteten dieſe ketzeriſchen Krämer. Schließlich entwarf er den tollen Plan, ſich mit ſeinen 10 000 Mann zum unumſchränkten Herrn des Landes zu machen. Am 17. Januar 1583 drangen plötzlich einige tauſend Franzoſen in Antwerpen ein, wo ſie ſich ſofort ihrer Mord- und Raubgier überließen. Allein die Bürger ſammelten ſich bald in Waffen, Oranien übernahm mit ſeinen Garden ihre Führung, und die franzöſiſchen Räuber wurden ſchnell vernichtet. Anjou mußte froh ſein, unter Vermittelung Oraniens einen Vertrag zu erhalten, der ihm geſtattete, im März 1583 mit dem Reſte ſeiner Scharen unangefochten die Niederlande zu verlaſſen.

Den Nutzen aus Anjous ebenſo törichtem wie verbrecheriſchem Unternehmen zog König Philipp. Von Frankreich verlaſſen, im Innern von Zwietracht gehemmt, verloren die Generalſtaaten das ganze Weſtflandern mit Brügge und Ypern an Farneſe. Und dann wurde der eigentliche Hort der Freiheit, Wilhelm von Oranien, nach fünf vergeblichen Mordverſuchen, von dem Freigrafſchaftler Balthaſar Gerard am 10. Juli 1584 zu Delft getötet. Parma hatte die Untat



Ball am Hofe König Heinrichs III. von Frankreich.

Gemälde eines unbekannten Meiſters im Louvre zu Paris.

gebilligt, und Philipp belohnte die Familie des hingerichteten Mörders mit den eingezogenen Gütern Oraniens in der Freigrafſchaft.

Noch glänzendere Ausſichten als in den Niederlanden eröffneten ſich Philipp II. in demjenigen Lande, das bisher am kräftigſten der Weltherrſchaft der Habsburger widerſtrebt hatte, in Frankreich.

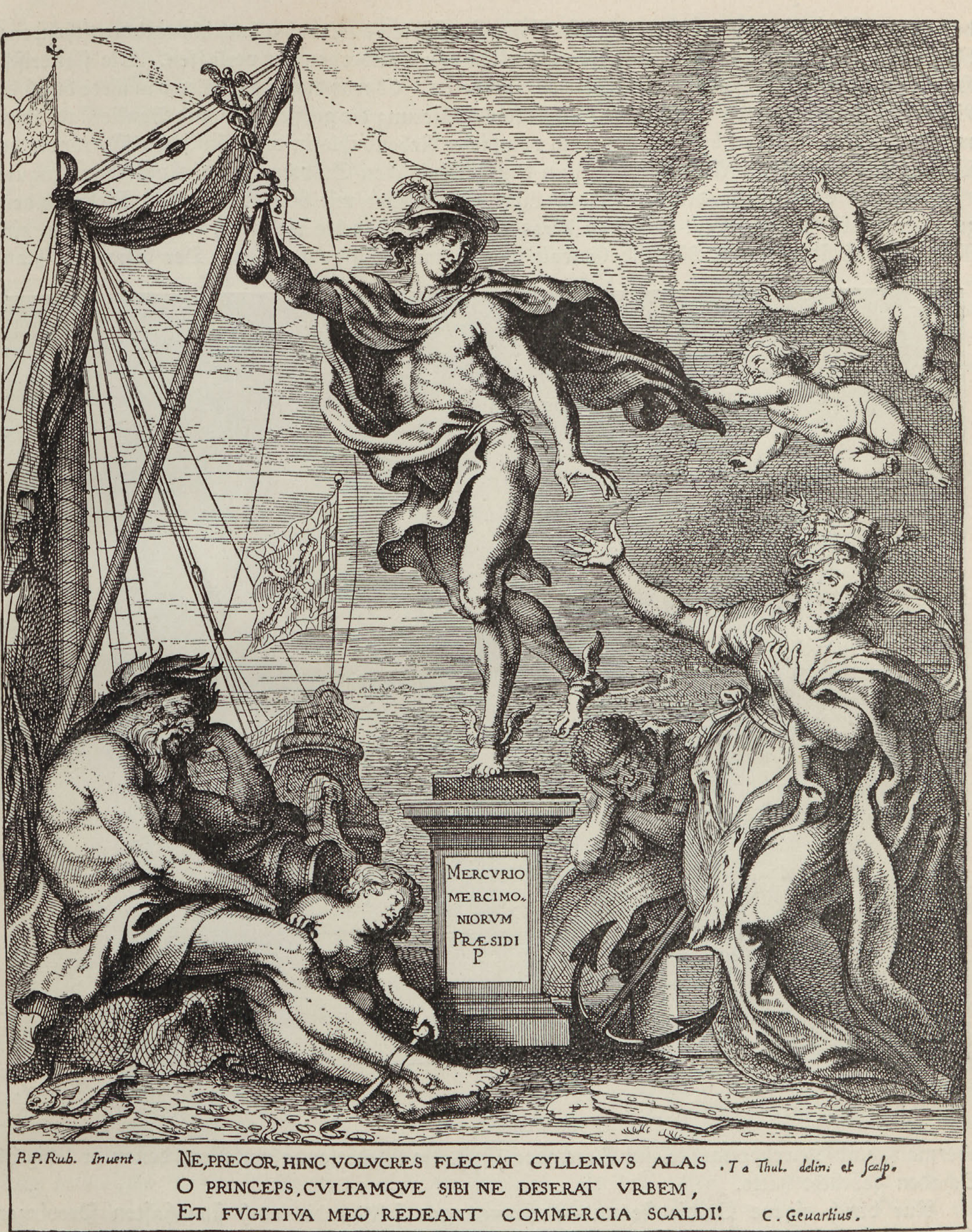
Hier hatte das Mißregiment Heinrichs III. bei allen Klaſſen und Richtungen der Bevölkerung einen mit Verachtung gepaarten Haß erweckt. Es war dies um ſo gefährlicher, als während der Wirren des letztverfloſſenen Dritteljahrhunderts ſich eine neue Feudalität in Frankreich gebildet hatte, die der Großbeamten, Provinzialgouverneure und Feſtungskommandanten, die alle ihre Würden und Stellungen als perſönlichen, vererbbaren und veräußerlichen Beſitz in Anſpruch nahmen. Dieſer neue, der Krone gegenüber trotzige Ämteradel fand den Beiſtand des hohen Klerus, der Aufhebung der den Hugenotten bewilligten Freiheiten, ausdrückliche Anerkennung des Trienter Konzils, ſowie Rückgabe der Wahlfreiheit an die biſchöflichen und klöſterlichen Kapitel forderte. Dieſe teils feudale, teils klerikale Katholikenpartei, von den Bewohnern der großen Städte auch mit einem kommunal-demokratiſchen Elemente verſtärkt, fand die offene und geheime Unterſtützung Spaniens, das durch ſie ſich zum Herrn Frankreichs zu machen, dieſes Land ſeinem weltbeherrſchenden Einfluſſe zu unterwerfen ſuchte. Philipps Verbündete waren die Führer der Ligue, die Guiſe.

Die lange drohende Kriſis kam zum Ausbruch, als durch den Tod des jüngſten Bruders des kinderloſen Heinrichs III., des Herzogs von Anjou, am 10. Juni 1584, das Ausſterben der Valois im Mannesſtamme ſicher und damit rechtlich der bevorſtehende Übergang der Krone an das ketzeriſche Haupt des Hauſes Bourbon, Heinrich von Navarra, begründet wurde. Selbſt die gemäßigten Katholiken hielten es für unerträglich, einen Hugenotten auf dem allerchriſtlichſten Throne zu erblicken; die eifrigeren und tatkräftigeren waren entſchloſſen, ein ſolches Ereignis mit den Waffen in der Hand zu verhüten.

Philipp II. ergriff begierig die Gelegenheit, ſich an die Spitze der katholiſchen Bewegung in Frankreich zu ſtellen und, wo möglich, dort einen von ihm abhängigen König zur Herrſchaft zu bringen. Er ſchloß mit den Guiſe im Januar 1585 ein Bündnis: nicht Navarra, ſondern deſſen katholiſcher Oheim, der alte ſchwachſinnige Kardinal von Bourbon, eine bloße Puppe in der Hand der Alliierten, ſollte nach Heinrichs III. Tode den Thron beſteigen. Der Proteſtantismus ſollte in Frankreich und den Niederlanden ausgerottet werden. Für die der Ligue zu leiſtende Hilfe ſollte Spanien Cambrai im Norden und das franzöſiſche Navarra im Süden erhalten. Man ſieht, wie klug Philipp II. ſeinen katholiſchen Eifer mit ſeinem Vorteile zu vereinigen wußte, und wie wenig den Guiſe, dieſen Lothringern, an Frankreich lag. Verſprachen ſie doch auch dem Herzoge von Savoyen für ſeinen Beiſtand Lyon ſowie ein weiteres Gebiet an der Rhone. Überall erhoben ſich darauf Hochadel, Parlamente, Städte, die Geiſtlichkeit für die Ligue und den Kardinal von Bourbon (April 1585). Heinrich III. unterwarf ſich zitternd. In dem am 7. Juli 1585 erlaſſenen Edikte von Nemours erkannte er die militäriſche Organiſation der Ligue an und verbannte alle Reformierten aus dem Reiche, bei Strafe des Verluſtes von Gütern und Leben.

Selbſtverſtändlich griffen gegen ſolche Unterdrückung die Proteſtanten zu den Waffen, und ſie fanden abermals die Hilfe aller gemäßigten und königstreuen Katholiken, der „Politiker“ unter Führung des Marſchalls Heinrich von Montmorency, des unumſchränkten Beherrſchers der großen Provinz Languedoc. Was half es, daß Papſt Sixtus V. „die beiden unrechtmäßigen und verabſcheuungswürdigen Sprößlinge des erlauchten Hauſes Bourbon“, Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, mit dem Bannfluch belegte? Dieſe Anmaßung Roms verſtimmte weite Kreiſe nur um ſo mehr.

Der Kampf, der ſeiner Natur nach ein Weltſtreit war zwiſchen zwei gewaltigen, das ganze Abendland teilenden Prinzipien, umfaßte auch tatſächlich ganz Europa. England, die Reformierten Deutſchlands und der Schweiz kamen ihren franzöſiſchen Glaubensbrüdern zu Hilfe. Philipp dagegen, noch nicht zufrieden mit der Eroberung Portugals und ſeiner weiten Kolonien, mit der politiſchen Unterwerfung Frankreichs, richtete ſeine Pläne auf die Beſitznahme auch der britiſchen Inſeln. Sie hätte ihm die Weltherrſchaft geſichert. Dazu ſollte ſein niederländiſches Heer dienen, das inzwiſchen glänzende Vorteile davongetragen hatte.

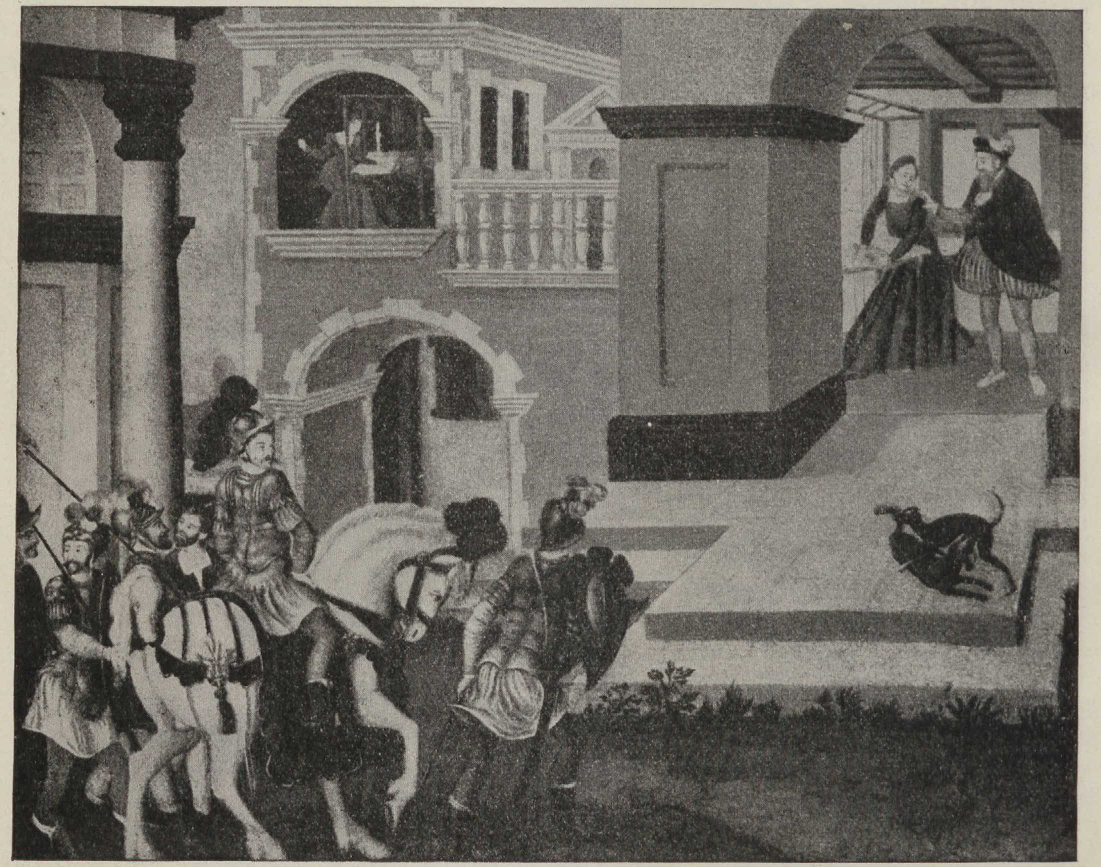

MERCVRIO
MERCIMO-
NIORVM
PRÆSIDI
P
P. P. Rub. Inuent.
NE, PRECOR, HINC VOLVCRES FLECTAT CYLLENIVS ALAS
O PRINCEPS, CVLTAMQVE SIBI NE DESERAT VRBEM,
ET FVGITIVA MEO REDEANT COMMERCIA SCALDI!
T a Thul. delin. et sculp.
C. Geuartius.

Der Handel verläßt Antwerpen. Stich nach einer Zeichnung des Peter Paul Rubens.

Nach dem Tode Oraniens, der allein die aufſtändiſchen Provinzen noch zuſammengehalten, hatte Parma die Städte Dendermonde und Gent genommen, endlich nach einer über ein Jahr währenden Belagerung, die die Augen ganz Europas auf ſich zog, auch das große und reiche Antwerpen zur Ergebung gezwungen. Selbſtverſtändlich mußten alle, die nicht wieder katholiſch wurden, den Ort verlaſſen (Auguſt 1585).

Dieſe Beſtimmung war das Todesurteil für die damals begütertſte und lebhafteſte Stadt nicht allein der Niederlande, ſondern auch Europas. Die bedeutendſten Handelsherren wanderten nach Amſterdam und anderen holländiſchen Seeſtädten aus, wohin auch die norddeutſchen, engliſchen und hugenottiſchen Kaufleute ihren Verkehr von Antwerpen her verlegten. Die flandriſche Handelsſtadt und die Gewäſſer der Schelde verödeten. Es war dieſelbe Zeit, wo in ihrer durch die Bürgerkriege veranlaßten Notlage die franzöſiſche Regierung die große Meß- und Bankierſtadt Lyon mit ſo ſchweren Abgaben belegte, daß auch von dieſer Nebenbuhlerin der vlämiſchen Metropole der Verkehr ſich zurückzog. Alles das kam nun den holländiſchen Städten, zumal Amſterdam zugute.

Königin Eliſabeth ſandte 1585 ihren Liebling Leiceſter mit 6000 Mann den Niederländern zu Hilfe. Aber der Graf tat wenig zu deren Gunſten und ſuchte vielmehr, wie einſt Anjou, eine Reihe von Städten durch Liſt und Gewalt in eigenen Beſitz zu bringen. Der Streich mißlang abermals, und Leiceſter mußte, im Dezember 1587, die Niederlande verlaſſen, denen er lediglich Schaden gebracht hatte.



Der Königin Maria Stuart
wird das Todesurteil verkündet.

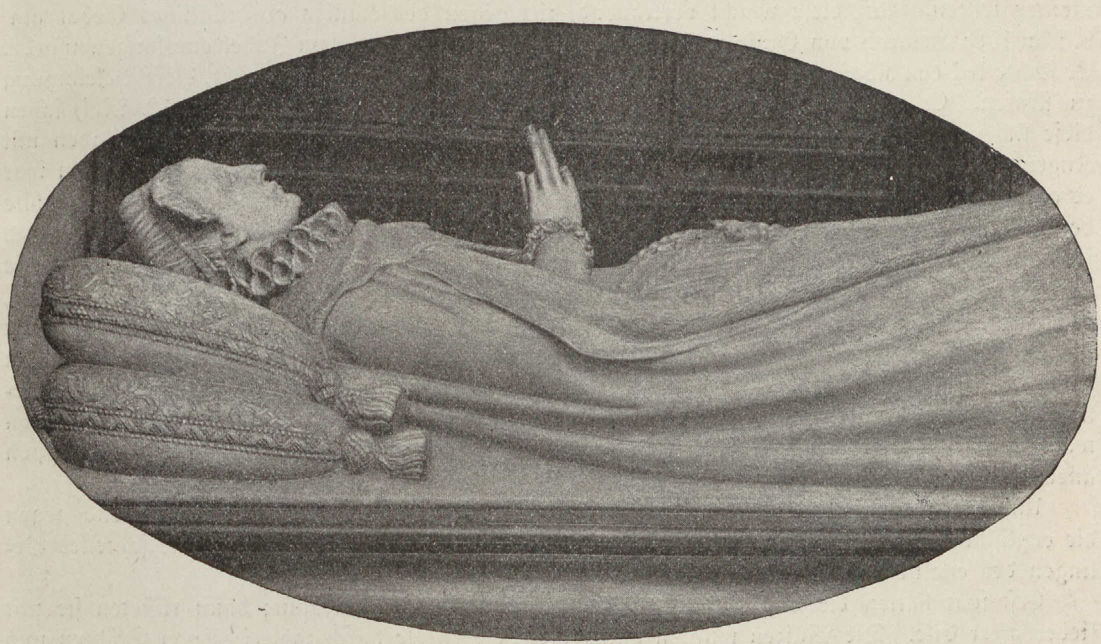
Gemälde eines unbekannten Meiſters.
Im Beſitz des Herzogs von Devonſhire.

Nur durch eigene Verdienſte und Anſtrengungen ſollten die noch ſtandhaften Provinzen ihre Freiheit behaupten. Sie fanden einen beſonnenen und ſtaatsmänniſch klugen Leiter in dem „Penſionär", das heißt rechtsgelehrten Sekretär der Stadt Rotterdam, Johann von Olden-Barneveld. Indes er vermochte die ſteten Fortſchritte Farneſes nicht zu verhindern, und die völlige Unterwerfung der freien Niederlande war nur noch eine Frage der Zeit, als die immer gigantiſcheren Pläne Philipps ſich auf das letzte Bollwerk der politiſchen und religiöſen Freiheit Europas, auf England richteten.

Solange die Guiſe noch den Willen und die Möglichkeit beſeſſen hatten, eine Gewinnung der britiſchen Inſeln für den Katholizismus zu ihrem eigenen, alſo einem franzöſiſchem Vorteil auszubeuten, hatte Philipp dieſen Plänen zwar ſchöne Worte gewidmet, aber nur geringe Unterſtützung geliehen. Sie waren ſämtlich mißlungen und hatten nur der unglücklichen Maria

Stuart eine härtere Haft unter der Aufſicht eines ehrbaren, aber mürriſch ſtrengen und die Katholiken bitter haſſenden Puritaners, Amyas Paulet, eingetragen. Allein ſeitdem die Guiſe ſeine untertänigen Werkzeuge geworden waren, dachte der katholiſche König ernſtlich an die Unterwerfung Englands, das ihm durch die Sendung Leiceſters in die Niederlande vollen Grund zu Feindſeligkeiten gegeben hatte.

So begünſtigte er die gefährlichſte aller Verſchwörungen gegen das Leben der engliſchen „Jeſabel"; ſie ging von Antony Babington aus und erfreute ſich der Unterſtützung katholiſcher Lords, der Guiſe und Parmas, der Schiffe und Truppen zum Einfall in England ſammelte, und auch Maria Stuarts. Aber der Polizeiminiſter Eliſabeths, Walſingham, war längſt von dem Unternehmen unterrichtet, und als es der Ausführung nahe war, nahm er die Verſchworenen gefangen, die ſämtlich zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden. Dann machte man Maria Stuart den Prozeß; ſie wurde, obwohl ſie als Souveränin einem engliſchen Tribunal nicht unterſtand, einſtimmig des Todes für ſchuldig erklärt. Das Parlament, das ganze Volk forderten die Ausführung des Spruches, die Beſeitigung der gefährlichſten Feindin des proteſtantiſchen Englands. In heuchleriſchſter Weiſe ordnete Eliſabeth die Hinrichtung an, um Mit- und Nachwelt über ihre Beteiligung bei dieſem rechtswidrigen Akte der Notwehr zu täuſchen. Das iſt ihr freilich vollkommen mißlungen und hat einen nur um ſo ſtärkeren Schatten auf ihr Andenken geworfen.



Grabdenkmal der Königin Maria Stuart in der Weſtminſter-Abtei zu London.

Der Tod Maria Stuarts auf dem Schaffot (8. Februar 1587) war im Grunde ein für die eifrig katholiſche Partei in Europa günſtiges Ereignis. Es ließ einen düſteren Schein auf die proteſtantiſche Sache fallen und ſteigerte die Leidenſchaft der katholiſchen Welt, die Maria als unſchuldige Märtyrerin verehrte. Zumal in Frankreich wurde der Haß gegen die Hugenotten immer wilder und richtete ſich auch gegen König Heinrich III., den man der Lauheit beſchuldigte. Der Sieg, den Heinrich von Navarra am 20. Oktober 1587 bei Coutras über die Liguiſten erfocht, blieb ohne dauernde Wirkung. Der ſpaniſche Geſandte in Paris, Mendoza, ſchürte ganz offen für das Unternehmen, den König in die Gewalt Heinrichs von Guiſe, des Hauptes der liguiſtiſch-ſpaniſchen Partei, zu bringen.

Der ganze katholiſche Weltbund in Weſteuropa war in fieberiſcher Bewegung. Nicht bloß Frankreich wollte er ſich unterwerfen, ſondern auch England und Schottland, wo Philipp II. die Erbſchaft der ermordeten Maria Stuart, deren junger Sohn ja dem Ketzertum verfallen war, an ſich zu nehmen gedachte. Vergebens rieten ihm ſeine Miniſter, ſein General Farneſe und ſein

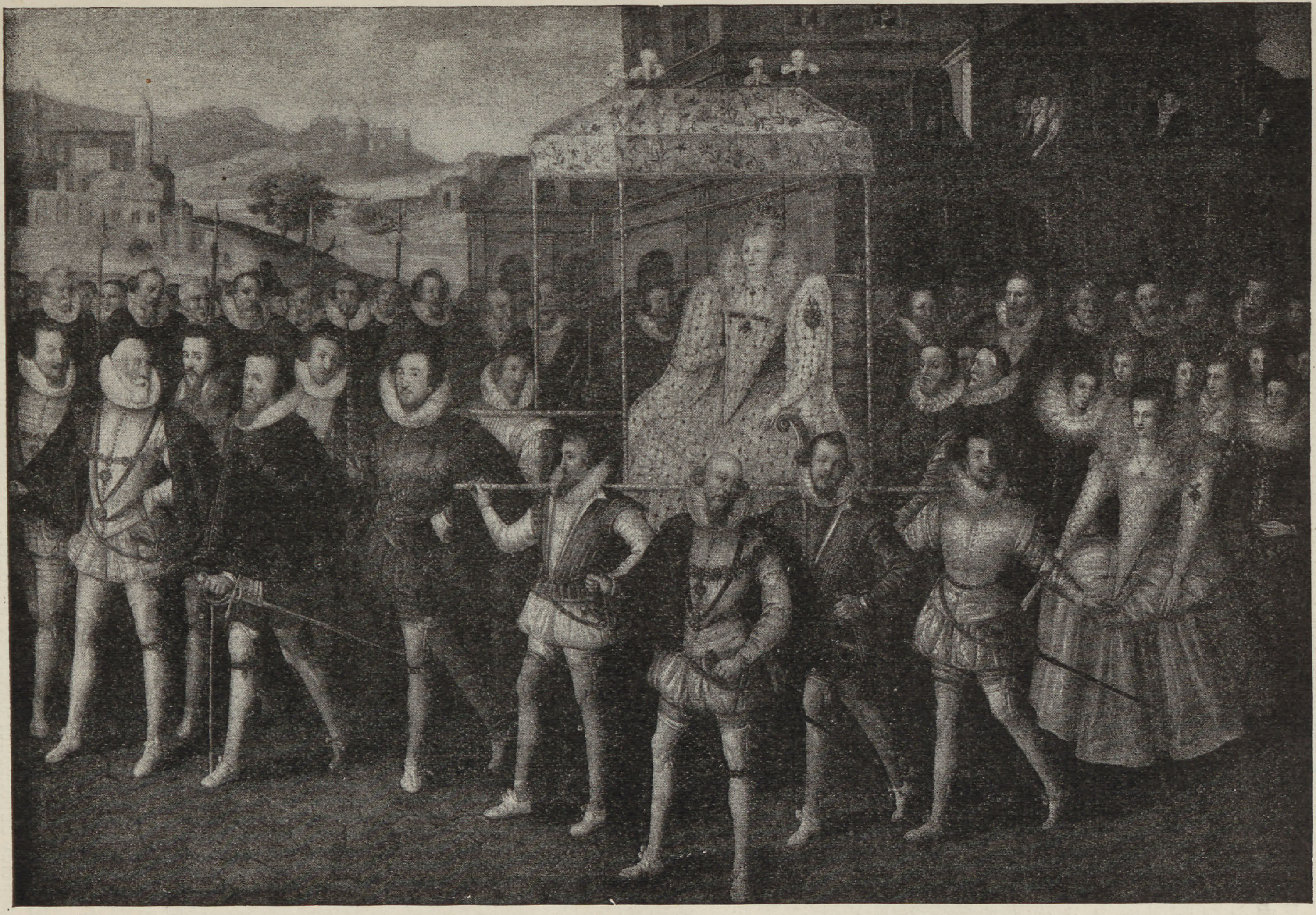
Admiral Santa-Cruz, der Sieger der Azoren, zunächſt die Eroberung der Niederlande, die auf ſo gutem Wege ſei, oder doch die der holländiſchen Küſtenſtädte zu vollenden. Der König blieb feſt bei ſeinem Plane auf England, deſſen Ausführung er mit dem größten Eifer betrieb, und von dem er die Erlangung der Weltherrſchaft für Spanien und für die Kirche erwartete. Waren doch Frankreich und Italien bereits dem ſpaniſchen Einfluſſe unterworfen, ſteuerte der früher ſo unabhängig geſinnte Papſt Sixtus V. beträchtlich für das engliſche Unternehmen bei, erhob ſich auch in Deutſchland immer mächtiger, von dem habsburgiſchen Kaiſertum begünſtigt, die Gegenreformation. Noch einen Zug, und der Ring war geſchloſſen. Für dieſen Zug war eine ſtolze Flotte von 130 großen Kriegsſchiffen, mit 2000 Freiwilligen, 20000 Soldaten, 10000 Matroſen, beſtimmt. An der flandriſchen Küſte ſollte dieſe „Armada" noch Transportfahrzeuge mit den 30000 Veteranen Farneſes aufnehmen. Wie hätte das kleine England einer ſolchen Macht widerſtehen können?

Inzwiſchen bereitete auch in Frankreich die Ligue den großen Schlag vor. Die ſechzehn Viertelmeiſter von Paris muſterten im geheimen 20000 bewaffnete Bürger, die ſie in fünf Regimenter teilten. Auf dieſe Macht vertrauend, ritt gegen des Königs ausdrückliches Gebot am 9. Mai 1588 Heinrich von Guiſe in Paris ein, wo er mit grenzenloſem Jubel empfangen wurde. Er ſuchte keck den König im Louvre auf — der klägliche Monarch wagte es nicht, dieſe Beleidigung zu ſtrafen. Er zog 4000 Schweizer in die Stadt; aber am „Barrikadentage" (12. Mai) ſahen dieſe ſich von der geſamten Bevölkerung eingeſchloſſen, von Fenſtern, Dächern, Barrikaden mit Kugeln und Steinen überſchüttet: ſie warfen die Waffen weg und baten um Gnade. Nun war es an Guiſe, den König gefangen zu nehmen und ſo unſchädlich zu machen. Aber auch ihm fehlte der Mut zu kühnem Wagnis, und damit erhielt Heinrich III. Zeit, aus Paris zu flüchten und ſeine Unabhängigkeit, vielleicht ſeine Krone zu retten. „Da das Geſchwür nicht geplatzt iſt, wie man es erwartete," ſchrieb Mendoza ſeinem Herrſcher, „bleiben die Dinge in einer ſo üblen Lage, daß es ſchwer ſein wird, ſie zu gutem Ende zu führen." Allein für den Augenblick ſchien ſolcher Peſſimismus nicht am Platze. Der feige Heinrich unterwarf ſich im „Unionsvertrage zu Rouen" (15. Juli 1588) völlig der Ligue, der er die wichtigſten Feſtungen des mittleren und nördlichen Frankreichs übergab und die Vertilgung der Ketzer verſprach; der Kardinal von Bourbon ward als Thronfolger, Heinrich von Guiſe als Oberbefehlshaber ſämtlicher königlicher Truppen anerkannt. Es war die Abdankung des Königs zugunſten ſeines gefährlichſten Gegners.

Und nun ſegelte am 22. Juli 1588 die „Unbeſiegbare Armada" verderbendrohend gegen die engliſche Küſte. Die ſpaniſchen Staatsleiter hofften auf ein ebenſo ſicheres wie ſchnelles Gelingen des engliſchen Unternehmens. Dann war die Weltherrſchaft fertig.

Erſt ſpät hatten die Engländer das ihnen drohende Unheil erkannt; dann rüſteten ſie mit fieberhafter Eile. Die Milizen wurden aufgeboten, die Flotte durch zahlreiche von Städten und Privatleuten ſchnellſtens armierte Fahrzeuge bis auf 197 verſtärkt. Die meiſten dieſer Schiffe waren klein, aber viel ſtärker mit Artillerie und Seeleuten beſetzt als die ſpaniſchen, und zwar mit den beſten, mutigſten und geſchickteſten Seeleuten der damaligen Zeit, die ihre Lehrzeit auf den Kaperſchiffen durchgemacht hatten und von den hervorragendſten Seehelden des Landes: Drake, Hawkins, Forbiſher, unter dem Oberbefehl des Großadmirals Lord Howard geführt wurden. Philipp dagegen hatte das Kommando ſeiner Flotte einem unfähigen Höfling, dem Herzoge von Medina-Sidonia, trotz ſeines Sträubens, aufgenötigt.

Der Kampf erwies ſich bald als ungleich. Die Engländer verſtanden es, den Spaniern den Wind abzugewinnen, griffen dann, nicht im Nahkampfe, den die an Soldaten ſtärkeren Spanier ſuchten, ſondern mit ihrem überlegenen Geſchützfeuer die einzelnen ſpaniſchen Fahrzeuge an, denen die anderen, unter dem Winde liegenden, keine Hilfe bringen konnten, und zerſtörten einige der größten. So geſchwächt, gelangte Medina-Sidonia nach Calais. Als hier Drake einige Brander gegen die ſpaniſche Flotte ſandte, geriet der unkundige kaſtiliſche Admiral in ſolche Beſorgnis, daß er die Ankertaue durchſchneiden und ſeine Schiffe in die offene See fahren ließ. Hier wurden ſie am 8. Auguſt bei Gravelingen von den Engländern angefallen. Ihre halbmondförmige Aufſtellung ward von Drake und Seymour auf den Flügeln bedrängt und nach der Mitte zuſammengetrieben. In dieſer Enge ſtießen die ſchweren, unlenkbaren ſpaniſchen Fahrzeuge unbehilflich aufeinander, eine ſichere Zielſcheibe für das überlegene Geſchütz der Engländer. In dieſer Seeſchlacht bei Gravelingen, in offener Schlacht, nicht durch Stürme wurde die Unbeſiegbare Armada



Königin Eliſabeth auf dem Wege zum Dankgottesdienſt nach dem Sieg über die ſpaniſche Armada. Stich im Britiſchen Muſeum.

überwunden — vielmehr herrſchte in jenen Tagen glänzendes und ruhiges Sommerwetter. Medina-Sidonia verlor abermals den Kopf und anſtatt, wie Parma und ſeine eigenen Kapitäne es anrieten, in den deutſchen Nordſeehäfen eine Zuflucht zu ſuchen, ließ er ſeine Flotte in der nördlichen Umfahrung der britiſchen Inſeln vor dem Feinde fliehen, um auf weitem und gefährlichem Wege nach Spanien zurückzukehren.

Ein furchtbarer Südſturm ſetzte ein, und ſo trieben, während die Engländer ſich in den nahen heimiſchen Häfen bargen, die ungefügen ſpaniſchen Koloſſe, beſchädigt, leck, ohne Piloten, an den feindſeligen Küſten Schottlands, Norwegens, Irlands hilflos umher. Die Armada ward ſo gut wie vernichtet, denn wenn auch fünfundſechzig Schiffe mit etwa zehntauſend Mann im September wieder nach Spanien gelangten, waren jene doch meiſt ſo beſchädigt, daß ſie nicht mehr gebraucht werden konnten. Zwanzigtauſend Menſchenleben ſowie etwa zwanzig Millionen Dukaten — nach heutigem Geldwerte über vierhundert Millionen Mark — waren umſonſt geopfert worden.

Aber noch mehr. Die Zerſtörung der Armada hatte auch den Zuſammenbruch von Philipps II. geſamtem politiſchen Syſtem zu bedeuten. Alles hatte er auf das Rieſenunternehmen gegen England geſetzt; da es mißlang, hatte er einen nicht mehr zu verwindenden Schlag erhalten. In jenen Auguſttagen des Jahres 1588 haben die engliſchen Seeleute die bürgerliche und religiöſe Freiheit ſowie die nationale Unabhängigkeit ihres eigenen Landes, der Niederlande, Frankreichs, ja der ganzen ziviliſierten Welt vor der erdrückenden weltlichen und geiſtlichen Zwingherrſchaft der ſpaniſchen Univerſalmonarchie gerettet.

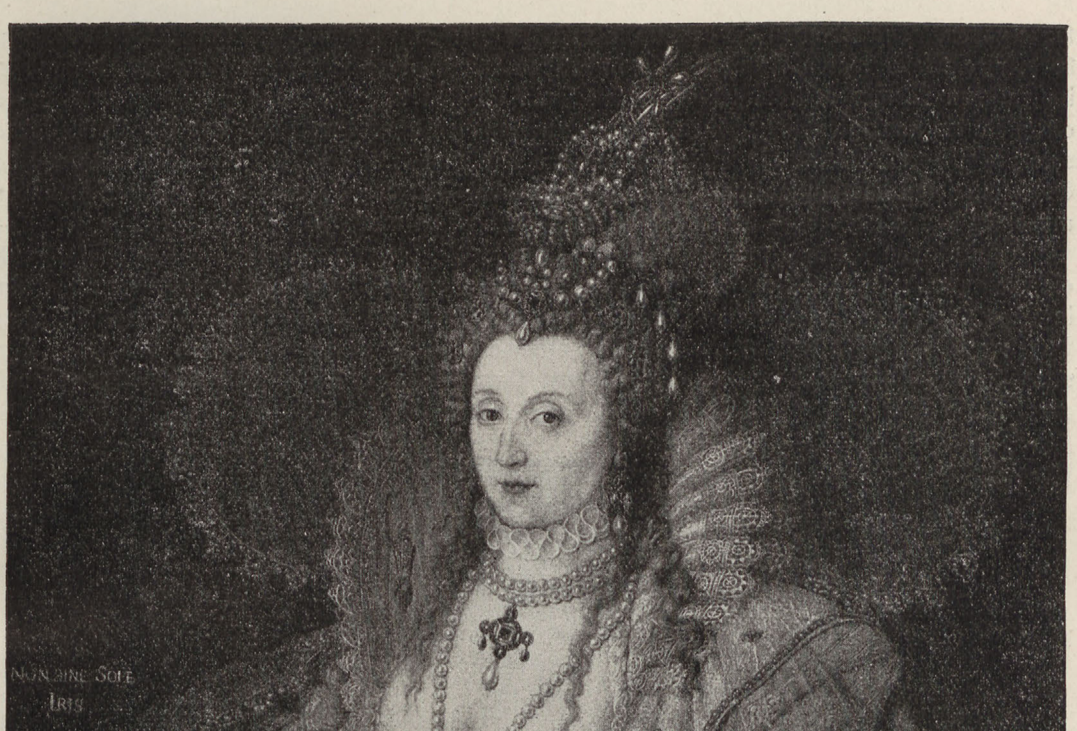
Alle Gegner Spaniens fühlten ſich nunmehr ermutigt, und England ſelber, das bisher nur verſteckte Feindſeligkeiten geübt hatte, trat in die Reihe der offenen und entſchloſſenen Feinde des katholiſchen Königs. Deſſen finanzielle und militäriſche Hilfsquellen aber waren durch die Armada für lange Zeit hinaus verbraucht. Weder die Millionen an Geld, noch die Tauſende von Veteranen, die in den britiſchen Meeren verſunken lagen, konnten wieder erſetzt werden. Mit der Blüte der ſpaniſchen Seemacht war es für immer vorbei. Gerade in dem Augenblick, wo der Einſiedler vom Escorial ſein rieſenhaftes Gebäude zu krönen gedachte, ſtürzte es vermöge ſeiner eigenen Schwere zuſammen.

In Frankreich wie in den Niederlanden erhoben ſich mit verſtärkter Zuverſicht die Widerſacher.

Heinrich III. berief die Generalſtände ſeines Reiches nach Blois ein, auf den Oktober 1588. Aber ſie ſtanden ganz unter dem Einfluſſe der Guiſe. Herzog Heinrich ſtrebte offen nach der Krone, und die Prediger in Paris forderten dazu auf, den Valois in ein Kloſter einzuſchließen und den katholiſchen Heros auf den Thron zu ſetzen. Der König hielt es da für ſein gutes Recht, ſich der Verräter zu entledigen. Am 23. Dezember 1588 ließ er Herzog Heinrich ſowie deſſen Bruder, den Kardinal von Guiſe, niederſtoßen, andere Mitglieder dieſer Familie und ſeine Hauptgegner unter den Ständemitgliedern gefangen ſetzen. Voll Schreck über dieſe Kataſtrophe, aus der ſie großes Unheil entſtehen ſah, ſtarb die greiſe Katharina von Medici (15. Januar 1589). Und ihre Ahnung hatte ſie nicht getäuſcht.

Ein allgemeiner Aufſtand der größeren Städte gegen den König war die Folge dieſer Gewalttat; die Führung erhielt des ermordeten Heinrich von Guiſe Bruder, der Herzog von Mayenne, freilich ein bequemer und mäßig begabter, ungeheuer dicker Herr. Heinrich III. mußte ſeine Zuflucht bei den bisher von ihm ſo eifrig bekämpften Hugenotten ſeines Schwagers Heinrich von Navarra ſuchen. Mit ihnen vereint, von dem loyalen Adel Frankreichs ſowie deutſchen und ſchweizeriſchen Reformierten unterſtützt, ſchlug er die Liguiſten bei Senlis und begann die Belagerung von Paris. Da wurde er am 31. Juli 1589 von dem fanatiſchen Dominikaner Jakob Clément mit einem Dolche tödlich verwundet; am 2. Auguſt ſtarb Heinrich III., der letzte der Valois, deren Familie in dreizehn Königen 261 Jahre lang Frankreich beherrſcht hatte. Furchtbar traf der Klerikalismus ſeine Gegner: nach Coligny und Wilhelm von Oranien war jetzt ein gekröntes Haupt durch Mord beſeitigt. Es ſollte nicht das letzte Opfer der fanatiſchen Meuchler ſein!

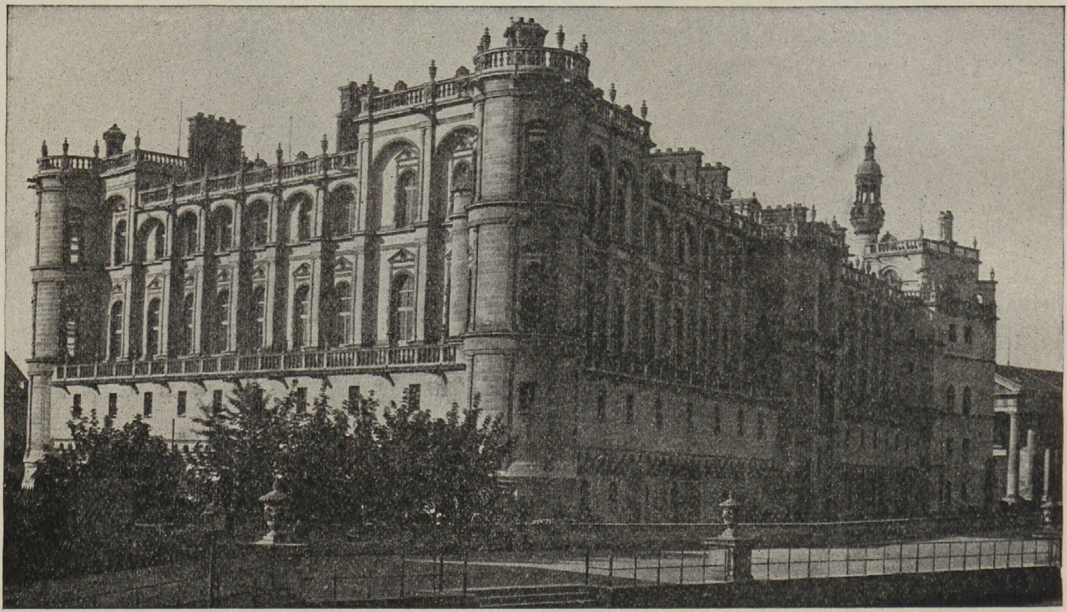
Die letzten Valois — die Söhne Heinrichs II. — haben immer als Muſter ſittlich verderbter und zugleich unheilvoller Herrſcher gegolten. Indes man hat meiſt vergeſſen, daß ihre Zeit eine Epoche hohen und glänzenden Aufſchwungs der Dichtung, Kunſt, Bildung, Geſchichtſchreibung geweſen iſt. Die Valois, ſeit Ludwig XII. und Franz I., nahmen ſelber an dieſem Aufſchwung regen Anteil, indem ſie Dichter und Gelehrte begünſtigten und den Künſtlern zahlreiche und große Auf-


NON SINE SOLE
IRIS

Königin Eliſabeth von England als Weisheit dargeſtellt.
Allegoriſches Gemälde von Zuchero in der Sammlung des Marquis von Salisbury in Hadfieldhouſe.

träge gaben. Sie erbauten die herrlichen Schlöſſer von St. Germain, Fontainebleau und Chambord, ihre Maler waren Franz Clouet und Jean Couſin, ihre Bildhauer die edlen, der großen italieniſchen Meiſter vollkommen würdigen Jean Goujon und Germain Pilon. Pierre Lescot errichtete die unvergleichlich ſchönen und reichen Faſſaden des Louvrehofes und das Hotel Carnavalet; Philibert Delorme die Tuilerien und das Grabmal Franz' I. So verklärt die Sonne der Schönheit ſelbſt das blutige und ſittenloſe Gewirr der Zeit der Valois. Sie war verſchwunden, um einer neuen Epoche — der der Bourbons — Platz zu machen.

Heinrich von Navarra war nunmehr als Heinrich IV. der rechtmäßige König von Frankreich: ein Mann von mittlerer Statur, ſchlank, muskulös, behende, geſtärkt durch unaufhörliche Abhärtung in Jagd und Krieg. Aus ſeinem gebräunten Antlitz glänzten kleine, aber durchdringende, blaue Augen zwiſchen ſtark hervortretenden Backenknochen. Eine ſcharfe Adlernaſe, das ſpitze Kinn von dichtem, braunem, frühzeitig ergrauendem Bart bedeckt: kein ſchönes Antlitz, aber geiſtvoll, energiſch, feſſelnd.



Schloß St. Germain bei Paris. Erbaut unter Heinrich IV. von Frankreich.

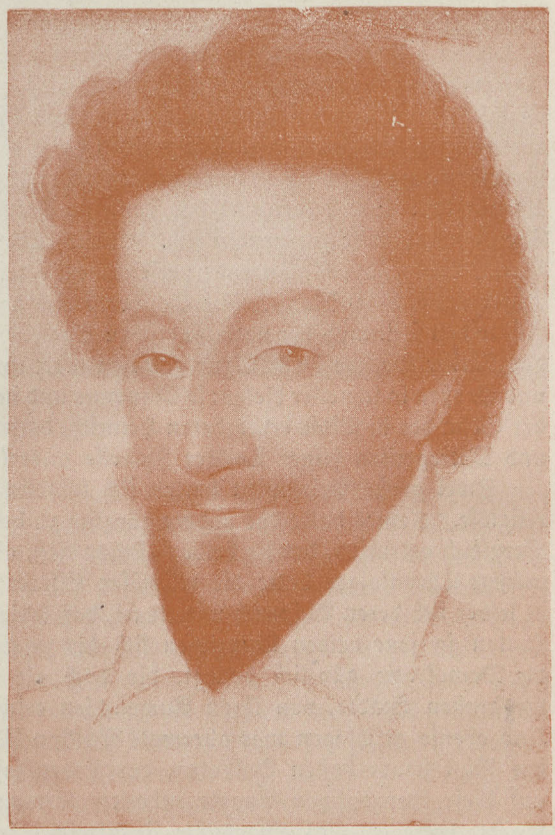
Nur ein Teil der „Politiker" ſchloß ſich dem ketzeriſchen Könige an. Der andere trat zu der Ligue über, die nunmehr den in Heinrichs Gefangenſchaft befindlichen Kardinal von Bourbon als Karl X. zum Könige ausrief. Er ſchien nur den Platz für Philipp II. bewahren zu ſollen, der, ebenſo wie der Papſt, die Ligue mit reichen Subſidien und außerdem mit einigen ſpaniſchen Regimentern unterſtützte. Heinrich mußte die Belagerung von Paris aufheben.

Die Ligue hing durchaus von dem katholiſchen Könige ab, der auch die einzelnen Führer des Adels durch Verſprechungen aller Art gewann. Sein Plan war, ſeine älteſte Tochter Iſabella nach dem ſchon im Mai 1590 wirklich erfolgenden Tode des Kardinals von Bourbon auf den franzöſiſchen Thron zu erheben. Dabei ließ er ſich ſofort die Bretagne, alſo eine alte franzöſiſche Provinz, überliefern. Dem Gemahl ſeiner jüngeren Tochter, dem Herzoge Karl Emanuel von Savoyen, half er zur Eroberung eines Teils der Provence. Zu allen dieſen vaterlandsfeindlichen Plänen bot die Ligue die Hand. Allerdings, es galt zunächſt Heinrich IV. niederzuwerfen.

Dieſer aber zeigte ſich den Liguiſten noch immer militäriſch überlegen; er ſchlug ſie bei Arques und zumal bei Ivry (14. März 1590) und begann von neuem die Belagerung der Hauptſtadt. Die Ligue wurde nur gerettet, indem Philipp II. ſeinen General Alexander Farneſe gegen deſſen Willen zwang, ſich abermals von der auf beſtem Wege befindlichen Unterwerfung der Niederlande ab- und, wie vor kurzem wider England, ſo nunmehr wider Frankreich zu wenden.

Dadurch wurde allerdings Heinrich IV. zweimal in ſeiner Siegeslaufbahn aufgehalten. Inzwiſchen ging aber der günſtige Zeitpunkt für die Spanier in den Niederlanden vorüber. Die chimäriſche Welteroberungspolitik Philipps II. hatte deſſen Kräfte derart überſpannt und zerſplittert, daß eben alle ſeine Pläne, einer durch den anderen, ſcheitern mußten.

Während Parma ſeine tapferen Scharen zum Entſatze von Rouen und Paris zu führen genötigt wurde, machte ſich der junge Moritz von Naſſau, des Oraniers Sohn, nachdem er ſich durch ſorgfältige mathematiſche und kriegswiſſenſchaftliche Studien vorbereitet hatte, mit ſchneller Entſchloſſenheit ihre Abweſenheit zunutzen, um von verluſtvoller Verteidigung zum erfolgreichen Angriff überzugehen. Ein echt niederländiſcher Charakter, äußerlich noch ſtiller als ſein Vater Wilhelm „der Schweiger", aber innen voll glühender Leidenſchaftlichkeit, die doch im Dienſte kühler und rückſichtsloſer Schlauheit ſtand, führte er den Krieg mit mathematiſch ſchlauer Berechnung und mit Hilfe einer damals beiſpielloſen Ingenieurkunſt. Er gewann binnen dreier Jahre die ganzen nördlichen Niederlande zurück, das arg zuſammengeſchmolzene Gebiet der Vereinigten Provinzen wieder verdoppelnd. Parma dagegen ſah durch die Schuld ſeines Oheims und Königs das Werk ſeines Lebens in Stücke gehen. Ein tragiſches Schickſal betraf dieſen vortrefflichen General und Staatsmann, wie alle hervorragenden Diener des unheilvollen Träumers Philipp. In dem franzöſiſchen Feldzuge von 1592 verwundet, von dem undankbaren Herrſcher, der es nicht verzeihen wollte, wenn man nicht das Unmögliche möglich machte, mit Abſetzung bedroht, zog er ſich krank und mißmutig nach den Bädern von Spa zurück, wo er am 3. Dezember 1592 geſtorben iſt. Einer der ſpaniſchen Generale in den Niederlanden nach dem anderen rieb ſich an der nicht zu löſenden Aufgabe auf.



König Heinrich IV. von Frankreich.
Nach einer Pière du Morſtier zugeſchriebenen Zeichnung in der Nationalbibliothek zu Paris.

Inzwiſchen verwendete Philipp jährlich vier Millionen Goldtaler auf die Kämpfe in Frankreich. Auch dieſe nahmen ſchließlich einen für ihn recht ungünſtigen Verlauf.

Mayenne, von ihm durchaus abhängig, hatte die Generalſtände des Reiches auf den Januar 1593 einberufen müſſen, damit dieſe Iſabella von Spanien als Königin erwählten. Dafür verſprach Philipp den franzöſiſchen Katholiken Geld und ein Heer. Allein die erſte Leidenſchaft war innerhalb des katholiſchen franzöſiſchen Volkes verraucht, und die Scham, von fremden Söldlingen anſtatt von dem angeſtammten Herrſcher regiert zu werden, die altererbte patriotiſche Geſinnung, der Haß gegen die Spanier kamen allerorten und nicht am wenigſten bei den leidenſchaftlichen, beweglichen Pariſern zum Durchbruch. Damals erſchien jenes Muſter einer politiſchen Spottſchrift, die „Menippeiſche Satire" auf Spanien und die Ligue, die dieſen in der öffentlichen Meinung mehr Schaden zufügte, als eine verlorene Schlacht. Wirklich zeigten die Stände ſich durchaus unluſtig zur Wahl der Infantin, und das Pariſer Parlament bedrohte alle, die bei ſolcher mitwirken würden, mit den Strafen des Hochverrats.

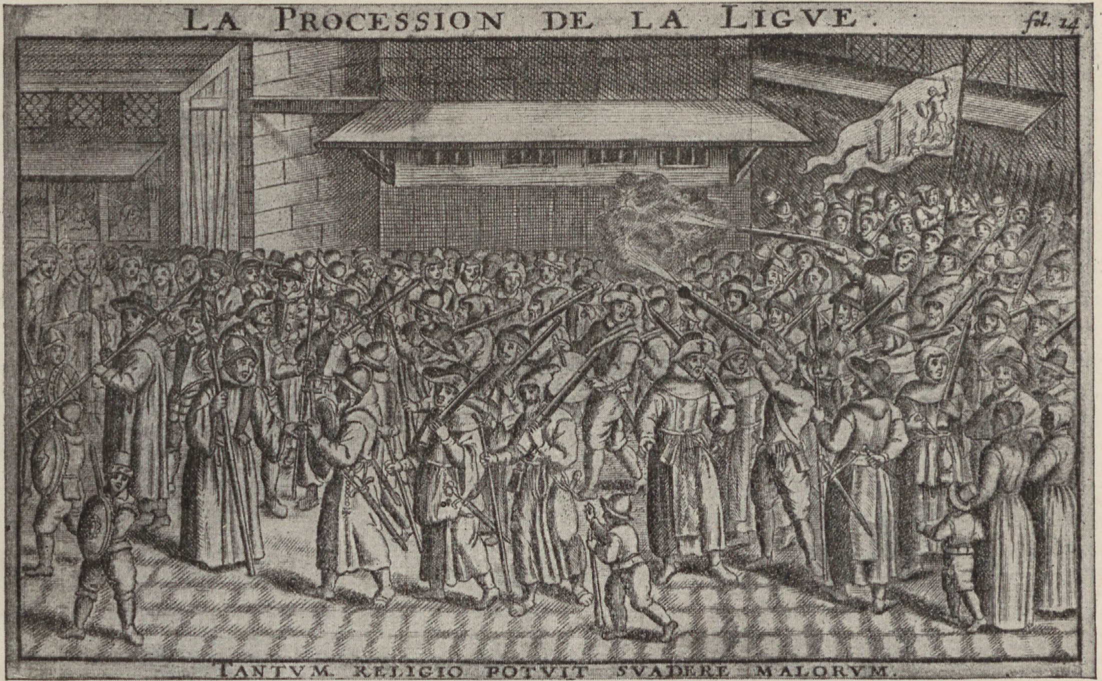
Heinrich IV. beſchloß, ſich dieſe günſtige Wendung zunutze zu machen.

Mitten unter den fanatiſchen Glaubenskämpfen, die damals ganz Europa umfaßten und zerfleiſchten, bildete ſich allmählich ein Kreis von Männern, die, teils aus religiöſer Gleichgültigkeit, teils aus wahrer Humanität, duldſamere und aufgeklärtere Überzeugungen zu hegen begannen. Es waren meiſt hervorragende Gelehrte, bedeutende Staatsmänner, ſogar Biſchöfe. Der unbefangenſte und indifferenteſte von ihnen, deren er möglichſt viele in ſeine Umgebung zu ziehen und unter ſeinen Schutz zu nehmen pflegte, war Heinrich IV. von Frankreich. Seine ſinnliche Natur, ſeine Freude an den derben Genüſſen des Lebens, ſein leichtes Herz, ſein ſpöttiſch ſarkaſtiſches Weſen entfremdeten ihn überhaupt der Religion. So war es mehr der Ehrenpunkt, die Abneigung gegen Heuchelei, die ihn bisher davon abgehalten hatten, den Wünſchen und Hoffnungen ſowie dem ſteten Drängen der großen Mehrheit der franzöſiſchen Katholiken durch förmlichen Übertritt zu ihrer Kirche zu entſprechen. Ein ehrenhafter Mann wird ſich immer ſcheuen, äußeren Vorteil durch eine feierliche Lüge zu erkaufen. Nunmehr aber, wo er nur zuzugreifen brauchte, um dem Vaterlande den Frieden zu bringen und ſeine eigene Krone zu ſichern, ſetzte er die perſönlichen Bedenken beiſeite und wagte, wie er ſelber ſagte, „den gefährlichen Sprung“. Nach der religiöſen Unterweiſung eines einzigen Vormittags ließ er ſich am 25. Juli 1593 in St. Denis von dem Erzbiſchof von Bourges in den Schoß der katholiſchen Kirche aufnehmen. Frankreich hatte wieder einen rechtgläubigen König. Die meiſten der bisherigen Anhänger der Ligue waren froh, nun einen Vorwand zum Anſchluß an den nationalen Herrſcher zu beſitzen. Von den 118 Biſchöfen erklärten ſich 100 für ihn. Der Süden und das Zentrum Frankreichs ſowie die Normandie unterwarfen ſich ihm. Die Generalſtände zerſtreuten ſich. Endlich überlieferte, am 24. März 1594, der Gouverneur von Paris, Briſſac, durch glänzende perſönliche Vorteile gewonnen, die Hauptſtadt, aus der die ſpaniſche Hilfstruppe, 3000 Mann, ohne Schwertſtreich abzog. Keine Strafe, geſchweige denn Hinrichtung trübte den Triumph der vaterländiſchen Sache. Nach der Einnahme von Paris, das ohne Zweifel das ſtärkſte Bollwerk der Ligue geweſen war, unterwarfen ſich die liguiſtiſchen Gegenden, Städte und Großen in ſchneller Folge; ſo Mayenne und im Dezember 1594 auch der junge Herzog von Guiſe, der Sohn des in Blois ermordeten Heinrich, derſelbe, den Philipp II. noch vor kurzem zum Gemahl und Mitregenten ſeiner Tochter Iſabella auserkoren hatte.

Zwei große Prinzipien hatten ſich feindlich gegenübergeſtanden: das monarchiſche und das religiöſe. Keines hatte das andere gänzlich zu beſiegen vermocht, und ſo hatten ſie ſchließlich einen Vergleich getroffen, der ſie beide beſtehen ließ, aber auch beide miteinander verſöhnte. Der rechtmäßige Thronfolger hatte die religiöſen Eiferer gezwungen, ihn anzuerkennen, aber nur indem er ſelber ſich deren Anſpruch unterwarf, daß lediglich ein Katholik König dieſes Landes ſein konnte. Hatten ſo jene beiden Prinzipien ſich bis zu einem gewiſſen Grade durchgeſetzt, war dagegen die Demokratie gänzlich beſiegt, die doch als ſo eng mit der Ligue verwachſen ſchien; ſelbſt die großen Städte, von ihren Auswüchſen erſchreckt, hatten ſie ohne Schwierigkeit aufgegeben. Und ebenſo geſchlagen war abermals Philipp II. Er hatte umſonſt ſeine Mühen und Umtriebe, das Blut ſeiner beſten Soldaten, das Leben ſeiner vorzüglichſten Generale, ungeheure Schätze auf dieſe franzöſiſchen Angelegenheiten verwandt. Indem er alles zu gleicher Zeit umfaſſen wollte, hatte er alles eingebüßt: Frankreich, die nördlichen Niederlande, England.

Denn mit dieſem erging es ihm nicht beſſer, als mit jenen. Ein vereintes engliſch-holländiſches Geſchwader unter dem Grafen Eſſex drang im Auguſt 1596 in den Hafen von Cadix ein, den weitaus wichtigſten Kriegshafen des Landes, nahm und verſenkte die ganze feindliche Flotte, die Philipps ſtarrer Eigenſinn unter dem Befehle des unfähigen Medina-Sidonia belaſſen hatte, plünderte die reiche Stadt und ſteckte ſie in Brand. Die Menge der gemachten Beute belief ſich auf zwanzig Millionen Dukaten, und noch viel mehr betrugen die unſchätzbaren Werte, die das Feuer zerſtört hatte. Ein ebenſo furchtbarer wie ſchmachvoller Schlag für das ſtolze Spanien!

Deſſen Niedergang ſprach ſich auch in der Tatſache aus, daß, ohne auf ſeinen Einſpruch zu achten, Papſt Clemens VIII. im September 1595 den Frieden der Kurie mit Heinrich IV. abſchloß, indem er ihn von dem päpſtlichen Banne freiſprach. Es war das um ſo bezeichnender, als Heinrich einige Monate vorher förmlich den Krieg an Spanien erklärt hatte. Der römiſche Hof war glücklich, ſich von der Herrſchaft des ſpaniſchen Monarchen befreien zu können. Hatte dieſer doch nicht nur den Anſpruch erhoben und durchgeführt, bei jeder neuen Papſtwahl dem heiligen Geiſt Gewalt anzutun durch ein Veto gegen jeden in Madrid nicht genehmen Kandidaten, ſondern auch beſtändig mit Ermahnungen, Schelten und Drohungen auf allen Entſchließungen des Pontifex gelaſtet. „Was Se. Majeſtät tut, geſchieht für den Dienſt Gottes und zum allge-


LA PROCESSION DE LA LIGVE.
fol. 24.
TANTVM RELIGIO POTVIT SVADERE MALORVM.

Prozeſſion der Liga. 1590. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stich.

meinen Beſten der Chriſtenheit und des katholiſchen Glaubens", war der Grundſatz der ſpaniſchen Diplomatie und der geſamten ſpaniſch-zelotiſchen Partei in Europa. Der ſpaniſche König, dem mehr als die Hälfte Italiens unmittelbar gehörte, war in weltlich- und kirchlich-politiſcher Beziehung dem Papſttum gegenüber einigermaßen in die Stellung der Kaiſer des 12. und 13. Jahrhunderts gerückt: wie dieſe auf die Länge regelmäßig, oft wider ihre urſprüngliche Abſicht, mit dem Papſt zerfallen mußten, weil die beiderſeitigen Anſprüche ſchließlich auf gemeinſamem Gebiete unverſöhnlich aufeinander trafen, ſo verhielt es ſich nun auch mit dem katholiſchen Könige. Der Papſt konnte weder deſſen erdrückendes Übergewicht an Landbeſitz in Italien, noch ſeine Anſprüche auf Beherrſchung der ſpaniſchen und der allgemeinen Kirche dulden. Wenn der Gegenſatz zwiſchen den Päpſten des 16. Jahrhunderts und den ſpaniſchen Monarchen nicht zu gleicher Schärfe gediehen iſt, wie einſt zwiſchen den Vorgängern jener und den deutſchen Kaiſern, ſo liegt das nur an dem Umſtande, daß jetzt beide Gewalten zuſammengehalten wurden durch einen gemeinſamen, höchſt gefährlichen Gegner, den Proteſtantismus.

Schließlich hatte alſo, wie Philipps weltliche, ſo auch ſeine Kirchenpolitik Schiffbruch gelitten. Während er die Kurie hatte beherrſchen, dann mit ihrer Hilfe Frankreich dem ſpaniſchen Einfluſſe dauernd hatte unterwerfen wollen, war jetzt von beiden das Gegenteil eingetreten.

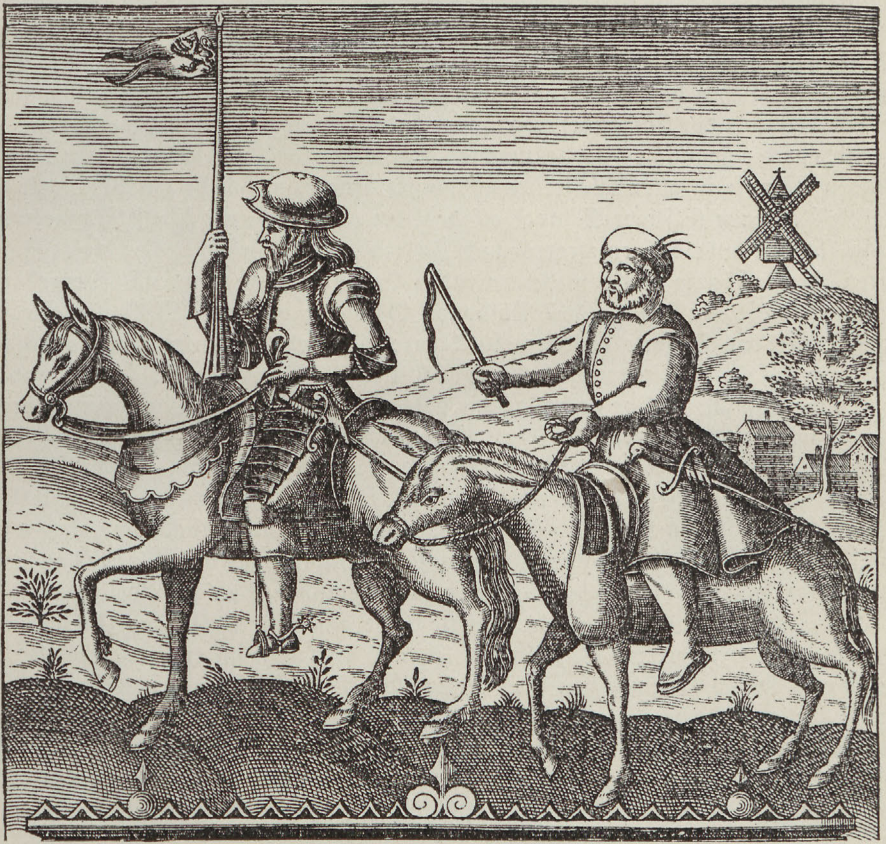
Der Vertreter dieſer allſeitigen Offenſivpolitik war lange Zeit hindurch der Kardinal Granvella geweſen, den Philipp 1579 nach Madrid berufen hatte, weil er den hochbegabten und energiſchen Staatsmann als den geeignetſten Miniſter zur Erwerbung Portugals, zur Einigung der Iberiſchen Halbinſel betrachtete. Er betraute ihn deshalb mit faſt unbegrenzter Gewalt. Wirklich haben ſeitdem die Gedanken Granvellas die ganze weitere Regierung Philipps beherrſcht; ſie waren es, die Spanien in den Kampf mit Frankreich und England verwickelt haben zu einer Zeit, wo es in den Niederlanden mit der ketzeriſchen Freiheitspartei ſchwer zu ringen hatte. Allein der tatſächliche Einfluß des Kardinals auf die laufenden Geſchäfte wurde bald durch die Feindſchaft der Kaſtilier gegen den Burgunder, ſowie durch das Mißtrauen Philipps gegen den überlegenen Geiſt und Charakter ſeines erſten Miniſters beſeitigt. Gebrochenen Herzens, wie ſo viele Diener dieſes Königs, iſt Granvella am 21. September 1586 geſtorben. Die Erfolge, die ſein Syſtem immerhin unter ſeiner geiſtvollen, tatkräftigen und durchgreifenden Leitung hätte erlangen können, wurden unmöglich bei der Langſamkeit, Unſicherheit und Läſſigkeit, die, trotz aller großen Pläne, den Grundzug von Philipps Charakter bildeten. Man kann nicht eine Welt erobern mit zerrütteten Finanzen, faulen und unehrlichen Beamten, hungernden und nackten Soldaten, ſchlecht ausgerüſteten Schiffen. Man ſetzt ſich bei ſolchen Entwürfen den ſchlimmſten Niederlagen aus, wenn man mit jedem Entſchluß zu ſpät kommt, nie Dinge und Menſchen ſelber beobachtet, aus kleinlichen Erwägungen nie den rechten Mann an den rechten Platz ſtellt.

Nach dem Tode Granvellas waren alle Miniſter Philipps nur intelligente und gewandte Bureauchefs, der König Alleinherrſcher im vollen Sinne des Wortes, freilich unter dem unbewußten, poſthumen Einfluſſe jenes Staatsmannes. In alles miſchte ſich der König, aber immer nur ſchriftlich — zu ſehen bekamen ihn lediglich einige Vertraute. Jeder Entſchluß ſtand unendlich lange aus. Gerade das Wichtigſte wurde am weiteſten aufgeſchoben, von der Fülle leichter zu erledigender Einzelheiten erdrückt. Und doch gönnte ſich Philipp in ſeinem Alter kein Vergnügen, keine Erholung, er lebte nur in dem kleinen Gemache, das er ſich an die Kirche des Escorial, dicht bei dem Hochaltar hatte anbauen laſſen; öffnete er die Holzläden, ſo erblickte er den Prieſter, der die Meſſe las. Auf der anderen Seite befand ſich ein ſehr ſparſam eingerichtetes Audienzzimmer — das war vierzehn Jahre lang die Wohnung des mächtigſten Königs der Erde. Übrigens war Philipp ein überaus zärtlicher Vater ſeiner beiden Töchter Iſabella und Katharina, ein liebender Bruder ſeiner Schweſter, der Kaiſerin-Witwe Maria, ja ein allzu nachſichtiger Herr ſeiner perſönlichen Diener, die eben zu tief unter ſeiner königlichen Perſon ſtanden. Die merkwürdigſten Gegenſätze waren in dieſem finſter grübelnden, träumeriſchen Geiſte vereint.

Die Niederlagen und Verluſte im letzten Jahrzehnt ſeiner Regierung beraubten ihn ſogar bei den Kaſtiliern, die ihn früher als Perſonifikation ihres Stammes bewundert hatten, der Volkstümlichkeit; den anderen Völkern des ſpaniſchen Reiches war er längſt verhaßt.

Und doch blühte zur Zeit dieſes für Spanien ſo verhängnisvollen Herrſchers die Kunſt auf der Iberiſchen Halbinſel in vorher unbekanntem Glanze auf, gewiſſermaßen das Erzeugnis des früheren, kräftig ſproſſenden Geſchlechtes. Alonſo Berruguete (1480—1561), wie ſein Vorbild Michelangelo, deſſen Schöpfungen er in Florenz und Rom ſtudiert hatte, zugleich Bildhauer, Architekt und Maler, bildete in allen drei Künſten Werke, die an Großartigkeit der Auffaſſung, genauer Kenntnis der Natur, Schwung und Wirkung in der Ausführung des genialen Meiſters wohl würdig ſind. Die klaſſiſche Form der italieniſchen Renaiſſance erfüllte ſich aber bei dem frommen Spanier mit einem glühend chriſtlichen Geiſte, der dem Italiener der erſten Hälfte des Cinquecento fern liegt, und der die nationale Beſonderheit der iberiſchen Kunſt jener Zeit ausmacht. Berruguetes Nebenbuhler, Kaſpar Becerra (1520—1570), wie dieſer an dem Studium der italieniſchen Kunſt gebildet, wurde Hofbildhauer und Hofmaler Philipps II. Mit einer beſonderen Hinneigung zu genauer Nachahmung der natürlichen Formen verband auch er die Begeiſterung für das chriſtliche Ideal, das dem Spanier eingeboren war. Knüpften dieſe vielſeitigen Künſtler mehr an Michelangelo an, ſo andere an Raffael, wie Luis de Vargas in Sevilla und beſonders der durch innige, anmutige Auffaſſung und ſtreng klaſſiſche Zeichnung hervorragende Maler Vicente Joanez von Valencia (1523—1579). Es war ein richtiges Verſtändnis, wenn die beiden hervorragenden Porträtmaler Philipps II., Alonſo Coello und Juan Navarrete, ſich mehr den Venezianern anſchloſſen. Zumal Navarrete, der auch in ſeinen religiöſen Bildern das glänzende Kolorit Tizians nachahmte, hat auf die weitere techniſche Entwicklung der ſpaniſchen Malerei einen bedeutenden Einfluß geübt.

Stand die ſpaniſche Kunſt, obwohl ſie ſich ſofort eigenartig national entwickelte, noch unter dem Einfluſſe der Italiener, ſo wurden in der Literatur die Spanier unter dieſer Regierung das herrſchende Volk Europas, in ähnlicher, wenn auch nicht ſo umfaſſender Weiſe, wie ein Jahrhundert ſpäter die Franzoſen. Die friſchen Anregungen, die die Geiſter in der freieren, erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts erfahren, hatten das Genie des Volkes befruchtet — nicht der eiſerne Despotismus Philipps II. Altklaſſiſche und italieniſche Muſter, die zierlichen Versmaße der italieniſchen Renaiſſancedichter fanden in Spanien Nachahmung. Aber wie die ſpaniſche Kunſt, ſo wandelte auch die ſpaniſche Dichtung die fremden Vorbilder ſofort in eigenartiger, volkstümlicher Weiſe um; das bewirkte die nationale Kraft und Selbſtändigkeit des damaligen ſpaniſchen Weſens. Eine Fülle hervorragender Dichter iſt ihm damals entſproſſen. Die beſcheidene und natürliche Größe der Oden Luis Ponce de Leons, die kräftige Satire Diego de Mendozas, die glänzenden und harmoniſchen Hymnen Fernando de Herreras, die ſüßen Idyllen Francisco de Figueras, das unregelmäßige aber beredte und effektvolle Epos „Araucania“ des Alonſo de Ercilla, der edle und meiſterhafte Schäferroman „Diana“ des Montemayor, die genialen Schöpfungen Cervantes', die bei aller univerſalen Bedeutung doch gänzlich in dem ſpaniſchen Volksleben ſeiner Zeit wurzelten, die originellen Dramen Juan de la Cuevas, endlich die unbeſchreiblichen epiſchen, didaktiſchen, tragiſchen und komiſchen Werke des „Phönix der Geiſter“, des „Monſtrums von Begabung“, Lope de Vega — alle dieſe mannigfachen, zum Teil vorzüglichen, ſämtlich aber hervorragenden und originellen Produktionen erhoben in kurzer Friſt die ſpaniſche Literatur zum Range einer wahren Weltliteratur. Sie wurde zumal von den Franzoſen noch zwei Jahrhunderte hindurch vielfach nachgeahmt. Aus den befruchtenden Wirkungen der alten Volksepen ging beſonders das ſpaniſche Drama hervor, der vollkommenſte und unmittelbarſte Ausdruck der Empfindungen, Anſchauungen und Tendenzen der Nation. Hier zeigen ſich ihre heldenhafte Tapferkeit, die Strenge ihres ritterlichen Ehrgefühls, ihre ſchwärmeriſche religiöſe Begeiſterung; hier auch ihr unbezähmbarer Ehrgeiz, ihre lüſterne und grauſame Wildheit, ihre Freude an Hinterliſt und Intrige. Zahllos ſind die dramatiſchen Dichter jener Zeit auf der Pyrenäenhalbinſel. Aber keiner erreicht an Fruchtbarkeit, Mannigfaltigkeit, Gewandtheit, Flüſſigkeit und Wohllaut der Sprache den Lope de Vega, deſſen fünfzehnhundert „Komödien“ doch ſämtlich aus der treuen Wiedergabe der Sitte, Denkungsart und Charaktereigentümlichkeit ſeines Volkes hervorgegangen ſind. — Auch in der Geſchichtſchreibung leiſteten Spanier Klaſſiſches, wie Diego de Mendoza und der berühmte Jeſuit Mariana. Patriotiſches Hochgefühl, Glaubensinbrunſt, ritterliche Kühnheit erfüllten die Bruſt dieſer Dichter und Schriftſteller, deren meiſte dem Staate und dem Könige mit der Feder oder auch dem Degen in allen Weltteilen dienten.



Don Quijote und Sancho Panſa. Titelkupfer aus einer der erſten Cervantes-Ausgaben.

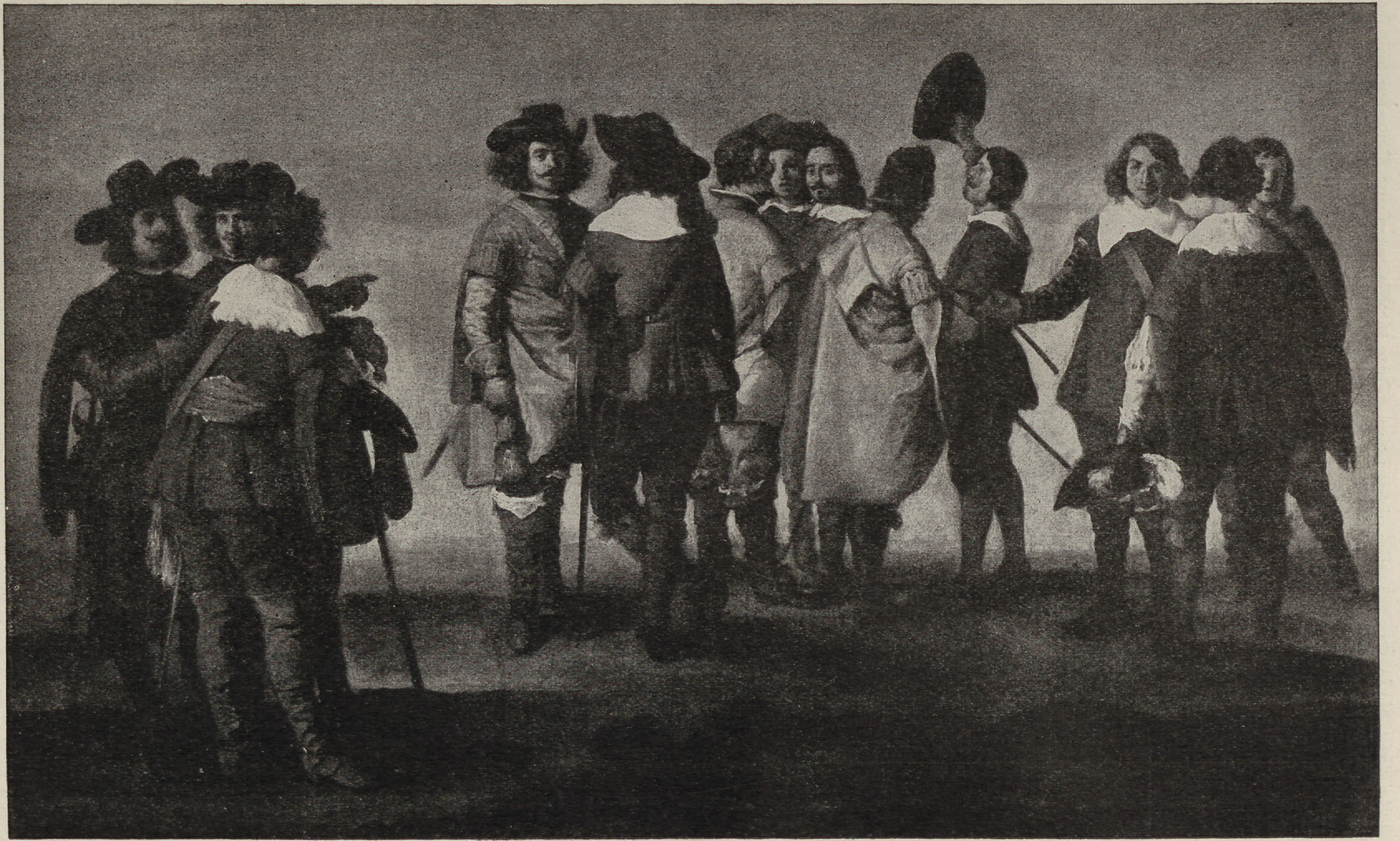
Aber weder Philoſophie noch Politik durften von ſpaniſchen Schriftſtellern ungeſtraft behandelt werden. Inquiſition und königliche Haftbefehle verhinderten jede freie Ausſprache. So wurde die ungehemmte und allſeitige Entwicklung der Literatur gewaltſam verhindert, und die unvermeidliche Folge war, daß ſie bald in Unnatur und falſchem Pomp erſtickte.

Noch deutlicher tritt ſchon unter Philipp II. der Verfall auf dem Gebiete des Militärweſens und des Volkslebens hervor; freilich nicht als ausſchließliche Schuld dieſer Zeit, ſondern als Folgen der Richtungen und Antriebe, die der ſpaniſchen Nation ſchon ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts innewohnen. Das Heer, auf dem Papier 200 000 Mann ſtark, allein über ausgedehnte Länder und in zahlreichen Feſtungen zerſtreut, erforderte eine jährliche Ausgabe von 15 Millionen Goldtalern oder, nach heutigem Geldwerte, 400 Millionen Mark. Eine ſolche Summe vermochten die ſpaniſchen Finanzen für dieſen Zweck nicht mehr aufzubringen. Die ſchlecht gezahlten, ernährten und bekleideten Soldaten gewöhnten ſich an Ungehorſam, Raub und Stehlen und waren weniger wert als ihre Vorgänger dreißig Jahre früher. Noch ſchlimmer ſtand es um die Flotte, die in wiederholten Unglücksfällen ihre beſten Offiziere und Seeleute verloren hatte und ſo ein faſt hilfloſes Opfer der Winde ſowie der Engländer, Holländer und Barbaresken wurde, die alle auf ſämtlichen Meeren Jagd auf die ſpaniſche Flagge machten. Überall fand ſie Feinde, nirgends Freunde.

Die ſteten Kämpfe in allen Weltteilen erſchöpften mehr und mehr die Volkskraft Spaniens. Wer ſollte die Tauſende kräftiger Männer erſetzen, die alljährlich, meiſt auf Nimmerwiederſehen, die Halbinſel für den auswärtigen Heeres- und Flottendienſt verließen? Wer die zahlloſen Millionen Dukaten, die beſtändig aus dem verarmenden Lande gezogen wurden? Vergebens ſandten ihm Weſtindien und Peru alljährlich 7 Millionen Goldtaler oder 187 Millionen Mark heutigen Geldwertes; vergebens ſteigerte es durch furchtbare Auspreſſung ſeiner Untertanen ſeine jährlichen Einkünfte auf 24 Millionen Dukaten (gleich 480 Millionen Mark): das zerrann alles wie Waſſer im Sande. Mußte Philipp doch für ſeine ſtets erneuten Anleihen Wucherzinſen bezahlen. Er half ſich durch wiederholten Staatsbankerott, indem er 1575 und 1596 den Zinsfuß der Staatsanleihen eigenmächtig auf faſt die Hälfte herabſetzte. Trotz dieſer wenig rühmlichen Mittel, dem bedürftigen öffentlichen Schatze aufzuhelfen, hinterließ er ſeinem Nachfolger noch 100 Millionen Dukaten (gleich 2 Milliarden Mark) an Schulden. Dafür waren ſämtliche Einnahmen im voraus verpfändet, bis auf ärmliche 4 Millionen Dukaten jährlich, und zwar meiſt an Ausländer, Deutſche und Italiener, ſo daß faſt die ganzen Abgaben der ſpaniſchen Reiche in die Fremde abfloſſen. Von den 260 Millionen Dukaten an Edelmetallen, die aus Amerika in den Jahren 1531—1594 nach Spanien gekommen, waren alle, bis auf 65, aus dem erſchöpften Lande wieder herausgegangen, nachdem ſie im Durchfließen die Preiſe aller Bedürfniſſe mehr als verdoppelt hatten. Hauptſächlich die großen Genueſer Geldmeſſen bildeten den Kanal, durch den das amerikaniſche Edelmetall für die Bedürfniſſe des ſpaniſchen Staates in das Ausland geleitet wurde. Nur dieſe Meſſen mit ihren bewunderungswürdigen Krediteinrichtungen ermöglichten es Philipp II. und ſeinen nächſten Nachfolgern, noch aktive Politik im großen Stile zu treiben, als ihnen die erlahmenden Kräfte Spaniens die Mittel dazu eigentlich ſchon verſagten.

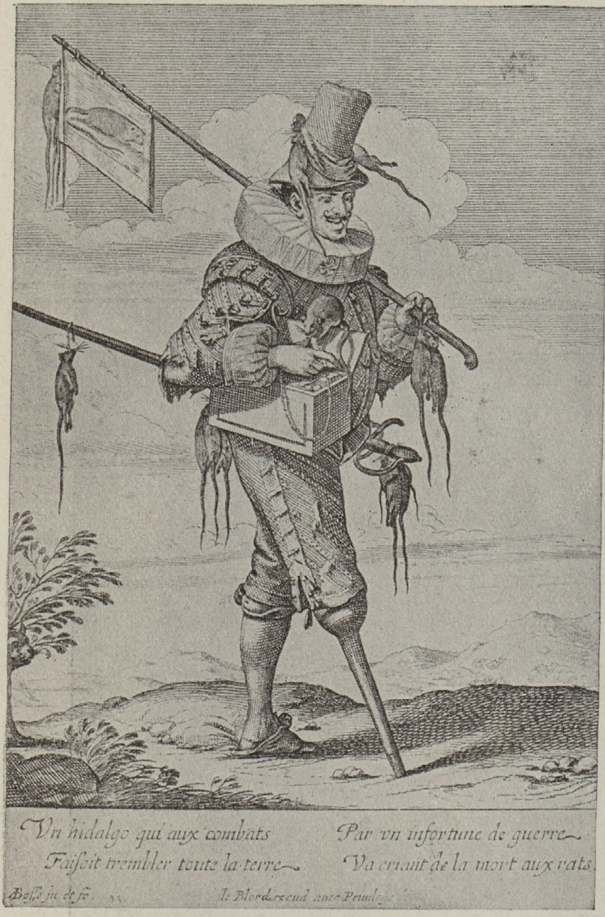
Das Verbot der Ausfuhr von Edelmetall ſowie mannigfache Erſchwerungen der Ausfuhr von Waren nach den Kolonien verwirrten noch die ſpaniſche Volkswirtſchaft. Das Zuſtrömen der Edelmetalle aus Amerika, die verkehrte ökonomiſche Geſetzgebung und die unerſchwingliche Laſt der Abgaben, die auf den Handel ſelbſt gelegt wurden, verbunden mit der Abnahme der Bevölkerung und dem Mangel an tüchtigen Arbeitern, erhöhten die Preiſe der Rohſtoffe und der Handarbeit derart, daß den ſpaniſchen Fabrikanten die Konkurrenz mit dem Auslande unmöglich wurde. Es war eine natürliche Folge der Arbeitsloſigkeit und Verarmung, daß die Bevölkerungsziffer reißend abnahm.

Die einſeitige Richtung der Nation auf den Krieg ſowie auf die Entdeckung und Eroberung der überſeeiſchen Länder hatten dem ganzen Volke ein unruhiges, abenteuerndes, arbeitsſcheues Weſen eingeflößt. Man ſchämte ſich der ſtetigen ſtillen Arbeit gegenüber dem glänzenden und ſchnellen Gewinn, den der plündernde Soldat oder der die Indianer ausbeutende Koloniſt einheimſten. Jeder, der ein Einkommen von einigen hundert Dukaten beſaß, ſuchte Edelmann — Hidalgo — zu werden; es gab 200 000 Hidalgos nebſt ihren Angehörigen, der fünfzehnte bis ſechzehnte Teil der Nation, die ſich durch Arbeit entehrt geglaubt hätten. Ebenſo lebten in Spanien



Spanier in Herrentracht. Nach einem „Die Unterhaltung“ genannten Gemälde des Velasquez im Louvre Paris.

200 000 Geiſtliche, die ſelbſtverſtändlich nichts taten. Dazu die Soldaten und Beamten, mit Frauen und Kindern wieder mehr als 300 000 Menſchen. Endlich die zahlloſen arbeitsſcheuen Bettler, die zum Teil ganz wohlhabend waren. Eine und eine halbe Million Menſchen unter acht lebten ausſchließlich von der Arbeit der anderen, die durch die mannigfachen Feſttage auch während eines vollen Drittels der Jahres der Trägheit überliefert waren. So lagen die Felder wüſt, erlahmte die Fabrikation; die Italiener betrieben den Geldverkehr und den Reſt der Induſtrie, der Handel zu Lande befand ſich in den Händen der Franzoſen, der zur See in denen der Engländer und Holländer. Bis auf Amerika und Aſien erſtreckten ſich die unheilvollen Folgen des Kampfes der Spanier gegen die Reformation. Die ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonien wurden da zur leichten und reichen Beute für die unerſchrockenen holländiſchen und ſeeländiſchen Schiffer. So wurde den Niederländern der Streit mit Spanien zu einer Quelle des Wohlſtandes und der Blüte. Die Engländer nahmen an der Ausplünderung der ſpaniſchen Kolonien einen wohlbemeſſenen Anteil.


Vn hidalgo qui aux combats
Faiſoit trembler toute la terre
Par vn infortune de guerre
Va criant de la mort aux rats
Boſſe in. et fe.
Le Blond excud. auec Priuilege

Karikatur auf den ſpaniſchen Edelmann (Hidalgo).

Nach einem Kupferſtich von A. Boſſe.

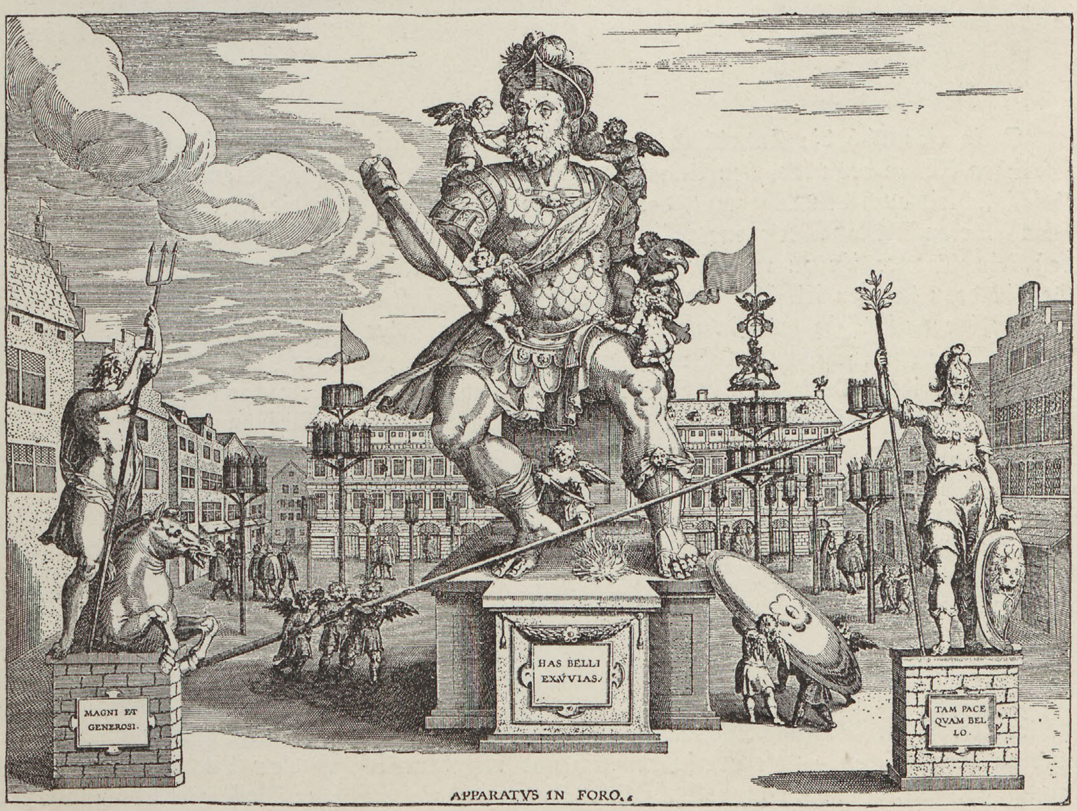
Philipp konnte endlich ſeine Augen nicht vor der Tatſache verſchließen, daß ſeine Regierung zum Unheil für ſein Reich und Volk geworden war. Eine unbezwingliche Traurigkeit bemächtigte ſich ſeiner, die durch quälende Gicht, Entzündungen und Geſchwüre noch geſteigert wurde, ſowie durch das Bewußtſein, daß ſein einziger überlebender Sohn, Philipp, von Natur und infolge der ihn abſichtlich demütigenden und einſchränkenden Erziehung, zu jeder geiſtigen Anſtrengung und charaktervollen Betätigung unfähig ſei. Auch bei ſeinen Söhnen führte Philipps Syſtem zur Verelendung. Deshalb machte der König, als er ſein Ende herannahen fühlte, um jeden Preis mit ſeinem gefährlichſten Gegner, Heinrich IV., Frieden. Der Vertrag zu Vervins — ein Gegenſtück zu dem von Cateau-Cambréſis von 1558 — gab alle ſpaniſchen Eroberungen, darunter ſechs wichtige nordfranzöſiſche Feſtungen, an Frankreich zurück (2. Mai 1598). Um nur ſeinem ſchwachen Nachfolger die Herrſchaft über das entkräftete Reich in Ruhe und Frieden zu übergeben, hatte Philipp auch auf die wenigen Vorteile verzichtet, die der ungeheure fünfzehnjährige Aufwand ſpaniſchen Blutes und Geldes in Frankreich ihm eingebracht hatte.

Damit er ſeinen Sohn weiter entlaſte, übertrug Philipp die ſchwere und verantwortungsreiche Regierung der Niederlande ſeinem Lieblingskinde, der älteren Tochter Iſabella, die er dem Erzherzog Albert, einem jüngeren Sohne Kaiſer Rudolfs II., vermählte. Freilich war Albert, früher Erzbiſchof von Toledo und Kardinal, ein zwar konfeſſionell und ſittlich tadelloſer, aber beſchränkter, gutmütiger, unbedeutender Herr, ſeiner ſchwierigen Aufgabe in keiner Weiſe gewachſen.

Unter furchtbaren Leiden, die ſchlimmer waren als die ja auf ſein Geheiß an den Schlachtopfern des politiſchen und Glaubenshaſſes geübten Martern, endete Philipp im Kloſter Escorial ſein Leben, in dem ihm eigenen, ſtoiſchen und paſſiven Mut und einer gottergebenen Frömmigkeit, die einem Heiligen Ehre gemacht haben würde. Am 13. September 1598 ſtarb er im Alter von 71 Jahren, von denen er 43 als Souverän die Regierung geführt hatte.

Er hatte mit ungeheuerlicher Naivität es als das unbeſtreitbare Recht des Königs von Spanien betrachtet, die ganze Welt als untertänig zu behandeln. Jeder war in ſeinen Augen ein Verbrecher geweſen — vom ärmſten ſeiner Untertanen bis zu den anderen Königen, ja bis zum Papſt hinauf — der es gewagt, ſich dieſen ſeinen gottgewollten Anſprüchen zu widerſetzen. Verurteilung, Dolch und Gift waren ſolchen Frevlern gegenüber unbedenklich anzuwendende Mittel. Philipp war hierin nur die Verkörperung des kaſtiliſchen Geiſtes, der die rotgelbe Flagge berufen wähnte, neben dem Kreuzesbanner die ganze Erde zu überſchatten.

Die Beſtrebungen Philipps aber waren dennoch nicht in dem Maße geſcheitert, wie man das häufig annimmt. Auf kirchlichem Gebiete war es ihm gelungen, in Italien und in Spanien die Ketzerei gründlich zu zerſtören. Wenn in Deutſchland und Polen die Gegenreformation täglich Fortſchritte machte, ſo war dies zum großen Teile eine Wirkung des Beiſpiels, der Ratſchläge und der direkten Unterſtützung und Förderung von ſeiten Philipps II. Er gab in der ſüdlichen Hälfte der Niederlande dem katholiſchen Glauben, der dort bereits auf das äußerſte bedroht war, die Alleinherrſchaft zurück. Er hat Heinrich IV. von Frankreich gezwungen, Paris und ſeine Herrſchaft überhaupt durch eine Meſſe zu erkaufen, und damit den Katholizismus als Religion des franzöſiſchen Staates erhalten. Kurz, der erfolgreiche Widerſtand der römiſchen Kirche gegen den kühn vorſtrebenden Calvinismus iſt vor allem dem Einſiedler des Escorial zu danken. Freilich, die Siege der Gegenreformation, die ihm zuzuſchreiben ſind, bedeuten ebenſo viele politiſche Niederlagen für ſeinen Staat. Sie ſind allzu teuer mit der Erſchöpfung und dem Ruin Spaniens erkauft, das durch ſie ſeit der Regierung Philipps II. in unaufhaltſamen Verfall geraten iſt. Gegen die ſinkende Macht dieſes Reiches erhoben ſich immer glänzender ſeine Widerſacher und Nebenbuhler: Frankreich und England.


MAGNI ET GENEROSI.
HAS BELLI EXVVIAS.
TAM PACE QVAM BELLO.
APPARATVS IN FORO.

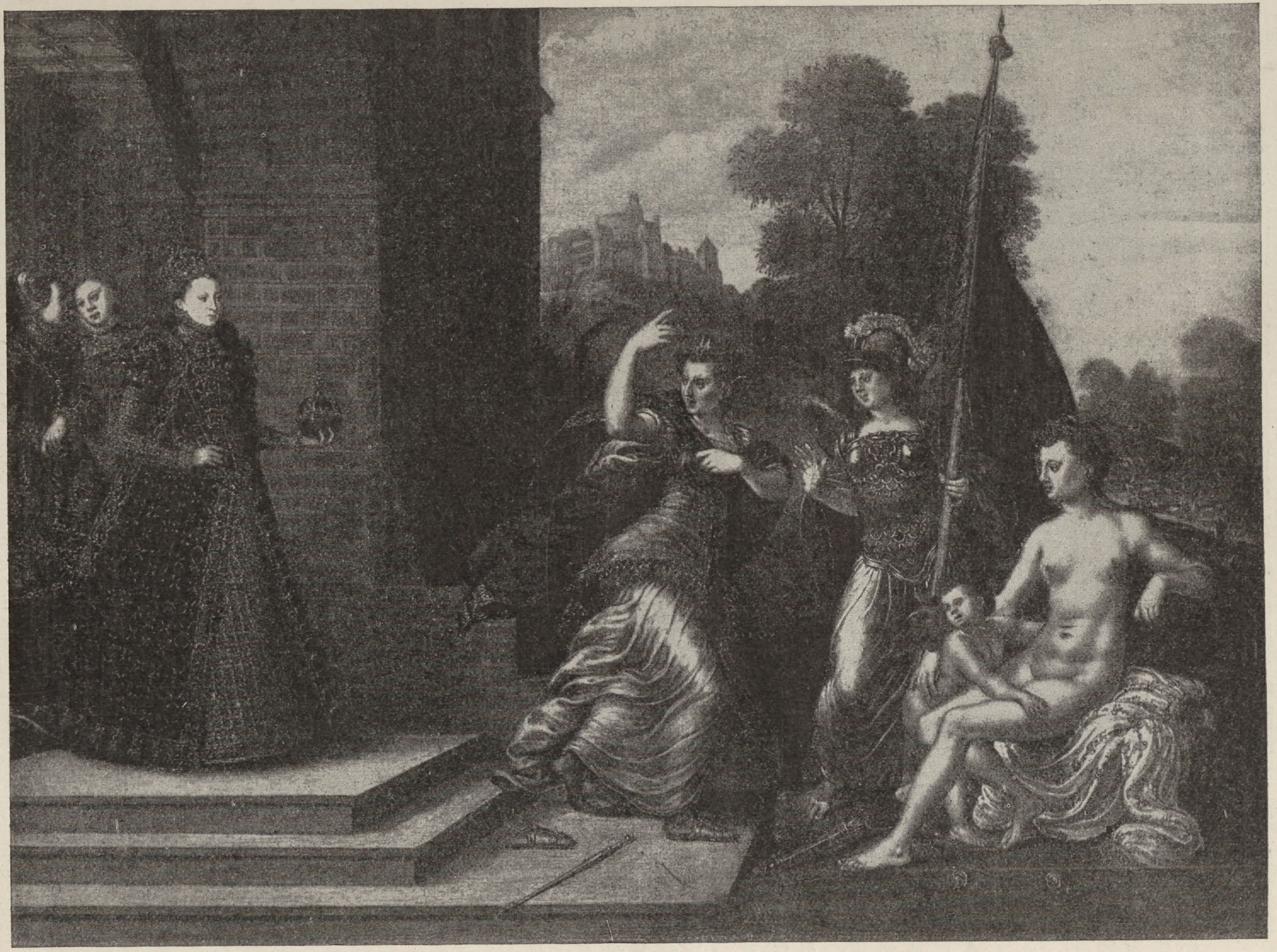
Mars, von Neptun und Minerva entwaffnet; Statuen, zur Einzugsfeier Erzherzog Alberts und Iſabellas in Antwerpen errichtet.

Nach einem alten Stiche.

5.
STUARTS UND BOURBONS

F. Huys fec.

Recht eigentlich die Entwicklung der engliſchen Seeſchiffahrt auf den ſchwierigen und gefährlichen Fluten des nördlichen Atlantiſchen Ozeans hat der britiſchen Nation mit der nautiſchen Geſchicklichkeit auch den Wagemut, das nationale Selbſtbewußtſein, die ſtarke Zuverſicht auf ihr allen anderen Völkern überlegenes Können und Wollen verliehen. Hier erhielt ſie die Überzeugung, daß kein Gegner ihr zu widerſtehen, keine Schwierigkeit ihr zu trotzen vermöge, daß ſie vom Geſchick dazu berufen ſei, über die ganze Welt ihren Einfluß auszudehnen. Hier bildete ſich auch das trotzige perſönliche Empfinden aus, das jeden Engländer zu einer feſtgefügten, ihr Recht und ihr Intereſſe rückſichtslos behauptenden Individualität geſtaltete. Indem Eliſabeth das Vorwärtsſtreben ihres Volkes mit großer Einſicht und mit allen Mitteln der Gewalt und der Liſt beförderte, iſt ihre Regierung zum Ausgangspunkte des großen Aufſchwunges des britiſchen Weſens geworden. England fühlte ſich ſeitdem als Beherrſcher des Ozeans und zugleich als das ſtarke Bollwerk und die führende Macht des Proteſtantismus auf der Welt und begann, ſeine Kolonien in alle Erdteile zu verſenden. Dieſe ſchnelle blühende Entwickelung machte ſich ebenfalls in dem Schrifttum des Volkes geltend. Zumal die großartigen Erfolge der beiden letzten Jahrzehnte des 16. Säkulums haben auch auf das geiſtige Leben der engliſchen Nation anregend gewirkt und hier eine mächtige Bewegung erzeugt. Überſchäumendes Kraftgefühl erfüllte dieſes ſtark aufſtrebende Volk. Eine durchaus eigenartige Literatur entwickelte ſich in England, ſo volkstümlich und ſelbſtändig wie nie zuvor oder ſpäter. Freilich, die Form entlehnte ſie größtenteils dem Lateiniſchen oder Italieniſchen, aber der Inhalt iſt ein durchaus nationaler. Man ſtellt ſich die ſchwierigſten Probleme, ſucht das Unmögliche poetiſch auszudrücken und zu verwirklichen — oft überſchwenglich und ungeheuerlich, iſt dieſe Literatur immer ſtark, mutig, geiſtvoll, orginell, echt, volkstümlich. In recht charakteriſtiſcher Weiſe gibt Edmund Spencers „Feenkönigin" ein ideales Bild des Eliſabethiſchen Zeitalters. Spencer verherrlicht hier den Rieſenkampf ſeines Volkes für „Una", die wahre Religion, gegen „Dueſſa", das Papſttum, und gegen „Orgoglio", die Hierarchie. Er preiſt die Königin Eliſabeth, deren Bild durch die ideali-



Königin Eliſabeth mit Juno, Venus und Minerva. Allegoriſches Gemälde in der Kgl. Sammlung zu Hampton Court.

ſierten Züge der Feenfürſtin Gloriana und der ſchönen jungfräulichen Jägerin Belphöbe deutlich hindurchſchimmern. Die übermäßigen Lobpreiſungen der Herrſcherin werden erklärlich, wenn wir bedenken, daß ſie ihren Untertanen als die Verkörperung von Englands Größe, Freiheit und kirchlicher Unabhängigkeit erſchien.

Dieſe Regierung wurde auch die Geburtszeit des engliſchen Dramas, das hinfort eine durchaus engliſche Färbung zeigte, ſowohl was den gedanklichen Inhalt, als was die Form betrifft, den Blankvers, ſeitdem regelmäßiger Ausdruck der engliſchen dramatiſchen Dichtung. Dieſe allein hat von Beginn an keck mit der ariſtoteliſchen Lehre von den drei Einheiten gebrochen und ſich trotzig ihre eigene Geſtaltung geſchaffen. Sie ſcharte ſich begeiſtert um Königin Eliſabeth, die ſelber eine eifrige Fördererin und Beſucherin des Theaters war, auch die erſte ſtehende Bühne in Black-Friars in London (ſeit 1576) begünſtigt hat. Unter ihrem ſteten Schutze wurden bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts elf Theater in London und ſeinen Vororten begründet. Einer der früheſten dieſer Dramatiker, Peele, lieh in der „Schlacht von Alkaſſar“ dem volkstümlichen Haſſe gegen Spaniertum und Papiſterei heftige Worte. Die Greene und Marlow, Beaumont und Fletcher, Ben Jonſon und Maſſinger treten aber alle in den Schatten vor der ſtrahlenden Sonne Shakeſpeares, dieſes größten Dramatikers aller Zeiten; zugleich eines begeiſterten Patrioten. Die engliſche Geſchichte in einer Reihe großartiger und kühner Bilder dramatiſch vorzuführen, erſchien ihm als ſeine ſchönſte und vornehmſte Aufgabe. Aber nicht als Hiſtoriker, kühl und gleichmäßig, ſteht er der Vergangenheit ſeines Volkes gegenüber, ſondern er nimmt den Standpunkt eines patriotiſchen und proteſtantiſchen Engländers ſeiner Zeit ein; von dem aus betrachtet und ſchildert er die Menſchen und Ereigniſſe der längſtvergangenen Epochen, voll Vorurteil gegen die anderen Nationen, ohne Spur eines Verſtändniſſes für abweichend geartete Zuſtände und Anſchauungen — eine nationale Beſchränktheit, die zu der inneren Kraft des damaligen Engländertums viel beigetragen hat. Gerade Shakeſpeares geſchichtliche Stücke wurden ſogleich überaus volkstümlich und regten zur Nachahmung an. Der Tatendrang, der damals das engliſche Volk erfüllte, flößte ihm zugleich die Vorliebe für die erdichteten Ereigniſſe der Schaubühne ein. Nur in dem leben- und geiſtſprühenden England jener Tage war es möglich, daß Matroſen, fern an den Küſten Afrikas, Shakeſpeares „Richard II.“ oder gar ein hochphiloſophiſches Drama wie „Hamlet“ aufführten.

Eliſabeth ſelber nahm den lebhafteſten Anteil an dieſem geiſtigen Schaffen. Sie freute ſich dieſes ebenſo wie des wachſenden Wohlſtandes, des zunehmenden politiſchen Einfluſſes und maritimen Könnens ihres Staates. Faßte ſie doch überhaupt deſſen Macht und Ruhm vor allem als ihr perſönliches Schaffen und Weſen auf. Sie wollte überall im Mittelpunkt der Dinge und der Menſchen ſtehen, und deren Gelingen ſollte den Glanz ihres eigenen Weſens betätigen und bezeugen. Unter der Begünſtigung der ſelbſt fein gebildeten, ja gelehrten Königin wurde die Antike mit dem ganzen Eifer der Humaniſten ſtudiert und nachgeahmt. Ein Sohn jener Zeit, von Eliſabeth vorgezogen und begünſtigt, war Francis Bacon, der ſeine großartige ſchriftſtelleriſche Laufbahn unter ihrer Herrſchaft begonnen hat. Sie bedachte mit ihrer Freundſchaft den Seehelden Sir Walter Raleigh, zugleich Gelehrten und Redner, Hiſtoriker, Dichter und Höfling, von ebenſo glänzenden Talenten wie ſchmutzigem Charakter. An ihrem Hofe verkehrten Leiceſters Schwager „Henry Sidmy“, der Ziviliſation und monarchiſche Einrichtungen in Wales einführte und in Irland auszubreiten beſtimmt war; und deſſen Sohn Philipp, in dem ſich das engliſche Ideal edler Ausbildung verwirklicht zu haben ſchien. Er verband eine eigene ſehr bemerkenswerte literariſche Gabe, geſellſchaftliche und weltmänniſche Talente, die ihn zur Ausführung einer Geſandtſchaft geeignet machten, mit ſelbſtvergeſſenem Wohlwollen gegen andere und einer ritterlichen Mannhaftigkeit in den Waffen, die ihm zu Hauſe und vor dem Feinde die allgemeine Bewunderung verſchaffte“ (Ranke).

Daneben übte die deutſche Literatur des 16. Jahrhunderts auf England einen beſtimmenden Einfluß. Die Legenden von Fauſt und Eulenſpiegel, das „Narrenſchiff“ und die Dramen des Hans Sachs wurden dort eifrig geleſen und nachgedichtet. Bis auf das 19. Jahrhundert hat ein ähnlicher geiſtiger Zuſammenhang Englands mit dem germaniſchen Mutterlande nicht mehr exiſtiert. Andererſeits fanden auch die „engliſchen Komödianten“ und mit ihnen das engliſche Drama in Deutſchland begeiſterte Aufnahme.

Unter den hochbegabten und geiſtvollen Staatsmännern, die ſich um Eliſabeth ſcharten, Burgley, deſſen jüngerem Sohn Robert Cecil, Raleigh, Bacon, dem Generalanwalt Eduard Coke — ſtand ihr niemand ſo nahe wie Robert Devereux Graf von Eſſex, deſſen blühende Jünglingsſchönheit das Herz der alternden Königin gewonnen hatte. Seine kühnen, weltumfaſſenden Pläne ſtießen freilich auf den Widerſpruch Sir Robert Cecils, und dieſer liſtige Buckelige, der niemals einem Gegner verziehen hat, wurde bald der tödliche Feind des Großmarſchalls Eſſex. Deſſen Unglück war aber ein doppelter Mangel: einmal, daß ſeine militäriſche Begabung ſeinen hochfliegenden Abſichten nicht entſprach, und dann, daß ſeine frühzeitige Erhebung ihm unerträglichen Hochmut eingeflößt hatte, den er auch der auf ihre Würde ſo ſtolz bedachten Königin gegenüber betätigte. Um ihn dem ſonſt unvermeidlichen Zwiſte mit ihr zu entziehen, ſandte Eliſabeth ihn 1599 gegen die Iren, die ſchon wieder ſeit fünf Jahren in offenem Aufſtande ſich befanden. Allein der langwierige und ruhmloſe Kleinkrieg mit den wilden, hinterliſtigen, ungreifbaren keltiſchen Räubern ermüdete Eſſex; er beſchloß gegen das ausdrückliche Verbot der Königin ſein Heer zu verlaſſen, nach London zu gehen und die Herrſcherin zum aktiven Krieg gegen Spanien zu bewegen, wo Ehre und Beute zu gewinnen und überdies das Schickſal Europas zu entſcheiden waren. Eliſabeth, über dieſen Ungehorſam und Trotz entrüſtet, verbannte ihn in ſein Haus zu London (Ende September 1599). Als ihm die Fürſtin gar nicht verzeihen wollte, erhob er, im Februar 1601, die Fahne der Empörung, wurde aber bald überwältigt und am 25. Februar 1601 hingerichtet.

Er war der Liebling der mittleren und niederen Klaſſen, zumal der eifrigen Puritaner geweſen. Die öffentliche Meinung wandte ſich überhaupt gegen das konſervative und autokratiſche Regiment der greiſen Königin. Ihr Parlament ſprach zu ihr in einer Weiſe, die dartat, daß die demütige Unterwerfung unter das Königtum, wie die Volksvertretung ſolche ſeit hundert Jahren bewieſen hatte, nun vorüber ſei, daß ein neuer, unabhängigerer und kühnerer Geiſt zumal das Haus der Gemeinen erfülle. Es zwang im Jahre 1600 Eliſabeth, auf die von ihr hochmütig aufrecht erhaltenen Monopole im Verkaufe notwendiger Lebensbedürfniſſe für immer zu verzichten.

Die letzten Lebensjahre Eliſabeths waren überaus traurig. Sie fand ſich vereinſamt unter einer neuen Generation und anderen, radikaleren Empfindungen und Beſtrebungen. Die Vorfälle der äußeren Politik zwangen ſie zu erneuter Bekämpfung Spaniens, in die Wege, die Eſſex ſie hatte führen wollen. Um ſo mehr betrauerte ſie den Verluſt des ihr einſt ſo teuern Freundes. Ihre Schwermut entwickelte ſich ſchließlich zu einer wahren Nervenkrankheit, die bei ihrem hohen Alter ihren Tod herbeiführte (3. April 1603).

Die letzte der Tudors iſt eine der hervorragendſten und erfolgreichſten Frauen geweſen, deren Andenken die Geſchichte bewahrt. Sie hat die fernere Entwicklung Englands in die entſcheidenden Bahnen geleitet. Sie hat die von dem Vater begonnene religiöſe Reform abgeſchloſſen und zur Herrſchaft gebracht. Sie hat die erſten großen Siege Englands zur See ermöglicht und die Meeresherrſchaft des britiſchen Volkes begründet. Sie hat zum erſtenmal nach hundertjähriger Machtloſigkeit England eine großartige und beſtimmende Rolle in den Geſchicken Europas ſpielen laſſen. England hat damals Spaniens Angriffskraft gebrochen, es hat den Holländern, den Hugenotten, Heinrich IV. den Widerſtand gegen die ſpaniſch-katholiſche Univerſalmonarchie ermöglicht. Wenn nunmehr das proteſtantiſche Element Selbſtändigkeit und Bedeutung in den europäiſchen Staatenweſen erwarb und behauptete, ſo iſt das hauptſächlich der Königin Eliſabeth und den von ihr gewählten Miniſtern zuzuſchreiben.

Und nun beſtiegen die ſchottiſchen Stuarts mit Jakob VI., der ſich als engliſcher König Jakob I. nannte, den Thron der großen Herrſcherin.

Niemand konnte der ſcharfſinnigen liſtigen Eliſabeth Tudor weniger gleichen, als der theologiſch gelehrte, pedantiſche Jakob I., einem verbohrten Schulmeiſter ähnlicher als einem Herrſcher. Launenhaft, unſicher, dabei von ſeiner „Königskunſt“ tief überzeugt, ſelbſtherriſch und doch ein Spielball ſeiner Umgebung, feige und vor jeder Schwierigkeit ſcheu zurückweichend, glaubte er auf unumſchränkte Gewalt Anſpruch machen zu dürfen. In dieſen Neigungen beſtärkte ihn ſeine Gemahlin Anna von Dänemark, die im geheimen zum Katholizismus übergetreten war. Er vermied es, ſeine Untertanen an ſich herantreten zu laſſen, was ihn dann bald bei ſeinen neuen, an das derb volkstümliche Weſen Eliſabeths, „der Königin Beß“, gewöhnten Untertanen um alle Volkstümlichkeit brachte.

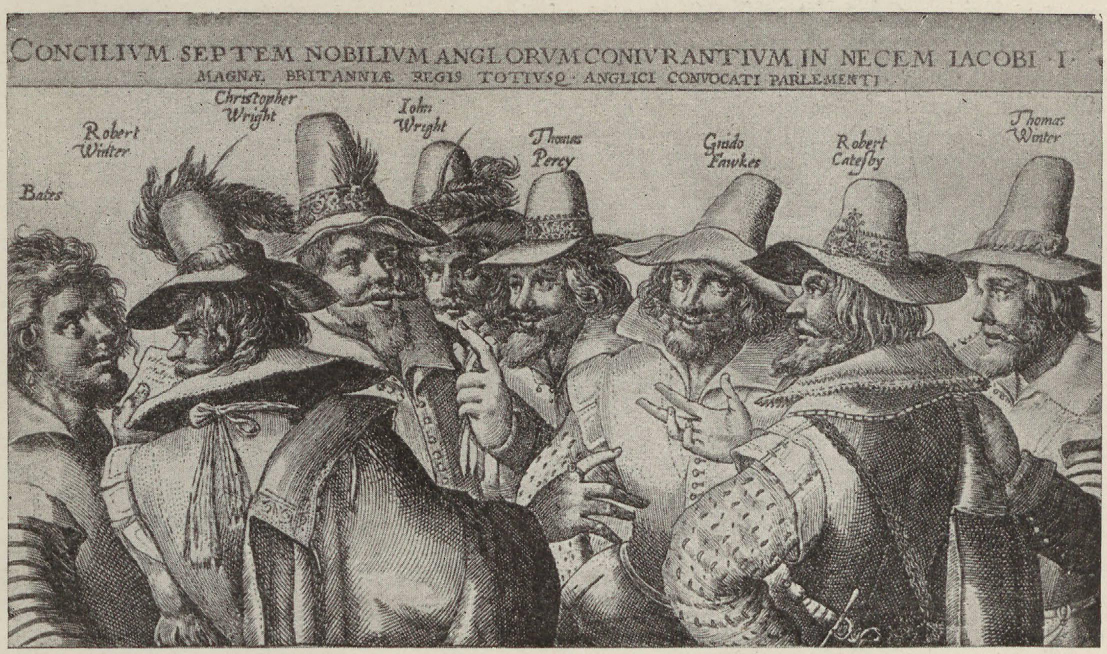
Und doch war es ein Augenblick von weltgeſchichtlicher Bedeutung, als dieſer ſchottiſche Stuart die Krone Englands erhielt. Auf friedlichem Wege, ohne ein Schwert zu ziehen, war durch die Fügung der Dinge ihm das große Werk gelungen, für das die mächtigen Fürſtengeſtalten des Hauſes Plantagenet und der Tudor Heinrich VIII. vergebens gerungen hatten: die Vereinigung der beiden getrennten, feindſeligen Hälften Großbritanniens. Die Schotten waren ſeit vier Jahrhunderten im Bunde mit Englands Gegnern geweſen, ſie hatten die Niederwerfung Frankreichs durch die engliſchen Könige verhindert. Sie hatten Englands nördliche Grafſchaften ſtets mit Tumult, Raub, Brand und Mord erfüllt und in ſegensreicher Entwicklung geſtört. Und nun eine vollſtändige Umwälzung: anſtatt für England ein ſtetes Hindernis, eine beſtändige Gefahr zu bilden, ſollte das kühne, unternehmende, hochbegabte ſchottiſche Volk jenem als natürlicher und untrennbarer Bundesgenoſſe an die Seite treten. Freilich geſchah zunächſt, was bei Perſonalvereinigung ſonſt verſchiedener Völker einzutreten pflegt: die gegenſeitige Abneigung wird um ſo größer, und man ſtreitet ſich unaufhörlich. Allein das blieb vorübergehend, und dem Auslande gegenüber waren ſchon damals England und Schottland eins. Eine neue glänzende Zukunft ſtand Großbritannien bevor. Seine Schöpfung iſt gleichfalls eine Wirkung des Kampfes der Gegenreformation wider den neuen Glauben geweſen; wenn nicht die herrſchende proteſtantiſche Partei in England ſowohl wie in Schottland ſich durch denſelben katholiſchen Feind bedroht gewußt hätte, niemals hätte das eine Land ſich an das andere angeſchloſſen.

Der Anfang der neuen Ära war allerdings wenig verſprechend, dank der ängſtlichen Friedensſehnſucht König Jakobs und ſeiner Hinneigung zu dem ſpaniſchen Deſpotentum. Unter rückſichtsloſer Verletzung der beſtehenden Verträge mit den Niederländern, ging er im Auguſt 1604 einen ſchmählichen Frieden mit den Spaniern ein, indem er ihnen nicht nur „die Rebellen“ preisgab, ſondern auch die niederländiſchen Städte, die er als Pfand für die von England den Generalſtaaten vorgeſchoſſenen Summen innehatte, dem katholiſchen König auszuliefern verſprach. Eine ſchmachvolle Zuſage, nur erklärlich aus der Gottesgnadentheorie Jakobs, die ihn die wirklichen Verhältniſſe überſehen, in den für Freiheit und Proteſtantismus kämpfenden Holländern nur ſchändliche Aufrührer erblicken ließ. Das glorreiche Zeitalter Eliſabeths war derart abgeſchloſſen, das volkstümlich glorreiche Streben Eſſex’ endgültig beſeitigt. Die Unzufriedenheit in England war allgemein und richtete ſich bedrohlich gegen die Vollgewalt des Königtums. Nur vorübergehend erlangte Jakob eine gewiſſe Volkstümlichkeit, als man 1605 ein Komplott katholiſcher Eiferer entdeckte, das auf nichts minderes abzielte, als durch den Fanatiker Guy Fawkes den König mit allen Mitgliedern des Parlaments durch Schießpulver in die Luft zu ſprengen. Die Folgen dieſer „Pulververſchwörung“ waren ſomit härtere Geſetze gegen die engliſchen Katholiken, eine Verſchärfung des religiöſen Streites in Großbritannien.

Ganz anders fiel die Regierung des erſten Bourbonen in Frankreich aus.

Und doch war deſſen Lage zunächſt eine überaus ſchwierige. Der franzöſiſche Adel war durch die ſechsunddreißigjährigen Bürgerkriege gelichtet, verarmt und verroht; die Geiſtlichkeit durch Steuern im Geſamtbetrage von 300 Millionen Mark — einer Milliarde nach heutigem Geldwerte — zum großen Teile bettelhaft geworden; die Landbevölkerung um drei Millionen Seelen verringert und vielfach ihrer Habe beraubt; die Gewerbtätigkeit eingeſchränkt, der Handel durch Verfall der Wege und Brücken, durch Räuberei und Erpreſſung beinahe vernichtet. Nur Steuerpächter, Spekulanten und Rechtsgelehrte hatten ſich in der allgemeinen Verwirrung bereichert. Um dieſen Zuſtänden abhelfen zu können, mußte die Krone zunächſt Herrin im eigenen Lande werden, die beiden Richtungen der Oppoſition unterwerfen, die noch immer das Königtum zu beſchränken, ja ſich dienſtbar zu machen ſuchten: die ariſtokratiſche und die konfeſſionelle.

Der Hochadel konnte die Rolle unabhängiger kleiner Fürſten nicht vergeſſen, die er während der Bürgerkriege geſpielt hatte. Hugenotten und eifrige Katholiken aber wollten ihre gegenſeitige Feindſchaft nicht aufgeben und waren nur einig im Mißtrauen gegen den religiös ſo lauen König. Heinrich IV. erkannte mit ſcharfem Blicke, daß nicht der eigennützige Adel, wohl aber die konfeſſionelle Parteiſtimmung noch tiefe Wurzeln in der Nation beſitze. Während er alſo den Widerſtand der Ariſtokraten unerbittlich unterdrückte, ſuchte er zwiſchen den beiden extremen Religionsparteien vielmehr geſchickt zu lavieren, indem er äußerlich als getreuer Katholik auftrat


CONCILIVM SEPTEM NOBILIVM ANGLORVM CONIVRANTIVM IN NECEM IACOBI · I ·
MAGNÆ BRITANNIÆ REGIS TOTIVSQ · ANGLICI CONVOCATI PARLEMENTI
Bates
Robert Winter
Christopher Wright
Iohn Wright
Thomas Percy
Guido Fawkes
Robert Catesby
Thomas Winter

Die Führer der Pulververſchwörung.

Kupferſtich des Criſpin van de Paſſe in der National Portrait-Galerie zu London.

und doch den Hugenotten im allgemeinen volle Duldung und perſönlich im einzelnen eine gewiſſe Vorliebe erwies.

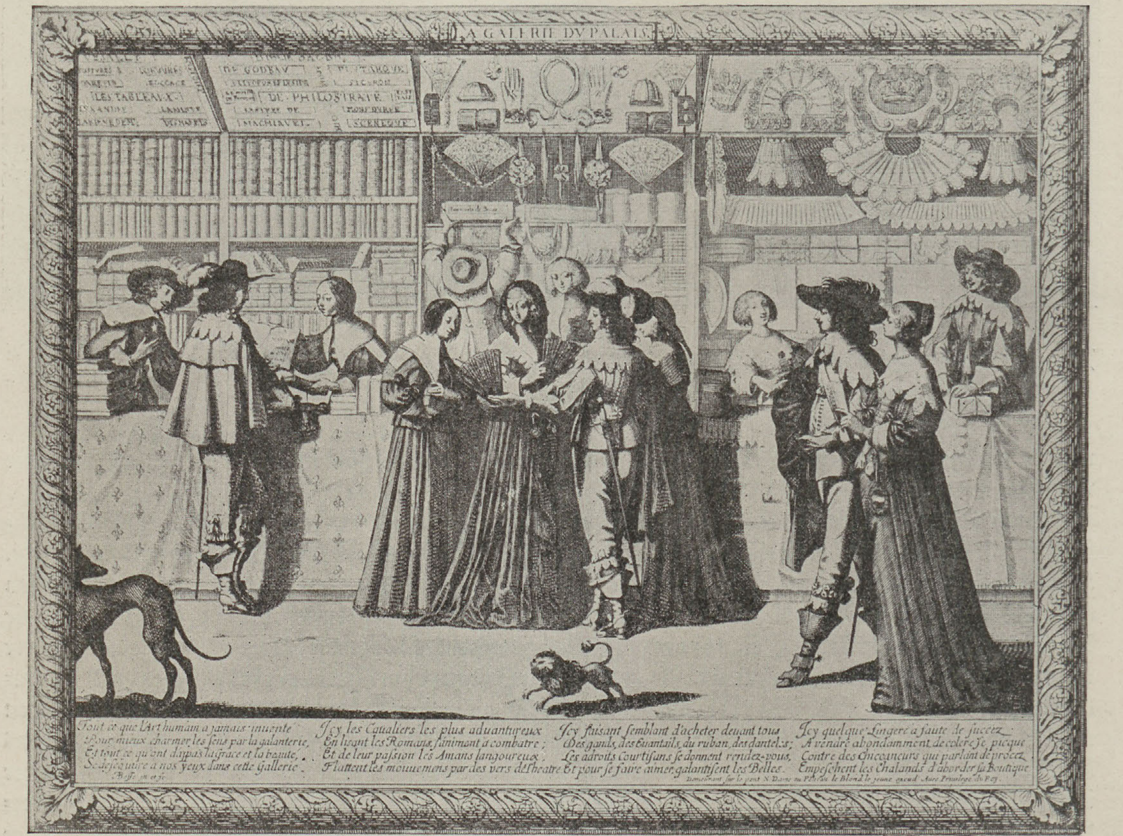
Nach langen Verhandlungen mit den Hugenotten kam das berühmte Edikt von Nantes zuſtande (15. April 1598), das eine neue Epoche in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche bedeutete. Hier wurde innerhalb dieſer zum erſtenmal der Verſuch gemacht, die verſchiedenen Bekenntniſſen angehörigen Bürger eines Staates gleichberechtigt nebeneinanderzuſtellen. Es iſt gleichſam die Morgenröte einer beſſeren Zeit, ein ruhmvolles Denkmal für ſeinen Urheber, der freilich ſeiner eigenen Zeit weit vorangeeilt war. Das Edikt hielt den Charakter der katholiſchen als eigentlichen Staatsreligion feſt, gab aber den Reformierten volle ſtaatsbürgerliche Gleichheit. Sie ſetzten noch mehr durch. Sie behaupteten in ihrem Beſitze zweihundert befeſtigte Orte, deren nur aus Reformierten beſtehende Garniſonen der König ſelber bezahlen mußte. Sie behaupteten ferner ihre politiſche und kirchliche Organiſation in Provinzial- und Generalverſammlungen, die allerdings unter Aufſicht der Krone tagen ſollten. Das Prinzip der ſtaatlichen Obergewalt über das hugenottiſche Gemeinweſen alſo war derart feſtgeſtellt, aber tatſächlich mußte es gerade in kritiſchen Zeiten verſagen, wenn dieſe Verſammlungen den religiöſen Bürgerkrieg zu erneuern geſinnt waren.

Die Hugenotten waren wegen der Stellung unter königliche Aufſicht mit dem durch das Edikt geſchaffenen Zuſtande keineswegs zufrieden, mußten jedoch in dem Könige einen alten Freund und noch immerwährenden Beſchützer erblicken, gegen den ſie wohl murrten, aber nichts Tatſächliches unternahmen. Sie fühlten, daß Heinrich von Frankreich im Grunde noch Heinrich von Navarra ſei, Fleiſch von ihrem Fleiſche, Bein von ihrem Beine.

Entſchloſſener, unbedenklicher zeigten ſich die Häupter der ariſtokratiſchen Oppoſition. Man darf ihr Auftreten freilich nicht nach dem Maßſtabe der politiſchen Moral unſerer Tage beurteilen. Das Verſchwinden aller bisher ſelbſtändigen Mächte im Staate vor der alleinigen Geltung der höchſten Gewalt war damals nicht etwas Altüberkommenes, durch langes Daſein, Geſetz und Recht Geheiligtes, ſondern ein vielfach Neues, Revolutionäres. Hatte ſich doch das Fürſtentum und damit der Staat ſelber erſt ſoeben aus rein privatrechtlichen Anſchauungen und Verhältniſſen herausgearbeitet, wie ſie im Mittelalter faſt ausſchließlich auf dieſem Gebiete vorgeherrſcht hatten.

wo das Reich als eine Art großen Landgutes erſchien und nach dieſen Geſichtspunkten verwaltet, vererbt und angefochten wurde.

Aber Heinrich machte die Gewalt des Staates und der Krone in der neuen, an die altrömiſchen Verhältniſſe anknüpfenden Ausdehnung mit Nachdruck fühlbar. Der verdiente Marſchall von Biron mußte, als er mit Hilfe Spaniens und Savoyens eine Verſchwörung der Großen anzettelte, das Blutgerüſt beſteigen (1602). Seine Genoſſen wurden eingekerkert, verbannt, ihrer Beſitzungen beraubt oder ſonſt ſtreng beſtraft. An dem ſtarken Felſen der neu begründeten königlichen Autorität zerſchellte hilflos die Brandung der Adelsunzufriedenheit. Das franzöſiſche Volk war es eben von Herzen ſatt, ſich abermals auf das Gebot ehrgeiziger Großen oder fanatiſcher Prieſter gegenſeitig zu zerfleiſchen, und flüchtete ſich gegen derartige Verſuche unter den Schutz eines mächtigen Königtums. Heinrich IV. iſt, nach außen und nach innen, für die franzöſiſche Krone der Begründer einer Machtfülle geworden, wie ſie ſonſt im Europa des beginnenden 17. Jahrhunderts nirgends vorhanden war.


LA GALERIE DV PALAIS
LES TABLEAUX
DE PHILOSTRATE
Tout ce que l'Art humain a jamais inuenté
Pour mieux charmer les ſens par la galanterie,
Et tout ce qu'ont d'appas la grace et la beauté,
Se deſcouure à nos yeux dans cette Gallerie.
Bosse in. et fe.
Icy les Caualiers les plus aduantureux
En liſant les Romans, s'animent à combatre;
Et de leur paſſion les Amans langoureux
Flattent les mouuemens par des vers de Theatre
Icy faiſant ſemblant d'acheter deuant tous
Des gands, des euantails, du ruban, des dantelles;
Les adroits Courtiſans ſe donnent rendez-vous,
Et pour ſe faire aimer, galantiſent les Belles.
Icy quelque Lingere à faute de ſuccez
A vendre abondamment, de colere ſe picque
Contre des Chicaneurs qui parlant de procez
Empeſchent les Chalands d'aborder ſa Boutique

Franzöſiſcher Mode- und Bücherladen. Stich von A. Boſſe.

Die Wege der Autokratie wurden freilich planmäßig beſchritten. Heinrich hat nach dem Frieden von Vervins die Generalſtände nie mehr einberufen, die Provinzialſtände auf die Rolle der Steuerverteilung und demütiger Petition hinabgedrückt. Die kommunalen Freiheiten der Städte blieben nur dem Namen nach beſtehen, die ſtädtiſchen Ämter wurden einer kleinen Anzahl patriziſcher Familien vorbehalten, die leichter zu lenken waren, als die Geſamtheit. So unmerklich wie möglich, aber mit feſter und ſtetiger Methode ſuchte Heinrich auf allen Gebieten die vom Staatsoberhaupt unabhängigen Gewalten zu Schattengebilden zu verflüchtigen, indem man ihnen nur den Schein der Macht beließ, deren Weſen aber den Beamten der Zentralregierung übertrug.

Nachdem Heinrich IV. im Dezember 1599 durch den Papſt von ſeiner erſten Gemahlin Margarete von Valois geſchieden worden, deren eheliche Untreue ebenſo groß geweſen war wie die ſiene, heiratete er im Dezember 1600 Maria von Medici, die ſiebenundzwanzigjährige Nichte des

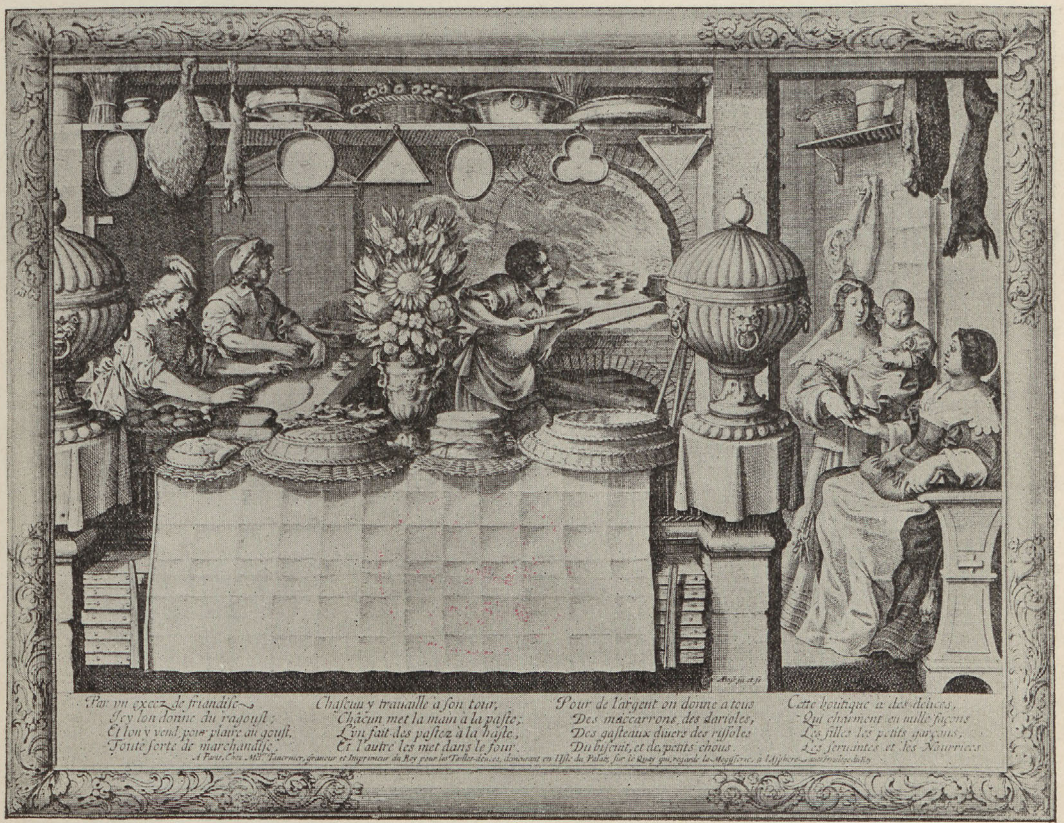
König Heinrich IV. von Frankreich
und ſeine Gattin Maria von Medici

(Abſchied des Königs zum Kriege gegen Deutſchland).
Gemälde v. P. P. Rubens (1577-1640). Louvre Paris

König Heinrich IV. von Frankreich
und ſeine Gattin Maria von Medici

(Abſchied des Königs zum Kriege gegen Deutſchland).
Gemälde v. P. P. Rubens (1577-1640). Louvre Paris

Großherzogs von Toskana, die durch blühende Kraft, ihr katholiſches Bekenntnis, eine reiche Mitgift und die Freundſchaft des Papſtes ſich empfahl. Schon im September des folgenden Jahres ſchenkte ſie dem Herrſcher einen legitimen Erben, dem Reiche einen Thronfolger — den ſpäteren Ludwig XIII. Daneben verfolgte der alternde König noch zahlreiche Liebſchaften, zum Teil recht unwürdiger Natur. Der friſche geiſtige und ſittliche Aufſchwung, den die reformatoriſche Bewegung dem Frankreich des 16. Jahrhunderts gebracht hatte, verſchwand überhaupt unter einer immer mehr ſich entwickelnden materialiſtiſchen Richtung. Die gewaltigen Charaktere jenes Säkulums ſind dahin: Reichtum, Macht, Genuß werden die Loſungsworte des Tages. Ohne Zweifel hat das Weſen Heinrichs IV. zu dieſer Wandlung ſehr viel beigetragen. Wie er nach innen und außen dem Königtum des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig den Boden geebnet und das Beiſpiel gegeben hat, ſo war er auch in der rückſichtsloſen Befriedigung der ſinnlichen Luſt ihr kaum noch übertroffenes Vorbild. Das Üble wie das Gute in der franzöſiſchen monarchiſchen Zentraliſation knüpft an die Perſönlichkeit dieſes Fürſten an.

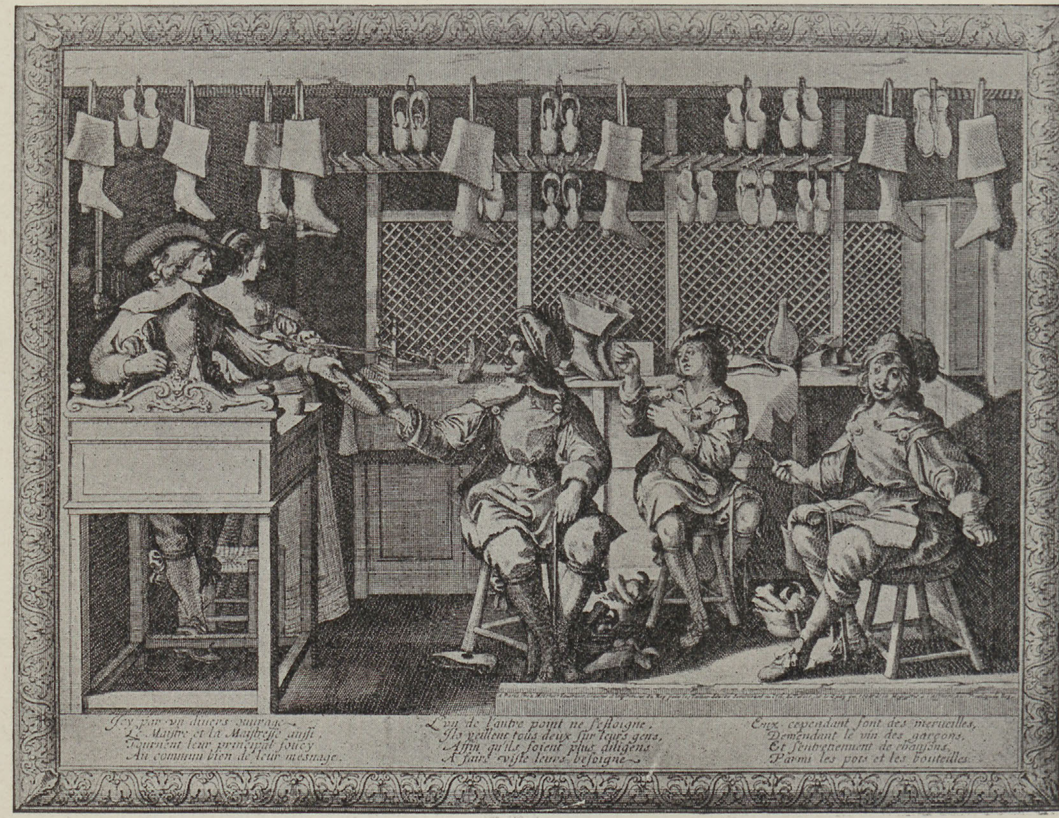

Par vn excez de friandiſe
Icy lon donne du ragouſt;
Et lon y vend, pour plaire au gouſt,
Toute ſorte de marchandiſe.
Chaſcun y trauaille à ſon tour,
Châcun met la main à la paſte;
L'vn fait des paſtez à la haſte,
Et l'autre les met dans le four.
Pour de l'argent on donne a tous
Des maccarrons, des darioles,
Des gaſteaux diuers des riſſoles
Du biſcuit, et de petits choux.
Cette boutique a des delices,
Qui charment en mille façons
Les filles les petits garçons,
Les ſeruantes et les Nourrices.

Franzöſiſche Paſteten-Bäckerei. Stich von A. Boſſe.

Eine weit erfreulichere Seite von Heinrichs Regierung iſt die innere Verwaltung ſeines Reiches. Er beſaß die Haupttugend eines Regenten, überall den richtigen Mann an den richtigen Ort zu ſtellen und gute Vorſchläge ſo in ſich aufzunehmen, daß die nach ſolchen vollzogenen Taten wahrhaft als ſein eigenſtes Werk erſcheinen. Nirgends begnügte er ſich mit vereinzelten Maßregeln. Vielmehr ordnete in ſeinem klaren und ſyſtematiſchen Kopfe ſich alles zu umfaſſendem Zuſammenhange, und ſein energiſcher Wille zögerte nicht, das Erkannte durch einſchneidende und weittragende Taten zu verwirklichen.

In dem damaligen Frankreich ſtoßen wir überall auf noch ſchlummernde, aber doch lebensfähige Kräfte, die unter der geſchickten Einwirkung eines klugen und ſcharfblickenden Regenten ſich entfalten und nach allen Seiten hin günſtige Folgen zeitigen. Wenn Frankreich einige Jahrzehnte ſpäter an Reichtum, Glanz und hochentwickelter Kultur ebenſo wie an politiſcher Macht das erſte Land Europas wurde, hat es Anregung und Anleitung dazu Heinrich IV. zu verdanken. Man hat lange gemeint, das Hauptverdienſt hierbei komme ſeinem Miniſter Sully zu — ganz mit Unrecht, da Sully ſich vielmehr den wichtigſten Reformen ſeines Herrn nach Kräften widerſetzt hat. Der König ſelber darf den Ruhm beanſpruchen, die Größe ſeines Reiches und Volkes neu begründet zu haben.

Er wurde auf dem Gebiete der Finanzen und dem der Ordnung der Artillerie — aber nur auf dieſen — unterſtützt durch Maximilian von Rosny, ſeit 1606 Herzog von Sully, der durch genaue und gewiſſenhafte Geſchäftsführung und Rechtſchaffenheit der Wiederherſtellung des Staatsbudgets diente. Der Hauptgrund aber für die ſchnelle Hebung der zerrütteten Finanzen Frankreichs lag damals, wie ſpäter ſo oft, in der Fruchtbarkeit des Landes, ſeiner altüberkommenen Kultur, der Betriebſamkeit und Intelligenz ſeiner Bewohner und der längeren Dauer des Friedens. In der Leitung der äußeren Politik, die Heinrich IV. allein beſtimmte, bediente er ſich des fleißigen, gewandten, mit den Verhältniſſen Europas genau bekannten Villeroy und des geſchickten Unterhändlers Jeannin. Beide waren ehemalige Liguiſten, eifrige Katholiken, die Spanien zuneigten, aber ſich dem Willen und der überlegenen Weisheit des Königs unterordnen mußten. Dieſer hat eben ſeine Werkzeuge und Helfer mit großer Einſicht aus den verſchiedenſten Parteien gewählt, um ſo alle zu verſöhnen und alle zu beherrſchen. Jeder aber wurde in engbegrenztem Kreiſe, je nach ſeinen Fähigkeiten, verwendet; keiner beſaß ein umfaſſendes Talent, keiner durch hohe Geburt ſelbſtändige, von der königlichen Gunſt unabhängige Bedeutung. So waren alle vortreffliche Diener, aber der einzige Herr war der Monarch.


Icy par vn divers ouvrage
Le Maiſtre et la Maiſtreſſe auſſi
Tournent leur principal ſoucy
Au commun bien de leur meſnage.
L'vn de l'autre point ne ſ'eſloigne,
Ils veillent tous deux ſur leurs gens,
Affin qu'ils ſoient plus diligens
A faire viſte leurs beſoigne.
Eux cependant ſont des merveilles,
Demendant le vin des garçons,
Et ſentretenement de chanſons,
Parmi les pots et les bouteilles.

Schuhmacherladen und -werkſtatt. Stich von A. Boſſe.

Die politiſche Unabhängigkeit des Adels und zumal des vor kurzem noch ſo übermütigen Hochadels ward auf erfolgreiche Weiſe gebrochen. Den Provinzialgouverneuren, die bisher kleinen

Königen geglichen hatten, ſetzte Heinrich Stellvertreter (Generalleutnants) an die Seite, Männer von erprobter Treue. Von der früher gebräuchlichen Vererbung der Gouvernements war nicht mehr die Rede, die Aushebung von Soldaten ohne Auftrag des Königs und die Haltung eigenen Geſchützes wurde den Gouverneuren unterſagt. Eine allgegenwärtige, in alles ſich einmiſchende Polizei erſtickte jede Regung des Ungehorſams. Dafür erfuhr aber auch die Rechtspflege eine ſegensreiche Neuordnung und unterlag genauer Beaufſichtigung ihres geſetzlichen und redlichen Ganges.

Dagegen hat Heinrich die ſchon ſeit Franz I. beſtehende Käuflichkeit der Richterämter jeden Grades, allerdings unter der weiteren Bedingung einer wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Prüfung des Käufers, noch verſtärkt. Auf den Vorſchlag ſeines Finanzrates Karl Paulet geſtand er 1604 den Inhabern jener Ämter Erblichkeit und Veräußerlichkeit derſelben zu, gegen die Zahlung einer jährlichen Pachtſumme von $1^2/_3$ Prozent des letztentrichteten Kaufbetrages. Die „Paulette“, wie man allgemein dieſe Jahresabgabe nannte, hat die übelſten Folgen nach ſich gezogen, wie alle Monopole und Privilegien. Die Preiſe der Ämter ſtiegen durch ihre erhöhte Sicherheit für den Inhaber ungemein; ſie wurden zur Sache reiner Geldſpekulation. Das Amt eines Parlamentsrates wurde bald mit 70 000 Livres (entſprechend heutigen 460 000 Mark) bezahlt. Den beträchtlichen Kaufſchilling ſuchte man durch Höhe der Sporteln, Verſchleppung der Prozeſſe, ja Annahme von Beſtechungen wieder einzubringen. Nicht die allgemeinen Intereſſen, ſondern nur die ſelbſtſüchtigen oder höchſtens die der Koterie wurden für den Richterſtand maßgebend. Allen Talenten aus der ärmeren Klaſſe blieb die Richterlaufbahn überhaupt verſchloſſen. Dieſe ſchweren Nachteile wurden durch die völlige Unabhängigkeit des Richteramtes der Krone gegenüber, die ja nicht einmal zu ihm ernannte, nicht genügend aufgewogen.

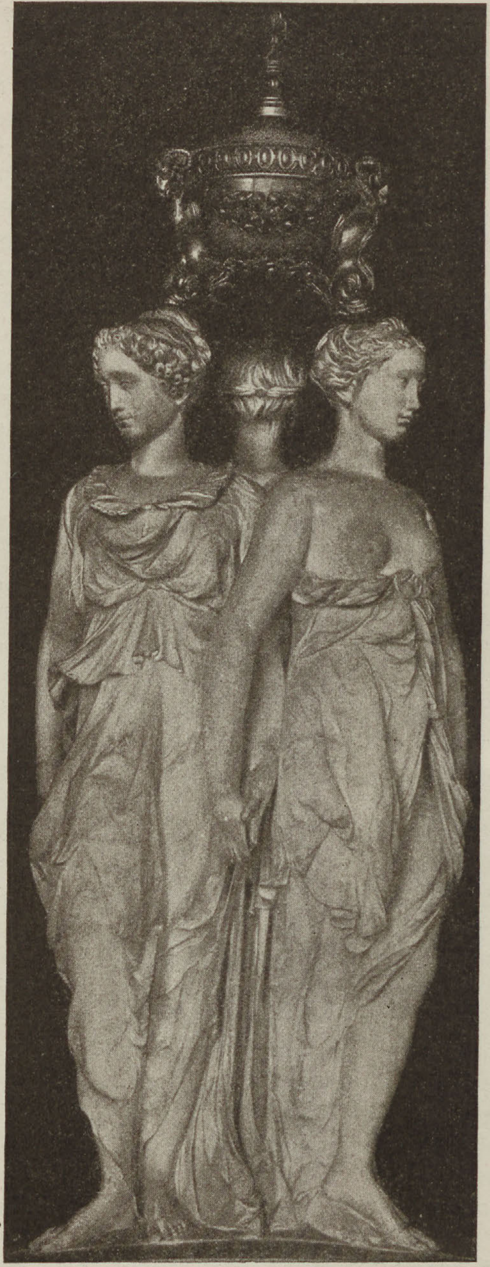
Unbeſtreitbar ſind die Verdienſte Heinrichs und Sullys auf finanziellem Gebiete. Am Ende der Bürgerkriege betrug die Staatsſchuld 348½ Millionen Livres, nach heutigem Geldwerte an 2270 Millionen Mark, und dies bei einer jährlichen Geſamteinnahme von etwa 30 Millionen Livres. Sully brachte durch Sparſamkeit und ſtrenge Redlichkeit dieſe Einnahme auf 39 Millionen — gleich 225 Millionen Mark nach heutigem Geldwerte, und zwar bei mäßiger Anſpannung der Steuerkraft des Volkes. Er verminderte die Staatsſchuld um 100 Millionen Livres, kaufte die dem Staate entzogenen Domänen und Renten im Betrage von etwa 60 Millionen zurück und legte einen Kriegsſchatz von 41½ Millionen Livres, nach heutigem Maßſtabe 270 Millionen Mark an — mehr als das Doppelte des gegenwärtigen deutſchen Kriegsſchatzes.

Dieſe großartigen Ergebniſſe konnten nur durch die beträchtliche Steigerung der Produktionskraft des franzöſiſchen Volkes erreicht werden. „Ackerbau und Viehzucht ſind die beiden Brüſte, die Frankreich ernähren, und die wahren Schätze und Minen Perus,“ ſagte Sully; und der König fügte mit gleichem Rechte hinzu: „Eines der hauptſächlichſten Mittel, unſere Untertanen aus den Verwirrungen und der Zerrüttung der Bürgerkriege zu ziehen, iſt die Einrichtung von Gewerben und Manufakturen.“ Und er handelte demgemäß. Seine ökonomiſchen Anſchauungen waren denjenigen ſeiner Zeit weit vorausgeeilt. In einer Periode, wo, um das Korn billig zu erhalten, die Getreideausfuhr nicht nur von einem Staate in den anderen, ſondern von einer Provinz in die andere verboten zu werden pflegte, geſtattete er ſie nicht nur im ganzen Reiche, ſondern befreite ſie zugleich von faſt allen auf ihr laſtenden Abgaben. Die Folge davon war ein lebhafter und einträglicher Export des franzöſiſchen Getreides.

Noch größere Sorgfalt widmete, entgegen Sullys beſchränkten Anſichten, Heinrich IV. der Induſtrie, in der er das hauptſächlichſte Mittel erblickte, der herrſchenden Verarmung und Verrohung des Volkes abzuhelfen. Unter den ärmeren Klaſſen in den Städten machten ſich infolge der Bürgerkriege entſetzliches Elend, Arbeitsſcheu und Sittenloſigkeit geltend. Vom 1. Januar bis zum 10. Februar 1596 ſtarben allein im Hoſpital Dieu zu Paris 416 Perſonen, die meiſten an Mangel und Entblößung. In einem einzigen der ſechzehn Viertel von Paris gab es 7769 Arme. Die Armenſteuer mußte verdoppelt werden. Andererſeits frönten der Hochadel und die Bankiers einem ausſchweifenden Luxus, deſſen Bedürfniſſe mit großen Koſten zumeiſt aus dem Ausland beſchafft werden mußten. Jährlich gingen nur von wirklich verzollten Waren, abgeſehen von dem gewaltigen Schmuggel, für Seidenſtoffe 6 Millionen Livres (39 Millionen Mark), für alle vom Auslande bezogenen Kleiderſtoffe 6 Millionen Goldtaler (180 Millionen Mark) über die Grenze. Der franzöſiſche Export aber war 1598 faſt null.

Heinrich ſuchte zunächſt die im Lande noch vorhandene Gewerbtätigkeit durch Erleichterung in Erlangung der Meiſterſchaft im Handwerk, durch Heranziehung tüchtiger ausländiſcher Arbeiter, durch Begründung von Handelskammern wieder zu beleben. Dann ſchuf er mit großen Koſten neue Induſtriezweige, zumal die für die Zukunft ſo hochwichtige Seidenkultur und Seidenfabrikation. Ebenſo entwickelte ſich die Herſtellung feiner Tuche, zumal in Rouen, ſowie zahlreiche andere Fabrikationsarten.

Während der zwölf Friedensjahre ſeit 1598 hat ſich die induſtrielle Lage Frankreichs völlig umgeſtaltet. Bisher gewerblich von den Fremden abhängig, hatte es nunmehr ſich nicht allein von dieſen emanzipiert, ſondern noch Überfluß an gewerblichen Erzeugniſſen gewonnen, den es nach dem Auslande ausführte. Freilich läßt ſich dergleichen nicht ausſchließlich von oben her ſchaffen. Aber die induſtrielle Geſchicklichkeit des franzöſiſchen Volkes wurde durch den König angeregt und durch ſeine verhältnismäßig freien Anſchauungen in bezug auf Handel und Induſtrie gefördert.



Vaſe für die Herzen des Königs Heinrich II. und der Katharina von Medici, getragen von den drei theologiſchen Tugenden.
Bildwerk von Germain Pilon im Louvre zu Paris.

Dieſen dienten die prachtvollen, nicht nur für jene Zeit muſtergültigen Landſtraßen, mit denen das Reich bedacht wurde; die Waſſerſtraßen, die man teils anlegte, teils doch begann. Eine Reihe von Handelsverträgen ſicherte den Abſatz der franzöſiſchen Erzeugniſſe im Auslande, die auch durch die Einſetzung von Konſuln in den fremden Hauptorten Schutz und Begünſtigung fanden. Der Hauptexporthafen Frankreichs war Marſeille, das damals Venedig zu überflügeln begann und das „Emporium“ des ganzen Mittelmeeres wurde. In ſeiner weiten und ſicheren Reede lagen meiſt über 300 große Fahrzeuge. 8 Millionen Goldtaler (nach jetzigem Geldwerte 240 Millionen Mark) reinen Gewinns ſoll der Marſeiller Hafen jährlich eingebracht haben. Auch andere franzöſiſche Städte zeigten durch ihre raſche Zunahme an Bevölkerung ſowie die Schönheit ihrer Neubauten das raſche Anwachſen des bürgerlichen Wohlſtandes. Paris zählte bei Heinrichs Tode bereits 400000 Einwohner, mehr als irgend eine andere Stadt der Welt.

Ganz Weſteuropa beteiligte ſich damals mit Eifer an der von Portugieſen und Spaniern begonnenen kolonialen Bewegung. In Holland wie in England wurden die großen oſtindiſchen Handelsgeſellſchaften begründet — die holländiſche 1594, die engliſche 1600. Die erſte engliſche Niederlaſſung in Nordamerika, Jamestown in Virginien, entſtand im März 1607 — ein Ereignis von ungeheurer, freilich zu jener Zeit ungeahnter welthiſtoriſcher Wichtigkeit. So begann die engliſche Koloniſation, die im Laufe von drei Jahrhunderten die Welt umſpannen ſollte. Auch Heinrich IV. ließ ſein Land an dieſem überſeeiſchen Wettbewerb teilnehmen. Er ſtiftete gleichfalls eine Oſtindiſche Geſellſchaft. Er ließ durch den eifrigen und unerſchrockenen Champlain in Kanada die Stadt Quebec in günſtigſter Lage gründen.

Und ebenſo wie zu Frankreichs Koloniſation wurde zu deſſen Militärmacht durch dieſen König der Grund gelegt. Er iſt zumal der eigentliche Schöpfer der nationalen Infanterie, an Stelle der ſchweizeriſchen und deutſchen Söldner zu Fuß, auf die ſich ſeine Vorgänger geſtützt hatten. Soldaten, deren natürlicher Mut durch ſorgfältige Übung und gute Verpflegung gehoben wurde; wohlunterrichtete Offiziere; ein tüchtiges Ingenieurkorps; eine ſtarke und vorzüglich bediente Artillerie: das wurden die Elemente zu einer Armee erſten Ranges.

Weniger Glück hatte der König auf einem Gebiete, wo er freilich nur die Anregung zu geben, nicht ſelber zu ſchaffen vermochte: dem der Künſte. Er baute wohl, zumal in Paris, aber die Architektur der franzöſiſchen Renaiſſance hatte ſeit Heinrich II. ihren Höhepunkt überſtiegen. Damals hatte Philibert de l'Orme geglänzt, der den prächtigen und großartigen Plan zu dem Tuilerienpalaſt Katharinens von Medici erdachte. Seitdem ging die Baukunſt mit ſchnellen Schritten abwärts, in dem Maſſenhaften, Kräftigen, Ungeheuerlichen Erſatz ſuchend für wahrhaft fruchtbare und künſtleriſche Ideen, die ihr allgemach abhanden kamen. Auch die Skulptur und Malerei hatten kein beſſeres Schickſal. Noch der lebensvollen Zeit der Bürgerkriege gehörte der geniale Bernhard Paliſſy (geb. 1510) an, der als armer Töpfer nach unſäglichen Entbehrungen und Anſtrengungen das Geheimnis der vielfarbigen Emaillierung der Tongefäße wiederfand; der dann anſtatt theoretiſcher Deduktionen Naturbeobachtung und Experiment auf die Wiſſenſchaft anwandte, die Geologie begründete, zugleich ein großer Forſcher und Künſtler. Aber ſchon Germain Pilon, der Bildhauer der letzten Valois, leidet bei aller Meiſterſchaft der Darſtellung, bei vieler Feinheit und geiſtvoller Auffaſſung doch ſchon an Geziertheit und Streben nach überraſchendem, äußerlich blendendem Effekt. Vollends ſeine Nachfolger in den bildenden Künſten zeigen den Übergang zum Barock: alles wird manieriert, ſchwülſtig, in unnatürlich geſchwollenen und bauſchigen Formen einſeitig auf maleriſche Wirkung gerichtet. Auch in der Malerei ſelbſt, wo nur Martin Freminet den Überlieferungen Michelangelos treu blieb.

Im Guten wie im Schlimmen wurde unter Heinrich IV. der Keim gelegt zu allem, was bald darauf die Glanzzeit Frankreichs kennzeichnet.

Die gelehrten Studien wurden von dem Könige gleichfalls mit Eifer gefördert. Das gänzlich verfallene College de France wurde hergeſtellt, mit zwanzig wohldotierten Lehrſtühlen; ebenſo die königliche Bibliothek wieder geſchaffen. Die franzöſiſchen Philologen Joſeph Scaliger, Mercier des Bordes, Caſaubon wurden die erſten Europas. Unter der großen Zahl von Hiſtorikern glänzten vor allen: der unruhige, tollkühne und doch treuherzige Hugenottenkrieger Theodor Agrippa von Aubigné, mit ſeiner kräftigen, charaktervollen, beredten, wenn auch dreiſten und kecken Sprache in ſeinen „Histoire universelle" betitelten Denkwürdigkeiten; und ſein Gegenbild, der gelehrte, aufgeklärte, duldſame Parlamentsrat Jakob Auguſt de Thou, mit ſeinen unparteiiſchen, wahrheitsliebenden, auf ſorgfältig geſichtetem authentiſchen Material beruhenden „Hiſtorien". De Thou wie Heinrich IV. ſelber waren Schüler Michel de Montaignes (1533—1592), deſſen „Eſſays" mit tiefer Kenntnis des menſchlichen Herzens, mit geiſtvollem Freimut und liebenswürdiger Gewandtheit alle menſchlichen Verhältniſſe unter dem Geſichtspunkte mutwilliger Skeptik beſprechen. Montaigne iſt der Begründer jener Schule konfeſſionell gleichgültiger Politiker und Schriftſteller, die in naturgemäßer Reaktion gegen die Greuel und Zerſtörungen der religiöſen Bürgerkriege entſtand und immer zahlreichere Bekenner gewann, Vorläufer der ſkeptiſchen „Philoſophen" des achtzehnten Jahrhunderts.

Auch in der Dichtkunſt hat die Epoche Heinrichs IV. den Grund gelegt zu der Richtung, innerhalb deren die Literatur Frankreichs ſich während des ganzen 17. Jahrhunderts bewegte. Die neue Schule, die mit Franz von Malherbe beginnt, trägt den Sieg davon über die Schriftſteller, die, wie der geiſtvolle, ſcharfe Satiriker Mathurin Regnier, den Spuren Marots, Rabelais', Ronſards folgten. An Stelle der rauhen, kecken, oft rohen, aber ſtets friſchen, ſtolzen, lebensluſtigen Poeſie des 16. Säkulums tritt höfiſch feines, abgemeſſenes, wohlgeſtaltetes und meiſt geſchmackvolles Weſen, dem leider Originalität, Kraft, Innerlichkeit, Wahrheit gänzlich abgehen. So kündigt ſich das „Zeitalter Ludwigs XIV." an.

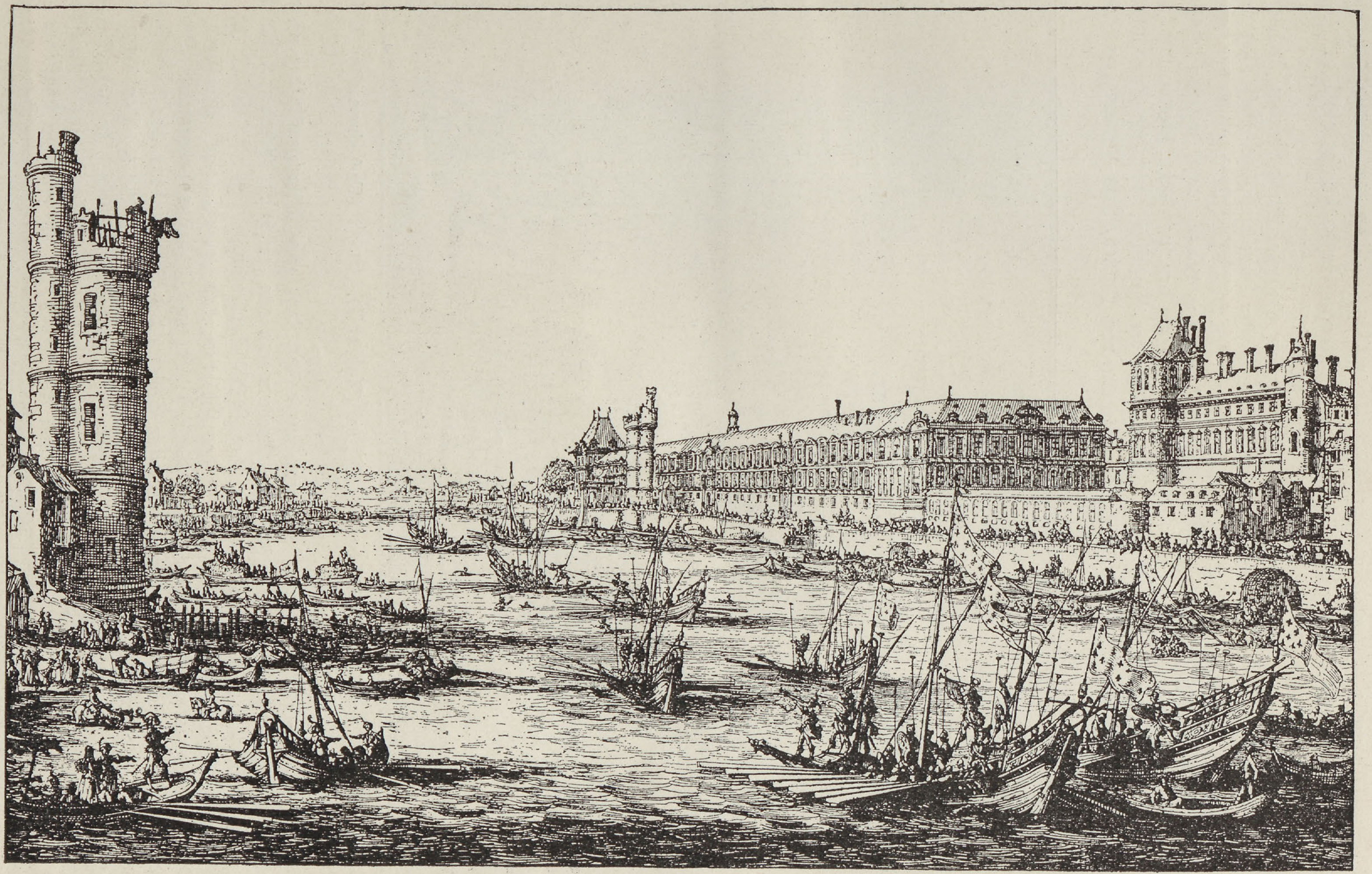
Heinrich ſelber ließ die Dichter und Schriftſteller gewähren, und wenn er ſie nicht ſonderlich begünſtigte, ſo leiſtete er ihnen doch den wichtigſten Dienſt: er ſchränkte die Freiheit, zu ſprechen und zu drucken, in keiner Weiſe ein. Er konnte um ſo eher ſolche, in ſeiner Zeit ganz ungebräuchliche Nachſicht üben, als er die Kritik weniger zu ſcheuen hatte, da er tatſächlich mit ſicherem Blick und feſter Hand den Grund zu Frankreichs Größe und überwiegender Macht gelegt hat. Er war weniger der „gute König", wie man ihn gemeiniglich ſchilderte, als der große König, ein vorzüglicher Verwalter, ausgezeichneter Staatsmann und hervorragender Feldherr.

Stets hatte ihm der Plan vorgeſchwebt, nach Ordnung und Herſtellung der inneren Verhältniſſe ſeines Reiches mit dem bisher übermächtigen Nebenbuhler Frankreichs, dem Habsburgiſchen Hauſe, abzurechnen, das ſeit einem Jahrhundert Frankreich politiſch und militäriſch beſiegt, ihm Italien entriſſen, ſeine Provinzen mit Aufruhr und Bürgerkrieg erfüllt hatte. Es kann wohl kein durchgreifenderer Gegenſatz gedacht werden, als er damals zwiſchen Spanien und Frankreich beſtand. Das erſtere unermeßlich weit ausgedehnt, aber im Innern zuſammenhanglos und ſchwach; dieſes von verhältnismäßig geringem Umfange, aber geſchloſſen und konzentriert. Die pyrenäiſche Halbinſel, ſchon durch ihre natürlichen Grenzen von allem belebenden Einfluß von außen abgeſperrt, am fernſten Ende Europas befindlich; Frankreich im Herzen des Abendlandes, über ſeine offenen Grenzen der Kultur der anderen Nationen Zutritt geſtattend. Spaniens Lebensquellen allmählich verſiegend, Frankreich dagegen voll friſcher, ſich entfaltender Kraft. Spanien ängſtlich am Alten klebend, Frankreich auf allgemeinen Umſturz der politiſchen Verhältniſſe hinarbeitend. Spanien der Repräſentant fanatiſchen Glaubenszwanges, Frankreich der möglichſter Duldung. Alle Umſtände machten hier den Zuſammenſtoß, den Kampf unvermeidlich.

Der Nachfolger Philipps II. war ein gutmütiger, ſittenreiner, den Freuden der Tafel und der Jagd ergebener Fürſt, ohne eigenes Urteil, geſchweige denn eigenen Willen. Philipp III. überließ die geſamte Macht ſeiner abſoluten Krone ſeinem Günſtlinge, dem Herzoge von Lerma, einem liſtigen Intriganten, unwiſſend, beſchränkt, ohne feſte Anſchauungen und Pläne, gierig und diebiſch, der arm zu ſeiner Stellung gelangt war und in dreizehn Jahren ein Einkommen von 700 000 Scudi, gleich 17 Millionen Mark nach heutigem Geldwerte, und an Koſtbarkeiten, Gewändern und Beſitztümern 6 Millionen Dukaten, gleich 125 Millionen Mark, ſich ergaunert hat. Freilich teilte er den Raub mit dem Klerus, auf den er ſich ſtützte. Je reicher er und ſeine Günſtlinge wurden, um ſo ärmer wurde der Staat. Die Regierung bettelte die Untertanen an, verkaufte Verzeihung für bürgerliche und religiöſe Verbrechen, fälſchte die Münze, bezahlte weder Beamte noch Soldaten und machte 1607 wieder teilweiſen Bankerott. So vermochte der Staat freilich nicht ſeine erſte Aufgabe zu löſen, nämlich die Sicherheit im Innern zu gewähren. Es wimmelte unter dem verarmten Volke von Räubern, „Bandoleros", die zu fünfzig und hundert vereint, ganze Karawanen ausplünderten und ſogar die Städte unſicher machten, von den unteren Klaſſen verſtändnisinnig gefördert. Die Bevölkerung nahm infolge der ſteten Kriege und der materiellen Not reißend ab und ſank in den zwanzig Jahren nach dem Tode Philipps II. von 8 auf 6 Millionen.

Und doch hielten die Spanier ſich noch immer für unbeſiegbar, für das erſte Volk der Welt. Nationalſtolz, Glaubenshaß und kriegeriſches Weſen vereinten ſich auf das engſte in ihrer Seele. Neben den theatraliſchen Vorführungen waren es die ritterlich glänzenden Turniere, die dieſes Volk zu einer Zeit feſſelten, wo ſie anderswo längſt verſchwunden waren, ſowie die blutigen Stiergefechte und vor allem die Autodafés. Von weitem ſtrömte man voll fanatiſcher Leidenſchaft zuſammen, um die verdammten Ketzer erdroſſeln und verbrennen zu ſehen.

Philipp III. entſprach zwar nicht der Meinung der Einſichtigen, aber doch der großen Mehrheit ſeiner Untertanen, wenn er 1609—1611 alle Moriſken aus ſeinem Reiche vertrieb: ein neuer furchtbarer Schlag für den Wohlſtand Spaniens, das ſo nach den beſcheidenſten Schätzungen eine halbe Million ſeiner fleißigſten, betriebſamſten und nützlichſten Bewohner einbüßte. Faſt die geſamte Wollenmanufaktur von Toledo, bisher in mehr als 50 Fabriken betrieben, ſiedelte mit den Moriſken nach Tunis über. Viele Kleinhandwerke, in denen ſie die Mehrheit der Meiſter gebildet hatten, hörten beinahe auf. In den Seidenwebereien ruhte die Arbeit. Die Ausfuhr ſpaniſcher Produkte nach Amerika ſank von 27 500 auf 15 000 Tonnen jährlich, alſo auf wenig über die Hälfte. Zahlreiche Ortſchaften, ehemals dicht bevölkert, enthielten keine lebende Seele

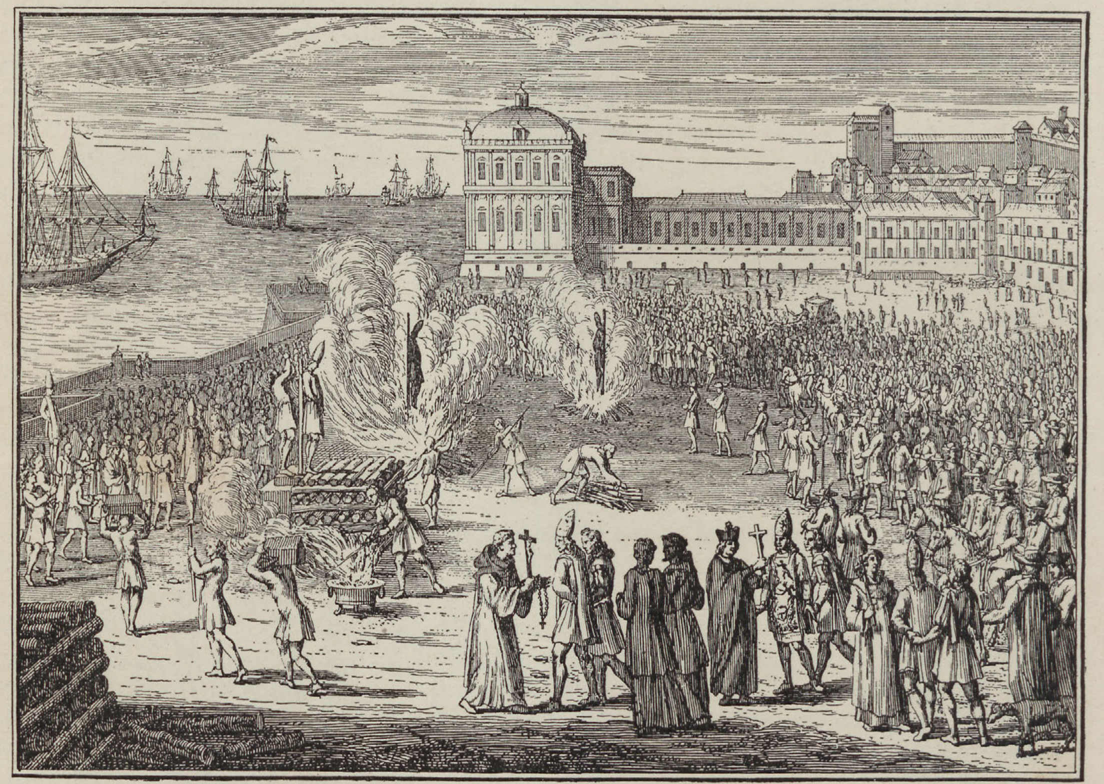


Louvre und Tuilerien in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Stich von Callot im Kupferſtichkabinett der Nationalbibliothek zu Paris.

mehr und fielen in Ruinen. Eine Geldkriſe trat ein. Spanien, an Menſchen, Induſtrie und Geld gleich arm, konnte bald nicht mehr Anſpruch auf den Rang einer Großmacht erheben.

So mußte es bald auch den Kampf in den Niederlanden aufgeben.

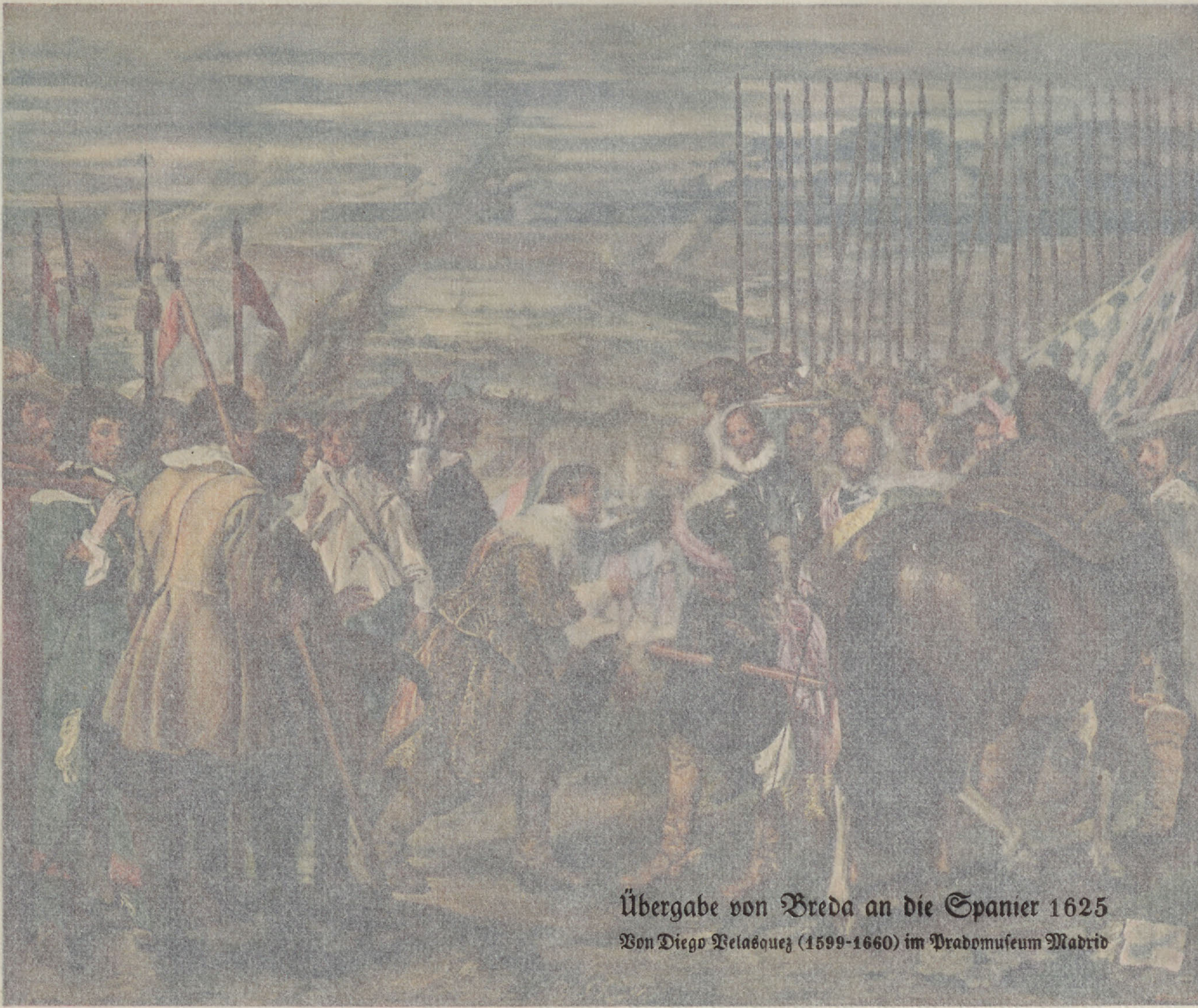
Hier hatte ein reicher Genueſer Bankier, der Marcheſe Spinola, ein geborener Feldherr, mit einem ſelbſtgeworbenen Heere, deſſen geniale Führung ihm dann den Oberbefehl aller ſpaniſchen Truppen verſchaffte, gegenüber dem Oranier Moritz das militäriſche Übergewicht der katholiſchen Sache wiederhergeſtellt. Aber die Vorteile, die Spinola zu Lande erfocht, wurden reichlich durch den Schaden aufgewogen, den die holländiſchen Seeleute den ſpaniſchen Flotten und Kolonien zufügten. Sie nahmen die koſtbaren Gewürzinſeln der Molukken, ſowie die Sundainſeln den Portugieſen ab. Der geiſtvolle Generalgouverneur von Indien, Jan Pieterszoon Koen (1618—1623) hat 1619 Batavia gegründet und überhaupt Java zum Mittelpunkte der niederländiſchen Beſitzungen in Aſien gemacht. Alle Meere waren von den holländiſchen Schiffen bedeckt, mehr als 3000 großen Fahrzeugen mit über 40 000 Seeleuten.



Ketzerverbrennung durch die ſpaniſche Inquiſition (Autodafé). Nach einem alten Stich.

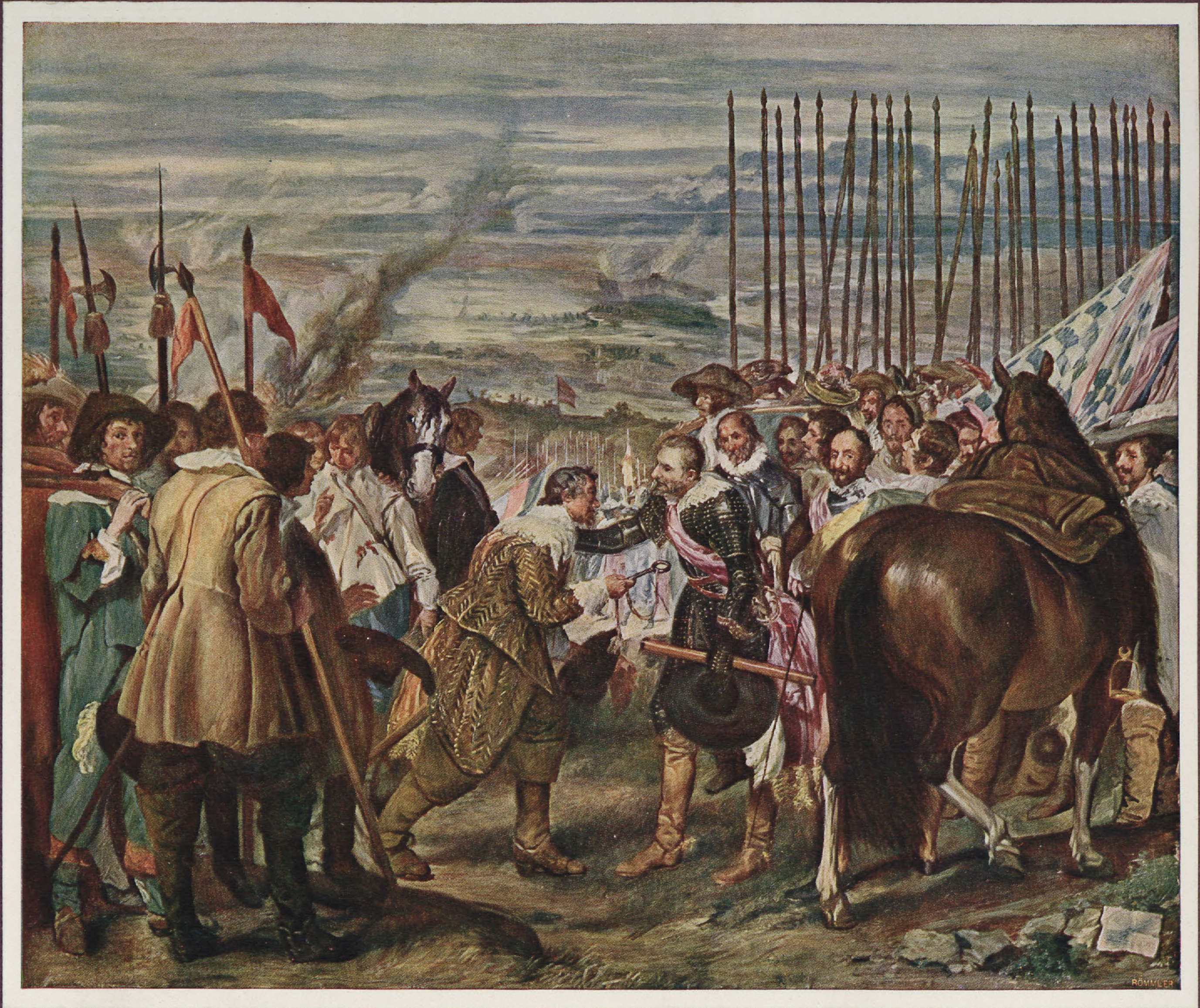
Um ſo trauriger waren die Zuſtände in den ſüdlichen, den „gehorſamen" Provinzen, die dem Zepter der frommen, fanatiſchen „Erzherzoge", Alberts und Iſabellas, gehorchten. Damals lagerte ſich auf den belgiſchen Provinzen der dichte Schleier des Aberglaubens, der Unwiſſenheit und geiſtigen Verkommenheit, der ſie während zweier Jahrhunderte einhüllte. Der Krieg verwandelte den Norden von Brabant und Flandern in eine traurige Wüſte. In ganz Belgien lag der Ackerbau danieder, war der Großhandel durch die holländiſchen Kaper- und Kriegsſchiffe ſo gut wie vernichtet. Die flandriſche Küſte, zumal Antwerpen, wo ſich einſt die Kaufleute und Flotten ganz Europas begegnet hatten, war öde und verlaſſen.

So mußte nach langen Verhandlungen Spanien ſich am 9. April 1609, wenn auch nicht zu endgültigem Frieden, ſo doch zu einem zwölfjährigen Waffenſtillſtand mit den Holländern unter demütigenden Bedingungen einlaſſen. Es erkannte die Unabhängigkeit der Vereinigten Pro-



Übergabe von Breda an die Spanier 1625

Von Diego Velasquez (1599-1660) im Pradomuseum Madrid



Übergabe von Breda an die Spanier 1625

Von Diego Velasquez (1599-1660) im Pradomuſeum Madrid

vinzen an, verzichtete auf die Bedingung der Freiheit der katholiſchen Religionsübung und geſtand zu, daß jene mit allen überſeeiſchen Ländern verkehrten, die nicht unmittelbar unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtünden.

Der zwölfjährige Waffenſtillſtand war ein Ereignis von größter Bedeutung. Der Sieg der Holländer machte zugleich einen Sieg der religiöſen und politiſchen Freiheit über den finſteren Doppeldeſpotismus aus, den das damalige Spanien über Leiber und Geiſter ſeiner Untertanen verhängte. Er war ein wirkſames Hemmnis für die ſeit einem halben Jahrhundert erfolgreich fortſchreitende Gegenreformation. Den tiefſten Schlag aber empfing dasjenige Land, das dieſe ſchmähliche Kapitulation abgeſchloſſen hatte, Spanien. Die Entdeckung, die Europa hier von Spaniens Schwäche gemacht hatte, war für dieſes ſehr gefährlich. Sie nahm Heinrich IV. die Scheu, die er bis dahin noch vor einem kriegeriſchen Zuſammenſtoße mit Spanien gehegt hatte. Er hatte ſolchen ſorgfältig vorbereitet. Zuerſt hatte er Spaniens ſtets unruhigen und habgierigen Bundesgenoſſen, den Herzog Karl Emanuel von Savoyen, zum Frieden von Lyon gezwungen (17. Januar 1601), der für die kleine Markgrafſchaft Saluzzo die ſechsmal größeren ſavoyiſchen Lande Breſſe, Bugey, Valromay und Gex an Frankreich abtrat. Seitdem hoffte der Herzog nur noch von dieſem Staate Vorteile und trat zu deſſen Verbündeten über. Auch die Schweizer, Venedig, Toskana, Mantua zählten zu den Freunden Heinrichs IV. In bezug auf die inneren Angelegenheiten Deutſchlands verfolgte er den Plan, die evangeliſchen Reichsſtände zu einem feſten, gut organiſierten Bunde zu vereinigen, deſſen Spitze ſich natürlich gegen den eifrig katholiſchen Kaiſer Rudolf II. und das mit dieſem eng verbundene Spanien richten mußte. Als wirklich im Jahre 1608 die evangeliſche „Union“ zuſtande kam, entſchloß ſich der König, mit deren Hilfe den Hauptangriff auf das habsburgiſche Geſamthaus nach Deutſchland zu verlegen.

Dazu bot ihm einen Anlaß der Streit, der ſeit dem März 1609 über die damals erledigte große jülich-kleviſche Erbſchaft zwiſchen den proteſtantiſchen Fürſten von Brandenburg und Neuburg auf der einen, dem Kaiſer auf der anderen Seite ſich erhob. Als im Auftrag des Kaiſers deſſen Bruder, Erzherzog Leopold, ſich der ſtarken Feſtung Jülich bemächtigte, erklärte Heinrich nachdrücklich, die willkürliche Beſitznahme der Kleveſchen Länder durch das Haus Öſterreich nicht dulden zu wollen. Zur Abwehr dieſer Eventualität ſchloß er mit den Unierten das Bündnis zu Schwäbiſch-Hall; einige Wochen ſpäter ging er zu Broſolo mit Savoyen einen Vertrag zur Eroberung des ſpaniſchen Herzogtums Mailand ein. Ein Krieg im größten Maßſtabe war beabſichtigt.

Da trat eine furchtbare Kataſtrophe ein, die mit einem Schlage das Ausſehen der Dinge von Grund aus veränderte. Als Heinrich IV. fünf Tage vor ſeiner beabſichtigten Reiſe zum Heere, am 14. Mai 1610, um 4 Uhr nachmittags, in offener Karoſſe langſam durch die enge, mit Laſtwagen verſperrte Pariſer Straße de la Ferronnerie fuhr, tötete ihn Franz Ravaillac durch den Stoß mit einem Meſſer auf der Stelle. Ravaillac war ein fanatiſcher Menſch, angeſteckt von den königsmörderiſchen Lehren einiger jeſuitiſcher Schriftſteller, erfüllt von den zelotiſchen Predigten, die gerade damals in Frankreich gegen den Kriegszug Heinrichs zugunſten der deutſchen Ketzer vielfach gehalten wurden. So wurde Heinrich IV. ein neues Opfer der Gegenreformation, nach Wilhelm von Oranien, Heinrich III. und ſo vielen anderen.

Ein Kind, unter der Regentſchaft einer mäßig befähigten Frau, war ſein Nachfolger. Sein großer politiſch-militäriſcher Plan blieb unausgeführt und konnte erſt einundeinhalbes Dezennium ſpäter von Richelieu wieder aufgenommen werden. Aber daß der große Kardinal auf allen Punkten die Fäden da anknüpfte, wo ſie der Hand des ſterbenden Heinrich IV. entglitten waren, iſt der ſchlagende Beweis für die hohe Einſicht und weithin beſtimmende Bedeutung dieſes geiſtvollen und kräftigen Herrſchers.

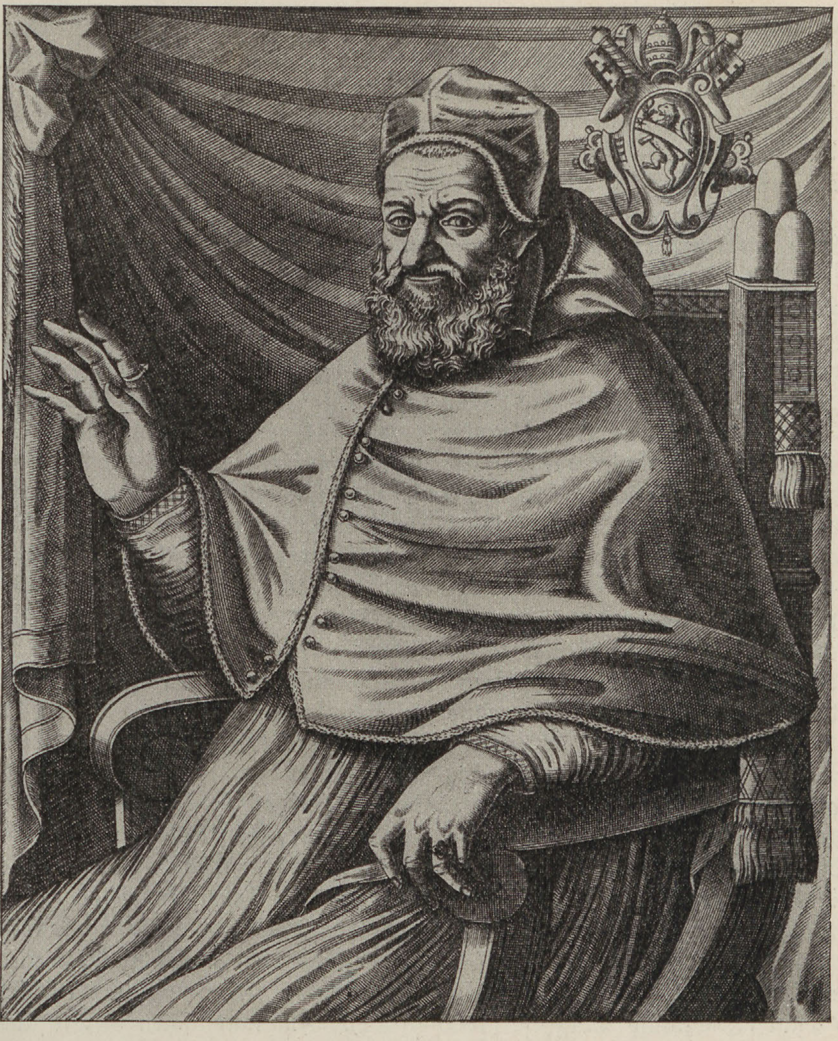
6. ITALIEN IN DER ZEIT DER GEGENREFORMATION

Johannes Vreedemann de Vries fec.

Die leidenſchaftliche und dabei feſte und konſequente Tätigkeit, die das Papſttum in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Unterdrückung jeder Freiheit des Denkens, Redens und Schreibens entfaltete, hat für die Apenninenhalbinſel traurige Früchte getragen. Die Inquiſition und die eifernde Orthodoxie aller kirchlichen Inſtanzen hat das einſt ſo blühende geiſtige Leben Italiens, dieſes Vorbildes der geſamten intellektuellen Entwicklung Europas während der Humaniſtenzeit, verödet und verflacht. Die wenigen ſelbſtändigen und bedeutenden Philoſophen, die ihre Stimme noch zu erheben wagten, mußten es bitter büßen. So Giordano Bruno aus Nola (geboren um 1530), der einen tiefen, folgerichtigen, aber mit myſtiſchen Elementen verquickten Pantheismus lehrte und dafür in Rom 1600 verbrannt wurde. So der Dominikanermönch Campanella aus Coſenza, der wegen ſeiner politiſchen Reformbeſtrebungen von der ſpaniſchen Regierung eingekerkert wurde. Von einer großzügigen Geſchichtſchreibung konnte unter dem ſchweren politiſchen und kirchlichen Drucke nicht mehr die Rede ſein; dafür warf man ſich mit Eifer, aber auch mit gänzlicher Kritikloſigkeit auf Altertümer, Lokal- und Kirchengeſchichte. Solches teils dilettantenhafte, teils pedantiſche Treiben wurde durch die zahlloſen „Akademien“ begünſtigt, die, nach dem Muſter der 1582 in Florenz begründeten Crusca, in dem Italien jener Zeit entſtanden.

In der Dichtkunſt traten übermäßig verfeinerte Form, künſtliche Gedankenverknüpfung, blendende und geſchwollene Phraſe an die Stelle echten und wahren poetiſchen Empfindens und naiv natürlichen Ausdrucks. Wer lieſt noch das beſte jener Werke, Guarinis Hirtendichtung Pastor fido (1583), das damals von allen Nationen unzählige Male nachgeahmt worden iſt? Das einzige Genie in einer Epoche des Niederganges, Torquato Taſſo (1544—1595), ließ in ſeinem „Befreiten Jeruſalem“ den bunt geſtaltenden antik-romantiſchen Geiſt noch innerhalb der kirchlich frommen Grundfabel überall durchbrechen. Aber dieſer innere Konflikt, der ihm als Verbrechen angerechnet wurde, erſchien ihm ſelbſt als ſolches — er hat ihn in den Wahnſinn getrieben.

Der Sinn für das Schöne, der nun einmal in den Italienern lebendig war, warf ſich auf die kirchlich und politiſch ungefährliche Muſik, wo Johann Sante von Paleſtrina (1514—1594) die neuere Tonkunſt begründete, Claudio Monteverde, im Beginne des 17. Jahrhunderts, die Erfindung



Papſt Sixtus V. Nach einem Stiche im Kupferſtichkabinett zu Berlin.

des Florentiners Ottavio Rinuccini, die Verbindung des Dramas mit der Muſik in der Oper, durch freiere und ſelbſtändigere Ausbildung der Muſik neben dem Texte vervollkommnete. Die Oper fand allgemeinen Beifall, zumal ihre prächtige Ausſtattung dem Geſchmacke der Zeit für Pomp und Verſchwendung entſprach.

In den bildenden Künſten derſelbe ſchnelle Verfall, wie in der Literatur: anſtatt glänzender Vollendung in klaſſiſcher Schönheit einesteils geſuchte Grazie und Süßlichkeit, andererſeits Übertreibung, Verzerrung, Freude am Häßlichen. Der Maler Baroccio aus Urbino (1528—1612) hat dem ganzen Stile des „Barock“ den Namen gegeben. Nur in Venedig, wo das kluge und weltlich geſinnte Regiment des Stadtadels freiere Sinnesart erhielt und ermöglichte, blühte die Malerei weiter auf Grundlage des eigentümlichen, von Giorgione und Tizian geſchaffenen farbenharmoniſchen Stiles. Künſtler wie Jacopo Tintoretto und Paolo Caliari der Veroneſe ſind ſelbſtändige ſchaffende Maler. Sie haben zumal der ſpaniſchen Kunſt die Wege gewieſen. Aber ſehen wir ab von dem venezianiſchen Winkel an der Adria, ſo wurde Italien zur letzten und unglücklichſten aller Nationen. Ein ſchreckliches Beiſpiel, nicht weniger ſchlagend als das Spaniens, von der tödlichen Wirkung geiſtlicher Allmacht! Politiſch ſtand der größte Teil der Halbinſel direkt oder unmittelbar unter ſpaniſcher Herrſchaft. Nur vier Staaten beſaßen noch ſelbſtändige Bedeutung: Savoyen-Piemont, Rom, Toskana und Venedig.

Der heilige Stuhl hatte ſo gut wie allen Einfluß auf die Weltpolitik verloren, aber ſeine geiſtige

Gewalt war unter dem Einfluſſe der kirchlichen Wiedergeburt, wie die Gegenwirkung der Reformation ſolche erzeugt hatte, bedeutend erſtarkt. Sie wurde faſt lediglich zur Bekämpfung der Ketzer verwandt, unter dem perſönlich milden Pius IV. (1559—1566) nicht weniger als unter ſeinem fanatiſchen Vorgänger Paul IV. Da wurden auf Pius' Anregung in Kalabrien wie in Piemont die friedlichen Waldenſer zu Tauſenden abgeſchlachtet, den Lombarden die Inquiſition mit Gewalt auferlegt. Noch ſchlimmer wütete Pius V., Michele Ghislieri (1566—1572), ein Zelot von unermüdlichem Eifer, hart gegen ſich ſelbſt wie gegen andere. Er trug ſtets auf dem bloßen Körper ein härenes Hemd, trank nur leicht mit Wein gerötetes Waſſer, aß wenig, betete um ſo mehr. Da ſah man in Rom, Neapel, allerorten vornehme Edelleute hinrichten, Biſchöfe und Prieſter zu ewiger Einkerkerung abführen. Da wurde der apoſtoliſche Protonotar Peter Carneſecchi, einſt der vertraute Freund Papſt Clemens' VII., in Rom enthauptet und dann verbrannt; erwürgt und verbrannt wurde Aonio Paleario, einer der beredteſten und berühmteſten Latiniſten des damaligen Italien, ein Greis von 70 Jahren. Religiöſe Vergehen, die zwanzig Jahre früher begangen waren, wurden nun wieder hervorgeſucht und beſtraft. Sein Nachfolger, Gregor XIII., perſönlich ganz unbedeutend, iſt merkwürdig durch die Reform des Julianiſchen Kalenders. Am 24. Februar 1584 erſchien die Bulle, die im folgenden Oktober zehn Tage zu ſtreichen, in Zukunft in je vier Jahrhunderten drei Schalttage wegzulaſſen befahl, um ſo das Kalenderjahr mit dem Sonnenjahre in Übereinſtimmung zu bringen. Zunächſt nahmen nur die katholiſchen Nationen die verbeſſerte Zeitrechnung an; die proteſtantiſchen in törichtem Trotze erſt viel ſpäter; die griechiſch-orthodoxen noch gar nicht.

Eine gewaltige Erſcheinung war dann Sixtus V., Felix Perretti (1585—1590), aus kleinbürgerlichem Stande. Mit eiſerner Tatkraft und erbarmungsloſer Strenge befreite er den Kirchenſtaat von der ſchrecklichen Geißel des Banditenweſens; aber er ſchmückte auch Rom durch zahlreiche Bauten. Unaufhörlich war er darauf bedacht, Geld zu ſammeln, bis an 5 Millionen Goldtaler; denn nur ſo glaubte er Macht zu gewinnen. Zugleich ſorgte er für die Induſtrie, baute Straßen und Brücken, erhob Ancona zu einem bedeutenden Handelshafen. Er lebte und webte in den Ideen der unumſchränkten Macht des Papſttums, nicht allein über die Kirche, ſondern auch in weltlichen Dingen. Sie verkündigten Kardinal Bellarmin in ſeinem berühmten Buche „Vom römiſchen Pontifex" und Kardinal Baronius in ſeinen „Kirchlichen Annalen" mit Gelehrſamkeit, Würde und Nachdruck. Allein Sixtus hat ſchließlich auf die großen europäiſchen Verhältniſſe ſo gut wie keine ſelbſtändige Einwirkung geübt. Trotz des Schatzes in der Engelsburg waren die Päpſte dazu nicht mehr fähig.

Schon Sixtus' V. nächſte Nachfolger beſaßen geringe Bedeutung; der kräftigſte von ihnen war noch Paul V., Camillo Borgheſe (1605—1621). Im kanoniſchen Rechte ausgebildet, von einem überſchwenglichen Begriff von der Machthöhe des Pontifikats erfüllt, wollte er dieſe auch den weltlichen Obrigkeiten auferlegen. Er verſuchte ſolches zunächſt an Venedig, dem kleinen Staate, der Cypern an den Sultan hatte abtreten müſſen (1573) und ſeitdem eine ängſtliche Friedenspolitik verfolgte. Seiner gedachte der Papſt mit Leichtigkeit Herr zu werden. Allein der Senat leiſtete den ungebührlichen Anſprüchen Pauls V. kräftigen Widerſtand. Als der Papſt die Republik mit dem Interdikt belegte, wurde dieſes, auf den gemeſſenen Befehl des Senats hin, von dem Klerus gar nicht beachtet, mit Ausnahme weniger Orden, zumal der Jeſuiten, die darauf aus dem Gebiete der Republik vertrieben wurden. Unter der Führung des aufgeklärten und gelehrten Servitenprovinzials Paolo Sarpi drohte die Lagunenſtadt geradezu zum Proteſtantismus überzugehen. Heinrich IV. vermittelte, und ſo kam im April 1607 der Friede zuſtande, der, unter ſchonenden Formen, die völlige Abweiſung der päpſtlichen Anſprüche bedeutete. An die Weltherrſchaft, von der Paul V. geträumt hatte, war offenbar nicht zu denken, wenn ſogar eine kleine katholiſche Republik dem Pontifex erfolgreich trotzen durfte. Seitdem hat kein Papſt mehr gewagt, einen Staat mit dem Interdikte zu belegen; das Papſttum verſinkt in immer größere Bedeutungsloſigkeit, die zumal auf dem Hintergrunde des dreißigjährigen Religionskrieges um ſo greller hervortritt — bis zu der kirchlichen Reaktion, die ähnlich wie einſt durch die Reformation, durch die franzöſiſche Revolution als Gegenwirkung hervorgerufen worden iſt und bis auf den heutigen Tag fortdauert.

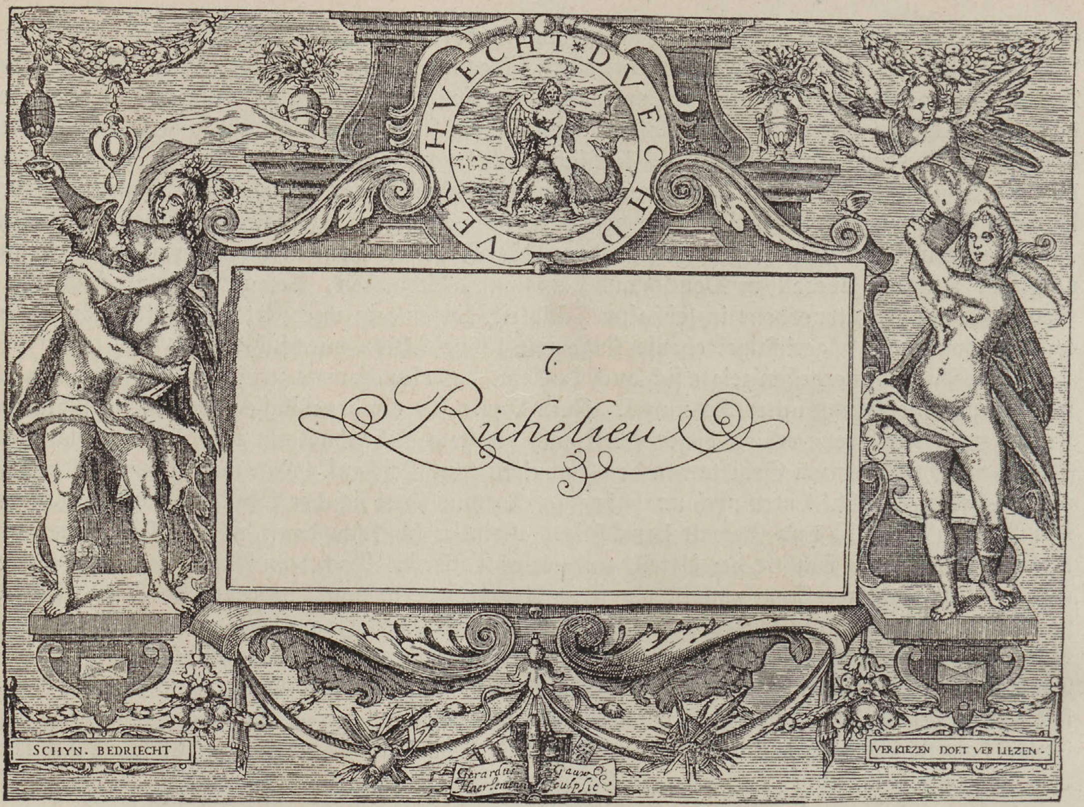
Die eigentlichen Leiter und Ausführer der Gegenreformation im 16. Jahrhundert waren die Jeſuiten. Sie trugen kein Bedenken, auch die revolutionärſten Lehren zu verkündigen, um die fürſtliche Gewalt von der ſtreng kirchlichen Richtung abhängig zu machen. Es wurde ſeit dem zweiten Ordensgeneral Lainez die konſequent und nachdrücklich ausgeſprochene Lehre des Ordens, das Volk habe, wie der Papſt, das Recht, einen ſchlechten Fürſten abzuſetzen. Selbſt unter dem Drucke des ſpaniſchen Abſolutismus verfolgten die ſpaniſchen Jeſuiten Suarez und Mariana dieſe Lehre bis zu ihren äußerſten Folgerungen, indem ſie ſogar die Ermordung ſolcher Fürſten anprieſen, die den göttlichen, d. h. kirchlichen Geſetzen, zuwiderhandelten. Die niederländiſchen Jeſuiten Roſſeus und Buſenbaum, die ſpaniſchen Molina, Salmeron, Valentia haben in ihren Schriften dieſelbe Anſchauung geäußert, die von den franzöſiſchen Liguiſten dann eifrig aufgenommen, dem Volke gepredigt und durch die Meuchler Clément und Ravaillac in die Tat umgeſetzt wurde. Überall in Deutſchland, England, Schweden, Polen, Rußland finden wir Sendlinge des Jeſuitenordens in lebhafter Tätigkeit, der eine in ihrer Art wahrhaft bewundernswert ſyſtematiſche, folgerichtige, ebenſo kluge wie kühne Aktion durchführte.

Dem Papſttum ergeben zeigte ſich auch Toskana, das eben damals zu einem ſtattlichen Staatsweſen zuſammenwuchs unter Kosmus I. Zum Danke für die dem Kaiſer Karl V. im Rate und Kriege erwieſene Treue erhielt dieſer Fürſt auch die ſtete Nebenbuhlerin von Florenz, die Stadt Siena, mit ihrem ganzen Gebiete von den Spaniern zum Geſchenk. Nun war in jenen Gegenden nur die kleine Republik Lucca noch unabhängig. Kosmus hatte ſich der höchſten Gewalt als Herzog von Florenz mit Liſt und Gewalt bemächtigt; allein er herrſchte dann mit Einſicht, unermüdlicher Arbeit, großer Schärfe des Urteils und vieler Tatkraft. Nach dem Muſter ſeiner Vorfahren war er, trotz ſonſtiger Sparſamkeit, ein freigebiger Förderer von Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Epigonen der großen Künſtler und Schriftſteller des Cinquecento umgaben den Herzog. Vorzüglich aber galt ſeine Neigung den Naturwiſſenſchaften, deren glänzender Aufſchwung in Toskana unter ihm beginnt. Er entfaltete auch in der auswärtigen Politik eine lebhafte Tätigkeit, indem er mit dem Heiligen Stuhle eine Art mittelitalieniſchen Bündniſſes einging, das ſeine Spitze hauptſächlich gegen die Herrſchaftsanſprüche Spaniens richtete. Ihn für ſolche Treue zu belohnen, erhob ihn Pius V. 1569 zum Großherzog von Toskana.

Während ſein älteſter Sohn und unmittelbarer Nachfolger, Franz, nur durch ſeinen Liebeshandel mit der ſchönen und geiſtvollen Venezianerin Bianca Capello bekannt iſt, die er ſchließlich heiratete, erwarb ſich deſſen Bruder Ferdinand I., Großherzog von 1589—1609, ein beſonnener und wohlmeinender Fürſt, um ſein Land viele Verdienſte. Er vergrößerte deſſen Umfang und begann die Entſumpfung des Chianatales und der fieberſchwangeren, immer mehr verödenden ſieneſiſchen Maremmen. Vor allem aber wurde er der Gründer der dann einzig bedeutenden toskaniſchen Handelsſtadt, Livornos, die er durch weiſe Einrichtungen und Privilegien ſchnell in Blüte brachte. Er hat den toskaniſchen Dingen die Richtung gegeben, der ſie darauf zweiundeinhalbes Jahrhundert lang, auch unter einer anderen Dynaſtie, gefolgt ſind. Die Fürſten ſind beſonnen, mild, gemäßigt, intelligent, aber nicht hervorragend an Geiſt oder Charakter, in der äußeren Politik möglichſt zurückhaltend, in der inneren geräuſchlos Gutes wirkend, ohne den perſönlichen und Familienvorteil zu vergeſſen. Aber die Tatkraft und die frohe Beweglichkeit der früheren Tage iſt mit der Freiheit verſchwunden, und Toskana ſinkt in engbegrenzte, kaſtenartig abgeſtufte Lebensbedingungen hinab, nur noch in den Naturwiſſenſchaften den alten Scharfſinn mit Glanz bewährend.

Die Republik Venedig verzichtete gleichfalls auf jedes entſchiedene Auftreten, zumal in der äußeren Politik; reich und bequem geworden, gefielen ſich die venezianiſchen Patrizier in glänzendem und weichlichem Wohlleben, und jeder Bewohner der üppigen Lagunenſtadt ahmte ihnen nach. Mit den Türken hielt Venedig ſeit 1573 Frieden; der Feindſchaft Spaniens gegenüber ſtützte es ſich auf das Bündnis mit Frankreich. Seine Diplomaten galten noch immer als die feinſten und geſchickteſten der Welt und vermittelten manchen internationalen Streit.

Inzwiſchen ſuchte Spanien ſeine Herrſchaft allen italieniſchen Staaten aufzuerlegen; es miſchte ſich in ihre inneren und äußeren Zwiſtigkeiten ein durch ſeine Geſandten, die mit der Anmaßung römiſcher Prokonſuln auftraten, oder durch ſeine Truppen, die vom Mailändiſchen aus ſtets bereit waren, gewaltſam einzuſchreiten. In dieſer allgemeinen Schwäche und Zerrüttung hielt — neben Venedig — nur Savoyen eine gewiſſe Selbſtändigkeit aufrecht, indem es zwiſchen Spanien und Frankreich ebenſo geſchickt wie gewiſſenlos lavierte, ſich bald mit des einen, bald mit des andern Hilfe zu erhalten und zu vergrößern ſuchte. Sein Hauptgewicht fand es aber bereits in ſeinen italieniſch redenden Landesteilen, von denen in ſpäter Zukunft die Befreiung und Einigung der ſchönen Halbinſel ausgehen ſollte.


VERHVECHT DVECHD
SCHYN. BEDRIECHT
VERKIEZEN DOET VER LIEZEN.
Gerardus Gauw Haerlemensis sculpsit

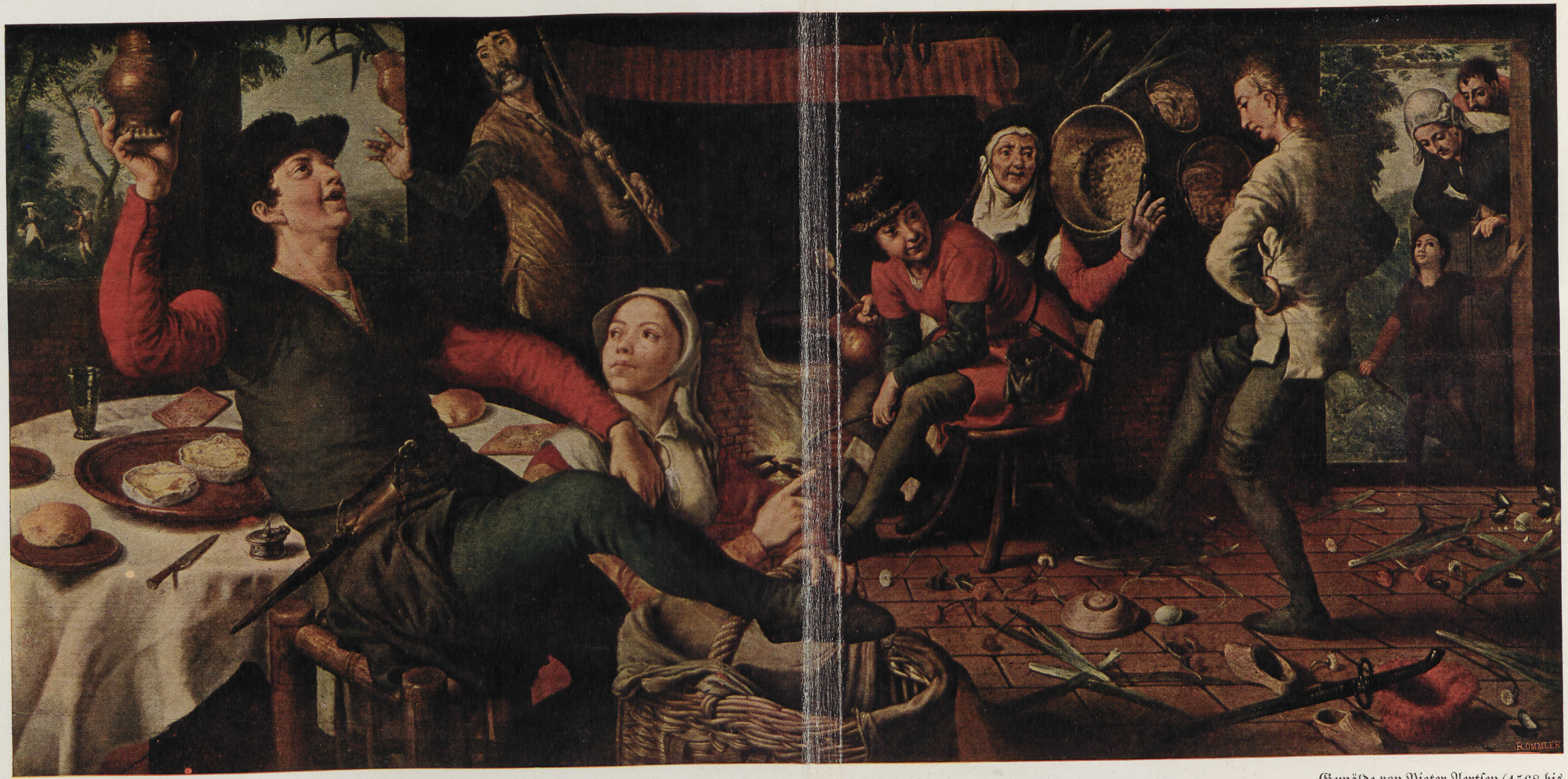
7

Richelieu

Beatus Gerardus Douw fec.

Die von Heinrich IV. von Frankreich in der inneren und äußeren Politik eingeſchlagenen Bahnen entſprachen ſo ſehr den Anforderungen ſeiner Lage und den Wünſchen und Bedürfniſſen ſeines Volkes, daß ſie ſchließlich von ſeinen Nachfolgern wieder beſchritten worden ſind. Inſofern haben unzweifelhaft diejenigen Hiſtoriker recht, die auch hier darauf hinweiſen, wie wenig ſelbſt die anſcheinend umwälzendſten Einzeltatſachen von bleibender Bedeutung ſind, wenn ſie mit der großen und gewiſſermaßen notwendigen Entwickelung, der allgemeinen oder der nationalen, im Widerſpruche ſtehen, und wie ſehr dieſe allgemeine Entwickelung ſich mit ihren Anforderungen und Folgen immer wieder durchſetzt. Aber für den Augenblick änderte die Ermordung des Königs die Sachlage in der Tat von Grund aus.

Maria von Medici, die Königin-Witwe, die für ihren neunjährigen Sohn Ludwig XIII. die Regentſchaft übernahm, fand ſich vor der für ſie, die Fremde, doppelt ſchwierigen Aufgabe, die Staatsleitung bei einem drohenden großen Kriege, unter dem offenbaren Übelwollen der Mitglieder des königlichen Hauſes und gegenüber den nur niedergehaltenen, aber noch nicht verſchwundenen Erblichkeits- und Unabhängigkeitsgelüſten der hohen Beamten und Würdenträger zu üben. Die Regentin beſaß keine ungewöhnliche Begabung, wohl aber gutes und zutreffendes Urteil und gründliche Bildung. Sie faßte den richtigen Gedanken, daß ſie vor allem die Pflicht habe, ihrem Sohn die ganze Machtfülle der Krone zu erhalten, und daß ſie deshalb, der Unbotmäßigkeit der heimiſchen Großen gegenüber, jede äußere Verwickelung vermeiden müſſe. So ſtrebte ſie die Ausſöhnung mit Spanien an, zu der ſie allerdings auch ihre fromm katholiſche Geſinnung hinneigen ließ. Schlimmer war ihre blinde Vorliebe für zwei Florentiner, die ihr unter all den Fremden am Pariſer Hofe allein Ergebenheit gezeigt hatten, ihre Kammerfrau Leonore Galigai und den Patrizier Concino Concini. Indem ſie dieſen mit Leonoren vermählte, erhob ſie ihn, den ganz verdienſtloſen, und der nie den Krieg geſehen, zum Marſchall und zum Marquis von Ancre. Der Günſtling war viel zu ſchwach, um den Großen ein Gegengewicht zu bilden,



Kulturbild aus dem niederländiſchen Bauernleben: Der Eiertanz

Gemälde von Pieter Aertſen (1568 bis
1575) im Rijks-Muſeum zu Amſterdam

Stadt-
bücherei
Elbing

die ſich wetteifernd der Städte und der Provinzen bemächtigten und den Staatsſchatz ſchamlos plünderten.

Um ſo mehr ſuchte Maria Beiſtand bei dem abſoluten Königtume Spaniens. Sie ſchloß im April 1611 einen Vertrag, der die Vermählung Ludwigs XIII. mit der älteſten Infantin, Anna, ſowie des Prinzen von Aſturien, Philipp, mit Ludwigs älteſter Schweſter Eliſabeth für eine nahe Zukunft feſtſetzte. Eine völlige Umkehr in den politiſchen Verhältniſſen Weſteuropas kündigte ſich hier an. Hatten dieſe bisher auf dem ſteten und ſcharfen Gegenſatze zwiſchen Frankreich und Spanien beruht, ſo mußte deren Bündnis die Unterwerfung des Erdteils unter das Belieben der alliierten Herrſcher zur Folge haben, und zwar im Sinne des unduldſamſten Katholizismus und der königlichen Selbſtherrſchaft. Um das Widerſtreben des Hochadels gegen ſolche Ausſichten zu brechen, berief die Regentin auf den Oktober 1614 die Generalſtände des Reiches ein. Man erwartete von ihnen eine völlige Neugeſtaltung des Staatsweſens, Herabſetzung der Steuern, Abſchaffung der Käuflichkeit der Ämter. Keine dieſer hochgeſchraubten Forderungen wurde erfüllt. Indem der dritte Stand die Einziehung aller von den Großen erpreßten Gnadengehalte forderte, geriet er mit dem Adel in ſchlimmen Hader. Indem er weiter die Erklärung beantragte, daß die geiſtliche Gewalt keinerlei Macht über die Krone beſitze, zerfiel er mit dem Klerus, der ſich dann mit dem Adel verbündete. Die Regentin benutzte ſchlau die Lage, indem ſie ſich von jedem Stande beſonders die Billigung ihres ſpaniſchen Heiratsplanes erteilen ließ; und dann ſchloß ſie die Verſammlung (Februar 1615).

Es waren die letzten Generalſtände bis auf die ewig denkwürdigen des Jahres 1789. Ihr kläglicher Verlauf hatte bewieſen, daß die damalige geſellſchaftliche Organiſation Frankreichs unfähig war, irgend eine das Königtum beſchränkende und beſtimmende, ſei es ariſtokratiſche, ſei es volkstümliche Gewalt hervorzubringen. Wenn auch einzelne Aufſtände noch eintreten konnten, im Grunde war damit doch die Notwendigkeit des monarchiſchen Abſolutismus erwieſen. Andererſeits hatte ſich hier die tiefe Abneigung des Bürgertums gegen den Adel zum erſtenmal gezeigt, die für die Zukunft von ſo einſchneidender Wirkſamkeit werden ſollte.

Die allgemeine Unzufriedenheit, die in den Generalſtänden ſich wohl geäußert, aber keine bleibende Wirkung erzielt hatte, kam zum Ausbruche, als die Regentin im November 1615 die Doppelheirat ihrer Kinder an der ſpaniſchen Grenze vollziehen ließ. Unter Führung der königlichen Prinzen fanden allerorten Empörungen ſtatt. Maria trat ihnen mit Feſtigkeit entgegen. Sie ließ den Prinzen von Condé, der übrigens, ungleich ſeinen Vorfahren, katholiſch erzogen war, gefangenſetzen und fügte den übrigen Empörern entſcheidende Niederlagen bei. Aber nun kam ihr die Gegnerſchaft von der nächſten entſcheidenden Stelle.

Der junge König hatte eine freudloſe Jugend verlebt. Von ſeiner Mutter und ihrer Umgebung war er mit Liebloſigkeit, ja Härte behandelt worden; ſelbſt die Peitſche wurde ihm nicht erſpart. Schwächlich von Körper und Geiſt, obwohl nicht ohne Anlagen für mechaniſche Fertigkeiten und Mathematik, hatte er von dieſer Erziehung den übelſten Einfluß auch auf ſeinen Charakter empfangen: er wurde feige, mißtrauiſch, hinterliſtig, rachſüchtig. Er liebte niemand, aber er fühlte das Bedürfnis, ſich allezeit an einen Stärkeren anzulehnen und von dieſem ſich leiten zu laſſen. Einen ſolchen Vertrauten hatte er in ſeinem Falkenwärter, Karl von Luynes, gefunden, einem ehrgeizigen und geſchickten Intriganten ohne umfaſſendere Begabung. Der Gunſt des jungen Monarchen ſicher, faßte Luynes den Plan, die ausſchlaggebende Macht am Hofe zu gewinnen. Er wußte Ludwig davon zu überzeugen, daß Ancre es auf des Königs Leben abgeſehen habe, und ſo gab dieſer ſeinem Gardekapitän Vitry Befehl, den Marſchall zu töten. Es geſchah am 24. April 1617. Darauf wurde auch des Ermordeten Witwe als Zauberin und Hochverräterin unter albernen Vorwänden zum Tode verurteilt, wurden alle Geſchöpfe Ancres geſtürzt. Die Königin-Witwe mußte ſich nach Blois zurückziehen.

„Nun bin ich König,“ hatte Ludwig bei der Nachricht von Ancres Tode ausgerufen. In Wahrheit hatte er ſeitdem nur einen neuen Herrn in Luynes. Freilich legten die Aufſtändiſchen die Waffen nieder, aber ſonſt war nichts Weſentliches geändert. Luynes dachte nur an den eigenen ſowie an der Seinigen Vorteil. Dieſen fand er im engen Bündnis mit der mächtigen klerikalen Partei, und ſo behielt Frankreich die ausgeſprochen katholiſche, hiſpaniſierende Politik Mariens von Medici bei. Darauf brach die Unzufriedenheit im eigenen Lande von neuem aus. Zwar der Aufſtand des Hochadels, unter der Führung der Königin-Mutter, wurde bei Pont de Cé beſiegt, und Maria hielt es für das beſte, ſich unter der klugen Vermittlung ihres vertrauten Ratgebers, des Biſchofs Richelieu von Luçon, mit ihrem Sohne zu verſtändigen. Aber die Hugenotten, die für ſich von der klerikalen Richtung des Hofes das Schlimmſte erwarteten, ſetzten den Widerſtand fort. Beſonders die alten Bollwerke des Proteſtantismus, die Städte La Rochelle und Montauban, hielten deſſen Banner aufrecht. An den Mauern dieſer letzteren Feſtung ſcheiterte das Glück des zum Konnetabel von Frankreich erhobenen Luynes. Nachdem er die Belagerung hatte aufheben müſſen, ſtarb er plötzlich am Scharlachfieber (14. Dezember 1621), von allen angefeindet, dem Könige ſelbſt gleichgültig geworden.

Das königliche Heer führte den Kampf weiter und zwang ſchließlich die Reformierten zum Frieden (19. Oktober 1622), der ihre Religionsfreiheit in vollem Maß beſtehen ließ, aber ihre politiſche und militäriſche Organiſation auflöſte und ſie ihrer feſten Sicherheitsplätze, mit Ausnahme von La Rochelle und Montauban, beraubte. So war wiederum ein Schritt zur Vernichtung aller dem Abſolutismus noch widerſtrebenden Sondergewalten in Frankreich geſchehen.

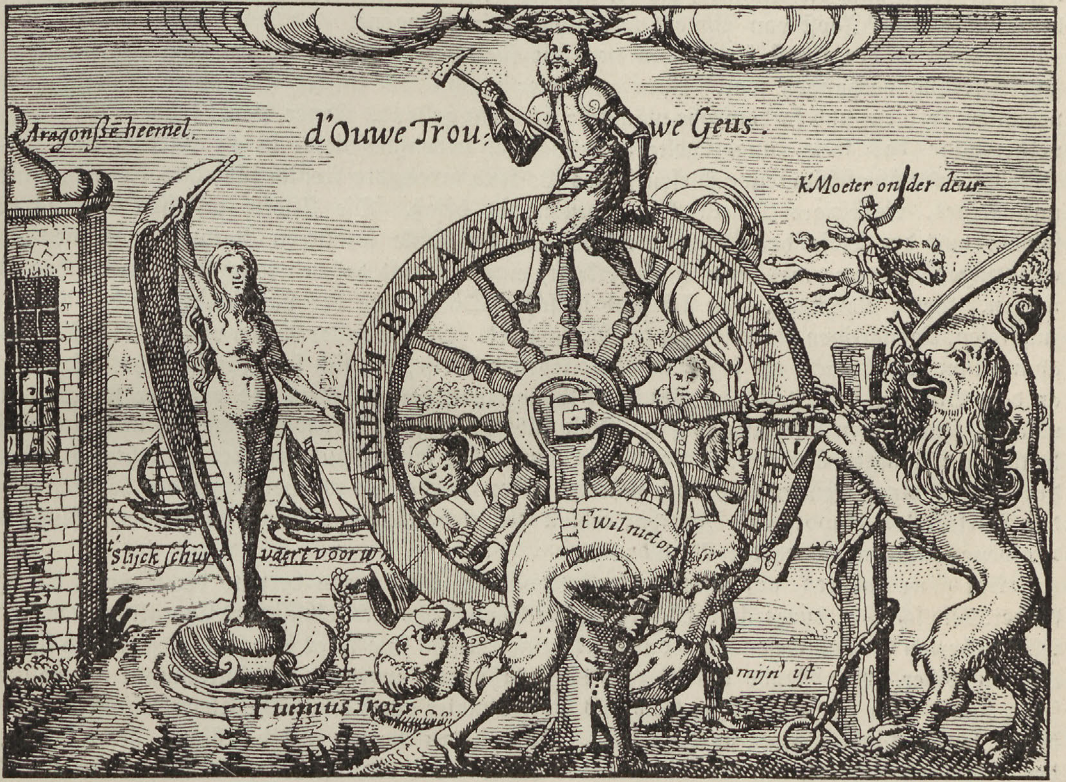
Dieſer Friede war von Ludwig XIII. abgeſchloſſen worden in Hinſicht auf die äußere Politik, wo er endlich den Mut fand, den Fortſchritten der Habsburger entgegenzutreten. Denn ſchon übte auf ihn der gewaltige Geiſt Richelieus maßgebenden Einfluß.

Johann Armand du Pleſſis de Richelieu, geboren 1585, hatte, kaum 20 Jahre alt, das in ſeiner Familie erbliche kleine und ärmliche Bistum Luçon erhalten, mit dem ſein brennender Ehrgeiz und ſein gerechtfertigtes Selbſtbewußtſein ſich nicht lange zufriedengaben. Durch Dienſte, die er dem Hofe bei den Generalſtänden von 1615 leiſtete, empfahl er ſich der Regentin, die ihn bald zu ihrem vertrauten Miniſter erkor. Indem er ſpäter ihre Ausſöhnung mit dem Könige herbeiführte, gewann er deſſen Gunſt, die ihm die Kardinalswürde und 1622 den Eintritt in deſſen Miniſterium verſchaffte. Hier verliehen ihm ſeine genialen Geiſtesgaben binnen kurzem die ausſchlaggebende Stellung, die im Auguſt 1624 durch Ernennung zum Premierminiſter förmlich anerkannt wurde. Seitdem betrachtete er ſich als den berufenen Diener des Königtums und des Staates, für deren Vorteil er jedes Mittel des Trugs, der diplomatiſchen Liſt, aber auch Härte und Grauſamkeit für erlaubt und ſogar geboten hielt. Die franzöſiſche Krone nach innen allmächtig, nach außen gebietend und alle anderen Staaten überragend hinzuſtellen, war ſein doppelter Zweck. Da galt es vor allem, auch mit Hilfe der proteſtantiſchen Mächte, die Kraft des Hauſes Habsburg zu brechen. Denn obwohl perſönlich durchaus frommer Katholik und ſelbſt hervorragender theologiſcher Gelehrter und Schriftſteller, bewahrte er anderen Überzeugungen gegenüber größte Duldſamkeit und ließ die religiöſen Intereſſen keineswegs die ſtaatlichen beeinträchtigen.

Zuerſt bewährte er dieſe Anſchauungen in den Angelegenheiten des Veltlin, eines katholiſchen, aber bislang den proteſtantiſchen Graubündern gehörigen Ländchens. Hier hatten die Spanier von Mailand aus, um ſich das für den Übergang von Italien nach den deutſchen Beſitzungen der Habsburger ſehr wichtige Gebiet anzugliedern, im Juli 1620 die Ermordung aller dort wohnenden Proteſtanten und damit die Abwerfung der Untertänigkeit unter Graubünden in Szene geſetzt. Nach dieſem „Veltliner Morde“, deſſen Schrecken mit denjenigen der Bartholomäusnacht wetteiferten, waren ſpaniſche und öſterreichiſche Truppen nicht nur in das Veltlin, ſondern auch in Graubünden eingerückt. Erſt 1623 unter Richelieu trat Frankreich gegen dieſe Gewalttat auf. Es verbündete ſich gegen die Habsburger mit Venedig, Savoyen und England zu St. Germain, im September 1624. Kurz darauf drangen franzöſiſche Truppen unter dem Marquis von Coeuvres in Graubünden und Veltlin ein und nahmen dieſe wichtigen Gebirgspäſſe den Habsburgern ab. Frankreich war hierbei auch des Beiſtandes der Vereinigten Niederlande ſicher, die nach Ablauf des zwölfjährigen Waffenſtillſtandes, alſo ſeit 1621, wieder mit Spanien im Kriege lagen.

Der zentraliſtiſche und militäriſche Gedanke wurde in den freien Niederlanden hauptſächlich durch den Generalſtatthalter vertreten, damals Moritz von Oranien, das Haupt des Heeres und der Flotte. Sein Einfluß beruhte auf dem niederen Volke, den Soldaten, Seeleuten und endlich den Predigern, die alle mit Begeiſterung an der glorreichen naſſauiſchen Dynaſtie hingen. Die eigentlich führende Stellung aber gehörte den Generalſtaaten, die wiederum aus Abgeordneten der Provinzialſtände gebildet wurden. Da in dieſen die oligarchiſch zuſammengeſetzten Stadtmagiſtrate die Oberhand beſaßen, ſo waren dieſe letzteren, alſo das ſtädtiſche Patriziat, die wahren Herren des Bundesſtaates. Über ihre ſtädtiſchen Privilegien eiferſüchtig wachend, der Zentralgewalt ungünſtig geſinnt, bildeten ſie, beſonders in der bevölkertſten und reichſten Provinz, in Holland, die patriziſche und partikulariſtiſche Partei der „Patrioten". An ihrer Spitze ſtand der Penſionär von Holland, Johann von Olden-Barnevelt, der einflußreichſte und verdienſtvollſte Staatsmann der Union, aber eben wegen ſeiner Parteiſtellung dem Generalſtatthalter tödlich verhaßt.

Dieſer politiſche Gegenſatz verſtärkte ſich durch den religiöſen. Der freigeſinnte Theologe Arminius (Jakob Harmenſen) und ſeine Anhänger, die feingebildeten Stadtariſtokraten, wurden von den ſtrengen Calviniſten, die Franz Gomarus folgten, und die das ganze untere Volk auf ihrer Seite hatten, bitter angefeindet. Selbſtverſtändlich gehörte Olden-Barnevelt zu den Arminianern, Moritz von Oranien zu den Gomariſten. Es kam zu erbitterten Streitigkeiten, die Oranien die Veranlaſſung gaben, den Penſionär als Hochverräter und Irrlehrer zum Tode verurteilen und hinrichten (13. Mai 1619), ſeine vornehmſten Anhänger, darunter den berühmten Staatsrechtslehrer Hugo de Groot (Grotius), zu ewigem Gefängnis verdammen zu laſſen. Grotius iſt bald mit Hilfe ſeiner unerſchrockenen Gemahlin, die ihn in einer Bücherkiſte verbarg, entkommen. Eine Nationalſynode zu Dordrecht (Mai 1619) verurteilte den Arminianismus als ketzeriſch und ſchismatiſch und erklärte alle nicht den ſtrengen Calvinismus lehrende Prediger für abgeſetzt. Moritz führte dieſen Spruch in den ganzen Provinzen mit Gewalt durch. Das bedeutete einen Sieg religiöſer Unduldſamkeit und Engherzigkeit, zugleich aber auch der ſtatthalteriſchen Autorität. Es war die Zeit, wo die Vereinigten Provinzen zur höchſten Blüte ihres Volkstums ſich entwickelten. Ihre Handelsflotte zählte 35000 Schiffe mit zwei Millionen Laſten. Hand in Hand mit dem Welthandel ging die Großinduſtrie, deren Waren ſich über die ganze Welt verbreiteten. Der Krieg brachte den Holländern nur Vorteil, da er ihnen die Seeherrſchaft verſchaffte, während ſeine Koſten von dem reichen Volke leicht getragen wurden. Und mit der Unabhängigkeit, dem Wohlſtand und



Karikatur auf den Untergang von Olden-Barnevelt und ſeiner Partei 1619.

Nach einem alten Stiche.

dem nationalen Selbſtbewußtſein entfalteten ſich auch Literatur und Kunſt. Man bemühte ſich unter der Führung der Amſterdamer Geſellſchaft In liefde bloeynde („In Liebe blühend“), die Mutterſprache von den eingedrungenen franzöſiſchen Sprachmengungen zu reinigen. Damals begann die klaſſiſche Periode der niederländiſchen Dichtung. Gerbrant Bredero und Samuel Coſter ſchufen das niederländiſche Luſtſpiel, das ſofort einen nationalen und volkstümlichen Charakter annahm und zeitgenöſſiſche Zuſtände und Gewohnheiten verſpottete. Pieter Corneliszoon Hooft, ſelber eifriger Politiker und Anhänger Moritz von Oraniens, hob Sprache und Verskunſt ſeines Vaterlandes auf hohe Stufe und ahmte in Liebesgedichten, Schäferſpielen und Tragödien die großen italieniſchen Poeten des 16. Jahrhunderts, in ſeinen hiſtoriſchen Werken Tacitus nach. Zu dem Kreiſe geiſtig hervorragender Menſchen, den er in ſeinem Schloſſe Muiden um ſich ſammelte, dem Muiderkring, gehörten auch die Männer, die die niederländiſche Dichtung auf die höchſte Stufe zu heben beſtimmt waren: Jooſt van Vondel und Konſtantin Huygens.

Freilich in der Kunſt überwogen noch die ſüdlichen Niederlande, wo eine alte künſtleriſche Überlieferung vorhanden war. Aber auch hier machte ſich in der Brabanter Malerſchule das prächtige, formen- und farbenfrohe vlämiſche Element geltend. Peter Paul Rubens (1577—1640) verherrlichte das freie, ungezügelte, tatenluſtige, leidenſchaftliche, in Kraftgefühl und derber Lebensfreude überſchäumende Weſen ſeines Volksſtammes, der freilich für edles Formempfinden und feines, vielſeitiges Daſein kein Verſtändnis beſaß. Die Affekte erfloſſen Rubens nicht ſowohl aus der Tiefe des Gedankens, als aus der Fülle ſinnlichen Naturells. Seine Werke entſpringen einer unermeßlichen Schöpferkraft, einem ebenſo hohen wie ſchnellen techniſchen Vermögen. Beide Vorzüge zeigen ſich auch in ſeiner Darſtellung der Landſchaft, die erſt durch ihn zur freien, eigenartigen Nachbildung der Natur wird. Sein Schüler Anton van Dyck (1599—1641) ahmte ihm zuerſt nach, oft ſogar in übertriebener Weiſe, bis ſich ſein künſtleriſches Eigenweſen an dem Studium der Italiener, zumal der Venezianer, herausbildete und er einer feineren, nervöſeren, ſenſibeleren Richtung folgte. Dieſe führte ihn zur Vollendung, die ſich in ſeinen ariſtokratiſchen Bildniſſen bewährt: er wurde der wunderbar feine Pſycholog, der vornehme Darſteller, der Meiſter einer weichen und doch ſicheren, edlen Farbe, als welcher er zu der höchſten Stufe der Porträtiſten emporſtieg. In ihm erhielt die niederländiſche Kunſt durch Vermählung mit der venezianiſchen die edelſte Verklärung.

Auf ganz anderen, auf durchaus volkstümlichen Grundlagen beruhte die Malerei der Holländer. Die ſchlichte, bürgerliche Tüchtigkeit, der lebensfrohe und ſelbſtſichere Charakter ihres freien, ſelbſteroberten Gemeinweſens, der durchaus demokratiſche Zug ihres Staates ſpiegelte ſich in ihren Werken wider. Die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert wurde die Geburtsſtunde der holländiſchen Kunſt. Da erſcheint Franz Hals, als Porträtmaler durch energiſche Charakterauffaſſung und kühne, breite Pinſelführung ausgezeichnet. Da ſchildern Aertſen und der ältere Peter Breughel, der „Bauernbreughel“, mit Verſtändnis und Kraft das derbe, oft rohe, urwüchſige Treiben holländiſcher Landleute. Der jüngere Peter Breughel, der „Höllenbreughel“, und der ältere David Teniers gefallen ſich in phantaſtiſch-behaglichen Darſtellungen einer Teufel- und Geſpenſterwelt, die ſichtbarlich die kecken, ſinnlichen Züge der Nordniederländer trägt. Aber auch die empfindungsvolle und glänzende holländiſche Landſchaftsmalerei wird durch Johann van Goyen geſchaffen.

Mit dieſem lebenſprühenden, energiſchen, ſelbſtbewußten, aufſtrebenden Gemeinweſen trat Richelieu in Verbindung. Aber noch ſah er ſich in der kräftigen Führung der äußeren Politik durch zwei Elemente im Innern des Reiches gehemmt: die Hugenotten, die den Reſt ihrer politiſchen Selbſtändigkeit von der Regierung ſyſtematiſch unterdrückt ſahen und, von Madrid her aufgewiegelt und mit Geld unterſtützt, ſich im Januar 1625 unter den hochadligen Brüdern Rohan und Soubiſe in Waffen erhoben; und andererſeits die eifrig klerikale ſpaniſche Partei. Er faßte den genialen Plan, erſt ſeine proteſtantiſchen Bundesgenoſſen im Auslande zur Unterwerfung ihrer franzöſiſchen Glaubensbrüder zu benutzen, dann die Klerikalen ohne allzu große Opfer zu verſöhnen.

Beides gelang ihm. Da die Hugenotten durch ihre Verbindung mit Spanien geradezu als Feinde der gemeinſamen proteſtantiſchen Sache erſchienen, halfen engliſche und niederländiſche Schiffe zur Eroberung La Rochelles. Die franzöſiſchen Reformierten mußten im Jahre 1626 einen Vergleich mit der Regierung eingehen, der ihnen freilich mehr ſchöne Verheißungen, als tatſächliche Vorteile brachte. Dann ließ Richelieu ſeine proteſtantiſchen Bundesgenoſſen einfach im Stich, indem er, zur Gewinnung der klerikalen Führer, im Mai 1626 zu Barcelona mit Spanien Frieden ſchloß. Das Veltlin wurde für unabhängig erklärt. Spanien war damit ſeiner Beute und des wichtigen Gebirgspaſſes, aber auch Frankreichs langjährige Alliierten, die Graubündener, waren ihres Untertanenlandes beraubt.

Da erhob ſich die dritte Richtung der Oppoſition, der Hochadel, unter der Führung des eigenen Bruders des Königs, des Herzogs Gaſton von Orleans. Zum Glück für den Miniſter war dieſer Prinz ein zwar liebenswürdiger und feingebildeter, dabei aber kurzſichtiger, kraftloſer und ſelbiſtſcher Menſch, immer bereit, ſeine Freunde und Vertrauten zu verraten, um ſich ſelber zu retten. Richelieu unternahm es, die Autorität des Königs auch gegen deſſen nächſte Blutsverwandte aufrecht zu erhalten. Er ließ zwei natürliche Brüder Ludwigs, des Namens Vendôme, ins Gefängnis werfen, untergeordnete Teilnehmer der Verſchwörung hinrichten. Orleans, der ſie namentlich angegeben hatte, tröſtete ſich über deren trauriges Schickſal, indem er mit der reichſten Erbin Frankreichs, der Prinzeſſin von Montpenſier, verheiratet und ſein Jahreseinkommen ſo auf mehr als eine Million Livres gebracht wurde.

Wie hätte der König zwiſchen ſolchen Menſchen und ſeinem genialen Miniſter ſchwanken ſollen! Freilich, des Mannes überlegene Größe drückte des Königs beſchränkte Intelligenz, ſeinen furchtſamen, ſchwachen und kleinlichen Charakter nieder. Ein Glück für Richelieu, daß Ludwig ihn zugleich fürchtete und ſeine Unentbehrlichkeit anerkannte; ſo wagte er ſich des verhaßten Gebieters nicht zu entledigen. Vielmehr arbeitete der König unter der Leitung des Kardinals fleißig und nicht ohne Geſchick an den Einzelheiten der Heeresverwaltung; der Monarch wurde ein guter Bureauchef im Kriegsminiſterium. Selbſt für die offiziöſe Zeitung Gazette de France ſchrieb er eigenhändig Artikel zur Verherrlichung der Politik ſeines Miniſters. Sonſt lag er Übungen der Frömmigkeit oder ſeinem einzigen Vergnügen, der Jagd, ob.

Die Niederlage der hohen Ariſtokratie hatte ein neues Aufleben des Haſſes der Bevölkerung gegen den Adel zur Folge. Einem oft geäußerten Wunſche des dritten Standes entſprechend, ſchrieb eine Ordonnanz vom 31. Juli 1626 vor, alle Befeſtigungen der Adelsſchlöſſer niederzureißen: ein Befehl von erheblicher Tragweite, der die Axt an die Wurzel feudaler Selbſtändigkeit legte, und der von den Landgemeinden ſelbſt mit Begeiſterung und unter den Klängen der Muſik ausgeführt wurde. Die ungeheure Mehrheit des Volkes wünſchte nach den Leiden der Bürgerkriege Ruhe, Ordnung, gedeihliche Entwickelung des Wohlſtandes und, wo möglich, noch Ruhm nach außen. Ihre lebhaft royaliſtiſche Geſinnung ermöglichte es dem Kardinal, die Feinde der durch ſein Miniſteramt geübten Allmacht der Krone, ſo gefährlich ſie auch ſein mochten, niederzuwerfen und grauſam zu vernichten.

Er bedurfte noch immer dieſer nationalen Unterſtützung. Die Hugenotten, die den Verluſt ihrer politiſchen Selbſtändigkeit nicht verſchmerzen konnten, erhoben im Jahre 1627 von neuem den Aufſtand, dieſes Mal aufgereizt von England, das dem Kardinal wegen des Sonderfriedens von Barcelona bitter zürnte. Allein die engliſchen See- und Landkräfte zeigten ſich nicht imſtande, mit den Verteidigungsmitteln zu ringen, die Richelieu, ebenſogut Feldherr wie Staatsmann und Kirchenfürſt, gegen ſie ins Feld führte. Er belagerte La Rochelle, das ſich unter der Leitung ſeines Bürgermeiſters Jean Guiton mit felſenfeſter Tapferkeit verteidigte. Aber endlich zwang entſetzliche Hungersnot die Stadt zur Ergebung: ſie verlor ihre Freiheiten, ihre Religion, ihre Mauern (November 1628). Im Juli 1629 mußten auch die Proteſtanten von Montauban und den Cevennen ſich unterwerfen. Richelieu verſicherte ſie vollkommener religiöſer Duldung, und er hat ſein Verſprechen gehalten. War es nicht ein Beweis ſeiner Unterordnung der kirchlichen Intereſſen unter die ſtaatlichen, wenn er, ein Kardinal der römiſchen Kirche, zum größten Verdruß des Papſtes, einen anderen Kardinal — la Valette — an der Seite zweier eifriger Proteſtanten, des Herzogs Bernhard von Weimar und des Herzogs de la Force, die katholiſchen Heere des Kaiſers, Spaniens und der deutſchen Liga bekämpfen ließ?

Indes wer verbürgte den Reformierten, daß ſeine Nachfolger ebenſo handeln würden? Es war ihnen nicht zu verargen, daß ſie mit aller Macht auch für die Bewahrung ihrer militäriſchen Selbſtändigkeit gerungen hatten, ohne die ſie der Unduldſamkeit jener Zeiten rettungslos preisgegeben waren. Sie waren jedoch in dieſem berechtigten Kampfe der Idee der Staatsallmacht erlegen.

Die klerikale Partei war mit der milden Behandlung der Ketzer ſogleich ſehr unzufrieden. Sie fand ein gewichtiges Haupt in Marien von Medici ſelbſt, der einſtigen Gönnerin Richelieus, die über die Allmacht ihres früheren Schützlings und ſeine Duldſamkeit zürnte. Sie machte alſo einen Verſuch, dieſen zu ſtürzen; allein der König begriff, wo das wahre Intereſſe der Krone liege. Maria unterlag nach kurzer Siegeshoffnung am „Tage der Betrogenen“ (Journée des Dupes, 11. November 1630). Sie mußte außer Landes fliehen: zuerſt nach Brüſſel, dann nach Köln, wo ſie zwölf Jahre ſpäter in beſchränkten Verhältniſſen geſtorben iſt — ſie, die Witwe Heinrichs IV., die einſtige Regentin Frankreichs, weil ſie gewagt hatte, ſich dem monarchiſchen Prinzipe entgegenzuſtellen. Konnte dies einen glänzenderen Triumph erfechten? Gaſton von Orleans, der damals noch präſumptive Thronerbe, der ſich Marien angeſchloſſen, entkam zu einem der unverſöhnlichſten Gegner Frankreichs, dem Herzog Karl IV. von Lothringen.

Allein nun fand nicht allein der Adel, ſondern auch das höhere Bürgertum, daß es unverantwortlich ſei, wie ein aus beſcheidenen Anfängen emporgeſtiegener Miniſter zur Förderung der eigenen Macht die Mutter, den Bruder, den Erben des Königs vertreibe. Alle die alten hiſtoriſchen Mächte — Hochadel, ſtädtiſche Magiſtrate, Parlamente — erhoben ſich gegen den kecken und blutigen Revolutionär im Kardinalspurpur. An ihrer Spitze Gaſton, ſowie Herzog Heinrich von Montmorency, der letzte Sprößling des erlauchteſten Adelsgeſchlechtes von Frankreich. Spaniſche und lothringiſche Truppen kamen ihnen zu Hilfe. So bedrohlich die Lage Richelieus war, er verlor nicht einen Augenblick den Mut und die Tatkraft. Die königlichen Truppen waren allerorten zur Hand. Die Lothringer und Spanier wurden in ihren eigenen Beſitzungen mit Krieg überzogen. Montmorency aber griff tollkühn den königlichen Marſchall Schomberg in deſſen Verſchanzungen bei Caſtelnaudary an. Er wurde dabei verwundet und gefangen genommen (1. September 1632). Der Fall des volkstümlichen Führers löſte die Partei des Widerſtandes im Süden von ſelbſt auf. Gaſton machte nach ſeiner Art ſeinen Frieden mit dem Miniſter, indem er ausdrücklich ſeine unglücklichen Gefährten der Strenge der Geſetze preisgab, um nur ſich und ſeinen Reichtum zu retten. Einen niederträchtigeren, verächtlicheren Leiter hätte die Sache der legitimen Sondergewalten gegen die Revolution von oben nicht finden können. Die Rache des Miniſters traf nun alle hervorragenden Teilhaber des Aufſtandes. Zuerſt endete der letzte der Montmorency auf dem Blutgerüſt (30. Oktober 1632). Außerordentliche Gerichtskommiſſionen durchreiſten die Provinzen und ſprachen, ohne jede prozeſſualiſche Form, ja ohne die Angeklagten nur zu hören, zahlreiche Todesurteile aus. Die Geſetze mußten ſchweigen, wo die Autorität des erſten Miniſters in Frage kam.

Während Richelieu noch den erſten Teil der ſelbſtgeſtellten Aufgabe: Niederwerfung aller im Innern Frankreichs dem abſoluten Königtum widerſtrebenden Elemente, durchzuführen hatte, griff er auch den zweiten Teil an: Erhebung Frankreichs über alle anderen Staaten, zumal Demütigung des Hauſes Habsburg. Zugleich galt es ihm, die allſeits offenen und ſchwachen Grenzen Frankreichs auszudehnen und zu verſtärken, indem er dem deutſchen Reiche die Rhein-, dem ſpaniſchen die Pyrenäengrenze aufnötigte. Er leitete die Politik, er führte die Unterhandlungen, er befehligte auch im Kriege. In den Panzer gehüllt, das Schwert an der Seite, gleich ſo manchem mittelalterlichen Kriegsfürſten, erſchien er an der Spitze des Heeres, 1629 und 1630, in Italien bei Gelegenheit des Mantuaniſchen Erbfolgeſtreites. Die Unterwerfung Savoyens, die Eroberung der ſtarken Alpenfeſtung Pignerol, die Einſetzung des franzöſiſchen Nevers als Herzog von Mantua waren die glänzenden Ergebniſſe dieſer beiden Feldzüge. Darauf unterſtützte Richelieu die Schweden unter Guſtav Adolf gegen den Kaiſer.

Aber auch der neue Beherrſcher Spaniens, Philipp IV., der 1621 ſeinem Vater folgte, war feſt entſchloſſen, ſeinem Staate das alte Übergewicht in Europa zurückzugeben. Der milde, in Muſik, Poeſie und Malerei mit Begeiſterung dilettantierende Fürſt fühlte ſich freilich einer ſo ſchwierigen Aufgabe nicht gewachſen; er glaubte den richtigen Mann in einem Günſtlinge gefunden zu haben, Gaſpar Guzman, Grafen von Olivares, den man bald, da er auch einen Herzogstitel erhielt, den „Graf-Herzog“ zu nennen pflegte. Olivares wäre unter günſtigen Umſtänden gewiß ein vorzüglicher Staatslenker geworden. Im beſten Mannesalter befindlich, lag er den ganzen Tag und bis ſpät in die Nacht den Staatsgeſchäften ob, in Studium und Kunſtliebhaberei die einzigen Zerſtreuungen ſuchend. Er arbeitete mit Eifer und Einſicht an der Beſeitigung der ſchweren Schäden, die Volkstum und Staatsweſen Spaniens ſchwächten. Allein die beiden ſchlimmſten Gebrechen vermochte er nicht zu beſeitigen: die Unduldſamkeit und die Habgier der ſpaniſchen Kirche und die Angriffspolitik, die der König ihm auferlegte, und der doch die Kräfte Spaniens nicht mehr entſprachen. Philipp IV., der ſich in kindlicher Eitelkeit den Beinamen des Großen beilegte, ließ ſeine Heere zu gleicher Zeit in Deutſchland, in Italien und den Niederlanden kämpfen.

Hier traten bald hintereinander die beiden gegneriſchen Feldherren vom Schauplatze ab: Spinola, durch Krankheit genötigt (1625), die vier Jahre ſpäter ſeinem Leben ein Ende machte, und Moritz von Oranien, der eben damals — 1625 — ſtarb. Ihm folgte in ſeinen Würden ſein Bruder Friedrich Heinrich (geboren 1584), ein tapferer Kriegsmann, ein kluger und beſonnener Politiker, ein feingebildeter Humaniſt. Mild und verſöhnlich geſinnt, ſuchte er den Streit zwiſchen Arminianern und Gomariſten beizulegen. Unter ſeiner geſchickten und weiſen Leitung haben die Vereinigten Provinzen den Höhepunkt ihrer Blüte und Macht erreicht; das kleine Land wurde einer der überwiegenden Staaten Europas. Er war das Vorbild eines Ingenieurgenerals. Die zahlreichen methodiſchen Belagerungen, die er unternahm, wurden die hohe Schule für alle lerneifrigen Jünger der Kriegskunſt. Da wurde das Lager der Angreifer ſelber in eine Feſtung verwandelt, um ſowohl die Ausfälle der Belagerten, wie den Angriff der Entſatzarmee abzuweiſen; Schritt für Schritt rückten dann die Laufgräben und Batterien gegen die Verſchanzungen vor, bis Breſche in den Hauptwall geſchoſſen und damit, den Regeln der damaligen Kriegskunſt entſprechend, die Kapitulation herbeigeführt war, ein Schachſpiel mit lebenden Figuren. Inzwiſchen fegten die niederländiſchen Flotten die Spanier von den Meeren fort; Admiral Peter Hein erbeutete 1628 die ganze ſpaniſche Silberflotte von Peru.

Seinerſeits führte Richelieu den Kampf gegen die deutſchen Habsburger, hierbei beraten von dem Pater Joſeph, einem kenntnisreichen und liſtigen geiſtlichen Diplomaten. Die Franzoſen eroberten das Kurfürſtentum Trier, das Herzogtum Lothringen, nötigten die Städte des Elſaß und den Kurfürſten von Köln, ſich unter ihren Schutz zu begeben. Der Anſchlag des Kardinals auf das linke Rheinufer nahm derart eine feſte Geſtalt an. Allein ſo leicht war die altbegründete Macht des Hauſes Habsburg nicht zu beſeitigen. In den ſüdlichen Niederlanden übernahm nach dem Tode Alberts (1621) und Iſabellens (1633) ein Bruder Philipps IV. die Regierung, der Kardinal-Infant Ferdinand, halb Prieſter, halb Krieger, tatkräftig, arbeitſam und ungewöhnlich begabt, der es verſtand, die reichen natürlichen Hilfsquellen der belgiſchen Provinzen zu entwickeln und zu energiſchem Kampfe gegen die Feinde Habsburgs zu verwerten. In Deutſchland gewannen Kaiſer und Liga durch die ſiegreiche Schlacht bei Nördlingen (1634) und den Frieden von Prag (1635), der ihnen die Bundesgenoſſenſchaft der mächtigſten proteſtantiſchen Reichsfürſten verſchaffte, die Oberhand. Richelieu erkannte, daß Frankreich entſchiedener und umfaſſender in den Kampf eintreten müſſe, um die Gegner niederzuwerfen. Er ging im Februar 1635 mit den Generalſtaaten ein Bündnis zur Eroberung der ſpaniſchen Niederlande ein, deren nördliche Hälfte den Vereinigten Provinzen, deren ſüdliche Frankreich zufallen ſolle, und erklärte dann am 19. Mai 1635 den Spaniern förmlich den Krieg. Bald darauf nahm er Bernhard von Weimar mit deſſen kleinem, aber unvergleichlich tapferem und kriegsgewohntem Heere von Deutſchen, die früher für Schweden gefochten hatten, aber jetzt von allen verlaſſen waren, in Sold, indem er dem Herzog zugleich die Herrſchaft über das Elſaß zuſagte.

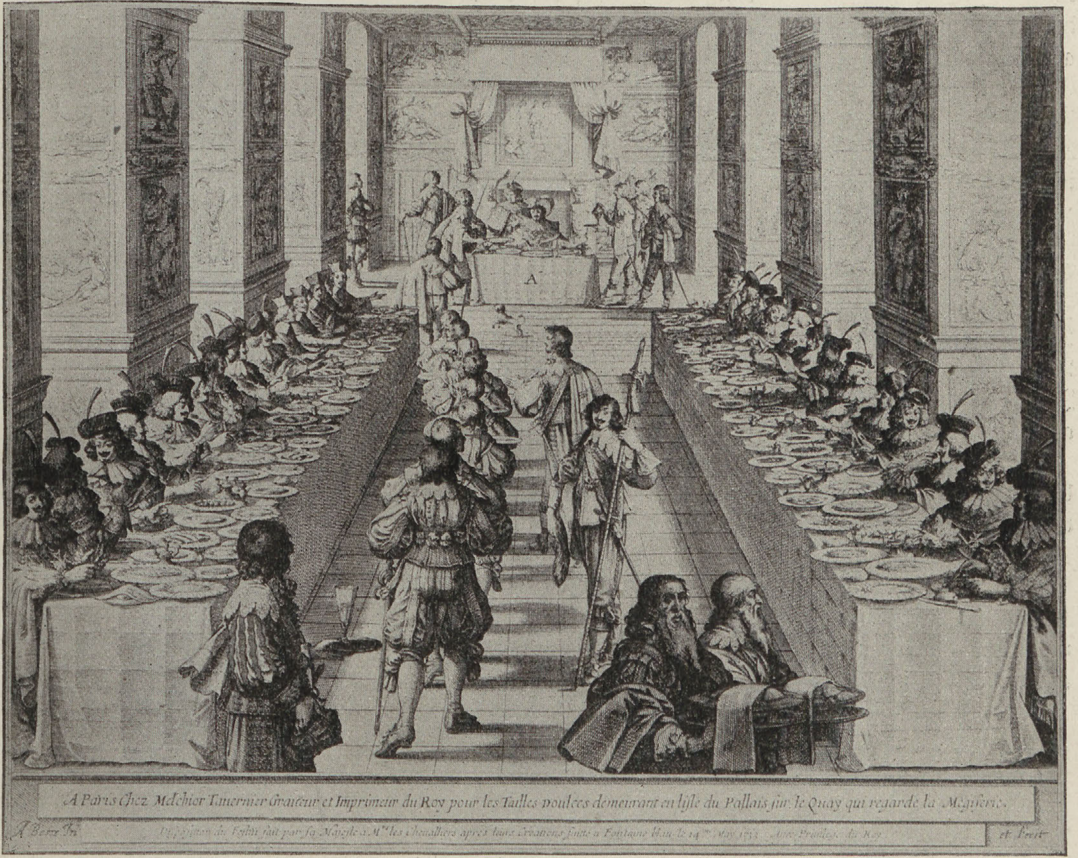
Allein nur dieſe Weimarer kämpften mit Erfolg. Die franzöſiſchen Truppen, meiſt friſch ausgehoben, des Kampfes entwöhnt, zeigten ſich durchaus unkriegeriſch, feig und räuberiſch; ihre Befehlshaber, zum überwiegenden Teile unfähig, habgierig und ſtreitſüchtig, unwiſſend und diebiſch. Einer ihrer hauptſächlichſten Generale war ein militäriſch ganz unbrauchbarer Günſtling Richelieus, der Kardinal de la Valette, der „General mit der Prieſtermütze“, wie die Soldaten ihn ſpöttiſch nannten. Es war auch nicht vorteilhaft, daß Richelieu von Paris aus alle kriegeriſchen Operationen bis ins einzelne leiten wollte. Dadurch wurde nie eine Maßregel zur rechten Zeit und am rechten Orte getroffen. Weder Geiſt noch Schnelligkeit des Entſchluſſes war bei den franzöſiſchen Heerführern zu finden. Trotz ihrer 132 000 Mann gerieten ſie in den Niederlanden, in Deutſchland und in Graubünden in Nachteil. Auf allen Seiten ward der franzöſiſche Angriff zurückgeſchlagen, und im folgenden Jahre — 1636 — rüſteten ſich die Habsburger ſogar zur Offenſive gegen das franzöſiſche Gebiet. Ein ſpaniſches Truppenkorps landete in der Bretagne, ein anderes drang verheerend in die Gascogne ein; ein drittes verjagte die Franzoſen aus Lothringen und griff ſelbſt Burgund an. Noch einmal bewährten die ſpaniſchen Waffen ihr ſeit mehr denn einem Jahrhundert behauptetes Übergewicht über die franzöſiſchen Heere. 30 000 Spanier und Kaiſerliche unter dem Kardinal-Infanten fielen in die Picardie ein und nahmen eine Reihe der nördlichen Feſtungen; der gefürchtete Reiterführer Johann von Werth verbreitete mit ſeinen Kroaten und Polen Schrecken bis vor die Tore von Paris.

Fünfzig Jahre vorher würden bei ſolchem Mißgeſchick Adel und Volk ſich erhoben, den König zum Frieden mit dem ſiegreichen Feinde genötigt haben. Aber dank den Regierungen Heinrichs IV. und Richelieus hatten Nationalgefühl, Gemeinempfinden und politiſche Einſicht bei den Franzoſen bedeutende Fortſchritte gemacht. Nur vorübergehend herrſchten in Paris Verzagtheit und Erbitterung gegen den leitenden Staatsmann, bei dem Könige der Wunſch, dieſen fallen zu laſſen. Der Kardinal ſelber bewährte in dieſer Not die volle Kraft des Geiſtes und Charakters. Im Kampfe mit den ärgſten Gegnern beſiegt, mit zerrütteten Finanzen, von Hofintrigen umgeben, von Volksaufſtänden bedroht, harrte er unerſchütterlich aus. Er wandte ſich vertrauensvoll an die Bevölkerung der Hauptſtadt mit der Aufforderung, dieſe und damit Frankreich zu verteidigen. Sofort herrſchte allgemeine patriotiſche Begeiſterung — Geld und Freiwillige ſtrömten in Maſſen herbei. Und da die Feinde zögerten, die gewonnenen Vorteile auszunutzen, konnte Richelieu den Widerſtand einrichten und ſie wenigſtens aus der unmittelbaren Nähe der Hauptſtadt verdrängen. Freilich, auch das neue Kriegsjahr, 1637, brachte noch keinen Umſchwung. In Italien hatten die Spanier ſo ſehr die Oberhand, daß ſie die Herzöge von Parma, Mantua und Savoyen zum Abfall von Frankreich zwangen. Die Graubündner, Frankreichs alte Verbündete, wollten die ihnen von Richelieu aufgenötigte Oberherrſchaft Frankreichs ebenſowenig dulden, wie die ſpaniſche und öſterreichiſche. So empörten ſie ſich gegen den dortigen franzöſiſchen Befehlshaber, den Herzog von Rohan; und da dieſer alte Hugenottenführer von Richelieu ohne Unterſtützung gelaſſen wurde, weil er nicht zur katholiſchen Religion übertreten wollte, mußte er, von den übermächtigen Feinden eingeſchloſſen, ſofortige Räumung des Bundeslandes verſprechen. Italien, die wichtigen bündneriſchen Päſſe waren für Frankreich verloren. Auch im Norden ſah es nicht günſtiger aus. Die anfänglich glänzenden Erfolge Bernhards von Weimar wurden ſchließlich durch die ſchmähliche Feigheit ſeiner franzöſiſchen Hilfstruppen in das Gegenteil verkehrt. Auch ein Einfall in Belgien, den die Franzoſen 1638 unternahmen, endigte mit vollſtändiger Niederlage ebenſo wie ein Angriff auf die Pyrenäengrenze.

Nur wo Bernhard von Weimar und ſeine tapferen Deutſchen fochten, lächelte der antihabsburgiſchen Sache das Glück. Noch im Winter umging der Herzog, mitten durch das neutrale ſchweizeriſche Gebiet marſchierend, die Verteidigungsſtellung der Gegner am Oberrhein und ſprengte das kaiſerliche Heer durch den kecken Überfall bei Rheinfelden auseinander (3. März 1638), wobei der heldenmütige und ſtandhafte Rohan ein rühmliches Ende fand. Der kaiſerliche Reitergeneral Johann von Werth, der anderthalb Jahre früher Paris in höchſten Schrecken verſetzt hatte, wurde bei Rheinfelden gefangen und den ſtaunenden Pariſern wie ein ſeltenes Raubtier vorgeführt. Endlich belagerte Bernhard das ſtarke Breiſach, die Schutzwehr der damaligen vorderöſterreichiſchen Lande am Oberrhein. Vergebens bot der Wiener Hof alles auf, ſie zu retten: drei Entſatzheere wurden von den Weimarern geſchlagen, die durch Hunger die Feſte zur Ergebung nötigten (Dezember 1638). Damit waren der Oberrhein und das öſterreichiſche Schwaben in Bernhards Händen.

Der Herzog gedachte dieſe Eroberungen für ſich zu behalten. Er geriet darüber in heftigen Streit mit Richelieu, der ja die Gewinnung der Rheingrenze für Frankreich beabſichtigte. Der ſtolze Reichsfürſt verlangte, als Souverän des Elſaß und Breisgau anerkannt zu werden: „niemals werde er den Vorwurf ertragen, der erſte geweſen zu ſein, der das Reich zerſtückele."

Aber das Glück blieb noch dieſes Mal Richelieu treu. All die deutſche Genialität und Tapferkeit ſollten nur den begehrlichen Feinden Deutſchlands dienen. Während der Kardinal ſich anſchickte, Bernhard mit Gewalt zur Herausgabe deutſchen Landes zu nötigen, ſtarb dieſer plötzlich am 18. Juli 1639 zu Neuenburg am Rhein: nicht, wie man damals fälſchlich meinte, an Gift, das ihm die Franzoſen beigebracht, ſondern an Erſchöpfung und Krankheiten, die ſeinen ſtets ſchwachen Körper infolge der unſäglichen Anſtrengungen und Aufregungen ſeit Jahren betroffen hatten. Freilich, nur Frankreich zog aus ſeinem Tode Nutzen. Die drei „Direktoren“, denen Bernhard vor ſeinem Tode die Leitung des Heeres anvertraut hatte, und unter denen der Berner Hans Ludwig von Erlach als Generalmajor der höchſtſtehende war, mußten ſchließlich durch Vertrag vom 9. Oktober 1639 die Armee und deren Eroberungen dem Könige von Frankreich ausliefern. Erlach hatte ſich dabei beſondere Vorteile ausbedungen — doch als Verräter dürfte er darum nicht bezeichnet werden. Wem ſollten endlich die verwaiſten und von allen Mächten verlaſſenen Truppen ſich eher anſchließen, als ihrem vertragsmäßigen Sold- und Kriegsherrn? Aber das Ergebnis war, daß das durch deutſche Truppen eroberte Elſaß an Frankreich überging.


A
A Paris Chez Melchior Tauernier Graueur et Imprimeur du Roy pour les Tailles douces demeurant en liſle du Pallais ſur le Quay qui regarde la Megiſerie.

Tafel am Hofe König Ludwigs XIII. von Frankreich. Stich von A. Boſſe.

Ein glänzender Gewinn für Richelieu! Und einen noch einſchneidenderen Erfolg trugen ſeine niederländiſchen Verbündeten davon. Der heldenmütige Admiral Martin van Tromp vernichtete in vierſtündigem Kampfe im Ärmelkanale (1639) die große Flotte von 70 Linienſchiffen, die Spanien mit Anſtrengung ſeiner letzten maritimen Kräfte hergeſtellt und mit 12 000 Soldaten nach den Niederlanden geſandt hatte. Seitdem verſchwand Spanien aus der Zahl der großen Seemächte.

Ganz anders hielt ſich das ſpaniſche Heer, das den franzöſiſchen Truppen bei weitem überlegen blieb. Mit dieſen ſtolzen, durch ruhmreiche Erinnerungen getragenen, von ritterlichem Ehrgefühl erfüllten Soldaten ſchlug Oktavio Piccolomini die Armee, die unter Feuquières Diedenhofen belagerte, bis zur Vernichtung. Das war im Norden. In Savoyen erhob ſich gegen die Regentin Chriſtine, eine Tochter Heinrichs IV., die das Land ganz im franzöſiſchen Sinne verwaltete, eine ſpaniſche Partei unter zwei Sprößlingen des herzoglichen Hauſes, dem kecken Soldaten Prinz Thomas und dem Kardinal Moritz. Mit Hilfe der Spanier eroberten ſie faſt ganz

Savoyen, im Juli 1639 auch ſeine Hauptſtadt Turin. Bevölkerung und Garniſon von Nizza empörten ſich gleichfalls und lieferten die wichtige Hafenſtadt den Spaniern aus.

Aber das war auch das Ende ihrer Erfolge. Mit dem Jahre 1640 trat die innere Zerſetzung, die ſchon längſt im ſpaniſchen Staatskörper ſich ausgebreitet hatte, in die Erſcheinung. Zwei wichtige Provinzen an den entgegengeſetzten Enden der Halbinſel löſten ſich von ihm ab. Das nordöſtliche Gebiet, Katalonien, ſtand den Kaſtiliern immer mit herzlicher Abneigung gegenüber; an Sprache, Einrichtungen, geſchichtlicher Überlieferung war es von ihnen durchaus verſchieden. Solange ſich das Reich noch in ſieghaftem Vordringen befand, und die Katalonier an den Vorteilen der Weltherrſchaft teilnahmen, ertrugen ſie das Übergewicht der harten, übermütigen, ſchweigſamen Kaſtilier. Als ſie aber dafür nur Opfer zu bringen und Leiden zu ertragen hatten, verlor das bewegliche, in ſüdfranzöſiſcher Sprache redende Volk die Geduld. Der Druck des an ſeinen Grenzen geführten Krieges brachte im Juli 1640 die ganze Provinz zum Aufſtande. Die Generaldeputation der kataloniſchen Stände trat ſchnell zuſammen und wandte ſich um Hilfe an Frankreich. Richelieu war gern bereit, ſolche zu gewähren. Er, der entſchloſſene Realpolitiker, trug keine Bedenken, die Sache der Freiheit zu begünſtigen, wo ſie Frankreich nützen konnte, während er in deſſen Innern den monarchiſchen Abſolutismus verfocht — ebenſowenig wie es ihm, dem überzeugten Katholiken, ſchwer fiel, die proteſtantiſchen Schweden und Deutſchen gegen den katholiſchen Kaiſer und die Liga zu unterſtützen. Kam er doch auch, weil Karl I. von England ſich ihm feindlich gezeigt hatte, den engliſchen und ſchottiſchen Aufrührern zu Hilfe! Überallhin erſtreckten ſich ſeine Bemühungen, um ganz Europa unter die Obergewalt Frankreichs zu beugen, und alle Mittel waren ihm dazu recht. So rückte ein franzöſiſches Armeekorps in Katalonien ein, das zu Barcelona, im Dezember 1640, einen förmlichen Bündnisvertrag mit Ludwig XIII. einging. Ja, einen Monat ſpäter erwählten die Stände Kataloniens den König unmittelbar zu ihrem Herrn, als Grafen von Barcelona.

Ebenſo ſtand der Kardinal längſt mit den Führern der Unzufriedenen in Portugal in Verbindung. Die höchſten Beamten dieſes Landes, das ſtets nur mit Unwillen die ihm von Philipp II. aufgenötigte ſpaniſche Herrſchaft ertragen hatte, gehörten zum Komplott. Anfang Dezember 1640 kam es zum Ausbruch, und das ganze portugieſiſche Volk erhob ſich einmütig zum Kampfe für die nationale Unabhängigkeit. Der Herzog von Braganza, der weiblicherſeits von dem alten Königshauſe abſtammte, und deſſen ungeheure Beſitzungen faſt den dritten Teil des ganzen Landes umfaßten, wurde als Johann IV. zum Könige ausgerufen. Die ſchwachen ſpaniſchen Garniſonen wurden mühelos vertrieben.

Der Abfall Kataloniens und Portugals nötigte Philipp IV., einen großen Teil ſeiner Streitkräfte zu deren Bekämpfung zu verwenden. Damit war aber das Schickſal des Krieges in den Niederlanden, Deutſchland und Italien zu ſeinen Ungunſten entſchieden. Das zeigte ſich ſofort. In allen drei Ländern ſchritten ſeit dieſem Jahre (1640) die Franzoſen von Erfolg zu Erfolg, zumal der Tod des Kardinal-Infanten Ferdinand, im November 1640, ſie ihres gefährlichſten Gegners entledigt hatte. Richelieu erntete endlich, und zwar in ſteigendem Maße, den Lohn ſeiner unermeßlichen und beharrlichen Anſtrengungen. Der Gewinn des ſüdlichen Belgiens und des linksrheiniſchen Deutſchlands ſchien geſichert.

Aber inmitten ſeiner lange vorbereiteten Erfolge wurde Richelieu in der eigentlichen Grundlage ſeiner Macht, in dem Vertrauen des Königs, ernſtlich bedroht.

Um bei dem Monarchen, der ja im Grunde ſeine Leitung nur widerwillig ertrug, einen einflußreichen Freund zu beſitzen, hatte der Kardinal einen jungen, liebenswürdigen und anmutigen, ihm anſcheinend durchaus ergebenen Edelmann, Heinrich von Cinqmars, bei Ludwig XIII. eingeführt. Wirklich wußte Cinqmars deſſen Gunſt völlig zu erwerben; er ſtieg zur höchſten Hofcharge, der des Großſtallmeiſters, empor. Dieſe Erhebung flößte dem eiteln, törichten Menſchen einen wahnwitzigen Ehrgeiz ein; er glaubte, der Gunſt des Herrſchers ſicher, dazu berufen zu ſein, den genialen Miniſter zu ſtürzen und ſich ſelbſt an die Stelle ſeines Gönners zu ſetzen. Mochte er doch von dem Könige häufig genug Beweiſe von deſſen innerlicher Abneigung gegen Richelieu empfangen haben. So trat Cinqmars durch den Parlamentsrat de Thou, einen Sohn des berühmten Geſchichtſchreibers, mit den unzufriedenen Großen in Verbindung; ja, in ſeiner verbrecheriſchen Herrſchbegier ſchloß er mit den Reichsfeinden, den Spaniern, einen geheimen Ver-

Emanuel Armand du Pleſſis
Kardinal von Richelieu

Gemälde von Philippe de Champaigne
(1602-1674). London National-Galerie

Emanuel Armand du Pleſſis
Kardinal von Richelieu

Gemälde von Philippe de Champaigne
(1602-1674). London National-Galerie

Stadt-
Bibliot.
Cöln

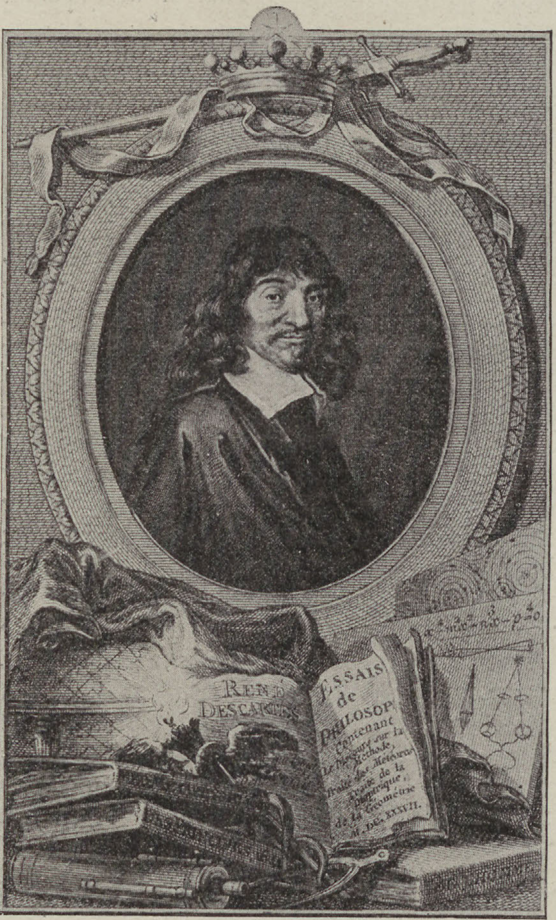
trag, der ihnen für pekuniäre Unterſtützung Rückgabe aller franzöſiſchen Eroberungen verſprach. Aber dieſen Vertrag bekam Richelieu in die Hand; indem er ihn dem Könige vorlegte, überzeugte er ihn ſchnell, daß nur auf ſeiner, des Kardinals, Seite das Intereſſe und die Ehre Frankreichs ſtünden. Ludwig opferte nun ſeine Freunde, wie er früher Mutter und Bruder, wie er ſtets ſich ſelbſt geopfert hatte (Juni 1642). Dieſe Hingabe ſeiner eigenen Perſönlichkeit und aller, die ihm naheſtanden, an das Staatsintereſſe durch dieſen ſchwachen und doch ſo pflichttreuen Monarchen hat etwas tief Rührendes! Richelieu war ſchon ſchwer erkrankt; aber die Nähe des eigenen Todes milderte ſeine grauſame Rachſucht nicht, der er zum Wohle des Staates zu genügen glaubte. Cinqmars und de Thou endeten als Hochverräter auf dem Blutgerüſt. Der Herzog von Bouillon, der mit ihnen im Einverſtändnis geweſen war, konnte ſeine Freiheit nur durch Auslieferung ſeines ſouveränen Beſitztums Sedan erkaufen, das ſeitdem zu Frankreich gehörte.

Am Vorabende ſeines Todes hatte Richelieu ſein Ziel erreicht: als Vertreter der Krone war er der unumſchränkte Herr Frankreichs. Wer von dem Hochadel nicht hingerichtet worden, lebte in der Verbannung auf entlegenen Gütern oder im Auslande. Der niedere Adel, der bisher auf ſeinen Beſitzungen in perſönlicher Unabhängigkeit gleich kleinen Fürſten geſeſſen hatte, drängte ſich jetzt an den Hof oder zum Heeresdienſte oder zur Verwaltung und buhlte um die Gunſt des allmächtigen Miniſters. Klerus und Parlamente behielten von ihren alten Rechten nur ſo viel, wie es dem königlichen Abſolutismus keinen Eintrag tat. Freilich, nach unten hin hielt der Kardinal die unterſcheidenden Privilegien der bevorrechteten Klaſſen aufrecht, denn er ſah wohl ein, daß die Gleichheit der Untertanen ſie alle gegen die Krone einigen müſſe. Aber dieſe Schutzwehr genügte auf die Länge nicht. Während der Adel und der hohe Klerus noch einen wirklichen Anteil der obrigkeitlichen Gewalt beſeſſen hatten, waren ihre ſozialen und ökonomiſchen Vorteile der Menge des Volkes eben deshalb als etwas Selbſtverſtändliches erſchienen; ſeitdem jene ſtaatliche Mitwirkung fortfiel, ſah man in dieſen Vorzügen etwas Unbegründetes, Naturwidriges, eine jeder entſprechenden Pflicht entbehrende Anmaßung — und haßte ſie. Das hatte ſich ſchon ſeit der Regierung Heinrichs IV. geltend gemacht. Und andererſeits: früher hatte das Volk für ſeine Leiden und Entbehrungen die Großen, die Miniſter und Marſchälle verantwortlich machen können; ſeitdem nur der Wille des Königs galt, richtete der Grimm der geknechteten Menge ſich gegen den Herrſcher ſelbſt. Ihn machte man nun für die Vorrechte von Adel und Geiſtlichkeit, ihn für die erdrückende Schwere der Steuern, ihn für die Unredlichkeiten und Erpreſſungen der Beamten und Soldaten, ihn für etwaige kriegeriſche Niederlagen verantwortlich. Es gab keine Mittelglieder mehr zwiſchen Krone und Volk. So hat Richelieu, der große Autokrat, die Revolution vorbereitet. Er tat es noch in anderer Beziehung: durch übermäßige Anſpannung der Staatsfinanzen, recht im Gegenſatze zu dem auch hier beſonnenen und maßvollen Heinrich IV. Der Kardinal hatte die dem franzöſiſchen Schatze auferlegten Schuldzinſen von 2 auf 22 Millionen Livres jährlich geſteigert, die, nach heutigem Geldwerte, einem Schuldkapitale von 3250 Millionen Franken entſprechen. Auf dieſem Wege kam man zu der Zerrüttung der Finanzen, die den erſten äußeren Anſtoß zur Revolution gab.

Die Verwaltung wurde durch Richelieu grundſätzlich zentraliſiert. Er gab das Beiſpiel zu jener Ausbildung der Bureaukratie, die ſich in die geringſten Angelegenheiten jeder Privatperſon und jedes Dorfes miſcht, und wo, unter dem Namen des Königs, einige Miniſter über das Schickſal von Millionen entſcheiden. So wurde er der Schöpfer eines Syſtems, das für den Augenblick unter begabter Oberleitung glänzende Ergebniſſe zeitigen kann, auf die Länge aber jede perſönliche Initiative, die Teilnahme des Volks für den Staat und damit das Vaterlandsgefühl tötet. Die bureaukratiſche Zentraliſation, bald in den meiſten europäiſchen Ländern von den Herrſchern und ihren Werkzeugen eifrigſt nachgeahmt, iſt beſonders für Frankreich bis vor kurzem ein Krebsſchaden des Staats- und Volkslebens geweſen.

Die Selbſtändigkeit der Provinzen wurde nicht minder unterdrückt zugunſten der alleinigen Bedeutung des Mittelpunktes Paris, deſſen unruhige und leidenſchaftliche Bevölkerung damit erſt die maßgebende Bedeutung für ganz Frankreich erhielt. Bis dahin hatte Paris eine ſolche Rolle nicht geſpielt, weder in den engliſchen noch in den religiöſen Bürgerkriegen war es viel wichtiger geweſen, als die anderen großen Städte des Reiches. So hat auch hier Richelieu der

Revolution vorgearbeitet. Er machte die Einſetzung von Intendanten zur Regel, die, jeder für ſeine Provinz, dieſe mit vollen polizeilichen, gerichtlichen und finanziellen Befugniſſen verwalteten, von aller anderen Verantwortung außer der gegen den Premierminiſter frei und nur an ſein und ihr eigenes Belieben gebunden. Der hochgeborene Gouverneur der Provinz war ſeitdem ein bloßes Schattenbild, das nur noch bei feierlichen Gelegenheiten auftrat. Dieſen Intendanten, jungen bürgerlichen Beamten, die lediglich von der Gunſt des Miniſters abhingen, gegenüber wurde die Machtſphäre der ordentlichen Gerichte, beſonders der Parlamente, weſentlich eingeengt. Zumal wurden dieſe von jeder Art von Verwaltungsjuſtiz ſyſtematiſch ausgeſchloſſen. Wer der Verwaltung mißfiel, wanderte ohne Richterſpruch ins Gefängnis. Erſt Richelieu hat die Baſtille aus einer Feſtung, in die gelegentlich politiſche Gefangene eingeſchloſſen wurden, dauernd zu einem Staatsgefängnis umgewandelt.



René Descartes. Gemälde von Frans Hals, geſtochen von E. Ficquet.

Das Heer, die hauptſächlichſte Waffe der königlichen Gewalt nach innen wie nach außen, wurde beträchtlich vermehrt. Richelieu hat es von den 12000 Mann Heinrichs IV. bis auf 150000 gebracht. Kein Wunder, daß er damit die Staatsfinanzen unheilbar zerrüttete: koſteten doch Heer und Marine jährlich 130 Millionen Livres, nach heutigem Geldwerte 800 Millionen Franken. Solche Laſt zu erhalten, war das damalige Frankreich nicht bevölkert und nicht wohlhabend genug.

Die franzöſiſche Kirche war durch das Konkordat Franz' I. auf das engſte mit dem Staate verknüpft. Sie lieh dem Könige, der zu allen ihren Ämtern und Pfründen ernannte, ihr geiſtliches Gewicht; der König ihren Lehren und Forderungen die Macht des weltlichen Armes. Richelieu aber verſtand dieſes Bündnis derart, daß der Staat die Kirche lediglich als eines der wichtigſten Räder in ſeinem Maſchinengetriebe benutze. Dabei hat er in löblichſter Weiſe auf ihre moraliſche und geiſtige Hebung hingewirkt. Während bisher die Pfarrer, gegenüber dem ſkandalöſen Reichtum der Prälaten, zum großen Teile in Dürftigkeit geſchmachtet hatten, ſicherte er ihnen durch königliches Edikt ein ausreichendes Mindeſteinkommen. Ebenſo ſuchte er der Entartung der Kloſtergeiſtlichkeit durch wiederholte Reformedikte und Abſendung königlicher Kommiſſare in die Klöſter abzuhelfen. Er beförderte durchgehend ausgezeichnete Männer zu den biſchöflichen Ämtern. Allerdings wurde er dabei durch die fromme und ſittenſtrenge Richtung unterſtützt, die ſich innerhalb der franzöſiſchen Kirche ſelbſt geltend machte. Franz von Sales und Vincenz von Paula arbeiteten darauf hin, den Klerus zu Werken der Barmherzigkeit, der Krankenpflege und des Unterrichts zu veranlaſſen, anſtatt ſich müßiger Betrachtung oder gar dem trägen Wohlleben zu widmen. Die Kongregationen der Oratorier und von Saint-Sulpice, die damals von dem Kardinal Berulle und gleichgeſinnten Geiſtlichen begründet wurden, entwickelten die Bildung unter dem Klerus und gründeten, nach den Vorſchriften des Trienter Konzils, Seminarien zum Unterrichte der jungen Geiſtlichen. Die umgeſtaltete Benediktinerkongregation von St. Maur ſchuf die diplomatiſche und die paläographiſche Hilfswiſſenſchaft und damit eine gründliche und zuverläſſige Erforſchung der Geſchichte. Richelieu hat an allem dem aufmunternden und fördernden Anteil genommen. Dafür beherrſchte er aber die franzöſiſche Kirche auf das ſtrengſte. Sie erſchien als ein Teil der königlichen Verwaltung; und ſobald ſie die Unzufriedenheit des Volkes erregte, mußte dieſe ſich in letzter Linie wieder gegen das Königtum richten.

Richelieu ſelber verſah ſich mit allen Anzeichen fürſtlicher Macht. Eine von ihm beſoldete Garde, eine große Anzahl junger Edelleute umgaben und ſchützten ſeine Perſon, ſogar im Königsſchloſſe. Sein Palaſt — das Palais Cardinal, das ſpätere Palais Royal — war glänzender, künſtleriſch ausgeſchmückter, von Staatsmännern, Offizieren, Bittſtellern, Schriftſtellern und Künſtlern weit belebter als der Louvre, wo der menſchenſcheue, tiefſinnige, langweilige Monarch hauſte. Der Kardinal ſah es ungern, wenn man ſich an dieſen, nicht an ihn, mit einem Anliegen wandte. Er beſaß ein Jahreseinkommen von 3 Millionen Livres — gleich 19 Millionen Franken heutigen Geldwertes —: die Zivilliſte eines großen Herrſchers.

Aber nicht allein auf politiſchem, auch auf geiſtigem Gebiete wußte er die Überlegenheit Frankreichs zu begründen. Selber voll Intereſſe und Verſtändnis für geiſtige Schöpfung, wollte er dieſe in glänzender Weiſe entwickeln. Das Franzöſiſche ſollte, an Stelle des Lateiniſchen, die allgemeine Sprache der ziviliſierten Welt werden. Um es dazu geſchickt zu machen, es zu reinigen und zu glätten, begründete er 1635 die Franzöſiſche Akademie, die dazu beſtimmt war, die Form der Sprache zu entwickeln und feſtzuſtellen und daneben Rhetorik und Poetik zu lehren — alles von Staats wegen. Gewiß hat dieſe obrigkeitlich eingeſetzte Literaturbehörde ermutigend und anregend auf das franzöſiſche Schrifttum gewirkt und zugleich der franzöſiſchen Proſa eine nirgends wieder erreichte Glätte, Korrektheit und Eleganz verliehen; aber ſie hat auch Urſprünglichkeit und Eigenart erſtickt und den Ausdruck tiefen und ſelbſtändigen Empfindens unmöglich gemacht. An die Stelle der friſchen, genialen, volkstümlichen Kraft, wie ſolche in der franzöſiſchen Literatur des 16. Jahrhunderts ſprudelt, trat die wohlerzogene und formal gebildete Schablonenhaftigkeit der ſogenannten „klaſſiſchen" Periode.

Alles nahm den höfiſch-ariſtokratiſchen Ton an. Schon ſeit den letzten Jahren Heinrichs IV. entſtand der erſte jener „Salons", die zwei Jahrhunderte hindurch auf Literatur und Geſellſchaft maßgebenden Einfluß üben ſollten: der der Marquiſe von Rambouillet, wo neben den vornehmen Herren, die Anſpruch auf Schöngeiſterei machten, und den ihnen geiſtesverwandten hochgeborenen weiblichen „Precieuſen" die hervorragenden Schriftſteller ſich einfanden, um zum erſtenmal der Geburtsariſtokratie gleichberechtigt zur Seite zu treten. Auch die Salons verbreiteten den geſchmackvollen, zierlichen, aber oberflächlichen Ton der guten Geſellſchaft in der Literatur. In dem literariſchen Zirkel, den Richelieu in ſeinem Palais abzuhalten pflegte, erſchienen neben vielen anderen der große Dramatiker Peter Corneille und Voiture, letzterer in ſeinen feinen und eleganten „Briefen" ein Muſter der naturwidrigen Ziererei und Galanterie, die in jenen Salons vorherrſchten, und der ausſchließlich auf formale Vollendung gerichteten Rhetorik, die in Richelieus Patent zur Errichtung der Franzöſiſchen Akademie als eigentliches Ziel des Schrifttums und der Beredſamkeit erſcheint.

Der Stempel der Anmut, Feinheit, Glätte und Zierlichkeit wurde auch, nach dem Vorbild Malherbes, der Dichtkunſt aufgedrückt, die ihn um den teuren Preis der Konvention und Unnatur erkaufen mußte. Was für die nüchterne Proſa den Vorzug der ſtaatlich verſchönten Sprache ausmachte, wurde ein ſchweres Hemmnis für des freie Spiel der dichteriſchen Einbildungs- und Schaffenskraft. Alle Dichter der Zeit Richelieus ſind denn auch herzlich unbedeutend, mit Ausnahme der dramatiſchen. Das Theater aber hat niemals in Frankreich einen ſo hohen Rang eingenommen wie zu jener Zeit. Überall wurde „Komödie" geſpielt, vom Kindes- bis zum Greiſenalter, von der Dorfſcheune bis zum Königsſchloſſe. Die öffentlichen Bühnen hörten auf, dem Pöbel Zotenſtücke zu bieten, ſondern wurden für die mittleren und höheren Stände Schauplätze der reinen Kunſt. Aber in dieſer „Reinheit" ging man, dem geziert ariſtokratiſchen Weſen zuliebe, viel zu weit. Das maßgebende Wort ſprach der große Kardinal ſelber, als er ſich für die antiken Vorbilder, die ſo wenig zu dem Frankreich des 17. Jahrhunderts paßten, und ſogar für die berühmten „drei Einheiten" des Ariſtoteles erklärte. Sein Wille war Geſetz, in der Literatur ebenſowohl wie in der Politik. Die „Klaſſizität" des franzöſiſchen Dramas war für zwei Jahrhunderte entſchieden und zugleich, in wunderbarem Gegenſatze, die ſteife Modernität des dramatiſchen Konverſationstones und des gleichförmigen Versmaßes. Es war unmöglich, die wahre Stimme des Gefühls unter Theaterhelden hören zu laſſen, die als Griechen, Römer, Aſiaten ſich Madame und Monſieur anredeten und miteinander in den zierlichſten Redewendungen der Salons verhandelten; unmöglich, wahres dramatiſches Leben in die engen Schranken der drei Einheiten zu zwängen. An dieſer verzweifelten Aufgabe erlahmte ſelbſt das Genie Peter Corneilles, eines Dichters von kräftigem und kühnem Geiſte, von offenbarem dramatiſchen Geſchick und feinem Urteile, der aber ſchließlich auch der Gleichmäßigkeit der Auffaſſung und Sprache, in geſchraubtes und kühlrhetoriſches Weſen verfiel.

Inmitten dieſes höfiſchen Zwanges war kein Platz für einen ſo unabhängigen, ſelbſtändigen Denker, wie es der große Philoſoph René Descartes war (1596—1650). Im Kriegsdienſte der Holländer und des Kaiſers hatte er, neben unausgeſetzten Studien, Körper und Geiſt geſtählt, dieſen in weiten Reiſen vielſeitig gebildet. Um ſeine langerwogenen philoſophiſchen und phyſikaliſchen Schriften auszuarbeiten, zog er ſich nach den freien Niederlanden zurück. Gleich ſo vielen Zeitgenoſſen, war dieſer kühne Denker von der großen Mangelhaftigkeit und Unzuverläſſigkeit des damaligen Wiſſens betroffen. Er ſuchte aber nicht wie Montaigne, Charron und viele andere, eine Zuflucht in unfruchtbarer Skepſis, ſondern in der inneren Erfahrung, in einem zweifelloſen Grundſatze derſelben, von dem aus man das geſamte Syſtem der Welt und des Menſchentums aufzubauen vermöge. Er fand ſolchen in der Gewißheit des Seins im Bewußtſein — „ich denke, alſo bin ich". Dieſer Satz iſt ſpäter angefochten worden, allein die von Descartes gefundene Methode und die von ihm aufgeſtellten Probleme blieben geltend, führten überhaupt die geſamte neuere Philoſophie ein und wieſen ihr die Bahn. In der nächſten Folgezeit fühlten ſich die ausgezeichneten Geiſter tief ergriffen und fortgeriſſen durch ſeine Proklamierung der ausſchließlichen Herrſchaft der Vernunft, mit unbedenklicher Abweiſung aller Überlieferung und Autorität. Man kann ſagen, die ganze Auffaſſungsweiſe und Denkart der neueren Zeiten datiert von Descartes. Die vorzüglichſten franzöſiſchen Metaphyſiker, Religionsphiloſophen und Äſthetiker des Jahrhunderts folgten mit Begeiſterung auf dem von Descartes vorgeſchriebenen Wege: Pascal, Arnauld, Boſſuet, Fénelon, Boileau, Lafontaine, Geulincx, Malebranche. Aber auch unſer Leibniz ſteht auf ſeinen Schultern.

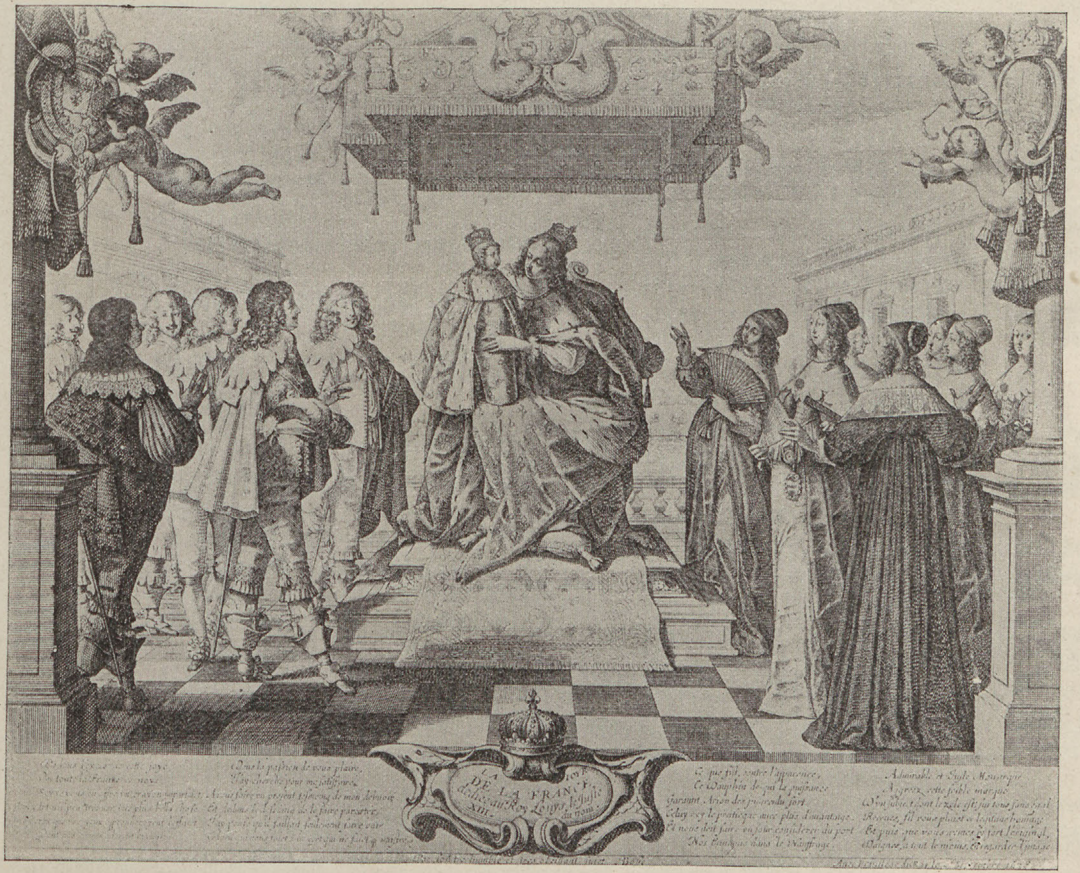
Descartes war zugleich ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Mathematik. Er iſt der Begründer der analytiſchen Geometrie, die überhaupt die weitere Entwicklung der Mathematik erſt ermöglichte. Auch die Lehre vom Lichte verdankt dieſem Genius ihre wichtigſten Fortſchritte. Er legte des Geſetz der Brechung der Lichtſtrahlen beim Übergange von einem Medium in das andere dar und bereitete die großen Entdeckungen von Newton und Leibniz vor.

Kein Descartes erſchien der franzöſiſchen Kunſt, der ebenfalls Richelieu ſeine gefährliche, jede Eigenart vernichtende Gunſt zuwandte. Regelmäßigkeit, trockene Vernunft, falſche Klaſſizität machten ſich hier ausſchließlich geltend. Dieſem Weſen verfiel, wie im Drama Corneille, ſo in der Malerei ein gleichfalls von Natur ſtark angelegter, mit großartiger Auffaſſung und hoher Geſtaltungskraft ausgeſtatteter Künſtler, Nicolaus Pouſſin. Euſtach Leſueur (1617—1655), der ein vorzüglicher Zeichner und von gutem Ausdruck war, ergab ſich doch, der allgemeinen Richtung entſprechend, einem ſchwächlichen Idealismus, dem er auch durch trauriges, einförmig blaſſes, ſchemenhaftes Kolorit huldigen zu müſſen glaubte. Noch mehr erniedrigt waren, eingezwängt in das höfiſch abgezirkelte Weſen, auf hohle, bombaſtiſche Pracht gerichtet, Bildnerei und Baukunſt. —

Noch nie hatte Frankreich einen Herrn beſeſſen, der es ſo vollſtändig in ſeinem ganzen Leben und Sein beherrſchte, wie Armand du Pleſſis, Kardinal von Richelieu. Politik, Heer, Verwaltung, geiſtige und künſtleriſche Entwicklung vereinigten ſich in dieſem außerordentlichen Manne. Am 4. Dezember 1642 erlag der Gewaltige ſeiner langwierigen Bruſtkrankheit. Er war verſchwunden, ſein Werk aber dauerte fort. Es hat Frankreich und die Welt umgeſtaltet und geformt, bis zur großen Revolution von 1789, die doch ebenfalls auf ihn zurückging.

So trat Weſteuropa aus dem rieſigen Kampfe zwiſchen Reformation und Gegenreformation hervor. Der Verfechter des Rückſchrittes, Spanien, lag entkräftet, ſeiner ſchönſten Provinzen, ſeiner Großmachtſtellung beraubt, zu Boden. Auf den Trümmern ſeiner Macht erhoben ſich jugendfriſch und aufſtrebend die proteſtantiſchen Staaten England und Holland. Den größten

Vorteil aber zog aus ſeinem Niedergang ſein alter Nebenbuhler Frankreich, das zunächſt religiöſe Duldung, Unterordnung der kirchlichen unter die ſtaatlichen Geſichtspunkte und Intereſſen vertrat und betätigte. Wer möchte nicht in dieſer Geſtaltung der Dinge einen verheißungsvollen Fortſchritt der Denkfreiheit erkennen, ebenſo, wie ihn in Mitteleuropa der Sieg der kirchlichen Gleichberechtigung im Weſtfäliſchen Frieden bedeutete? Aus dem Kampfe der Gegenreformation wider den Proteſtantismus iſt der große Grundſatz der Gewiſſensfreiheit hervorgegangen und in das europäiſche Staatenrecht eingedrungen.


LA IOYE DE LA FRANCE dedie au Roy Louys le Iuste XIII du nom.

Der franzöſiſche Hof huldigt dem neugeborenen Thronfolger (Ludwig XIV.).

Stich von A. Boſſe.

Zeit-Tafel

Um 1450	Johann Gutenberg in Mainz erfindet die Buchdruckerkunſt.
1450	Ausſterben der Visconti. Franz Sforza wird Herzog von Mailand.
1453	Die Türken erobern Konſtantinopel. Flüchtende Griechen fördern in Italien die humaniſtiſchen Studien.
1458	Pius II. wird Papſt (Enea Silvio Piccolomini), ausgezeichnet durch Bildung und Gelehrſamkeit (— 1464).
1470	Gründung der Akademie zu Florenz für Erforſchung der platoniſchen Philoſophie.
1471	Die Markgrafen von Eſte mit dem Herzogtum Ferrara belehnt.
1482	Federigo von Montefeltro †, Herzog von Urbino.
1483	Raffael Santi in Urbino geb. († 1520).
—	10. November. Martin Luther zu Eisleben geboren; beſucht die Schulen zu Mansfeld, Magdeburg, Eiſenach. — 1501 Univerſität Erfurt. — 1507 Prieſter.
1484	Papſt Sixtus IV. †. Nepotismus in Rom.
1485	Das Haus Tudor kommt in England zur Regierung (—1603).
1486	Der Portugieſe Bartholomäus Diaz entdeckt das Kap der guten Hoffnung in Weiterführung der Beſtrebungen Heinrichs des Seefahrers (1394—1460).
1488	Martin Schongauer †, Maler und Kupferſtecher.
1490	Martin Behaim, Nürnberger Geograph († 1507), fertigt ſeinen Globus.
—	Matthias I. Corvinus †, König von Ungarn.
1492	Eroberung des mauriſchen Granada durch Iſabella von Kaſtilien (1469—1504).
—	Chriſtoph Kolumbus aus Genua († 1506) entdeckt auf vier Reiſen (1492—1504) Amerika, das bereits den Normannen durch Erich den Roten (982) bekannt war.
—	Alexander VI. Borgia Papſt (—1503).
—	Lorenzo dei Medici, genannt il Magnifico, †, Förderer von Kunſt und Wiſſenſchaft. Akademie der Medici.
1493	Kaiſer Friedrich III. †. Maximilian I. deutſcher Kaiſer (—1519).
1494	Vertrag von Tordeſillas teilt den Spaniern den Weſten, den Portugieſen den Oſten der Erdkugel zu.
—	Graf Pico della Mirandola †, gelehrter Humaniſt (geb. 1463).
1495	Emanuel der Große wird König von Portugal (—1521).
1496	John Cabot erreicht Nordamerika.
1497	Philipp Melanchthon geb.
1498	Vasco da Gama: Seeweg nach Oſtindien.
—	Girolamo Savonarola verbrannt.
1499	Amerigo Veſpucci, nach dem Amerika benannt iſt, entdeckt Venezuela.
1500	Pedro Alvarez Cabral (1460—1526) findet Braſilien und ſichtet Madagaskar (1501).
—	Benvenuto Cellini geb., ital. Goldſchmied und Bildhauer († 1571).
1503	Alexander VI. †. Julius II. delle Rovere, Papſt (—1513), macht Rom zum Mittelpunkt der Hochrenaiſſance mit Hilfe von Michelangelo Buonarroti (1415—1563). Juliusdenkmal, Moſes, Decke der Sixtiniſchen Kapelle.
1504	Iſabella von Kaſtilien † (geb. 1451).
1505	Alfonſo d'Albuquerque begründet in Aſien die portugieſiſche Kolonialmacht (—1515). Hauptſtätten: Goa, Diu, Malakka, Makao, Ceylon.
—	Die Konſtitution von Radom bindet den König von Polen an die Zuſtimmung von Senatoren und Landboten.
—	Der erſte Poſtkurs zwiſchen Brüſſel und Wien durch Franz von Taxis mit Genehmigung Maximilians I. begründet.
1506	Beginn des Neubaus der Peterskirche zu Rom durch Bramante (1444—1514), vollendet durch Michelangelo.
—	Andrea Mantegna †, Maler und Kupferſtecher, berühmt durch perſpektiviſche Studien (geb. 1431).
1507	Adam Krafft †, berühmter Nürnberger Bildhauer (geb 1440).
1508	Luther als Profeſſor der Theologie an die Univerſität Wittenberg berufen.
—	Konrad Celtes †, deutſcher Dichter und Humaniſt (geb. 1459).
1509	Heinrich VIII. wird König von England (—1547).
1510	Luthers Reiſe nach Rom.
1513	Julius II. †. Leo X. aus dem Hauſe Medici beſteigt den päpſtlichen Stuhl (—1521). Ablaßhandel.
—	Der Spanier Balboa († 1517) dringt bis zum Stillen Ozean vor.

1514 Niccolo Machiavelli (1469—1521), Staatsſekretär von Florenz, gibt ſein Buch „Il principe“ heraus.

— Ablaßhandel des Erzbiſchofs Albrecht von Mainz (1480—1545) durch Johann Tetzel.

1515 Ludwig XII. von Frankreich †. Franz I. König von Frankreich (—1547).

— Schlacht von Marignano. Franz I. gewinnt Mailand.

1516 Ferdinand der Katholiſche von Aragonien † (ſeit 1479 König des mit Kaſtilien vereinigten Aragonien). Sein Nachfolger Karl I. (V.) wird König des geſamten Spaniens.

— Epistolae virorum obscurorum.

— Erasmus von Rotterdam, Führer des deutſchen Humanismus († 1536), gibt das Neue Teſtament heraus (griechiſch).

— Thomas Morus veröffentlicht die „Utopia“, die den modernen Sozialismus und Kommunismus einleitet.

— Giovanni Bellini †, großer venetianiſcher Maler (geb. 1426).

1517 31. Oktober. Luther heftet ſeine 95 Theſen „Über die Kraft des Ablaſſes“ an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg.

— Der erſte Kaffee kommt nach Europa (Konſtantinopel).

1518 Ulrich Zwingli (1484—1531) beginnt das Reformationswerk in der Schweiz.

— Augsburger Religionsgeſpräch zwiſchen Luther und Cajetan.

1519 Der Portugieſe Ferdinand Magelhaens († 1521) unternimmt für Spanien die erſte Weltumſegelung. — Magelhaensſtraße.

— Ferdinand Cortez (1485—1547) beginnt die Eroberung von Mexiko (— 1522). — Die Azteken.

— Kaiſer Maximilian †. — Karl V., ſeit 1516 als Karl I. König des geeinten Spaniens, wird deutſcher Kaiſer.

— Religionsgeſpräch zwiſchen Luther und Miltitz in Altenburg. — Disputation auf der Pleißenburg (Leipzig) zwiſchen Dr. Eck und Karlſtadt. Luther ſpricht gegen Papſt und Konzilien, unterſtützt von ſeinem Freunde Philipp Melanchthon (1497—1560).

— Lionardo da Vinci † (geb. 1452).

— Michael Wohlgemut †, Nürnberger Maler und Lehrer Albrecht Dürers.

1520 Luthers Schriften: „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation“ — „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche“ — „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“.

1520 10. Dezember. Luther verbrennt die Bannbulle am Elſtertore zu Wittenberg.

— Stockholmer Blutbad. Auflöſung der ſkandinaviſchen Union.

— Raffael Santi † (geb. 1483).

— Soliman II., der Prächtige, türkiſcher Sultan (—1566).

— Die erſte Schokolade von den Spaniern aus Mexiko nach Europa gebracht.

1521 Reichstag zu Worms. — Wormſer Edikt. — Luther, in die Reichsacht erklärt, beginnt auf der Wartburg die Bibelüberſetzung (vollendet 1534). — Friedrich der Weiſe (1486—1525).

— Beginn des erſten Krieges zwiſchen Karl V. und Franz I. von Frankreich.

— Leo X. †. Hadrian VI. wird Papſt († 1523).

— Emanuel der Große, König von Portugal, †.

— Belgrad durch die Türken erobert.

1522 Luther predigt — nach Wittenberg zurückgekehrt — gegen Bilderſtürmer und Wiedertäufer.

— Johann Reuchlin †, berühmter deutſcher Humaniſt (geb. 1455).

— Rhodus durch Sultan Soliman erobert.

1523 Tod des Franz von Sickingen (geb. 1481) und Ulrichs von Hutten (geb. 1488).

— Beginn der Reformation in Schweden unter Guſtav Waſa (1523—1560). — Philipp, Landgraf von Heſſen, tritt der Reformation bei.

— Papſt Hadrian VI. †. Clemens VII. Neffe Lorenzos dei Medici, Papſt (—1534).

1524 Beginn des Bauernkrieges in Schwaben und Franken. — Die zwölf Artikel der Bauern. — Wiedertäufer in Thüringen.

— Pietro Perugino †, Haupt der umbriſchen Malerſchule und Lehrer Raffaels (geb. 1446).

1525 Niederlage der Bauern bei Königshofen und Frankenhauſen. Thomas Münzer †. — Luthers Schrift: „Wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern“.

— Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, †. Nachfolger ſein Bruder Johann der Beſtändige († 1532).

— Albrecht von Brandenburg, Hochmeiſter des deutſchen Ritterordens, führt die Reformation in Preußen ein.

— Luther vermählt mit Katharina von Bora.

1525 Die Schlacht bei Pavia beendet den erſten Krieg (1521—1526) zwiſchen Karl V. und Franz I.

1526 Friede zu Madrid zwiſchen Karl V. und Franz I.

— Ligue von Cognac. Papſt Clemens VII., Franz von Frankreich, Venedig und England gegen Karl V. verbündet.

— Erſter Reichstag zu Speyer, den Proteſtanten günſtig. Reichsrechtliche Grundlage der evangeliſchen Landeskirche (Sachſen und Heſſen). — Marburg Univerſität.

— Schlacht bei Mohácz. Ungarn und Böhmen kommen an Habsburg.

— Hans Holbein d. J. geht nach England.

1527 Beginn des zweiten Krieges zwiſchen Karl V. und Franz I. Plünderung Roms.

— Machiavelli † in Florenz.

1528 Erſter deutſcher Koloniſationsverſuch von Venezuela durch die Ehinger und die Augsburger Welſer.

— Albrecht Dürer † in Nürnberg, größter deutſcher Maler und Kupferſtecher (geb. daſelbſt 1471).

1529 Aufhebung des Abkommens von Tordeſillas (1494) durch den Vertrag von Saragoſſa.

— Friede von Cambrai (Damenfriede) beendet den zweiten Krieg Karls V. mit Franz I. Frankreich behält Burgund.

— Zweiter Reichstag zu Speyer; Proteſt der Evangeliſchen gegen Majoritätsbeſchlüſſe in Glaubensſachen (daher Proteſtanten).

— Luthers großer und kleiner Katechismus.

— Belagerung Wiens durch die Türken.

— Genua unter Andreas Doria wird von der franzöſiſchen Schutzherrſchaft frei.

— Zuſammenkunft zwiſchen Luther und Zwingli zu Marburg (Abendmahlsſtreit).

— Maſovien mit der Hauptſtadt Warſchau fällt an das Königreich Polen.

— Peter Viſcher †, berühmter Erzgießer in Nürnberg (geb. 1455), Schöpfer des Sebaldusgrabes in Nürnberg.

1530 Kaiſerkrönung Karls V. zu Bologna. Letzte Krönung eines Kaiſers durch den Papſt.

— Reichstag zu Augsburg, vergeblicher Verſuch einer Einigung. Die katholiſche Confutatio gegen Melanchthons Confessio Augustana.

— Thomas Wolſey †, leitender Staatsmann Englands unter Heinrich VIII., Gegner der Reformation (geb. 1474).

1530 Franz Pizarro († 1541) beginnt die Eroberung von Peru (—1532). — Die Inkas.

— Wilibald Pirkheimer †, großer deutſcher Humaniſt (geb. 1470).

1531 Heinrich VIII. trennt die engliſche Landeskirche vom Papſttum.

— Der ſchmalkaldiſche Bund der proteſtantiſchen Reichsſtände. — Bundeshauptleute: Kurfürſt Johann von Sachſen (1525—1532), Landgraf Philipp von Heſſen (1509—1567).

— Ferdinand von Oeſterreich, Karls V. Sohn, römiſcher König.

— Schlacht bei Kappel. Zwingli †.

1532 Nürnberger Religionsfriede des Kaiſers mit den Proteſtanten, geſchloſſen wegen der Türkengefahr.

— Johann der Beſtändige †. Johann Friedrich wird Kurfürſt von Sachſen (—1547).

— Eroberung von Peru durch Pizarro.

— Johann Calvin aus Noyon (geb. 1509) tritt in Paris als Reformator auf.

— „Carolina“, Kaiſerliche Halsgerichtsordnung.

1533 Der Nürnberger Bildſchnitzer Veit Stoß † (geb. 1450).

— Arioſt † (geb. 1474). „Der raſende Roland“.

1534 Württemberg evangeliſch. Herzog Ulrich (vertrieben 1519) kehrt in ſein Land zurück.

— Die Wiedertäufer in Münſter (hingerichtet 1535).

— Papſt Clemens VII. †. Alexander Farneſe als Paul III. Papſt (—1549).

— Der Maler Correggio † (geb. 1494).

— Johannes Aventinus †, großer bayeriſcher Geſchichtsſchreiber (geb. 1477).

1535 Glücklicher Kreuzzug Karls V. gegen Tunis.

— Ulrich Zaſius †, humaniſtiſcher Reformator der Jurisprudenz (geb. 1461).

1536 Chriſtian III. von Dänemark und Norwegen reformiert ſeine Länder.

— Erasmus von Rotterdam †, größter deutſcher Humaniſt (geb. 1467).

1538 Waffenſtillſtand zu Nizza, beendet den dritten Krieg Karls V. gegen Franz I. (ſeit 1536).

— Friede von Großwardein. Der Gegenkönig Johann Zapolya tritt alle Anſprüche ſeiner Nachfolger auf Ungarn an Ferdinand I. von Oeſterreich ab.

1539 Kurbrandenburg und das albertiniſche Herzogtum Sachſen ſchließen ſich der Reformation an.

1540 Gründung des Jeſuitenordens durch Ignatius von Loyala (1490—1556).

1541 Reichstag zu Regensburg, ergebnislos.

— Reformation in Genf unter Johann Calvin (1509—1569).

— Reformation in Schottland durch John Knox.

— Unglücklicher Zug Karls V. nach Algier.

— Karlſtadt (Andreas Bodenſtein) †, Vorkämpfer der Reformation (geb. 1480).

— Theophraſtus Paracelſus †, großer Förderer der Chemie (geb. 1493).

1542 Das Inquiſitionstribunal zu Rom durch Paul III. wieder eingeſetzt. Index librorum prohibitorum.

— Graf Hermann von Wied, Erzbiſchof von Köln, beginnt die Reformation ſeines Gebietes.

1543 Der Jeſuitenorden durch Papſt Paul III. beſtätigt.

— In Ungarn wenden ſich die Magyaren aus Abneigung gegen das Deutſchtum vom Luthertum dem Calvinismus zu.

— Johann Eck †, Profeſſor der Theologie in Ingolſtadt, hervorragender Bekämpfer Luthers (geb. 1486).

— Nikolaus Kopernikus †, berühmter Aſtronom (geb. 1473).

— Hans Holbein † in London (geb. 1497).

1544 Der Reichstag zu Speyer erkennt alle vor 1541 vollzogenen Säkulariſationen an.

— Friede von Crespy beendet den vierten Krieg (1542—1544) zwiſchen Karl V. und dem mit den Türken verbündeten Franz I.

— Die Inklination der Magnetnadel von dem Nürnberger Hartmann entdeckt.

1545 Das Konzil von Trient, mit Unterbrechungen bis 1563 tagend. Reformen innerhalb der katholiſchen Kirche und endgiltiger Abſchluß ihrer Dogmen.

— Georg Spalatin †, humaniſtiſcher Förderer der Reformation (geb. 1484).

1546 18. Februar. Luthers Tod zu Eisleben.

— Beginn des ſchmalkaldiſchen Krieges. Karl V. ſiegreich gegen die Proteſtanten.

1547 Schlacht bei Mühlberg a. Elbe. Moritz von Sachſen erhält die Kurwürde. Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen geraten in Gefangenſchaft.

— Heinrich VIII. †. Eduard VI. von England beſteigt den Thron (— 1553). Vordringen der Reformation in England.

— Franz I. †. Heinrich II. wird König von Frankreich (—1559). Emporkommen der katholiſchen Guiſen.

1547 Verſchwörung des Fiesco zu Genua.

— Conrad Peutinger †, Humaniſt (geb. 1465).

1548 Das Augsburger Interim, von den Katholiken nicht anerkannt, beſchränkt die päpſtliche Macht und gewährt den Proteſtanten Kelch und Prieſterehe.

— Die 17 Provinzen der Niederlande als ſtaatsrechtliche Einheit im burgundiſchen Kreiſe zuſammengefaßt.

1549 Papſt Paul III. †. Julius III. Papſt (— 1555).

1550 Moritz von Sachſen beginnt die Belagerung Magdeburgs (— 1552).

— Calviniſten und böhmiſche Brüder befeſtigen unter Siegmund II. Auguſt (1548—72) in Polen die Reformation.

1552 Moritz von Sachſen fällt vom Kaiſer ab, der vor ihm fliehen muß.

— Paſſauer Vertrag. Die gefangenen proteſtantiſchen Fürſten erhalten ihre Freiheit wieder.

— Die Bistümer Metz, Toul und Verdun kommen an Frankreich.

— Jena wird Univerſität.

— Pietro Aretino †, ehrgeiziger italieniſcher Schriftſteller (geb. 1492).

1553 Die erſte reformierte Gemeinde zu Paris.

— Moritz von Sachſen fällt im Kampfe mit Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach bei Sievershauſen.

— Eduard VI. †. Maria die Katholiſche, blutige Förderin der Gegenreformation, beſteigt den engliſchen Thron (—1558).

— Lucas Cranach † in Weimar (geb. 1472).

1554 Philipp II. von Spanien vermählt mit Maria von England.

1555 Augsburger Religionsfriede. Die Reichsſtände erhalten das ius reformandi: cuius regio eius religio; Reservatum ecclesiasticum.

— Papſt Julius III. †. Paul IV. Papſt (—1559).

1556 Karl V. dankt ab.

— Ferdinand I., Bruder Karls V., deutſcher Kaiſer (— 1564). — Beginn der Gegenreformation in Oeſterreich und Bayern.

— Philipp II. (geb. 1527), Sohn Karls V., König von Spanien (— 1598): Schutzherr der katholiſchen Kirche.

— Krieg der Franzoſen mit Philipp von Spanien (—1559).

1557 Die Franzoſen werden bei St. Quentin von den Spaniern geſchlagen.

1558 Graf Egmont ſiegt bei Gravelingen über die Franzoſen.

— Eroberung von Calais durch die Franzoſen.

1558 Karl V. † im Kloſter S. Juſte in Spanien.
— Maria die Katholiſche von England †. — Regierungsantritt der Königin Eliſabeth (—1603). — Lord Burleigh (1520 bis 1598). Graf Leiceſter (1533—1588). Sir Francis Drake (1545—1596). Sir Walter Raleigh (1552—1618).
— Maria Stuart vermählt mit Franz II. von Frankreich.
— Johann Bugenhagen †, Reformator und eifriger Mitarbeiter an Luthers Bibelüberſetzung (geb. 1485).
1559 Inquiſition in Spanien. Autodafés.
— Margarete von Parma, Statthalterin der Niederlande (—1567).
— Friede von Cateau-Cambréſis zwiſchen Frankreich, Deutſchland, Spanien und England. — Frankreich behält Calais ſowie Metz, Toul und Verdun.
— Heinrich II. †. — Franz II. König von Frankreich (—1560), Gemahl der Maria Stuart.
— Papſt Paul IV. †. Pius IV. Papſt.
1560 Franz II. †. — Karl IX., König von Frankreich, kommt elfjährig zur Regierung (—1574). — Mutter: Katharina von Medici († 1589).
— Guſtav Waſa von Schweden †. Sein Sohn Erich XIV. von ſeinem Bruder Johann III. entthront († 1568).
1561 Religionsgeſpräch zu Paſſy zwiſchen Katholiken und Hugenotten.
— Philipp II. verſtärkt die kirchliche Aufſicht in den Niederlanden. Conſulta und Staatsrat.
— Maria Stuart (geb. 1542) kommt nach Schottland.
— Auflöſung des deutſchen Ordensſtaates in Livland, deſſen Gebiet an Polen und Schweden fällt.
1562 Januar-Edikt in Frankreich: Duldung der Hugenotten; Blutbad zu Vaſſy.
— Beginn der Hugenottenkriege (—1598).
1563 Friede und Edikt von Amboiſe.
— Heidelberger Katechismus der Reformierten.
1564 Granvella, Biſchof von Arras, Berater der Margarete von Parma, abberufen († 1586).
— Ferdinand I. †. Sein Sohn Maximilian II. deutſcher Kaiſer (—1576), den Proteſtanten geneigt.
— Calvin †.
— Michelangelo Buonarroti † (geb. 1475).
— William Shakeſpeare geboren († 1616).
1565 Philipp II. rettet Malta und den Johanniterorden gegen die Türken.
— Philipp II. verſchärft die Inquiſition in den Niederlanden und lehnt die Einberufung der Generalſtaaten ab. — Kompromiß von Breda.
— Der Tabak gelangt aus Frankreich, wo er 1560 durch Jean Nicot (1530—1600) bekannt geworden, nach Deutſchland.
1566 Bittſchrift des Niederländiſchen Adels an Margarete von Parma: Die Geuſen. — Bilderſturm und Kirchenplünderung, bekämpft durch Egmont (geb. 1521) und Wilhelm von Oranien (1533—1584).
— Sultan Soliman II. † bei Belagerung des von Zriny verteidigten Sigeth.
1567 Herzog Alba wird Statthalter der Niederlande. Rat der Unruhen (Blutrat). — Wilhelm von Oranien flieht.
1568 Die Grafen Egmont und Hornes zu Brüſſel hingerichtet.
— Don Carlos, Philipps II. Sohn, † im Gefängnis.
— Blutige Verfolgung der Moriskos (Mauren) in Spanien.
— Maria Stuart, aus Schottland vertrieben, flieht zu Eliſabeth. Ihr Sohn wird als Jakob VI. (geb. 1566) König.
1569 Tod des Prinzen Ludwig von Condé. — Admiral von Coligny (geb. 1517) Führer der Hugenotten.
— Lubliner Union. Polen mit Litauen, Preußen und der Ukraine vereinigt.
1570 Friede zu St. Germain en Laye. Die Proteſtanten erhalten Religionsfreiheit und vier Sicherheitsplätze.
— Königin Eliſabeth von England wird exkommuniziert und beginnt den entſchiedenen Kampf gegen den Katholizismus.
— Der Konſenſus von Sendomir führt die Einigung der proteſtantiſchen Bekenntniſſe in Polen herbei.
1571 Gründung der Londoner Börſe. Aufſchwung des engliſchen Handels. Merchant adventurers.
— Vernichtung der türkiſchen Flotte bei Lepanto durch Don Juan d'Auſtria (geb. 1547). Niedergang der osmaniſchen Macht.
— Empörung in den Niederlanden gegen die von Alba auferlegten Steuern.
— Benvenuto Cellini † in Florenz.
1572 24.—25. Auguſt. Die Pariſer Bluthochzeit (Bartholomäusnacht). Coligny †.
— Die Waſſergeuſen unter Wilhelm von der Mark erobern die Hafenfeſtung Briel.

1572 Ausſterben der Jagellonen (ſeit 1386 Großfürſten von Litauen). Polen wird Wahlreich. Liberum veto.
— Der ſchottiſche Reformator John Knox †.
1573 Alba abberufen; Don Luis de Requeſenz y Zuñiga Albas Nachfolger (—1575).
1574 Ludwig und Wilhelm von Naſſau fallen in der Schlacht auf der Mooker Heide.
— Heinrich III. von Frankreich kommt zur Regierung (—1589).
— Giorgio Vaſari †, Baumeiſter, Maler und Kunſtſchriftſteller, Verfaſſer berühmter Künſtlerbiographien (geb. 1511).
1575 Gründung der Univerſität Leyden.
— Holland und Seeland erklären zu Delft ihre Unabhängigkeit.
1576 Pazifikation von Gent: Zuſammenſchluß aller niederländiſchen Provinzen gegen die Spanier.
— Don Juan d'Auſtria wird Statthalter der Niederlande (—1578). Edictum perpetuum.
— Maximilian II. †. Rudolf II. deutſcher Kaiſer (—1612), Förderer des Jeſuitenordens.
— Tiziano Vicellio †, berühmteſter Meiſter der venezianiſchen Schule (geb. 1477).
— Der Meiſterſinger Hans Sachs † in Nürnberg (geb. 1494).
1577 Der Engländer Francis Drake beginnt ſeine Weltumſegelung (—1580).
1578 König Sebaſtian von Portugal fällt in der Schlacht bei Alcaſſarquivir.
— Alexander Farneſe, Herzog von Parma, Statthalter der Niederlande (—1592).
1579 Die Utrechter Union. Zuſammenſchluß der 7 nördlichen proteſtantiſchen Provinzen der Niederlande.
1580 Ausſterben des portugieſiſchen Königshauſes. Portugal kommt an Spanien.
— Der Koſakenhetmann Yermak Timofejew beginnt die Eroberung Sibiriens.
— Franz Hals geb., holländiſcher Bildnismaler († 1666).
1581 Torquato Taſſos (1544—1595) „Befreites Jeruſalem".
1582 Herzog Alba †.
— Gregorianiſcher Kalender eingeführt durch Papſt Gregor XIII. (1572—1585).
1583 Kölner Erbfolgeſtreit.
— Koloniſierung der Küſte von Neufundland durch England.
1584 Ermordung Wilhelms von Oranien. Sein Sohn Moritz von Oranien († 1625).
— Die Kartoffel durch Walter Raleigh aus Virginia nach Irland gebracht.
1584 Zar Iwan IV. nimmt die Eroberung Sibiriens in ſeine Hand.
1585 Antwerpen belagert und erobert. Aufblühen Amſterdams und der niederländiſchen Seemacht.
— Francis Drake plündert Weſtindien und Florida.
— Walter Raleigh kommt nach Virginia († 1618).
— Papſt Gregor XIII. †; Sixtus V. Papſt (—1590).
1587 Hinrichtung der Maria Stuart.
1588 Untergang der ſpaniſchen Armada. Aufblühen der engliſchen Seemacht.
— Paolo Veroneſe †, berühmter venezianiſcher Maler (geb. 1528).
1589 Königin Eliſabeth vertreibt die deutſche Hanſa aus dem Stalhof in London.
— Ermordung Heinrichs III. von Frankreich durch den Dominikaner Jacques Clément. Ende des Hauſes Valois (ſeit 1328). Beginn des Hauſes Bourbon mit Heinrich IV. von Navarra (—1610).
1590 Sieg Heinrichs IV. von Frankreich über die katholiſche Ligue und die mit ihr verbündeten Spanier bei Arques und Ivry.
— Papſt Sixtus V. †.
1594 Heinrich IV. nimmt Paris ein.
— Mercator (Gerhard Kremer) †, großer darſtellender Geograph; durch ſeine Weltkarte zum Gebrauch der Seefahrer Reformator der Kartographie (geb. 1512).
— Paleſtrina †, berühmter Muſiker.
1595 Die Holländer beginnen die Koloniſierung in Oſtindien und auf den Sunda-Inſeln.
1596 Vernichtung der ſpaniſchen Flotte durch Graf Eſſex († 1601) im Hafen von Kadix.
— Der Holländer William Barentz überwintert bei Nowaja Semlja.
1598 Edict von Nantes: Die Hugenotten erhalten volle ſtaatsbürgerliche Gleichheit. Sully Miniſter.
— Vertrag zu Vervins. Philipp II. gibt die ſpaniſchen Eroberungen an Frankreich zurück.
— Philipp II. †; Philipp III., König von Spanien, kommt zur Regierung (—1621).
— Ausſterben des Hauſes Rjurik in Rußland (ſeit 862).
1599 Die engliſch-oſtindiſche Handelsgeſellſchaft gegründet.
— Velasquez geb., berühmter ſpaniſcher Maler († 1660).
1600 Calderon geb., großer ſpaniſcher Dramatiker († 1681).

1601 Tycho de Brahe †, berühmter Aſtronom (geb. 1546).

1602 Gründung der niederländiſch-oſtindiſchen Kompagnie (aufgelöſt 1794).

1603 Beſiedelung Canadas durch die Franzoſen.

— Eliſabeth †. Das Haus Tudor erliſcht.

— Jakob I. von Schottland, Sohn der Maria Stuart, wird König von England (—1625). Beginn des Hauſes Stuart (—1649) in England und Perſonalunion der beiden Königreiche.

1603 William Gilberts †, Begründer der Lehre vom Erdmagnetismus (geb. 1540).

1604 Johann Rudolf Glauber geb., Chemiker, Entdecker des Glauberſalzes († 1668).

1605 Die Molukkeninſel Amboina, von den Portugieſen verloren, wird Sitz der holländiſchen Herrſchaft in Oſtindien (1619 nach Batavia verlegt).

— Der falſche Demetrius, von Polen unterſtützt, gewinnt in Rußland Macht.

— Cervantes beginnt ſeinen Don Quijote (—1615).

— Simon Dach geb., deutſcher Lyriker († 1659).

1606 Rembrandt van Rijn geb., größter niederländiſcher Maler und Radierer († 1669).

1607 Die Händel in Donauwörth.

— Paul Gerhardt geb., größter proteſtantiſcher Kirchenliederdichter († 1676).

1608 Der Jeſuitenſtaat Paraguay gegründet.

— Gründung der proteſtantiſchen Union unter Friedrich IV. von der Pfalz.

1609 Die katholiſche Liga gegründet unter Herzog Maximilian von Bayern (1597—1651).

— Die Unabhängigkeit der Vereinigten Niederlande wird anerkannt.

— Die Schrift des jungen Grotius von der Handelsfreiheit des Meeres.

— Matthias, Bruder Rudolfs II., gewährt den Böhmen durch Majeſtätsbrief Religionsfreiheit.

— Beginn des jülich-cleveſchen Erbfolgeſtreites (—1614).

— Vertreibung der Moriskos aus Spanien.

— Galilei fördert die Erfindung des Fernrohrs, das durch Huyghens verbeſſert wird.

— Amerighi da Caravaggio †, ital. Maler der ſinkenden Renaiſſance, Hauptmeiſter der naturaliſtiſchen Richtung (geb. 1569).

1610 Heinrich IV. von Frankreich von Franz Ravaillac ermordet. Ludwig XIII. († 1643) kommt neunjährig zur Regierung unter Vormundſchaft der Königin-Witwe Maria von Medici.

1611 Guſtav II. Adolf wird König von Schweden (—1632).

— Jodocus Hondius †, Verbeſſerer der Mercatorſchen Seekarten.

1612 Matthias wird deutſcher Kaiſer (—1619).

— Federigo Baroccio (Fiori da Urbino) †, italieniſcher Maler der ſinkenden Renaiſſance; nach ihm der Barockſtil benannt (geb. 1528).

1613 Johann Sigismund, Kurfürſt von Brandenburg, tritt zur reformierten Kirche über.

— Das Haus Romanow kommt in Rußland zur Regierung (—1762).

1614 Teilungsvertrag von Xanten beendet den jülich-cleveſchen Erbfolgeſtreit. Brandenburg erhält Cleve, Mark und Ravensberg.

— Beginn der Neuenglandſtaaten in Nordamerika (Puritaner).

— Letzte Einberufung der franzöſiſchen Generalſtände vor der großen Revolution.

1616 William Shakeſpeare † (geb. 1564).

— Holländiſch-japaniſcher Handelsvertrag.

— William Baffins vergeblicher Verſuch einer nordweſtlichen Durchfahrt; vor ihm John Davis und Henry Hudſon.

— Die Dänen gründen ihre erſte Oſtindienkompagnie.

— Andreas Gryphius geb., größter Dramatiker der erſten ſchleſiſchen Dichterſchule († 1664).

1618 Aufſtand in Prag unter Graf Matthias von Thurn und Graf Mansfeld.

— Lope de Vega †, ſpaniſcher Dramatiker.

— Fenſterſturz zu Prag. — Beginn des 30jährigen Krieges (als böhmiſcher Krieg bis 1623, als däniſch-niederſächſiſcher Krieg bis 1629, als ſchwediſcher Krieg bis 1635, als ſchwediſch-franzöſiſcher Eroberungskrieg bis 1648).

— Francesco Moroſini geb., großer Admiral Venedigs († 1694).

— Murillo geb., ſpaniſcher Maler († 1682).

1619 Gründung Batavias. Hauptort auf Java.

— Olden-Barneveld hingerichtet, Grotius verbannt.

— Friedrich V. von der Pfalz gegen Ferdinand II. zum König von Böhmen gewählt.

— Ferdinand II., „Sohn der Jeſuiten“, deutſcher Kaiſer (—1637)

— Bethlen Gabor, Fürſt von Siebenbürgen, Haupt der Proteſtanten in Ungarn.

— Lodovico Carracci †, italieniſcher Meiſter der ſinkenden Renaiſſance (geb. 1555).

1620 Schlacht am Weißen Berge bei Prag. Friedrich V. („Winterkönig") flieht; Ende der Union. — Süddeutſchland katholiſch.

— Campanella, italieniſcher Philoſoph (1568 bis 1639) veröffentlicht den „Sonnenſtaat", eine berühmte utopiſche Schrift.

1621 Gewaltſame Katholiſierung der Pfalz durch die Spanier unter Spinola.

— Philipp IV. König von Spanien (—1665). Sein Miniſter Graf von Olivares.

— Gründung der Weſtindiſch-niederländiſchen Geſellſchaft. Curaçao, Guayana.

1622 Tilly (1559—1632) bei Wiesloch von Mansfeld geſchlagen.

— Sieg der Liga unter Tilly über den Markgrafen von Baden-Durlach bei Wimpfen.

— Chriſtian von Braunſchweig bei Höchſt und Stadtlohn von Tilly geſchlagen.

1623 Maximilian von Bayern erhält die Rheinpfalz mit der Kurwürde des geächteten Friedrich.

1624 Chriſtian IV. von Dänemark tritt an der Spitze des niederſächſiſchen Kreiſes für die deutſchen Proteſtanten ein.

— Albrecht von Wallenſtein, Herzog von Friedland, kaiſerlicher Oberfeldherr.

— Die Holländer gründen Neu-Amſterdam (New York).

— Kardinal von Richelieu leitender Staatsmann von Frankreich (—1642).

— Martin Opitz „Von der deutſchen Poeterey", die maßgebende deutſche Poetik vor Leſſing.

— Angelus Sileſius (Johann Scheffler) geb., bedeutender geiſtlicher Dichter († 1677).

— Die Venetianer bringen größere Mengen Kaffee nach Europa.

1625 Moritz von Oranien †.

— Das erſte Kolonialamt in London.

— Beſetzung der Antillen durch die Franzoſen: Martinique und Guadeloupe.

1626 Wallenſteins Sieg an der Deſſauer Elbbrücke über Ernſt von Mansfeld († bei Serajewo in Bosnien).

— Tillys Sieg über Chriſtian IV. von Dänemark bei Lutter am Barenberge.

— Chriſtian von Braunſchweig †.

— Francis Bacon †, engliſcher Staatsmann und Philoſoph.

1627 Wallenſtein und Tilly erobern Holſtein, Schleswig und Jütland. Wallenſtein beſetzt Pommern und Mecklenburg.

1628 Die hugenottiſche Feſtung La Rochelle wird von Richelieu genommen.

— Die Kanada-Geſellſchaft unter Richelieu neu organiſiert.

1628 Vergebliche Belagerung Stralſunds durch Wallenſtein.

1629 Friede zu Lübeck und Reſtitutions-Edikt. Die ſeit dem Paſſauer Vertrage (1552) ſäkulariſierten geiſtlichen Güter fallen an die katholiſche Kirche zurück.

— Chriſtian Huyghens, holländiſcher Phyſiker und Aſtronom geb. († 1695).

1630 Der Kurfürſtentag zu Regensburg ſetzt die Entlaſſung Wallenſteins durch.

— Journée des dupes. Richelieu, durch Maria von Medici in ſeiner Stellung gefährdet, gewinnt die völlige Herrſchaft über Ludwig XIII.

— Landung des Königs Guſtav Adolf von Schweden (geb. 1594) in Deutſchland. Er beſetzt Pommern.

— Johann Kepler † (geb. 1571), Begründer der neueren Aſtronomie.

1631 Schwediſcher Subſidienvertrag mit Frankreich. Richelieu.

— Eroberung von Magdeburg durch Tilly.

— Guſtav Adolf ſchlägt Tilly bei Breitenfeld (Leipzig).

1632 Sieg Guſtav Adolfs am Lech über Tilly (†). Wallenſtein wird abermals Oberfeldherr des Kaiſers. Lager bei Fürth und Nürnberg.

— Schlacht bei Lützen. Guſtav Adolf ſiegt und fällt.

— Chriſtine, Guſtav Adolfs Tochter, wird Königin von Schweden (abgedankt 1654, † 1689).

— Baruch Spinoza geb. zu Amſterdam, großer niederländiſcher Philoſoph († 1677).

1633 Bündnis der ſüddeutſchen Proteſtanten mit Schweden (Oxenſtjerna) und Frankreich (Richelieu) zu Heilbronn.

1634 Ermordung Wallenſteins zu Eger.

— Niederlage der Schweden bei Nördlingen.

— Der Prager Separatfriede zwiſchen Sachſen und dem Kaiſer hebt das Reſtitutionsedikt auf.

1635 Gründung der franzöſiſchen Akademie durch Richelieu. — Corneilles Cid.

1636 Sieg der Schweden unter Banér über die Kaiſerlichen bei Wittſtock.

— Der Tee wird in Europa (Paris) bekannt (1650 in England eingeführt).

1637 Ferdinand II.; Ferdinand III. deutſcher Kaiſer (—1657).

— Das pommerſche Herzoghaus erliſcht mit dem Tode Bogiſlaws XIV.

1638 Bernhard von Weimar († 1639) ſiegt bei Rheinfelden und erobert das Elſaß. Einnahme von Breiſach.

1639	Die Franzoſen unter Turenne und Condé beſetzen das Elſaß.
—	Vernichtung der ſpaniſchen Flotte durch die Holländer unter Tromp.
—	Martin Opitz † (geb. 1597).
1640	Peter Paul Rubens †, belgiſcher Maler.
—	Das Haus Braganza kommt mit König Johann IV. auf den Thron von Portugal. Schutz- und Trutzbündnis Portugals mit Holland gegen Spanien.
—	Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt, kommt zur Regierung (—1688).
—	Paul Fleming †, Lyriker (geb. 1609).
1641	Banér †. — Anton van Dyck †, belgiſcher Maler (geb. 1599).
1642	Der Holländer Abel Tasmann umfährt Auſtralien (Neu-Holland).
—	Richelieu †. Sein Nachfolger Mazarin.
—	Sieg der Schweden unter Torſtenſon über die Kaiſerlichen bei Leipzig.
—	Galilei †, großer Naturforſcher (geb. 1564).
1643	Ludwig XIII. †. Sein Sohn Ludwig XIV. wird König von Frankreich (—1715).
—	Die Franzoſen unter Rantzau bei Tuttlingen von Oeſterreichern und Bayern geſchlagen.
—	Iſaac Newton geb., Phyſiker († 1727).
1644	Der Chemiker Helmont †; er führte die Bezeichnung Gas ein (geb. 1577).
1645	Sieg der Schweden unter Torſtenſon bei Jankau in Böhmen über die Kaiſerlichen.
—	Hugo Grotius †, niederländ. Polyhiſtor.
1646	Der Große Kurfürſt ſtudiert im Haag das holländiſche See- und Kolonialweſen.
—	Wrangel wird ſchwediſcher Oberfeldherr.
1647	Torricelli †, italieniſcher Phyſiker und Mathematiker (geb. 1608).
1648	Sieg der Franzoſen und Schweden bei Susmarshauſen. — Der Schwede Königsmark erobert die Kleinſeite von Prag.
—	24. Oktober. Der Weſtfäliſche Friede zu Münſter und Osnabrück. Sieg der Territorialgewalt; Auflöſung des alten Lehnsverbandes im Reiche. Verluſte des Reiches an Schweden, das als Reichsſtand die Herzogtümer Vorpommern, Wismar und die Biſtümer Bremen und Verden erhält, ſowie an Frankreich, dem das öſterreichiſche Elſaß (mit Breiſach) bleibt. Die Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande anerkannt.
1649	Karl I. hingerichtet; England Republik.
1650	René Descartes (Carteſius) †.
1651	Oliver Cromwell erläßt das engliſche Schiffahrtsgeſetz (Navigationsakte).
—	Die Engländer faſſen Fuß auf St. Helena.
1652	Gründung der Kolonie Kapſtadt durch die Niederländer: die Boeren.
—	Krieg zwiſchen England und Holland. Tromp ſchlägt die Engländer bei Dover.
1654	Holland erkennt die Navigationsakte an.
1665	Die holländiſche Kompagnie Neu-Amſterdam (New York) geht an England über.

Regiſter

Die Zahlen bedeuten die Seiten. — Zahlen mit vorgedrucktem „Abb.“ weiſen auf die Abbildungen hin

Aachen, Friede von 77
Abaelard, Scholaſtiker . . . 125
Aben-Abu, Führer der Moriskos 544
Abencerragen, granadiſche Königsfamilie 544
Abendmahlslehre 260, 338 ff., Abb. 339, 344, 392, 556
Aberglaube 241, 275
Ablaß 217, 224 ff, Abb. 270, 292, 381, 392
Abſolutismus in Frankreich 122, 424, 450, 615 f., 624 f.
Abulfeda, arabiſcher Geſchichtsſchreiber 46
Académie française . . 627
Acca, kurbrandenburgiſche Kolonie 108
Aden 14, 32
Adolf v. Anhalt 232
Adrianopel, Waffenſtillſtand von 375
Aertſen, Maler 618
Afrika 4, 13, 16, 18, 24, 108, 123, 542
Agnadello, Niederlage Venedigs bei 167
Agricola, Johann, kurbrandenburgiſcher Hoftheolog . 392
Ägypten . 4, 32, 39, 42, 75, 103
Ahmad von Tus . . . Abb. 11
Akademie:
  Platoniſche, in Florenz . 179
  der Künſte, Italien . . . 186
  reformatoriſch geſinnte, Italien 529
  poetiſche, Italien 610
  zu Paris ſ. Académie française.
Albert, Sohn Kaiſer Rudolfs II. . . . 592, 608, 621
Alberti, Leone Battiſta, Humaniſt 120, 148, 152, Abb. 157, 160, 162
Akadiſche Halbinſel, Nordamerika 80
Albizzi, Florentiner Familie 145
Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach 396, 398 ff., 428
Albrecht von Brandenburg, Hochmeiſter des deutſchen Ordens 295
Albrecht von Brandenburg, Erzbiſchof von Magdeburg 226 ff., Abb. 227, 231 f., 250 f., 273, 351
Albuquerque, Alfonſo d', portug. Gouverneur von Indien 32, Abb. 33, 44, 88, 113
Alcantara, Schlacht bei . . . 574
Alcaſſarquivir, Schlacht bei 574
Aldringen, Wallenſteinſcher General 486, 488, 491, 495 f.
Aleander, päpſtlicher Legat, 265, 283 f.
Alemannen 344
Alençon, Herzog Franz von, Bruder Karls IX. . 570, 574
Aléuten, Inſelgruppe der . 102
Alexander der Große . . 5, 172
Alexander III., Papſt Abb. 199
Alexander VI. (Borgia), Papſt 25, 159, 164, 167, Abb. 222
Alexandria . . 5 f., 14, 103, 124
Alfons V., König von Aragonien und Neapel . 162, 166
Alfred der Große 9
Algier 356
Alighieri, ital. Dichter, ſ. Dante.
Ali Paſcha, türkiſcher Großadmiral 544
Alkmar, niederländ. Stadt 550
Allendorf a. d. Werra . . . 464
Allgäuer Bauern 306
Alliacus, Petrus (d'Ailly), Kardinal 23
Allmendenverfaſſung 424
Allſtedt in Thüringen . 310 ff.
Almagro, Diego d', Kriegsgenoſſe Pizarros . . . . . 41 f.
Almeida, Francisco d', portugieſiſcher Vizekönig . . 31 f.
Alompra aus Birma 93
Alpujarras, ſpaniſches Gebirge 544
Altdorfer Univerſität 457
Altenberg, Burgſtall bei . . 490
Altertum . . . 208 ff., 212, 242
Altertumsforſcher 274
Alvarado, Pedro d', ſpan. Eroberer 37
Amalfi 16, 122
Amazonas, Strom in Südamerika 33, 106
Amazonenſtrom, Entdeckung des 37
Amberger, Chriſtoph, Maler Abb. 319
Amboina, Sundainſeln, portugieſiſche Kolonie . . . . 64 ff.
Amboiſe, Tumult und Edikt von . . . . 566 ff.
Ambras, Schloß in Tirol . 441
Ambrogio aus Siena, Theologe 177
Amerika 22 ff, 30, 111, 358, 524, 532, 590, 606
Amerikaniſch-britiſche Koloniſationsperiode 96 ff., 111
Amherſt, engliſcher General . 81
Amman, Joſt, Maler und Radierer 221
Amsdorf, Nikolaus, Theologe 292
Amſterdam 57 f., 62, 64, 70 f., Abb. 531, 578, 618
Amur, Fluß 102
Anam, aſiatiſches Reich . . 93
Anatomie, Begründung der 545
Anachoreten 132
Ancona, Handelshafen 162, 612
Ancre d', franz. Marſchall 614 f.
Anda, Führer der Tagalen 93
Andaluſien 531
Andelot, Franz von, ſiehe Coligny.
St. André, Marſchall . . 566 ff.
Angelico, Fra Giovanni (Fieſole), Maler 149, Abb. 154, 160.
Angelſachſen als Entdecker 8 f.
Anglikaniſche Kirche 368 ff., 556
Angola, Weſtafrika 33
Angra Pequeña, afrikaniſcher Hafen 20
Anguilla, Inſel Weſtindiens 94
Anhalt 430, 434
Anhalt-Deſſau 351
Anhalt-Köthen, Wolfgang von 330
Anianſtraße 58
Anjou, Herrſcherhaus 158, 162, 167
Anjou, Franz von 553
Anjou, Heinrich von 569 f., 573 f., 576, 578.
Anjou, Karl von 128
St. Anna 217
Anna von Dänemark, Gemahlin Jakobs I. 597
Anna von Sachſen, Gemahlin Wilhelms von Oranien 534
Anna von Spanien, Gemahlin Ludwigs XIII. . 615
Annobon, Inſel Oberguineas 69
Ansbach . . . 400, 430, 434, 451
Antichriſt 202, Abb. 247, 248 ff., 266, 268, 292, 303, 315, 328
Anticoſti, Inſel im St. Lorenzſtrom 53
Antiglia 26
Antigua, eine der kleinen Antillen 26, 94
Antilia 16
Antillen 20, 26, 28, 37, 47, 50, 69, 76, 78, 94, 111, 113
Anton v. Navarra 568
Antoninus Pius, römiſcher Kaiſer 5
Antonio von Crato 574
Antonius von Padua . . . 154
Antwerpen 62, 105, 250, 286, 452, 532 ff., 536, 538, 550 f., Abb. 551, 574, 577 f., Abb. 577, 608
Apelles . . . . Abb. 157
Apian, Peter, Geograph . . 50
Apokalyptiker 404
Apollinaire, Auguſtiner . . . 76
Apoſtelgeſchichte 4
Apoſtoliſches Zeitalter 198
Appenzell, Schweizer Kanton 335
Aquino, ſiehe Thomas von
Araber 9, 13 f., 16, 19, 24, 31, 33, 46, 51, 76, 114, 417
Aragonien 133, 524
Araukarier in Chile 48
Archangelsk 57
Architektur, deutſche . . . 516 f.
—, franzöſiſche 605
Arcot, Stadt Vorderindiens 77, 89
Arezzo, Stadt in Toskana 130, 135, 138, 142, 166, 186
Argonautenzug 4
Argum, Inſel Oberguineas 69, 110 f.
Argyropulos, Johannes, griechiſcher Humaniſt 153
Ariano, venetianiſcher Heerführer 426
Arioſt, italien. Dichter . . . 181
Ariſtoteles 5, 129, 153, 208, 596, 627
Arkanſas, Strom Nordamerikas 37
Armada, Flotte Spaniens 51, 112, 580 ff.
Armagnac, Jean, franzöſiſcher Heerführer 146
Armaturen, geworbene Regimenter 426
Aermelkanal, Schlacht im . . 623
„Armer Konrad“ 302
Arminianer 442, 617, 621
Arnauld, franzöſiſcher Philoſoph 628
Arnhem-Land 69
Arnim 474, 476, 486 ff., 491, 491 f.
Arques, Schlacht bei 584
Artikel, Marburger 340
—, zwölf, der Bauern Abb. 302, 304, 306 ff., 312 f.
Artois, niederländiſche Provinz 532, 573
Aſien . . . . 13, 54 ff., 162
Askeſe . . . . 356, 419 f.
Aſſiſi, mittelitalieniſche Stadt 146
—, Franz von 126, 154
—, Wilhelm von 144
Aſti, italieniſche Stadt . . . 146
Aſtrolabium . Abb. 10, Abb. 457
Aſtrologie 457, 568
Aſtronomie 458
Aſturien, Philipp von . . . 615
Aſuncion, Stadt Südamerikas 48
Atahuallpa, Peruaner . . . 42
Äthiopien 33
Atocha 546
Aubigné, Theodor Agrippa von 605
Audh, Reich Oſtindiens . . . 92
Augsburg 104, 234, 276, 290, 300, 328, 351, 394, Abb. 397, 398, 434, 461, 489, 515
Augsburger Interim 391 ff., Abb. 391, Abb. 393
— Konfeſſion Abb. 342, Abb. 343, 348, 370, 402, 456, 499, 510
— Reichstag 342 ff., 348, 350, 399
— Religionsfriede 284, 296, 402, 411 f., 418, 428 ff., Abb. 433, 474, 480, 482
Auguſt, Kurfürſt von Sachſen . . . . 405 f.
St. Auguſtine, Stadt Nordamerikas 48
Auguſtiner 76, 293
Auguſtinus, Kirchenvater 119 f., 208, 213 f., 216
Auſtralien . . . 69, 98, 111, 113
Auſtraliſches Wallriff 100
Auſtruweel, Stadt bei Antwerpen 538
Autodafé . . 282, 356, 530, 606, Abb. 608

Avaux, Graf d', franzöſiſcher Geſandter . . 502, 507 ff., 515
Avezac, d', franzöſiſcher Gelehrter 22
Avignon 134 ff., 154, Abb. 159, 200, Abb. 201, 212
Awa, Provinz Birmas . . . 93
Axim, Inſel Oberguineas . 69
Azincourt, Schlacht bei . . . 527
Azoren . . . 19 f., 111, 574, 580
Azteken 38

Babington 579
Babylon 3, 39
Bacon, engl. Philoſoph . . 596
Badajoz 25, 46
Baden, Markgraf Georg Friedrich von . . . 451, 454
Baden-Baden 454
Baden-Durlach 430, 434
Baffin, William, Entdeckungsreiſender . . . . . 59ff.
Baffinsland 8
Bahama-Inſeln . . 24, 47, 94
Bahia, Gründung von 33
Balboa 37, 45, 47
Balearen 123
Bali 63
Baltimore, Lord 61, 98
Baltringer, oberſchwäbiſche Bauern 306, 318
Bamberg 289, 318, 320, 399, 495
Bambukland in Afrika . 76, 93
Bandainſeln 64, 66, 73
Bandoleros 606
Banér, ſchwediſcher General 500, 502ff.
Bangkok in Siam 77
Bann 234, 238 ff., 249, 264, Abb. 265, 275, 362
Barbados 94
Barbaresken 590
Barbaroſſa ſ. Friedrich I., deutſcher Kaiſer.
Barbuda 94
Barcelona 24, 329, 619, 624
Bareininſeln im perſiſchen Meerbuſen 88
Bäreninſel 58
Barentz, niederländ. Polarfahrer . . . . . . 58, Abb. 59
Barfüßer . . . . 217 f.
Bari 122
Baroccio, Maler 611
Barock 182, 611
Baronius, Gelehrter 612
Barrikadentag 580
Barrowſtraße in Nordamerika 60
Bartholomäusnacht 548, 570 ff., Abb. 571, 616
Bartolomeo, Maler, Abb. 158. 170
Baſel . . . . 336 f.
Baſilika 123
Baſtille 82, 626
Baßſtraße in Auſtralien 69, 100
Batavia 66, 68 f., Abb. 72, 608
Bauern 207, Abb. 299, Abb. 301, Abb. 305, Abb. 307., 424, 514 f.
Bauernbreughel, Maler . . . 618
Bauernkriege 51, 297 f., 301, 332, 341, 424, 466, 470, 491
Baumwolle 39, 68, 70, 81, 114
Bautzen . . . . . 451, Abb. 453
Bayern 293 f., 303, 330, 346, 378, 391, 398, 400, 420, 422, 433, 438, 445, 447, 452, 466, 472, 487
Bayonne 568
Beaulieu, Friede von . . . 572
Beaumont, engliſcher Dichter 596
Beauvais, Vincenz von . . 125
„Begumrede" Sheridans . . 93
Behaim, Martin . . . . 13, 18 f.
Beham, Kupferſtiche von Abb. 240, Abb. 344, Abb. 347
Biron, Marſchall von 600
Bismarck 241
Bismarckarchipel 69
Black-Friars, Londoner Theater 596
Blanco, Kap 17, 110
Blankvers, engliſcher 596
Blois 582, 586, 615
Blumenberg, Barbara . . . 544
Beichte 231, 286, 411, 420, 422
Belgien 101, 503, 553, 608, 622, 624
Belize 94
della Bella, Kupferſtiche von Abb. 433, Abb. 444, Abb. 448, Abb. 469, Abb. 473, Abb. 479, Abb. 493, Abb. 499, Abb. 506, Abb. 507
Bellarmin, Kardinal 612
Belzig 513
Bembo, Kardinal 172
Benalcazar 48, 106
Benares in Oſtindien 92
Benediktiner, Orden der . 626
Bengalen . . . . 90 ff.
Bengaliſche Kompagnie . . . 110
Benin in Weſtafrika 110
Benjowsky, ruſſiſcher Graf . 76
Bentivogli, Adelsgeſchlecht Bolognas 146
Berbice in Guayana 94
Berg, Herzogtum . . . 438, 459
Bergen op Zoom 454
Bering, däniſcher Polarfahrer 102
Beringſtraße 102
Berlaymont, Ratgeber Margaretes von Parma 536
Berlin 482, 513, 516
Bermudasinſeln 96
Bern . . . . . 335 ff., 344, 442
Bernhard von Clairvaux . . 125
Bernhard von Sachſen-Weimar 448, 454, 467, Abb. 478, 482, 490, Abb. 491, 494 ff., 500, 502 ff., 619, 621 ff.
Bermhard von Siena 217
Berruguete, Alonſo 588
Berulle, Kardinal 626
Beſſer, Dichter 516
Beß, Bernhard 340
Bethlen Gabor 437, 445 ff., 451, 456, 460, 463, 466 f., 491
Bettelorden 125, 132, 198, 215 f., 252, 536
Beuckelſon, Holländer 62
Beza, Schüler Calvins . . . 566
Bianchi, italieniſches Adelsgeſchlecht 128
Bibbiena, Kardinal 222
Bibel 4, 23, 33, 274 f., 332, 386ff.
Bibelüberſetzung . . 286 f., 291
Biberach 464
Bigot, Gouverneur 82
Bilderſturm . . . . . . 537 ff.
Bill, Eaſt India 93
Biondo, Flavio, Humaniſt 162, 185
Birma 93
Blutbad zu Baſſy 568
Bluthochzeit ſ. Bartholomäusnacht.
„Blutige Bill" 370
Blutrat Abb. . . . 539, 540, 550
Bobadilla, Francisco de . 27
Boccaccio 133 ff., 136, 156, 178 ff.
Boczkay von Ungarn 430, 446
Boeren 68
Boethius, Geſchichtsſchreiber 129
Bogislav XIV. . . . 480, 503
Bogotà in Neu-Granada 48, 106
Böhmen 202 ff., 252, 337, 348 ff., 373, 431, 435 ff., 442 ff., 449 ff., 456, 462 ff., 486 ff., 490 ff., 494 f., 512 f.
Böhmiſcher Krieg . . . 444 ff.
Boileau, franzöſiſcher Dichter 628
Bojador, Kap 17
Bojardo, italieniſcher Dichter 181
Boleyn, Anna 368 ff., Abb. 371, 554, 556
Bolivia, ſüdamerikaniſcher Staat 48
Bologna 129, 146, 152, 342, Abb. 345, 346, 388
Bolſena, Meſſe von Abb. 259
Bombay . . . . . . 88 f., 92
Bonaventura, Myſtiker 125, 129
Bondone, ſ. Giotto.
Bonifatius VIII. 128, 194, 200
Bora, Katharina von 320, Abb. 321
Borgheſe, Camillo, ſ. Paul V.
Borgia, Ceſare, 164, 166, 174
—, Lucrezia 164, 179
Borneo 45, 68
Börſe 250, 533, 564
Boryſthenes ſ. Dnjepr.
Bosnien 467, 542
Boſſuet, Kanzelredner 628
Boſton in Maſſachuſets . . . 98
Both, Pieter, holländiſcher Generalgouverneur 66
Bothwell, ſchottiſcher Graf 561, Abb. 563
Botticelli, ital. Maler 156, Abb. 157, 158, 171
Bouillon, Herzog von 625
Bouquoy, Graf von 442, 445, 447, 456
Bourbon, Inſel, ſ. Réunion.
Bourbon, Anton von . 327, 360
Bourbons 566, 576, 584, 598 ff.
Bourges, Erzbiſchof von . . 586
Bouzenval, franzöſ. Botſchafter 64
Brabant 61, 533, 536, 548, 550, 553, 573, 608, 618
Bracciolini ſ. Poggio.
Braganza, portugieſiſches Königshaus . . . 70, 574, 624
Brahe, Gräfin Ebba von . . 479
Brahma 114
Brahmanen 92
Bramante . . 170, 177, Abb. 177, 210
Branco, Kap 17
Brandenburg . 108 ff., 218, 239, 324, 351, 382, 392, 429 f., Abb. 434, 438, 456, 461, 470, 476, 479 ff., 482, 496, 500 ff., 508, 510, 609
Brandenburg, Barbara von Abb. 143
Brandenburg, Chriſtian Wilhelm von 481
Brantome, franzöſ. Schriftſteller 545
Branntwein . . . 76, 80, 98, 113
Braſilien 20, 33, 43, 46, 53, 70, 73, 85, 111
Braunſchweig 324, 380, 461, 515
Braunſchweig-Calenberg . . 378
Braunſchweig-Lüneburg 330, 508, 510
Braunſchweig-Wolfenbüttel ſ. auch Chriſtian von 352, 430
Breda, holländiſche Feſtung 461, 573
Bredero, Luſtſpieldichter . . 618
Brederode, Vicomte Heinrich von 536, 538
Breiſach . . . Abb. 478, 503, 508 ff., 622
Breisgau, Bauernaufſtand im 295, 301
Breitenfeld, Schlacht bei (1631) 482, 486, 488, 492, (1642) 505
Bremen, Stadt 345, 517
—, Bistum 451, 510
Brenner 398, 426
Breslau 510
Breſſe, Diſtrikt in Savoyen 609
Bretagne 167, 584, 621
Breughel, holländ. Maler 618
Breuned, Freiherr von . . 487
Briconelt, Biſchof von Meaux 418
Briel, Hafenfeſtung an der Maas 548
Brienne, Gautier de, Herzog von Athen 144
Brindiſi, Lorenz von, Kapuziner 434
Briſſac, Gouverneur von Paris 586
Briſtol 53, 96
Britiſch-amerikaniſche Koloniſationsperiode (1783—1876) . . . . 84 ff., 111
Britiſch-franzöſiſche Entdeckungsperiode (1670—1783) . . . . 74 ff., 111
Britiſch-Honduras 94
Brixen, Biſchof von 308
Broet, Pascal, Jeſuit . . . 419
Broſolo, Vertrag von 609
Bruchſal bei Speier 302
Bruck a. d. Leitha 468
—, Schlacht bei 445
Brüdergemeinde, böhmiſche . 457
Bruderſchaften . . . . . . 216 f.
Brue, franzöſ. Koloniſator . 76
Brügge 104, 574
Brunel, Oliver . . . . . . 56 f.
Brunellesco, Architekt 148, Abb. 149, 150, Abb. 152, Abb. 153
Bruni, Lionardo, Humaniſt 141
Bruno, Giordano, Philoſoph 610
Brüſſel 293, 401, 466, 536, 540 f., 620
Bubna, ſchwediſcher Unterhändler 491, 494
Buchdruck . . 220, Abb. 221, 419
Bückeburg 427
Buckingham, engliſcher Miniſter 465
Buddhismus 114
Budovec, böhmiſcher Führer 435
Budweis in Böhmen 443
Buenos Aires 48
Bugey, Provinz Savoyen . . 609
Bukaniers . . . . . . 78 ff., 94
Bundſchuh . . . . . . 298, 301 f.
Buonarroti ſ. Michelangelo.
Buonconvento bei Siena . . 130
Bure, Goldland 93
Bürgertum, deutſches, 205 f., Abb. 205, Abb. 206
Burgund 125, 136, 167, 280, 322 f., 396, 426, 532, 587, 622
Burleigh, engliſcher Lord, ſ. Cecil.
Burrough, Polarfahrer . . . 54
Burtenbach, Sebaſtian Schärtlin von, Landsknechtsführer 327
Buſenbaum, Jeſuit 613
Bußbruderſchaften 198
Bußprediger . . 217 f., 311, 362
Bußſakrament 196, 228
Butler, Oberſt 498
Button, Geograph 60
Bylot, Polarfahrer . . . . 59 f.
Byzanz . . . . 120, 123 f.

Cabot, Sebaſtian, 46, 48, 52 ff., 58, 104, 113
Cabral, portugieſiſcher Entdecker 31, 32, 113
Cadix, ſpaniſcher Hafen . . 586
Caffaro, Geſchichtsſchreiber 123
Cajetan, päpſtlicher Legat, 234, 276, 328
Calabrien 126
Calais . . . . . 527 f., 565, 580
Calenberg, ſ. Braunſchweig-C.
Caliari, ſ. Veroneſe.
Calixtus III., Papſt . . . 160
Callot, Stiche von, Abb. 425, Abb. 426, Abb. 427, Abb. 464, Abb. 467, Abb. 468, Abb. 514, Abb. 515, Abb. 607
Calvin und der Calvinismus 360 ff., Abb. 362, Abb. 363, 366 ff., Abb. 367, 411, 418, 442, 456, 504, 510, 521, 533 f., 536, 547 ff., 552 f., 556 f., 565 f., 568, 572, 593, 617 f.
Cambrai, franzöſiſche Stadt, 576
—, Friede von 329
—, Ligue von 167
Cambridge, Univerſität . . 370
Camera della Segnatura . . 171
Camerino, italieniſche Stadt 179
Camoens, portugieſiſcher Dichter 20
Campagna, römiſche 150
Campaldino, Schlacht bei, 128, 130
Campanella, Dominikanermönch 610
Campanile, Florentiner, Abb. 153
Campe, („Robinſon") . . . 96
Campegi, päpſtlicher Legat, 289, 294, 342

Campoſanto zu Piſa, Abb.. 127, 132
Cane, Facino, Condottiere, 146, 148
Cangrande della Scala 141, Abb. 144, 146
Caniſius, Jeſuit . . . 420, 422
Canitz, Dichter 516
Cano, Sebaſtiano del, Begleiter des Magelhaens, 45
Cañon des Colorado 37
Canoſſa, Graf von 180
Canterbury, Erzbiſchof von 370, 556
Cao, Diego, portug. Entdecker . . . . 17f.
Capella Palatina 121
Capello, Bianca 613
Capiſtiano, Johann von, Barfüßermönch 217
Capitani, Führer italieniſcher Stadtſtaaten . . . 141ff.
Caraffa, Kardinal, ſ. Paul IV.
Caraffa, päpſtlicher Legat . 451
Careggi, Villa Medici 154, 156, 158, Abb. 159
Carl von Calabrien 144
Carlos, Don, Philipps II. Sohn 526, 530, 545f., Abb. 546
Carnavalet, Pariſer Gebäude 584
Carneſechi, päpſtlicher Protonotar 529, 612
Carolina, Peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. 394, Abb. 395
Carpaccio Gemälde von, Abb. 134, Abb. 135, Abb. 139, Abb. 181, Abb. 185
Carranza, Erzbiſchof von Toledo 530
Carrara, italieniſches Adelsgeſchlecht 142, 146
Carſtenszon, Geograph . . . 69
Cartagena in Mittelamerika 48
Cartago in Panama 47
Cartier, Polarfahrer . . . 53 f.
Carvajal, Gouverneur in Venezuela . . . . 106 f.
Carvalho, Lopez, Begleiter des Magelhaens 45
Caſale 475
Caſas, las, ſ. las Caſas.
Caſaubon, franzöſiſcher Philologe 605
Cäſar 150
Caſtelfranco 182
Caſtiglione, Graf Baldaſſare Abb. 179, 180
Caſtilla del Oro, Provinz in Mittelamerika 47
Cat, Polarfahrer 58
Catanei, Vanozza, Geliebte Rodrigo Borgias 164
Catherina von Alexandrien 154
Catherina von Siena 154, 222
Cateau = Cambreſis, Friede von 528, 530, 592
Cavallo, Monte di 177
Cayenne in Guayana . 78, 94
Cazalla, ſpaniſcher Kanzelredner 530
Cecil, Sir William 557, 562 ff., Abb. 563, 597
Celebes, Sundainſel 64
Cerchi, ital. Adelsfamilie . 128
Certoſa bei Pavia 146
Cervantes, ſpaniſcher Dichter 544, Abb. 589
Cevennen 619
Ceylon 5, 20, 32, 66, 77
Cham, Stadt in Bayern . . 452
Chambord, franzöſ. Königsſchloß 584
Champlain, franz. Koloniſator 605
Chancellor, Richard, Polarfahrer . . . . 54ff.
Chandarnagar, franz. Kolonie 77
Chaplain, franz. Gouverneur 80
La Charité, hugenottiſcher Sicherheitsplatz 569
Charleston in Nordamerika . 98
Charron, franzöſ. Philoſoph 628
Châtillon, franz. Adelsfamilie 566
Cherſones, goldener, des Ptolemäus 28
Chianatal 613
Chibchas in Columbia . . . 48
Chigi, päpſtlicher Nuntius 172, 507
Child, Joſias, engliſcher Koloniſator in Indien 89
Chile in Südamerika 42, 45, 48
China 5, 9, 13, 32 f., 57, 66, 68, 73, 93, 111
Chineſiſche Mauer 102
Choiſeul, franzöſ. Miniſter 76
Cholmogory, ruſſ. Kloſter 56 f.
Chriſtentum 114, 152, 162, 164, 213
Chriſtian von Anhalt, 432 f., 435, 447 f.
Chriſtian v. Braunſchweig, Adminiſtrator von Halberſtadt . . . . 454, Abb. 455, 459
Chriſtian II., König von Dänemark 346
Chriſtian IV. von Dänemark 461, 465 f., 472 ff., 475, Abb. 478, 505
Chriſtian Wilhelm v. Brandenburg 500
Chriſtine von Schweden . . . 493
Chriſtine, Tochter Heinrichs IV. 623
St. Chriſtophe, Inſel der kleinen Antillen . . . 78, 94
Chriſtusorden 17
Chryſobull, Handelsprivileg 124
Chryſolaras, griechiſcher Philologe 152
Cid, ſpaniſcher Nationalheld 3
Cinqmars, Günſtling Ludwigs XIII. . . . . 624f.
Ciriaco von Ancona, Förderer des Humanismus . . . 150
Clemens V., Papſt 200
Clemens VII., Papſt 174, 176, 289, 294, 324, 329, Abb. 345, 346, 348, 354, 393, 612
Clemens VIII., Papſt . . 586f.
Clément, Jakob, Mörder Heinrichs III. 582, 613
Cleve 351, 373 f., 395, 400, 433, 435, 438, 446
Cleve, Anna von, Gemahlin Heinrichs VIII. 368 ff., Abb. 371
Clive, Lord, Eroberer Indiens 77, 89 ff., 113
Clouet, franzöſ. Maler . . . 584
Cobham, engliſcher Abenteurer 564
Cochin, Stadt in Indien . . 31
Cod, Kap in Nordamerika . 96
Coelho, Nicolao, portugieſiſcher Seefahrer . . . . . 19f.
Coello, ſpaniſcher Porträtmaler . . . . . Abb. 532, 588
Coen, niederländiſcher Gouverneur 66, 68
Coeuvres, Marquis von . . 616
Cognac, Ligue von, . . 324, 569
Coke, Eduard, Staatsmann Eliſabeths von England . 597
Colbert, Miniſter Ludwigs XIV. . . . . 74 f., 112
Coligny, Franz von 360, 566
Coligny, Kaſpar von, Admiral 360, 521, 569 ff., 572, 582
Collalto, Jakob von, General 427
College de France in Paris . 605
Colleoni, Condottiere . Abb. 147
Colonna, römiſche Familie 159, 177, 529
Colorado in Nordamerika . 37
Columbia, Staat in Südamerika 48
Columbus . . . . . . 22 ff., 113
Comerſee 460
Como, Stadt in Italien . . 146
Compagnon, franzöſ. Beamter in Afrika 76
Condé, Heinrich, Prinz von 572, 576, 615
Condé, Louis von 360, 566 568f.
Condottieri Abb. 144, 146 ff., 160, 176, 428, 449 ff., 454, 458, 469, 493
Conegliano, in Italien . . 427
Confeſſio Auguſtana, (1530), 342 ff., Abb. 342, Abb. 343, 348, 370, 402, 456 499, 510
Connecticut in Nordamerika 98
Conſiſtorium, kalviniſtiſches 364 ff.
Conſtantiniſche Schenkung Abb. 211, 212
Conſtitutiones, Loyolas . 420 ff.
Conſulta, niederländiſcher Staatsrat 533
Contarini, Kardinal . . 418, 507
Cook, engl. Seefahrer 98, Abb. 99, 113
Cookſtraße in Auſtralien . . 100
Coquimbo in Chile 48
Cordoba, ſpaniſcher General 454, 475
Cordova, ſpaniſcher Seefahrer 37
Corneille, franzöſ. Dramatiker . . . . 627 ff.
Cornhert, holländ. Schriftſteller 548
Cornwal in England 5
Cornwallis, engliſcher Gouverneur 93
Coro in Venezuela . . 48, 105 ff.
Coromandelküſte in Indien . 32
Correntes, Kap in Afrika . . 33
Corſignano, Stadt Italiens 162
Cortez, Eroberer Mexikos 37 ff., Abb. 38, 49, 113
La Coruña, ſpaniſcher Hafen 46, 104
Coſenza in Süditalien 126, 610
Coſtarica in Mittelamerika 47
Coſter, niederländiſcher Luſtſpieldichter 618
Coti, Niccolo de 13
Couſin, franz. Maler 584
Coutras, Schlacht bei 579
„Covenant“ in Schottland . 558
Cranach, Lucas, Gemälde von Abb. 225, Abb. 227, Abb. 229, Abb. 231, Abb. 241, Abb. 289, Abb. 320, Abb. 339, Abb. 377, Abb. 380, 387
Cranmer, Thomas, engliſcher Theologe . . . . 370 ff.
Crecy, Schlacht bei 527
Crépy, Friede von . . . 374f.
Santa Croce in Florenz Abb. 132, 141, Abb. 152
St. Croix, kl. Antillen . 78
Cromwell, Oliver, Lord Protektor 88, 94
Cromwell, Thomas, Großſiegelbewahrer 370
Croß, Cap in Weſtafrika . 17
Crusca, Akademie zu Florenz 610
Cruſoe, ſ. Robinſon.
Santa Cruz, eine der kl. Antillen 26
Cuba, eine der gr. Antillen 24, 37, 40, 47 ff.
Cueva, ſpaniſcher Dramatiker 589
Curaçao, eine der kl. Antillen . . . . 69 f.
Cuzko, Hauptſtadt Perus 42, 48
Cypern 103, 544, 612

Dalmatien 103
Dampier, Geograph 96
Dampierre, kaiſerlicher General 443, 445, 451
Dandolo, Enrico, Doge von Venedig 124
Dänemark 101 f., 110, 295, 337, 351, 372 ff., 451 f., 461, 465, 469 f., 472 ff., 475, 505, 515, 561
Dänholm 474
Dante 123, 125 ff., Abb. 129, 131, 134 f., 138, 142, 144, 156, 168, 171, 176, 186, 208, 554
Danzig 515
Darien 28, 37, 94
Darmſtadt, ſ. Heſſen-D.
Darnley, Gemahl Maria Stuarts . . 560 ff., Abb. 563
Dauphiné 418
Dauphininſel ſ. Madagaskar.
Davis, engl. Seefahrer 58 ff.
Davisſtraße 58, 60
Decamerone, Boccaccios . . 134
Defenſoren, böhmiſche 435, 439 ff.
Defoe, Verfaſſer des Robinſon 96
Delagoabai in Afrika . 19, 69
Delawarebai 70, 101
Delfshaven in Holland . . 548
Delft 550, 574
Delisle, franz. Polarfahrer 102
Delorme, franz. Architekt . 584
Dendermonde, Stadt . . . 577
St. Denis 568, 586
Descartes, franz. Philoſoph Abb. 626, 628
Deſchnew, ruſſ. Polarfahrer 102
Deſima, japaniſche Inſel . . 66
„Deſolation Land“ 58
Deſſau . . . . 324, 465 f.
—, ſ. auch Anhalt-D.
Detroit in Nordamerika . . 81
Deutſch = oſtindiſche Kompagnie 108
Deutſcher Ritterorden . . . 104
Deutſchland 20, 103 ff., 224 ff., 280
Deutſchland als koloniſierendes Land 110
Devonſhire in England . . . 85
Dias, Bartolomeo, portug. Entdecker . . . . 18 f.
—, Diniz, Seefahrer . . . 17
St. Dié, Buchdruckerei von 30
Diedenhofen, Belagerung von 623
Van Diemen, holländiſcher Gouverneur in Indien . 66
Van Diemens = Land in Auſtralien 69
Dieppe in Frankreich . . . 78
Dietrichſtein, Kardinal von 458
Dillenburg in Naſſau . . . 538
Dispenſationen, kirchliche 226, 250
Disputation zu Leipzig . . 276
Diſſenters 98
Disziplinarbuch, ſchottiſches 561
Diu in Indien 32
Divina Commedia Dantes . 130
Djedda in Arabien 14
Dnjepr 54
Doge von Venedig 123
Dogmatik 386 ff., 392 ff., 410
Dom von Florenz 148
—, von Magdeburg 481
—, von Mailand, Abb. 145, 146
—, von Piſa 123, 130
Domenica, eine der kleinen Antillen 26
Domingo, St. 36, 47 f., 105 ff.
Dominikaner 126, 132, 149, 158, 215, 232, 234, 269, 387, 418, 582, 610
Dominikus, St. . . . 126, 375
Domkuppel, Problem der . 150
Don, ruſſiſcher Fluß 54
Donatello, Bildhauer 148, 150, Abb. 168
Donati, Florentiner Adelsfamilie 128
Donauwörther Händel . . 432 f.
„Don Quijote“ des Cervantes 544
Dorado, El, Goldland 85 f., 94
Dordrecht, Synode zu . . . 617
Doria, Andrea 103
Dort, van, holländiſcher Statthalter 69
Dortmund 515
Douai in Frankreich . . . 562
Drachenſchiffe der Wikinger 8
Drake, Sir Francis, engl. Seeheld 46, Abb. 86, 104, 564, 580
Dreißigjähriger Krieg, 107, 400, 423ff.
Drübel, elſäſſiſcher Ritter . 293
Düben, Zuſammenkunft zu 482

Dublin in Irland . . . 8, 562
Dubois, Franz, Maler, Abb. 571
Dudley ſ. Leiceſter.
Dupleix, franz. Statthalter in Indien 77, 89, 113
Duquesne, franz. Gouverneur in Amerika 81
Dürer 182, Abb. 218, Abb. 237, 286, Abb. 299, 301, Abb. 350, Abb. 409
van Dyck Abb. 462, Abb. 463, 618
Dyrrhachium 123

Eaſt India Bill 93
Eberlin von Günzburg, politiſcher Schriftſteller . . . 279
Eboli, Fürſtin von 522
Eck, Dr. Johann 54, 232, 239, 261 f., 276
Eck, Leonhard v., bayer. Kanzler Abb. 240, 306, 317 f.
Edikt von Amboiſe 568
—, beſtändiges 552
— von Nantes 599
— von Nemours 576
— von Worms 283 ff., 294, 324 f.
Eduard VI. von England 372, Abb. 526, 554, 556 f.
Eger, böhmiſche Feſtung, 452, 498, 500
Eggenberg, Hans Ulrich v., Miniſter Ferdinands II. 442, 457, 468, 472, 477, 488 ff.
Egmont, Graf von 527, 534 536, 538, 540, Abb. 541, 548
Ehe, Sakrament der 258 f.
Ehegerichtsbarkeit, kirchliche 196
Ehegeſetzgebung, kirchliche . . 196
Eheloſigkeit, Gebot der 252, 275
Eheſtand, proteſtantiſcher . . 262
Ehinger, Augsburger Patrizierfamilie 105
Ehrenberger Klauſe 398
Eichsfeld im Bauernkrieg . 318
Eidgenoſſenſchaft, Schweizer 336, 344, 460, 566
Einſiedeln, Kloſter Abb. 333
Eisleben 313, 392
Eismeer, nördliches . . 54, 57
Elefanten 113
Eleonore von Aragon . . . 164
Eleonore v. Brandenburg . 479
Elfenbein . . . 76, 108, 110, 574
Elfenbeinküſte 94
Eliſabeth, Königin von England 58 f., 62, 84 ff., 96, 104, 368, 458, 521, 553, Abb. 554, 554 ff., Abb. 557, 561 ff., 578 ff, Abb. 581, Abb. 583, 594ff.,Abb. 595
Eliſabeth v. Valois 545 f.
Eliſabeth, Schweſter Ludwigs XIII. 615
Ellbogener Land in Böhmen 452
Elmina in Guinea . . 69, 111
Elſaß 290, 293, 302, 319, 352, 438, 446, 496, 502, 504 ff., 508 f., 621, 623
Elſtertor in Wittenberg Abb. 265, 266
Emigranten, franzöſiſche . . 68
Enea Silvio, ſ. Pius II.
England 9, 20, 46, 50 ff., 84, 125, 138, 153, 186, 202, 280, 283, 323 f., 328, 337, 367 ff., 373 f., 396, 423, 441 f., 445, 452 454, 461, 469, 521, 524 ff., 531, 548, 552, Abb. 554, 568 f., 576 ff., 584, 594 ff., 616, 619, 628
Ephemeriden des Regiomontanus 16
Erasmus von Rotterdam 162, Abb. 273, 274 ff., 278 f., 332, 417
Erbfolgekrieg, ſpaniſcher . . 77
Ercilla, Alonſo de, ſpan. Dichter 589
Erfurter Kloſter 242
— Univerſität . . . . 234, 242 f.
Erich der Rote, Normanne 8
Erlach, Johann Ludwig von, Generalmajor Bernhards von Weimar 503, 623
Erneſtiniſches Sachſen . 378 ff.
Ernſt von Mansfeld Abb. 478
Escobedo, Sekretär des Don Juan d'Auſtria . . . . 552 f.
Escorial 522, Abb. 527, 588 592
Eskimos 3
d'Eſpinoſa, ſpaniſcher Kapitän 45
Esquemeling, Holländer . . 80
Eſſequibo in Guayana . . 94
Eſſex, Graf von . . 586, 597 f.
Eſte, Adelsgeſchlecht von Ferrara 142, 146, 164, 166, 180 f.
Eſtherhazy, ungar. Palatin 506
Eugen IV., Papſt 153, 160, 162
Eulenſpiegel 596
Europäiſch = amerikaniſche Koloniſationsperiode (ſeit 1876) 111
Saint=Euſtache, in den kl. Antillen 69
Evangeliſche Gemeinden . . 291
Evangeliſches Lebensideal . 261
Exercitia spiritualia der Jeſuiten . . . . . 359, 418 ff.
Exkommunikation 562
Ezzelino da Romano, Herr von Verona 138, 142

Faber, Jeſuit 420
Fabricius, böhmiſcher Sekretär 440
Fadinger, Bauernführer . . 447
Faggiola, Uguccione della, Herr von Piſa u. Lucca 142
Falkenberg, Dietrich von, Oberſt 481
Faradſch = Aben = Faradſch, Moriskenführer 544
Farbehölzer 33, 70, 574
Farel, Genfer Reformator 418
Farineto Degli Uberti . . 128
Farneſe, Aleſſandro ſ. Paul III.
Farneſe, Alexander, Herzog von Parma 521, 573 f., 579, 584 f.
Farneſe, Julia 164
Farneſe, Ottavio Abb. 178, 381
Farneſe, Pier Luigi . 376, 388
Faröer, däniſche Inſeln im Atlant. Ozean 101
Fauſt, Dr. Johannes . . . 596
Fawkes, Pulververſchwörung des . . . . . . 598, Abb. 599
Federmann, deutſcher Statthalter in Venezuela . . 106
Fegefeuer 228, 260, 392
Fegefeuerablaß . . . . . . 230f.
San Felice, Biſchof . . . 529
Fels, v., Feldmarſchall 438, 440, 447
Feltre, Vittorino da, Humaniſt 179
Fénélon, franz. Dichter . . 628
Fenſterſturz zu Prag Abb. 439
Feodor I., Zar 102
Ferdinand der Katholiſche, König von Spanien Abb. 18, 28, 174, 280, 355, 542
Ferdinand I., deutſcher Kaiſer 282, 285, 288 ff., 294 f., 303 f., 320, 323, 325, 330, 336, 337, Abb. 344, 346, 348 ff., 351, 373, 380, 384, 390, 395 ff., 398, 400 ff., 405 ff., 422, 429
Ferdinand II., deutſcher Kaiſer Abb. 432, 433, Abb. 434, 438, 440, 442 444, 446, 452, 458, 468 471 ff., 475 ff., Abb. 478, 500, 502 f.
Ferdinand III., deutſcher Kaiſer 463 f., 472, 477, 488, 496, 503 ff.
Ferdinand I. v. Toskana 613
Fernandez, Juan 18
Ferrante von Neapel . . . 166
Ferrara 142, 156, 158, 164, 179 ff., 529
Feuerbach, Schlacht bei . . 466
Feuerland . . . . . . 45 f., 69
Feuerwein, böhmiſcher Defenſor 440
Feuquières, franzöſ. Geſandter . . . 495 f., 500, 623
Ficino, Marſilio, italien. Gelehrter 154, 156
Fidjiinſeln 69, 100
Figuera, ſpaniſcher Dichter 589
Filelfo, ital. Humaniſt 152, 162
Finale, Reichslehen 438
Finanzen, franzöſiſche 603, 625
Finanzen, niederländiſche. . 547
Fiſchfluß in Afrika 45
Fiſher, engliſcher Biſchof . . 370
Flandern 136, 280, 527, 532 f., 550, 553, 573 f., 578, 608
Fletcher, engl. Dichter . . 596
Fleurus, Schlacht von 454, Abb. 455, 459
Flibuſtier . . . . . 78 ff., 94
Florenz 20, 24, 103, 120, 126, 128 f., 130 ff., Abb. 133, 140, 144, 146, 148, 150, 152 ff., 158 ff., 162, 166 f., 168 ff., 174, 176, 179 f., 186, 426, 447, 610, 613 f.
Florida 37, 48, 50, 85, 96
Floris, Joachim von, Abt in Calabrien 126
Flotte, deutſche . . . 472, 525 f.
—, däniſche 474
—, holländiſche 608
—, ſpaniſche 590
Fogliani, Condottiere Abb. 144
Foix, Gaſton de, franzöſ. Statthalter in Mailand 167
Fontainebleau, franz. Schloß 584
Fontenac, Statthalter in Amerika 81
de la Force, Herzog. . . 619
Forli in Italien 162
Formoſa 68
Forſter, deutſcher Reiſender 100
Foscari, Doge von Venedig 529
Fox, engl. Polarfahrer . . 60
Franken 307 f., 351, 400, 470, 472, 495, 500, 502
Frankenhauſen, Schlacht bei 309
Frankenthal, ſüddeutſche Stadt 454
Frankfurt a. M. 238 f., 351, 398, 443 f., 446, 481, 488
Fränkiſche Hohenzollern . . 295
Franklin 60, 98
Frankreich 20, 24, 48, 74 ff., 125 f. 128, 132, 138, 146, 153, 158, 167 f., 186, 200, 234, 283, 285, 322 ff., 331, 335, 337, 348, 351, 354, 359 ff., 373 ff., 388, 396 ff., 399, 418, 420, 460 f., 467, 477 ff., 487, 496, 499, 501 ff., 504 ff., 507 ff., 524, 527 f., 548 ff., 558 f., 565 ff., 576 ff., 580, 582 ff., 592 f., 598 ff., 622 f.
Franz von Anjou, ſ. Alençon.
Franz I. von Frankreich 222, 236, 238, 280, 282, 296, 322 ff., Abb. 323, 329, 346, 359 f., Abb. 360, 374 f.. 418, 528, 565, 569, 582, 584, 603, 626
Franz II. v. Frankreich 560, 566
Franz von Guiſe 527, 565 f., 568
Franz von Toskana . . . 613
Franziskaner 126, 215, Abb. 217, 279
St. Franziskus . . . Abb. 217
St. Franziskus von Aſſiſi 126, 131, 149, 154, Abb. 217
Franzöſiſch = britiſche Entdeckungsperiode (1670 bis 1783) . . . . . . 74 ff., 111
Franzöſiſche Revolution 308, 612, 615, 625, 628
Freiburg i. Breisgau 270 f., 301
Freigrafſchaft . . . . . 574 ff.
Freiſing, Otto von, Biſchof 125
Freminet, franzöſ. Maler 605
Frescobaldi, florentiner Geſchlecht 128
Freundſchaftsinſeln 69, Abb. 99
Friede von Aachen 77
— von Barcelona 329
Friede von Cambrai 329
— von Crépy . . . . 374 f.
— von St. Germain en Laye 569
— von Madrid 324
— von Oliva 108
— von Paris 78, 112
— von Ryswyk 112
Friedrich I. von Dänemark 295, 346
Friedrich I., deutſcher Kaiſer 125, Abb. 199
Friedrich II, deutſcher Kaiſer 122, 126, 142
Friedrich III., deutſcher Kaiſer . . . . Abb. 163, 142
Friedrich II., König von Preußen 110
Friedrich III., Kurfürſt von Brandenburg 110
Friedrich V. von der Pfalz Abb. 440, 441, 446, 452, 454, 461, 465, 470, 494
Friedrich der Weiſe 226, 235 f., Abb. 237, 238, 283 f. 287, 318
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 110
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt 107 f. 503, 508
Friedrich, Herzog von Kurland 94
Friedrich Heinrich von Oranien 508, 621
Friesland 5, 459 f., 540, 542, 550, 573
Fritz, Joſt, Bauerführer . . 301
Frobiſher, Seefahrer 58 f., 580
Frobiſher=Bai 58
Fronde 504
Fronsperger, Ulmer Bürger 426
Frundsberg, Georg von 324, 327, 426
Fuentes, ſpaniſcher Gouverneur 460
Fugger . . . . 104 f., 107, 253
Fünfſtromland 5
Fürſtenberg, Graf 486
Fürth . . . . . . 447, Abb. 490

Gabotto, Giovanni, ſ. Cabot.
Gaißmair, Michael, Sozialiſt . . . . 308 f.
Galapagosinſeln 96
Galigai, Kammerfrau . . . 614
Gallas, kaiſerl. General 486, 488, 491, 494, 496, 502, 505, 512
St. Gallen 150, 335
Gama, Paulo da . . . . . 19 f.
Gama, Vasco da, portug. Entdecker 19 ff., 27, Abb. 21, 31 ff., 113
Gambia, Fluß Afrikas 18, 76, 93
Ganges, Fluß in Indien . 89
Gartenkunſt 114
Gascogne (Frankreich) . . . 622
Gattamelata, italieniſcher Condottiere 147
Gazette de France 619
Gebetbuch, allgemeines, in England 556
Gebhard II., Kurfürſt von Walburg 433
Gegenreformation 292, 320, 324, 348, 354, 356, 390, 411,, 417 ff., 519 ff.
Gegenreformation, engliſche 372, 527 ff., Abb. 529
Geiſtlicher Vorbehalt 406 ff., 429, 510
Geißelbruder . . . . . Abb. 218
Geißlerfahrten 218
Geld 14, 51, 424, Abb. 434 451
Geldern 373 f., 533, 548, 573
Geldwirtſchaft 192, 204 f., 424
Gembloux, Schlacht bei . . 553
Gemeinde, evangeliſche . . 291
Gemeines Recht 304
Generalſtände, franzöſiſche 582, 585 f., 615 f.
Genf Abb. 361, 361 ff., 418, 531, 534, 565 f.
Genfer Kirchengrundgeſetz . . 364
Genoſſenſchaftsweſen des Mittelalters 198
Genter Pazifikation . . . 551 f.

Gentry, niederer engliſcher Adel 528
Genua 22, 50, 53, 103 f., 123, 322 ff., 329, 447, 544, 590
Georg von Brandenburg-Ansbach . . . 330, 341, 350
Georg v. Heſſen-Kaſſel . . 503
Georg Wilhelm von Brandenburg 470, 482, 500, 508
Georg v. Sachſen 226, 232, 288, 290, 297, 310 f., 319, 324
Georg Truchſeß v. Waldburg . . . 318 ff., Abb. 319
St. George, Fort bei Madras 88
Georgeſee, in Nordamerika 82
Gerard, Mörder Wilhelms von Oranien 574
Gerhardt, Paul 512
Gerichtsordnung Karls V. 394, Abb. 395
St. Germain en Laye 569, Abb. 584, 616
Germanen 8, 224 f., 241, 417, 573
Geſchichtsſchreibung, franzöſiſche 605
—, italieniſche 610
—, ſpaniſche 589
Geſchichtswiſſenſchaft 212, 626
Geſchütze . . . . Abb. 443
Geulincx, franz. Philoſoph 628
Geuſen . . . . 536 ff., 548, 569
Gewürze 14, 20, 43, 77, 114, 574 77, 114, 574
Gewürzhandel . . . . . . 103 f.
Gewürzinſeln, ſ. Molukken.
Gewürznelke 64
Gex, Diſtrikt in Savoyen . 609
Gheenſt, Johanna van der 533
Gherardesca, Führer der Piſaner 123
Ghibellinen 126, 142
Ghiberti, italieniſcher Bildhauer . . . . . 148, Abb. 149
Ghirlandajo, Gemälde des Abb. 151
Ghisleri ſ. Pius V.
Giangaleazzo ſ. Visconti.
Giano della Bella 128
Gilberts, Sir Humphrey, engliſcher Koloniſator . . 85
Giliſſy (Jeniſſey) in Sibirien 57
Gimignano, Stadtbild, Abb. 125, 126
Giocondo, Veroneſer Baumeiſter 170
Giocoſa, La, Fürſtenſchule in Mantua 179
Giorgione, Maler 180, 182, 611
Giottino, Maler 144, Abb. 153
Giotto, Maler, 131 f., Abb. 217
Gitſchin 458, 486 f., 494, 498
Glapion, Franziskaner . . 279
Glarus . . . . 331 f., 335
Glaubensartikel 410
Globus: Behaim 19, Abb. 30
—, Lenox . . . . Abb. 30
—, Schöner 46
Goa, indiſches Sultanat 20, 32, 43, 62
Goito, Schlacht bei 486
Gold 14, 42 f., 50, 76, 105, 108, 110, 114
Goldbergwerk, indianiſches Abb. 49
Goldene Roſe 236, 264
Golkonda in Indien 77
Goldküſte 76, 93, 101
Goldland 23, 28, 36, 38, 85f., 106, 111
Goldnes Horn 153
Goletta . . . . Abb. 357
Göllersdorf, Vertrag von 489, 502
Gomariſten, Sekte in Holland 442, 617, 621
Gomarus, holländiſcher Theologe 617
Gonfalonieri, Stadtregenten 141
Gonzaga 142, Abb. 143, 146, 166, 180, 388, 474 f.
Gonzalez, Beichtvater . . . 574
Gordon, Oberſtleutnant . . 498
Gorée an der Goldküſte . . 93
Görz, Grafſchaft Inneröſterreichs 430
Goslar 345, 352, 517
Gosnold, Kapitän 96
Gotik 125, 132, 136, 148, 150, 185 f., 516
Gotland 104
Götz, kaiſerl. General 502, 506
Goujon, franz. Bildhauer . 584
Goyen, holländ. Maler . . . 618
Gradiskaner Krieg . . 441, 458
Granada 16, 24, 48, 78, 542, 544
Granvella, Kardinal 378 ff., 387, 533, 536, 538, 547, 587 f.
Granvella, der Jüngere, Biſchof von Arras . 395, 397
Graubünden 335, 460, 616, 619, 621 f.
Gravelingen . . . 527, 534, 580
Graz 431, 438, 488, 516
Greene, engliſcher Dichter . 596
Gregor IX., Papſt . . Abb. 197
Gregor XIII. 562, 612
Greifenklau, Kurfürſt von Mainz 472
Grenoble 475
Griechenland 4 f., 20, 120, 123 f, 138, 150, 152ff., 160, 177, 185 f., 208, 210 ff., 275 f., 332
Grien, Holzſchnitt von, Abb. 243
Grijalva, Entdecker . . . . 37 f.
Grimmelshauſen . . . 514, 516
Grindal, Erzbiſchof von Canterbury 556
von der Gröben, Major . . 108
Groningen 573
Grönland . 8, 52, 58 f., 101, 112
Groß-Friedrichsburg 108
Grotius, Staatsrechtslehrer 52, 71, 617
Grünes Vorgebirge 17
Gryphius, Andreas, deutſcher Dichter 516
Guadelupe in den kl. Antillen 26, 78
Guanahani in den kl. Antillen 24
Guano 41
Guarini, ital. Dichter . . . 610
Guaſtalla in Italien 475
Guatemala, Staat in Mittelamerika 47
Guayana 70, 78, 94, 107, 111, 564
Guébriant, franz. General 504 f.
Guecheville, Madame de . . 80
Guelfen 123, 126, 128
Guicciardini, Staatsmann und Geſchichtsſchreiber . . 174
Guinea 16, 18 f., 22, 50, 69, 564
Guineainſeln 111
Guineaküſte 108
Guinguiſavanna 76
Guiſen, franz. Adelsgeſchlecht 427, 527, 552, 553, 558 ff., 562, 565 f., 568, 572, 576, 578 f., 580, 582, 586
Guiskard, Robert, normanniſcher Heerführer 123
Guiton, Bürgermeiſter . . . 619
Gummi 76, 119
Günzburg, Eberlin von . . 278
Guſtav II., Adolf, König von Schweden 441, 461, 465, 473, Abb. 478, 479 ff., 481 ff., 486 ff., 493, 500, 505, 620
Guſtav Waſa, König von Schweden 104
Güſtrow 474
Gute Hoffnung, Kap der . . 94
Güterverteilung, kommuniſtiſche 311
Guzmann, Graf Olivares . 620
Gyarmat, Friede von . . . 463

Haag 71, 108, 460, 466
Haarlem 62
Habsburg 280 ff., 373, 498, 502
Hadamar in Naſſau 512
Hadrian VI, Papſt, 172, 282, 289, Abb. 291
Haidarabad in Britiſch-Indien 77
Hainau in Schleſien 513
Haiti, Inſel der großen Antillen 24, 26, 28, 37, 78, 94
Halberſtadt, Bistum, 226 380, 396, 429, 454, 461, 464, 496, 500, 510
Halberſtadt, Chriſtian von 454, 459
Hall, ſ. Schwäbiſch-Hall.
Hals, Franz, niederländiſcher Porträtmaler 618
Halsgerichtsordnung Karls V. 394, Abb. 395
Hamburg 350, 451
Hamilton, Anhänger Luthers 368
Hanau 107, 445
Handelsgeſellſchaften, oſtindiſche . . . . 604 f.
Hanno, Phönizier 5
Hanſa 62, 64, 85, 104 f, 423, 472, 515
Hanſeatiſch-ſpaniſche Geſellſchaft 107
Hanſetag 107
Hardegg, Oberſtallmeiſter Wallenſteins 487
Harmenſen ſ. Arminius.
Harrach, Graf, Oberkämmerer Wallenſteins . . . 487
Harrach, Iſabella 462
Harz 312, 316, 318
Haſtings, Lord . . . 91 ff., 113
Havelland 470
Hawskins, John, engliſcher Seefahrer 85, 580
Hawkwood, Feldhauptmann 146 f.
de la Haye, Admiral . . . 77
Hebräiſch 153, 185, 210
Hebriden 8
Heemskerk, Polarfahrer . . 58
Hegau, Bauern vom 304, 311
Hegbach am Rhein 464
Heidelberg 442, 446, 454, 473, 476
Heidelberger Bund 400
Heidelberger Schloß 517
Heidenbekehrung . . . . 420 ff.
Heilbronn . . . 444, 500, 517
Heiligenkultus . . . 212, 216 f.
Heiligerlee in Friesland, Schlacht bei 540
„Heiltümer“ 216
Heinrich von Anjou . . . 569
Heinrich, Herzog v. Braunſchweig 319
Heinrich VI., deutſch. Kaiſer 122
Heinrich VII., deutſcher Kaiſer 130, 144, 146
Heinrich VIII. von England 328 f., 368 ff., Abb. 369, Abb. 371, 525 f., Abb. 528, 554, 598
Heinrich II. von Frankreich 359 f., 396 ff., 528, 565, Abb. 567, 582, Abb. 604, 605
Heinrich III. von Frankreich 427, 553, 570 ff., Abb. 575, 576, 580, 582 ff., 609
Heinrich IV. von Frankreich 64, 432 f., 435, 460, 569 f., 572, 576, 579, 582 ff., Abb. 585, 592 f., 597 ff., 609, 614, 620, 622 ff.
Heinrich v. Guiſe 570, 572, 579 f., 582
Heinrich von Portugal, Kardinal 574
Heinrich, der Seefahrer, Prinz von Portugal 3, 16 ff., Abb. 16
Heinſe, Dichter 186
St. Helena, im Atlantiſchen Ozean 68, 94
Helfenſtein, Graf von 317
Hennegau, niederländiſche Provinz. . . . 532, 550, 573
Hennepin, franzöſ. Koloniſator 81
Henry, Fort in Nordamerika 82
Herberſtein, Sigismund von 54 ff., 446
Hereus, Dichter 516
Heringsfang 62, 533
Herodot . . . .
Herrera, ſpaniſcher Dichter 589
Hersfeld, Abtei . . . 318, 510
Heſſen-Darmſtadt 447
Heſſen-Kaſſel 307, 324, 345, 378, 430, 482, 490, 503 f., 508, 510, 574
Heſſen, Moritz von 427, 444, 451
Heſſen, Landgraf Philipp v. 339
Heſſen, Landgraf Wilh. v. 396
Hexenglaube . . 241, Abb. 243
Hexenverfolgung 429
Hidalgos . . . . 590, Abb. 592
Hierarchie 194, 196, 202, 274 ff., 365 f., 368 ff., 574
Hildesheim 517
von Hille, Oberſt 108
Hindoſtan 91
Hinterindien . . . 9, 28, 62, 111
Hinterpommern 510
Hiob 4
Hippolytus a Lapide, Gelehrter 504
Hirado, Inſel im japaniſchen Meere 66
Hirſchfeld, Bernhard von, ſächſiſcher Edelmann . . . 285
Hiſpaniola (Haiti) 24, 26 ff., 36
Hochmeiſter des deutſchen Ordens 295
Höchſt, Schlacht bei 454
Hogenberg, Stiche von, Abb. 345, Abb. 537, Abb. 541
Hohenlohe, Grafen von . . . 308
Hohenlohe, Proteſtantenführer 445, 448
Hohenſtaufen 122
Hohenzollern 351, 378, 396, 503, 510
Hohenzollern, fränkiſche . . 295
Hohermuth, deutſcher Koloniſator 106
Hojeda, Entdecker 37
Holbein, Holzſchnitte von Abb. 245, Abb. 369, Abb. 372, Abb. 526
Holk, General Wallenſteins 491
Holland 46, 51, 56 ff., 61 ff., 487, 533, 548, 550 f., 573, 597, 617
Holländiſche Entdeckungsperiode (1518 bis 1670) 61 ff., 111
Holländiſches Kontor zu Liſſabon 62
Höllenbreughel 618
Holſtein 295, 352, 451, 505 f.
Homer 22
Homonay, Graf von, General 446
Hondius, Geograph, Abb. 103
Hondius, Stich von, Abb. 491
Honduras in Mittelamerika 28, 37, 41, 47, 94, 112
Hooft, holländ. Dichter . . 618
Hoogſtraten, Ketzermeiſter . . 536
Hörigkeit . . . . . . 298, 514 f.
Horn, Verſammlung in . . . 435
Hornes, Graf von 534, 538, 540, Abb. 541
Hornmayer, Gelehrter . . . 513
l'Hoſpital, Kanzler . . 566, 568
Houtmann, Gebrüder, in Amſterdam 62
Howard, Katharina, Gemahlin Heinrichs VIII. 368 Abb. 371
Howard, Lord, Großadmiral 580
Hradſchin in Prag 439 ff., 449
Huaskar, Fürſt von Peru . 42
Hubmaier, Bauernführer 304, 306, 312
Hudſon River in Nordamerika 59, 70, 98
Hudſonſtraße in Nordamerika 59
Hugenotten 68, 80, 96, 368, 417, 433, 466, 504, 565 ff., 576, 578, 597 ff., 616, 618 ff., 622 f.
Humanismus 138 ff., 160, 168, 170, 185, 207 ff., 212 ff., 215, 226, 238, 242, 248, 263, 272 ff., 331 f., 338, 360, 370, 417, 419, 512, 596, 621

Hundeshagen, Gelehrter . . 367
Huronen, Indianerſtamm . 80
Hus, Johann, Vorreformator 162, 202 ff., Abb. 203 Abb. 204, 252
Huſſitentum 202 ff., 215, 252, 300 f., 309, 439
Hutten, Philipp von, Generalkapitän 106
Hutten, Ullrich von, 162, 248, Abb. 273, 276 ff., Abb. 277, 279, 328, 521
Huygens, niederländiſcher Dichter 618
Hyder Ali, indiſcher Fürſt 92

Ibn Batuta, arabiſcher Forſchungsreiſender . . . 9, 13
Illo, Vertrauter Wallenſteins 496, 498
Ilow 464
Index librorum prohibitorum 420
Indianer 28, 98
Indien 3, 13 f., 20, 31 ff., 43, 85 f., 89 ff., 103, 111, 113 f., 423, 608
Indigo 68
Indiſches Amt in Sevilla . 50
Induſtrie, engliſche . . . 525 f
—, franzöſiſche 603
Inglefield, Polarfahrer . . 60
Ingolſtadt . . 232, 420, 422, 489
Inkas . . . . 41 ff., 48
Inneröſterreich 433, 435, 438, 441 f.
Innocenz III., Papſt 192, Abb. 217, 267
Innocenz VIII., Papſt 164, 222
Innsbruck . . . 397 f., 446, 460
Inquiſition 33, 63, 212, 234, 282 f., 330, 342, 356 f., 359, 386, 411, 524, 529 ff., 536, 590, 593, Abb. 608, 610, 612
Intendanten, franzöſiſche . 625 f.
Interim, Augsburger 391 ff., Abb. 391, Abb. 393
Interminelli, Familie in Lucca 142
Irala, ſpaniſcher Eroberer . 48
Irkutsk 102
Irland 86, 556, 560, 562 ff., 582, 596 f.
Irokeſen . . . . 80 f.
Irtyſch, ſibiriſcher Fluß . . 54
Iſabella von Spanien, Abb. 18, 28, 174, 280, 355, 542
Iſabella, Tochter Philipps II. . 585, 592, 608, 621
Island 8 f., 96, 101, 103, 111
Isle de France . . . . . . 76 f.
Iſtrien 430
Italien 22, 52, 103 ff., 125 f., 128 ff., 136, 166 f., 174, 191 ff., 210, 296, 328 f., 355, 367, 387, 417 f., 486, 512, 516
Ivar 8
Ivry, Schlacht bei 584
Iwan IV., Zar, der Schreckliche 102

Jackſonhafen 100
Jägerndorf, Johann Georg von 454, 456, 460, 478
St. Jago di Compoſtella . . 207
Jakob I., König von England 59, 85 f., 94, 98, 441 f., 461, 465
Jakob V. von Schottland . . 558
Jakob I. (VI.) von Schottland . . . . . . 560 ff., 557 f.
Jakmann, Charles, Polarfahrer 56
Jakuten 13
Jamaika, Inſel der großen Antillen 28, 79, 94
James, Walfiſchfänger . 60, 93
Jamestown in Virginien . . 98
Jannequin, franzöſ. Entdeckungsfahrer 76
Januaredikt in Frankreich . 568
Japan 12, 23, 33, 42, 66, 73, 93, 102, 111
Japaniſche Kunſt 114
Jarnac, Schlacht bei 569
Java . . 63, 66, 73, 85, 88, 608
Jay, Jeſuit 420
Jeannin, franz. Diplomat . 602
Jemmingen, Schlacht bei . . 542
Jeniſſej, Fluß in Sibirien 13, 57 f., 102
Jenkinſon, Polarfahrer . . 56
Jeſuiten 33, 48, 68, 80 f., 358 f., 387, 417 ff., Abb. 419, Abb. 421, Abb. 422, 424, 429 ff., 435, 438, 449 f., 456, 472, 475, 476, 503, 521, 562, 589, 609, 612 f.
Joachim I., Kurfürſt von Brandenburg 288
Joachim II., Kurfürſt von Brandenburg . . 351, 382, 392
Joachim von Brandenburg, Adminiſtrator von Magdeburg 437
Joanez, ſpaniſcher Maler . 588
Joerdens, Stiche von, Abb. 525
Johann von der Neumark 351, 378, 395 f.
Johann I. von Portugal (Joao) 16
— II. von Portugal 17 f., 24
Johann IV. von Portugal 624
Johann Albrecht von Mecklenburg 396
Johann Friedrich von Sachſen 380 ff., Abb. 381, Abb. 383, 398, 400, Abb. 401
Johann Georg von Jägerndorf . . . . Abb. 478
Johann Georg von Sachſen 444, 500, 514
Johann, Kurfürſt von Sachſen, 313, 318 f., 326, 330, 341, 346
Johann Kaſimir von der Pfalz 568, 573
Johannes Palaeologus . . . 152
Johanniſten, niederländiſche Partei 553
Johanniterorden 542
Johnſon, Ben, engliſcher Dichter 596
Jonas, Reformator 276
Joniſche Inſeln 103
Joſeph, Kapuziner 621
Joſeph, Pater 477
Jovius, Paul 54
Journée des Dupes 620
Islam . . . . 542 ff.
Italien 474 f., 476, 524 f., 529 f., 587, 593, 610 ff., 618, 620, 622
Juan d'Auſtria . . 544 ff., Abb. 544, 552 f., 573
Jubelablaß . . . . 225 f.
Jubeljahr 305
Julianiſcher Kalender . . . 612
Jülich 373 f., 430, 433, 435, 438, 446, 476, 609
Julius II., Papſt . . . 25, 167 ff., Abb. 167, 170 f., 174, 176
Julius III., Papſt . . 386, 388
Jungferninſeln 94
Juvenal 4

Kabeljau, Margarete, Geliebte Guſtav Adolfs . . 479
Kabral, Indienfahrer . . . 104
Kadix, ſpan. Hafenſtadt 26, 28
Kaffee 70, 114
Kairo 32, 250
Kakao 39, 114
Kalenderreform 612
Kalifornien 47
Kalikut in Oſtindien 14, 19, 31
Kalkutta . . . . . 14, 88 ff., 92
Kambodja in Hinterindien . 93
Kamerun 110
Kamerunpik 5
Kammin, Bistum in Pommern 510
Kammergericht . . 304, 429, 430
Kamſchatka in Nordaſien . . 102
Kanada in Nordamerika 8, 54, 80 ff., 96, 605
Kanaken der Sandwich-Inſeln 100
Kanariſche Inſeln 24, 96, 105, 110 f.
Kandia 103
Kanoniſches Recht 192, 221, 226, 253, 266, 269 ff., 612
Kanoniſche Regel 125
Kap Blanco 110
„ Bojador 17
„ Branco 17
„ Cod 96
„ Coorentes 33
„ Deſchnew 102
„ der drei Spitzen 108
„ der guten Hoffnung Abb. 18, 19, 64, 68 f., 94
„ Tabin 54
„ Trebin 102
Kaperbriefe 548
Kapetinger, franz. Königsgeſchlecht 572
Kapland 68, 94
Kappel, Schlacht bei 344
Kapuziner 472, 477, 492, 521, 529
Kapverdiſche Inſeln 111
Kardinal von Lothringen, Karl von Guiſe . 565 ff., 582
Karavelle, Erfindung der . 16
Kariben in Südamerika . . 37
Karibiſches Meer in Mittel-Amerika . . . . 36, 56 f.
Kardinal v. Bourbon . . . 584
Kardinaliſten, Partei des Niederländ. Staatsrats . 538
Karl IV., Deutſcher Kaiſer 138, 212
Karl V., Deutſcher Kaiſer 40, 43 ff., 46, 48, 105, 174, 181 f., 236, 238, Abb. 239, 250, 257, 267, 280, Abb. 281, 282 ff., 289, 294, 296, 322 ff., 326, 329, 337, 342 ff., Abb. 345, 345 ff., 354, 356 ff., 373 ff., 386 ff., Abb. 389, 400 ff., Abb. 401, 406, 427, 516, 521, 532 f., 544, 613
Karl I., König von England 58, 81, 461, 465, 504, 624
Karl II., König von England 89, 430, 469
Karl VIII., König von Frankreich 167
Karl IX., König von Frankreich . . . . 550, 566 ff.
Karl von Anjou, König von Neapel 128
Karl Emanuel von Savoyen 474 f., 584, 609
Karl der Große 572
Karl der Kühne, Herzog von Burgund 322
Karl IV. von Lothringen . . 620
Karl X., Kardinal von Bourbon 584
Karlſtadt, deutſcher Reformator 279, 341
Kärnten . . . 302, 430, 445, 516
Karpentariabuſen in Auſtralien 69
Karthager 123
Karthago 5
Karthago in Panama 47
Kartoffeln in Europa 41, 86, 114, 564
Kaſchau in Ungarn . . 445, 456
Kaſimir von der Pfalz . . . 553
Kaſpiſches Meer . . . . . 54 ff.
Kaſtilien 24, 36, 524, 574, 587 f., 624
Kaſtilien, Iſabella von . . . 355
Kaſtilla del Oro, Provinz in Mittelamerika 47
Katalaniſche Weltkarte . . . 13
Katalonien 624
Katharina von Aragon, Gemahlin Heinrichs VIII. 329, 368, Abb. 371, 526, 554
Katharina von Medici, Gemahlin Heinrichs II. von Frankreich 566 f., 582, Abb. 604, 605
Kattun, Verfertigung in Mexiko 39
Kaufmannsgilden 64
Kelch, Lehre vom 202
Kelten 8
Keppler, Aſtronom . . . . 457 f.
Kettenbach, Bruder Heinrich von 270, 291
Khair-eddin Barbaroſſa, Seeräuberführer 542
Kinderkreuzzug 218
Kinsky, Kaiſerl. General 495, 498
Kipper- und Wipperweſen, Münzverſchlechterung 423 f., 451
Kirchengrundgeſetz Genfs . . 364
Kirchenlied 291
Kirchenordnung . . . 351, 408 ff.
Kirchenreform, katholiſche . . 386
Kirchenreform, ſpaniſche . . 356
Kirchenſpaltung 200
Kirchenſtaat 160, 179, 221, 279, 376, 388
Kirchenſturm . . . . . Abb. 537
Kirchenväter 233, 274 f., 332, 339
Kirchenverfaſſung . . . . . 365 f.
Kirchenzucht . . 335, 362 ff., 411
Kirk of Scotland 561
Kiuſchiu in Japan 66
Klairvaux, Bernhard von . 244
St. Klara, Nonnen von . . 312
Klauſenburg in Siebenbürgen 445
Kleßl, Mathias, Kardinal 436 f., 440
Klettgau, Bauernaufſtand im 304, 311
Klöſter, Abb. 96, 198, 269, Abb. 483
Knickerbocker 70
Knox, John, ſchottiſcher Reformator 368, 521
Knyphauſen, General von 492, 502
Kochau, böhmiſcher Defenſor 440
Kochin in Indien 31
Kochinchina in Hinterindien 93
Koen, holländiſcher Generalgouverneur 608
Kola, Halbinſel im nördlichen Eismeer 57
Köln 85, 234, 352, 373 f., 384, 419, 433, 515, 620 f.
Kölner Dom . . . . . Abb. 353
Kölner Erbfolgeſtreit 433
Kölner Univerſität 420
Kolonialamt, Londoner . . 87
Kolonialpolitik, ſpaniſche . . 17
Kolonialreich der Spanier . 47 f.
Kolonialweſen, ſpaniſches . 49 ff.
Koloniſation, engliſche . . . 564
—, franzöſiſche . . . . . . 604 f.
—, holländiſche 608
—, portugieſiſche 574
—, ſpaniſche . . . . 590 ff.
Kolumbus 3, 19, 22 ff., Abb. 23, 43 f., 46, 53, 104, 208
Kommunismus 306, 311
Kommunen, italieniſche . 135 ff.
Kompagnie. belgiſche 101
—, bengaliſche 110
—, brandenburg.-oſtindiſche 108, 110
—, deutſch-oſtindiſche . . . 108
—, hanſeatiſch-ſpaniſche . . . 107
—, isländiſche 110
—, Londoner 96
—, normanniſche 76
—, des Orients der Franzoſen 75
—, oſtindiſche der Engländer 88
—, oſtindiſche der Holländer 73
—, Plymouther 96, 98
Kompaß, Erfindung des . . 16
„Kompoſitionen“ . . 226, 250 f.
Kompromiß des niederländ. Adels 536
Kongo 18, 111
Königgrätz 494
Königsberg 108
Königshofen, Schlacht bei . 320
Königsmarck, ſchwed. General 505
„Konrad, armer“ 302
Konquiſtadoren 3 ff., 36, 50 f., 61 f., 105, 113
Konſtantin, röm. Kaiſer 124, 162
Konſtantin ſ. Friedrich II.
Konſtantinopel 7, 12, 16, 103, 124, 152 f., 445, 542
Konſtanz 200, 304, 336 f., 390, 434, 460

Konſtanzer Konzil 150, 159, 162
Kontor, holländiſches 62
Konventikel 291, 404
Konzil 200 f., 215, 233, 249 f., 257, 289, 325, 342, 348, 350
Konzil von Baſel 203
Konzil von Trient 177, 375 ff., 384 ff., Abb. 385, 420, 626
Koromandelküſte in Vorderindien 77
Korporationen, mittelalterliche 206
Korſika 22
Koſaken 102, 502
Koſchenberg 457
Kosmus I. von Toskana 613
Köthen ſ. Anhalt-K.
Krain 302, 430, 438
Kredit, öffentlicher 428
Krems, Stadt in Oeſterreich 443
Kreolen 50, 78
Kreta 120
Kreuz, ſüdliches 29
Kreuzzüge 103, 123, 126, 181, 198, 217
Kriegswesen, deutſches 428 ff.
Kriegsweſen, italieniſches 146 ff.
Kroaten 481, 622
Krönungsinſignien, ſchottiſche Abb. 558
Kuba 36
Kublai Khan, Mongolenfürſt 12
Kugelgeſtalt der Erde 46
Kulmbach 398 f., 434
Kulmbach, ſ. Ansbach-K.
Kulmbach, ſ. Brandenburg-K.
Kunſt, flämiſche 618
—, franzöſiſche 605
—, ſpaniſche 588
—, italieniſche 611
Kupfer 66, 105, 114
Kuppel, ſ. Domkuppel.
Kurbrandenburgiſche Flotte Abb. 109
Kurfürſtentag in Regensburg 476
Kurilen, Inſeln in Oſtaſien 102
Kurpfalz 430, 499, 508, 510
Kurſachſen 429
Kuylenburg, Haus, in Brüſſel 536

Labrador 60
Ladenburg 454
Ladronen 45
Lafontaine, franz. Fabeldichter 628
Laienbildung im Mittelalter 205 f.,
Laienfrommigkeit 216, 220
Laienkelch 202, 384, 392 ff.
Laiñez, Jeſuit 419 f., 613
Lancaſter-Sund Nordamerikas 60
Landau, H. J. von 426
Landeck 457
Landesherrliche Geſetzgebung 424 ff.
— Gewalt 415 f.
Landeskirchen 201, 326
Landfrieden 318, 400
Landsknechte 280, 293, 300, 324, 327, Abb. 349, Abb. 374, Abb. 375, 425 f., 469, 480, 510 f.
Landwirtſchaft 198, 514
Langobarden 120
Langſide, Schlacht bei 561
Languedoc, franz. Provinz 576
Las Caſas 50
Lateran in Rom 162
Latini, Brunetto 128
Lauenburg, Herzog von 454
St. Laurentius 527
Lauſanne in der Schweiz 565
Lauſitz 447, 451, 481, 489, 496, 500
Law, John, franzöſiſcher Spekulant 77, 81
San Lazaro, Südſeeinſel 45
Lech, Schlacht am 489
Legaſpi, ſpaniſch. Koloniſator 46
Lehen, Dorf bei Freiburg 301
Lehnsweſen 426
Lehre, katholiſche 386 ff., 392 ff.
Leibeigenſchaft 298, 301 f., 305, 315
Leibniz 75, 628
Leiceſter, Graf von 557, Abb. 563, 564, 578 f., 596
Leif, Erichs des Roten Sohn 8
Leinewand 62
Leinenweberei 564
Leipheim, Schlacht bei 318
Leipzig (Stadt) 486, 505
Leipzig, Beſchießung von 491
Leipziger Convent 480, 482
Leipziger Disputation 276
Leitha, Fluß in Oeſterreich 446
Leitmeritz, Vertrag von 499
Lena, Fluß in Sibirien 102
Lenox Globus 30
Leo X., Papſt Abb. 155, 159, 171 ff., Abb. 172, Abb. 173, Abb. 174, 215, 222, 225 f., 228, 232, 234, 236, 238 ff., 249, 258, 264, 276, 289.
Leon, ſpaniſche Stadt 24, 48
Leon, Ponce de 37
Leopold, Bruder Ferdinands I 435 f.
Leopold, Erzherzog von Oeſterreich 460
Lepanto, Seeſchlacht Abb. 543, Abb. 544, 544 f., 545, 553
Lerma, Graf von 606
Lescot, Pierre, franzöſ. Bildhauer 584
Leßle, Wallenſteinſcher Offizier 498
Leſueur, Euſtache, franzöſ. Maler 628
Leubelfink, Page Guſtav Adolfs 492
Levantehandel 16, 103, 123 f., 181, 184
Leyden, Univerſitätsſtadt 62, 71, 550
„Libertät“, der Fürſten 390, 394, 396, 504.
Lichtenſtein, Karl 458
Lichtenſtein, Paul, Graf zu Oberkämmerer Wallenſteins 487
Liechtenſtein, Familie der 472
Liegnitz, Herzog von 510
Liga, antitürkiſche 544 f.
Liga, katholiſche 433 ff., 436 ff., 448, 452, 454, 460 ff., 466, 470, 473 f., 481 f., 486 f., 489, 493, 621, 624
Ligue, katholiſche, in Frankreich 432, 576, 579 f., 582, 584 ff., Abb. 587
Ligue (1576) 572
Ligue von Cambrai 167
Ligue von Cognac 324
Ligurien 22
Lima, Hauptſtadt Perus 42, 48
Linſchoten, van, holländiſcher Kaufmann 62
Linz 398, 437, 447, 487
Lionardo da Vinci 150, 168, 180, 184
Lippe, Wilhelm zur 427
Liſſabon 18 ff., 23 f., 34, 46, 62, 104, 574
Litauen 372 f.
Literatur, engliſche 574 ff.
—, franzöſiſche 627 f.
—, niederländiſche 618
—, ſpaniſche 588 f.
Livius 138
Livland 290, 372, 502
Livorno 20, 103, 123, 613
Loaiſa, Flottenführer 46
Loanda, Oſtafrika 69
Lobkowitz, Zdenko von, Kanzler 435, 440
Lochleven, Feſtung 561
Loggia dei Lanzi Abb. 133, 148
Lombardei 126, 135, 146, 150, 166, 324, 612
London 59, 85, 87, 104, 526, 554, 596 f.
Londoner Börſe 564
Londoner Kompagnie 96
Longjumeau, Friede von 568
Lope de Vega, ſpan. Dramatiker 51, 589
Lorenzetti Abb. 168
San Lorenzo, Kirche von 150, 176
St. Lorenzſtrom 53 f., 80
Lothringen 352, 396, 454, 503 f., 509 f., 532, 565, 572, 620 ff.
Lothringen, Anton von 320
St. Louis, Fort in Afrika 76
Louvre in Paris 580, 584, Abb. 607, 627
Louiſiana 81
Löwen, Univerſitätsſtadt 293, 419, 540
Loyola, Ignatius von, Gründer des Jeſuitenordens 215, 356, 359, 410, 418 ff., 521
Lübeck 46, 104, 107, 345, 474, 515
San Lucas, ſpaniſche Hafenſtadt 45
Lucca, oberitalieniſche Stadt 142, 613
St. Lucia in Mittelamerika 78
Lucian, griechiſcher Schriftſteller Abb. 157, 172
Luçon, Richelieu von, Biſchof 616
Ludwig, Herzog von Bayern 288
Ludwig der Bayer, deutſcher Kaiſer 142
Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich 126, 566
Ludwig XII., König von Frankreich 582
Ludwig XIII., König von Frankreich 509, 601, 614 ff., 622 ff., Abb. 623
Ludwig XIV., König von Frankreich 74 f., 475, 509 f., 601, 605, 619, Abb. 629
Ludwig XV., König von Frankreich 74, 76, 601
Ludwig v. Naſſau 536, 538, 542, 548, 550
Ludwig II., König von Ungarn und Böhmen 348 ff.
Lüneburg 295, 330, 461, 492, 508 ſ. auch Braunſchweig-L.
Lützen, Schlacht bei 491 ff., 494, 498
Luther, Hans, Vater des Reformators 240 ff., Abb. 241
Luther, 14, 191 ff., 224 ff., Abb. 225, 240 ff., Abb. 271, Abb. 289, Abb. 313, Abb. 321, Abb. 339, Abb. 378, Abb. 380, 521
Lutter am Barenberge, Schlacht bei 466
Lüttich 138, 532
Luxemburg 447, 451, 532, 551, 552, 553, 573
Luxemburger, Familie der 130
Luxor, Ruinen v., Aegypten 4
Luynes, Karl von 615 f.
Luzern, Schweizer Kanton 335
Lyon 130, 570, 576, 609

Maas 548, 552
Macao, portugieſiſche Anſiedlung in China 33, 68
Macchiavelli 172 ff., 222, 370, 426
Mac Clintſik, engliſcher Polarfahrer 60
Mac Clure, engliſcher Polarfahrer 60
Mackenzie-River 60
Macquarie, engliſcher Gouverneur 100
Madagaskar 33, 75 f.
Madeira 105, 111
Madras in Oſtindien 77, 88 f.
Madrid 324, Abb. 527, 536, 552, 553
Madrid, Friede von 324, 441
Magdalenenſtrom 48
Magdeburg 232, 345, 380, 390, 396, 429, 437, 464, 472, 481 f., Abb. 484 f., 496, 500, 502, 510, 515
Magdeburg, Erzbiſchof von 218, 226
Magelhaens 33, 43 ff., 48, 69, 85, 100, 113
Magelhaensſtraße 44, 64
Magnetnadel, Abweichung der 28, 60
Magyaren 506
Mahagoniholz 94
Maharatten in Indien 92
Mähren 434 f. 439, 443, 445 f., 449, 458, 460, 490 505, 512
Mailand 103, 144 ff., 148, 166 ff., 174, 182, 322 ff., 329, 460, 475, 496, 525, 529, 609, 616
Mailänder Dom Abb. 145
Mailänder Traktat 460
Maine, franz. Landſchaft 96, 98, 167
Mainz, Erzbiſchof von 225 f., 324, 400, 438, 472
Mainzer Ablaß 226 f.
Mainzer Biſchof 289
Mainzer Dom 234
Mainzer Reichstag 303
Mais 39, 41, 68, 114
Majeſtätsbrief 435 ff., 438 f., 494
Makaſſar auf Celebes 64
Malabar, Weſtküſte von Vorderindien 19
Malaien 73, 113
Malaiiſcher Archipel 9, 45
Malaiiſches Meer 69
Malakka 28, 32, 68
Malateſta, Fürſten von Rimini 152
Malcontenten. die, niederländiſche Partei 553, 573
Malebranche, franz. Philoſoph 628
Malerei, franzöſiſche 605
Malherbe, franzöſ. Dichter 605, 627
St. Malo, Hafen Frankreichs 53
Malta 542, 544
Manhattan, Inſel Nordamerikas 70
Mandſchu, in China 68
Manila 46, 93
Manoa, Wunderſtadt 85
Manreſa, Dominikaner 418
Mansfeld, Stadt 242, 311
Mansfeld, Peter Ernſt II., Graf von 428, Abb. 434, 441, 442 f., 452, 454, 459 ff., 464 ff., Abb. 478, 486, 502, 512
Mantegna, Andrea, ital. Maler Abb. 143, 150, 180
Mantua 138, 142, 162, 179 ff., 609, 622
Mantuaniſcher Erbfolgekrieg 474 f. 620
Manuel, König von Portugal Abb. 18, 19
Maracaibo in Amerika 105 f.
Maradas, Kaiſerl. General 488
Marburg 337 ff. Abb. 338
Marburger Artikel Abb. 340
Marche-en-Famenne 552
San Marco Abb. 124, 146, 154, 159, 182
Marcou-Lambert de St. Bris 30
Maremmen 613
Margarete v. Parma, Statthalterin der Niederlande 282, 532 ff., Abb. 532, 536, 538, 547, 552, 573
Margerete von Valois 570, 572, 600
S. Maria antica Abb. 141
S. Maria del Antigua 47
Maria die Blutige, Königin von England 372, 526 ff., Abb. 528, 554, 556, 558
Maria Galante, Inſel der kleinen Antillen 26
Maria Guiſe, Mutter Maria Stuarts 558 ff.
Maria von Medici 600 f., 613 ff., 620
S. Maria Novella 128, 132, Abb. 151
Maria v. Portugal, 1. Gemahlin Philipps II. 526

S. Maria de la Rabida . . 24
Maria-Stiegenkirche 422
Maria Stuart, Königin von Schottland 552, 557 ff., Abb. 559, 561 ff., Abb. 561, Abb. 563, Abb. 564, 566, 578 f., Abb. 578, Abb. 579
Maria Thereſia, Kaiſerin von Oeſterreich 446
Mariana, Jeſuit . . . 589, 613
Marianen, Inſelgruppe 45, 48
Mariazell 503
Marie von Bayern . . . . 430 f.
Mark 438, 459
Markgenoſſenſchaft 298
Marlow, Chriſtoph, engl. Dichter 86, 596
Marnix, niederländiſcher Proteſtantenführer 538
Marokko 574, 659
Marot, franzöſiſcher Satiriker 605
Marſeille 604
Marſuppini, Carlo 141
S. Marta in Amerika . . . 48
S. Martin 26, 78
Martin V., Papſt 159
Martin, François 77
Martinique, Inſel der kleinen Antillen 78
Martinitz, Jaroslav von 435, 440
Marucci, Nicolo 147
Maryland 98
Maſaccio, italieniſcher Maler 148
Maskat, Stadt in Arabien 77
Maſſachuſets in Nordamerika 98
Maſſilia ſ. Marſeille.
Maſſinger, engl. Dichter . . 596
Maſulipatam in Indien . . 77
Maßeinheit in Deutſchland 308
Matan, Inſel 45
Matthias, deutſcher Kaiſer 430 ff., 435 f., 441, 443, 458, 552, 553
Maudave, Graf von 76
St. Maur, Benediktinerkongregation 626
Mauren 16, 355 ff., Abb. 357, 524, 574
Mauretanien 8
Maureval, Anſchlag des . . 570
Mauritius, Inſel . . . 69, 77
Maximilian I., deutſcher Kaiſer 174, 234, 236, 302, 322, 431, 434, 516
Maximilian II., deutſcher Kaiſer 430, 438, 449, 540, 545
Maximilian, Ferdinands Sohn 395, 440
Maximilian, Kurfürſt von Bayern 432, Abb. 434, 446, 452, 456, 462 f., 466, 470 ff., 473 ff., 476 ff., Abb. 477, 486, 489, 495, 500, 508, 510
Maximilian, Erzherzog, Deutſchmeiſter 438
Maya, Bewohner von Yukatan 37
Mayenne, Herzog 582, 585 f.
Mazarin, Miniſter Ludwigs XIV. 509, 515
Mezzolini von Trierio, Dominikaner 232
Meaux, Synode von 418
Mecheln, Stadt in Holland 534, Abb. 549, 573
Mecklenburg 396, 398, 429, 470, 472, 489 f. 501
Mecklenburg, Johann Albrecht von 396
Medici, Familie der 14, 20, 145, Abb. 155, 156, 158 f., 168, Abb. 172, 174, 176, 236, 289, 582, 600, 613 ff., 620
Medici, Coſimo von 150, 153 f., Abb. 155
Medici, Lorenzo von 30, Abb. 155, Abb. 175, 179, 238
Medina-Sidonia, Herzog von 580 ff., 586
Meergueuſen 548, 550
Mehemet Sokolli, Großvezier 542
Meißen 239, 429
Meiſterſinger 293
Mekong, Fluß in Hinterindien 68
Melanchthon, Philipp, Reformator 266, 276, 292, 341
Melander, General im dreißigjährigen Kriege . . 504
Melaneſien in der Südſee . 45
Melinde, Sultanat . . 9, 19 f.
Meloria, Seeſchlacht bei . . 123
Melville-Bai, nördl. Eismeer 8
Melville-Sund 60
Memmingen . . 304, 306 f., 330
Mendoza, Spanier 37, 387, 579 f., 589
Menippeiſche Satire 585
Mercadanza, Podeſtà der . 144
Mercator, Kartograph 71, Abb. 103
Merchant adventurers . 564
Merchant princes in England 89
Merci, kaiſerl. General 503, 512
Mercier, franz. Philologe . 605
Merkantilismus 509
Merſeburg 232, 239, 396, 429, 491
Meſen, Fluß in Rußland . 54
Meſſe, katholiſche 194, 286, 292, 424
Meſſe von Bolſena . . Abb. 259
Meſſen, ſpaniſche 590
Meſtizen 113
Meßopfer 260
Metz 396, 400, 508, 528
Meurs, J. van . . . . Abb. 531
Mexiko . . . 37 ff., 47 f., 50 f.
Mexiko, Golf von 81
Michelangelo 150, 168 ff., Abb. 170, Abb. 171, 174, Abb. 175, 177, 180, 186, 210, 529, 588, 605
Miechow, Krakauer Domherr 54
Mies, Stadt in Böhmen . . 498
Mignons, franzöſ. Stutzer . 570
Miltitz, Kammerherr von 264f.
Mindanao, Philippinen 45, 48
Minden 510
Minto-Inſel in Nordamerika 60
Mirandola, Pico della, Humaniſt 120, 167, 179
Miſſionare, amerikaniſche . . 49
Miſſion der Huſſiten 203
Miſſion, innere 420
Miſſiſſippi 37, 81
Miſſouri, Fluß in Nordamerika 37
Mitternachtsſonne 5
Moçambique in Oſtafrika . 33
Modena in Italien 529
Mohacz, Schlacht von . . 348 f.
Mohammedaner 9, 31, 33, 45 542
Mohikaner, Indianerſtamm 80
Möhra, Geburtsort von Luthers Vater 240
Moldau, in Rumänien . . . 436
Moldauthein in Böhmen . . 447
Molina, Jeſuit 613
Molukken 20, 28, 32 f., 36, 44, 46, 54, 63 f., 66, 85, 88, 608
Mombas in Afrika . . . 9, 33
Mönchtum 154, 177, 197 f., 252, 262 f., 268 f., 275, 282, 286, 356, 370
Mondejar, ſpan. Heerführer 544
Mondgebirge in Mittelafrika 6
Mongolen . . 10, 103, 113, 603
Monopol 52, 64, 66, 73, 80, 88, 111
Monopolpolitik, portugieſiſche 34
—, ſpaniſche 50
Mons, Stadt in den Niederlanden 548, 553
Monſerrat, kleine Antillen 94
Montaigne, franz. Philoſoph 605, 628
Montaperti, Schlacht bei 128, 130
Montauban, Stadt in Südfrankreich . . 569 f., 616, 619
Montcalm, franz. General 81 f.
Montchrétien, franzöſiſcher Kolonialſchwärmer 80
Montdevergue, Marquis de, franzöſ. Gouverneur . . . 75
Montecaſſino, Kloſter . . . 123
Montecuculi, Graf, kaiſerl. General 428
Montefeltro, Familie der, in Urbino 142
Montemayor, ſpan. Dichter 589
Monteverde, italien. Muſiker 610
Montezuma, Fürſt von Mexiko . . . . 39 f.
Montferrat in Italien 441, 474 f.
Montfort, Guy von, Vikar Karls von Anjou 128
Mont Genèvre, Alpenpaß . . 475
Montigny, Hinrichtung von 540
Montmartre bei Paris . . . 419
Montmorency, Connetable von Frankreich 527, 565 f., 568, 576, 620
Montpenſier, Prinzeſſin von 619
Montreal in Kanada . 54, 82
Mont-Saint-Eloy, Vertrag von 573
Mooker Heide, Schlacht auf der 550
Moore, engl. Humaniſt 370, Abb. 372
Morea 103
Morgan, Flibuſtierführer . 79
Moriskos, Mauren in Spanien 542, 544, 606
Moritz von Heſſen, Landgraf 427, 444, 451
Moritz von Oranien, Generalſtatthalter 454, 521, 585, 608, 616 ff., 621
Moritz von Sachſen, Kurfürſt 280, 328, Abb. 377, 378 ff., Abb. 382, 395 ff., 428, 521
Moro, Gemälde von, Abb. 535
Moro, Lodovico il, Regent von Mailand . . . . . . 166 f.
Morone, Kardinal 529
Moſchee, Suleimanije, in Konſtantinopel 542
Moskau . . . . 54 f., 104
Moskowitiſche Handelsgeſellſchaft, engliſche 564
Moskowitiſche Kompagnie . 54
Mosquitoküſte in Mittelamerika 94
Moucheron, Entdecker . . . 57
Mühlberg, Schlacht bei . . 382
Mühlhauſen . . . 311, 315, 470
Muiderkring auf Schloß Muiden 618
Mulatten 113
Müller, Johannes, ſ. Regiomontanus.
Multatuli, holländ. Dichter 73
München . . 314, 438, 471, 495
Münchengrätz in Böhmen . . 498
Münſter . . . 505 f., Abb. 509
Münſterberg, Herzog von . . 510
Münzer, Thomas 309 ff., Abb. 311, 315, 319
Münzfälſchung 423
Münzverſchlechterung 425 ff., 451
Münzweſen 308
Murray, Regent Schottlands . . . . 561 f.
Muſik, italieniſche 610
Muskat 63
Muſſato, Albertino, von Padua 138, 142
Muyskas in Columbia . . . 48
Myſore in Indien 92
Myſtik 125, 129, 154, 215 f., 268, 274, 282, 291, 309, 356, 404, 419, 610

Nagaſaki, japaniſcher Hafen 66
Namur . . . . 552 f., 573
Narden 550
Narrenſchiff 596
Narvaez 37
Naſſau 512, 536, 538, 550, 616
Naſſau, Ernſt Kaſimir von 466
Naſſau, Johann Moritz von 69 f., 426
Naſſau-Oranien, Wilhelm „der Schweiger“ von Abb. 535
Natal . . . . 19, 68 f.
Naturalwirtſchaft . . 204 f., 424
Naumburg . . . . 429, 491f.
Nautik 16
Navarra 418, 432, 566, 568, 576
Navarra, Prinzeſſin von . . 166
Navarete, ſpaniſcher Maler 588
Navigationsakte . . . 87 f., 89
Nay, Entdeckungsfahrer . . 58
Neapel 122, 128, 130, 133, 138, 144, 158, 162, 166 f., 174, 280, 346, 442, 528 f., 612
Nearchus 5
Necho . . . . 4 f.
Neck, van, holländ. Admiral 63
Neger 16, 76, 105, 108, 110, 113
Negerhandel 50, 574
Nelken 20, 63
Nelſon 112
Nemours, Edikt von 576
Nepi, italieniſche Stadt . . 179
Nepotismus 164, 167, 176, 221
Neri, Partei in Piſtoja . . 128
Nertſchimſk, Vertrag von . . 102
Neu-Amſterdam (New York) 45, 70, 98
Neu-Buddhismus 89
Neu-Edinburgh 94
Neuenburg ſ. Pfalz-N.
Neuenburg, Stadt am Rhein 622
Neuenglandſtaaten . 80 ff., 98
Neu-Frankreich (Kanada) 54, 80
Neufundland 53, 85, 96
Neu-Granada 48, 106
Neu-Hampſhire 98
Neuhauſl, Feſtung an der Donau 456
Neuhochdeutſch 286
Neu-Holland 69
Neu-Kaledonien 100
Neu-Kalifornien 96
Neumann, Rittmeiſter, Vertrauter Wallenſteins . . . 498
Neumark . . . . 351, 378, 395 ff.
Neu-Orleans 81
Neuplatonismus 152, 338
Neu-Plymouth 98
Neu-Schottland 8, 53
Neuſchweden 101
Neu-Seeland 69, 111
Neuſibiriſche Inſeln 102
Neuſohl 447
Neuſpanien . . . 37, 40, 48, 111
Nevers, Herr von, Herzog von Mantua . . . 474 f., 620
Nevis 94
New-York 70, 73, 98
Niagara 80
Niagarafall 81
Nicaragua 48
Niccoli, Niccolo 150
Nicoya 48
Nicueſa 37
Niederlande 18, 153, 236, 280, 282, 290, 330, 346, 367 f., 373, 400, 417, 419, 423, 428, 438, 441 f., 451 f., 459, 461, 476, 496, 501, 508, 524, 527, 532 ff., 564, 569, 592 f., 600 f., 616 f., 628
Niederöſterreich 290, 431, 437, 445, 512
Niederſachſen . . . . . 460 f., 465
Nieuw-Nederland in Nordamerika 70
Nikleshauſen, Pfeiffer von 207
Nikobaren, Inſeln im indiſchen Ozean 110
Nikolaus V., Papſt 160, 162, 218
Nikolsburg 456
Nil 5, 13, 75
Nimes, Stadt in Südfrankreich 570
Nino, Entdecker 37
Nippon in Japan 66
Nizza 624
Nocera, Stadt in Süditalien 146
Nola, Stadt in Süditalien . 609
Nordaſien . . . . 101 f.
v. Nordenſkiöld, Polarfahrer 57 f.
Nordkap 9, 54
Nordlicht 5
Nördlingen 500 f., Abb. 501, 621
Nordſee 510, 582
Normaljahr 434, 475, 499, 507, 510
Normannen 8 f., 76, 78, 120, 122 f., 168, 418, 586
North-Devon im nördl. Eismeer 60
Norwegen 372, 582
Nowaja Semlja, im nördl. Eismeer . . 57 f., 102, 112 f.

Nowgorod 104, 515, 564
Noyon in Frankreich 360
Nürnberg 16, 18 f., 104, 288, 290, 293, 300, 312, 330 f., 341, 350, 434, 457, 490 f., Abb. 490, 517
Nürnberger Religionsfrieden 350 ff., 390
Nürnberger Reichstag, erſter 289
Nürnberger Reichstag, zweit. 289, 294
Nützel, Ratsherr 312
Nuyts, Entdecker 69
Nymwegen, Frieden von . . 420

Ob, Fluß in Sibirien . . 54 ff.
Oberſchwaben 304, 306 f., 318, 320
Ochino, italieniſcher Reformator 529
Ödenburg, Stadt in Ungarn 463
Oder 61, 481, 495
Odyſſee 4
Ohio, in Nordamerika . . . 81
Olaus Magnus, ſchwediſcher Biſchof 54
Olden-Barneveld, Großpenſionär 64, 442, 578, Abb. 617
Oliva, Friede von 108
Olivares, Graf von 620
Olmütz 458, 467
Öls, Herzog von, in Schleſien 510
Omagua, Indianerſtamm . 106
St. Omer, Stadt in den Niederlanden 538
Onate, ſpaniſcher Geſandter 440
Oper 611
Ophir 33
Opitz, Martin, deutſcher Dichter 516
Oporto in Portugal . . . 16
Oppeln in Schleſien 456
Orange in Südfrankreich . 518
Oranien 442, 508, Abb. 535, 538 ff., 542, 547 ff., 552, 572, 608, 621
Oranien, Heinrich Friedrich von 466
Oranien, Luiſe Henriette von 108
Oranien, Moritz von 57
Oranje, Fluß in Südafrika 70
Oratorier, Kongregation der 626
Orden deutſcher Ritter . 104 295
Ordination 194, Abb. 195, 256, 408 f.
Oregon, Nordamerika . . . 85
Orellana, Entdecker 37
Orinoko, Strom in Südamerika . . . 26, 37, 85, 106
Orkneys, Inſelgruppe im atlantiſchen Ozean . . . 8
Orleans 566
Orleans, Gaſton, Herzog von 6
de l'Orme, franz. Architekt 605
Ormus in Arabien 12, 14, 32, 88
Orontius Finäus, Kartograph 46
Orthodoxie, proteſtantiſche 410, 411
Ortis, Diego, Biſchof . . . 18
Ortsbeſtimmung, geograph. 18
Osmanen ſ. Türken.
Osnabrück 460, 505ff., 510, 515
Oſorno in den Cordilleren . 48
Oſſuna, Herzog, Vizekönig von Neapel 442
Oſtafrika 69
Oſtaſien 28, 114
Oſtendekompagnie, belgiſche . 101
Oſtendorfer, Holzſchnitte von Abb. 219, Abb. 349
Oeſterreich 110, 372, 400, 422, 434 ff., 436 ff., 441
Oſtindien 101
Oſtindienkompagnie 88
Oſtindiſche Geſellſchaften 604 f.
Oſtindiſche Handelsgeſellſchaft 86
Oſtindienhandel 452
Oſtſee 104, 290, 474, 479, 487, 505, 510
Oswego in Nordamerika . . 82
Othere, Normanne 9
Otranto, Stadt in Italien 122
Otto der Große 346
Ovando, Nicolas da, ſpaniſcher Statthalter . . . 27 f.
Overyſſel, niederländiſche Provinz 548, 573
Oxenſtjerna, ſchwediſcher Kanzler 101, Abb. 492, 493 f., 496, 500

Pachta, Pater 457
Pädagogik 276
Paderborn 454, 459
Padua in Italien 138, 142, 146 f., 150, 152, 154, 182
Palaeologus, Johannes, Kaiſer 152
Paläſtina 419
Palais Royal 627
Palatina, Capella 121
Palawan, Indoneſien . . . 45
Palazzo Schifanoja 180
Palcario, Antonio, ital. Proteſtant 529, 612
Paleſtrina, Komponiſt . . . 610
Paliſſy, franzöſ. Geologe . 605
Palladio, italien. Architekt Abb. 180
Palma, Kanar. Inſeln . . 105
Palos, Kolumbus vor . . . 24
Palsart, Entdecker 69
Pamplona in Spanien . . . 418
Panama, Mittelamerika 47 f., 79
Pandekten 185
Pantheismus 610
Papagalli, Braſilien 46
Pappenheim, Kaiſerl. General . . . 481 f., 486, 491 f.
Papſt:
Alexander VI., Calixtus III., Clemens VII., Clemens VIII., Eugen IV., Gregor XIII., Hadrian VI., Innocenz VIII., Julius II., Julius III., Leo X., Martin V., Nikolaus V., Paul II., Paul III., Paul IV., Paul V., Pius II., Pius IV., Pius V., Sixtus IV., Sixtus V., Urban VIII. ſ. unter den Namen der einzelnen Päpſte.
Papſttum 128, 130, 134, 159 f., 174, 192 ff., 522 f., 611 ff.
Paraguay, Südamerika . . . 48
Paramaribo in Guayana . . 94
Parana in Mittelamerika . 48
Parentuccelli, Architekt . . 160
Paris 53, 76, 81, 125, 129, 134, 419, 435, 461, 503, 565 f., 568, 570 ff., 580, 582, 584 ff., 593, 603 ff., Abb. 607, 609, 621 ff., 625
Pariſer Bluthochzeit ſ. Bartholomäusnacht.
Pariſer Friede 78, 112
Pariſer Univerſität 200, 359, 418
Parlament, engliſches 85, 93, 368 ff., 465, 526, 556, 562, 579, 597
Parlamente, franzöſiſche . . 626
Parma 182, 376, 388, 532 ff., Abb. 532, 579, 582, 584 f., 622
Parr, Katharina, Gemahlin Heinrichs VIII. von England . . . . Abb. 371
Parry, Polarfahrer 60
Parſen, Religion der . . . 114
Pascal, Philoſoph 628
Paſſau . . . . 398, 434 ff.
Paſſauer Reichstag 429
Paul III., Papſt 176 f., 406, 475
Paſſy, Religionsgeſpräch zu 566
Paul II., Papſt 222
Paul III., Papſt 176 f., Abb. 178, 182, 276, 354, 358, 375 f., 381, 386, 388, 390, 418, 529
Paul IV., Papſt 359, 420, 521, 529, 612
Paul V., Papſt 612
v. Paula, Theologe 626
Paulet Amyas, Kerkermeiſter der Maria Stuart Abb. 563, 579
Paulet, Karl, Finanzrat . . 603
Paulus . . . 153, 177, 275, 332
Pavia . 146, Abb. 323, 324, 356
Pazifikation v. Gent . . 551 f.
Pazzikapelle . . . 150, Abb. 152
Pazziverſchwörung 158
Peele, engliſcher Dramatiker 596
Pegolotti, Reiſender 13
Pegu in Hinterindien . . . 93
Peivre, franzöſiſcher Gouverneur 77
Peking 68
Pelzhandel . . 52, 81, 100, 113
Penn, Quäker 98
Pennſylvania 98
Perez, Staatsſekretär . . . 552
Pernambuco, Südamerika 33, 69 f.
Perretti ſ. Sixtus V.
Perriſſin, Kupferſtich von Abb. 565, Abb. 567
Perſien 12, 32 f., 56, 77, 88, 542
Perſiſches Meer 112
Peru 37, 48, 51, 85, 590, 621
Perugia in Italien . 146, 158
Peruzzi, Architekt . . Abb. 169
— Piazza 140
Pescara, Kaiſerl. General 177, 324
Peſcherähs auf Feuerland . 45
Pet, Polarfahrer 56
Peterskirche Abb. 160, 170, Abb. 177, 225, 228, 231
Petrarca 119 f., 128, 133 ff., 150, 156, 168, 171, 174, 185, 208 ff., 212 f., Abb. 213, 216, 248 f., 273, 275, 278, Abb. 307
Petroleum 114
Petrus 192, 365
Petſchora, aſiatiſcher Fluß 54
Peutingerſche Tafel 6, Abb. 7
La Peyrouſe, Entdecker . . 100
Pfalz 352, 400, 430, 432, 434, 441 f., 444, 446, 451 f., 454, 456, 459, 461, 470 f., 476, 496, 499 f., 508, 510, 513, 553, 568, 573
Pfalz-Neuburg 430, 434, 438, 609
Pfalz-Zweibrücken . . . 430, 434
Pfalzer Kurfürſt 325
Pfalzgraf Friedrich 288
Pfeffer . . . . 19 f., 39, 63, 105
Pfeiffer von Niklashauſen . 207
v. Pflug, Julius, Theologe 392
Philadelphia 98
Philipp, Kapitän 100
Philipp von Aſturien . . . 615
Philipp von Baden 318
Philipp von Heſſen 287, 295, 297, 318 ff., 326, 330 f., Abb. 331, 337, 339, 346, 350 f., 356, 373 f., 380 ff., 394 ff.
Philipp II., König von Spanien 34, 45 f., 48, 62, 372, 380, 521 ff., Abb. 523, 560, 562 ff., 566, 569 f., 573 ff., 584 ff., 590, 592 f., 624
Philipp III., König von Spanien 434, 438, 452, 592, 606 ff.
Philipp IV., König von Spanien . . . . . 620 f., 624
Philipp IV., der Schöne, von Frankreich 200
Philippinen 45 f., 48, 63, 93
Philoſophie 125, 157, 213, 242
Phöniker . . . . 4 f.
Piacenza in Italien . 376, 388
Picardie in Frankreich 360, 622
Piccolomini ſ. Pius II. 160, 496, 503, 505, 623
Piemont . . . . 611 f.
Pienza, Stadt in Italien . 162
Pierre de la Grand, Seeräuber 78
Pierre, Jack, Verſchwörung des 442, 460
Pieterszon, holländ. Kaufmann 69
Pietismus 410
Pigafetta, Pilot . . . . . 45 f.
Pignerol, Alpenfeſtung . . . 620
Pillau 108
Pilon, Maler 584, Abb. 604, 605
Pilſen 447, 452, 496
Pineda, Entdecker 37
Pinturicchio, Maler Abb. 163, Abb. 166
Pinzon, Brüder 24, 43
Piombino, Reichslehen . . . 438
Pirkheimer, Charitas, Aebtiſſin 292
Pirna, Verhandlungen in . 500
Piſa 122 f., Abb. 127, 130, 132, 142, 146, 160, 166 f., 185
Piſano, Niccolo, Abb. 123, 150
Piſtoja in Italien 128, 142, 166
Pitt, William 82, 92
Pitti, die 145
Pius II., Papſt 160, 162, Abb. 163
Pius IV., Papſt 359, 386, 612
Pius V., Papſt 359, 544, 545, 562, 612 f.
Pizarro, Franz, Eroberer Perus 37, 41 ff., Abb. 41, 48, 106, 113
Plancius, Kartograph . . . 57
Planitz, Hans von der 288, 290, 294
Plantagenet, Haus 598
Plaſſey, Schlacht bei 90
La Plata 37, 43, 46, 48, 105
Plathon Gemiſthos 153
Platina . . . . 164 f.
Plato 120, 153 f., 156, 179 f., 213
Plautus 242
Pleißenburg 491
Plinius 54
Plymouth 85
Plymouther Kompagnie . . 96
Po 160, 166, 474
Podor 76
Poggio Bracciolini . . 150, 162
Poitiers Sieg von 527
Pole, Kardinal 370
Polen 104, 296, 351, 392, 441, 465, 471, 475, 476, 479, 481, 502, 505, 593, 622
Polenta, Guido 129
Poliziano 156, 185
Polo, Marco Abb. 12, Abb. 13, 23, 28, 162, 181
Polyneſien 45, 113
Pommern 108, 480, 481 f., 487, 500 f., 503, 510
Pomponius Laetus 164
Ponce de la Fuente, Domherr v. Sevilla 531
Ponce de Leon, ſpaniſcher Dichter 589
Pondichery . . . . 77 f.
Pont de Cé, Schlacht bei 615
Pontificale Romanum Abb. 195
Popayan, Amerika 48
Porl, Geograph 69
Porta, Fra Bartolomeo della 168
Portinari, Beatrice, Geliebte Dantes 128
Portland 98
Porto Rico 36
Portugal 16 ff., 31 ff., 112, 420, 423, 574, 576, 587, 608, 624
Portugieſiſch-ſpaniſche Entdeckungsperiode . . 16 ff., 111
Porzellane 114
Potoſi, Silberminen 50
Pouſſin, Nicolas, franzöſ. Maler 628
Prädeſtination 361
Prag 436 ff., Abb. 437, Abb. 439, 442, 445 ff., 448 f., Abb. 450, 452, 456, 458, 487, Abb. 488, 490, 500, 621
Prager Friede . . . . 500 f.
Prager Univerſität . . 435, 451
Pragmatiſche Sanktion . . . 446
Precieuſes 627
Preßburg 445, 451, 467
Presbyterialkirche, ſchottiſche 561
Preſſe 250, 291
Pretſanto, Inſel 22
Preußen 107 f., 351, 372, 396, 510
Prierco, Mazzolini von . . 232
Prieſterehe 384, 393
Prieſterweihe . . . . . Abb. 195

Primat 233, 365
Prieſterſeminar 562, 626
Priorato, Biograph Wallenſteins 458
Proteſtantiſche Wiſſenſchaft 276
Proteſtation 330, 337
Provence 128, 133, 136, 167 200, 418, 584
Providence 94
Ptolemäus 6, 17, 28
Puertorico 26
Pulci, Luigi 156
Pulver . . . . 425 f.
Pulverſchwörung 598, Abb. 599
Punier 120
Punt, Weihrauchland . . . 4
Puritaner 98, 556 f., 579, 597
Pyramidentempel 39
Pythagoras 6
Pytheas aus Maſſilia . . 5

Quäker, Sekte 98
Quattrocento . . . . . . 148 f.
Quazwini, Geograph . Abb. 11
Quebeck . . . 53 f., 81 f., 605
St. Quentin, Schlacht bei . 527
Queſada, ſpaniſcher Gouverneur 48, 106
Queſtenberg, Kaiſ. Kriegsrat 487
Don Quichote (Cervantes) 418, 589
Quito, Südamerika 42, 48, 106

Rabelais, franz. Satiriker . 605
Raffael, Santi, Abb. 167, 168 ff., 170 ff., Abb. 172, Abb. 173, Abb. 179, 180, Abb. 193, Abb. 197, Abb. 209, 210, Abb. 211, Abb. 259, 588
Rakoczy, Fürſt von Siebenbürgen . . . . . . 491, 505 f.
Raleigh, Sir Walther 85 ff., Abb. 86, 94, 96, 564
Rakonitz in Böhmen . . . 447 f.
Rambouillet, Vertrag von . 627
Raſchin, Jaroslav von 487, 491, 494
Rat der Unruhen, Abb. 539, 540, 550
Ratibor 456
Ratzeburg 429
Räuberinſeln 45
Raule, Benjamin, Holländer, kurbrandenburgiſcher Admiral 108, 110
Ravaillac, Franz, Mörder Heinrichs IV von Frankreich 435, 609, 613
Ravenna 129, 167
Ravensberg 438
Ravenſtein 438
Recht, römiſches . . . 138, 515
Rechtfertigungslehre 387 f., 392 ff., 529
Reformation . 154, 177, 189 ff.
Reformation Kaiſer Sigmunds 306
Reformen der Kirche 386
Reformkommiſſion, päpſtliche 418
Reformkonzilien ſ. Konzilien.
Regensburg 294, 303, 320, 324, 350, 380, 420, 434, 544, 456, 489, 495, 502 f.
Regensburger Reichstag 476 ff.
Reggio, Stadt in Italien . 142
Regiomontanus, Johannes Müller aus Königsberg 16, 18
Regnier, franz. Satiriker . 605
Reichshofrat . . . 430, 499, 510
Reichskammergericht . . 406, 510
Reichsregiment 289 f., 294, 297
Reichsritterſchaft 495
Reichstag zu Augsburg 342 ff., 348, 350, 391 ff., Abb. 391, Abb. 393, 399, 402 ff.
Reichstag zu Mainz 303
Reichstag zu Nürnberg 289, 294
Reichstag zu Speier, 1. Reichstag 295, 304, 324ff., 330, 2. Reichstag 330 ff., 337, 398, 3. Reichstag 352 ff., 373 ff., 398
Reichstag zu Worms 236, 283 ff.
Reims 562, 565
Reis 68, 174
Reislaufen 335
Religionsfriede, Augsburger, 404 ff., 411 ff., 418, 429 ff., 433, 480, 482
Religionsfriede, Nürnberger 350 ff., 390
Reliquien 216, 235
Rembrandt 71
Renaiſſance 14, 191, 204 ff., 207 ff., 212 ff., 220, 248, 263 f., 328 f., 358, 417 f., 486, 516, 568, 605
Rendsburg 470
Reichenberg, Stadt in Böhmen 458, 512
Reſtitutionsedikt 475, 480, 500
Requeſens y Zuñiga, Statthalter der Niederlande, Nachfolger Albas 550
Réunion, Inſel im indiſchen Ozean 76
Revolution von 1525 . . 297 ff.
Revolution, franzöſiſche 308, 410, 412, 612, 615, 625, 628
Reyſer, Hiſtoriker des 18. Jahrhunderts 513
Rha (Wolga) 54
Rhein 75, 352, 384, 476, 486 f., 491, 494, 496, 502 ff., 509 f., 621 f.
Rheinfelden, Schlacht bei (1638) 622
Rheinpfalz 352
Rhipäen, Gebirgswall in Rußland 54
Rhode Island 98
Rhone 576
Riario, Kardinal 164
Ricaud, Prediger zu Lyon . 570
Riccio, David, Sekretär Maria Stuarts 560, Abb. 563
Richelieu, Kardinal, Miniſter Ludwigs XIII. 74 f., 78, 80, 112, 460, 466, 475, 496, 499 ff., 501 ff., 505 ff., 609, 614 ff.
Riebeck, Dr., Arzt 68
Riehl, Dr., bayeriſcher Geſandter 496
Rienzi, Cola di, Volkstribun 160, 212 f.
Rigveda 3
Rimini 152, 179
Rinuccini, Ottavio, ital. Komponiſt 611
Ritterorden, deutſcher . . . 104
Ritterſchaft 257, 278
Robbenfang 58, 60
Robin, Urbild des Robinſon 96
Robinſon Cruſoe 96
Robſart, Amy, Gemahlin Lord Leiceſters 557
Robuſtello, Jakob, Urheber des Veltliner Mordes . . 460
Rocheſter, Bistum 370
La Rochelle, franz. Feſtung 569 f., 616, 618 f.
Rocky Mountains, Gebirgskette in Nordamerika . . 81
Rodriguez 77
Rohan, Herzog von 466, 618, 622
Roland 156
Roldan, Francisko, Befehlshaber unter Kolumbus . . 27
Rom 120, 123 f., 129 ff., 138, 141, 150, 153, 159 f., 162, 164, 167 f., 170 ff., 174 ff., 178, 182, 184, 192, 199, 222, 250, 326 ff., Abb. 327, Abb. 329, 358f., 534, 610 ff.
Romanen 224 f., 354, 417 f., 565, 573
Romantik 186, 410
Römiſche Kirche . . . . 192 ff.
Römiſches Recht 138, 304, 470, 515
Ronſard, Pierre, franz. Dichter 554, 605
Roſenberg, Franz Orſini von, Miniſter Leopolds I. 435
Roſenplüt, Hans, Nürnberger Dichter 300
Rosny ſ. Sully
Roß, James, Südpolfahrer 60
Roſſeus, Jeſuit 613
Roſſi, ital. Adelsgeſchlecht . 128
–, Kardinal . . . . Abb. 172
Roßlau, Schlacht bei 465
Rotenburg a. d. Tauber 307, 320
Rotenhan, Sebaſtian von, Befehlshaber im Bauernkriege 289
Rotes Meer . . . . . 31 f., 112
Rotterdam 578
Rouen 78, 580, 585, 604
Rovere, Giuliano della, ſ. Julius II.
Royal Exchange 564
Royal, Port 80
Rubens, Petrus Paulus, Abb. 577, 618
Rucellai, ital. Adelsgeſchlecht 145
Ruchamer, Nürnberger Arzt 30
Rudolf II., deutſcher Kaiſer 430, Abb. 431, 435 ff., 552, 592, 609
Rudolfszell 30
Ruppa, Wilhelm von . . . 440
Ruprecht von der Pfalz, deutſcher Kaiſer 146
Rußland 10, 13, 54
Ryp Jan Concliszon, niederländiſcher Entdeckungsfahrer 58
Ryswyck, Friede zu 112

Saalfeld, Bündnis zu . . . 346
Sachalin, Inſel 102
Sachs, Hans, Abb. 292, 293, 596
Sachſen, Albertiniſches 226, 324, 351, 377 ff., 394, 400, 433, 444 ff., 451, 456, 476, 480, 482, 488, 490 ff., 494, 496, 499 f., 502, 514
Sachſen, Erneſtiniſches 293, 324, 345, 377 ff.
Sachſen, Auguſt von, Kurfürſt . . . . 405 f.
Sachſen, Kurfürſt, Moritz von . . . . Abb. 397
Sadolet, Kardinal . . 174, 176
Sagan, Herzogtum in Schleſien 487, 490
Sagres, Feſtung in Afrika . 175
Sahara 6
Sainte Adelgonde, niederländiſcher Proteſtantenführer 536
Saint Germain en Laye, Vertrag von 502
Saint = Sulpice, Kongregation von 626
Sakramente 196, 258, 338 ff., 392
Sakramentierer 404
Sakramentskirche 202
Säkulariſationen 295, 308, 370 f., 392, 400, 405, 475 f.
Salerno, Stadt in Italien 121 f.
v. Sales, franzöſ. Theologe 626
la Salle, franz. Koloniſator 81
Salmeron, ſpan. Jeſuit 419 f., 613
Salons, franzöſiſche . . . 627 f.
Salpeter, Handel mit . . . 68
Salutati, Staatskanzler von Florenz . . . . . . 140 f., 174
S. Salvador, Kl. Antillen 24
Salvador, Fort, auf Formoſa 68
Salz 62, 110, 146
Salzburg . . . . . . 294 f., 308
Salzburger Erzbiſchof . . . 294
Sambre, Fluß in Belgien . 552
Samudrin von Kalikut, in Indien . . . . 31 f.
Sancerre, franzöſiſche Stadt 570
Sandwichinſeln, Südſee . . 100
Sanſkrit 114
Sanſovino, Florentiner Künſtler 182
Santa=Cruz, Admiral . . . 580
Saragoſſa 46
Sarajewo, Stadt in Bosnien 467
Sarazenen 120
Sardinen 123, 525, 529
Sarpi, Servitenprovinzial . 612
Sarto, Andrea del, italieniſcher Maler 170
Saſſafras, Einfuhr von . . 96
Saunderſon, engl. Kaufmann 58
Savona, Stadt in Italien 22
Savonarola, Girolamo Abb. 158, 158 f., 168 f., 174, 176 f., 217, 362
Savoyen 441 f., 445, 447, 452, 460, 474 f., 502, 527 f., 576, 584, 600, 609, 611, 613, 616, 620, 622 ff.
Savoyen, Emanuel von . . 442
Scala, Cangrande della, Reiterbild von . . . Abb. 141
Scaliger in Verona 142, 146, 605
Schärtlin, Sebaſtian, von Burtenbach, Landsknechtsführer 327
Schat=el=Arab, Mündung des Euphrat 5
Schelde 62, 452, 578
Schenkung Konſtantins 162, Abb. 211, 212
Schernembl, öſterreichiſcher Adliger 435, 443
Scherweiler, Schlacht von . 320
Scheuerl, Doktor Chriſtian 428
Schiedam in Holland 548
Schießpulver . . . . 425 f.
Schifanoja, Palazzo in Ferrara 180
Schisma 159, 200
Schleſien 352, 435, 439, 445, 449, 456 f., 461, 466 f., 481, 486, 491, 494 f., 506, 510, 513
Schleſiſche Dichterſchule . . . 516
Schleswig 295, 352
Schlettſtadt im Elſaß . . . 302
Schlick, Hofkriegsratspräſident 440, 495
Schlieff, Oberſt Wallenſteins 496
Schmalkaldener Krieg 295 344 f., 348 ff., 351 ff., 372 ff., 376 ff., Abb. 376, 395, 406
Schmuggel . . . . . . 69, 78 ff.
Schogun, Japaniſcher Fürſt 66
Scholaſtik 125, 129 f., 140, 153 f, 177, 213, 269, 272, 274 f., 332, 339 f., 384, 410 419
Schomberg, Marſchall . . . 620
Schöner, Kartograph . . 30, 46
Schop, niederländ. Statthalter 69
Schottland 8, 88, 94, 367 f., 557 ff., 564, 582, 598
Schütt, Donauinſel 456
Schwaben 122, 153, 426, 470, 472
Schwäbiſch=Hall 435, 609
Swäbiſcher Bund . 318 ff., 320
Schwarmgeiſter 287
Schwarzenberg, Hans von, im Reichsregiment . 289, 508
Schwarzes Meer 54
Schwarzwald . . . . 304, 306 ff.
Schweden 70, 77, 101 f., 108, 372 f., 423, 441, 461, 474, 479 ff., 481, 495 ff., 499 ff., 501 ff., 505 ff., 508 ff., 510 ff., 620
Schwediſch=polniſcher Krieg . 108
Schweinfurt 320
Schweiz 278, 290, 300, 302, 331 ff., 366 f., 566, 568, 576, 609
Schweizer Bauern, Abb. 268
Schweizer Reformation . . . 275
Schwendi, Lazarus, Feldhauptmann 426
Schwenkfeld, Reformator . 341
Schwyz . . . . 335 f.
Sebaſtian, König von Portugal 574
Sedan 625
Seeland 62, 548, 550, 551, 573
Seemacht, deutſche 472
—, engliſche 574
—, holländiſche 608
Seeraub . . . 9, 78 ff., 85, 564
Seeweg nach Indien . . . 423

Segovia, Luſtſchloß zu . . . 536
Seide 68, 114, 574, 604, 606
Sektentum 220, 404
Selbſtverwaltung . . . 50, 96
Selim II, Sultan 542 ff., 544
Selkirk, Urbild des Robinſon 96
Seneca 23, 138, 216, 516
Senegal, Fluß in Afrika 76, 93, 110
Senegambien 76, 78
Senlis, Schlacht bei 582
Seraphicus, Doktor, ſ. Bonaventura.
Serica, Turkeſtan 5
Servet, Hinrichtung von 364
Sevilla 26, 41, 50, 105 f., 107, 324, 356, 530 f., 574, 588
Seymour, Lord 554, 580
Seymour Jane . . . . Abb. 371
Sforza, Herzog von Mailand 148, 154, 168
Shakeſpeare . . 84, 86, 96, 596
Sheridan, engl. Parlamentarier 93
Siam 32, 66, 77, 93
Sibirien . . . 13, 100, 111, 113
Sickingen, Franz von 278,
Sidney 100, 596
Abb. 279, 521
Siebenbürgen 348, 372, 437, 467
Siebenjähriger Krieg 81
Siena 130, 146, 162, 166, 177, 613
Siena, Catherina von . . . 154
Sierra Leone in Afrika 5, 94
Sievershauſen, Schlacht bei 400
Sigmund, Kaiſer 306
Signorelli, ital. Maler . . 158
Signorie von Florenz 141 ff., 168
Silber 14, 50, 105, 114
Silberflotten . . . 51, 590, 621
Silveſtri, San auf Montecavallo 177
Silvio, Enea, Papſt Pius II. 23, 28
Simonie 328
Simpliciſſimus von Grimmelshauſen 514, 516
Sindelfingen, Schlacht von 320
Singapore 32
Sinnamarie, in Guayana 94
Sismondi, Simonde dei . . 186
Sittenzucht, kirchliche 362 ff. 411
Sixtiniſche Kapelle 164, 170 f. 176 f., 186
Sixtus IV., Papſt 164, Abb. 165, 167, 222, 228
Sixtus V. Abb. 161 f., 521, 576, 580, Abb. 611, 612
Sizilien 120 ff., 126, 166, 358, 525, 529
Skandinavien 9, 13, 354
Sklaven 50, 76, 93 f., 96, 105, 110, 112 f.
Sklavenhandel 564
Skorbut 58, 102
Slavata, Kaiſ. Rat 435, 440, 457
Smeerenberg, holländ. Stadt 58
Smidt, Erik, däniſcher Entdecker 101
Smiritzky, Palais in Prag . 440
Smith, engl. Entdecker . . . 59
Soderini, Pier 174
Soeſt 515
Soibir, Tatarenreich . . . 101
Soldheere, italieniſche . . 146 ff.
de Solis, Entdecker 37, 43, 48
Solothurn in der Schweiz 335
Somaliküſte in Afrika . . . 4
Sonnentafeln 18
Sophokles 113
Sorbonne, Pariſer Univerſität . . . . 359 f. 418 f.
Soto, Beichtvater 375
de Soto, ſpan. Entdecker . . 37
Soubiſe, Hugenottenführer 466, 618
Southampton-Inſel 60
Sozialismus 207, 300 ff., 308
Sozialismus, theokratiſcher 41, 315
Spa, Bäder von 585
Spalatin, Hofkaplan Georg 236, 248, 250, 276, Abb. 285, 286
Spalato, Stadt in Italien 467
Spanien 17, 22, ff., 36 ff., 62, 112, 125 f., 138, 167, 180, 236, 282 ff., 296, 324 ff., 328 ff. 346, 355 ff., 360, 372 f., 376, 387 ff., 417 ff., 438, 441, 446, 451, 454, 459, 467, 471, 474 ff., 522 ff., 530 f., 562 ff., 568, 582, 586, 590, 593, 597 f., 606 ff. 613 ff. 620 f., 623, 628
Spaniſch-portugieſiſche Entdeckungsperiode (1492 bis 1598) . . . . 16 ff., 111
Speier 289, 295, 297, 301 f., 318, 341 499
Speierer Reichstag 304, 324 ff., 330, 337, 352 ff., 373 ff., 398
Spengler, Nürnberger Ratsherr 285
Speratus, ſchwäbiſch, Dichter 291
Spezereien . . . 14, 20, 62, 253
Spinola, ſpan. General 438, 451, 454, 608, 621
Spinoza 427
Spitzbergen 58
Spitzbogen 9
Spitzenfabrikation . . 533, 564
Spoleto, Stadt in Italien 146
Spree 504
Squarcione von Padua . . 150
Staatsrat, niederländiſcher 538, 550
Stadtlohn, Schlacht bei . . 460
Stallmann, Kanzler 481
Staufer 192
Staupitz, Generalvikar, Johann von 234, 266
S. Stefano, Ort in Italien 148
Stefano, Tommaſo di, ital. Maler 144
Steier, Steiermark 430
Steiermark . . . 302, 308, 445 f.
Steinau, Schlacht bei . . . 495
Steller, Polarfahrer 102
Sterbohol, Bündnis von . . 431
Sternberg, Adam v., Burggraf 440
Stettin 108, 480
Steuern, kirchliche 226
Steuerweſen der Curie . . . 160
Stichlinger Bauern 304
Stiftungen, fromme 216
Stoa 213, 548
Stobnicza, Kartograph . . . 30
Strabo 6, 17
Strafrecht 394
Stralſund 474, 501
Straßburg 290, 330 f., 337, 344 f. 434 f.
Strozzi, Florentiner Familie 145, 574
Stuart 368, 504, 557 ff., 594 ff.
Stuttgart 305, 517
Suarez, ſpan. Jeſuit . . . 613
Südafrika 111
Südamerika 26, 43 ff., 46, 69
Sudan 5, 13
Sudetenländer 431, 437
Südſee 46, 59
Suezkanal 4, 75
Suleiman II. 348 ff., 542 ff.
Sully, franzöſiſcher Miniſter 424, 602 ff.
Sultan von Goa 20
— von Indien 31
— von Melinde 19
— von Myſore 92
Sulzdorf, Schlacht bei . . . 320
Sumatra 33, 88
Sundainſeln 9, 63, 68, 88, 111, 608
Sunda-See 45
Sundgau 508
Supremat 556
Suprematsakte . . . . . 368 ff.
Surat, in Indien 77, 88
Surinam, in Südamerika 70
Synode von Konſtanz 200
Syphilis, Verbreitung der . 113

Tabago, Kl. Antillen 94, 110
Tabak 43, 86, 96, 98, 114, 564
Tabin, Kap, Nordſpitze Aſiens 51
Tabor in Böhmen . . 447, 452
Tabula Peutingeriana . . . 6
Taccarary 108
Tacitus 618
Tafelbai in Südafrika . . . 94
Tafelberg in Südafrika . . . 18
Tagalen auf den Philippinen 93
Tahiti in der Südſee . . . 98
Tajo 104
Taktik 426, 480, 486
Tanais, (Don) 54
Tanaro, Fluß in Oberitalien 474
Tanger, in Marokko . . 9, 564
Tapayos, Indianerſtamm . 70
Taprobane (Ceylon) 5
Tasman, holländ. Seefahrer 61, 69, 100, 113
Tasmanien in Auſtralien 69, 100
Taſſo, Torquato . . . 181, 610
Tataren 162, 181
Tavannes, Marſchall von . . 569
Taxenweſen der Kurie . . . 160
Tee 68, 88, 114
Telegraph 114
Telephon 114
Teniers, holländ. Maler . . 618
Teocalli, mexikaniſche Pyramidentempel 39
Terborch, Gemälde von Abb. 509, Abb. 511
Termes, Marſchall von . . . 527
Ternate in Indoneſien . . 45
Territorialismus 295 f., 298 f., 322, 394 ff., 404 ff.
Territorialrecht . . . . 424 ff.
Territorialverfaſſung . . 425 ff.
Tertzky, kaiſerl. General 496, 498
Teſſin, ſchweizer Kanton 512
Tetzel . . . 228, 232, Abb. 233
Texas in Nordamerika . . . 81
Texel in Holland . . . 57, 62
Theatiner, Orden der . . . 521
Theis, Fluß in Ungarn . . 506
Themſe 85, 515
Theokratie 194, 311, 315, 334 f. 337, 344, 366
Theologie 153, 213, 244, 253, 269, 274, 359 ff., 370, 384, 387, 408 ff., 418
Theſen . . . 225 ff., 230 f., 244
Thomar, Beſchluß zu . . . 574
St. Thomas, kleine Antillen 77, 101, 110
Thomas von Aquino . 125, 129
San Thomé, Inſel Oberguineas 69
Thonradl, Herr von 443
Thou, Auguſt de, Parlamentsrat . . . . . 605, 624 f.
Thule 5
Thüringen 284, 307, 310 ff., 316, 318, 321
Thüringer Wald . . . . . 240 f.
Thurn, Matthias, Proteſtantenführer 435 ff., 438 ff., 443, 446 ff., 458, 487, 491, 494 f.
Thurzo, Graf, ungariſcher Proteſtant 445
Tidore, Indoniſien 45
Tiepolo, italieniſcher Maler 184
Tilly 448, 452, 454, 460 ff., Abb. 462, 464, 466, 470 ff., 474, 482, 486 ff., 489, Abb. 489, 505
Timbuktu, Stadt in Afrika 9, 76
Timofejew, Koſakenhetman 101 f.
Timor in Indoneſien . 45, 68
Timorlaut, Entdeckung von 69
Tintoretto, italien. Maler 184, 611
Tirol 290, Abb. 305, 308, 398, 438, 441, 443, 460, 510, 516
Tizian Abb. 178, 182 ff., Abb. 183, Abb. 281, Abb. 381, Abb. 385, Abb. 389, 523, 588, 611
Tobolſk, Stadt in Sibirien 102
Tocuyo in Venezuela 106
Toledo, Stadt in Spanien 530, 606
Tolomei, Lattanzio 177
Toloſa, Lizentiat 107
Tomſk 102
Tongking 93
Tordeſillas, Vertrag 25 f., 28, 46
Torgau, Vertrag von . . . 482
Torgauer Bund 324
Torres 69
Torresſtraße 100
Torſtenſon, ſchwediſcher General im dreißigj. Kriege 505
Tortuga, Inſel (Mittelamerika) . . . . . 78 ff., 98
Toscanelli, Paolo, italien. Gelehrter 13, 24
Toskana 123, 125 ff., 130, 138, 166, 182, 601, 609, 611, 613
Toul 396, 508, 528
Tower, Gefängnis in London 554
Trafalgar, Schlacht bei . . 112
Trautmannsdorf, Kaiſerlich. Geſandter 508
Trebin, Kap 102
Trecento 149
Trichinopolis 77
Trient, Kardinal von . . . 352
Trienter Konzil 177, 375 ff., 384 ff., Abb. 385, 420, 429, 521, 576, 626
Trier 400, 621
Trinidad, Kl. Antillen . 26, 98
Triumvirat 566, 568
Trivulzio, Gian Jacomode, Condottiere 428
van Tromp, holländ. Seeheld 623
St. Trond 538
Troubadours . . . 126, 135 ff.
Trüffel 86
Tſchechen . . 202 ff., 438, 450 f.
Tſchernambl 445
Tſchirikow, ruſſ. Polarfahrer 102
Tübingen 517
Tuchinduſtrie . . 62, 525 f., 564
Tucuman 48
Tudors 104, 525 ff., 560, 594 ff.
Tuilerien, Schloß in Paris 584, 605, Abb. 607
Tulpenſchwindel . 71, Abb. 73
Tumulto dei Ciompi 145
Tunis 356, Abb. 357, 545, 606
Turenne, Henry de la Tour d'Auvergne, Marquis de 504
Turin 624
Türken 14, 16, 103 f., 152, 162, 238, 283, 288, 323, 329, 337, Abb. 346, Abb. 347, 348 ff., Abb. 349, 354, 373 ff., 381, 398, 428, 430 f., 436, 460, 463, 491, 525, 542 ff., 613
Türkiſche Handelsgeſellſchaft 564
Tyrnau, Vertrag von 437, 467

Uberti, Farinata degli . . 128
Ugriſche Pforte 57
Ulm 290 f., 330 f., 345, 398, 426, 434, 447
Ulrich, Herzog von Württemberg 302, 351
Umbrien 170
Ungarn 290, 296, 337, 348 ff., 367, 372 f., 430 ff., 437, 446, 462 ff., 467, 491, 494, 504, 506, 542
Union, proteſtantiſche 432 ff., 436 ff., 441, 444 f., 447, 451, 609
Union von Brüſſel 552
Univerſitäten . . 253, 470, 556
Univerſität Cambridge . . . 370
—, Erfurt . . . . . 234, 272 f.
—, Köln 420
—, Leiden 550
—, Löwen 540
—, Paris . . . 200, 359 f., 418
—, Prag 435, 451
—, Wittenberg . . . 234, 266 f.
Unruhen, Rat der, Abb. 539, 540, 550
Unterhaus 93
Unterwalden 335
Ural 54
Urban VIII., Papſt 477
Urbino, Stadt und Herzogtum in Italien 142, 168, 172, 179 f., 238, 611

Uri, einer der vier Urkantone 335
Urkantone 335 ff.
Uſedom 480
Uſſelius, holländiſcher Großunternehmer 69
Utrecht 282, 548
Utrechter Friede 50
Utrechter Union 573, 608 f.

Vadianus, Kartograph 30
Valdes, Fernando, Erzbiſchof von Sevilla 530
Valdivia 48
Valencia 356, 588, 613
Valenciennes, Stadt in den Niederlanden 538
Valette, de la, Kardinal 619, 621
Valla, Lorenzo, italieniſcher Philolog 162, 212
Valladolid 28, 356, 530 f.
Valleggio, Schlacht bei 486
Valois 128, 167, 418, 545 f., 560, 566, 570, 572, 576, 582, 584, 600
Valromay (Savoyen) 609
Vanille 39, 77
Vargas, Juan de, Richter des „Blutrats“ 540, 588
Vaſari, ital. Künſtler 169, 186
Vasco da Gama, ſ. Gama
Vaſſy, Blutbad von 568
Vatikan 178
Vatikaniſche Bibliothek 160
Vatikaniſches Konzil 201, 386
Vaudreuil, Marquis von 82
Vecchio, Palazzo Abb. 133
Velasquez, Diego 37 f., Abb. 591
Venedig 12, 14, 20, 32, 103, 123 f., 146, 150, 152, 162, 164, 166 f., 178 ff., 184 ff., 250, 324, 337, 373, 419, 423, 426, 441 f., 445, 460, 486, 507, 544, 545, 588, 604, 609, 611 ff., 616, 618
Venezuela 37, 48, 94, 105, 107
Vera Cruz 37 ff.
Veragua 28, 37
Verde, Kap und Inſelgruppe 17, 25, 45
Verdun 396, 451, 508, 510, 528
Vereinigte Staaten 45, 96, 98
Verfaſſung, kirchliche 365 f.
Vergil 138, 242
Verme, Jacopo del, ital. Heerführer 146
Verona 138, 142, 170, 182
Veroneſe, Paolo, ital. Maler 184, Abb. 186, 611
Verrazzano, Giovanni da 53 f.
Verrocchio, Andrea, ital. Bildhauer, Abb. 147, 150, 182
Verſailles 82
Vertrag von Paſſau 398 ff.
Vervins, Friede von 592, 600
Veſalius, berühmter Arzt 545
Veſper, ſizilianiſche 133
Veſpucci, Amerigo Abb. 29, 30, 37, 43, 104
Veltlin 460 f., 496, 616, 619
Vendôme 619
Vicentino, Andrea, Maler Abb. 543
Vicenza, Schlacht bei 426
Vickow, erſte Gattin Wallenſteins 457
Viehzucht 514
St. Viktor 125
Villani 130
Villega, ſpaniſcher Gouverneur 107
Villeroy, franz. Staatsmann 602
St. Vinzent 17
Vincenz v. Beauvais 125
Virdung, Paul, Aſtronom 457
Virginia 85, Abb. 95, 96, Abb. 97, 98, 564
Visconti 145 ff.
Visconti, Pietro 13
Vitry, Kapitän 615
Vlämen 533, 618
Vliſſingen 548
Vogelweide, Walter von der, Minneſänger 206
Voiture, franz. Dramatiker 627
Volgare 126, 129 ff., 133 ff., 140, 152, 156
Volkslied 291
Voltaire, franz. Satiriker der Aufklärungszeit 82
Vondel, Jooſt van, niederländiſcher Dichter 618
Vorarlberg 460
Vorbehalt, geiſtlicher 406 ff., 429, 510
Vorderindien 66, 111
Vorderöſterreich 304
Vorpommern 510
Vos, de, Stich von Abb. 551
Vulgata 162, 185, 420

Waag 467
Waffenſtillſtand, holländiſcher 608 f.
Waidhaus 452
Waigats-Inſeln 56
Waldburg, Georg von, Truchheß 318, Abb. 319, 433
Waldenſer 612
Waldgeuſen 538 ff.
Waldläufer 80
Waldſeemüller, Martin 30
Waldshut 304, 306, 311, 320
Waldſtätten 335
Wales 556, 596
Walfiſchbai 18
Walfiſche 52, 58, 60, 113
Wallbrüder 252
Wallenſtein, Albrecht von, kaiſ. Generaliſſimus im dreißigjährigen Kriege 428, 452, 457 ff., Abb. 457, 462 ff., Abb. 463, 469 ff., 473 ff., 476 ff., Abb. 478, 489 ff., 493 ff., Abb. 497, 499, 505, 512 ff.
Wallfahrten 217 f., Abb. 219, 230, 261, 429
Wallonen 443, 525, 533, 553
Walſingham, Polizeiminiſter der Königin Eliſabeth von England 579
Wappenpfeiler, portugieſiſche 17 f., Abb. 17
Warner, Thomas, engl. Koloniſator 94
Wartburg 286 ff., Abb. 287, 292, 297, 309, 321
Waſa, Guſtav 104
Waſa, ſchwediſches Königshaus 441
Waſhington 81
Waſſergeuſen 548
Watling-Inſel 24
Waymouth, Entdeckungsfahrer 96
Wehrpflicht 425 ff.
Wehrweſen 425 f.
Weichſel 61
Weimar ſ. Sachſen-Weimar.
Weimar, Johann Ernſt von 466 f.
Wein 62, 68
Weinbau 62, 68, 514
Weinsberg, Blutgericht der Bauern von 317
Weiſe, Chriſtian, Dichter 516
Weißer Berg, Schlacht am 448, 456
Weißes Meer 54
Welfen 378
Wellesley, Sir Arthur, Herzog von Wellington 93
Welſer, Augsburger Adelsgeſchlecht 104 ff.
Weltflucht 275
Weltgeſchichte des Walter Raleigh 85
Weltumſegelung 42 ff., 85
Wenzel, deutſcher Kaiſer, König von Böhmen 146
Werth, Johann v., Heerführer im Dreißigjährigen Kriege 503, 622
Weſel 438, 460, 476, 491
Weſel, Johann von 234
Weſtafrika 111
Weſtfalen 351 f., 459, 502, 505
Weſtfäliſcher Friede 295, 507 ff., Abb. 511, Abb. 513, Abb. 517, 628
Weſtgoten 185
Weſtindien 24 ff., 28, 43, 85, 94 ff., 101, 590
Weſtindienhandel 452
Whydah 94
Wickinger Abb. 8, 8f., Abb. 9
Wiclif, John 202, 256, 301
Wied, Hermann von, Erzbiſchof von Köln 352, 384
Wiedertäufer 404
Wien Abb. 347, 420, 422, 437, 443, 445 f., 452, 458, 460, 468, 471 f., 475, 487, 491, 494 ff., 498 f., 503, 505, 516
Wilhelm, Herzog von Bayern 288
Wilhelm der Eroberer 120
Wilhelm III., König von England 88
Wilhelm von der Mark 548
Wilhelm v. Naſſau-Oranien 534 ff., Abb. 535, 540, 547 ff., 550, 574, 576, 582, 585, 609
Wilhelm von Sachſen-Weimar 454, 460, 482
Willekens, Jakob, holländiſcher Seefahrer 69
William, Fort von Kalkutta 89
Willoughby, Entdecker 54
Wilsnack 218
Wimpfen 454
Winterkönig, Friedrich V. von der Pfalz Abb. 440, 449, 510
Wirtſchaftliche Bewegungen 192, 204 ff., 297 ff.
Wisby 104
Wiſſenſchaft 200, 210 ff., 215, 276
Wittelsbach 346
Wittenberg 225, Abb. 231, 235, Abb. 265, 266, 283, 287 f., 290, 292, 309 f., 312, 331, 354
Wittenberger Univerſität 234, 266 f., 276
Wittingau 435
Wittſtock 502
Wolfe, General im amerikaniſchen Freiheitskriege 81 f., Abb. 83
Wolfenbüttel 352, 378, 400
Wolfenbüttel ſ. Braunſchweig-W.
Wolfgang, Fürſt von Anhalt-Köthen 330
Wolga 54
Wolgaſt 474
Wolle 96, 136
Wollenmanufaktur 606
Wollin, Inſel in Pommern 480
Wolſey, Kardinal, engliſcher Staatsmann 368 ff.
Wolſtenholme, Lord 59 f.
Worms 284 ff., 296, 326, 341 f., 376, 513
Wormſer Edikt 288
Wormſer Reichstag 236, 283 ff.
Wrangel, ſchwed. General im Dreißigjährigen Kriege 505
Wucher 253
Württemberg 302, 307, 320 f., 351, 382, 400, 430, 434, 475 512
Württemberg, Ulrich, Herzog von 337
Würzburg 318, 320, 399 f., 434, 495

Xanten, Vertrag von 438
Xavier, Franz, Jeſuit 419

Yangtſekiang 5
Yankees 98
Yermak Timofejew, Koſakenhetman 161 f.
Ypern (Weſtflandern) 574
Yukatan 37, 47

Zabern, Blutbad von 320
Zablat, Gefecht bei 443, 458
Zaire, ſ. Kongo.
Zambeſi 19
Zamoiski, polniſcher Kanzler 458
Zapolya, Joh. von, Woiwode von 348
Zar Feodor I. von Rußland 102
—, Iwan IV. von Rußland 102
Zaſius, Ulrich, Freiburger Juriſt 270 f.
Zauberei 364
Zechinen, italien. Scheidemünze Abb. 124
Zedernholz 96
Zeelandia 68
Zehngerichtsbund 460
Zehnte, der 306
Zenſur 342
Zentraliſation, franzöſiſche 601, 625
Zentralismus 503
Zerbſt 467
Zierotin, mähriſcher Agitator 434
Zimt 20, 63
Zinn 5, 87
Zins 14
Zinſen 306
Zipangu (Japan) 12, 23, 28
Ziſterzienſerorden 125 f., 132
Znaim, Konferenz zu 489
Zoll 423
Zſitwa Torok, Friede von 431
Zucker 20, 33, 70, 94, 105, 114
Zünfte 206
Zuniga, Balthaſar, ſpaniſcher Geſandter im Dreißigjährigen Kriege 434
Zürich 331 ff., 334 ff., 337, 344, 366
Zutphen, Provinz der Niederlande 550
Zweibrücken ſ. Pfalz-Z. 434
Zwingli 331 ff., Abb. 334, Abb. 336, 346, 361, 366 521
Zwinglianer 404

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Stadt-
bücherei
Elbing

Coll. 25. 8. 1916. P. N.

ROTANOX
oczyszczanie
styczeń 2008

Bibliote
Główna
UMK T

KD.47.4
nr inw. 54